UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Naturgeschichte des Menschen.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von **Friedrich von Hellwald.** Dritte, gänzlich umgearbeitete, wohlfeile Auflage in einem Halbfranzbande. 16 M. 20 Pf.

900 Seiten Text mit ca. 400 ganzseitigen und Textbildern, einem Atlas von 20 Karten und vielen lehrreichen Tabellen.

Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von **Klein** und **Thomé.** 2 Bände, ca. 1200 Seiten Text mit ca. 400 ganzseitigen und Textbildern und mehreren Karten. M. 33.—

An
H4777n

Naturgeschichte des Menschen

von

Friedrich v. Hellwald

Illustriert

von

F. Keller-Leuzinger

Zweiter Band

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten.

11795
5 | 1 | 91

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Afrika 1
Allgemeines 1
Die Völker der Saan oder Buschmänner 11
Die Hottentotten oder Khoikhoin 23
Die Familie der Bantuvölker 41
Allgemeines 41
Die Kaffern 49
Die Tschuanen 66
Die Völker des Sambesibeckens 87
Die Völker des Innern 99
Die Stämme an der südlichen Guineaküste 118
Die Völker des Sudan 139
Allgemeines 139
Die Neger Oberguineas 145
Die Negerbevölkerung Senegambiens 160
Die Fulah oder Fulbe 173
Die Neger des mittleren Sudan 180
Die Bewohner des östlichen Sudan 206
Nordostafrika 231
Die Sahara und die nördlichen Küstenländer 268
Madagaskar 331
Asien 341
Allgemeines 341
Die asiatischen Araber 342
Syrien und Mesopotamien 375
Das Volk der Kurden 394
Die Armenier 401
Die Perser und ihre Nachbarn 408
Die Dardu und ihre Verwandten 432
Die Völker Indiens 440
Die tibetischen Völker 472

Seite
Die hinterindische Halbinsel 482
Malayen und Negritos 507
Die Chinesen 543
Die Koreer 555
Die Bewohner des japanischen Inselreiches 560
Die asiatischen Arktiker 575
Die Völker Nord- und Ostsibiriens 583
Die mongolischen Völker 597
Die Völkersippe der Türken 609
Die Völker des Kaukasus 623
Schlußbetrachtungen 642

Afrika.

Allgemeines.

Nach den Vorstellungen früherer Zeiten war ganz Afrika mit Ausnahme von Aegypten, das man ja allein genauer kannte, von Menschen mit schwarzer Hautfarbe, von Negern, bevölkert. Je weiter jedoch die Entschleierung des geheimnisvollen afrikanischen Innern gedieh, desto mehr erkannte man, daß dasselbe einer sehr beträchtlichen Menge ganz verschiedener Völkerschaften — verschieden in physischem Aeußern, in Sprache, Glauben und Sitte — zum Wohnplatze diene. Noch Cuvier faßte unter seiner „äthiopischen Rasse" sämtliche Völkerschaften Mittel- und Südafrikas zusammen, in Kürze aber gelangte man dazu, die Südafrikaner als eine besondere Familie zu unterscheiden. Schon Isidor Geoffroy de Saint Hilaire stellte neben dem „äthiopischen" zuerst einen Hottentotten-, später auch einen Kafferntypus auf. In neuester Zeit endlich ist

Friedrich Müller dahin gelangt, in Afrika fünf voneinander verschiedene Rassen zu erkennen, nämlich: die hottentottische im äußersten Süden und Südwesten, die Kaffernrasse, von der Hottentottenrasse aufwärts bis an und über den Aequator, die Negerrasse im sogenannten Sudan, die Fulahrasse, eingekeilt zwischen der Negerrasse und von Osten nach Westen in einer Linie sich hinziehend, und endlich die mittelländische Rasse im Norden und Nordosten bis zum Aequator herab. Von diesen fünf Rassen können nur die vier ersteren als eingeboren gelten, während die letzte aus Asien eingewandert scheint. Aber auch die vier eingebornen Rassen saßen ursprünglich nicht in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen, sondern sind dahin erst durch Wanderungen innerhalb des afrikanischen Kontinentes gelangt. Alle diese Wanderungen wurden aber nicht freiwillig, sondern unter dem Zwange äußerer Verhältnisse unternommen. Und zwar ist es die massenhafte Einwanderung der mittelländischen Rasse, welche die Autochthonen Afrikas zwang, den ihnen geistig und körperlich überlegenen fremden Einwanderern Platz zu machen und sich nach dem Süden des Kontinents zurückzuziehen. Der Beginn dieser Wanderungen fällt in eine sehr frühe Zeit, welche Friedrich Müller annähernd auf mindestens 6000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung abschätzt.

Da bisher noch von keinem Ethnographen ein System aufgestellt ward, welches seine Fachgenossen nicht verworfen hätten, so ist es nicht zu verwundern, daß auch diese Einteilung nur teilweisen Anklang fand. Oskar Peschel, welcher in seiner „Völkerkunde" schon Müllers Arbeiten benützen konnte, nahm eine andre, freilich noch weniger zur Geltung gelangte Gruppierung des Menschengeschlechtes vor, bei welcher auf Afrika bloß drei gesonderte Menschenstämme oder Rassen entfallen. Es sind dies die Hottentotten und Buschmänner, die Neger und die Mittelländer. Peschel betrachtet die Kaffern, oder wie die Linguisten sie bezeichnen, die Bantuvölker, nicht als eine besondere Rasse; ihm zufolge bilden die Neger nur eine einzige Rasse, denn die vorherrschenden wie die beharrlichen Merkmale kehren in gleicher Weise in Südafrika so gut wieder wie in Mittelafrika; es war daher, meint er, ein Mißgriff, die Bantuneger als eine besondere Rasse abzutrennen. Wohl aber könne man der Sprache nach die Südafrikaner sehr strenge als eine große Familie von den Sudannegern absondern; Peschel unterscheidet demnach innerhalb der Negerrasse zwei deutliche Familien: die Sudanneger und die Bantuneger, deren letztere mit Müllers Kaffernrasse sich deckt. Wie man sieht, handelt es sich dabei bloß um eine verschiedene Abschätzung der dem Südafrikaner zukommenden Eigenart: ob dieselbe groß genug sei, einen Rassen- oder bloß einen Familienunterschied zu begründen. Daß zwischen beiden Differenzen herrschen, wird im Grunde nicht geleugnet. Dagegen läßt Peschel die Fulahrasse Müllers in den Sudannegern völlig aufgehen und kommt zu dem Schlusse: entweder stellen sie eine extreme Abweichung der Negerrasse oder ein frühzeitiges Mischlingsvolk von halb berberischem, halb sudanischem Blute dar. Dazu macht er die, allerdings nur in ihrem ersteren Teile, gegen Müller gerichtete boshafte Bemerkung: „Eine eigene Rasse aus ihnen zu bilden oder in grauen Vorzeiten eine Einwanderung aus Asien ihnen zuzumuten, muß andern mit Einbildungskraft besser ausgestatteten Völkerkun-

digen überlassen werden." In gänzlicher Uebereinstimmung mit dem Wiener Gelehrten befindet er sich hinsichtlich der mittelländischen Rasse, welcher er so wie jener den Norden und Nordosten Afrikas anweist.

Unter dem Ausdrucke: „mittelländische Rasse", die wir nunmehr etwas näher betrachten müssen, begreift man jene Menschenvarietät, welche vom alten Blumenbach unter der Bezeichnung „kaukasische Rasse" verstanden wird. Der jetzige Name ward von Friedrich Müller vorgeschlagen und von Häckel, Peschel und andern Forschern deshalb angenommen, weil die hervorragendsten Völker dieser Gruppe um das Mittelmeer herum ihre Ausbildung und Blüte erlangt haben. Vom ethnologischen Standpunkte gliedert sich die mittelländische Rasse, deren Urheimat auf das armenische Hochland verlegt wird, in vier Stämme, nämlich 1) den baskischen, 2) den kaukasischen, 3) den hamito-semitischen und 4) den indogermanischen oder arischen. Für Afrika kommt indes bloß der hamito-semitische Stamm, und zwar speziell der hamitische Zweig desselben in Betracht. Unter „Hamiten" verstehen die genannten Forscher nun jene Völkersippe, welche ursprünglich über die Länder zwischen dem Euphrat und Tigris um die Küsten Palästinas sich verbreitete, von da nach Afrika übergieng und daselbst das Nilthal samt den südlich davon gelegenen Küstenstrichen, sowie die Nordküste Afrikas mit Einschluß der Kanarischen Inseln bevölkerte. Der ethnologische Zusammenhang aller dieser Völker ergiebt sich teils aus den historischen Nachrichten, teils aus der innigen Verwandtschaft sowohl ihrer Sitten und Gebräuche als auch ihrer Sprachen. Gegenwärtig teilt sich der hamitische Zweig in drei Familien: in die ägyptische, die libysche und die äthiopische oder ostafrikanische. Erstere umfaßt die alten Aegypter und ihre Nachkommen, die Kopten; die zweite die heutigen Berbervölker als Tuareg, Kabylen u. s. w., die dritte endlich eine Reihe von Völkern Ostafrikas, wie die Bedschah, Bogos, Saho, Agau, Falascha, Galla, Danakil, Somal.

Sicherlich ist diese Aufstellung, so wenig wie irgend eine, vor jeder Anfechtung gefeit; über die genauere ethnologische Stellung des einen oder des andern Volkes wird sich noch disputieren lassen; im allgemeinen bringen indes die Gruppierungen sowohl Müllers wie Peschels die physischen, psychischen und intellektuellen Unterschiede der afrikanischen Menschheit in ihren hauptsächlichsten Umrissen zum ziemlich richtigen Ausdrucke. Nachdem nun mit Aufwand unsäglicher Mühe, fleißiger Benützung aller seit einem Jahrhunderte angestellten Beobachtungen der Reisenden, sorgsamer Vergleichung und Sichtung der gewonnenen weitschichtigen Materialien, die Wissenschaft zu halbwegs brauchbaren und zutreffenden Gruppierungen gelangt zu sein vermeinte, ward in allerjüngster Zeit eine neue ethnologische Heilslehre verkündet, welche die afrikanische Völkerkunde auf ganz neuer Basis aufzubauen beansprucht. Ihr Prophet ist Professor Robert Hartmann in Berlin, der Begleiter des Freiherrn von Barnim auf dessen einjähriger Reise in den Nilländern. Schon auf afrikanischem Boden gelangte er zu der Ueberzeugung, daß mit den Begriffen Kaukasier, Aethiopier, Semiten und Hamiten im ganzen sehr wenig anzufangen sei, „so wenig wie etwa," fügt der ethnologische Reformator hinzu, „mit den Begriffen Arier, Indoeuropäer, Turanier.

Ich merkte," sagt er, „daß die ethnologische Forschung für die Aufhellung der verwickelten Völkerverhältnisse der nördlichen Hälfte Afrikas andre Bahnen aufsuchen müsse, als die bisher meist üblichen einer einseitigen Gegenüberstellung scharf begrenzter Rassengegensätze und als verbrauchte Sammelbezeichnungen für Völker, die einmal nicht unter den Hut doktrinärer Anschauungen zusammengezwängt werden können." Mehr und mehr lernte Hartmann einsehen, daß die Bezeichnung Neger für die dunkelhäutigen, kraushaarigen Bewohner eines großen Teiles von Afrika sehr häufig in mißbräuchliche Anwendung gezogen werde. Er schlug daher für jene große Völkergruppe die mehr präzisierende Bezeichnung Nigritier vor. Es entstanden so Hartmanns große Monographie (Dr. Robert Hartmann, Die Nigritier. Eine anthropologisch-ethnologische Monographie. I. Th. Berlin. 1876. 8°.), von welcher bisher nur der erste Band erschienen ist, und sein kleineres, später ausgegebenes Werk „Die Völker Afrikas". (Robert Hartmann, Die Völker Afrikas. Leipzig 1879. 8°.) Beiden liegt die Idee zu Grunde, diese Nationen in ihrem inneren Zusammenhange zu betrachten.. Für Hartmann bilden die Afrikaner ein ethnisches Ganzes, dessen einzelne Glieder durch unendlich zahlreiche Uebergänge miteinander in Zusammenhang stehen. Die physischen Charaktere, die Sitten und Gebräuche, die Sprache u. s. w. gewähren, ihm zufolge, die Anhaltspunkte dafür, daß hier nicht völlig heterogene Bevölkerungselemente sich zufällig nebeneinander gruppiert haben können, sondern daß der afrikanische Kontinent mit seiner großartig-einfachen physischen Beschaffenheit, mit seinen über ungeheure Gebiete gleichmäßig sich erstreckenden Pflanzen- und Tierformen nur einen einzigen großen Stock der Menschheit in sich berge. Um aber der über der afrikanischen Ethnologie lastenden Versumpfung zu steuern, müsse man sich gewisser althergebrachter Vorurteile entkleiden, mancher liebgewordenen Tradition auf unfreundliche Weise entsagen. Man müsse z. B. den semitischen Einwanderungstheorien Halt gebieten, das Hamitentum als unbrauchbaren Kram beiseite werfen, das Kaukasiertum auf Europa und die Europäer beschränken, die Arier teils zu den Keilinschriften und teils zu den Indern verweisen. Vor allem aber müsse man einen wissenschaftlichen Fetisch, nämlich den blauschwarzen, dicknackigen, schafwollbehaupteten Phantasieneger ins Feuer werfen. Man müsse die Afrikaner bei sich selbst aufsuchen und genau erkunden; dazu sei aber nötig, vorerst besser unterrichtete, wissenschaftlich besser geschulte Reisende nach Afrika zu senden, als dies neuerdings mehrfach ins Werk gesetzt ward.

Niemand kann aufrichtiger als ich selbst dem gelehrten Berliner Professor Bewunderung zollen ob des Mutes, mit dem er all diese Dinge ungescheut ausspricht; niemand wird auch verkennen, daß der Forderung, die Afrikaner bei sich selbst aufzusuchen und zu studieren, die tiefste Berechtigung innewohnt und Hartmanns Darlegung überhaupt manche sehr beherzigenswerte Winke, manche sehr entwickelungsfähige Keime einer neuen ethnologischen Betrachtungsweise in sich schließt; niemand wird aber auch die Axt an das bisherige, mühsam errichtete Gebäude der afrikanischen Völkerkunde legen wollen, ohne die neuen Ideen auf ihre Stichhaltigkeit hin einer genauen Prüfung zu unterziehen. Ich lasse dabei, als unsern Gegenstand nicht weiter berührend,

völlig außer acht, was Hartmann über Kaukasier, Arier, Turanier andeutet, und beschränke mich ausschließlich auf Afrika. Da scheint es mir denn ein Mißverständnis zu sein, wenn von der „einseitigen Gegenüberstellung scharf begrenzter Rassengegensätze" die Rede ist, denn die auf der Entwickelungslehre fußende moderne ethnologische Anschauung weiß sehr wohl, daß solche scharf begrenzte Rassengegensätze nur in den seltensten Fällen noch vorhanden, daß vielmehr auch die ethnischen Grenzen flüssige, die verschiedenen Rassen durch zahlreiche Uebergangsformen untereinander verbunden sind; sie stellt daher die Rassen einander nicht gegenüber, sondern *nebeneinander*; nicht um Gegensätze, sondern um Unterschiede handelt es sich, was sehr zweierlei ist. Denn ob zwar jeder Gegensatz auch Unterschied, so ist doch keineswegs jeder Unterschied ein Gegensatz. Was nun die „verbrauchten Sammelbezeichnungen für Völker, die einmal nicht unter den Hut doktrinärer Anschauungen zusammengezwängt werden können" anbelangt, so ist es sicherlich unbestreitbar, daß solche Sammelnamen in der That und nicht immer zu Recht existieren; anderseits ist zu bedenken, daß Sammelnamen in jedem Wissenszweige der Uebersichtlichkeit halber ganz unentbehrlich sind, obschon es meist in der Natur der Sache liegt, daß in der engeren oder weiteren Begrenzung ihres Sinnes eine gewisse Willkür, zum mindesten ein gewisses Schwanken herrsche. Es rührt dies eben von den an der äußersten Peripherie des Sammelbegriffes auftauchenden Uebergangsformen her, welche bald der einen, bald der andern Gruppe, oft mit gleichem Rechte, beigezählt werden können. Frägt sich also nur, ob die üblichen Sammelbenennungen wirklich „verbrauchte" sind, ob nicht die Aufstellung neuer Namen bloß alten Wein in neue Schläuche gießen heißt. Sehen wir einmal näher zu.

Wenn die Afrikaner für ein ethnisches Ganzes erklärt werden, so kann man sich anfangs wohl nur schwer des Gedankens erwehren, daß darin eine Rückkehr zu der alten, längst überwunden geglaubten Meinung liege, wonach ganz Afrika von Negern bewohnt werde. Der Name selbst thut nichts zur Sache; wenn man alle Afrikaner als die Glieder einer in sich geschlossenen Kette betrachtet, so ist es am Ende ganz gleichgültig, nach welchem Gliede man diese Kette benennt. Eine große Bequemlichkeit läßt sich diesem einfachsten aller Systeme auch in der That nicht absprechen. Da das „Ethnische" sich indes bloß auf das Volkstum, nicht auf die Rasse bezieht, die Existenz einer Menge sehr verschiedener Völker in Afrika von niemandem in Abrede gezogen wird, so ist es eine ungenaue Ausdrucksweise, wenn man die Afrikaner für ein *ethnisches* Ganzes erklärt. Es kann nur ein *anthropologisches* Ganzes gemeint werden, und dies hat keinen andern Sinn, als daß die Afrikaner nur eine Rasse bilden, womit Linnés homo niger sehr unerwartet wieder zu Ehren kommt. Der reckenhafte Kabyle des Dschurdschura und der häßliche kleine Buschmann, der athletische Yolofneger Senegambiens und die Akkazwerge des oberen Nilgebietes, die im Genusse von Menschenfleisch schwelgenden Niamniam und Monbuttu und die sanftmütigen Bubi auf Fernando Po oder die schüchternen Bakalahari der südlichen Wüste, der unstät umherwandernde Beduine der Sahara und die Schöpfer der eigentümlichen zentralafrikanischen Kulturstaaten Bornu, Baghirmi, Sokoto

u. a., die demokratisch lebenden Barea und Kunama des abessinischen Hochlandes und die unter dem schrecklichsten, blutgierigsten Despotismus sich willig beugenden Bewohner der Nachbarreiche Aschanti und Dahome, — sie alle, so verschiedenartig auch Aeußeres, Körpergröße, Hautfarbe, Schädelgestalt und Behaarung, psychische Anlagen, Neigungen, Sinnesart und Lebensweise sein mögen, wären demnach doch eigentlich Kinder eines und desselben Stammes. Da aber in dieses kaleidoskopartige Gemengsel ohne Klassifizierung nimmer Klarheit zu bringen wäre, so unterscheidet auch Hartmann mehrere Völkerabteilungen, und zwar nördlich vom Aequator drei, welche gewisse typische Merkmale für sich haben, obwohl sie durch zahlreiche Uebergangsbildungen wieder miteinander verknüpft erscheinen. Die eine dieser Abteilungen hat Nordafrika inne vom Roten Meere bis zum Wadi Nun, von der Mittelmeerküste bis zum Südrande der Sahara; es sind die Berber oder Imoschagh, zu denen auch die alten Aegypter, dann die Mauren und Nubier zu zählen wären. Eine andre Abteilung bewohnt die Küsten und das Hochland von Abessinien, ferner gewisse Ebenen im Süden und im Westen dieses Landes. Hartmann belegt sie mit dem Sammelnamen der Bedschahvölker. Eine dritte Abteilung bewohnt den ganzen Sudan und alle sonstigen Gebiete des Kontinents bis über den Aequator und die großen Seen hinaus; es sind die Neger, wofür Hartmann schärfer Nigritier sagt. Dazu gehören alle die zahlreichen, durch das Innere von Afrika sich erstreckenden Völker mit dunkelpigmentierter, von schwarzbraun bis grau- und blauschwarz gefärbter Haut und mit sowohl an Länge wie an Beschaffenheit zwar verschieden sich verhaltendem, im Durchschnitt jedoch wollartig beschaffenem Haar. Während die Züge der Berber und Bedschah sich noch vielfach denjenigen unsrer Europäer nähern, sind diejenigen der Nigritier platt-stumpf, sie sind, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, negerartig. An diese Nigritier lehnen sich endlich im Süden — auch nach Hartmann — die sogenannten Kaffern Südafrikas oder die Bantuvölker.

Vergleicht man nun die Vorzüge und Nachteile dieses neuen Völkerschemas mit den bisherigen, so ergiebt sich bald, daß die allgemeine Gruppierung der heutigen Afrikaner dadurch weit geringere Veränderungen erleidet, als die verkündete Umgestaltung aller afrikanischen Ethnologie vermuten ließ. Im südlichen Afrika bleibt die bislang übliche Einteilung in Bantu oder Kaffern und Hottentotten unangetastet. Zwar erklärt Hartmann die ersteren, wie Peschel, für echte Nigritier, muß aber zugeben, daß der Kaffer in der Nigritierfamilie einen ganz extremen Zweig bilde, und auch den von älteren Ethnographen behaupteten Zusammenhang mit den Völkern des Nordens und Nordostens Afrikas vermag er nicht zu leugnen. Um dies zu erklären, nimmt er an, ein gemeinsames verwandtschaftliches Band habe dereinst in Nordostafrika die Bedschah, Danakil, Somal, Bantu u. a. umschlungen. Während die einen aber besonders dem Herzen des Erdteiles zuströmten, ergossen sich die Bantu mehr über den Süden. Genau wie die bisherigen Ethnologen läßt also Hartmann die Südafrikaner durch Wanderung aus einer gemeinsamen nördlicheren Urheimat in ihre jetzigen Wohnsitze gelangen, nur weiß er für eine solche Auswanderung keine zwingenden Gründe beizubringen, da er das Argument verwirft, wonach die massenhafte

Einwanderung der Hamiten die Autochthonen verdrängte. Deshalb sind ihm zufolge auch die Ostafrikaner keine eingewanderten Hamiten, sondern afrikanische Eingeborne. Das häufige Vorkommen syro-arabischer Physiognomien unter den Bedschahvölkern, wie er diese Gruppe nennt, erklärt er entweder durch Zufall oder durch Mischung mit syrisch-arabischen Einwanderern. Im übrigen dehnt er den Begriff Bedschah etwas weiter aus als die früheren Ethnographen, denn er läßt diese Völker ziemlich tief nach Westen, in das Gebiet der eigentlichen Neger oder Nigritier hineinreichen. Was nun diese anbelangt, so fallen Hartmanns Nigritier recht genau mit den bisherigen Sudannegern zusammen; eine Trennung dieser von den Fulah kennt auch er nicht. Seine Gruppe der Berber oder Tuareg endlich stimmt vollständig mit der libyschen Familie der afrikanischen Hamiten bei Müller überein, nur begreift er darunter auch die alten Aegypter, und läßt den Hamitencharakter der Berber nicht gelten, denn sie sind ihm zufolge echte Afrikaner, keine Einwanderer. Wie man sieht, gipfelt die neue Lehre also hauptsächlich in dem entschiedenen Zurückweisen jeder Einwanderungsidee.

Leicht könnte es den Anschein haben, als ob diese Fragen auf einfache wissenschaftliche Tüfteleien hinausliefen, an welchen der Laie achtlos vorübergehen dürfe. Dem ist indes nicht so, denn der Kern dieser Autochthonentheorie liegt in einer Anschauung, welche in ihren Endresultaten, wie ich noch klar zu machen hoffe, gar sehr von praktischer Wichtigkeit ist. Unter der verkündeten Einheit der Afrikaner ist, wie ich früher zeigte, nichts andres als deren Rasseneinheit zu verstehen; und aus dem Studium der Hartmannschen Werke gewinnt man mit Recht oder Unrecht den Eindruck, als ob der Ausdruck Nigritier nur deshalb gewählt worden sei, um damit schließlich alle Afrikaner belegen zu können, was mit dem Worte Neger und seinem unangenehmen Beigeschmack doch füglich nicht angienge. Gehören die Afrikaner aber wirklich alle nur einer einzigen Rasse an, so sind die Unterschiede zwischen den Menschen im Norden und Süden, im Osten und Westen, wie im Zentrum des schwarzen Erdteiles keine Rassendifferenzen, sondern lediglich durch die äußeren, natürlichen Momente, wie Klima, Bodenplastik, Höhenlage, Pflanzenwuchs u. s. w. bedingte Erscheinungen. Diese Momente und nicht die Rassenanlage haben es dann verschuldet, wenn der eine Bruchteil der Afrikaner intellektuell verkümmerte, noch in fast rohem Zustande vegetiert, der andre hingegen zu einer gewissen Gesittung sich emporgeschwungen oder gar, wie die alten Aegypter, ein reiches Kulturleben entfaltet hat. Dann ist auch gar nicht abzusehen, warum unter günstigen Umständen die Zurückgebliebensten unter den Afrikanern es nicht ebensoweit bringen sollten, wie ihre fortgeschritteneren Rassenbrüder. Kurz und gut, die neue Lehre wirkt mächtig und umgestaltend ein auf unsre Meinungen über die Kulturfähigkeit gewisser Naturvölker, zunächst der Neger Zentralafrikas, deren Sitten sich bisher, nach den Berichten der Beobachter, den Zivilisierungsbestrebungen der Europäer unzugänglich erwiesen. Die Frage nach einer Kulturfähigkeit der Neger ist aber gegenwärtig deshalb von großer praktischer Wichtigkeit, weil von ihrer befriedigenden Lösung die Erschließung Aequatorialafrikas für unsre Kultur und damit zugleich die Kultivation des ganzen schwarzen

Erdteils in erster Linie abhängt. Wird der Neger nicht mit der Zeit in den Kreis der Zivilisation eintreten, so wird auch das von ihm bewohnte Gebiet nie als selbständiges Glied an der Kulturentwickelung der Erde teilnehmen.

Bis jetzt glaubte man eine genügende Menge Anhaltspunkte für die Meinung gewonnen zu haben, daß die Kulturentwickelung der Völker nicht einseitig von der äußeren Umgebung, sondern auch von ihrer inneren Rassenanlage Weg und Richtung vorgezeichnet erhalte. Wie sollte man sonst es erklären, fragt Dr. Chwolson (Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik. Berlin 1872. 8°. S. 5), daß verschiedene Völker nacheinander ein und dasselbe Land bewohnt haben und dennoch auf ganz verschiedene Weise in der Geschichte aufgetreten sind? Wie himmelweit verschieden sind die Aegypter der Pharaonen von den mohammedanischen Aegyptern unsrer Tage; die alten Phöniker von den heutigen Syrern; die Bewohner Karthagos von jenen des jetzigen Tunis? Der Verfall der heutigen Spanier wird dem tropenähnlichen Klima des Landes zugeschrieben; wie kommt es, daß Spanien unter den Arabern so blühte? Die Lösung liegt darin, sagt Chwolson, daß Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage der Länder nur die Bedingungen sind für die Art und Weise, wie der Charakter des Volkes sich äußert; ja sie geben ihm sein eigentümliches Gepräge, sie schaffen ihn aber nicht. (Chwolson a. a. O., S. 5.) Nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch die einzelnen Individuen sind bekanntlich in ihren Anschauungen, Begriffen, Geistesrichtungen, Neigungen und Handlungen verschieden, was wir jeden Tag wahrzunehmen Gelegenheit haben. Die frühere Ansicht, daß der Mensch als tabula rasa zur Welt komme und daß man aus ihm durch Erziehung machen könne, was man wolle, ist längst als völlig unhaltbar aufgegeben. Die Hauptsache ist der angeborene Charakter der Menschen, der zwar bis zu einem gewissen Grade gemildert oder modifiziert werden, aber durch nichts geschaffen und durch nichts vernichtet werden kann. (Chwolson a. a. O., S. 10.) Ein Volk besteht nun aus einzelnen Individuen, und wer wird es leugnen wollen, daß jedes Volk seinen eigentümlichen, mehr oder minder scharf ausgeprägten Charakter hat? Ist doch jedes Volk nur eine kollektive große Individualität! Jede Rasse besteht aber auch aus verschiedenen Völkerindividualitäten, und niemand kann bestreiten, daß es gewisse Charakterzüge giebt, welche ganzen Völkergruppen und ganzen Rassen eigentümlich sind. Daß nun das eine Volk so und das andre ganz anders gehandelt hat und aufgetreten ist, daß bei dem einen Volke sich eine ganz andre Geistesrichtung entwickelt hat als bei den andern u. s. w., dies alles rührt von dem angebornen Charakter und den eingebornen Eigenschaften und Neigungen des Volkes her. Und wie der Charakter der einzelnen Individuen, so ist auch der der Völker ziemlich konstant; die Hauptcharakterzüge der modernen Völker waren auch ihren Ahnen vor tausend und zuweilen schon vor zweitausend Jahren eigen. Bleibt aber der Charakter eines Volkes oder einer Rasse in seinen Hauptzügen durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende konstant, was ist natürlicher, als daß die Thaten, die Geistesrichtung und die geistigen Produkte der Völker und Rassen, kurz ihre Kultur von den ihnen innewohnenden Charakterzügen und Neigungen bestimmt werde. Das, was wir bei einzelnen Individuen täglich

wahrnehmen, das ist auch bei ethnischen Individuen der Fall, und das, was das Schicksal des einzelnen Menschen bestimmt, bestimmt auch das ganzer Völkergruppen oder ganzer Rassen.

Ich habe es für nötig gefunden, diese vielleicht zu langen Betrachtungen anzustellen, weil im Zusammenhange, wie ich glaube, mit Hartmanns Lehre von der Rasseneinheit der Afrikaner seit ganz kurzer Frist in Deutschland eine Schule jüngerer Gelehrten auftritt, deren ethnologische Anschauung den eben vorgetragenen Sätzen keinesfalls die gebührende Beachtung zu schenken, ja dieselben sogar zum Teile zu verneinen geneigt scheint. Während man auf Grund der eben vorgetragenen Erwägungen sich berechtigt meinte, die Neger im Vergleiche mit uns für eine inferiore Rasse zu halten und infolgedessen an sie keine gespannten Kulturerwartungen zu knüpfen, werden wir jetzt belehrt, daß wir uns in dieser Auffassung schwer getäuscht, daß der Neger psychisch und intellektuell weit höher stehe, als man gemeiniglich annimmt. Einige Mitglieder der 1873—1876 in Westafrika weilenden deutschen Expedition nach der Loangoküste sind es vornehmlich, welche diesen negrophilen Ideen möglichsten Vorschub zu leisten sich bemühen. Gewiß sind diese Männer dabei von innerster Ueberzeugung getragen, und sie erweisen der Wissenschaft einen großen Dienst, wenn sie dieselbe zum vollen Ausdrucke bringen; aber auch ihnen gegenüber wird man die Prüfung sich vorbehalten müssen.

Da ist es nun ein bekanntes, wenn auch noch nicht erklärtes ethnologisches Faktum, daß ebenso wie die Berührung eines zivilisierten Volkes mit einem barbarischen regelmäßig die Kulturverwilderung des ersteren zur Folge hat, eine Verwilderung vollkommen zivilisierter Menschen stattfindet, wenn sie allein auf den Kontakt mit Naturvölkern angewiesen sind. Die Beispiele für ein solches Zurücksinken des europäischen Kulturmenschen auf die Gesittungsstufe der Eingebornen sind geradezu Legion; natürlich hängt der Grad dieses Zurücksinkens stark von der Kulturkraft oder Kulturschwäche des isolierten Individuums ab; daß aber selbst Männer der Wissenschaft davor nicht gefeit sind, beweist die Indianisierung Aimé Bonplands, des botanischen Begleiters Alexander von Humboldts in Amerika. In Westafrika ist nun dieser dort besonders häufige Fall allgemein bekannt, und der österreichische Oberleutnant Anton Lux lernte selbst während seines Aufenthaltes in Kimbundu einen Europäer kennen, welcher zum Fetischdienste der Eingebornen herabgesunken war. Daß die lange Isolierung unter den westafrikanischen Schwarzen nicht ohne einigen Einfluß auf mehrere Mitglieder der deutschen Expedition geblieben ist, darauf deuten einige ihrer Aeußerungen hin. Findet doch nach Dr. Güßfeld der Europäer den richtigen Maßstab für die Beurteilung der Negerphysiognomien erst dann, wenn ihm die eigne weiße Haut unnatürlich erscheint und er anfängt, sich zu wundern, daß nicht alle Menschenkinder der Wohlthat einer samtweichen, kühlen, dunklen Haut teilhaftig geworden sind; und einem ähnlichen Ausdrucke des Sichschämens ob seiner weißen Hautfarbe begegnen wir bei Hermann Soyaux, dem genialen Botaniker der Expedition. Diese Herren, namentlich der letztere, sind zugleich die ausgesprochensten Negerfreunde und aufs emsigste beflissen, die üble Meinung zu

bekämpfen, welche sich über diese Menschengattung bisher gebildet hatte. Soyaux rühmt am Neger die Intelligenz, den Fleiß, die Arbeitsamkeit, die Reinlichkeit, die trefflichen Eigenschaften des Gemütes, so daß man ganz unwillkürlich zu träumen meint bei der Erinnerung an alles, was man früher über den Stumpfsinn, die Faulheit, den Schmutz, die Falschheit und Unredlichkeit der Neger zu lesen bekommen hat. Ich beeile mich beizufügen, daß es nur in höchstem Grad erfreulich sein kann, wenn das allgemeine harte Urteil über den Neger eine begründete Milderung erfahren darf; es fragt sich aber, ob die Beobachtungen der genannten Forscher ausreichen, um das die ganze große Gesamtheit der Negerrasse betreffende Urteil zu erschüttern. Man darf nicht vergessen, daß eben die genannten Mitglieder der deutschen Expedition, obgleich sie drei Jahre in Afrika verweilten, nur in einem sehr engen Bereiche sich bewegten, kaum nennenswert ins Innere drangen und auch nur einige Küstenstämme kennen lernten, die obendrein schon seit Jahrhunderten mit den unter ihnen angesiedelten Weißen im Verkehre stehen. Eine ganz andre Sprache führen jene Mitglieder der Expedition, welche die Schwarzen tiefer im Innern des Kontinentes kennen lernten, wie Dr. Oskar Lenz am Ogowe und Oberleutnant Lux, welcher den Dr. Pogge bis Kimbundu begleitete. Lux beschuldigt den Neger der Grausamkeit, des Hanges zum Stehlen, der Arbeitsscheu, der Zerstörungswut, der Unreinlichkeit, in welcher er eine der Ursachen des spezifischen, penetranten Negergeruches erblickt, alles dies Eigenschaften, welche durch einen unbestreitbar praktischen Sinn nicht aufgewogen werden. Und die nämliche Sprache führt Dr. Pogge selbst. Stellt man die Erfahrungen von Lux, Lenz und Pogge jener Güßfelds und Soyaux' gegenüber, so wird man kaum geneigt sein, die bisherigen Ansichten zu gunsten der neuen Lehre plötzlich über Bord zu werfen. Alle diese Beobachter haben aber nicht einmal den echten Neger kennen gelernt, sondern bewegten sich, Dr. Lenz etwa ausgenommen, stets im Gebiete der Bantuvölker, welche, wie wir wissen, wenn nicht gar eine ganz besondere Rasse, so doch jedenfalls eine von den Sudannegern so scharf abgegrenzte Familie sind, daß die an den Bantu gewonnenen Erfahrungen auf die wirklichen Neger keineswegs schnurstracks übertragen werden dürfen. Mit letzteren trat wohl Stanley in Berührung, und obwohl ich auf sein Zeugnis aus mehreren Gründen in dieser Frage nicht allzuviel Gewicht lege, klingt doch selbst bei starker Abmilderung, was er von ihnen berichtet, noch erbaulich genug.

Als eifrigster Vertreter der Kulturfähigkeit der Neger ist Dr. Hübbe-Schleiden (Aethiopien. Studien über Westafrika. Hamburg 1879. 8°.) aufgetreten. Auch er hat seine Erfahrungen hauptsächlich während eines achtzehnmonatlichen Aufenthaltes im äquatorialen Westafrika gesammelt und untersucht auf Grund derselben das große Problem sowohl nach seiner theoretischen wie nach seiner praktischen Möglichkeit. Er thut dies mit anerkennenswerter Objektivität, und wenn er dabei zu einer bejahenden Antwort seiner Frage gelangt, so darf man doch dieses Ergebnis bereitwillig gelten lassen, da er unter Kulturfähigkeit nicht etwa die Heranbildung der Neger zu unsrer eignen, europäischen Gesittung, sondern ausdrücklich nur die Entwickelung der ihrer Rasse eigentüm-

lichen Anlagen und Eigenschaften verstanden wissen will. Die Kultur ist so wenig etwas Homogenes, Gleichartiges wie die Menschen und die Völker selbst, deshalb habe ich wiederholt im strengen Widerspruche zu den Vertretern einer kosmopolitischen Kulturentwickelung die feste Ansicht ausgesprochen, daß die Kulturentfaltung in die großen Ländermassen der Erde gebannt ist. Gleichwie das Pflanzen- und Tierleben der Kontinente, ja einzelner Landstriche verschieden ist und für jeden ureigentümlich, so auch jenes der Gesittung. Innerhalb der von der Natur abgemessenen Räume mag sie jeweils ihren besonderen Kreislauf vollenden; der Kulturhistoriker muß aber die Lehre gewinnen, daß er besser thäte, von Kulturen, als von Einer undefinierbaren Kultur im allgemeinen zu sprechen, worunter stets doch nur die eigene Gesittung verstanden wird. Afrikanische Kultur wird also nie europäische Kultur werden, sagt Dr. Hübbe-Schleiden, und er hat recht. Wohl aber mag die heutige Gesittung der Schwarzen mit der Zeit derart sich heben, daß sie gleich den Chinesen, Japanern und andern Völkern ihren Anteil an der Kulturarbeit der gesamten Menschheit beitragen. Auf die praktischen Wege zur Erreichung dieses Zieles folge ich ihm nicht, denn sie führen hinaus über das Gebiet der strengeren Völkerkunde, in jenes des Staatsmannes und des Nationalökonomen. Die theoretische Möglichkeit einer solchen Besserung wird dagegen kein Völkerkundiger leugnen dürfen. Vermögen wir auch nicht einzustimmen in die Lobpreisungen des schwarzen Menschen, wie sie die modernen Negrophilen in Schwung zu bringen suchen, so steht er doch anderseits lange nicht so tief, als man früher annahm. Müssen wir demnach, wie dies von Gerhard Rohlfs zuerst geschehen, unser Urteil über die Entwickelungsfähigkeit der Negerstämme gerechter als bisher bemessen, so scheint mir doch für lange, lange Zeit Peschel recht zu behalten, wenn er die Bilanz unsres Wissens in dieser Frage mit den Worten zieht: „Den Neger einer Erhebung auf höhere Zustände für unfähig zu erklären, wäre bare Willkür; allein für die niedrigen Stufen der bis jetzt vorhandenen Gesittung allein nur die Natur des Festlandes anzuschuldigen, hieße gänzlich die Verschiedenheit in der Begabung der Menschenrassen verkennen." (Peschel, Völkerkunde, S. 490.)

Die Völker der Saan oder Buschmänner.

Zwei große voneinander scharf geschiedene eingeborene Rassen sind es, welche in die Landschaften Südafrikas sich teilen: die Kaffern und die Hottentotten. Letztere umfaßt wiederum zwei voneinander geschiedene Stämme; als die ersten holländischen Kolonisten, die im Kaplande Wurzel faßten, mit den Eingebornen dieses gesegneten Distriktes zusammentrafen, legten sie den beiden schon damals feindlich entzweiten, obschon verwandten Rassen, die sich selbst als Khoikhoin „Menschen der Menschen" (d. h. Urmenschen) oder schlechtweg auch Khoin „Menschen" (Plural der Singularformen Khoikhoip, Khoip) und Saan

(Plural von Saap, Sâp) bezeichnen, die Namen Hottentotten und Buschmänner bei, die ihnen seither in Europa geblieben sind. Ersteres Wort bedeutet „die Stotterer" und bezieht sich auf den ungeschlachten Klang der Sprache der Khoikhoin, welche in einem älteren deutschen Reisewerke mit dem „Krähen eines kalikutischen Hahnes" verglichen wird. „Buschmänner" (holländisch: Bosjemans) heißt nach der wahrscheinlichsten Erklärung „die Waldmenschen", d. h. jene Geschöpfe der alten Fabel, die man in dem unstät umherschweifenden Jägervolke der Saan entdeckt zu haben glaubte. Bei ihren Nachbarn führen sie verschiedene Benennungen; so werden sie von den Kaffern Aba-tua, von den Suto Ba-roa und von den Tschuanen Ma-kautu genannt, welche Ausdrücke aller „Bogenmänner" bedeuten und wegen ihrer Bewaffnung mit dem Bogen ihnen von den nur Wurfkeule und Speer führenden Kaffern beigelegt werden. Sie bewohnen, in viele Horden zerstreut, die sandigen und gebirgigen Teile des Innern bis hinauf an den Kunene und Sambesi, und stehen vermöge des Mangels an den nötigen Subsistenzmitteln gegenüber den Hottentotten auf einer viel tieferen Kulturstufe. A. Merensky, welcher als Superintendent der Berliner Transvaalmission achtzehn Jahre in Südafrika zugebracht, möchte die Buschleute und Hottentotten fast die interessantesten unter den südafrikanischen Stämmen nennen; jedenfalls bieten sie in Körperbau, Sprache, Sitten und Lebensweise des Interessanten, ja des Rätselhaften viel. Beide Völker sind von den Kaffern und den übrigen Südafrikanern grundverschieden. Buschmänner und Hottentotten stehen einander näher; wenigstens in Farbe und Typus des Gesichts sind beide einander sehr ähnlich. Auch finden sich in beider Sprachen — obwohl die Verwandtschaft nur eine geringe, vielleicht kaum nachzuweisende ist — die so sehr eigentümlichen Schnalzlaute, in den Mythen und Sagen beider spielen Sonne, Mond und Sterne, während die Sagen der dunkelfarbigen Afrikaner mit den Gestirnen nichts zu schaffen haben, und doch darf man Buschmänner und Hottentotten nicht identifizieren. (A. Merensky, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. Berlin 1875. 8°. S. 64—65.)

Daß die Buschmänner, welchen wir uns hier zunächst zuwenden wollen, schon frühzeitig einen eigenen Volksstamm bildeten, geht am besten aus ihren körperlichen Eigenschaften hervor, welche festgestellt zu haben das hervorragende Verdienst des deutschen Gelehrten und Reisenden Prof. Dr. Gustav Fritsch (Die Eingebornen Südafrikas ethnographisch und anatomisch beschrieben. Breslau 1872. 8°.) bleibt. Als besonders auffällig in der äußeren Erscheinung der Buschmänner ist deren Kleinheit. So ergab die durchschnittliche Größe von sechs erwachsenen Männern aus verschiedenen Gegenden nur 144,4 cm, während die Zahl für 5 Frauen 144,8 cm betrug. Der geringe Unterschied in der Gestaltung beider Geschlechter ist ein Zeichen, daß die Ausbildung des Körpers überhaupt auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe stehen geblieben ist, und ein Beweis dafür, daß die vollkommene Entwickelung des Menschen gemäß der in seinem Organismus vorhandenen Anlage nur unter dem Einfluß der Kultur erreichbar ist. Je geringer der Grad der Kultur, sagt Fritsch, um so mehr nähert sich der Habitus in vielen Beziehungen dem tierischen, ohne daß

man freilich deshalb die Schranke zwischen Mensch und Affe fallen sähe, was wohl kein Vernünftiger erwarten wird. Das Tier im Menschen hat wohl niemand geleugnet, aber wenn es auch wegen Vernachlässigung der höheren Anlagen in manchen Fällen stärker zu Tage tritt, bleibt das Individuum doch immer noch ein menschliches Tier, das heißt ein Mensch, der nur nicht in der eigenartigen Weise entwickelt ist. Auch ohne Anstoß von außen brechen sich viele charakteristische Eigentümlichkeiten Bahn und zeigen die Zugehörigkeit zur Spezies Homo, wenn auch die Unkultur die volle Entfaltung verhindert. Nach Peschel wäre indes die auffallende Kleinheit der südlichen Buschmänner der schlechten Ernährung beizumessen, weil der Engländer Chapman im Norden am Ngamisee bei größerem Reichtum an Wild ihren Körperwuchs stattlicher fand, doch hat Fritsch dies als ein Mißverständnis nachgewiesen. Die Freiheit der Bewegung, welche der Buschmann in der Kalahari und den öden Strecken um den Ngamisee findet, bewirkt im Gegenteil, daß sich hier seine Statur erhebt; dort zeugen seine Haltung und sein Auftreten von dem hohen Selbstgefühle, welches allen in ungeschmälerter Freiheit lebenden Stämmen eigen ist. (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1880, S. 298.) Indes hat man neuerdings die interessante Entdeckung gemacht, daß auch in Mittelafrika ähnliche kleine Menschenstämme existieren. Krapf berichtete von den östlich vom südlichen Nil wohnenden kleinen braunen Doko in Sennaar; westlich von den großen Seen des inneren Afrikas leben die durch Miani und Schweinfurth entdeckten Akka oder Tikkitikki und der Amerikaner Duchaillu fand die kleinen buschmannähnlichen Obongo oder Abongo an der Westküste unterm Aequator. Vielleicht ist es erlaubt, mit Schweinfurth in allen diesen Stämmen die versprengten Ueberreste einer großen afrikanischen Urrasse zu erblicken, eine Ansicht, welcher

Reiner, typischer Buschmann.

auch Gustav Fritsch beipflichtet, indem er die Buschmänner als ein Volk bezeichnet, das jedenfalls Jahrtausende nahezu unverändert in seiner Entwickelung geblieben sein muß. (A. a. O. S. 300.) Allem Anscheine nach ist der Buschmann der eigentliche Herr Südafrikas, hier war er ansässig, ehe die Kaffern und Tschuanenstämme, vielleicht auch ehe die Hottentotten einwanderten. Jedenfalls bewohnten die Saan einst Südafrika in größerer Ausdehnung und hatten Gegenden inne, wo jetzt schwarzbraune Stämme sitzen. Gegenwärtig aber finden wir sie nur noch dort, wo sie von Hottentotten, Kaffern und Weißen unbehelligt blieben, weil eben nur Buschleute in jenen Landstrichen ihre armselige Existenz fristen können. Wie weit sie sich dermalen im Norden finden, ist noch unbekannt, jedenfalls giebt es auch Buschleute bei den Tschuanen und selbst im Innern der Kongoländer.

Wie die äußere Erscheinung, so ist auch der Knochenbau des Buschmannes sehr typisch ausgebildet. Trotz der Unkultur ist das Skelett wenig gracil, und zeigt nicht jene Feinheit, wie wir sie bei den benachbarten Kaffern und Khoikhoin im engeren Sinne sehen. Von diesen unterscheiden sie sich auch wesentlich durch die Form des Schädels. Zwar stimmen die Schädel beider dadurch überein, daß sie lang bei einer nur geringen Höhe sind, indem der Breitenindex bei den Buschmännern 73,82, der Höhenindex dagegen nur 70,23 zeigt, was für die Höhe ein Minus von 3,59 ergiebt, welches dasjenige der Hottentotten (1,71) noch bedeutend übertrifft; dafür weichen sie aber in den Einzelheiten desto mehr voneinander ab. So zeigt die Seitenansicht eine sehr wesentlich andre Entwickelung der Gesichtslinie, als wir bei den Hottentotten sehen werden. Die Stirn ist weder so steil, noch so plötzlich nach hinten gekrümmt, die Glabella prominiert etwas über der vertieften Nasenwurzel, die eingedrückten Nasenbeine verschwinden in der Profilansicht im oberen Teil gänzlich, und nur der unterste stark nach vorn gekrümmte Teil wird sichtbar; indem nun außerdem die Zahnfortsätze des Oberkiefers beträchtlich hervorragen, erhält die Linie starke Biegungen, während sie bei den Hottentotten im Profil auffallend flach ist und sich zuweilen einer geraden nähert. Auch der Unterkiefer verhält sich sehr abweichend.

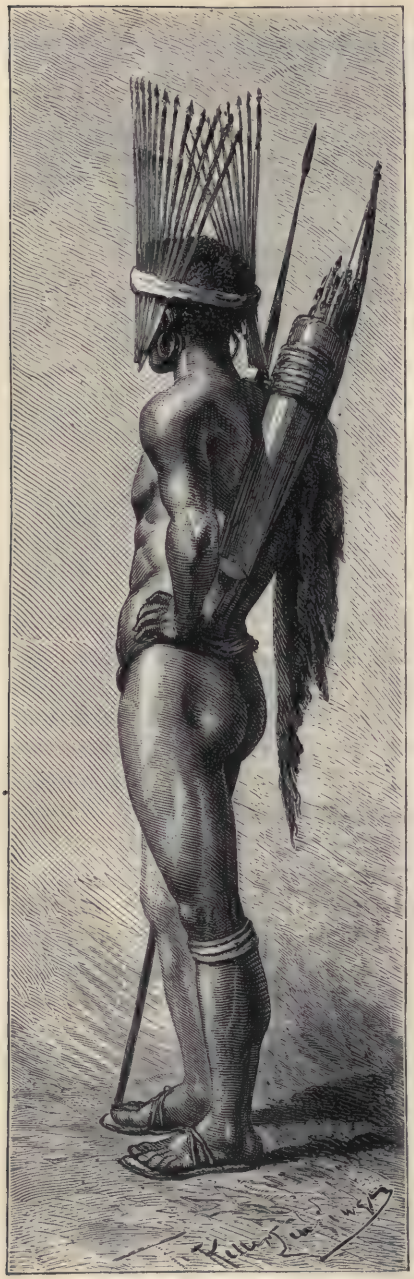
Die Niedrigkeit des unförmlichen, auf dem Scheitel deprimierten und stark nach hinten verlängerten Schädels fällt bei den Buschmännern dadurch nicht so sehr auf wie bei den Hottentotten, weil das Hinterhaupt gerundet ist und dadurch das eckige des Umrisses gemildert wird. In der Vorderansicht ist die Breite der Gesichtsfläche sehr auffällig, indem alle Querdurchmesser beträchtlich sind. Wie überhaupt das massige im Knochenbau der Buschmänner vorherrscht, so tritt es auch im Schädel sehr entschieden hervor und giebt demselben ein sehr kompaktes Aussehen, das noch durch die kräftigen Muskelansätze bedeutend erhöht wird. Weiter bemerkt Fritsch: „Durch die Gesichter aller Buschleute, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, geht ein Zug, der mir maßgebend erscheint für ihren Charakter, um so mehr, als das Gesicht des Hottentotten einen ganz andern darbietet. Graphisch läßt sich diese Eigentümlichkeit so darstellen, daß man sagt, in das Gesicht jener, von vorn betrachtet, läßt sich ein Rechteck eintragen, in das Gesicht dieser eine Raute. Es beruht dies bei ersteren in der größeren Breite der Stirn und Schläfengegend und dem Vortreten der Unterkieferwinkel bei mäßig entwickeltem Kinn; bei letzteren in der stark verschmälerten Stirn, den vortretenden Jochbeinen und dem markierten, sehr spitzen Kinn." (Fritsch. Drei Jahre in Südafrika. Breslau 1868. 8°. S. 295.) Diesen lassen sich noch folgende Züge hinzufügen: Die Lippen sind mäßig aufgeworfen, der Mund im allgemeinen wohl proportioniert, ausgenommen beim weiblichen Geschlechte, wo er etwas Rüsselartiges anzunehmen pflegt. Die Ohren sind groß und unförmlich, und im Gesichte stellen sich, sobald die Geschlechtreife eintritt, unzählige Falten ein, besonders in der Backengegend, wo die Folgen einer zeitweise guten Ernährung die Faltenbildung noch besonders begünstigen. Die Buschmänner sind das faltenreichste Volk, das wir kennen. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 62. 65.)

Wie in der Größe und dem allgemeinen Habitus der Unterschied der Geschlechter wenig ausgeprägt ist, so zeigt er sich auch in der Form des Beckens nur sehr undeutlich, und man kann bei dem Anblick eines solchen zweifeln, ob man es mit einem männlichen oder einem weiblichen zu thun hat; ja wenn man nur nach der großen Hüftbreite und

der flachen Stellung der Darmbeine urteilt, kann man sogar verleitet werden, das männliche für ein weibliches Becken zu halten, und erst dann, wenn man die relativ bedeutenden Maße des kleinen Beckens mit in Betracht zieht, wird man den Irrtum inne werden, und das Richtige erkennen. Die Extremitäten sind gleichfalls sehr gedrungen und unterscheiden sich dadurch wesentlich von denen der Hottentotten. Durch den übermäßig kräftigen Bau weichen die Zahlen, welche Breite und Umfang des Körpers angeben, bei der geringen Körperlänge nicht so sehr von denen ab, welche wir bei den übrigen Eingebornen Südafrikas finden, und wie es der Fall sein müßte, wenn sie zur Länge des Körpers in demselben Verhältnis ständen. Wie die Hottentottinnen neigen auch die Buschmannweiber zur Steatopygie, und Dr. Vincent schreibt ihnen auch die sogenannte Hottentottenschürze (die Verlängerung der labia minora und des praeputium clitoridis) zu. Die Buschmänner sind von magerem, schlanken und bis auf den meist aufgetriebenen Unterleib ebenmäßigen Körperbau mit dürren Gliedern und einer trockenen Haut, welche viele Falten bildet und sich wie Saffianleder anfühlt. Die Behaarung am Körper ist äußerst spärlich, der Bart nur durch dünnen Haaranflug angedeutet, und G. Fritsch hält diese Haarlosigkeit für ein starkes Argument gegen Darwins Annahme eines behaarten Urmenschen, wogegen sich wieder manches einwenden ließe. Der Buschmann ist kupferbraun, doch ist seine wahre Hautfarbe meist durch eine aschgraue Staubkruste verdeckt. Immerhin ist im Vergleiche zu den Negern die Hautfarbe der Buschmänner außerordentlich hell und nach Bleek wird sie bei guter Kost und Verpflegung nebst zivilisierter Lebensart immer weißer. Der Buschmann hat ferner krauses, kurzes Wollhaar, wenn dieser Ausdruck statthaft ist — Fritsch möchte lieber aufgerolltes Haar sagen — und zieht mit Sorgfalt einige Löckchen, schmückt das Haar mit Geierfedern, Nase und Ohren mit Knochen, und schmiert wegen des Mangels an Fettunterlage seine Glieder mit Fett, und zwar desto mehr, je reicher er ist. Die kleinen, unstäten, tief in den Höhlen liegenden Augen sind feuriger, die Gebärden lebhafter, als die der Hottentotten.

Wenn wir die Bewohner Südafrikas nicht nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Anlagen, sondern nach dem Maße der Kultur, die sie besitzen, einteilen, so nehmen die Buschleute oder Saan sicherlich die letzte Stelle ein. Der Buschmann hat kein Haus und keinen Hof, keinen König und kein Vaterland, er hat kein Vieh, nicht eine Kuh noch Ziege nennt er sein, und hat außer dem Hunde und der Laus in seinem Pelze nie Haustiere besessen. Mit einigen halbwilden Hunden streift er im Gefilde umher, selbst einem Wilde des Feldes zu vergleichen. Und in der That leben die Saan wie ein gehetztes Wild; die Matabele z. B. halten sie für vogelfrei, und Europäer wie Kaffern bekriegen sie wie Raubtiere. Wegen ihrer Räubereien lebten die Buschmänner mit ihren Nachbarn von jeher auf dem Kriegsfuße; seit vorigem Jahrhunderte wurden planmäßige Ausrottungszüge der Kolonisten gegen sie ins Werk gesetzt, infolge welcher sie sehr zusammenschmolzen. Jener kleine Teil der Buschmänner, den man zu einer seßhaften Lebensweise gezwungen, hat sich mit den Hottentotten und andern Farbigen vermischt. Von den freien Buschmännern aber kann man sagen, sie seien die Zigeuner Südafrikas, denn auch sie besitzen jene unbezähmbare Wanderlust, die sich niemals an feste Wohnsitze gewöhnen kann.

Seine Wohnung sucht der Buschmann am liebsten unter Felsen — denn er ist noch heute ein rechter Troglodyt — auch in ausgehöhlten Ameisenhaufen, im Loche des Stachelschweines oder Ameisenlöwen, oder er macht sich eine Art Nest im Gesträuch, in dem er die Zweige über sich zusammenflicht. Darunter birgt sich eine Familie des Nachts und hüllt sich gegen den Regen in einen Schafspelz. Selbst auf den im Winter eisig kalten Hochflächen an den Quellen des Vaalflusses haben sie keine Hütten. Einige Matten werden nach der Seite hin, von welcher her augenblicklich kalte Winde blasen, an Stäben befestigt und hinter diesem Schirm kauert die Familie auf dürrem Grase. Nur die an der Kapgrenze Wohnenden bauen ein Haus von etwa 1,30 m Höhe und in Gestalt eines Bienenkorbs. Von Bodenkultur kennen sie kaum den geringsten Anfang,



Buschmann zum Kampfe gerüstet.

und gebrauchen als einziges Ackerwerkzeug einen runden, durchlöcherten Stein; er steckt an einem zugespitzten Holze, vermittelst dessen man Wurzeln und Knollen leicht ausgraben kann. Das Gewicht des Steines treibt die Spitze des Stockes beim Stoß in die Erde, und der Stein dient beim Ausgraben der Wurzeln wieder als Stützpunkt für den Hebel, als welcher der Stock nun dient. Diese durchlöcherten Steine der Buschleute findet man an der Ostküste weit nach Norden, bis über den Wendekreis hinaus. Gleich der Wohnung ist auch die Tracht einfach genug. Im Zustande fast völliger Nacktheit, denn das handbreite Fellläppchen, welches ihn vorn deckt, schlechthin der „Schakal" genannt, weil es in der Regel aus Schakalfell besteht, und der schwanzartige Lederstreifen, welcher hinten pendelt, können doch nicht wohl als Kleidung betrachtet werden, gewährt dem Buschmann ein Pelz aus Schaf- oder andern Tierfellen kaum den nötigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Fehlt ihm auch der Pelz oder der aus mehreren Tierfellen zusammengenähte Mantel („Karoß"), so erhitzt er den Boden in der Länge seines Körpers mit Feuer, mischt den erhitzten Sand mit kühlerem und scharrt sich darin ein. Trotz des geringen Bedürfnisses sich zu kleiden, ist der schmierige Bursche eitel und putzsüchtig, huldigt aber stets dem Prinzipe: Schmutz wärmt. Etwas reicher gehen die Frauen gekleidet; die Hüften sind mit einem Felle, Beine und Arme mit Messing- oder Eisenringen, oder auch mit Ringen aus Leder und getrockneten Därmen versehen. Tättowierung ist nicht üblich, wohl aber pflegen die westlichen Karri-Karri im Nasenknorpel einen Holzstock zu tragen, was ihnen die Bezeichnung neusstockdragers, Nasenstockträger eingebracht hat. Daß die Nahrung der Buschmänner eben nicht die gewählteste ist, wird man sich selbst sagen. Wild ist zwar ihre erste und gesuchteste Nahrung, doch genießen sie eben alles Verdauliche, Eidechsen, Schlangen, Ratten, Mäuse, zuweilen, wenn der Hunger quält, auch Unverdauliches — allein Menschenfleisch essen sie nicht. Für solch pikanten Genuß ist der Saap noch zu unzivilisiert. Dafür schneidet er dem Wild die blutenden Teile aus und verschlingt das übrige. Wohl vermag er vier bis fünf Tage ohne Nahrung zu leben, dafür aber ißt er dann auch desto mehr; fünf Buschmänner können in einer Stunde ein halbes Schaf und in einer halben Nacht einen Quagga auffessen. Die enorme Konservationskraft dieser Leute ist überhaupt merkwürdig; es ward wiederholt beobachtet, daß bei einer reichen, vierzehntägigen bis dreiwöchentlichen Kost der Buschmann sich fett

und rund mästet. Er ißt so viel er kann, dann ruht er, und nur der Hunger kann ihn zur Thätigkeit zwingen. Kann er die Beute nicht auf einmal verzehren, so hebt er den Rest auf und verspeist ihn, wenn er angefault ist. Im Notfalle lebt er von den Graswurzeln seiner sandigen Heimat. Uebrigens wissen die Buschmänner dem Wild mit vielem Geschick verdeckte Fallgruben mit spitzen, vergifteten Pfählen zu stellen; Reb- und Perlhühner schleudern sie, laufend oder im Fluge, und die Geier zeigen ihnen die Stelle an, wo in vergangener Nacht Großwild von Löwen getötet wurde, der ihnen die riesigen Markknochen des Bos elaphus, Bos Kafir und der Giraffe, die selbst sein Gebiß nicht zermalmen kann, überlassen muß. Den Löwen selbst sollen sie schlafend überraschen, wobei einer ihm plötzlich einen Karoß über den Kopf wirft, in demselben Augenblicke, wenn ein andrer ihm einige vergiftete Pfeile in den Leib jagt. Wahrhaft bewundernswert und sinnreich ist die Methode, womit sie den vorsichtigen Strauß übertölpeln, indem sie sich des Balges eines früher erlegten Straußes bedienen, um darin, zum Wetten täuschend, den Struthio africanus zu spielen. Ist er seiner Beute nahe genug, so sendet ihr plötzlich der verkappte Strauß seine Giftgeschosse in das Herz. Dann rupft der Wüstensohn mit Zufriedenheit die besten Federn, die er in langen Rietröhren gegen Motten schützt, um sie gegen Feuerwasser, Zunderdosen oder sonstige bunte Bagatellen an den ersten besten Tochtgänger, dem er begegnet, zu verhandeln. Das Fleisch wird an Ort und Stelle verzehrt. Wo sie an fischreichen Gewässern wohnen, fertigen die Buschleute auch mit Geschick geschmackvolle Fischreusen und Harpunen mit Knochenspitzen; so verstehen sie es, in einer Wildnis noch recht gut zu leben, wo ein Europäer sicher verhungern würde. Merkwürdig ist es indes, daß sie trotz des Beispieles der Ngamivölker nie darauf verfallen sind, Flöße, geschweige denn Kähne zu bauen. Von ihren Geräten und Waffen ist nicht viel zu sagen. Bewundernswerte Geschicklichkeit bekunden sie im Stricken von Netzen, die sie als Tragkörbe oder Säcke verwenden. Leere Straußeneier dienen als Wasserbehälter, wozu man sonst auch Tierbälge benutzt. Als Gegenstück zu unsren Taschentüchern führt der Buschmann einen auf einen Stock gezogenen Schakalschwanz, womit er sich die Fliegen fortwedelt und den Schweiß abtrocknet. Seine Pomadebüchsen sind Schildkrötschalen, die er, mit Diosmasalbe gefüllt, an der Hüfte trägt. Töpfe mag er meist von benachbarten Stämmen erhandeln, ebenso Speere, die man häufig in seinem Besitze trifft. Diese „Assagaien" sind bisweilen auch mit Widerhaken versehen und müssen auch als Beil, Säge, Schlachtmesser dienen; sonst thut es auch ein scharfer Quarz- oder Feuersteinsplitter. Die eigentlichen Waffen sind indes die 30—45 cm lange Keule, „Kiri", ein Stock mit derbem, faustdickem Knopfe, meist aus dem Holze der Giraffenakazie gefertigt, vor allem aber ein kleiner, 0,60—1 m langer Bogen aus zähem Holze und mit einer Darmsaite der wilden Katze bespannt, nebst dem Köcher aus Aloeholz und dessen ominöser Inhalt, einen Bündel von 70—80 vergifteten Pfeilen, die mit ungemein großer Sicherheit geschossen werden, ja man darf die Buschmänner als die ersten Meister in dieser Kunst betrachten. Die Pfeile, 60—90 cm lang, sind aus Schilfrohr oder einer sehr harten Binsenart verschiedenartig bearbeitet und auch sehr ungleich, mit Gift von verschiedener Stärke bestrichen. Zur Jagd dient eine leichtere Sorte, aus dem Safte einer Zwiebelart (Haemanthus toxicaria) gewonnen, das sogenannte „Bolletjesgift", gegen feindliche Angriffe aber das sehr schnell wirkende „Malkop"-Gift. Letzteres ist das animalische, welches sie den Schlangen

Spitzen von Giftpfeilen der Buschmänner ($\frac{1}{2}$ natürl. Größe).

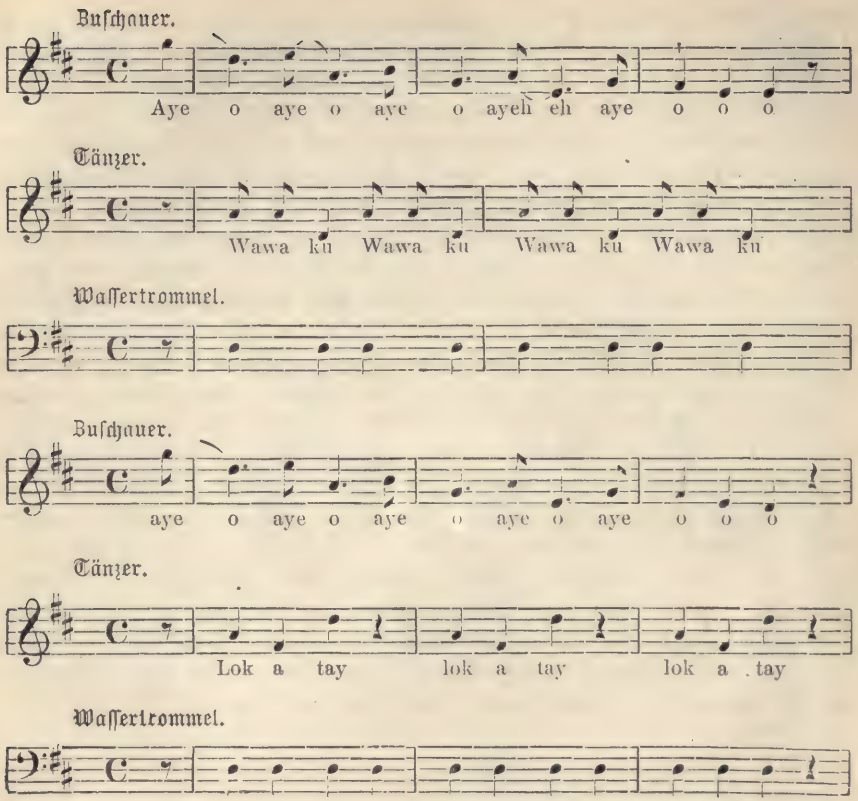
und drei Zahlen (Singular, Dual, Plural) unterschieden werden. Dabei herrscht aber ein Mangel an Unterscheidung von Person, Zahl und Geschlecht, eine Armut an „Form", der für hottentottische Intelligenz nichts Gutes und für hottentottische Konversation viel Mißverständnisse verspricht. Scheinbar schlägt allerdings diese Armut in ihr Gegenteil um, wenn an die Pronominalstämme nun die Pronominalsuffixe sich anfügen. Geschlechts- und Zahlenbezeichnung sind jedoch nicht formaler, sondern rein stofflicher Natur, was aus der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Exponenten deutlich hervorgeht. Das hottentottische Pronomen, d. h. der Hottentotte selbst ist nicht im stande, das grammatische Geschlecht und die grammatische Zahl auseinander zu halten, die beiden fließen ihm in immer neuen Formen immer wieder zusammen. Er kann zwar (ausnahmsweise) sagen: „Ich", aber kann nicht sagen: „Wir", sondern nur: „Wir Männer", „Wir Frauen", „Wir Dinge". „Du" kann er gar nicht sagen, sondern nur „Du-er", „Du-sie", „Du-es" u. s. w. Hier fehlt ihm also auch der reine Begriff für die Person als solche. Und eben daraus, daß er immer Genus und Numerus gleichzeitig ändert, daß er die beiden gar nie auseinander bringt, daraus folgt, daß er weder vom Genus noch vom Numerus die reine abstrakte Vorstellung hat; diese ist ihm unter der Ueberfülle seiner Formen erstickt oder — niemals aufgegangen. Diese Pronominalsuffixe hängt nun der Hottentotte auch an das Substantivum an und befähigt so dasselbe, Geschlecht und Zahl auszudrücken, wobei dann die eben geschilderten Mißstände auch hier sich geltend machen. Für die Deklination fehlen noch die Kasus, welche durch besondere Wörter bezeichnet werden. Durch lose Vorsetzung oder durch Anfügung der Pronomina wird auch das Verbum gebildet, welches sechs Tempus- und fünf Modusformen, dann auch ein Passivum, Reflexivum, Reciprokum und ähnliches deutlich unterscheidet. Die Tempusformen kommen sämtlich durch Anfügung von Suffixen zum Ausdruck, die Modusformen scheinbar auch, jedoch sind die Suffixe in diesem Falle ursprünglich selbständige Verbalbegriffe. Allein mit allem diesem haben wir noch keine hottentottische Konjugation, eigentlich sogar noch kein Verbum, sondern nur äußerlich aneinander geleimte, „agglutinierte" Begriffswurzeln. Das Hottentottische kennt also keine durchgreifende Unterscheidung zwischen Nomen und Verbum, indem die Verbalformen größtenteils nichts als Nominalbildungen sind. (F. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. I, Abt. II, S. 1—25.) Mußten wir oben dem Hottentotten den strengen Sinn für den grammatischen Numerus absprechen, so sind wir ihm dagegen die Erklärung schuldig, daß er mehr als fünfe zählen kann; er besitzt das dekadische Zahlensystem und zählt bis hundert, welches sprachlich als „großer Zehner" aufgefaßt wird. Die sprachlichen Erscheinungen des Hottentottischen lassen sich also etwa in folgendem zusammenfassen: Als stoffliches Material erscheint eine Anzahl von Wurzeln, meist noch heute nackt, ohne strenge Scheidung in verbale und nominale, nur vereinzelte Ansätze einer Fortbildung der Wurzel zu einem sogenannten Stamm. Dagegen Bildung von Tempus, Modus, Substantiv, Adjektiv und Adverb durch Suffixe, d. h. durch ursprünglich selbständige Wurzeln mit jetzt meist verlorener Bedeutung. Grammatisches Genus und Numerus nur scheinbar und äußerlich durch ein übermäßig ausgebildetes System von Pronominalsuffixen unterschieden. Diese, die Pronomina, mit Friedrich Müller zu reden, „bilden die Wurzel und Grundlage der hottentottischen Formenlehre, in ihnen ruht die eigentliche Lebenskraft der Sprachbewegung. Sie sind es, die den ganzen starren Mechanismus der Sprache in Bewegung setzen und demselben den Anschein eines vollendeten Organismus verleihen. Im Grunde ist aber das Ganze nicht mehr wie Agglutination, da demselben die Form gänzlich fehlt." (Reise der österr. Fregatte Novara. Linguistischer Teil. S. 15.)

Martin Haug findet im Hottentottischen neben dem oben erwähnten rauheren ein feineres höheres Element, „das nur durch die Berührung mit einem zivilisierten Volke in die Sprache hineingekommen ist und wodurch das wilde Element beschränkt wurde. Ob dieses Volk die Aegypter waren und ob das Hottentottische, in dessen Grammatik sich offenbar mehrere Berührungspunkte mit dem Aegyptischen finden, mit dieser Sprache verwandt ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben." (Korresp.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthrop. 1872, S. 31.) Daß das Hottentottische Aehnlichkeit mit dem Altägyptischen zeige, ist die Ansicht einiger Sprachforscher, darunter auch Lepsius, welcher sie sogar zu einer weiteren

unannehmbaren Mischungstheorie ausgesponnen hat. Offenbar wurden sie zu dieser höchst sonderbaren Ansicht durch Uebereinstimmung einiger Pronominalelemente (vor allem jener der dritten Person) veranlaßt. Wie wenig selbst vom sprachlichen Standpunkte für die Richtigkeit einer solchen Annahme spricht und wie himmelweit der Bau der Hottentottenidiome und des Aegyptischen voneinander verschieden sind, kann man aus Friedrich Müllers diesbezüglichen Arbeiten zur Genüge entnehmen. Peschel schließt sich in der Bekämpfung der Lepsiusschen Hypothese an Friedrich Müller an, und wendet sich gegen Martin Haug mit dem Bemerken, er müsse „darauf bestehen, daß Sprachen auch durch solche Völker verfeinert werden können, welche ohne Berechtigung Wilde genannt worden sind". (Völkerkunde, S. 459.) Was es mit den Verfeinerungen im Hottentottischen auf sich habe, wurde nun oben des näheren dargelegt; dieselben sind keineswegs so erstaunlich, um zu ihrer Erklärung des Hinzuthuns eines fremden, hochstehenden Volkstums zu bedürfen, vielmehr durchaus dem in Einzelheiten sich verlierenden kindischen Volksgeiste angepaßt. An das Wort khoi-si-s, Menschlichkeit, knüpft ferner Peschel, „da sehr viele liebloſe Anthropologen den altertümlichen Volksstämmen vorgeworfen haben, daß sich in ihren Sprachen keine Ausdrücke für Abstraktionen finden", die Mahnung, daß die Hottentotten, einst auf die tiefste Stufe gestellt, das obige Wort für Humanität besitzen. (A. a. O.) Dabei wird aber völlig übersehen, daß das hottentottische Menschlichkeit dem Sinne nach keineswegs Humanität bedeutet, aus dem Worte also nicht auf das Vorhandensein des Begriffes geschlossen werden darf. Folgendes ist der hottentottische Gedankengang. Aus khoi (Wurzel von Mensch) bildet man nämlich

khoi-b, Mensch er = der Mensch,
khoi-s, Mensch sie = die Frau,
khoi-si, Mensch das da = menschlich,
khoi-si-s, Mensch das da sie = Menschlichkeit,
khoi-si-ga, Mensch das da sein = freundlich sein,
khoi-si-ga-gu, Mensch das da sein gegenseitig, d. h. menschlich sein gegenseitig, d. h. sich heiraten, die Ehe. (Hahn, Die Sprache der Nama, S. 25.)

Da die Sprache nicht im stande ist, ein Nomen unbestimmt zu fassen (wie unser: Pferd, Kind), sondern jedes Nomen, falls es nicht als Prädikat in der dritten Person zu fassen ist, mit dem Zeichen der Person, des Geschlechtes und der Zahl ausstatten muß, so ersieht man, wie bei dieser streng individualisierenden Auffassung der Sprache jeglicher Weg zur Bildung der Begriffe im vorhinein abgeschnitten ist. (Müller, Grundriß der Sprachwiss. A. a. O. S. 2—3.) Daß Abstraktionen auch in Sprachen niederen Ranges vorkommen, soll übrigens nicht geleugnet werden, doch wird es nötig sein, genau zu prüfen, ob es auch wirklich Abstraktionen in unsrem Sinne sind oder ob sie nur solche zu sein scheinen. Ebensowenig darf uns die angeblich hohe Entwickelung beirren, deren sich die Grammatik mancher Naturvölker erfreute; erstens ist diese Entwickelungshöhe häufig, wie bei den Hottentotten, auch nur eine scheinbare, zweitens kommt es auf sie gar nicht an; denn nicht die höchsten Kulturnationen besitzen die kompli-



Die Buschmänner werden oft dergestalt von der Leidenschaft des Tanzes in Anspruch genommen, daß sie jede Vorsicht vergessen und die nahende Gefahr nicht eher entdecken, bis sie die Opfer derselben geworden sind. (Globus, Bd. XVIII, S. 120—122.)

Die ungewöhnliche Gabe der Nachahmung befähigt die Buschmänner, nicht bloß mit ihrer biegsamen Stimme die Laute der Vögel täuschend wiederzugeben und die Bewegungen von bestimmten Personen oder von gewissen Tieren auf das treffendste zu kopieren, sondern äußert sich auch in ihren malerischen Versuchen. Professor Gustav Fritsch verwahrt sich dagegen, daß diese Gabe etwa mit der Nachahmungssucht der Affen verwechselt werde, da sich dabei eine verständige Auffassung und lebhafte Phantasie, also rein menschliche Eigenschaften bemerkbar machen (Drei Jahre in Südafrika, S. 98), und doch ist man vollauf berechtigt zu solcher Parallele, da gerade bei den niedrigsten, dem Tiere am nächsten stehenden Menschenrassen die Gabe der Nachahmung am auffallendsten entwickelt ist, während sie bei den höher gestiegenen sehr beträchtlich abnimmt oder auch völlig verschwindet. So sind denn auch die Felsgrotten und Höhlen der Buschmänner, die Felswände in den Schneebergen im Drakengebirge vom Kap bis über den Oranjefluß hinauf mit den in brauner, roter, weißer oder schwarzer Farbe geschickt ausgeführten oder auch auf dunklem Grunde hell ausgekratzten Skizzen von Menschen und Tieren bedeckt, welche richtiger aufgefaßt und korrekter gezeichnet sind, als manche altägyptische oder indische Malereien. Ganz genau so überraschen die Schnitz- und Bildwerke der prähistorischen Troglodyten Mitteleuropas durch eine Präzision und Lebenswahrheit, die wir im frühen Mittelalter z. B. vergeblich suchen würden. Das grasende Renntier aus der Thayinger Höhle bleibt viele Jahrhunderte hindurch sondergleichen. Von den Malereien der Buschmänner, welche in diesem Lichte betrachtet als nichts gar so Außer-

ordentliches mehr aufzufassen sind, hat Fritsch in seinem Werke über Südafrika Abbildungen gegeben, und auf einer Kette von kleinen Hügeln bei Gestoppte Fontein in Transvaal, die aus einem stark aufgerichteten Schiefer mit schönen, ebenen Flächen bestehen, fand A. Hübner 2—300 Figuren eingegraben, die zwar sehr roh und nur Umrisse sind, aber doch eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen verraten. (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1871. S. 51—53.) Man sieht an ihnen, daß die Darsteller die Formen von Tieren, wenn auch in groben Zügen, ganz so wiederzugeben verstanden, daß man dieselben an ihren charakteristischen Merkmalen erkennen kann. Die Umrisse sind keine fortlaufende Linien, sondern kleine Löcher, eines neben dem andern, die offenbar mit einem meißelartigen Instrumente ausgesprengt wurden. Aber auch die derartig umgrenzten Flächen sind mit einer Masse ganz ähnlicher Löcher angefüllt und dies ist vielleicht als ein schwacher Versuch der Annäherung zur Plastik zu betrachten. Der Technik nach können von den eingekratzten Arbeiten die eigentlichen Malereien unterschieden werden. Fritsch fand die primitiven Kunstwerke in der Nähe des Windvogelberges; dieselben stellen Tiere und Menschen dar, von ersteren Rind, Hund, Strauß, Pavian, verschiedene, wohl unterscheidbare, Antilopen, Quagga und andre, von letzteren Eingeborne und Europäer. (Globus, Bd. XVIII, S. 100.) Georg W. Stow fand gar Darstellungen von Jagdszenen, Tänzen, Gefechten u. s. w., welche die Art der Kriegführung, der Jagd, der Waffen veranschaulichen. An einigen Punkten ist es geradezu staunenerregend, sagt er, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit die wilden Künstler gelangt sind. Er fand drei verschiedene Arten von Malereien, eine über der andern, und da die jüngste über sechzig Jahre alt sein mußte, so war die unterste gewiß vergleichsweise sehr alt. (Globus, Bd. XIX, S. 207.) Dies rohe Volk verstand eine Farbe herzustellen, welche mehrere Jahrhunderte (wie im Bapedilande) den Einflüssen der Witterung widersteht und sicher noch länger ausdauern würde, hätte man sie nicht mutwillig zerstört. Die Farben, welche man in den Höhlen benutzte, sind ockerhaltige Konkretionen, die in einigen Sandsteinen der Karruschichten vorkommen; sie sind von gelber, brauner und roter Farbe; die menschlichen Körper stellte man in den Höhlen schokoladebraun dar. (A. a. O.) Im Bapedilande fanden sich auch Reihen von Ringen, Kreuzen und Strichen in blauer Farbe, von welchen Merensky vermutet, daß sie etwa eine Art von Hieroglyphenschrift sein könnten, was indes ebenso dahin gestellt bleiben muß, wie seine weitere Annahme, daß viele der andern Felsenmalereien eine mythologische Bedeutung besitzen. (Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, S. 73.)

Von den religiösen Vorstellungen der Saan wissen wir nur wenig. Lichtenstein bestreitet, daß sie eine Idee von einem höchsten Wesen besitzen, allein spätere Reisende wollen bei ihnen den Glauben an eine männliche und weibliche Gottheit wahrgenommen haben; nach Merensky erkennen sie ein höchstes Wesen an, namens „Cagan" oder „Caang". Jedenfalls weilen unter ihnen Zauberpriester und stecken sie voll Aberglauben. Ausnahmslos tragen sie Amulette, womit sie die bösen Geister abwehren oder Glück bei ihren Unternehmungen erhoffen. Um den Willen der Geister zu erfahren, würfeln sie. Einzelne Stämme haben gegen gewisse Tiere Abneigung, glauben dafür aber an ein schlangenartiges Wesen, welches man zu deutsch Basilisk nennen würde. Mit andern wenig entwickelten Völkern haben die Saan auch die Eigentümlichkeit gemein, Kunst- und Industriegegenstände der Europäer, also Dinge, die außer dem Reiche ihres Begriffes liegen, als von Zauber behaftet, von Geistern besessen anzusehen, oder sie zu personifizieren. Häufig ist der Glaube von einer Fortdauer nach dem Tode und die sprichwörtliche Ansicht, daß der Tod nur ein Schlaf sei, deutet auf den Glauben an ein Jenseits. Damit hängt wohl auch die Totenverehrung zusammen. Stirbt nämlich ein Buschmann unter seinen Genossen, so wird er mit einem gewissen Zeremoniell begraben. Das Haupt des Toten wird mit „Buchu", der Hottentottenpomade, eingerieben. Nachdem der Leichnam geräuchert ist, legt man ihn auf die Seite in einen Graben und die Horde stimmt einen Klagegesang

Hottentotten bleibt im Mittel unter der der europäischen Rassen zurück; sie beträgt durchschnittlich 1,50—1,65 m. Die Männer, namentlich in vorgerückten Jahren, sind hager und dürr, und eine volle Muskulatur findet sich bei Individuen von reiner Rasse nur ausnahmsweise. Sind bei den Kaffern die Weiber schon häßlich, so sind sie es bei den Hottentotten noch in ungleich stärkerem Maße. Rechnet man dazu den häßlichen Geruch, welchen die Hottentotten um sich verbreiten, weshalb sie schon von den ersten holländischen Kolonisten „schwarze stinkende Hunde" genannt wurden, so muß man gestehen, daß der Weiße einen starken Magen haben muß, welcher aus diesem Volke seine Gattin erwählt. Und doch sind eheliche Verbindungen von Weißen mit Hottentottinnen seit den ältesten Zeiten häufig genug vorgekommen und sogar manche Missionäre sind mit der Bibel in der einen und eine Hottentottenfrau an der andern Hand aufgetreten, um die Heiden zu bekehren. Zu der abschreckenden Häßlichkeit trägt viel die merkwürdige Fettbildung des weiblichen Geschlechtes bei. Dieses weicht von dem Habitus des männlichen in einigen wesentlichen Punkten ab. Zunächst treten bei den Frauen die Unregelmäßigkeiten des Wuchses, das Eckige, Knochige der Figur, wenigstens in jüngeren Jahren, nicht in dem Grade zu Tage, wie bei den Männern. Das entwickelte Weib zeigt meist vollere Formen: Hals und Nacken sind ebenmäßig, die Arme schlank, doch angenehm gerundet und im Verein mit den zierlichen Händen häufig genug von unbestreitbarer Schönheit; die Entwickelung des Busens steht dem europäischer Frauen näher als jene bei den Kaffern, dafür aber findet sich bei den Hottentottinnen, auch wenn sie gar nicht fettleibig genannt werden können, die Steatopyga, eine eigentümliche Bildung, durch welche sie sich vor andern Rassen auszeichnen. Diese Steatopyga besteht wesentlich in einer gutartigen Hypertrophie der Fetthaut über bestimmte Regionen des Körpers, vornehmlich der Hinterbacken, aber auch seitlich an den Hüften, sowie an der Außenfläche des Oberschenkels. Die hypertrophischen Partien bilden Polster von lockerem Fett, welche so wenig mit Bindegeweben durchwachsen und fixiert sind, daß schon bei mäßiger Bewegung des Individuums ein lebhaftes Zittern und Schwanken dieser Teile eintritt. Daß gerade das Gesäß in so bemerkenswerter Weise hervorspringt, beruht nicht allein auf der Ablagerung des Fettes auf den Nates, sondern großenteils auch auf der Stellung des Beckens, welches durch seine starke Neigung notwendigerweise ein Heraustreten des Kreuzbeins nach hinten bedingt. Ein solches ausgedehntes Posterius gilt als Schönheit, wie überhaupt runde, fette und fleischige Form den Maßstab für diese Eigenschaft in Hottentottenaugen abgiebt. Hahn hat übrigens oft beobachtet, wie auch bei Knaben in der guten Jahreszeit, wo es viel Milch und Wildbret gab, ihre Gesäßteile für unsre europäischen Vorstellungen nachgerade fabelhafte Dimensionen annahmen und meint, die Hottentotten schienen eben in betreff dieses Körperteiles ein Analogon in den Fettschwänzen ihrer Schafe zu finden (Globus, Bd. XII, S. 332), ein Gedanke, der sich auch Herrn von Weber aufdrängte. (Vier Jahre in Afrika. Leipzig 1878. 8°. Bd. I, S. 174.) Geradezu anatomische Berühmtheit hat eine andre Eigentümlichkeit der Khoikhoinfrauen erlangt, die sogenannte „Hottentottenschürze". Es ist dies eine Verlängerung der Labia minora, welche 10—15 cm lang herabhängen; sie haben bei den Frauen eine schmutzig-blaue Färbung und gleichen dem am Schnabel eines Truthahnes befindlichen Fleischklumpen. Luschka und Görtz fanden, daß die Deformität bei einem von ihnen untersuchten Buschweibe dieselbe sei, wie bei den Hottentottinnen. Die Labia majora stellten sich hier als zwei ganz flache Wülste dar, während weder von einer Rima pudendi noch von einer Kommissur die Rede war. Da nun im allgemeinen durch den entwickelten Zustand der Labia majora sich ein Stehenbleiben auf fötaler Stufe ausspricht, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß die Mißbildung eine künstlich hervorgebrachte ist; vielmehr kann sie recht wohl eine natürliche und zwar angeborne Deformität sein. Dennoch halten viele Beobachter dafür, daß die Hottentottenschürze nicht natürlich, sondern künstlich durch willkürliche Verlängerung der Labia minora entstehe und Fritsch scheint geneigt, sie als eine Folge des bei diesen Völkern außerordentlich häufigen Lasters der Masturbation anzusehen. Sollte wirklich zuerst eine willkürliche Verlängerung der Labia minora auf Kosten des Umfanges der Labia majora jahrhundertelang stattgefunden und dann nach und nach bei der Bevölkerung eine angeborne Verlängerung dieser Organe habituell geworden sein, wie auch Friedrich Müller meint, so würde allerdings dieser Nachweis der Uebertragung einer künstlich erzeugten Deformität auf die Nachkommen jener Völker für Darwins Lehre über die Arten- und Rassenbildung durch Vererbung und Zuchtwahl sehr wichtig sein. (H. Ploß, Das Kind, Bd. I, S. 303.)

Der Charakter des Skelettes der Hottentotten ist der eines unzivilisierten Volkes:

die Knochen sind schlank, dünn, aber fest und elastisch. Die Muskelansätze sind am weiblichen Skelett markiert, aber wenig hervortretend. Die Schädel der Hottentotten sind lang, mit relativ geringer Höhe und „bei keinem andern Volk in gleicher Weise vorhanden". Der Breitenindex der von Fritsch gemessenen und abgebildeten Schädel beträgt im Durchschnitt 72,71, der Höhenindex 71,0. Es stellt sich also ein Minus der Höhe von 1,71 heraus. Die Hottentottenschädel sind weniger massig als die Kaffernschädel; bei einer gewissen Neigung, Ecken zu bilden, zeigen die Teile glatte und elegante Umrisse. Die Gesichtslinie ist flach, indem in der Regel die Supraorbitalbogen verhältnismäßig schwach entwickelt, die Nasenwurzel wenig vertieft und die schwachen Nasenbeine nebst den entsprechenden Fortsätzen des Oberkiefers wenig gebogen sind. Die Prognathie erscheint durch das Vortreten der Alveolarfortsätze und die Verschiebung des Oberkiefers nach abwärts etwas stärker als bei den Kaffern. Bemerkenswert ist noch das deutlich markierte zugespitzte Kinn, während der Unterkiefer sehr stumpf und der aufsteigende Ast desselben sehr kurz ist.

Außerordentlich schwer ist es, den Typus der Becken bei den Khoikhoin zu fixieren, da individuelle Schwankungen eine scharfe Abgrenzung fast unmöglich machen. Dabei finden wir keineswegs extreme Formen einer Reihe, sondern es unterliegt keinem Zweifel, daß aus der Gruppe der Khoikhoin kaum mehrere einen genau übereinstimmenden Habitus zeigen würden, und es bestätigt dies die Annahme, daß der Körper unter unzivilisierten Verhältnissen nicht zur vollkommenen typischen Ausbildung gelangt. Charakteristisch ist die schon oben erwähnte starke Neigung des Beckens.

Die Extremitäten sind schlecht modelliert. Die Unterarme sind auffallend dünn, doch konnte Fritsch nicht beobachten, daß sie im Vergleich zum Oberarm unverhältnismäßig lang wären. Die Hüften sind wenig hervortretend, und Ober- und Unterschenkel erscheinen durchschnittlich sehr dürr, nur bei den Weibern findet sich eine größere Rundung dieser Teile, während bei den Männern sich wegen der Magerkeit die Gelenke scharf markieren. Hände wie Füße sind klein, die Finger knochig, auch macht sich eine Neigung zum Plattfuß bemerklich.

Die Nama und Kora, wenn auch in manchen Punkten von den kolonialen Hottentotten verschieden, stimmen in den wesentlichen Eigenschaften doch mit diesen überein, und können nur dem Grade nach von diesen getrennt werden. Zu den Khoikhoin rechnet Fritsch auch die Gri. Wie die Bergdama unter den A-bantu — sagt er — ein rassenloses Volk darstellen, die nur den Namen eines wirklichen Stammes entlehnen, so die Gri unter den Khoikhoin; doch ist die Geschichte der letzteren nicht von solchem geheimnisvollen Dunkel umzogen, wie diejenige der ersteren. Darin stimmen beide überein, daß die heutigen Gri ebenso wie die Bergdama ihren jetzigen Habitus den Einflüssen verdanken, welche die eindringende Zivilisation auf die Eingebornen Südafrikas ausübte, und sie geben ein Beispiel ab von einer eigentümlichen, unter ähnlichen Verhältnissen öfter auftauchenden Entwickelungsphase. Die echten Gri haben meist die Körperbildung wie die Mischlinge der Hottentotten und Buschmänner; sie sind durchschnittlich klein, gelblich braun, haben kurzes wolliges Haar und breite vorstehende Backenknochen. Die Bastarde von Kolonisten und Eingebornen unterscheiden sich deutlich von den ursprünglichen Gri und nennen sich mit Stolz „Bastards"; doch werden im gewöhnlichen Sprachgebrauch besonders von den in ethnologischen Dingen nicht allzugenauen Engländern die Bastarde häufig als Gri bezeichnet, wodurch freilich viel Verwirrung entsteht. (Fritsch, Drei Jahre in Südafrika, S. 115.)

Obwohl bedeutend schwächer als die Kaffern, haben doch die Khoikhoin ihre Gliedmaßen mehr in ihrer Gewalt und nähern sich in diesem Punkte unsren Rassen. Ein Beweis dafür ist, daß sie sich die körperlichen Fertigkeiten, welche die Europäer ins Land brachten, z. B. das Reiten und den Gebrauch der Feuergewehre, viel schneller aneignen als jene. Ihre Sinne zeichnen sich durch besondere Schärfe aus und übertreffen in manchen Punkten, wie z. B. Schärfe des Sehvermögens und der darauf beruhenden Fertigkeit im Spüren, sowohl ihre Nachbarn als auch die Weißen. Während aber die dunkel pigmentierten Stämme dem zerstörenden Einflusse der Zivilisation eine wunderbare Zähigkeit entgegensetzen, sind die Khoikhoin als nationale Vereinigung mit einer Schnellig-

sondern auch Worte und Laute sind von den Hottentotten auf die dort wohnenden Kafferstämme übergegangen.

Gegenwärtig sind die Hottentotten sowohl eine Rassen- als Völkerruine. Als die europäischen Kolonisten das Kap der guten Hoffnung besetzten, waren sie noch ziemlich zahlreich und zerfielen in eine Reihe von Völkern, welche durch Sprache und Sitten voneinander geschieden waren und sich eigene Namen beilegten. So finden wir in den alten Akten und Chroniken der holländischen Kolonie am Kap, ferner in alten Reisewerken zwanzig Stämme erwähnt, von denen allen kein einziges Individuum mehr vorhanden ist, da sie entweder durch die Kriege mit den Kaffern und besonders mit den am Kap angesiedelten Kolonisten holländischer Abstammung (Afrikaner) vernichtet oder durch Mischungen mit allen möglichen durch die Europäer dahin gezogenen Völkern verschwunden sind. Gegenwärtig können nur zwei Stämme, nämlich die noch ziemlich unvermischten Nama (fälschlich Namaqua*) und die mit Kaffern und Europäern stark gemischten !Kora als Repräsentanten des Hottentottenvolkes betrachtet werden. Der Stamm der Gri, sowie die in der Kapkolonie lebenden Hottentotten haben ihren Typus und ihre Eigentümlichkeiten ganz verloren, sie sind Mischlinge (Basters) der Hottentotten und Weißen, wie auch der von den letzteren importierten Sklaven aus dem Nordwesten Afrikas und den Inseln des Indischen Ozeans und sprechen ein Holländisch, in welchem die verschiedenartigsten fremden Elemente vereinigt sich vorfinden. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 94—95.)

Die Sprache der eigentlichen Khoikhoin ist dagegen eine große Merkwürdigkeit, sie bildet ein selbständiges, mit keiner andern, weder afrikanischen noch asiatischen Sprache verwandtes Idiom. Morphologisch ist sie in die Klasse der sogenannten anfügenden Sprachen zu stellen. Als die Europäer am Kap erschienen, bestanden von dieser Sprache mehrere Dialekte, gegenwärtig sind davon nur zwei, der Nama- und der !Koradialekt vorhanden.

Das Lautinventar der Hottentottensprache ist folgendes. Vokale sind a, i, u, e, o, und zwar sämtlich in der Doppelform der Kürze und der Länge, die fünf kurzen auch noch in dritter, durch gesteigerte Kürzung getrübter Form vorhanden. Diphthonge au, ai, oi, ou, ui. Diese wie die Vokale können ferner mit nasalem Nachklang gesprochen werden (was an das Portugiesische, Französische, Schwäbische erinnert). Also mindestens 30, höchstens 40 vokalische Laute. Konsonanten: g, k (gh, kh), h, x; b, p, d, t; m, n, n; f, z, r (w). Es fehlen l und f. Dagegen treten auf, fast einzig in ihrer Art, die berühmten hottentottischen „Schnalzlaute", vier an der Zahl. Der erste „macht den Eindruck eines Peitschenklapps, und entsteht wenn man die Zunge an den hinteren Gaumen legt und dann, die Luft einsaugend, abzieht". Der zweite klingt „wie wenn man einen Pfropfen aus der Flasche zieht (also gar kein so übler Laut), und wird gebildet durch ein Abstoßen der Zunge von dem vorderen Gaumen". Der dritte soll unsrer Interjektion des Bedauerns ähneln und wird „mit der Zunge vornen an den Zähnen gebildet". Der vierte „entspricht dem Laute, mit dem man die Pferde zum Laufen reizt und wird mit der Zunge an der

*) In den meisten geographischen Handbüchern liest man die Namen Namaqua, Griqua, Korana. Das Suffix qua oder gua bezeichnet indes die dritte Person des Pluralis objectivus; danach muß es für das Ohr des Kenners des Hottentottischen ebenso verletzend sein zu sagen, der, die Namaqua, der oder die Griqua statt der oder die Nama, der oder die Gri, wie es das Gefühl des Gebildeten unangenehm berührt, wenn er statt „der Römer" hören müßte „der Romani". Das nämliche gilt auch von dem Suffix na in Korana.

Seite der Backen gebildet". Und zwar erscheinen diese vier nur im Anlaute des Wortes und nur vor Vokalen und Gutturalen (k, p, kh, gh, n). Wie man von diesen inspirierten Lauten unmittelbar zur Aussprache von gewöhnlichen Lauten expiratorischer Bildung übergehen kann, bleibt für den, der sie nicht selbst sprechen gehört hat, ein unlösbares Zungenproblem; doch versichert Theophil Hahn, der als Sohn eines Missionärs bei einem hottentottischen Stamme aufgewachsen ist, daß er die Schnalzlaute ebenso leicht zu sprechen vermöge als andre. Man will an den Affen unsrer zoologischen Gärten ähnliche Schnalzlaute beobachtet haben und es liegt nahe, daraus zu folgern, daß die hottentottischen Laute dieser Art die treu überlieferte Erbschaft aus einer Zeit seien, wo der Mensch noch seinen tierischen Ahnen sehr nahe stand. In der That haben diese Schnalzlaute für jene, welche mit der Sprache unbekannt sind, etwas Tierisches, wie Theophil Hahn selbst zugiebt. (Hahn, Die Sprache der Nama. Leipzig 1870. 8°. S. 5.) Freilich haben er selbst (a. a. O S. 17) und auch andre sich vielfach bemüht, diese Ansicht zu widerlegen und Adolf Bacmeister glaubte das mit dem Hinweise thun zu können, daß die Laute einer Sprache oder Sprachfamilie in langsamer, aber beständiger Wandlung begriffen sind. „Zum mindesten von unsren arischen Sprachen," sagt er, „steht es geschichtlich fest, daß viele ihrer heutigen, zum Teil sehr komplizierten Laute (z. B. slawische) aus ursprünglich einfacheren hervorgegangen sind. Wie weit auseinander liegen heute das Englische, das Französische, das Tschechische, welche Fülle von schwierigen Aussprachen enthalten sie, wie schwer ist es für einen Ausländer, sie bis zur Vollendung des Eingebornen sprechen zu lernen — und doch rücken diese Idiome, von Jahrtausend zu Jahrtausend rückwärts gehört, immer näher und näher zusammen und vereinigen sich schließlich in einer zwar nicht mit historischer, aber mit sprachgeschichtlicher Gewißheit zu erschließenden einfacheren Ursprache. Ist es ein unerlaubter Schluß, daß das so ungemein flüssige, flüchtige Element des Sprachlautes auch bei andern Sprachfamilien im Laufe der Jahrtausende sich verändert habe? Ist die Wandlung in der Zeit nicht das Grundgesetz alles Seins?" (Ausland 1871, S. 341—342.) Gewiß, antworte ich, aber in sehr ungleichem Maße! Der verstorbene Sprachgelehrte hat in seinem antidarwinischen Eifer übersehen, daß bei den arischen Völkern auch eine Kulturentwickelung stattgefunden hat wie bei keiner andern Rasse, und es wäre wohl nicht sehr schwierig nachzuweisen, daß die Wandlungen der Sprache mit den fortschreitenden Wandlungen der Gesittung gleichen Schritt halten; mit andern Worten: je rascher die Kulturfortschritte eines Volkes, desto rascher auch die Wandlungen seiner Sprache. Von den Hottentotten sind besondere Kulturleistungen überhaupt nicht zu verzeichnen, und daß die Rasse, wie Bacmeister annimmt, eine bessere, edlere Zeit hinter sich habe, ist eine völlig willkürliche Annahme. Vielmehr darf man in kultureller Hinsicht dreist voraussetzen, daß die Hottentotten, wie die ersten Europäer sie fanden, nicht anders waren als vor einer ungezählten Reihe von Jahrhunderten, und betreffs ihrer nächsten Verwandten, der Buschmänner, welche, wie wir sahen, noch mehr Schnalzlaute gebrauchen, ist Professor Gustav Fritsch zu dem wichtigen Schlusse gekommen, daß sie als die ursprünglichsten, ältesten Bewohner des Kontinentes zu betrachten sind. „Mögen sie in demselben autochthon sein oder durch allmähliche Verbreitung aus benachbarten Ländereien in denselben gelangt sein, jedenfalls" — sagt jener große Kenner Südafrikas — „müssen sie, wie immer man die Sache auffasse, Jahrtausende nahezu unverändert in ihrer Entwickelung geblieben sein." (Zeitschr. f. Ethnologie. Berlin 1880. S. 300.) Und daraus ist mit Sicherheit zu folgern, daß auch die Sprache während der gleichen Zeit nahezu unverändert geblieben ist. Wir irren daher keineswegs, wenn wir die heutigen Schnalzlaute der Buschmänner und Hottentotten als unveränderte Ueberbleibsel aus jener fernen Zeit betrachten, in welcher der „Urmensch" von seinen tierischen Vorfahren differenzierte. Unterscheidet doch sogar Martin Haug im Hottentottischen zwei Elemente, darunter „ein sehr rauhes, fast tierisches, als dessen Rest noch die Schnalzlaute vorhanden sind". (Korresp.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthrop. 1872, S. 30)

Dagegen weist man freilich auf den komplizierten Bau des Hottentottischen hin. In der That zeigt die Grammatik der Hottentottendialekte eine große Ueberladung mit Formen. Die hottentottische Wortwurzel ist allerdings, wie in den meisten Sprachen, einsilbig, ihrer Natur nach doppelt, entweder stofflich oder bloß hinweisend. Durch Anfügung der letzteren an die ersteren werden die Wörter gebildet, wobei nicht ausgeschlossen wird, daß auch die ersteren miteinander verbunden werden können; jedoch ist ohne Hinzunahme von einem hinweisenden Elemente ein hottentottisches Wort nicht möglich. Das belebende Element der Sprache und zugleich die merkwürdigste Eigentümlichkeit hottentottischer Denk- und Sprachweise bilden die Pronomina, an welchen drei Geschlechter

und drei Zahlen (Singular, Dual, Plural) unterschieden werden. Dabei herrscht aber ein Mangel an Unterscheidung von Person, Zahl und Geschlecht, eine Armut an „Form", der für hottentottische Intelligenz nichts Gutes und für hottentottische Konversation viel Mißverständnisse verspricht. Scheinbar schlägt allerdings diese Armut in ihr Gegenteil um, wenn an die Pronominalstämme nun die Pronominalsuffixe sich anfügen. Geschlechts- und Zahlenbezeichnung sind jedoch nicht formaler, sondern rein stofflicher Natur, was aus der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Exponenten deutlich hervorgeht. Das hottentottische Pronomen, d. h. der Hottentotte selbst ist nicht im stande, das grammatische Geschlecht und die grammatische Zahl auseinander zu halten, die beiden fließen ihm in immer neuen Formen immer wieder zusammen. Er kann zwar (ausnahmsweise) sagen: „Ich", aber kann nicht sagen: „Wir", sondern nur: „Wir Männer", „Wir Frauen", „Wir Dinge". „Du" kann er gar nicht sagen, sondern nur „Du-er", „Du-sie", „Du-es" u. s. w. Hier fehlt ihm also auch der reine Begriff für die Person als solche. Und eben daraus, daß er immer Genus und Numerus gleichzeitig ändert, daß er die beiden gar nie auseinander bringt, daraus folgt, daß er weder vom Genus noch vom Numerus die reine abstrakte Vorstellung hat; diese ist ihm unter der Ueberfülle seiner Formen erstickt oder — niemals aufgegangen. Diese Pronominalsuffixe hängt nun der Hottentotte auch an das Substantivum an und befähigt so dasselbe, Geschlecht und Zahl auszudrücken, wobei dann die eben geschilderten Mißstände auch hier sich geltend machen. Für die Deklination fehlen noch die Kasus, welche durch besondere Wörter bezeichnet werden. Durch lose Vorsetzung oder durch Anfügung der Pronomina wird auch das Verbum gebildet, welches sechs Tempus- und fünf Modusformen, dann auch ein Passivum, Reflexivum, Reciprokum und ähnliches deutlich unterscheidet. Die Tempusformen kommen sämtlich durch Anfügung von Suffixen zum Ausdruck, die Modusformen scheinbar auch, jedoch sind die Suffixe in diesem Falle ursprünglich selbständige Verbalbegriffe. Allein mit allem diesem haben wir noch keine hottentottische Konjugation, eigentlich sogar noch kein Verbum, sondern nur äußerlich aneinander geleimte, „agglutinierte" Begriffswurzeln. Das Hottentottische kennt also keine durchgreifende Unterscheidung zwischen Nomen und Verbum, indem die Verbalformen größtenteils nichts als Nominalbildungen sind. (F. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. I, Abt. II, S. 1—25.) Mußten wir oben dem Hottentotten den strengen Sinn für den grammatischen Numerus absprechen, so sind wir ihm dagegen die Erklärung schuldig, daß er mehr als fünfe zählen kann; er besitzt das dekadische Zahlensystem und zählt bis hundert, welches sprachlich als „großer Zehner" aufgefaßt wird. Die sprachlichen Erscheinungen des Hottentottischen lassen sich also etwa in folgendem zusammenfassen: Als stoffliches Material erscheint eine Anzahl von Wurzeln, meist noch heute nackt, ohne strenge Scheidung in verbale und nominale, nur vereinzelte Ansätze einer Fortbildung der Wurzel zu einem sogenannten Stamm. Dagegen Bildung von Tempus, Modus, Substantiv, Adjektiv und Adverb durch Suffixe, d. h. durch ursprünglich selbständige Wurzeln mit jetzt meist verlorener Bedeutung. Grammatisches Genus und Numerus nur scheinbar und äußerlich durch ein übermäßig ausgebildetes System von Pronominalsuffixen unterschieden. Diese, die Pronomina, mit Friedrich Müller zu reden, „bilden die Wurzel und Grundlage der hottentottischen Formenlehre, in ihnen ruht die eigentliche Lebenskraft der Sprachbewegung. Sie sind es, die den ganzen starren Mechanismus der Sprache in Bewegung setzen und demselben den Anschein eines vollendeten Organismus verleihen. Im Grunde ist aber das Ganze nicht mehr wie Agglutination, da demselben die Form gänzlich fehlt." (Reise der österr. Fregatte Novara. Linguistischer Teil. S. 15.)

Martin Haug findet im Hottentottischen neben dem oben erwähnten rauheren ein feineres höheres Element, „das nur durch die Berührung mit einem zivilisierten Volke in die Sprache hineingekommen ist und wodurch das wilde Element beschränkt wurde. Ob dieses Volk die Aegypter waren und ob das Hottentottische, in dessen Grammatik sich offenbar mehrere Berührungspunkte mit dem Aegyptischen finden, mit dieser Sprache verwandt ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben." (Korresp.-Bl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthrop. 1872, S. 31.) Daß das Hottentottische Aehnlichkeit mit dem Altägyptischen zeige, ist die Ansicht einiger Sprachforscher, darunter auch Lepsius, welcher sie sogar zu einer weiteren

unannehmbaren Mischungstheorie ausgesponnen hat. Offenbar wurden sie zu dieser höchst sonderbaren Ansicht durch Uebereinstimmung einiger Pronominalelemente (vor allem jener der dritten Person) veranlaßt. Wie wenig selbst vom sprachlichen Standpunkte für die Richtigkeit einer solchen Annahme spricht und wie himmelweit der Bau der Hottentottenidiome und des Aegyptischen voneinander verschieden sind, kann man aus Friedrich Müllers diesbezüglichen Arbeiten zur Genüge entnehmen. Peschel schließt sich in der Bekämpfung der Lepsiusschen Hypothese an Friedrich Müller an, und wendet sich gegen Martin Haug mit dem Bemerken, er müsse „darauf bestehen, daß Sprachen auch durch solche Völker verfeinert werden können, welche ohne Berechtigung Wilde genannt worden sind". (Völkerkunde, S. 459.) Was es mit den Verfeinerungen im Hottentottischen auf sich habe, wurde nun oben des näheren dargelegt; dieselben sind keineswegs so erstaunlich, um zu ihrer Erklärung des Hinzuthuns eines fremden, hochstehenden Volkstums zu bedürfen, vielmehr durchaus dem in Einzelheiten sich verlierenden kindischen Volksgeiste angepaßt. An das Wort khoi-si-s, Menschlichkeit, knüpft ferner Peschel, „da sehr viele lieblose Anthropologen den altertümlichen Volksstämmen vorgeworfen haben, daß sich in ihren Sprachen keine Ausdrücke für Abstraktionen finden", die Mahnung, daß die Hottentotten, einst auf die tiefste Stufe gestellt, das obige Wort für Humanität besitzen. (A. a. O.) Dabei wird aber völlig übersehen, daß das hottentottische Menschlichkeit dem Sinne nach keineswegs Humanität bedeutet, aus dem Worte also nicht auf das Vorhandensein des Begriffes geschlossen werden darf. Folgendes ist der hottentottische Gedankengang. Aus khoi (Wurzel von Mensch) bildet man nämlich

khoi-b, Mensch er = der Mensch,
khoi-s, Mensch sie = die Frau,
khoi-si, Mensch das da = menschlich,
khoi-si-s, Mensch das da sie = Menschlichkeit,
khoi-si-ga, Mensch das da sein = freundlich sein,
khoi-si-ga-gu, Mensch das da sein gegenseitig, d. h. menschlich sein gegenseitig, d. h. sich heiraten, die Ehe. (Hahn, Die Sprache der Nama, S. 25.)

Da die Sprache nicht im stande ist, ein Nomen unbestimmt zu fassen (wie unser: Pferd, Kind), sondern jedes Nomen, falls es nicht als Prädikat in der dritten Person zu fassen ist, mit dem Zeichen der Person, des Geschlechtes und der Zahl ausstatten muß, so ersieht man, wie bei dieser streng individualisierenden Auffassung der Sprache jeglicher Weg zur Bildung der Begriffe im vorhinein abgeschnitten ist. (Müller, Grundriß der Sprachwiss. A. a. O. S. 2—3.) Daß Abstraktionen auch in Sprachen niederen Ranges vorkommen, soll übrigens nicht geleugnet werden, doch wird es nötig sein, genau zu prüfen, ob es auch wirklich Abstraktionen in unsrem Sinne sind oder ob sie nur solche zu sein scheinen. Ebensowenig darf uns die angeblich hohe Entwickelung beirren, deren sich die Grammatik mancher Naturvölker erfreute; erstens ist diese Entwickelungshöhe häufig, wie bei den Hottentotten, auch nur eine scheinbare, zweitens kommt es auf sie gar nicht an; denn nicht die höchsten Kulturnationen besitzen die kompli-

zierteste Grammatik, sondern vielmehr gerade die niedrigsten, und man kann fast als Regel aufstellen, daß mit wachsender Gesittung eines Volkes seine Grammatik sich zu vereinfachen strebt. Man vergleiche nur eben im Kreise der von Bacmeister herangezogenen arischen Völker z. B. die einfache Grammatik des Englischen mit der unvergleichlich ausgebildeteren des Russischen. Was in unsren Augen weit schwerer ins Gewicht fällt, als die jetzt so beliebte Berufung auf die Grammatik, ist der Reichtum des Wortschatzes, soweit derselbe mit Begriffen zusammenfällt. Diese allein entscheiden über die geistige Stufe eines Volkes, mit andern Worten, eine Sprache mit geringem Wortschatze und reicher Formenlehre gehört einem viel tiefer stehenden Volke an als eine Sprache mit reichem Wortschatze und einfacher Grammatik.

Aus diesem Grunde vermag ich auch dem trefflichen Peschel nicht beizustimmen, wenn er sagt: „Wer die hohe Entwickelung ihrer Sprache zu würdigen versteht, wer außerdem zu schätzen weiß, daß die Hottentotten fremde Sprachen leicht erlernen und tadellos sprechen, wer nach den Mustern im Reineke Fuchs von Bleek ihre Gabe bewundert, Tierfabeln fremden Ursprungs für afrikanisches Verständnis umzugestalten, der wird nicht länger dulden dürfen, daß die Khoikhain zu den niedrigsten Menschenrassen gezählt werden, ja er wird ihnen sogar unter den Halbkulturvölkern eine möglichst hohe Stellung zuerkennen." (Völkerkunde, S. 462.) Mustern wir die Liste derjenigen Völker, welche man als die niedrigsten Menschenstämme zu betrachten gewöhnt war, und vergleicht man die jetzt gäng und gäbe gewordenen Schilderungen der modernen Ethnologen, so hört man letztere bei jedem einzelnen dieser Völker sich eifrig dagegen verwahren, daß gerade dieses Volk das niedrigste sei. Indem sie jedes einzelne auf eine höhere, vom Urzustande entferntere Stufe zu rücken sich bemühen, versäumen sie uns anzugeben, welcher Stamm denn eigentlich nach ihrer Ansicht der niedrigste sei, während es doch auf flacher Hand liegt, daß unter allen Umständen notwendig einer der niedrigste sein müsse. Seitdem wir die Buschmänner näher kennen, wird nun freilich niemand mehr die Hottentotten auf diese tiefste Stufe verweisen wollen. Ja in der Kapkolonie sind sie zweifelsohne die zivilisiertesten aller farbigen Völkerstämme geworden, aber mit Preisgebung ihrer Nationalität und Rassenreinheit. Von den reinen Khoikhoin dürfen wir dagegen höchstens rühmen: Sie haben in größerer Ausdehnung Wanderungen vollführt, sind zur Viehzucht fortgeschritten und haben sich gewisse rohe religiöse Vorstellungen gebildet. Hinsichtlich ihrer physischen Entwickelung unterscheiden sie sich von den Buschmännern durch die höhere Statur, schlankeren Gliederbau, das schmalere Gesicht bei stark vortretenden Backenknochen, dem hinten eckigen, nach vorn verschmälerten Schädel, die geringere Prognathie und hellere, ins Aschige fallende Hautfarbe. Das ist aber auch alles. Sie unter den Halbkulturvölkern auf eine möglichst hohe Stellung hinauf zu schrauben, wie Peschel will, dazu geben die von ihm citierten Momente keinen Anlaß. Auf die angeblich hohe Entwickelung der Sprache will ich nicht nochmals zurückkommen, und das Talent, fremde Idiome zu erlernen, ist wiederum kein bei Naturmenschen ungewöhnliches, denn es beruht auf der ihnen eigenen großen Gabe der Nachahmung. Selbst unter uns erlernt mancher

seichte Kopf leicht und vorzüglich das Sprechen fremder Sprachen, während oft ein sonst hervorragendes Genie sich erfolglos damit abquält. So können wir denn nur die Erzeugnisse des hottentottischen Volksgeistes gelten lassen, welche in Liedern und Tierfabeln bestehen. Wilhelm Bleek hat viele der letzteren bekannt gemacht (in: Reynard the Fox in South Africa, or Hottentot Fables and Tales. London 1864. 8°). Der Reynard ist indes im weiteren Sinne zu nehmen; er ist nicht unser grundehrlicher Reineke, sondern der Schakal, der wie in den orientalischen und in den indischen, so auch in diesen afrikanischen Märchen unsren Reinhard Fuchs vertritt. Manche dieser „Es war einmal" beruhen offenbar auf Entlehnung, andre zeigen sich als Entstellungen biblischer Erzählungen, wie sie durch Missionäre unter das Volk kamen; andre endlich scheinen national zu sein.

Nach Bleek kann man vier Dialekte des Hottentottischen unterscheiden: den Nama-, !Kora-, östlichen und Kapdialekt. Entsprechend dieser sprachlichen Einteilung kann man noch in ethnographischer Beziehung vier Familien der Khoikhoin unterscheiden, von welchen die beiden letzteren unter den gemeinsamen Namen der kolonialen Hottentotten zusammengesetzt werden können, da sie schwer auseinander zu halten sind. Dieselben bewohnen das Kap und von da weiter östlich bis heran an die Grenzen des Kaffernlandes. Wir haben schon erfahren, daß diese Kaphottentotten nicht mehr als reine Repräsentanten ihres Volkes gelten können; auch die Kora sind ein kläglicher, mehr oder weniger europäisierter oder kafferisierter Ueberrest, von dem einzelne Abteilungen bis auf den heutigen Tag eine gewisse Unabhängigkeit sich erhalten konnten. Ihre Wohnsitze, die einst größtenteils auf dem rechten Ufer des Oranjeflusses lagen, finden wir jetzt am oberen Laufe und besonders entlang dem Vaal- und dem Hartflusse. Ohne gerade stark verbastardet zu sein, haben diese Stämme doch durch den Einfluß der Kolonisten und der Tschuana manches Fremde aufgenommen. Soll man von den Resten der Kora auf ihre frühere Beschaffenheit schließen, so muß man annehmen, daß sie niemals die typischen Merkmale der Hottentotten so vollkommen gezeigt haben, als der koloniale Zweig derselben oder die Nama. Heutigestags lassen sich zwei Grundtypen unterscheiden: der eine, wohl der ursprünglichere, zeigt Leute von mittlerem, zuweilen sogar ziemlich hohem Wuchs, bei eckigem, knochigen Körperbau und kräftigem Habitus, mit wesentlich hottentottischen Gesichtszügen; der andre auffallend klein, mißgestaltet, dürr, mit sehr abweichenden, häufig dem viereckigen Umriß genäherten Gesichtern. Die Hautfarbe ist durchschnittlich etwas dunkler als bei den übrigen Khoikhoin. **Echte Hottentotten sind aber nur noch die Nama**, welche im südwestlichen Afrika zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem Unterlaufe des Oranjeflusses sich ausdehnen. Ihr Gebiet wird im Westen von dem Atlantischen Ozean und im Osten von der Kalahariwüste begrenzt.

Was die äußere Erscheinung der Khoikhoin betrifft, so gehören dieselben zu den allerhäßlichsten Menschenstämmen. Die Färbung der Haut ist eine wesentlich lichtere als die der benachbarten Kaffern, sie sehen lederfarbig aus. Auch ist die bei letzteren auffallende Turgescenz bei jenen nicht so bemerklich. Das Haar der Khoikhoin ist noch verfilzter als das der Kaffern und im Barte nur schwach entwickelt. Die Größe der

Hottentotten bleibt im Mittel unter der der europäischen Rassen zurück; sie beträgt durchschnittlich 1,50—1,65 m. Die Männer, namentlich in vorgerückten Jahren, sind hager und dürr, und eine volle Muskulatur findet sich bei Individuen von reiner Rasse nur ausnahmsweise. Sind bei den Kaffern die Weiber schon häßlich, so sind sie es bei den Hottentotten noch in ungleich stärkerem Maße. Rechnet man dazu den häßlichen Geruch, welchen die Hottentotten um sich verbreiten, weshalb sie schon von den ersten holländischen Kolonisten „schwarze stinkende Hunde" genannt wurden, so muß man gestehen, daß der Weiße einen starken Magen haben muß, welcher aus diesem Volke seine Gattin erwählt. Und doch sind eheliche Verbindungen von Weißen mit Hottentottinnen seit den ältesten Zeiten häufig genug vorgekommen und sogar manche Missionäre sind mit der Bibel in der einen und eine Hottentottenfrau an der andern Hand aufgetreten, um die Heiden zu bekehren. Zu der abschreckenden Häßlichkeit trägt viel die merkwürdige Fettbildung des weiblichen Geschlechtes bei. Dieses weicht von dem Habitus des männlichen in einigen wesentlichen Punkten ab. Zunächst treten bei den Frauen die Unregelmäßigkeiten des Wuchses, das Eckige, Knochige der Figur, wenigstens in jüngeren Jahren, nicht in dem Grade zu Tage, wie bei den Männern. Das entwickelte Weib zeigt meist vollere Formen: Hals und Nacken sind ebenmäßig, die Arme schlank, doch angenehm gerundet und im Verein mit den zierlichen Händen häufig genug von unbestreitbarer Schönheit; die Entwickelung des Busens steht dem europäischer Frauen näher als jene bei den Kaffern, dafür aber findet sich bei den Hottentottinnen, auch wenn sie gar nicht fettleibig genannt werden können, die Steatopyga, eine eigentümliche Bildung, durch welche sie sich vor andern Rassen auszeichnen. Diese Steatopyga besteht wesentlich in einer gutartigen Hypertrophie der Fetthaut über bestimmte Regionen des Körpers, vornehmlich der Hinterbacken, aber auch seitlich an den Hüften, sowie an der Außenfläche des Oberschenkels. Die hypertrophischen Partien bilden Polster von lockerem Fett, welche so wenig mit Bindegeweben durchwachsen und fixiert sind, daß schon bei mäßiger Bewegung des Individuums ein lebhaftes Zittern und Schwanken dieser Teile eintritt. Daß gerade das Gesäß in so bemerkenswerter Weise hervorspringt, beruht nicht allein auf der Ablagerung des Fettes auf den Nates, sondern großenteils auch auf der Stellung des Beckens, welches durch seine starke Neigung notwendigerweise ein Heraustreten des Kreuzbeins nach hinten bedingt. Ein solches ausgedehntes Posterius gilt als Schönheit, wie überhaupt runde, fette und fleischige Form den Maßstab für diese Eigenschaft in Hottentottenaugen abgiebt. Hahn hat übrigens oft beobachtet, wie auch bei Knaben in der guten Jahreszeit, wo es viel Milch und Wildbret gab, ihre Gesäßteile für unsre europäischen Vorstellungen nachgerade fabelhafte Dimensionen annahmen und meint, die Hottentotten schienen eben in betreff dieses Körperteiles ein Analogon in den Fettschwänzen ihrer Schafe zu finden (Globus, Bd. XII, S. 332), ein Gedanke, der sich auch Herrn von Weber aufdrängte. (Vier Jahre in Afrika. Leipzig 1878. 8°. Bd. I, S. 174.) Geradezu anatomische Berühmtheit hat eine andre Eigentümlichkeit der Khoikhoinfrauen erlangt, die sogenannte „Hottentottenschürze". Es ist dies eine Verlängerung der Labia minora, welche 10—15 cm lang herabhängen; sie haben bei den Frauen eine schmutzig-blaue Färbung und gleichen dem am Schnabel eines Truthahnes befindlichen Fleischklumpen. Luschka und Görtz fanden, daß die Deformität bei einem von ihnen untersuchten Buschweibe dieselbe sei, wie bei den Hottentottinnen. Die Labia majora stellten sich hier als zwei ganz flache Wülste dar, während weder von einer Rima pudendi noch von einer Kommissur die Rede war. Da nun im allgemeinen durch den entwickelten Zustand der Labia majora sich ein Stehenbleiben auf fötaler Stufe ausspricht, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß die Mißbildung eine künstlich hervorgebrachte ist; vielmehr kann sie recht wohl eine natürliche und zwar angeborne Deformität sein. Dennoch halten viele Beobachter dafür, daß die Hottentottenschürze nicht natürlich, sondern künstlich durch willkürliche Verlängerung der Labia minora entstehe und Fritsch scheint geneigt, sie als eine Folge des bei diesen Völkern außerordentlich häufigen Lasters der Masturbation anzusehen. Sollte wirklich zuerst eine willkürliche Verlängerung der Labia minora auf Kosten des Umfanges der Labia majora jahrhundertelang stattgefunden und dann nach und nach bei der Bevölkerung eine angeborne Verlängerung dieser Organe habituell geworden sein, wie auch Friedrich Müller meint, so würde allerdings dieser Nachweis der Uebertragung einer künstlich erzeugten Deformität auf die Nachkommen jener Völker für Darwins Lehre über die Arten- und Rassenbildung durch Vererbung und Zuchtwahl sehr wichtig sein. (H. Ploß, Das Kind, Bd. I, S. 303.)

Der Charakter des Skelettes der Hottentotten ist der eines unzivilisierten Volkes:

die Knochen sind schlank, dünn, aber fest und elastisch. Die Muskelansätze sind am weiblichen Skelett markiert, aber wenig hervortretend. Die Schädel der Hottentotten sind lang, mit relativ geringer Höhe und „bei keinem andern Volk in gleicher Weise vorhanden". Der Breitenindex der von Fritsch gemessenen und abgebildeten Schädel beträgt im Durchschnitt 72,71, der Höhenindex 71,0. Es stellt sich also ein Minus der Höhe von 1,71 heraus. Die Hottentottenschädel sind weniger massig als die Kaffernschädel; bei einer gewissen Neigung, Ecken zu bilden, zeigen die Teile glatte und elegante Umrisse. Die Gesichtslinie ist flach, indem in der Regel die Supraorbitalbogen verhältnismäßig schwach entwickelt,. die Nasenwurzel wenig vertieft und die schwachen Nasenbeine nebst den entsprechenden Fortsätzen des Oberkiefers wenig gebogen sind. Die Prognathie erscheint durch das Vortreten der Alveolarfortsätze und die Verschiebung des Oberkiefers nach abwärts etwas stärker als bei den Kaffern. Bemerkenswert ist noch das deutlich markierte zugespitzte Kinn, während der Unterkiefer sehr stumpf und der aufsteigende Ast desselben sehr kurz ist.

Außerordentlich schwer ist es, den Typus der Becken bei den Khoikhoin zu fixieren, da individuelle Schwankungen eine scharfe Abgrenzung fast unmöglich machen. Dabei finden wir keineswegs extreme Formen einer Reihe, sondern es unterliegt keinem Zweifel, daß aus der Gruppe der Khoikhoin kaum mehrere einen genau übereinstimmenden Habitus zeigen würden, und es bestätigt dies die Annahme, daß der Körper unter unzivilisierten Verhältnissen nicht zur vollkommenen typischen Ausbildung gelangt. Charakteristisch ist die schon oben erwähnte starke Neigung des Beckens.

Die Extremitäten sind schlecht modelliert. Die Unterarme sind auffallend dünn, doch konnte Fritsch nicht beobachten, daß sie im Vergleich zum Oberarm unverhältnismäßig lang wären. Die Hüften sind wenig hervortretend, und Ober- und Unterschenkel erscheinen durchschnittlich sehr dürr, nur bei den Weibern findet sich eine größere Rundung dieser Teile, während bei den Männern sich wegen der Magerkeit die Gelenke scharf markieren. Hände wie Füße sind klein, die Finger knochig, auch macht sich eine Neigung zum Plattfuß bemerklich.

Die Nama und Kora, wenn auch in manchen Punkten von den kolonialen Hottentotten verschieden, stimmen in den wesentlichen Eigenschaften doch mit diesen überein, und können nur dem Grade nach von diesen getrennt werden. Zu den Khoikhoin rechnet Fritsch auch die Gri. Wie die Bergdama unter den A-bantu — sagt er — ein rasseloses Volk darstellen, die nur den Namen eines wirklichen Stammes entlehnen, so die Gri unter den Khoikhoin; doch ist die Geschichte der letzteren nicht von solchem geheimnisvollen Dunkel umzogen, wie diejenige der ersteren. Darin stimmen beide überein, daß die heutigen Gri ebenso wie die Bergdama ihren jetzigen Habitus den Einflüssen verdanken, welche die eindringende Zivilisation auf die Eingebornen Südafrikas ausübte, und sie geben ein Beispiel ab von einer eigentümlichen, unter ähnlichen Verhältnissen öfter auftauchenden Entwickelungsphase. Die echten Gri haben meist die Körperbildung wie die Mischlinge der Hottentotten und Buschmänner; sie sind durchschnittlich klein, gelblich braun, haben kurzes wolliges Haar und breite vorstehende Backenknochen. Die Bastarde von Kolonisten und Eingebornen unterscheiden sich deutlich von den ursprünglichen Gri und nennen sich mit Stolz „Bastards"; doch werden im gewöhnlichen Sprachgebrauch besonders von den in ethnologischen Dingen nicht allzugenauen Engländern die Bastarde häufig als Gri bezeichnet, wodurch freilich viel Verwirrung entsteht. (Fritsch, Drei Jahre in Südafrika, S. 115.)

Obwohl bedeutend schwächer als die Kaffern, haben doch die Khoikhoin ihre Gliedmaßen mehr in ihrer Gewalt und nähern sich in diesem Punkte unsren Rassen. Ein Beweis dafür ist, daß sie sich die körperlichen Fertigkeiten, welche die Europäer ins Land brachten, z. B. das Reiten und den Gebrauch der Feuergewehre, viel schneller aneignen als jene. Ihre Sinne zeichnen sich durch besondere Schärfe aus und übertreffen in manchen Punkten, wie z. B. Schärfe des Sehvermögens und der darauf beruhenden Fertigkeit im Spüren, sowohl ihre Nachbarn als auch die Weißen. Während aber die dunkel pigmentierten Stämme dem zerstörenden Einflusse der Zivilisation eine wunderbare Zähigkeit entgegensetzen, sind die Khoikhoin als nationale Vereinigung mit einer Schnellig-

keit dem Untergange verfallen, wie kaum jemals eine andre Eingebornenbevölkerung. (Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas, S. 305.) Viele Hottentotten können ihre Sprache nicht mehr sprechen und andre solche nicht einmal verstehen. Die jetzigen Hottentotten des Kaplandes, welche durchgängig gebrochenes Holländisch oder Englisch sprechen, das sie von ihren Herren gelernt haben, finden sich zerstreut in dem ganzen Gebiete der Kolonie als Dienstboten, Vagabunden und Taugenichtse, die bei den Missionärstationen müßig sich aufhalten. A. Merensky behauptet freilich im Gegenteile, die Hottentotten hätten sich bis heute vermehrt, allein die von ihm beigebrachten Zahlen berücksichtigen bloß die Verhältnisse in der Kapkolonie, wo von reinen Hottentotten längst nicht mehr die Rede sein kann. Und selbst hier steht er mit den meisten Quellen im Widerspruche. Nach Napier betrug die Zahl der Hottentotten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Kapkolonie noch 40—50,000, aber seitdem hat sie sich fortwährend und auffallend verringert, so daß sie 1850 kaum 20,000 und wahrscheinlich nicht ein Zehnteil der Zahl ihrer Vorfahren in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beträgt. „Ihr Hang zur Freiheit oder deutlicher zum Müßiggang hat ihre Kopfzahl stark vermindert, und ihr gänzliches Aussterben wird sich schwerlich abwenden lassen", sagt Peschel. (Völkerkunde, S. 460.) Dasselbe bestätigt ein ganz moderner Reisender, Dr. Emil Holub, von der Hottentottenrasse überhaupt und von den !Kora insbesondere; ihre Zahl hat sich beinahe um 50 Prozent, ihr Besitz um 25—75 Prozent verringert. (Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881. 8°. Bd. I, S. 113.) Merensky stützt sich auf den Zensus von 1868, wonach die Zahl der „echten" Hottentotten in der Kapkolonie 81,598 Köpfe betragen haben soll; Fritsch aber bemerkt, es müsse stark in Zweifel gezogen werden, daß unter diesen zum größten Teil eine reine Rasse vorgelegen habe; man könne weit und breit durch die Kolonie reisen, ehe es, und allemal mit großer Mühe, gelänge, ein Individuum ausfindig zu

Mann der !Kora (nach Dr. Fritsch).

machen, bei welchem der Verdacht einer Vermischung nicht gehegt werden dürfe. Nach Fritsch liegt der Grund dieses Verschwindens der Hottentotten wesentlich in dem Charakter und Temperament der Rasse; ja man kann nachweisen, daß manche Eigentümlichkeit, welche, für sich betrachtet, gerade als ein Vorzug zu achten ist, den Untergang dieser Stämme nur beschleunigt hat. Es geht durch den Charakter der Khoikhoin ein Zug, welcher bestimmend auf ihr ganzes Auftreten und indirekt auch auf ihr Schicksal eingewirkt hat: dies ist ein bodenloser Leichtsinn; ihr Temperament ist vorwiegend sanguinisch und bei dem Leichtsinn ihres Charakters ergiebt dies eine Unberechenbarkeit der Handlungsweise, welche ihre mannigfachen guten Eigenschaften vollständig lahm legt. Der Hottentott ist eine durchaus bewegliche Natur; seine Gefühle sind leicht zu erregen und äußern sich in lebhafter Weise, aber er wird ebenso leicht eigensinnig, verstockt

Hottentotten-Kraal.

und ungehorsam, zornig und rachgierig; er ist geneigt, sein Eigentum zu verschwenden und zu verschleudern, dabei aber von einer grenzenlosen Faulheit; selbst der Hunger vermag ihn selten zur Arbeit zu zwingen; er legt sich lieber hin und sucht denselben zu verschlafen oder schnallt den Hungergürtel enger. Der erwähnte „Hungergürtel" ist ein breiter Lederriemen, den die Eingebornen Südafrikas fast alle tragen und den sie nach und nach immer enger schnallen, wenn sie Hunger fühlen und ihn nicht stillen können. Von Moral ist nicht viel bei ihnen zu bemerken; sittliche Grundsätze für ihre Handlungsweise zu suchen, fällt ihnen nicht ein. Wenn nicht die Furcht vor Strafe die Leute zurückhält, etwas Schlechtes auszuführen, die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Lüge, Diebstahl und Sinnlichkeit sind deshalb weitere Laster der Hottentotten. Von Haus aus ist ihr Charakter gutmütig, nicht blutdürstig. Sie sind meist heiterer Laune, lieben die Geselligkeit, lachen und scherzen gern. Ihre Intelligenz ist keineswegs gering und sie lernen besser als die Kaffern, obgleich sie wenig Ausdauer zeigen. Für den Kora ist ein gewisser Stumpfsinn und Mangel an geistiger Regsamkeit bezeichnend. Sein Benehmen ist stiller,

häufig fast mürrisch und er überarbeitet sich ebenso ungern, als die übrigen Hottentotten. Trotz Gutmütigkeit und wenig kriegerischer Neigung hält es nicht schwer, die Kora durch Aussicht auf Beute aufzureizen und in unbedachtsame Wildheit zu versetzen. In den Missionsschulen sind sie wegen ihrer Indolenz und Trägheit keine besonders erfreulichen Schüler. Ein wesentlicher Charakter der ganzen Rasse ist das Vorherrschen jener psychischen Thätigkeiten, welche wir allgemein am Kinde wahrzunehmen pflegen, nämlich der Nachahmung und der Leichtigkeit, sinnliche Eindrücke sicher und schnell in sich aufzunehmen. Wie der Buschmann zeichnet sich auch der Khoikhoin durch einen hochentwickelten Sinn für Musik und ein ungewöhnliches Sprachtalent aus. Diese Leichtigkeit aber, sich mit dem Europäer zu verständigen, ihre Waffen gebrauchen zu lernen, ihre Sitten und noch mehr ihre Unsitten anzunehmen, wirkte zerstörend auf ihre nationalen Gemeinschaften, wenngleich im allgemeinen ihre Sitten und Gewohnheiten gegen früher sich gebessert haben. Von den Unsitten ist ihnen keine so gefährlich geworden, als der Hang zu berauschenden Genüssen. Die Hottentotten sind leidenschaftliche Freunde des Rauchens, wozu in der Regel der wilde Hanf, „Dacha", entweder allein oder in Verbindung mit Tabak verwendet wird. Den Trunk darf man vollends als ein nationales Laster bezeichnen; hat einmal der Hottentott von berauschenden Getränken genossen, so gewöhnt er sich bald an dieselben und wird mit der Zeit ein unverbesserlicher Trunkenbold; betrinkt er sich nicht, so geschieht dies nur, weil es ihm an Stoff fehlt; durch moralische Rücksichten lassen sich wohl nur die wenigsten abhalten.

Wollen wir nun zur ethnographischen Schilderung der Hottentotten schreiten, so müssen wir uns zunächst vor Augen halten, daß eine solche bei dem heutigen Stande der Dinge nicht für alle Hottentottenstämme gleich zutreffend sein kann. Die stark gemischten Kap- und die Korahottentotten stehen auf einer andern Stufe der Gesittung als die unabhängigen Nama in Groß-Namaqualand, welche einzig und allein mehr echte Khoikhoin sind. Sie sind es, auf welche die nachstehenden Mitteilungen hauptsächlich sich beziehen. Wenn A. Merensky betont, daß die Beschreibung, die 1626 von ihnen gemacht wurde, auf die heutigen Hottentotten nicht mehr paßt, so gilt dies ganz besonders von jenen Stämmen, welche durch das Zusammenleben mit den Weißen sich bedeutend verändert haben. Da auch die Nama von solchen Berührungen nicht ganz verschont geblieben sind, so sind auch bei ihnen die Wirkungen derselben, nur nicht in so heftigem Grade, zu Tage getreten.

Beide Geschlechter der Nama bedienen sich des „Karoß", einer Art Mantel aus Schaf-, Schakal- oder Wildkatzpelz, dessen Kopfseite bei vornehmen Damen wie ein Umschlagetuch umgeschlagen wird und aus einer mosaikartigen Zusammensetzung regelmäßiger bunter Fellstückchen besteht. Sonst tragen die Männer um die Hüfte einen Riemen, an welchem vorne irgend ein Stück Tierfell befestigt ist. Neuerdings, durch Einfluß der Missionäre, kleiden sich die Reicheren vollständig nach europäischer Art oder tragen doch ein langes baumwollenes Hemd, oder ein ledernes Beinkleid. Der übrige Körper bleibt in der Regel nackt und wird zum Schutze gegen den Wechsel der Witterung mit Schaffett reichlich eingerieben. Der Kopf ist beim Manne unbedeckt, während das Weib eine Art Mütze daraufsetzt; an den Füßen trägt der Mann, namentlich auf Reisen, plumpe Sandalen aus ungegerbtem Leder, indes das Weib bloß umhergeht. Als Zierat werden an den unteren Teilen der Waden Ringe von Leder getragen, welche wahrscheinlich anfangs

zum Schutz der Beine gegen die dornigen Gebüsche gedient hatten. An den Armen und um den Hals tragen die Weiber Ringe von Knochen, Elfenbein, Glasperlen, Messing und andern Stoffen. Im übrigen kleiden sich auch die Frauen mehr oder weniger europäisch; sonst jedoch deckt den übrigen Körper, d. h. die Hüften, ein „Khubib", von den Kolonisten „Broekkaroß" genannt, welches ungefähr die Gestalt eines dreieckig gefalteten Umhängetuches hat, dessen zwei Zipfel vorn verknüpft werden. Man unterscheidet nun einen Khubib für mannbare und unmannbare Personen; ersterer ist mannigfach verziert; bei dem noch unmannbaren weiblichen Geschlecht fallen alle Verzierungen fort, und ausgenommen einige kupferne und eiserne Ringe um Arme und Beine nebst Amuletten ist bei allen der übrige Körper nackt. (Theoph. Hahn im Globus, Bd. XII, S. 307.) Bei jenen Hottentotten, welche mit Europäern in Berührung kommen, werden von den Männern meistens Hosen von gegerbtem Leder und graue Filzhüte mit großen Krempen, und von den Weibern ebenfalls Röcke von gegerbtem Leder getragen. Die frühere Sitte der Tättowierung ist ganz abgekommen. Allgemein aber bemalen die Weiber ihr Gesicht entweder mit einer roten Erdart oder Kohlenpulver, welche mit Fett vermischt werden. Als Parfüm wird Buchupulver hineingestreut, welches aus den Blättern mehrerer Diosma- und Krotonarten gewonnen wird. Die Männer bemalen, falls sie dieser Sitte huldigen, in der Regel nur jenen Teil des Gesichtes, welcher sich von der Oberlippe gegen die Nase erstreckt.

Die Hütten der Hottentotten sind halbkugelförmig von etwa 3—4 m im Durchmesser und 1,30 m Höhe und gleichen großen Bienenkörben. An der Seite befindet sich ein kleiner Eingang, durch den man hineinkriechen muß, und in der Mitte der Feuerplatz. Die Hütte besteht aus einem Gestell von krummgebogenen Baumästen, welches käfigartig zusammengestellt wird und wieder auseinander genommen werden kann. Dieses Gestell wird entweder mit Fellen und Matten überspannt oder mit trocknen aufeinander gelegten Büschen zugedeckt. Die Bereitung der Matten ist höchst eigentümlich. Man nimmt dazu die innere Rinde einer Mimosenart, welche in großer Menge eingesammelt und getrocknet wird. Will man aus derselben die Matten bereiten, so wird sie zuerst in heißes Wasser gelegt und biegsam gemacht. Alle Mitglieder der Familie schicken sich nun an, sie zum Flechten herzurichten, welches dadurch geschieht, daß sie dieselbe im Munde kauen und auf den nackten Schenkeln zu Fäden zusammendrehen. Die Fäden werden dann auf dem Boden in parallelen Reihen ausgebreitet, und durch Querfäden, welche mittels zugespitzter Knochen oder Dornen durchgezogen werden, zu einem lockeren Gewebe verbunden. Eine solche Matte erfüllt ihren Zweck auf eine vollkommene Weise. Während sie vermöge ihres lockeren Gewebes in der heißen Jahreszeit die Luft durchstreichen läßt, schwellen in der Regenzeit ihre Fäden an und bilden ein dichtes Gewebe, welches gegen Regen und Sturm hinreichend schützt. In der Mitte der Hütte befindet sich der Herd aus übereinander gelegten Steinen zur Aufstellung des Kochtopfes. Ein Rauchfang findet sich nicht vor. Die einzelnen Hütten stehen im Kreise herum und bilden ein Dorf. Ein solches heißt hottentottisch: „!As" d. i. Lagerplatz. Allgemeiner bekannt ist die Bezeichnung „Kraal", welche holländischen Ursprungs ist. Auf dem freien Platze in der Mitte eines solchen Kraal wird das Kleinvieh während der Nacht verwahrt, während die Rinder außen im Kreise herumlagern und von einigen Männern bewacht werden.

Die Nahrung des Hottentotten ist, falls er sich mit Viehzucht abgiebt, den Produkten seiner Herde entnommen. Das Fleisch derselben wird äußerst selten gegessen; wenn dies geschieht, schlachtet man einen Hammel, nur bei besonders festlichen Gelegenheiten ein oder zwei Rinder. Dagegen ist die Benutzung des Rindes als Last- und Reittier allgemein. Die Tiere werden dazu in frühester Jugend abgerichtet, indem man ihnen den Nasenknorpel durchbohrt und einen mit zwei Haken versehenen Stock durchzieht. Wenn sie beladen werden, bedeckt man den Rücken derselben mit zwei bis drei Häuten, damit die Last sie nicht drücke, und befestigt die letztere mittels eines festen unter den Bauch gezogenen Gurtes. Ein ausgewachsenes Rind ist gewöhnlich im stande, eine Last von drei Zentnern ohne Schwierigkeit zu tragen. Beim Ritte läuft der abgerichtete Ochs im leichten Trabe, und indem er das, was ihm an Schnelligkeit abgeht, durch Ausdauer ersetzt, kann er es mit jedem mittelmäßigen Pferde aufnehmen.

Jene Tiere, welche man nicht zur Zucht verwendet, werden verschnitten. Dies geschieht aber nicht durch Herausschneiden der Testikel, sondern dadurch, daß man diese zwischen zwei Steinen zerdrückt. Sie schwellen an und wachsen in dieser Größe fort, wodurch sie, wenn das Tier geschlachtet wird, eine gute und nahrhafte Speise liefern.

Die Kühe der afrikanischen Rasse liefern spärliche Milch, und diese meistens nur während jener Zeit, wo sie das Kalb säugen. Um aber auch außer dieser Zeit Milch zu bekommen, wenden die Hottentotten den eigentümlichen Kunstgriff an, während des Melkens die Kuh von hinten aufzublasen, damit der Bauch anschwelle und sie die im Euter vorhandene Milch von sich gebe.

Neben der Viehzucht verlegt sich der Hottentotte, besonders wenn er keine Herden besitzt, auf die Jagd. In dieser Richtung ist ihm jede Beute willkommen; es giebt wenige Tiere, vor denen er irgend welchen Abscheu hätte. Nur der Hase, in seinen Augen ein unvollkommenes Tier, wird nicht gegessen und ebensowenig das Schwein. Dagegen sind Heuschrecken in geröstetem Zustande eine sehr beliebte Speise. Allein wem diese Sitte ekelerregend sein sollte, dem können wir mit einer andern Erzählung dienen. Ganz merkwürdig ist nämlich das Verhältnis der Namadamen zu ihren — Läusen. Sie essen diese vor Liebe auf; wenn nämlich ein Frauenzimmer ihren Karoß nach allen Richtungen nach Läusen durchsucht, pflegt sie die fettesten und größten dieser Tierchen mit den Zähnen zu zerknacken, dann aber wieder auszuspeien. Die Gegend der Hüften, welche vom Khubib umgürtet wird, ist ein wahres Läusemagazin. Die Hottentotten sind darin eigne Menschen: vor einem schönen Hasenbraten oder unsrem Hühnerfleisch zeigen sie den größten Ekel, während sie Läuse, 60—90 cm lange Eidechsen, Ameiseneier mit Milch zu einem Brei gekocht, mit Wollust verspeisen. (Globus, Bd. XII, S. 306.) Auch das Fleisch der Jagdtiere wird gleich an Ort und Stelle an der Sonne getrocknet, dann unter einem Steine pulverisiert und mit Milch zu einem nahrhaften Brei verkocht. Das übrige, weniger zum Trocknen geeignete Fleisch wird auf Packochsen geladen und zum Dorfe gebracht, wo die ganze Bewohnerschaft sich unvernünftig befrißt, um auf einige Tage, so lange Vorrat da ist, nicht aus dem Zustande einer verdauenden Boa constrictor herauszukommen. Man fängt wirklich an, an Wunder zu glauben, wenn man sieht, welche Fleischmassen hinuntergeschlungen werden, und es ist ein unerklärliches Rätsel, wo sie diese Quantitäten bergen. Ist man gesättigt, so rollt man sich der Verdauung halber auf dem Bauche hin und her, wenn man nicht gar zu faul ist. Die jungen Damen zeichnen sich auch hierin wieder besonders aus; vollgestopft, wie sie sind, lassen sie sich von einem jungen Sklaven den Bauch mit Füßen kneten und bearbeiten, und wenn sie so der Verdauung etwas nachgeholfen haben, so fängt die Fresserei — denn anders kann man doch wohl ein solches Essen nicht nennen — wieder von neuem an. (A. a. O., S. 335.) Das Fleisch, welches man genießt, wird nie roh gegessen, sondern immer am Feuer oder in heißer Asche gebraten und zwar ohne jeglichen Zusatz von Gewürzen. Einzelne Teile werden auch im Wasser gekocht und dieses dann als Suppe genossen. Als besondere Delikatesse aber gilt dem Hottentotten das aus den fetten Teilen gezogene Schmalz, welches er ohne jeglichen Zusatz mit großem Behagen hinabschlürft. Auch einige Wurzeln, welche jedoch roh verzehrt werden, gräbt man zur Nahrung aus. Kannibalismus ist vollkommen unbekannt. Als einheimisches Getränk der Hottentotten kann das „Krii" oder Honigbier gelten. Dieses Getränk wird aus wildem Honig, Wasser und dem gegohrenen Absude der Kriiwurzel bereitet. Man überläßt diese Mischung einer drei- bis vierstündigen Gährung und erhält auf diese Weise einen Trank, der ebenso angenehm als erfrischend schmeckt und wie Champagner mousiert. Die Hottentotten verstehen es auch, aus einer Gattung süßer Beeren Branntwein zu bereiten. Zu diesem Zwecke werden die reifen Beeren in einem ledernen Schlauche der Gährung überlassen. Wenn diese hinreichend fortgeschritten ist, wird die Maische in einem Topfe gekocht und der Dampf mittels eines alten Gewehrlaufes in ein nebenan stehendes Gefäß geleitet. Die gewonnene Flüssigkeit wird nach verhältnismäßig kurzer Ablagerung zu einem geistigen, stark berauschenden Getränke.

Als allgemeines beliebtes Reizmittel gelten die Blätter des wilden Hanfes (Dacha), welche, wie schon erwähnt, entweder allein oder mit einem Zusatze von Tabak geraucht werden. Auch der letztere wird besonders von den Weibern gern genossen, und die Leidenschaft für denselben ist so groß, daß man für eine unbedeutende Quantität desselben gerne ein Stück Vieh hingiebt. Die beim Rauchen verwendeten Pfeifen, größer als die unsrigen, werden von den Hottentotten selbst aus Thon oder einer weichen Steinart verfertigt und auf ein Horn gesetzt. Die Art, zu rauchen, weicht von der unsrigen ganz ab. Statt den Rauch einzuziehen und dann beim Mund oder der Nase wieder herausströmen zu lassen, ist der Hottentotte gewohnt, denselben zu verschlucken, wodurch die narkotische Wirkung des Krautes bedeutend verstärkt wird.

Unter den Hausgeräten stehen obenan mehrere Decken und Matten, in welche

man sich während der Nacht einhüllt, die bei Tage zusammengerollt und in der Hütte aufbewahrt werden. Zur Aufbewahrung der Milch bedient man sich lederner Schläuche oder ausgehöhlter Kürbisse. Zum Kochen dienen irdene Töpfe eigener Fabrikation, welche sehr porös sind und ein ziemlich plumpes Aussehen haben.

Zu den ursprünglichen Waffen des Hottentotten sowie des Buschmannes gehören der Wurfspieß, der Bogen und der Giftpfeil. Durch die Europäer sind die Hottentotten mit dem Schießgewehre bekannt geworden, welches in neuester Zeit jede andre Waffe bei ihnen verdrängt hat. Durch ihre große Sicherheit in der Handhabung der Flinte sowie durch den Besitz des Rosses sind gegenwärtig einzelne Hottentottenstämme der Schrecken ihrer Nachbarn, der Kaffervölker, geworden.

Wenn wir die Lebensweise der Khoikhoin betrachten, so finden wir, daß alles, was sie an und um sich haben, ihrem Hange zum Umherschweifen angepaßt ist. Sie thaten und thun auch heute, wo sie nicht müssen, nicht mehr als was zu ihrem Lebensunterhalt durchaus nötig ist. Sie waren und sind noch Rinderhirten, den Feldbau scheinen sie gar nie gekannt zu haben und treiben ihn auch jetzt nur in den seltensten Fällen, d. h. wenn sie sich in der Kapkolonie in Dörfern, Missionsstationen oder bei Farmern seßhaft niedergelassen haben. Bei den freien Nama herrscht noch das volle Nomadentum. Die Stellung des Weibes ist bei ihnen durchaus nicht so gedrückt, wie bei vielen andern Naturvölkern und selbst bei den übrigen Khoikhoin. „Außer dem Bau von Mattenhütten, dem Zubereiten der Matten, Nähen der Karosse, Reinigen der Milchgefäße — Arbeiten, die doch meistens auf die Sklavinnen fallen —, endlich Toilette machen à la Hottentotte, d. h. sich mit einem schönen Khubib bekleiden, mit Diosmasalbe einreiben, Läuse fangen, dann für einen korpulenten Körper sorgen, d. h. essen, schlafen und faulenzen, auch mitunter Tabak rauchen und in Ermangelung dessen wilden Hanf oder Dacha, hat das Weib nichts weiter zu thun. Von ihr heißt es mit Recht: sie säet nicht, sie erntet nicht, und ihr himmlischer Vater nährt sie doch. Höchstens ernten sie, wo sie nicht gesäet haben." So äußert sich Dr. Theophil Hahn. (Globus, Bd. XII, S. 306.) Vielweiberei ist bei den Nama gestattet, kommt aber selten vor, zumal eine Braut viele Ochsen und Schafe kostet und die Männer lieber viel Vieh als ein schönes Weib besitzen. Trotz ihrer hervorstechenden Sinnlichkeit und Selbstsucht findet sich übrigens bei den Nama eine sehr lobenswerte eheliche Zuneigung unabhängig von fleischlicher Liebe. Während die Hottentottinnen der Kaplande seit jeher fast ohne alle Ausnahme höchst leichtfertig und unkeusch sind, und Dr. Holub das Familienleben der Kora als über alle Begriffe demoralisierend bezeichnet (Sieben Jahre in Südafrika, Bd. I, S. 115), soll bei den Nama Unzucht selten sein und, wenn entdeckt, schwere Körperstrafen im Gefolge haben. Unerlaubter geschlechtlicher Umgang wird vorkommenden Falls durch eine Prügeltracht mit dem gefürchteten Schambock geahndet, einer Gerte aus Rhinozeroshaut, welche in ihrer Wirkung noch grauenhafter ist als die russische Knute. Dagegen ist unter dem jüngeren weiblichen Geschlechte Masturbation, wie Dr. Fritsch auf gute Autorität hin versichert, so häufig, daß man sie als Landessitte hinstellen könnte. Es wird daher auch kein besonderes Geheimnis daraus gemacht, sondern in den Erzählungen und Sagen sprechen die Leute davon wie von der gewöhnlichsten Sache. Die Neuverheirateten pflegen auch öffentlich unter Mitwissenschaft des ganzen Kraals ihr erstes Beilager zu halten, ohne daß es die besondere Aufmerksamkeit der übrigen erregt. Man begiebt sich in die neuerrichtete Hütte und feiert die Brautnacht bei Tage, wobei eine Matte vor der Hütte niedergelassen und an der Erde mit einem Steine beschwert wird, als Zeichen des verbotenen Eingangs für andre. Die unglaublich klingende Sitte, daß beim Abschluß einer Heirat der Schamane das Brautpaar mit seinem Harn besudelt, soll bei den Nama wirklich noch fortdauern, und Herr Ernst von Weber gedenkt des nämlichen Brauches auch bei den Kaphottentotten. (Weber, Vier Jahre in Afrika, Bd. I, S. 175.)

Man bezeichnet wohl die Khoikhoin als entnervt und schwächlich. Dies ist wohl nur für die Ueberreste am Kap richtig, wo sie durch Sklaverei und von den Weißen zu absichtlichem Abortus getrieben, ruiniert worden sind. Von den Nama kann aber dies in keiner Beziehung gelten. Bei ihnen hat sich noch die urwüchsige Naturkraft vollständig bewahrt und sogar das weibliche Geschlecht zeigt bei Entbindungen eine bewunderungswürdige Zähigkeit. Die Geburten gehen in der Regel mit großer Leichtigkeit und ohne alle Beihilfe vor sich; ihre Verwunderung über die Frauen andrer Völker, die ein längeres Wochenbett abzuhalten pflegen, ist keine geringe; diese Sitte ist ihnen so fremd, daß sie in ihrer Sprache gar keine Bezeichnung dafür haben. Bei den Kaphottentotten begiebt sich die Frau, wenn sie die Stunde der Geburt herannahen fühlt, in ihre Hütte, wo ihr

allerdings von mehreren Nachbarinnen Hilfe geleistet wird, während der Mann die Hütte verlassen muß. In schwierigen Fällen nimmt man zu Hausmitteln Zuflucht, welche meist in einem Absude von Tabak in Kuh- oder Ziegenmilch bestehen. Das Kind wird gleich nach der Geburt mit Kuhmist gereinigt, mit dem Safte einer Feigenart und Schaffett eingerieben und mit Buchupulver reichlich bestreut. Seine Geburt ist für die Familie ein fröhliches Ereignis, welches nach Maßgabe der Mittel mit einem oder zwei Rindern oder einem Schafe gefeiert wird. Werden Zwillinge geboren, so wird dies nicht, wie bei andern wilden Völkern bedauert, sondern im Gegenteile, der Vater empfindet Freude und rühmt sich seiner Männlichkeit. Nur in dem Falle, wenn die Familie arm ist und die Mutter nicht im stande sein sollte, die beiden Kinder selbst zu säugen, greift man zu dem grausamen Entschlusse, eines derselben zu opfern. Es wird dann entweder ausgesetzt oder lebendig begraben. Das Kind wird von der Mutter selbst gesäugt und während des ganzen Tages, selbst bei der Arbeit, auf dem Rücken, richtiger auf dem Fettpolster der Steatopyga umhergetragen. Zu diesem Behufe befestigt die Mutter das Kind mittels eines langen Matten- oder Deckenstückes und legt ein zweites unter, damit es nicht herabfalle. Während des Säugens kräftigt sich die Mutter durch fleißiges Rauchen und pflegt auch zeitweilig das Kleine, wenn es unruhig wird, von dem köstlichen Kraute kosten zu lassen. Sobald das Kind der Säugung nicht mehr bedarf, wird es sich selbst überlassen und muß den Gebrauch seiner Glieder selbständig erlernen. Es werden daher nirgends Krüppel oder sonst mit Gebrechen behaftete Personen angetroffen.

Die frühere Sitte, bei den heranwachsenden Jünglingen im neunten oder zehnten Jahre die Exstirpation eines Testikels vorzunehmen, ist jetzt ziemlich allgemein erloschen. Dagegen wird bei der Jungfrau der Eintritt der Mannbarkeit noch mit einem besonderen Feste gefeiert. Während das Mädchen, abgesehen von einigen Ringen um Arme und Waden und einigen Amuletten am Halse, nackt umhergieng, wird nun der Jungfrau ein verzierter Pelz umgehängt, womit sie als heiratsfähig bezeichnet wird. Nachdem sie drei Tage lang am Eingange der Hütte gleichsam zur Schau mit stolzem Antlitz und mit fischmaulartig vorgestrecktem Munde gesessen, wird am dritten Tage eine junge Kuh geschlachtet. Es kommt einer ihrer nächsten unverheirateten Anverwandten mit den Nachbarn daher, um seine Glückwünsche darzubringen. Indem er ihr das Magenfell der geschlachteten Kuh über den Kopf hängt, wünscht er ihr, so fruchtbar zu sein wie die junge Kuh und recht viele Kinder zu gebären. Darauf nahen ihre Freunde und Freundinnen zu ähnlichen Glückwünschen und die Zeremonie findet in einem solennen Schmause, bei dem Honigbier in reichlicher Menge getrunken wird, ihren würdigen Abschluß. Während der Katamenialzeit pflegen die Weiber sich in eine abgesonderte Hütte zurückzuziehen und bei einigen Stämmen obendrein ihr Gesicht mit einem brillenförmigen Zeichen zu bemalen.

Wenn ein Jüngling einem Mädchen seine Neigung zugewendet hat, so entdeckt er sich vor allem seinem Vater oder Vormunde und begiebt sich mit demselben in das Haus des Vaters seiner Braut. Man bietet Dacha zum Geschenke an. Die Pfeife wird angezündet, und nachdem der Rauch seine Wirkung zu äußern begonnen, wird der Bräutigam redselig und bringt in Gemeinschaft mit seinem Vater die Werbung vor. Ist man damit einverstanden, so werden allsogleich die Vorbereitungen getroffen und ein Schmaus veranstaltet. Die Braut zieht mit dem Bräutigam fort und sie sind ohne alle Zeremonien Mann und Weib. Ehescheidungen sind leicht zu bewerkstelligen; in diesem Falle muß das Vermögen geteilt werden und ebenso folgen von den Kindern die weiblichen der Mutter, die männlichen dem Vater.

Ein gemeinsames Oberhaupt haben die Nama nicht, sondern sie zerfallen in etwa ein Dutzend Clans, die noch dazu ihrem größeren Bestandteil nach Orlam, d. h. eingewanderte Kaphottentotten sind; der übrige Teil nennt sich als Vollblutnama das „königliche Volk“. Jeder Stamm hat seinen eigenen Häuptling, dessen Würde in männlicher Linie erblich ist. Außerdem, daß er der reichste Mann ist, hat er vor seinen Unterthanen keine besondere Auszeichnung voraus, höchstens ist seine Hütte etwas größer und bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten erhält er das beste Stück Fleisch. Er bestimmt, wohin der Stamm ziehen soll, schlichtet die Streitigkeiten, bestraft Vergehen, beruft Volksversammlungen ein u. s. w., wobei er von einem Rate der Angesehensten des

Stammes unterstützt wird. Sonst ist es mit der Würde des Häuptlings nicht weit her, wenn er nicht durch besonders energisches Auftreten, durch kühne Jagden u. dgl. sich in Ansehen zu setzen weiß. Denn wenn die Zügel der Regierung von ihm nicht streng gehandhabt werden, thut beinahe jeder, was er will. (Globus, Bd. XII, S. 305.) Die freien Nama kennen das Institut der Sklaverei; wenn man im allgemeinen nicht über die Behandlung der Sklaven im Vergleich zu andern Völkern klagen kann, so fehlt es doch nicht an grausamen Zügen, die ihr Los nicht beneidenswert erscheinen lassen, und besonders sind es die Frauen, welche oft in einer launenhaften Behandlung, verbunden mit raffinierter Quälerei, sich gefallen.

Ist ein Mord ohne Absicht begangen worden, so kann er durch Abgabe von bestimmten Geschenken an die Mitglieder der Familie des Ermordeten gesühnt werden. Dabei wird auch ein Festmahl von seiten des Totschlägers veranstaltet, an welchem die beiderseitigen Verwandten und Freunde teilnehmen. Während die letzteren fröhlich die geschlachtete Kuh verzehren, muß er selbst, mit dem Blute derselben bestrichen, schweigend zusehen. Ist dagegen der Mord absichtlich begangen worden, so gilt die Blutrache, wonach das Vergehen erst mit dem Tode des Mörders als gesühnt zu betrachten ist. Die Pflicht der Blutrache fällt auf den nächsten Anverwandten, in Ermangelung desselben auf den besten Freund.

Wenn ein Hottentotte alt und krank wird, so bringt man ihn in eine abgesonderte Hütte und versieht ihn mit einiger Speise und Trank; andre Hilfe wird ihm nicht geleistet. Ist die Krankheit eine bösartige, so ziehen die Bewohner aus dem Dorfe und überlassen den Kranken seinem Schicksale. Sobald jemand gestorben ist, hüllt man ihn in alte Felle und legt ihn in kauernder Stellung in ein vom Stachelschwein oder einem andern Tiere gegrabenes Loch und deckt dieses mit Erde und einigen Steinen zu. Bei Häuptlingen wird ein Steinhaufen von etwas größerer Höhe errichtet. Den anwesenden Freunden und Anverwandten wird ein Gastmahl gegeben, wobei mehrere Tiere des Verstorbenen (die Zahl richtet sich nach seinem Reichtume) erwürgt werden.

Im ganzen erreichen die Hottentotten ein hohes Alter; Greise von neunzig bis hundert Jahren sind keine Seltenheit. Dies ist um so merkwürdiger, als der Hottentotte nicht im Ueberflusse lebt und beständig dem Wechsel der Witterung ausgesetzt ist. Mit der Heilung der verschiedenen Krankheiten befassen sich bestimmte Personen, welche im Rufe stehen, Regen zu machen, Geheimnisse zu entdecken und noch andre Zaubereien zu verrichten. Als Ursache der Krankheit wird von ihnen stets eine Schlange angegeben, welche sie nach einigen am Körper des Patienten vorgenommenen Schnitten herausziehen. Ehe sie jedoch auf eine Kur sich einlassen, muß regelmäßig entweder ein Rind oder ein Schaf, je nach dem Vermögen des Patienten, geschlachtet werden, von dem natürlich ihnen selbst der Löwenanteil zufällt. Diese Zauberer befassen sich auch mit der Heilung der von Schlangen Gebissenen und zwar fast stets mit dem besten Erfolge.

Die lebhafte Gemütsart der Nama ist der Geselligkeit nicht abhold, zumal wenn irgend ein Getränke, Kaffee, Thee, Honigbier oder eine Pfeife Tabak zur Hand ist; sie prägt sich auch in ihrer Neigung zu festlichen Tänzen aus, womit jedoch nicht etwa eine Art Gottesverehrung gemeint ist, sondern vielmehr die Kultur der Sinnlichkeit, welche meistens in der Nacht während des Mondscheines unter Gesang und Musikbegleitung ausgeführt wird. Bei demselben stellen sich die Tänzer, abwechselnd Männer und Weiber, im Kreise um eine in der Mitte befindliche Person, welche als Vortänzer gelten kann, fassen sich bei den Händen und drehen sich bald rascher, bald langsamer herum. Dann löst sich plötzlich der Kreis auf und jeder beginnt für sich mit aller Anstrengung seiner Glieder zu tanzen, bis sich Ermüdung der Tänzer bemächtigt und ihren Produktionen ein Ende macht.

Das Nationalinstrument, womit die Hottentotten ihre Unterhaltungen begleiten, ist die „!Gora." Dieses Instrument hat die Gestalt eines Bogens; an einem Ende desselben ist ein Federkiel befestigt. Es wird entweder einfach geblasen oder auch mit einem kleinen Stäbchen geschlagen. Im letzteren Falle wird es wie eine Harfe aufgestellt und an dem untersten Ende mit dem Fuße gehalten. Die Töne, welche dadurch hervorgebracht werden, sind höchst einfach und etwas unrein; selten ist ein Spieler im stande, denselben Ton zu

wiederholen, noch weniger gelingt es, aus mehreren Instrumenten ein zusammenstimmendes Orchester zu bilden.

Der religiöse Glaube der Hottentotten scheint im tiefsten Grunde auf sehr verschwommenen Ideen zu beruhen und sich auf eine gewisse Verehrung der Seelen der Verstorbenen zu beschränken. Darauf führt wenigstens ihre Furcht vor den Leichen. Die Hütte, worin jemand gestorben ist, wird in der Regel abgebrochen und niemand wird es wagen, mit den Hölzern derselben eine andre zu bauen, oder Speisen, die am damit angezündeten Feuer gekocht wurden, zu genießen. Kein Hottentotte, wenn er an einem Grabe vorübergeht, vergißt, einen Stein oder einen Baumast auf dasselbe zu werfen, so daß in manchen Gegenden die dadurch entstandenen Hügel eine namhafte Höhe erreichen. Dabei wird der Name des Heitsi-Eibip ausgesprochen, der hier begraben liegen soll. Dies ist wahrscheinlich nichts andres, als die Personifikation der Seelen der Verstorbenen, da Heitsi-Eibip nach der Sage stirbt und wieder auflebt und an mehreren Orten begraben liegt. (Vergl. Theoph. Hahn im Globus XII, 275 und VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Dresden 1870, S. 64, und Bleek, Reynard the fox in South-Africa, London 1864, Nr. 36 und 37.) Neben Heitsi-Eibip, der namentlich in den Sagen eine große Rolle spielt, kommt noch eine andre Persönlichkeit vor, die Tsui-goap (Wundknie) genannt wird. Tsui-goap ist der Schöpfer der Menschen; auf ihn wird alles Gute bezogen. Er soll gleich Heitsi-Eibip ein großer Zauberer gewesen sein. Merkwürdig ist, daß die Kaffern den Namen Tsui-goap zur Bezeichnung ihres höchsten Wesens (Gott) von den Hottentotten entlehnt haben. Als dritte göttliche Persönlichkeit, welche auch in den Sagen vielfach erwähnt wird, wollen manche auch den Mond betrachten. Der Neumond wird allerdings von den Khoikhoin mit Tänzen und Gesängen gefeiert, an denen sich alle Mitglieder des Stammes beteiligen. Während einer Mondfinsternis werden Klagelieder angestimmt, und sollte sich der Stamm auf einer Jagd oder ähnlich gearteten Unternehmung befinden, wird diese abgebrochen, da man sonst Unglück befürchtet. Nach Fritschs Meinung ist indes der Beweis eines eigentlichen Mondkultus noch nicht vollständig geliefert. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 143.) Mit diesen religiösen Vorstellungen ist ein grenzenloser Aberglaube und auch Zauberei verbunden. Geisterglaube ist sehr verbreitet. Sie geben vor, Ahnungen zu haben. Auch der Glaube an gute und böse Vorzeichen ist stark. Ihre Zauberer beschäftigen sich mit der Anfertigung von allerlei Amuletten („Piljas"), womit sie Handel treiben, und bestärken selbstverständlich, um ihrem Krame Absatz zu verschaffen, die Leute in der Gespensterfurcht. In ihren Sagen finden sich Züge von Tier- und Menschenverwandlungen, welche lebhaft an die deutschen Werwolfsgeschichten mahnen. (Globus, Bd. XII, S. 277.)

Die religiösen Anschauungen der Hottentotten sind jetzt schon überall von der christlichen Mission beeinflußt und geläutert, versichert Merensky. (Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, S. 86.) Trotz aller entgegenstehenden Behauptungen der Missionäre scheint aber die Bekehrung der Hottentotten nicht viel weiter gediehen zu sein, als daß sie in Wahrheit den Geist anbeten, freilich nur den Geist des Genevers oder Kapbranntweins, und daß sie, so viel ihnen möglich, diesem Geiste in seinem Tempel, der Schenke, huldigen, an deren Schwelle man so häufig Szenen der abscheulichsten Völlerei sieht. Auch findet

der diesem Volke innewohnende verderbliche Geist der Trägheit in den meisten Missionsstationen nicht nur Unterstützung, sondern sogar Aufmunterung. Dort führt der Hottentotte ein Leben des „süßen Nichtsthun" unter dem Vorwande, sich von den Wahrheiten des Christentums zu unterrichten. Seine Charaktereigentümlichkeiten machen das Volk, sagt Merensky, den Eindrücken des Evangeliums zugänglich, sie sind empfindsam und schluchzen, weinen und beten, aber — dies räumt er selbst ein — leider verfliegen diese Eindrücke fast ebenso schnell, als sie kamen. Ihre Frömmigkeit tragen manche ganz pharisäisch zur Schau; einige Stunden später beweist aber ihr ganzes Benehmen nur zu sehr, daß es mit den Bußkrämpfen nicht gar weit her war und dem Missionär vielleicht zur Erlangung irgend welcher materieller Vorteile Sand in die Augen gestreut werden sollte. Die Kora erscheinen in den Unterrichtsstunden der Missionsschulen, so lange die Tabakspenden dauern, aber ohne solche Lockung ist es schwer, sie heranzubringen. Für geistige Bildung zeigen sie wenig Anlagen und noch weniger Lernbegierde. Der Besuch ihrer Dörfer bot Dr. Emil Holub einen trostlosen Anblick und bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß bei keinem andern Eingebornenstamme Südafrikas, etwa mit Ausnahme der Matabele, die Missionsthätigkeit so geringe Erfolge aufzuweisen hat als bei den Kora. (Holub, Sieben Jahre in Südafrika, Bd. I, S. 104.) Nicht nur dulden sie den Auswurf der weißen Bevölkerung *gern* unter sich, sondern sie leisten den Zügellosigkeiten dieser Menschen in jeder Weise Vorschub. Die höchsten Lehren der christlichen Religion werden von ihnen in sinnliche gemeine Beziehungen verdreht, ein Beweis, wie nahe sie ihnen liegen und wie sehr sie sich darin gefallen. Ein Missionär, der ihnen den fehlenden Begriff „Gewissen" beibringen wollte und deshalb auf das der Sünde folgende schmerzliche Unbehagen im Innern hinwies, erhielt später, als er seine Katechumenen frug, was sie sich also unter Gewissen vorstellen, die Antwort: „Leibschmerzen".

Die Hottentotten der Gegenwart wie jene der Vergangenheit leben in bitterer Feindschaft mit den übrigen Eingebornen Südafrikas. Sie verachten und hassen die Buschmänner, unter deren Raub- und Beutezügen sie allerdings viel zu leiden hatten und die nicht wenig zur Dezimierung der Khoikhoin beitrugen; sie stehen aber auch im Kampfe mit den Kaffern und in den sechziger Jahren kam es zu einem wahren Rassenkriege zwischen den Nama und den Herero, einem Kaffernzweige, zu einem Rassenkriege also zwischen den Gelben und Schieferschwarzen (siehe Globus, Bd. XIV, S. 202. 245. 270), welcher schließlich auch noch einen Bruderkrieg zwischen den Hottentotten selbst, nämlich zwischen den Nama und den eingewanderten Orlam, herbeiführte. (A. a. O., Bd. XVI, S. 236. 246.) Es scheint, daß die freilich gutgemeinten Umtriebe der christlichen Sendboten von einem wesentlichen Anteil an diesen völkermordenden Verwickelungen nicht freigesprochen werden können.

Die Familie der Bantuvölker.

Allgemeines.

Wer eine ethnographische Karte Afrikas, z. B. jene von Dr. J. Chavanne (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Bd. IV, Heft 11) zur Hand nimmt, der findet den ganzen Süden jenes Erdteiles, östlich von den Gebieten der Hottentotten und Buschmänner, von Afrikas äußerster Spitze bis an den Aequator und darüber mit einer gleichmäßigen Farbe überzogen. Sie bezeichnet

die Verbreitung eines großen Völkerkreises, dessen Zusammengehörigkeit durch die von seinen einzelnen Gliedern gesprochenen Sprachen erwiesen wird, welche Abkömmlinge einer nun nicht mehr lebenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache darstellen. Der für diese Völker gebräuchliche Name „Kaffern" ist ein Trivialname und entstammt dem arabischen Worte „Kâfir", d. h. Ungläubiger, wäre also richtiger Kafer oder Kafir zu schreiben. Schon Heinrich Barth hat diese Sprachen kurzweg als Ba-Sprachen zusammengefaßt. Der Jakob Grimm Südafrikas, Dr. W. H. J. Bleek, nennt sie aber Ba-ntu- oder Bantusprachen. In diesen Idiomen heißt nämlich abantu: die Menschen, die Leute, das Volk. Der eigentliche Stamm, die Wurzel des Wortes ist ntu, die Vorsilbe, das Präfix ist aba, und dieses zerfällt wieder in a-ba, wobei ba das eigentliche, den Begriff der Mehrzahl in sich schließende Präfix, a aber eine Art von Artikel bildet. Die wunderbare Uebereinstimmung, in welcher die Wurzeln ntu = Mensch samt ihrem Präfix durch all diese südafrikanischen Idiome geht, hat ihnen und den sie redenden Völkern, unter Zugrundelegung der Kafirform, den Namen der Bantu verliehen — ein nach Form und Inhalt treffender und würdiger Name. Wunderbar — sagten wir, und wohl mit Fug. Die Diagonale vom Kei, dem Grenzfluß zwischen Hottentotten- und Kaffernland, bis zur Insel Fernam do Pó, im Innern des Busens von Guinea, durchschneidet 14 Längen- und 35 Breitengrade; die Diagonale von der Walfischbai bis zur Mündung des Dschub 28 Längen- und 23 Breitengrade; erstere ist 4450, letztere 3700 km lang, und durch dieses ganze Gebiet nennt der Mensch sich selbst mit einem und demselben Worte.

Was Namen und Gruppierung von Völkern und Sprachen des Bantugebietes anbelangt, so teilen sie die meisten Forscher, wie Fritsch, Bleek, Friedrich Müller und Peschel, in die drei großen Abteilungen der Ost-, West- und Binnenstämme, weichen aber voneinander etwas ab in der Zuweisung der einzelnen Glieder an diese oder jene Gruppe. Müller teilt die Ostgruppe in drei Untergruppen, das Kafir, die Sambesi- und die Sansibarsprachen. Zu dem Sambesi rechnet er das Ma-sona, Baroze, Ba-yeye u. a. Die mittlere (innere) Abteilung scheidet er in die beiden Gruppen Se-tschuana und Tekeza, von welchem ersteres in das östliche Se-suto und die westlichen Se-rolon und Se-χlapi, letzteres in das Ma-molosi, Ma-tonga und Ma-hloenga sich spaltet. Die Westabteilung gliedert sich ihm in das Bunda und das Kongo, jenes mit dem Idiomen Hereró, Bunda, Londa, dieses mit Kongo, Mpongwe, Kele, Isubu, Fernando Po. Nach Bleek gliedert sich die Ostgruppe in eine südliche, mittlere und nördliche. Der Süden umfaßt 1) Kafir, 2) Se-tschuana, 3) Tekeza. Das Kafir, ausgezeichnet durch altertümliche Fülle der Formen, wird gesprochen von den Kaffern und Ama-kosa oder Grenzkaffern, von den Sulu und Ma-Swasi (Ama-Swasi). Letztere hießen bis 1843 Ba-rapusa, wurden wenigstens von den Ba-suto so genannt, nach dem damaligen Häuptling Rapusa. Ebenso heißen sie jetzt Ma-Swasi, die Leute des Häuptlings Um-Swasi, der auch in einigen Ortsnamen lebt. So standen die Dinge wenigstens im Jahr 1860 (vgl. Petermann, Mitteil. 1860, S. 404),

und in Ermangelung eines Gothaischen Hofkalenders für die Bantukraale müssen wir uns bis auf neuere Nachrichten bescheiden. Oestlich von den Swasi werden genannt die Ma-kansana, südlich die Ma-ghoba. Das Se-tschuana, gesprochen von den Tschuanen (Ba-tschuana oder Betschuana nach englischer Aussprache), zerfällt in das östliche Se-suto (die Sprache der Ba-suto) und die westlichen Se-χlapi und Se-rolon. Eine Lokalität Tschuan zeigen die Karten fast genau unter 25° s. Br. und 25° östl. L. v. Gr. Zum Schauplatz der dritten Gruppe, des Tekeza, macht Bleek die Umgegend der Delagoabai und des Lourenzo Marques. Als Unterglied derselben werden die Ma-molosi, Ma-tonga und Ma-hloenga bezeichnet, wobei freilich ein Blick auf die Karten zeigt, daß die sprachlichen und geographischen Namen sich mehrfach schneiden und kreuzen.

Den Uebergang zur mittleren Ostgruppe, dem Mosambik oder Sambesi, bildet das In-hambane mit der gleichnamigen Seestadt unter dem Wendekreis. Am unteren Sambesi selbst liegen Tete (Tette) und Sena (Seña). Zum Sena-dialekte sind zu rechnen die Mundarten von Sofala, Kilimane (Quilimanse) und Ma-ravi. Auch das Ma-kua und das von den Ma-hiau (Wa-hiáu, Ve-iao) gesprochene Ki-hiau, beide zwischen dem See Nyassa und der Küste, zählt Bleek zur Mosambikgruppe.

Es folgt die nordöstliche Abteilung des Sansibar oder Zangian — das Ki-kamba, gesprochen von den A-kampa, das Ki-nika, Ki-sambála (gesprochen in U-sambala von den Wa-sambára, wie Krapf den Namen schreibt) und das Ki-suáheli. Nahe verwandt ist das Ki-pokomo, gesprochen von den Wa-pokomo.

Als Vertreter der zweiten Hauptabteilung des Inneren nennt Bleek nur die am Ngamysee hausenden Ba-yeye, von den Tschuanen Ba-kχopa genannt; neben ihnen bestehen noch die Ba-lojazi, Ma-ponda (Ba-ma-ponda, Ba-ponda), Ba-nyenko, Ba-toka, Barotse, Ba-shueba, also ungefähr das Flußgebiet des oberen Sambesi.

Die Westgruppe gliedert sich parallel der östlichen in drei Teile: das Bunda, Kongo und den Nordwest. Das Bunda zerfällt 1) in das Otschi-herero oder die Sprache der Dama (fälschlich Damara oder Damras genannt), von welchen die westlichen Stämme sich Ova-herero, die östlichen Ova-mbandscheru nennen; 2) das Si-ndonga, die Sprache der Ova-mpo, der Ova-kuambi, Ova-kuandschera, Ova-nguaruise, oder Oka-ruse und der Okorongase; 3) das Nano (Benguala) und 4) das Ku-a-ngola (Angola). Nordwärts folgt das Kongo mit seinen Untergliedern Kongo und Mpongwe. Als drittes Glied der Nordwesten mit dem Di-kele, gesprochen von den Ba-kele, das Benga auf den Koriskoinseln, das Dualla oder Camerun, endlich das Fernandian auf der Insel Fernam do Pó, gewöhnlich Fernando Pó genannt.

Alle diese Völker gehören also zu einer Sprachgruppe, die von Bleek zu den präfix-pronominalen Sprachen gezählt wird, und welche auch noch die Familie der Mena und Gor begreift. Am besten werden diese Sprachen durch Friedrich Müller charakterisiert, der, im ganzen genommen, auch mit Bleek

übereinstimmt und zumeist nur in der Darstellung von diesem abweicht. Nach jenem ist der Organismus dieser Sprachen weich und wohlklingend; die Worte sind mehrsilbig. Die Silbe ist meistens offen und aus Konsonant und Vokal zusammengesetzt. Der Auslaut ist vokalisch. Die Wurzeln, jene Elemente, denen die Wortformen entsprossen, sind mehrsilbig; erst später treten sie auch einsilbig auf. Die Pronominalwurzeln sind, wie überall, auch hier einsilbig. Die Bildung der Sprachformen geht durch Präfigierung der Formelemente vor sich, seltener findet auch Suffigierung statt.

F. Müller gewährt (Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. I, Abt. II, S. 238—262) einen lebendigen Einblick in den Genius dieses höchst merkwürdigen Sprachtypus, der mehr als irgend ein anderer der typische Repräsentant der sogenannten Agglutination genannt zu werden verdient. Einem wahrhaft überwältigenden Formenreichtum — so giebt es im Kafir acht Imperfektformen, ebensoviele Formen der vorvergangenen Zeit u. s. w. — steht eine seltene Durchsichtigkeit des Baues gegenüber, welche es dem Grammatiker leicht macht, auch die langatmigsten Wörter in ihre Elemente zu zerlegen. Wesentlich begünstigt wird dieser sprachliche Konservativismus, mit dem sich eine ungemeine Raschlebigkeit dieser Sprachen in andern Beziehungen ganz gut verträgt, durch die eigentümliche Sitte der Bantuvölker, das erste Pronomen in einem Satz im weiteren Verlaufe des Satzes mehrmals, meist jedoch in irgend einer andern, sei es abgeschliffeneren oder volleren Form zu wiederholen. So heißt es im Sulu (meist Zulu geschrieben), der Sprache der mit den eigentlichen Kaffern sehr nahe verwanten Sulukaffern:

U-mu-ntu	*w*-etu	o-*mu*-chle	*u*-ya-bonakala	si-*m*-tanda
Der Mann (Frau)	unser	schöner	erscheint	wir ihn lieben.

Das kursiv gedruckte Pronomen u-mu, das vor einem Substantiv stehend etwa unsrem Artikel entspricht, wird hier vor allen folgenden Wörtern des Satzes noch einmal gesetzt, sei es ganz (o-mu), sei es nur in einem seiner beiden Elemente (w, u, m). Nun ist zwar diese Form des Artikels oder Demonstrativpronomens keineswegs die einzige, vielmehr giebt es deren im Sulu, die Pluralformen besonders gerechnet, nicht weniger als 14, und in einigen verwandten Sprachen sogar 16. So lautet im Sulu der Plural von umuntu, Mann, Mensch: abantu, „Leute"; „das Land heißt i-li-zwe und der Plural hiervon a-ma-zwe, „die Länder". Die entsprechenden Artikel oder Pronomina des Suto oder Sotho haben eine abgekürztere Form, sie lauten: mo, Plural va; le, Plural ma. Allein dieser verwirrende Reichtum von Formen für einen und denselben grammatischen Begriff erzeugt keine Undeutlichkeit; denn sie werden nicht durcheinander geworfen, sondern in dem nämlichen Satze nur Formen je eines und desselben Artikels gebraucht, so daß z. B. „unser schönes Land" im Sulu ausgedrückt wird durch *i-li*-zwe *l*-etu *e-li*-chle. Man begreift leicht, wie sehr diese ständigen Wiederholungen dazu beitragen mußten, die Formen der Sprache vor Veränderungen zu schützen. Auch erleichtern sie Ausländern das Verständnis derselben sehr erheblich, und einigen interessanten Aeußerungen Livingstone's hierüber entnehmen wir die Thatsache, daß der berühmte Reisende diese Wiederholungen sogar als einen Vorzug der Bantu- vor europäischen Sprachen ansah. „Sie verleihen jedem Satz gleiche Energie und Deutlichkeit und schließen jede Möglichkeit eines Mißverständisses hinsichtlich seines Verhältnisses zum vorausgehenden Glied aus. Da diese Zeichen (die Artikel) ohne weiteres als die Anfangslaute eines bestimmten Substantivums erkennbar sind, so machen sie die Zweifel unmöglich, die uns jedesmal angesichts der widerwärtigen Ausdrücke ‚dieser' und ‚jener' anwandeln." Von einem allgemeineren Gesichtspunkt aus wird man indessen Bleek recht geben müssen, der diese Wörtchen als schleppende Anhängsel bezeichnet, und Fr. Müller, der den Bantusprachen eine „allzu materielle Wiedergabe der Form" schuld giebt, „wodurch ihr ganzer Bau etwas Schleppendes, die Uebersicht wenig Förderndes erhält." Auch das, was wir grammatisches Geschlecht nennen, ist dem Bantu vollständig fremd. Diese Unterscheidung, liege sie nun außerhalb des zu bezeichnenden Wortes, wie in unsrem Artikel, oder innerhalb desselben, wie in „guter, gute, gutes," in bonus, bona, bonum, diese sexuelle Charakterisierung der belebten und leblosen Welt durch die sprachliche Form geht dem Bantu völlig ab. Nicht in männliche, weibliche und sächliche Wesen und Dinge zerfallen dem Bantu die Erscheinungen der Welt, sondern in sechs bis acht Kategorien, welche zwar im allgemeinen durch Präfixe formell, sprachlich streng geschieden sind, für welche aber auch die schärfste Analyse

nur teilweise einen innern, wesentlichen Einteilungsgrund zu erspüren vermag. Fremd ist ihm aber eigentlich auch das, was wir die grammatische Mehrzahl, den Pluralis nennen; fremd wenigstens in der Allgemeinheit und Abstraktion, in welcher wir den Begriff der Mehrheit besitzen und z. B. durch unser „die" auch grammatisch auszudrücken vermögen. Wir sagen: „die Männer, die Frauen, die Dinge". Der Bantu kann aber erstens aus Frau nicht Frauen bilden, denn seine Begriffswurzeln sind starr und unveränderlich. Er kann also höchstens sagen: die Mann(en), die Frau(en), die Ding(e). Nein, er kann auch das nicht, er hat kein Zeichen, welches wie unser „die" ganz allgemein die Mehrheit bezeichnet, sondern er hat für seine Singularpräfixe wieder besondere Präfixe, welche für jedes einzelne derselben den Plural ausdrücken. So entspricht im Kafir dem Singularpräfix m- das Pluralpräfix ba- und ma-, dem li- das ma-, dem si- das zi- u. s. w., wobei allerdings zu bemerken, daß der Pluralpräfixe weniger sind, indem das eine und das andre, besonders ma-, in mehr als einer Singularklasse aushelfen darf und muß.

Weniger in sprachlichem als in geographischem Interesse müssen wir den Leser nun mit einer tabellenartigen Zusammenstellung behelligen, um die Hauptformen der hauptsächlichsten Präfixe vorzuführen, welche die Bantusprachen ihrem Substantivum vorsetzen. Der Kürze und Uebersichtlichkeit halber führen wir nur die folgenden acht Hauptgruppen auf, nämlich I. Kafir, II. Setschuana, III. Mosambik (Sambesi), IV. Sansibar, V. Inneres, VI. Bunda, VII. Kongo, VIII. Nordwest. Durchaus notwendig dagegen ist es von jedem Präfix, beide Formen, für Singular und Plural, aufzuführen.

Erstes Präfix. Sing. lautet in den Sprachgruppen I—V fast übereinstimmend umu-, mu-, um-, m-, mo; in VI und VII: omu-, om-, mo-, o-, u-; in VIII: mu-, mo-, mw-, m-, bo-, bu-, bw-, o-;
Plur. ba-, aba-, bo-, b-, va- wa-, a-, o-; VI: ova-, oma-, oa-, ba-.
Zweites Präf. Sing. m-, um-, mu-, mo-; VI: omu-, mu-, u-; VIII: mi-, m-, n-, gw-, mw-, mo-, bo-, bu-;
Plur. mi-, me-; omi-, ovi-, i-, bi-, be-.
Drittes Präf. Sing. li-, ili, le-, ri-, zi-, ni-, i-; VI und VII: e-, i-, ri-; VIII: di-, dsch-, d-, i-, r-;
Plur. ma-, ama-, m-; VI: oma-, ova-; VII und VIII: ma-, a-, m-, ba-.
Viertes Präf. Sing. si-, s-, isi, se-, tschi-, dsch-; IV: ki-, dsch; VI: otschi-, oschi; VII: ki-, ke, ez-, e-; VIII. vi-, i-;
Plur. zi-, z-, izi-, li-, pi-, hi-, vi-, i-, ovi-.
Fünftes Präf. Sing. n-, in-, m-, on-, 'n-, m-;
Plur. zin-, zim-, zi-, izin-, lin-, lim-, m-, n-; VI: oo'on-, on-, schom-, schoschin-; VII und VIII: sin-, im-, n-, m-.
Sechstes Präf. Sing. lu-, ulu-, lo-, le-, li-, u-, ro-, oru-, l-;
Plur. zin-, lin-, tin-, ni-, n-.

Außer diesen 6×2 Hauptpräfixen ist endlich besonders noch eines hervorzuheben, welches unter den Formen ku-, kw-, oku-, χo-, ko-, Plural ma-, pa-, va-, ha- wesentlich lokale Bedeutung hat. Der nächste Eindruck einer solchen Tabelle ist wohl der einer afrikanischen Trockenheit und Oede. Aber um die Wüste kennen zu lernen, muß man die Wüste durchwandern. Versuchen wir, ob wir denn nun wirklich etwas mehr wissen und besser verstehen als bisher. Wir haben bis jetzt wohl in Reisebeschreibungen und geographischen Handbüchern gelegentlich und zerstreut gelesen, daß das südwestliche Volk der Herero „oder auch" Ovaherero seine Sprache das Otschiherero nenne; wir haben gelesen, daß im Innern das Setschuana von diesen und jenen Stämmen gesprochen werde, daß jenes Volk an der Ostküste das Kihiau oder das Kisuaheli rede u. s. w. Das waren zerstreute Thatsachen, die man sich merkte, ohne weiter über Sinn und etwaigen Zusammenhang sich den Kopf zu zerbrechen. Man machte sich wohl vorübergehend einen Gedanken darüber, ob jenes otschi- vielleicht das Herero-Wort für „Sprache" sei, oder ob es nur etwa eine Art von Artikel sei, in dem Sinne angewandt, wie wir statt „die deutsche Sprache" kurzweg „das Deutsche" sagen. Noch viel seltener wird jemand auf den Einfall gekommen sein, daß jenes otschi am Ende gar dasselbe Wort sein könnte, wie se und ki in Setschuana und Kihiau.

Ein Blick auf unser oben verzeichnetes viertes Präfix (Singularis) klärt mit einem Schlag das ganze Verhältnis auf. Wir wissen jetzt, daß all diese Vorsilben

otschi (= o-tschi-), se-, ki- sowohl formell, lautlich als auch sachlich, begrifflich eins und dasselbe sind, daß sie höchstens dem Grade nach weiter voneinander abstehen als oberdeutsches „das" und schwedisches det, sonst aber so identisch sind wie diese zwei. Wir wissen aber zweitens, daß dieses otschi u. s. w. nur sehr bedingungsweise verglichen werden darf mit unsrem „das Deutsche"; und drittens, daß es nichts weniger als „Sprache" bedeutet. Bleek sagt vielmehr ganz einfach: dieses otschi-, se-, ki u. s. w. ist das Bantupräfix Nr. VII (nach Bleeks Zählung), und wir setzen erläuternd hinzu: Im Bantu giebt es eine große Anzahl von Substantiven, welche unabänderlich mit dem Präfix ki verbunden werden. Die Form ki nämlich scheint die ursprüngliche zu sein, sie geht aber lautgesetzlich je nach den verschiedenen Dialekten in si, se, tschi u. s. w. über. Was die ursprüngliche Kraft und Bedeutung dieses ki gewesen, ist heute nicht mehr zu erkennen; denn ein Blick in die Wörterbücher zeigt, daß es den verschiedenartigsten Begriffen vorgesetzt wird, z. B. im Herero den Namen von menschlichen und tierischen Wesen, von Pflanzen, Steinen, Körperteilen, Geräten, Lokalitäten u. s. w. Und so wird es denn unter anderem auch vor die Volksnamen gesetzt und hat dann die Wirkung, daß es die Volkssprache bezeichnet. Also das Se-tschuâna, Se-χlapi, Se-suto, Se-rolon, Ki-hiau, Ki-kamba, Ki-nika, Ki-sambála, Ki-suáheli, O-tschiherero (vielleicht auch Si-ndonga und J-subu?) sind die Sprachen der Tschuâna u.s. w. Ebenso werden sich wohl auch die mit Ki- (die Portugiesen schreiben Qui-) anlautenden Volksnamen bei Ladislaus Magyar und andern teilweis erklären. Will nun aber z. B. der Suto sein Land bezeichnen, so sagt er nicht „das Land Suto" oder „das Sutoland" oder dergleichen, sondern dann greift er einfach zu dem oben verzeichneten dritten Präfix und sagt Le-suto. Dieses le lautet im Kele di, und daher das Di-kele, welches also genau genommen nicht die Sprache, sondern das Land der Kele bezeichnet. Will drittens der Suto sich selbst nach seiner Nationalität bezeichnen, so nennt er sich einen Mo-suto, mit dem uns längst bekannten ersten Präfix mo; und dem entsprechend nennt sich der Tschuane einen Mo-tschuâna, der Herero einen O-mu-herero.

Das entsprechende Pluralpräfix lautet, wie wir oben sehen, ba, va, ova u. s. w., und daher die uns so geläufigen Völkernamen der Ba-suto, Ba-tschuâna (mit englischer Aussprache Betschuane) u. a. Hier ist aber wohl zu merken, daß die meisten Bantusprachen neben dem ba noch das in unserer Tabelle als drittes aufgeführte Pluralpräfix ma-, ama- u. s. w. anwenden. Demgemäß entsprechen sich also die Völkernamen Ama-zulu, Ma-swazi, Ba-tschuâna, Ba-χlapi, Ba-yeye, Ba-suto, Wa-hiau, A-kámba, Wa-sambála. Wa-pokomo, Ova-herero, Ova-mbo, Ba-nano, oder Ba-kua-nano (gewöhnlich bloß Nano genannt), M-pongwe, Ba-kele (der einzelne heißt N-kele, das Land Di-kele) — alle diese Namen und hundert ähnliche in Südafrika entsprechen sich grammatisch aufs genaueste: sie alle gehen auf die beiden Pluralpräfixe ba und ma zurück. (Bacmeister im Ausland, 1871, S. 644—645.)

Dieser Charakteristik entspricht auch das höchst komplizierte System der Pronomina und vor allem die Struktur des Verbums in diesem Sprachstamm. Außer der schon erwähnten Fülle von Tempora ist dasselbe auch durch eine an das Arabische erinnernde Vielfältigkeit von Konjugationsarten ausgezeichnet, die den Grundbegriff des Verbums verschiedentlich modifizieren. So heißt z. B. im Kafir hamba gehen, hambela auf etwas losgehen, hambeka sich zum Gehen anschicken; tanda lieben, tandisa lieben machen, tandana sich einander lieben, tandwa geliebt werden. Diese Konjugationsarten können nun auch miteinander verbunden werden, wodurch die vielfältigsten Kombinationen entstehen. So heißt im Kafir teta sprechen, tet-ela für sich sprechen, tet-el-isa für sich sprechen machen, tet-el-ana gegenseitig für sich sprechen, tet-el-is-wa für sich sprechen gemacht werden; eine Häufung von Formen, die lebhaft an das Türkische gemahnt.

Nach Theodor Waitz, Häckel und Friedrich Müller bilden die Bantu eine eigene, von den eigentlichen Sudannegern verschiedene Rasse, welche nicht seit jeher in denjenigen Gegenden ansässig war, wo wir sie gegenwärtig finden (nördlich von den Sitzen der Hottentotten bis an den Aequator und den 5. Gr. n. Br.), sondern sie sind in dieselben nach und nach, wie die Traditionen aller Kafirvölker berichten, von Nordosten eingewandert. „Als die nächsten Anverwandten der Neger," sagt F. Müller, „saßen sie wahrscheinlich im Osten von dem Verbreitungsgebiete derselben und standen daher frühzeitig in freundlichem

und feindlichem Verkehr mit den von Asien eindringenden Stämmen der mittelländischen Rasse, speziell den Hamiten. Manches am leiblichen und geistigen Typus des Kaffern läßt sich nur durch die Annahme eines innigen Verkehrs der beiden Rassen und Völker erklären. Der physische Typus des Kaffern weicht in Farbe und Gesichtsbildung von jenem des Negers bedeutend ab und nähert sich hierin dem mittelländischen, und in der Sprache finden sich manche Punkte, die an Hamitisches und Semitisches so stark anklingen, daß man unwillkürlich an eine in alter Zeit stattgefundene Entlehnung denken muß. Es ist daher eine mehr als wahrscheinliche Annahme, daß die Kafferrasse durch eine in unvordenklicher Zeit stattgefundene Mischung mit hamitischen Stämmen aus der Urnegerrasse zum heutigen Typus sich differenziert habe." (Allg. Ethnographie, S. 179.) Diese Ansicht von dem Zusammenhange der Bantu mit der mittelländischen Rasse ist indes durch Gustav Fritsch stark erschüttert, wenn nicht ganz beseitigt worden, und Robert Hartmann erklärt deshalb die Bantu für echte Nigritier (Die Nigritier, Bd. I, S. 409), muß aber doch zugeben; daß sie in der Nigritierfamilie einen extremen Zweig bilden. (A. a. O., S. 410.) Auch Peschel betrachtet es als einen Mißgriff, die Bantu als eine besondere Rasse von den Negern abzutrennen, wohl aber könne man der Sprache nach die Südafrikaner sehr strenge als eine große Familie von den Sudannegern absondern. (Völkerkunde, S. 468.) Alle Stämme, welche zu den Bantu gehören, zeichnen sich aus durch eine dunkle, schwärzlich pigmentierte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr wechselt, das aber niemals schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nüancen, vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarzen; der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädel dolichokephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Rasse nie europäisch. Die ersten Beschreiber dieses Volkes, Barrow, Lichtenstein und Wood, haben nämlich die Kaffern als einen geradezu ideal schönen Menschenschlag dargestellt, als „lebendig gewordene Statuen", die sich jeder Künstler gern als Modell für sein Studium klassischer Formen wählen würde. Diesen Wahn hat Dr. G. Fritsch, sowohl durch seine an Kaffernindividuen angestellten Messungen, wie auch, und vielleicht mehr noch, durch seine gewissenhaften Abbildungen derselben gründlich zerstört; männliche wie weibliche Gestalten führt er darin nämlich vor Augen, welche auf den ersten Blick jede derartige Illusion auf das grausamste vernichten.

Nicht nur der Schädel, sondern auch das Skelett als Ganzes betrachtet, unterscheidet sich sehr auffallend von dem der europäischen Rassen. Zunächst in die Augen fallend erscheint die höchst interessante Thatsache, daß der Knochenbau der Kaffern sich ebenso zu dem der Europäer verhält, wie der eines wilden Tieres zu dem eines gezähmten derselben Gattung. Das Skelett zeigt deutlich den Charakter der Unkultur durch die schlankeren, grazileren Knochen, welche weniger Volumen enthalten, aber dabei fest, elastisch und von glatter Oberfläche sind. Die Vorsprünge und Leisten sind scharf markiert und deutlich abgesetzt, aber nicht so massig, wie es bei unsern Stammesgenossen häufig vorkommt. Besonders die Gelenkenden erscheinen schwächer gebildet. Ebenso sind die Knochen des Rumpfes, Wirbel, Rippen u. s. w. weniger massig als die entsprechenden eines Germanen. Der Schädel allein verhält sich in dieser Beziehung umgekehrt, d. h. er zeichnet sich durch die kompakte massige Entwickelung der Knochen aus, was zunächst bei dem Gesichtsteil desselben am meisten in die Augen springt. Die Schädeldecke ist

wohl auch dick genug, doch fällt es bei ihr, auf den ersten Anblick, wegen der allgemeinen Form des Schädels nicht so auf. Was die Form des Kafferschädels betrifft, so zeigt derselbe bei ziemlicher Länge eine beträchtliche Höhe. Der Breitenindex ergiebt nach den von Fritsch gemessenen männlichen Kafferschädeln die Zahl 71,89, während der Höhenindex derselben Schädel 73,81 Teile der Länge aufzuweisen hat. Trotz dieser bedeutenden Höhe ist die Dolichokephalie doch noch deutlich wahrnehmbar. Dabei tritt das Hinterhaupt stark hervor, während der obere Teil der Hinterhauptsschuppe mit dem unteren einen deutlichen Winkel bildet. Die Stirn ist meist gut gewölbt, der Stirnwulst unterbricht die Gesichtslinie nur wenig. Sehr auffallend ist die Prognathie des Gesichtsschädels, der in seinem unteren Teile weit vorspringt, während die Zähne dabei nicht auffallend nach vorn gerichtet sind, so daß diese Erscheinung wesentlich auf der starken Entwickelung der Kieferbeine beruht, namentlich des Unterkiefers, welcher sehr massiv gebaut ist und dessen Winkel beim Mann einem rechten sehr nahe kommt; der aufsteigende Ast desselben ist kurz und so breit, daß er quadratisch genannt werden kann; das Kinn ist markiert, ohne indessen stark hervorzutreten. Die Jochbeine sind ebenfalls kräftig, die Brücken wenig geschwungen. In der Vorderansicht erscheinen die Schädel am günstigsten, indem die Gesamtform des Umrisses angenehme Verhältnisse zeigt, nur macht sich auch hier die mächtige Entwickelung des Kauapparates bemerkbar. Die Stirn ist breit, die Augenhöhlen sind geräumig, gerundet oder leicht in die Quere gezogen, ihre Ränder mäßig gewulstet. Als vorzüglich charakteristische Eigentümlichkeit, wie sie in solchem Grade nur unter afrikanischen Stämmen vorzukommen scheint, ist die große Breite zwischen den beiden Augenhöhlen bei unbedeutender Entwickelung der Nasenbeine zu nennen.

Interessant sind die Beobachtungen, welche Fritsch über die Becken der Kaffern angestellt hat. Es ergiebt sich daraus, daß dieselben weder recht typisch männliche noch weibliche Formen zeigen, sondern daß ein Gemisch der verschiedenen Charaktere vorhanden ist, welches durchschnittlich dem männlichen Typus näher liegt. Die übrigen Teile des Skeletts, Schultergürtel, Ober- und Unterextremität, zeigen den schon erwähnten schlanken grazilen Bau als die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit. Hervorzuheben ist nur noch die Achsendrehung des Oberarmes, welche, wie bei vielen afrikanischen Stämmen, einen beträchtlichen Winkel macht.

Auffallende Unterschiede bietet auch die Bildung der Füße, indem enorme Schwankungen selbst zwischen Stämmen vorkommen, die nahezu in denselben Gegenden leben: so besitzt der Fuß des Kaffern eine lange und gestreckte Form, wobei die Stellung der sich berührenden Gelenkflächen des ersten Mittelfußknochens und des ersten Keilbeines eine starke Abduktion der großen Zehe erlaubt, wie sie überhaupt bei wilden Völkern häufig angetroffen wird. Wir erinnern nur an die Botokuden in Brasilien, deren große Zehe weit absteht von den übrigen, so daß die Füße dadurch zum Klettern sehr geschickt werden und man die Spuren derselben genau von denen der Weißen unterscheiden kann.

Was die Hautfarbe der Bantu betrifft, so kommt dieselbe dem Schwarz sehr nahe, jedoch sind die ganz dunkeln Varietäten nicht so häufig wie die helleren. Eine eigentümliche Sitte ist es, die Haut mit rotem Ocker anzustreichen, wodurch dieselbe, je nachdem die Bemalung mehr oder weniger intensiv ist, von ihrem ursprünglichen dunkeln Grundtone verliert. Außer der Farbe der Haut kennzeichnet diese Rasse eine gröbere Textur derselben; die Riffe und Leisten der Epidermis sind auffallender als bei den nicht pigmentierten Völkerschaften, und es finden sich schon bei jungen Individuen über den ganzen Körper leichte Eindrücke wie feichte Risse, welche aber erst bei vorgerückten Jahren hier und da in kleinere Falten übergehen. Die Behaarung des Körpers ist für die afrikanischen Rassen ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal. Bei den A-bantu ist der Haarwuchs im allgemeinen schwach, so daß die Haut des Körpers fast ganz kahl erscheint, während Bart- und Haupthaar ein verfilztes Aussehen haben, wobei das erstere schwach, das letztere dicht und kräftig ist. Die einzelnen Haare haben einen ovalen Querschnitt und sind dick, fest und resistent.

Der allgemeine Eindruck, welchen die Kaffern machen, ist der einer etwas übertriebenen Schlankheit, was namentlich seinen Grund in dem steilen, fast senkrechten Abfall der Thoraxwände und in dem geringen Hervortreten der Hüften hat, während die Schultern ziemlich breit, aber unschön abstehend sind. Im ganzen sind die Männer viel typischer als die Frauen, und während es bei einiger Kenntnis der Eingebornen nicht schwer wird, nach der Leibesbeschaffenheit allein anzugeben, welchem Stamm ein bestimmter Mann angehört, ist dies beim Weibe kaum möglich. „Im besten Alter" — sagt G. Fritsch — „sind die Formen zuweilen nicht unschön, sie erscheinen voll und gerundet, doch fehlt

es auch dann an Anmut und Grazie. Die Glieder sind plump, die Umrisse grob wie aus Holz geschnitzt." Der erste Teil der Charakteristik mag nach Kafferbegriffen zutreffend sein, nach unsrem Schönheitsideal aber können wir, gestützt auf die Abbildungen, welche das Werk liefert, der Ansicht des genannten Gelehrten nicht beistimmen. Wenn die Mädchen aber nicht schön sind, so sind die Frauen absolut häßlich, wozu namentlich die soziale Stellung derselben, sowie widerwärtige Sitten und Gebräuche nicht wenig beitragen.

Die Kaffern.

Die südlichste Abteilung der Ostbantu ist das Volk, welches wir gemeiniglich Kaffern schlechtweg nennen; es wohnt im Ostkaplande, vom großen Fischfluss an in dem nördlich ziehenden breiten Küstenstriche bis an die Delagoabai und bildet den Hauptstock der eingeborenen Bevölkerung in Britischkaffraria, in Freikafferland, in Natal und dem östlichen Transvaal und dem Gebiete zwischen dem Tugela und Limpopostrome. Natürlich zerfallen die Kaffern wieder in verschiedene Stämme, von welchen die Ama-Xosa oder Ama-Kosa, die Ama-Tempu oder Tambuki, die Ama-Tebele, gewöhnlich Matebele geheißen, die Ama-Mpondo und die Ama-Sulu die wichtigsten sind. Letztere waren lange Zeit der herrschende Stamm, dessen Häuptling oder König, der gefürchtete Tschaka, der „Napoleon Südafrikas", neun andre Stämme fast ganz vertilgte und zersprengte. Ihre vereinigten Reste bilden die Ama-Fengu oder Fingu, welche am linken Ufer des großen Kaiflusses wohnen. Die Ama-Xosa hausen dagegen zwischen Kai- und Fischfluß; Freikaffraria, welches übrigens seit 22. Juni 1876 ebenfalls mit der Kapkolonie vereinigt ist, beherbergt die Ama-Tembu, am Basheefluss die fast ausgestorbenen Ama-Galika oder

Ketschwayo, Exkönig der Sulukaffern.

Gaika, und weiter nach Norden, gegen Natal zu, die Ama-Mpondo, welche sich auch in letzteres Land hinein erstrecken, wo sie mit den Ama-Sulu sich begegnen. Diese leben aber auch außerhalb, nördlich von Natal, dessen Grenze der Tugela bildet, in völliger Unabhängigkeit unter einheimischen Häuptlingen, und diese Sulu, also der nördlichste unter den bedeutenderen Kaffernstämmen, sind es, welche den benachbarten Briten so viel zu schaffen machen. Freilich schließen sich im Norden noch mehrere Stämme an, welche uns leider nicht näher bekannt sind, aber in Sprache und Sitten gewiß zu dem nämlichen Völkerkomplexe gehören. Es sind dies die Ama-Tonga an der Delagoabai und westlich von ihnen im Innern die Ama-Swasi. Die Matebele, welche einigen zufolge zu den Sulu gehören, endlich hausen ganz im Norden, im südlichen Becken des Sambesi. Die kultiviertesten Stämme sind die, welche die gesunden Teile des Landes, die Hochflächen und den südlicheren Teil der Küste inne haben. In den Tiefländern sind die Eingebornen schwärzer, weniger wohlgestaltet und stehen jenen auch an geistigen Eigenschaften nach. Natürlich wird hier nicht beabsichtigt, eine Schilderung sämtlicher Kaffernstämme zu versuchen, vielmehr wollen wir uns darauf beschränken, den wichtigsten unter ihnen, jenen der Sulu (die Schreibart Zulu ist im Deutschen unrichtig, der Anlaut ist ein weiches S, wie etwa in Rose), zu beschreiben, und gelegentlich die ohnehin nur sehr unbedeutenden Abweichungen bei andern Stämmen zu vermerken.

Der eigentliche Wohnsitz der Sulu ist der schmale Küstenstreifen, welcher nördlich von der Kolonie Port Natal, zwischen dieser, dem Transvaalgebiet und der portugiesischen Niederlassung an der Delagoabai gelegen ist. Aber es war nicht immer so. Es gab eine Zeit, wo das Volk der Sulu das ganze südöstliche Afrika überschwemmte und, vermöge der hervorragenden kriegerischen Eigenschaften, welche diesen Stamm auszeichnen, alle Nachbarvölker unterjochte. Tschaka, den man besser noch den „afrikanischen Attila" nennen kann, gründete in den Jahren 1812—1828 ein großes Reich, das sich von der Mosambikküste im Norden bis an die östliche Grenze der Kapkolonie im Süden erstreckte.

Es war der Vorgänger des gefürchteten Tschaka, Dingiswayo, welcher zuerst unter den Sulu eine reguläre, stehende, in Regimenter eingeteilte Armee schuf. Tschaka, der Sohn Senzangakas, einer seiner Unterhäuptlinge, war ein Soldat dieser neuen Armee. Als er nach dem Tode Dingiswayos, dessen letztem Willen zufolge, zum Könige der ganzen Sulunation ausgerufen wurde, hatte er sich in früheren Kämpfen schon so von der Wirksamkeit und Macht der neuen Militärorganisation überzeugt, daß er beschloß, einen Eroberungskrieg im großen Stile zu beginnen und alle Kaffernvölker Südafrikas seiner Herrschaft zu unterwerfen. Zunächst bestrebte er sich, aus seinen Sulu spartanisch abgehärtete, alle Weichlichkeiten des Lebens verachtende, rauhe Krieger zu machen. Deshalb durften seine Soldaten auch keine Kinder haben, Konkubinen aber so viel sie wollten. Er teilte seine Armee in Regimenter von je 1500 Mann, deren jedes wieder drei Divisionen hatte: 1. die älteren Männer oder Veteranen, gewissermassen die „alte Garde" und nur als Reserve, um den Ausschlag zu geben, in der Schlacht gebraucht; 2. die jungen Männer, die stets jede Schlacht beginnen mußten; 3. den Troß, d. i. die Träger der Bagage und der Vorräte, sowie die Treiber der Viehherden. Die Regimenter waren durch die Farbe der Schmuckfedern und der Felle um die Lenden voneinander unterschieden und wurden in befestigten Kraalen logiert und zusammengehalten. Wurde ein Kind darin gesehen, so tötete man es mitleidslos. Für ein Regiment dienten immer zwei Kraale, jeder zu 750 Mann, bestehend in vier nebeneinander ringförmig den großen Viehkraal umgebenden und hoch umfenzten Hüttenreihen. Das fortwährend in Bereit-

schaft gehaltene stehende Heer zählte 20 Regimenter, konnte aber erforderlichenfalls binnen weniger Stunden auf die doppelte Höhe, also 60,000 Mann, gebracht werden.

Zugleich führte der unstreitig mit seltenem Feldherrntalente begabte Tschaka eine ganz neue Kampfart ein, die noch nie unter den Eingebornen von Südafrika gesehen worden war: das Fechten in geschlossener Phalanx und mit der kurzen Stoßlanze („Irua"). Die übrigen eingebornen Stämme waren nämlich gewohnt, nur in zerstreuter Ordnung zu kämpfen und den Assagaie aus einiger Entfernung zu schleudern, waren demnach, sobald diese Geschosse versandt waren, wehrlos. Dagegen befahl Tschaka seinen Kriegern bei Todesstrafe, die Stoßlanze jedesmal aus der Schlacht zurückzubringen. Der Angriff der Sulu erfolgt gewöhnlich als ein Ueberfall. Mitten in der Nacht bricht eine bedeutende Heeresabteilung auf, durcheilt in kurzer Zeit, von wenigen Lastträgern begleitet, sehr bedeutende Entfernungen und stürzt sich mit wildem Kriegsgeheul auf den Feind, der, wenn der Angriff gelingt, unbarmherzig mit Weib und Kind niedergemetzelt wird, während die erbeuteten Rinder unter die Krieger und Häuptlinge zur Verteilung gelangen.

Junger Kaffernkrieger.

Unter Tschakas Neffen, König Ketschwayo, welcher vor wenigen Jahren nach einem langen blutigen Kriege den Engländern sich unterwarf, zählte die Armee der Sulu 45—50,000 Mann. Sie war in zwei ungefähr gleich zahlreiche Hälften geteilt. Die eine bestand aus ledigen, die andre aus verheirateten Männern. Die Truppen der ersteren trugen weiße, jene der letzteren schwarze Schilde. Niemand hatte das Recht, sich ohne besondere Erlaubnis des Königs zu verheiraten; zeichnete sich aber ein Regiment durch besondere Tapferkeit so sehr aus, daß es eine auszeichnende Begünstigung verdiente, so wurde den betreffenden Soldaten die Erlaubnis erteilt, sich zu verheiraten. Von dem Augenblicke der Eheschließung an giengen sie jedoch sogleich zur andern Armeehälfte über. Jeder Mann war vom 16. bis zum 60. Jahre militärpflichtig. Die Disziplin war von der höchsten Strenge, und die geringste Verletzung derselben wurde mit dem Tode bestraft. Uebrigens zeichnen sich die Sulu überhaupt durch Todesverachtung aus, eine Quelle des Mutes, der sie im Kampfe niemals zurückweichen läßt. Man erzählt von ihnen, daß sie, wenn sie einen Fluß übersetzen, sich so dicht aneinander pressen, daß sie die vorderen Reihen unerbittlich vorwärts treiben, so daß selbst jeder Versuch zur Umkehr unmöglich wird. Viele ertrinken dabei, doch hat dies nichts zu sagen, die Truppe setzt über den Fluß und marschiert weiter, als sei nichts geschehen.

Ursprünglich bestand ihre Bewaffnung in Speeren, sogenannten Assagaien, welche die Sulu mit großem Geschicke zu handhaben wußten und deren sie sich auch jetzt noch bei Kämpfen auf geringere Distanz und bei Ueberfällen bedienen. Doch hatte Keschwayo schon seit einigen Jahren sein Sinnen und Streben auf eine entsprechendere Armierung gerichtet und sein Herz daran gesetzt, für seine Armee Feuerwaffen zu erlangen. Das war aber schwierig. Man nahm zuerst alles in dieser Art, dessen man nur habhaft zu werden vermochte. In kleinen Gruppen verließen die Männer auf Befehl des Königs das Land, mühselig weite Strecken durchziehend, um sich als Diener zu verdingen oder in den Diamantengruben am Kap so lange zu arbeiten, bis sie sich genug erspart hatten, um ein Gewehr zu kaufen. War ihnen dies gelungen, so kehrten sie mit der schwer errungenen Feuerwaffe heim, denn des Königs Befehl in dieser Richtung war streng gewesen, und es fiel keinem Sulu ein, demselben nicht pünktlich zu gehorchen. Später war es Ketschwayo auch gelungen, durch Tauschhandel in den Besitz ziemlich vieler guter

Gewehre und selbst von Hinterladern zu gelangen. Doch konnten die Sulu, zu ihrem Unglücke, nicht ordentlichen Gebrauch davon machen, indem sie ihren Mechanismus nicht genügend kennen gelernt, da der Mangel an Munition ihnen keine Schießübungen gestattet hat. Die Kampfesart der Sulu in unsren Tagen schildert Dr. E. Holub folgendermaßen: „Die Sulu ziehen es vor, sich in überwältigenden Massen auf den schwächsten Punkt der Feinde zu werfen. Mit ungebändigtem Mute und der Wut von Tigern stürmen sie heran, ohne die geringste Rücksicht auf die Hunderte, die in ihren Reihen fallen, oder die Toten, die ihr Vordringen hemmen; so schnell wie möglich suchen sie ins Handgemenge zu kommen, weder zur Rechten noch zur Linken blickend und nicht für einen Augenblick versuchend, sich hinter Büschen und Steinen zu decken. Deshalb ziehen sie beim Angriff offenes Feld vor. Von Natur mutig und stolz auf ihre Tapferkeit, glauben sie fest, daß sie nur die obenerwähnte Taktik anzuwenden brauchen, um des Sieges sicher zu sein. Die Verluste, welche sie im Ausstürmen erleiden, lassen sie deshalb gleichgültig, da sie so an Massenschlächtereien als ein fast tägliches Vorkommnis gewöhnt sind, daß das Stürzen ihrer Kameraden von allen Richtungen keine Wirkung auf sie ausübt. Wenn sie in Schlachtordnung aufgestellt sind, so hält jeder Mann sein Gewehr in der rechten Hand, ein kleiner Schild ist am linken Arm befestigt, und in der linken Hand hält er ein langes und ein kurzes Assagai. Da sie das Gewehr nicht sehr geschickt zu handhaben wissen, begnügen sie sich mit ein paar Salven am Anfang des Gefechtes. Dann werfen sie das Gewehr fort und stürzen in dichten Massen auf den Feind, das lange Assagai in die rechte Hand nehmend. Ungefähr 40—60 Schritte vom Feinde entfernt, halten sie im Sturmlauf und Hunderte und Tausende ihrer Speere werden auf den Feind geschleudert. Dann wird das kurze Assagai in die rechte Hand genommen und der Angriff erneuert. Wenn sie nur noch wenige Schritte vom Feinde entfernt sind, machen sie eine letzte momentane Pause, um das Assagai kurz über dem linken Knie abzubrechen (?) und dann beginnt ihr beliebter Nahkampf, der in einem allgemeinen Gemetzel, meist zu gunsten der Sulu endet."

Kaffernkönig Goza vor seiner Hütte.

Die äußere Erscheinung der Sulu ist nach Gustav Fritsch höchst mannigfaltig, so daß es schwer ist, einen bestimmten Typus dafür festzustellen. Die Gesichter sind regelmäßiger als bei den andern Kaffern, die Nase ist besser entwickelt und nicht so aufgestülpt, die Stirne hoch, die Lippen sind stark aufgeworfen, das Gesicht jedoch häufig nur wenig prognath. Der Schädel, durch das Verschmähen jeder Kopfbedeckung von Jugend auf stets der Sonne, den Winden und dem Regen ausgesetzt, wird hart und stark genug, einen wuchtigen Schlag von nerviger Faust oder mit irgend

einem Gegenstand, welcher einen Europäer niederstrecken würde, ohne Schaden ertragen zu können. Ihr Körperbau ist anatomisch regelrecht, die Gliedmaßen, wie von Eisen, scheinen nur dazu bestimmt, gewaltige Strapazen zu ertragen und die schwersten Arbeiten zu verrichten. Schon an der Küste in den Häfen sieht man die athletischen Bronzegestalten das Ein- und Ausladen der Schiffsbefrachtung durch die Brandung nach und von den Böten in der glühenden Sonnenhitze mit Leichtigkeit besorgen. Mißgeformte, kränkliche oder schwache Kinder bekommt man selten zu sehen. Wie es sich erwarten läßt, ist die Konstitution der Sulu eine ausgezeichnete. Sie erreichen gewöhnlich die Höhe von beiläufig 2 m, der ganze Körper ist wohl proportioniert, rund, muskulös und sehnig, zähe und stark in den Gelenken, der Thorax sehr entwickelt, beinahe viereckig rundlich, aber an den Seiten gerade herab ohne die schneiderliche Weiche, in Deutschland „Taille" genannt.

Kaffer vom Stamme der Amapumazu mit eigentümlicher Modifikation des „Isikoko" oder Kopfringes der verheirateten Frauen.

Die Hautfarbe der Sulu ist dunkelbraun, zuweilen heller bis rötlich bräunlich, in seltenen Ausnahmen sogar nahezu weiß bei der Geburt, im späteren Leben aber an Dunkelheit zunehmend, ohne daß der geringste Verdacht einer Vermischung mit weißem Blut gerechtfertigt werden könnte, und je näher dem Norden, je näher der Delagoabai bis zum Aequator, desto dunkler ist die Hautfarbe. Die Männer zeichnen sich vor andern Stämmen Südafrikas noch durch anständigen Bartwuchs aus, während sie im Mannesalter das Kopfhaar oben auf dem Scheitelabrasieren und nur einen Ring stehen lassen, den sie mit Gummi der Mimosa acacia zu einem Haarkranz oder Krone rings herum, je nach der Person und Zeitumständen, im Kriege oder bei Festlichkeiten besonders mit großer Sorgfalt und auf vielfache Art zubereitet, auftürmen. Stolz, hoch aufgerichtet, ihrer Freiheit und Unabhängigkeit nach außen sich wohl bewußt, sind sie auch geistig den farbigen Landsleuten (Kaffern, Hottentotten, Buschmännern ꝛc.) sehr überlegen. Eine

Veränderung der Hautfarbe, resp. in dem Pigment der Haut, läßt sich hier und da zu gewissen Zeiten bemerken. Vor allen Dingen erscheint die samtartige dunkle Haut durch Kälte im Winter ein wenig rauher und heller, sodann in Anfällen von Wut und Zorn wird das Gesicht nicht rot, wie bei dem Kaukasier, sondern wechselt von dunkelbraun in braungrau, sogar die Iris erscheint dann nicht schwarz, sondern braungelb. In der Gelbsucht ist die Hautfarbe ebenfalls heller, während dieselbe bei wassersüchtigen Zuständen weniger verändert scheint. Hat aber der Körper längere Zeit im leblosen Zustande tief in feuchter Erde oder im Sumpfe gelegen, so erscheint die früher braunschwarze Haut mehr rotweiß als dunkel. Dies in Verbindung mit der Thatsache, daß es neugeborne Kinder giebt, welche ganz hell sind und erst nach und nach dunkel, wie die Eltern werden, fordert zur Untersuchung auf, ob die Pigmentzellen nicht durch das Sonnenlicht zunehmen, dagegen im Dunkeln und besonders in feuchter Erde abnehmen oder ganz verschwinden?

Die Frage der Zivilisation, „womit sollen wir uns kleiden", ist den Sulu erst seit 1830 bekannt; die Wahl der Farben und Stoffe von Wolle oder Seide wird ihnen nicht zur Qual. In Friedenszeiten ist der ganze Körper, außer der nötigsten Hüftbedeckung, ringsum der Sonne und den Winden preisgegeben. Beim echten Kaffern ist vom ganzen Körper nur die Glans penis bedeckt. Nach einer alten Sitte salben sie häufig den Kopf und ihre ganze Haut mit Oel oder Fett, bisweilen vermischt mit Ocker ein, was sie jedenfalls vor Insektenstichen, wohl auch vor Erkältungen und Hautkrankheiten schützt. Für den Krieg oder hohe Festlichkeiten schmückt sich der Sulu mit Fellen und Schwänzen der Löwen, Leoparden, weißen Rinder, Affen u. s. w., die er teils am Kopf, teils um Hals und Brust, Arme und Hüften und Kniee befestigt, und die zusammen mit den hohen Straußfedern zum Kopfschmuck dem Bronzemann einen martialischen wilden Anstrich geben. Dazu der $1^1/_2$ bis 2 m lange, $^3/_4$ m breite, harte Schild von starken Ochsenfellen, die Speere, Keulenstöcke (nach Art der Todschläger), bisweilen Büchsen, vollenden das Bild eines gefährlichen Gegners, der ebenso gewandt wie mutig, auch große Schmerzen erträgt, ohne die Miene zu verändern.

Unter den Sulufrauen giebt es anatomisch tadellose Formen mit intelligenten Köpfen und Physiognomien, deren Kleidung wie die der Griechen und Römer klassisch genannt werden könnte: eine Art Toga von Leder, von ihnen „Karoß" genannt, umhüllt die ganze Gestalt, nur Hals, Hand- und Fußgelenke sind sichtbar, mit Glasperlen, Messing- oder Kupferringen geschmückt, die Füße mit Sandalen bekleidet. Unter dem Karoß befindet sich noch ein Lederschurz oder Röckchen um die Hüften, das ebenfalls mit Perlen oder Metallknöpfen besetzt ist. Erwachsene Kinder tragen einen einfachen Lederschurz. Junge Mädchen erhalten zur Pubertätszeit eine Art Unterricht, wobei der ganze Körper weiß bemalt und mit einem Hut, Mantel und Schurz von Schilf bekleidet wird. Während des Unterrichts über ihre spätere Stellung in der Familie, in der Welt, ihre Rechte und Verpflichtungen ꝛc. bleiben sie streng abgesondert von den Ihrigen. Nach Beendigung wird ein Fest veranstaltet, wobei sie in die Reihen der Frauen treten, der Schilfanzüge entledigt, gebadet, mit Glasperlen und der Frauenkleidung geputzt und mit der unschönen Schminke, dem roten Ocker, bemalt werden. Der ganze Festakt schließt mit Tanzen und Singen. Lodernde Feuer von den Schilfanzügen und deren Material beleuchten die phantastisch-grelle Festszene.

Die Erscheinung des Sulu hat etwas Ritterliches, bisweilen Imposantes, was selbst dann hervortritt, wenn er nicht im Kostüm des Kriegers erscheint, sondern seinen mächtigen Gliederbau mit der „Kombars", der unscheinbaren wollenen Decke, oder mit dem aus Tierfellen zusammengeflickten Pelzmantel, umhüllt hat. Schon in seinem herablassenden Gruße drückt sich das Selbstbewußtsein aus, welches die dem Europäer sich vollständig gleichstellende Rasse charakterisiert. Wie hoch der Sulu sich dünkt, beweist auch die Thatsache, daß er nur ausnahmsweise die Sprache des Europäers zu erlernen sucht, und dadurch die Kolonisten nötigt, seine, die Sulusprache, sich anzueignen.

Die Sulu wohnen in festen, geräumigen, bienenkorbartigen, runden Hütten mit einem halbrunden Eingange, gerade groß genug für einen erwachsenen Menschen, um in gebückter Stellung ein- und ausgehen zu können. Die gebogene Linie scheint in der natürlichen Idee der Eingebornen zu liegen, denn von einer eckigen Behausung haben sie keinen Begriff; in gerade Linien gezogene Ländereien giebt es auch nicht, sondern abgerundete, bis sie den Pflug gebrauchen lernen. In der Mitte jeder Hütte, die einen von Ameisenhaufen entnommenen, festgestampften und geplätteten Boden hat, befindet sich eine flache, rundliche Vertiefung, der Feuerherd. Da sie die Hütten in dem schönen Klima eigentlich nur als Schlafgemach und zur Aufbewahrung ihrer Waffen, Gerätschaften und Habseligkeiten benützen, so sind sie am Tage selten darin zu finden. Nach Sonnenuntergang schart sich die Familie um das lodernde Feuer, ißt und unterhält sich. Dann wird die Oeffnung mit einer Art Thür geschlossen und sie strecken sich auf Matten, Rinder- oder Wildfellen nieder, mit dem Kopf nach der Hüttenwand, mit den Füßen nach dem Feuerherd. Jeder wickelt sich in seine Decke oder ein zweites, weichgegerbtes Lederfell bis über den Kopf ein. Hunde halten gewöhnlich Wache vor der Hütte. Reichere haben Panther- oder Leopardenfelle für ihr Nachtlager und als Kopfkissen ein mit vier kleinen Füßen wie ein Turnerpferd en miniature geschnitztes, ausgeschweiftes Holz. Aermere haben häufig nur eine Wildlederdecke zum Lager und zum Einwickeln. Der Rauch vom abendlichen Feuer zieht nicht ab durch einen Schornstein, sondern bleibt in dem Raum und Dach der Hütte. Denn obwohl er für Europäer ein wenig lästig sein würde, die Sulu halten ihn für gesund, und nach unsern neuesten sanitärischen Ideen haben sie nicht unrecht.

Kaffernmädchen.

Die Einrichtung einer solchen Hütte ist ungemein einfach. Eine englische Dame, Lady Barker, besuchte die Hütte des Kaffernhäuptlings Mazimbulu, und diese enthielt ihr zufolge „außer ein paar Stühlen einige Felle und Matten zur Herstellung eines Lagers, einen Haufen Getreidehülsen, um das Feuer zu nähren, seinen Schild und ein Bündel Speere. Eine kleine Einhegung schützte einen Haufen Korn und Kürbisse. Ganz oben auf Mazimbulus Hütte befand sich ein wahrer Kuriositätenladen von Zaubermitteln, die den Blitz abhalten sollen: eine zerbrochene Porzellantasse, ein Bruchstück einer gemalten Puppe, kurzum die wunderlichsten Dinge, die den Feuerstrahl des Himmels ablenken sollten. Die europäischen Blitzableiter waren dem Häuptlinge ein Greuel und er sprach die Befürchtung aus, daß ich, wenn ich mich nicht zu seinen Vorsichtsmaßregeln bekehre, demnächst ein trauriges Ende finden würde durch einen Blitz." Die eigentliche Suluwohnung ist ein rundlicher Verschlag rings um die Hütte herum, eine Art Vor-

halle, wo sie allerlei Hausgeräte bewahren, in den ohne Töpferscheibe geformten und gebrannten irdenen Geschirren kochen und sich zu den zwei Mahlzeiten morgens und abends versammeln. Obwohl vorwiegend Viehzüchter, genießen die Kaffern doch selten Fleisch; sie leben hauptsächlich von Milch und Durrah, der sogenannte Kaffernhirse. Alle Arbeit, alles Geschäft und Vergnügen findet unter dem fast stets heiteren Himmel statt.

Eine größere Anzahl solcher Hütten um den mit Dornhecken sicher umzäunten Viehplätzen bilden einen „Kraal" (Dorf). Das Oberhaupt desselben ist der „Inkosi" (Häuptling), der Herr über den betreffenden Stamm. Erringt ein Häuptling große Strecken Landes, so versammeln sich viele solcher Dörfer unter seinen Schutz und können dann ein Reich bilden, wie z. B. das von Tschaka, von Hunderttausenden von Unterthanen. Die Residenz eines solchen Königs kann allein Tausende von Menschen einschließen. Auch dann wohnen sie rings um den etwa 3—500 m im Durchschnitt messenden runden Platz, während der Inkosi, Fürst oder König mit seinen Frauen, Kindern, Dienern und Gefolge innerhalb am obern Ende wohnt, gerade gegenüber dem einzigen, in der doppelten hohen Dornumzäunung befindlichen Thore, welches abends nach dem Einlassen der Viehherden geschlossen wird.

Sehr bemerkenswert sind die Militärkraals mit ihren Befestigungen. Diese letzteren bestehen in nur sehr schwer zu überschreitenden Wällen, welche die Hütten umgeben. Zuerst schlagen sie Pfosten an Pfosten ein, dann werden dieselben durch dichtes Weidengeflecht miteinander verbunden. Die Zwischenräume füllen sie mit Steinen, Aesten, Erdreich, so daß das Ganze ein Labyrinth bildet, durch das zu dem Kraal zu dringen, äußerst schwierig ist, um so mehr, da den Verteidigern in diesem Verhaue genug Verstecke erübrigen.

In nächster Nähe der königlichen oder Häuptlingshütte, welche doppelt groß und geräumig, gewöhnlich auf dem Gipfel des Hügels erbaut ist, stehen die Hütten der Frauen, für jede eine besondere; andre für verheiratete und unverheiratete Söhne; noch andre Hütten bleiben ganz unbewohnt für etwaigen Besuch und dessen Gefolge. Auch für eine Art Beisassen giebt es noch Hütten. Diese Personen haben besondere Dienste und Pflichten, wogegen sie ihren Lebensunterhalt in Vieh und Getreide, auch ihr Teil am Opfervieh beziehen, sonst aber ungebunden sind, den Kraal verlassen und zu einem andern Stamme ziehen dürfen, wenn ihnen der Aufenthalt beschwerlich wird. Kleinere, für die Aufbewahrung des täglichen Getreidebedarfes in festschließenden, großen, eirunden Körben bestimmte Hütten, oder für Geräteschaften ꝛc. stehen in geringer Entfernung. Die Hütten werden von den Sulu reinlicher gehalten, auch werden die Umfriedigungen der Kraale von denselben sorgfältiger als von den übrigen Eingebornen Südafrikas hergestellt und nochmals von hohen Matten aus Schilfgeflecht umgeben, wodurch dieselben von ferne schon kenntlich sind. Innerhalb eines Zirkels von eben solchen Matten oder grünen Büschen befindet sich unweit der Inkosi-Hütte eine Art Forum. Daselbst werden alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, Prozesse entschieden, Fremde empfangen — jedoch nur Männer dürfen sich da versammeln. Frauen und Kinder sind ausgeschlossen. Eine Lieblingsbeschäftigung der Sulu besteht in endlosen Diskussionen über die ernstesten Lebensfragen. Der Kaffer weiß die Sprache mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu handhaben. Seine Rede zeugt von natürlichem Mutterwitz und Nachdenken. In den Versammlungen der Kaffern werden kräftige Reden gehalten, die oft stundenlang dauern. Dabei wird der Redner nie von einem andern unterbrochen, sondern alles hört ihm aufmerksam zu. War es eine Streitfrage, so wird seine Rede vom Gegner mit einer ebenso langen und nachdrücklichen Entgegnung beantwortet und alle Punkte derselben werden in gleicher Ordnung einer scharfen Diskussion unterzogen. Außerdem sind die Kraale die sozialen Versammlungsorte, das Zentrum ihres Landbau- und Hirtenlebens. Dieselben werden mit Absicht so angelegt, daß die ersten Strahlen der Morgensonne ohne Hindernis sie begrüßen. In den nicht weit entlegenen Gärten ziehen sie Mais, Kaffernhirse, Kürbisse ꝛc. ohne große Mühe. Von unregelmäßig abgerundeter Gestalt, sind diese Gartenfelder stets mit einer Dornhecke zum Schutz gegen Stachelschweine, Affen, Antilopen, Elefanten ꝛc. umzogen. Der größte Feind des Feld- und Gartenbaues ist aber das wilde Schwein.

Ebenso schlimm sind die Paviane. Da die Anlage und Errichtung der Dornhecke den Männern obliegt, so kommt es vor, daß die monatlange sonntaglose Arbeit und Mühe der Gärtnerin, der Frau, durch den lückenhaften Bau der Hecke in einer Nacht vernichtet wird.

Viehzucht bildet den Wohlstand und das Leben der Sulu wie aller Kaffern. Ohne Rinder keine Heiraten, keine Opfer, keine Feste. Ochsen sind für den Sulu mehr als Tiere, sie sind seine Freunde, seine Gesellschafter, sie erhalten Namen und Titel. Deshalb ist die Erbauung und Lage des eigentlichen Viehhofes — für sie ganz besonders wichtig. Gewöhnlich wird derselbe auf der Höhe oder am Abhang eines Hügels angelegt, damit das Regenwasser und alle Feuchtigkeit schnell ablaufen und der nach und nach sich anhäufende trockene Düngerboden für das Vieh zum Stehen und Liegen des Nachts schnell wieder trocken werden kann. Der nächste und wichtigste Grund ist jedoch der, einen passenden trockenen Ort für ihre Kornkammer zu bekommen. Unter der Decke der meist 30 cm dicken Schicht von hartem trocknem Düngerboden machen sie mannstiefe Höhlen von der Gestalt einer riesigen Flasche, mit einer Oeffnung oder mit einem Halse, gerade groß genug, um einen Mann durchlassen zu können. Diese unterirdische Höhlenflasche wird mit Feuer hart gebrannt und dient alsdann, um 5—10 Säcke mit Mais oder Korn aufzubewahren. Die Oeffnung wird jedesmal nach der nötigen Versorgung vermittelst einer Steinplatte verschlossen und der fußhohe steinharte Dungboden so darüber gebreitet, daß es dem Unwissenden unmöglich wird, den Platz zu finden.

Für die Familie und den häuslichen Bedarf werden hölzerne, irdene und eiserne Gerätschaften, auch die Waffen für die Jagd und den Krieg von ihnen verfertigt. Auf diesem Gebiete wird der geschickte Schmied sehr hoch geachtet und „Eisendoktor" betitelt. Auch kann dieses Kunsthandwerk nur in einer sehr langen Lehrzeit erlernt werden, und das Lehrgeld besteht in einigen Ochsen; gewöhnlich bleibt das Geheimnis in derselben Familie und wird von dem Vater auf den Sohn vererbt.

Die Schmiedewerkstätte befindet sich meist unter einigen Bäumen in der Nähe der Wohnung, und die Esse ist ein großer, rundlicher Grünstein, auf welchem eine große Menge Holzkohlen die kleine Quantität Eisenerz bedecken. Von der Mitte des Steines laufen mehrere hartgebrannte Thonröhren strahlenförmig durch einen aufrechtstehenden Stein zusammen in die Hornröhren, welche in die Blasbälge luftdicht befestigt sind. Die Blasbälge bestehen aus wirklichen Bälgen von Ziegen oder Antilopen, von denen jeder die Luft durch erwähntes Horn (gewöhnlich von Elentieren) nach der Esse treibt. Die Oeffnung für die einzusaugende Luft am andern Ende kann durch zwei parallele Hölzer geöffnet und geschlossen werden. Ein Mann oder der Lehrling sitzt auf dem Boden zwischen den beiden Bälgen und zieht abwechselnd den einen Sack hinauf und damit Luft hinein, und drückt den andern herab und die Luft heraus, ohne daß ihm die Arbeit zu mühsam oder die Hitze beschwerlich wird. Einige Hämmer und plumpe Zangen vollenden die Gerätschaften der Schmiede. Sobald das Eisenerz geschmolzen und in die Vertiefung geflossen ist, wird die Schlacke entfernt, das Eisen herausgenommen, wiederholt geschlagen und wieder erhitzt, bis dasselbe so hart wie Stahl wird. Auf dem Ambos von Stein wird dem Eisen durch Hämmern die gewünschte Form gegeben. Wurfspieße, Lanzen, Stoßspeere, Aexte, Hacken, Spateln, zweischneidige Messer, Ahle ꝛc. werden auf diese Weise zu stande gebracht. Auf ähnliche Weise schmelzen die Suluschmiede Kupfer, machen Messing und verfertigen Draht. In einem zerbrochenen irdenen Topf als Schmelztiegel wird ein wenig Kupfer und Zinn mitten in einem Holzkohlenfeuer geschmolzen. Vorher werden Haufen oder Häufchen von feinem Sand gemacht und mit einem dünnen Stock Löcher in schiefer Richtung hineingebohrt, wohinein das geschmolzene Metall nachher gegossen wird. Die so entstandenen dünnen Messingstöcke werden dann mit einem kleinen Hammer auf einem Stein gehämmert und zwischendurch wieder im Feuer erweicht, bis dieselben beinahe 3 mm dick sind. Das eine Ende wird dann durch Reiben auf einem Steine zugespitzt und durch die auch in Europa bekannte eiserne Platte gezogen und immer dünner, bis der Messingdraht ungefähr wie dicker Sattlerzwirn ist. Ebenso geschickt sind sie im Anfertigen von eisernen und kupfernen Schmuckſachen, Ringen um die Handgelenke, z. B. ähnlich wie sie heute von Damen in Europa getragen werden.

Die häuslichen Arbeiten sind geteilt, fallen aber hauptsächlich der Frau anheim, wie der Land- und Gartenbau. In Friedenszeiten sitzen die Männer zusammen auf dem Beratungsplatze, verfertigen Speere, Schilde, Wurfstöcke, Messer, schnitzen hölzerne Stühle, Stöcke, Löffel, Schüsseln, Tabakspfeifen, Schnupftabaksdosen und Löffelchen aus Horn und Elfenbein mit gewöhnlichen Messern — wahre Geduldsproben für Europäer — oder bereiten Felle und Pelzwerk, flechten wasserdichte Milchbehälter, Getreide- und Tabakssäcke; während die Frauen schon früh vor Sonnenaufgang Holz zu holen, auf einem etwas hohlen Stein Kaffirhirse zu Mehl verreiben, den Mais zu stampfen, zu kochen und für die Familie zu sorgen haben. Abends nach der Feldarbeit kehren die Frauen gewöhnlich mit dem Kinde auf dem Rücken, eine Traglast auf dem Kopfe, der Hacke und Geschirr in der Hand heim, um dann noch die Hauptmahlzeit zu bereiten. Gewöhnlich bebauen die Frauen und Töchter das Feld allein; die Männer versammelt zu Kriegsübungen, Gerichtsversammlungen, auf der Jagd oder bei den Herden, helfen nur zur Zeit der Not, nach langer Dürre und plötzlichem Regen. Sie leisten wenig mehr als ihren Militärdienst. Nur eine Beschäftigung ist seltsamer Weise ihr Privilegium: das Melken der Kühe. Eine Frau, die sich daran wagt, hat es durch schwere Strafe zu büßen. Bei den christlichen Sulu geschehen die Feldarbeiten von Mann und Frau zusammen. Der Unterschied in der Stellung der Frau unter der heidnischen Despotie und unter der englischen Regierung ist auffallend; die Morgengabe wird zwar noch gegeben, der Zwang aber durch die Gesetze der Christen verhütet.

Die Sulufrau weiß sich in ihr Los zu schicken und dasselbe würdig zu ertragen, obgleich dieses bei den heidnischen Kaffern kaum besser als das einer Sklavin ist. Ein Bild, welches die Sitten besonders charakterisiert, bietet die auf der Wanderung begriffene Kaffernfamilie. Das Haupt derselben, Schild, Assagai und den mächtigen „Knob-kirrie" (einen mit dickem Knopfe versehenen keulenartigen Stock), unter Umständen auch Gewehr und Pulverflasche tragend, schreitet dem Zuge voran, während die Frauen, wie Lasttiere bepackt und nebenbei noch die jüngeren Kinder auf dem Rücken tragend, atemlos hinterher keuchen. Die Kleidungsstücke werden meistens von Frauen angefertigt und es liegt denselben auch die Erziehung der Kinder ob, auch der Knaben, bis dieselben fähig sind, dem Vater auf die Jagd zu folgen und kleine Geschäfte und Arbeiten für ihn zu verrichten, das Vieh hüten und melken zu helfen. Mädchen lernen frühe die Feldarbeit, besonders Unkraut jäten, Matten und Körbe flechten und irdene Töpfe machen.

Obwohl Polygamie allgemein gesetzlich ist, so giebt es doch Beispiele, wo der Herr und Gebieter sich durch wirkliche Liebe und Anhänglichkeit zu seiner ersten Frau auszeichnet und keine andre nimmt; solche Ausnahme wird von seinen Stammesgenossen als ein Beispiel von Begnügsamkeit und von Tugend allgemein hochgeachtet. Die schwere Arbeit, welche jahraus jahrein auf ihnen lastet, macht aber die Frauen vor der Zeit alt. Dann sieht sich der Herr Gemahl gewöhnlich nach einer jüngeren, größere Anziehungskraft ausübende Lebensgefährtin um. Auch wird es von der ersten Frau, der „Inkosikasi", meist sehr gerne gesehen, wenn für eine zweite und dritte Frau eine neue Wohnung errichtet wird, da die neu hinzukommende ihr die Arbeitslast tragen hilft. Der ersten oder Großfrau sind übrigens die nachfolgenden Frauen untergeordnet: sie sind nur Dienerinnen, obwohl sie den Namen nicht führen. Zur eigentlichen Bedienung werden die Kinder herangezogen. Nur muß man sich nicht denken, als ob sämtliche Frauen, wie bei den Mohammedanern, in einem Harem eingeschlossen würden. Jede hat ihre eigne Hütte, ihre eignen Felder und eigne Verpflichtung. Dabei muß sie stets bereit sein, auf den Ruf des Mannes das Essen zu bereiten und etwaige Besuchsgäste zu bedienen. Der Sinn der Kaffernmädchen ist übrigens durchaus nicht auf das Heiraten gerichtet, da sie damit nur in einen schweren Dienst treten, für den sie keinen Lohn erhalten.

Recht eigentümlich sind die Heiratssitten der Kaffern. Gedenkt ein Sulu, der

die königliche Erlaubnis dazu erhalten hat, sich zu verheiraten, so sucht er den Vater seiner Auserkorenen auf und kauft ihm das Mädchen um eine gewisse Anzahl seiner Herdentiere ab. Die ganze Verhandlung findet öffentlich in Gegenwart von vielen Zeugen statt und obgleich die Sulu selbst das Wort „Verkauf" auf die Heirat nicht angewandt wissen wollen, so steht es doch fest, daß die Häuptlinge und Wohlhabenden, als die am meisten Schenkenden, bei den Eltern den Vorzug haben. Uebrigens ist die Sache doch noch von einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, wie aus folgender Erzählung Ernst von Webers hervorgeht. „Eines Tages fragte ich Janniki, ein hübsches kräftiges Amakosamädchen, warum sie denn nicht den Umfuli, einen jungen Kaffern, der ihr sehr den Hof machte, heirate, da sie ihn doch zu lieben scheine. Sie antwortete, sie habe ihn zwar gerne, dürfe ihn aber nicht heiraten, da er nur zehn Kühe für sie zu bezahlen im stande sei, während ihr Vater fünfzehn fordere. Ich meinte nun, es sei doch recht hart von ihrem Vater, wegen fünf Kühen mehr oder weniger dem Glücke seiner Tochter in den Weg treten zu wollen. Ich glaubte, mit diesen Worten eine ihr wohlgefällige Aeußerung gethan zu haben. Janniki aber nahm es ganz anders auf. Was! sagte sie erregt, mein Vater sollte mich also wirklich für zehn Kühe hergeben, nicht wahr? Das fehlte gerade noch! Bin ich denn nicht mehr wert als Cilli, für die in voriger Woche der Tambuki-Chief zwölf Kühe bezahlt hat? Ich bin hübsch, ich kann kochen, nähen, sticken, englisch reden; und bei allen diesen Vorzügen sollte mich mein Vater für lumpige zehn Kühe hergeben? O Herr, wie klein denken sie von meinem Werte! Nein, nein, mein Vater hat ganz recht, wenn er in diesem Punkte nicht nachgeben will; ja, ich finde, er dürfte dreist zwanzig Kühe für mich verlangen, denn ich bin es wert! Dieses interessante Gespräch zeigte mir, daß ein Kaffernmädchen in einem hohen für sie verlangten Preise einen Ehrenpunkt sieht, und gab mir eine ganz neue Ansicht über diese Ehegeschäfte." (Weber, Vier Jahre in Afrika, Bd. II, S. 215—216.) Ebenso besteht auch die Sitte, daß die jüngere Tochter nicht vor der älteren heiraten, oder besser: von den Eltern weggegeben werden darf. Ehescheidungen kommen häufig vor, obwohl viele Schwierigkeiten gemacht werden, gewöhnlich hinsichtlich der Rückgabe des erwähnten Geschenkes. Oft wird auch die Rückkehr der entflohenen Frau auf brutale Weise erzwungen. Sterilität ist der einzige anerkannte Grund für Ehescheidung. Wo das für die Frau gegebene Geschenk nicht von Bedeutung war, da ist auch die Trennung leichter. Männer, welche unter solchen Umständen ihre Weiber an die Eltern zurückgeben, erwarten von letzteren die Zurückgabe des betreffenden Geschenkes, richtiger Kaufpreises. Die Eltern oder Verwandten der Frau aber verweigern dies auf solche Weise erworbene, vielleicht schon wieder veräußerte Eigentum, wenn sie nicht durch das Gesetz dazu gezwungen werden. Das Gesetz aber ermächtigt die Eltern unter andern Umständen, wenn schon Nachkommen geboren sind, nichts zurückzugeben, da die Kinder diese fragliche Schuld aufheben. Für den Mann, der eine Anzahl Töchter besitzt, ist die Heirat oft ein sehr profitables Geschäft und kann zu einer Quelle des Reichtumes werden, denn, indem er sie verkauft, bekommt er vielfach herein, was ihm die eigne Ehehälfte gekostet hat. Von diesem Standpunkte aus ist eine Frau eine ganz gute Kapitalsanlage. Die Mädchen werden geradezu als Ware betrachtet und ein Vater kann für jede seiner Töchter, wenn sie nur einigermassen hübsch und kräftig ist, 10—15, unter Umständen sogar 20 Ochsen erhalten. Daher kommt es auch, daß bei den Kaffern ältere vermögende Männer gewöhnlich die schönsten und jüngsten Frauen haben. Daraus erklärt es sich ferner, daß sehr häufig die Familie sich den Bräutigam ihrer Tochter aussucht, wie Hr. Adler, früherer österreichischer Konsul in Port Natal erzählt. Den Anfang der Werbung bildet ein Geschenk an Schmucksachen, welches nachts heimlich an die Hütte des Auserkorenen gelegt wird. Am Tag darauf kommt ein Mann zum Besuch, der dem Auserwählten ganz beiläufig erzählt, die Familie So und So habe eine Tochter zu verheiraten, deren Lob er verkündigt. Es kommen wohl auch alte Weiber zum Besuch, welchen eine besondere Hütte eingeräumt werden muß, welche den Auserkorenen überwachen und nachts der Familie des Mädchens über ihn berichten. Inzwischen berät der junge Mann mit seinen Freunden und wenn diese zuraten, so wird über den Kaufpreis unterhandelt; als Mitgift erhält die Frau von ihren Eltern nur einen Fellmantel für den Bräutigam und einen Ochsen, der aber nicht geschlachtet, sondern hochgeachtet wird und aus dessen Schwanzhaaren Amulette gemacht werden, welche bei Krankheiten in Anwendung kommen. Wenn endlich die Frau bei der Vorstellung, wobei sie am Körper rot mit Ocker beschmiert und um die Hüften mit dem Fell eines gelben Springbocks bekleidet erscheint, wenn sie bei dieser Vorstellung gefällt, so kann die Hochzeit vor sich gehen.

Diese wird nun sehr verschieden gefeiert, je nach dem Bildungsgrade der Beteiligten. Lady Barker, deren anmutige Schilderungen uns mit südafrikanischem Leben so vertraut machen, beschreibt den Aufzug einer „wilden" Kaffernhochzeit, den sie von ihrem Garten aus beobachtete. „Kaum waren wir" — erzählt sie — „an der Garteneinfassung angelangt, so brauste auch schon der Zug herbei; voran eine Schar Krieger, in Felle gekleidet, die Häupter mit Federn geschmückt. Obwohl sie im scharfen Trabe vorüberzogen, übten sie doch die Höflichkeit, ihre Speere und Schilde zu schwingen und aus kräftigen Lungen „Inkosi!" zu brüllen. Dieser Vortrab war Kaffernritterschaft, welche die Tochter eines Häuptlings nach einem Kraal jenseits des Hügels eskortierte. Es ist da Ehrensache, so rasch als möglich zu laufen, wie der Pfeil vom Bogen von einem Kraal nach dem andern zu gelangen. Im wunderlichsten Aufzuge folgten die männlichen Verwandten der Braut dieser Kriegerschar. Einige waren in Säcke, andre in rote oder blaue Tuniken, viele beinahe gar nicht gekleidet, alle aber trugen sie Tabaksdosen in den Ohrläppchen. Diese Dosen waren aus dem mannigfachsten Material gefertigt: aus hohlem Schilfe, aus Muscheln oder Tigerzähnen ꝛc. ꝛc. Nach dieser selbst für Kaffernbegriffe uneleganten Schar folgte wieder eine stattlichere. Die Männer trugen Ringe auf den Köpfen und farbige Decken um den Rumpf geschlungen, die Beine nackt, zur freieren Bewegung im Laufen. Als sie am Garten vorüberkamen, erhoben sie den rechten Arm und riefen gleichfalls „Inkosi!" In ihrer Mitte befand sich die Braut, die schon derart erschöpft aussah, daß ihr die fünf bis sechs Meilen, die sie noch im Laufschritte zurückzulegen hatte, wohl schwer geworden sein mögen. Allein da giebt es für eine Kaffernbraut, das einzige weibliche Wesen im Zuge, kein Zögern; die Stöcke, die ihre Umgebung trägt, würden bei dem geringsten Anzeichen der Schwäche unbarmherzig auf ihre Schultern niederfallen. Sie trug nur ein Stück groben bräunlichen Tuches recht anständig um sich drapiert, lief aber gleichfalls mit nackten Beinen. Am Arme trug sie einen kleinen Schild." Ganz anders gestaltete sich das Bild, welches sich der nämlichen Beobachterin in Maritzburg bei einer Hochzeit christlicher Kaffern darbot. Dort kam der Brautzug paarweise, Braut und Bräutigam an der Spitze, aus der Kirche und zog die staubige Straße mit großer Feierlichkeit entlang. Diesmal waren die alten roten Uniformröcke ausgeschlossen und der Bräutigam und seine Freunde paradierten in Zwilchröcken, weichen weißen Filzhüten und — wie es schien, zu ihrem großen Unbehagen — auch in Stiefeln. Die Braut bewegte sich mit überraschender Sicherheit und Leichtigkeit in einem weißen Schleppkleide, mit Orangenblütenkranz und langem Schleier, ganz à l'Européenne. Ja, sie schritt sogar in weißen Schuhen in dem hochliegenden Staube einher, nur schien es unsrer englischen Lady, als habe sie die Strümpfe vergessen. Gesicht, Hals und Arme leuchteten aus dem weißen Rahmen der Kleidung kohlenschwarz hervor. Ein halbes Dutzend der Damen im Brautzuge erschien gleichfalls in „schneeiges Weiß" gehüllt, das mit blauen Schleifen geziert war. Jede wurde von einem Kavalier geführt. Bei den letzteren Paaren aber war die Toilette etwas weniger sorgfältig gewählt. Doch sah jedes mit der Welt und sich selbst ungemein zufrieden aus.

Die Sulufrauen tragen je nach ihrem Range goldene, eiserne, kupferne und andre Ringe um den Hals, um die Arme, Hand- und Fußgelenke, Korallen und Perlenschnüre, blanke, glänzende Knöpfe auf Lederschnüren und Federn, auch Stacheln des dort einheimischen Stachelschweines in den Ohren und im Kopfhaar zur Zierde; feine Pulver von wohlriechendem Holze führen sie bei festlichen Gelegenheiten, Heiraten und Tänzen in kleinen, fingerlangen Rohrbüchsen an Perlenschnüren als aromatische Riechmittel mit sich.

Ein Häuptling muß wenigstens vier Frauen haben, um den ihm gebührenden Respekt und Gehorsam in seiner Stellung zu verlangen. Das weibliche Geschlecht, obwohl allgemein etwas kleiner, kann keineswegs das „schwächere" genannt werden. In ihren ursprünglichen Lebensverhältnissen wissen sie nicht viel von Schmerzen und Schwächen. Erst, nachdem sie nach europäischer Mode gekleidet, dressiert und erzogen — zivilisiert — worden sind, erben sie damit zugleich alle Uebel unsres modernen Lebens. Kaum geboren, werden die Kinder nach dem ersten Baden im Flußwasser auf Strohmatte oder ein weiches Fell niedergesetzt und da sich selbst überlassen. Rund, glatt und fett mit krausem Kopf, lernen die kleinen Kobolde bald laufen und werden nicht viel mit Kleidern geplagt — werden nach unsrer Idee recht verzogen und wachsen in völliger Freiheit auf. Nur zur kalten Jahreszeit bekommen sie einen Karoß, wollene oder Pelzdecke, zum Umhängen. Uebrigens fühlen sich die Mütter nicht belästigt durch die Ernährung und Erziehung derselben. Auf dem Rücken festgebunden, oder nach altherkömmlicher Weise auf der Hüfte tragen sie dieselben, bis sie laufen können.

Kaffernfamilie auf dem Marsch.

Was das Familienleben anbelangt, so sind bei den Sulu der Vater und der älteste Sohn die Gebieter und Beschützer der Familie. Der Vater thut nichts, ohne sich mit dem Sohne erst zu beraten. Eben dieser Sohn ist es auch, welcher gewöhnlich den Vermittler macht zwischen den andern Kindern und dem Familienoberhaupt. Von etwaigem Erbe giebt er gerade so viel an die jüngeren Geschwister als ihm beliebt. Hat der Vater mehrere Frauen und Kinder, so steht auch da nur der erste und älteste Sohn über allen übrigen Kindern. Derselbe wohnt selten bei seinem Vater, sondern hat seine eigne Hütte, sowie eigne Dienerschaft, letztere des Sohnes Diener genannt. Diese bevorzugte Stellung hat jedoch eigne Verpflichtungen, und der älteste Sohn wird von dem Vater für alles verantwortlich gemacht, wenn diese jüngeren Geschwister z. B. Uebles anstiften oder ihnen selbst ein Unglück passiert.

Die Hauptstämme der Kaffern zerfallen in eine Anzahl kleiner Triben, die von besonderen Häuptlingen geleitet werden. Alle Stämme einer Völkerschaft aber erkennen außerdem ein erbliches Oberhaupt als Führer an, welches ein absolut regierender Fürst ist, dem der Unterthan als Eigentum zugehört. Neben den Fürsten stehen eine Anzahl Räte, welche zugleich in den einzelnen Dörfern das Richteramt versehen. Jedes Verbrechen muß durch Bezahlung mit Vieh gesühnt werden. Doch ist auch die Prügelstrafe sehr beliebt. Die Volkserziehung beruht wesentlich auf dem Röhrchen. Durch dieses ist der unbedingte sklavische Gehorsam den Sulu tief eingeprägt. Einen Krieger, der sein Haar ein wenig zu lang trug, ließ König Panda, der darüber vor Wut außer sich geriet, aus den Reihen treten und auf dem Fleck töten. „So ist es recht," sagte Panda; „wozu ist das Volk da, wenn es nicht getötet werden soll, sobald der König befiehlt?" Hier erscheint die Gottesgnadenlehre in ihrer äußersten Folgerichtigkeit. Einige von Ketschwayo eingeführte Reformen entsprechen nicht ganz unsren Begriffen. Er schaffte — wie Leslie erzählt — die Todesstrafe für gewöhnliche Verbrechen ab und ersetzte sie durch das Ausstechen von einem Auge oder auch von beiden. Zu diesem Zweck wurde ein Messer und eine Gabel angeschafft; das Messer zum Durchschneiden der Augennerven, die Gabel zum Ausgraben des Auges. Bei Diebstahl fällt die Strafe an den Beschädigten, bei Körperverletzung oder Mord an den Fürsten. Die Häuptlinge sind meist jung, denn der jüngste Sohn folgt dem Vater. Dies hängt damit zusammen, daß der Häuptling seine spätern Frauen aus einer reicheren und angeseheneren Familie zu wählen vermag, auch bereichert er sich durch den Tribut an Vieh, welcher bei jeder Heirat von seinem Volke ihm dargebracht wird. So gehört der jüngste Sohn des Häuptlings angeseheneren und reicheren Familien an, als seine älteren Brüder.

Werfen wir nun einen Blick auf die geistigen Fähigkeiten der Kaffern, so gewahren wir, daß sie die höchsten Gedanken religiöser Philosophie auf die platte Wirklichkeit zurückführen. Der Kaffer ist Rinderhirt und Krieger. Sein Ideal, der Gegenstand, für den er schwärmt und den er in seinen Liedern mit Vorliebe besingt, das sind seine Ochsen, d. h. sein wertvollstes Besitztum. Von ihnen unterhält er sich stundenlang beim Glase Kafferbier mit seinem Nachbar,

für sie baut er zuerst und am festesten den Viehkraal bei seiner Niederlassung. Um Ochsen zu rauben, verlangt er Kriege. Ochsen schenkt er seinen Kindern bei der Geburt, für Ochsen verkauft er seine Töchter, für Ochsen tauscht er seine Frauen ein. Sein Vieh schützt er gegen Raubtiere durch den hohen Zaun von eingerammten Pfählen und dichten Dornhecken oder verteidigt es mit den Waffen. Die Sorge, sein geringes, aber mühsam erworbenes Eigentum oder wohl gar das untet Angst und Gefahr bewahrte Leben zu verlieren, also alles, was für ihn bei dem Mangel höherer Vorstellungen Wert haben kann, mischt indes, wie Fritsch behauptet, seinem Charakter eine gewisse Feigheit bei. Vielfach sind die Kaffern, und unter ihnen besonders die Sulu als Helden gepriesen worden, nach Fritsch aber mit Unrecht. Dagegen dürften die neueren Ereignisse der älteren Anschauung wieder einigermaßen zu ihrem Rechte verhelfen. „Die Nation, welche das höllische Feuer unsrer Martini-Henry-Gewehre aushalten kann — meinen die Times — kann nicht des Mutes ermangeln." Auch andre neuere Beobachter, wie de Drée und der schwedische Missionär Witt, welcher der für die Engländer so fatalen Schlacht von Isandula 1879 als Augenzeuge beiwohnte, sprechen in günstigen Ausdrücken von den Sulu. Man müsse ihnen zugestehen, daß sie intelligent, tapfer und von Vaterlandsliebe beseelt sind. Witt bezeichnet sie als ein tapferes, edelmütiges und gastfreundliches Volk. Bevor Engländer und Deutsche in ihr Land kamen, hatten sie jeden Fremden freundlich aufgenommen und nie einen ziehen lassen, ohne ihn beschenkt zu haben. Seitdem sind sie mißtrauisch und knauserig geworden. Das Volk selbst ist seinem Dafürhalten nach friedlich gesinnt und würde mit den weißen Nachbarn gern in gutem Einvernehmen leben. Nach Fritsch ist jedoch ein unverschämtes, bramarbasierendes Auftreten bei ihnen so gewöhnlich, das man wirklich glauben kann, einen stolzen Krieger vor sich zu haben, während es nur ein erbärmlicher Wicht ist, der seinen Vorteil versteht. Diesen im Auge zu behalten, ist die größte Tugend der Bantu, darin ist ihr Charakter am entwickeltsten, ihr Verstand am schärfsten, alles andre wird dem materiellen Vorteile untergeordnet. Wo es etwas zu erhaschen giebt, kümmert der Kaffer sich wenig um die sonst von ihm bewahrte äußere Ruhe und würdevolle Gelassenheit; es giebt nichts, warum der Kaffer nicht unter Umständen anfragen möchte, sobald er eine Aussicht auf Erfolg sieht, und der Ton, in welchem es geschieht, ist ganz von den Umständen abhängig. Gewaltsame Beraubung, obwohl häufig genug und zum Teile gewerbsmäßig betrieben, ist indes doch viel seltener als Stehlen, welches in der Form des Viehdiebstahles so verbreitet ist, daß es eine politische Bedeutung erhält. Die mit dem Diebssinne zusammenhängende Heuchelei ist gleichfalls stark ausgebildet. Dennoch entbehrt der Kaffer durchaus nicht des Rechtsgefühles, ja er besitzt sogar eine bewundernswerte Gewandtheit, in Rechtsfragen zu urteilen. Im allgemeinen aber macht er über alles, was nicht in den engen Kreis seiner wenigen Bedürfnisse und Neigungen fällt, sich ungern Sorgen; am liebsten giebt er sich einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin und genießt das Heute, indem er den kommenden Tag für sich sorgen läßt und, wenn er nicht gerade das Vieh besichtigt oder auf der Jagd sich befindet, seine Zeit mit Nichts-

thun, Schwatzen, Schnupfen und Dacharauchen zubringt. Die beiden letzteren Gewohnheiten sind bei ihm zur Leidenschaft geworden. Schnupftabak trägt der Kaffer stets mit sich, nicht selten verwahrt er ihn, nachdem er ihn zuvor mit einem aromatischen Kraute gemischt hat, in einem hohlen Rohrstengel, der im Ohrläppchen befestigt wird. Die „Dacha“ (eine Art Cannabis, dem Haschisch verwandt), wird aus einem Ochsenhorn, das als Pfeife dient, geraucht und hat eine dem Opium ähnliche Wirkung. Solange er in dieser harmlosen Laune sich befindet, zeigt er sich umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft, um sich zu unterhalten, und wenn er dann im Kreise guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schnupft, erscheint er als der gutmütigste Mensch von der Welt, während die Wildheit in seinem Charakter schlummert. Wird die ruhende Leidenschaft aufgeregt, so gerät der Kaffer in einen Zustand der Raserei, in welchem ihm die größten Scheußlichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen; dagegen ist er weder nachtragend, noch rachsüchtig, und seine Heiterkeit findet sogar in Melodien Ausdruck.

Für den Europäer ist die Sulumusik in ihrer fremdartigen Wildheit, wenn auch nicht anziehend, so doch oft eindrucksvoll erregend. Die Worte, zu denen sie gesetzt ist, wiederzugeben, ist beinahe unmöglich. Zungenschnalzen und ein sonderbar klatschender, im Halse unterhalb des rechten Ohres hervorgebrachter Ton macht das Schreiben der Sulusprache zu einer beinahe unüberwindlichen Schwierigkeit. Die Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes sind bei den Kaffern nicht bedeutend. Ihre Lieder, mit denen sie sich die Zeit verkürzen, sind von geringem Umfange und bestehen in der Regel aus einem einzigen, in mehreren Variationen vorgetragenen Gedanken. Dagegen atmen manche zu Ehren ihrer verstorbenen Häuptlinge verfaßten Gesänge einen tiefen poetischen Geist und zeugen von Sinn für dichterische Formen. Neben Gesängen finden sich auch Fabeln, Rätsel, Märchen u. a. Stücke erzählender Art.

Wie fast alle Völker, so haben auch die Sulu ihre Ammengeschichten. Nur wenige hatten von dem Dasein derselben eine Ahnung, bis sie der Engländer Callaway aus dem Munde der Sulufrauen sammelte und die wertvolle, wenn auch nicht umfangreiche Ausbeute veröffentlichte (Izinganekwane, Nensumansumane, Nezindaba Zabantu. Nursery tales, traditions and histories of the Zulus, by the Rev. Henry Callaway. Vol. I, Part. 1, Natal, John A. Blair, London.)

Der Gedanke, daß unter den Tieren die List erfolgreicher wirkt als rohe Gewalt, eine Idee, welche die Fabeln von Reineke Fuchs und viele andre Sagen durchdringt — überwiegt ebenfalls in den Sulugeschichten. In der Fabel von dem kleinen Hasen, der mit dem Löwen einen Bund geschlossen, doch von demselben mißhandelt worden war, beschließt sich der Hase zu rächen. „Mein Vater,“ sagte er zum Löwen, „wir sind dem Regen und dem Hagel ausgesetzt, laßt uns eine Hütte bauen.“ Der Löwe ist zu faul zur Arbeit und überläßt dieselbe dem Hasen. Der „verschmitzte Renner“ nimmt den Schwanz des Löwen und verwebt ihn so geschickt mit den Pfählen und dem Rohr der Hütte, daß er dort gefangen bleiben muß, und der Hase hat das Vergnügen, seinen Nebenbuhler vor Hunger und Durst sterben zu sehen. Dieser Streich ist nicht so listig wie der, in welchem Reineke den Bären überredet, aufs Eis zu gehen und zu fischen; dagegen bereitet aber der Hase dem Löwen den Tod, während der Fuchs den Bären nur seines Zierates, des Schwanzes, beraubt.

Wie in den deutschen Sagen der Charakter des Reineke Fuchs in menschlicher Gestalt in Till Eulenspiegel sich wieder vorfindet, so ist auch bei den Sulu einer ihrer Lieblingshelden ein junger Schelm, der Knabe Uthlakanyana, der anfangs immer verachtet und verlacht wird, indessen schließlich die Lacher stets auf seine Seite zu bringen

weiß. Uthlakanyana und ein Kannibale hatten einen Freundschaftsbund geschlossen und sind damit beschäftigt, ihr Haus mit Stroh zu decken, aber bevor sie sich daran machen wollen, zwei Kühe zu verzehren. Uthlakanyana möchte gern die fette Kuh haben, befürchtet aber, daß der Menschenfresser ihm die magere Kuh zuweisen werde. Deshalb sagte er zum Kannibalen: „Laßt uns unser Haus jetzt lieber bedachen, nachher können wir unser Mahl verzehren. Du siehst, daß der Himmel sich umzieht und wir Regen haben werden." Der Menschenfresser antwortete: „Du hast recht, lieber Schwestersohn." Uthlakanyana fährt dann fort: „So thue es denn. Ich will hineingehen und die Nadel zum Befestigen des Dachstrohes für dich hindurchstechen." Der Menschenfresser stieg aufs Dach. Sein Haar war aber furchtbar lang. Uthlakanyana gieng ins Haus und stach die Nadel für ihn durch. Er wob aber das Haar des Menschenfressers mit hinein und band ihn fest. Er verknotete es mit dem Stroh zusammen, nahm die einzelnen Locken und befestigte sie kräftig. Bald sah er, daß die Haare fest genug gebunden waren und daß der Kannibale nicht herunterkommen konnte. Sobald Uthlakanyana im Freien war, gieng er ans Feuer, wo das Euter der Kuh kochte. Er nahm es aus dem Feuer und biß herzhaft hinein. Der Kannibale sagte: „Was thust du, Schwestersohn? Laß uns erst das Haus fertig machen, nachher können wir ans Essen gehen. Wir können es zusammen thun." — „So komm herab!" erwiderte Uthlakanyana. Jener willigte ein. Als er aber hinabsteigen wollte, konnte er es nicht thun und rief aus: „Schwestersohn, was hast du beim Dachdecken gethan?" — „Sieh selbst zu," rief dieser. „Ich habe gut gedeckt, denn ich werde keinen Streit haben. Jetzt will ich in Frieden essen. Ich will fortan mit niemandem mehr streiten, denn ich bin mit meiner Kuh allein." Es begann zu regnen und zu hageln. Der Kannibale schrie auf dem Dache des Hauses, der Hagel schoß auf ihn herab und er starb oben auf dem Hause. Nachher klärte sich das Wetter wieder auf, und Uthlakanyana gieng hinaus und sprach: „Onkel, komm doch herab, das Wetter hat sich aufgeklärt, es regnet nicht mehr, der Hagel hat nachgelassen und das Blitzen hat aufgehört. Weshalb bist du so still?" So aß Uthlakanyana seine Kuh allein und gieng dann seines Weges.

Dr. Callaway vergleicht die „Geschichte der Reisen und Abenteuer des Uthlakanyana" mit denen des Däumlings und Hans des Riesentöters. Sie erinnert allerdings an viele Streiche, denen wir in deutschen Märchenbüchern begegnen. Der Meisterstreich, den jener Held verübt, indem er nämlich vor seiner Geburt spricht, übertrifft freilich die Thaten des deutschen Till Eulenspiegel und kann, wie Callaway bemerkt, nur dem des heiligen Benedikt an die Seite gestellt werden, welcher in demselben Zustande, in welchem Uthlakanyana nach Speisen verlangte, eucharistische Hymnen sang. Eigentümlich ist die Schlauheit, mit der dieser Sulubengel, welcher der Mutter des Menschenfressers zum Kochen übergeben wird, es anfängt, das alte Weib selbst zu kochen. Uthlakanyana war von Menschenfressern gefangen worden und soll von deren Mutter gekocht werden. Während nun die Riesen weggegangen sind, überredet Uthlakanyana die alte Mutter, mit ihm „Einander-Kochen" zu spielen. Das Spiel sollte mit ihm beginnen. Die alte Hexe willigte sogleich ein. Er war aber darauf bedacht, das Wasser am Kochen zu hindern, und nachdem er selbst eine Zeitlang im Topfe gewesen, bestand er darauf, daß die Alte nun ihrerseits den Vertrag erfülle. Er legte sie hinein und setzt den Deckel darauf. Sie schrie: „Nimm mich heraus, ich bin zu Tode gebrüht!" — „Nein," rief er, „das bist du nicht. Wärest du zu Tode gebrüht, so könntest du nicht schreien." So ward sie gekocht und schrie nicht mehr. — Es existiert auch eine hübsche Anekdote von einem Koch. Sein Herr übergiebt ihm ein Paar Rebhühner zum Braten. Da der Koch sehr hungrig ist, ißt er eins derselben. Als sein Herr zurückgekehrt war, verzehrt er eins und verlangt dann das andre. „Aber dies war das andre," erwiderte der Koch, und nichts kann ihn davon abbringen, daß es nicht so war. Derselbe Witz erscheint in ähnlicher Form in der Geschichte, wo Uthlakanyana die Leopardin lehrt, ihre Jungen zu säugen. Sie verlangt, ihre beiden Jungen zusammen zu haben; er aber besteht darauf, daß nur eines zur Zeit gestillt werden dürfe — er hatte nämlich eines derselben verzehrt. So giebt er ihr das noch lebende Junge, und nachdem es gestillt ist, überreichte er es ihr wieder, mit der Versicherung, daß es das andre Junge sei.

Waren die Sulu bei der Bildung ihrer Ammengeschichten und Volkssagen wirklich frei von dem Einflusse deutscher Missionäre oder niederländischer Ansiedler, so ist es in der That überraschend, so viele Punkte der Uebereinstimmung und Aehnlichkeit zwischen den Helden ihrer Kraale und unsrer Ammenstuben zu gewahren. Zum Beweise jener Aehnlichkeit führen wir noch ein Märchen an. Usikulumi, ein junger Suluheld, macht

sich auf, um die zwei Töchter der Uzembeni zu befreien, welche alle Männer in dem Lande, in welchem sie lebte, verzehrt hatte. Die beiden Mädchen gruben in dem Hause ein Loch, um ihren Geliebten zu verbergen; gegen Sonnenuntergang kehrte aber ihre Mutter Uzembeni heim. Sie hatte eine große Zehe; ihre Zehe kam zuerst, hernach kam sie, und sobald sie hereingetreten war, wälzte sie sich lachend auf dem Boden und sprach: „He, he, in meinem Hause ist heute ein köstlicher Geruch. Kinder, was ist hier im Hause?" Die Mädchen sagten: „Ach, laß uns in Ruhe; wir wissen nicht, wo wir etwas erlangen können, wir wollen nicht aufstehen." Auf diese Art entwischt Usikulumi und entführt nach verschiedenen Abenteuern und Kämpfen mit seiner Schwiegermutter die beiden Töchter.

Die Schlußmoral finden wir in diesem Märchen so wenig als bei unsren deutschen, französischen oder nordischen Märchen, bei denen die Schlußmoral, wenn eine solche vorkommt, nicht der Tradition, sondern dem Herausgeber entstammt. Wohl bemerken wir, daß mehr als in europäischen Sagen die Bosheit triumphiert, wenn sie nur mit Schlauheit gepaart ist: ein Zug, der uns aber auch nicht verhindert hat, in Europa die Lafontaineschen Fabeln als Lektüre für die Jugend aufzunehmen. Sehr bemerkenswert ist die Sorgfalt, die in diesen Erzählungen auf die stilistische Darstellung verwendet wird. Der Erzähler begnügt sich nicht, einen Gedanken in einer Form vorzubringen, er kehrt den Satz noch verschiedene Male um und wiederholt sich in andern Wendungen. Wir erinnern an die Bemerkungen Uthlakanyanas beim Abkochen der alten Kannibalin und führen noch beispielsweise die Beschreibung der Menschenfresserin Uzembeni an: „Ein andrer ihrer Namen war Lang-Zehe, denn ihre Zehe war sehr lang; durch dieselbe wurde sie erkannt, da, so oft sie in Sicht kam, der Staub aufgewirbelt wurde, und bevor sie erschien, erschien der Staub, da der Staub aufwirbelte, der von ihrer Zehe aufgeworfen wurde; denn die Zehe kam zuerst an die Stelle, wohin Lang-Zehe gieng." Diese ausführliche Bemerkung wiederholt sich fast stets in etwas veränderter Form, so oft Uzembeni im Verlaufe der Geschichte auftritt.

Die Neigung zur Gedankenlosigkeit ist ein bedeutendes Hindernis für die Bildungsfähigkeit der Kaffern; sein Geist besitzt nicht Elastizität genug, um die Belastung mit weittragenden Gedanken auszuhalten. Die religiösen Ideen der Kaffern stehen daher auf allertiefster Stufe; alle haben sie unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode, und die Geister der verstorbenen Vorfahren sind es, welche bei den meisten Gegenstand eines gewissen Kultus werden. Ihnen zu Ehren wurden früher sogar manche Menschenopfer veranstaltet. So ließ der Despot Tschaka beim Tode seiner Mutter Mnante, einer ränkeschmiedenden, ehrgeizigen alten Frau, über tausend Rinder opfern, und nachher seine Krieger, welche beim Grabe Wache hielten, damit festlich bewirten. Dabei wurden zehn auserlesene Jungfrauen lebendig mit der Verstorbenen begraben und die Krieger mußten ein allgemeines Niedermetzeln von mehreren tausend Menschen zur Ehre der Toten, zu ihrem Hofstaate im Jenseits ausführen. Außer diesem Ahnenkultus und dem Glauben an die Seelenwanderung — sie wünschen nach dem Tode in eine gelbe Schlange verwandelt zu werden, welche in den Häusern zum Mäusefangen benutzt und heilig gehalten wird — ist von Religion bei den Kaffern nur wenig zu bemerken. Daß sie gar keine Religion hätten, wird von Merensky mit Recht bestritten. Doch steht fest, daß die Kaffernvölker der Küste kein eignes Wort zur Bezeichnung eines höchsten Wesens besaßen; es ward dafür das dem Volke ursprünglich fremde Wort „Utixo" aus der Hottentottensprache durch die Missionäre in die Kaffernsprachen eingeführt. Jetzt ist das unschöne, durch einen Schnalzlaut verzierte Wort mit der Mission bereits zu den Sulu gewandert, doch sprechen diese wie die Swasi und andere von einem „Itongo", ähnlich wie die Stämme der

Hochfläche von „Modimo" reden, als von der göttlichen Vorsehung, welche das Schicksal der Menschen leitet und bestimmt. So behauptet wenigstens Merensky. (A. a. O., S. 122—123.) Die Kaffern haben keine Idole und auch kein eigentlichen Priester, wohl aber Zauberer und Regenmacher, auf welche sie große Stücke halten.

Der Ahnenkult der Kaffern paart sich natürlich mit dem mannigfachsten Aberglauben, worunter der Glaube an Hexerei obenan steht und eine entsetzliche Verbreitung zeigt. Hexenprozesse sind ungemein häufig. Der Hexenmeister erkennt bei einer Krankheit, die niemand zu heilen vermag, plötzlich, daß jemand die Krankheit durch Hexerei hervorgerufen. Dieser Jemand ist immer ein wohlhabender Mann. Gesteht der Beschuldigte, so wird er um den größten Teil seines Vermögens am Vieh gebüßt; gesteht er nicht, so wird er den grausamsten Martern unterworfen, unter denen er nicht selten tot bleibt. Freilich, wenn nach dem Tod des Beschuldigten die Krankheit noch fortdauert, so muß der Hexenmeister selbst daran glauben. Auch die Hexenmeister, deren Spezialität das „Festmachen" der Krieger ist, haben einen gefährlichen Stand, denn im Krieg müssen sie vor den Truppen herziehen und fallen nicht selten von der ersten Kugel.

Ist jemand gestorben, so beginnen seine Freunde und Angehörigen zu klagen und mit ringenden Händen umherzulaufen. Dabei schlagen sie sich auf die Brust und aufs Haupt. Noch an demselben Tage wird der Tode bestattet. Man gräbt zu diesem Behufe innerhalb der Umzäunung oder in der Nähe derselben ein Grab und setzt den Leichnam in hockender Stellung, umgeben von seinen schönsten Kleidungsstücken und Waffen, hinein. Darauf wird das Grab mit Steinen zugedeckt und in der Regel eine Dornhecke auf demselben gepflanzt, um es vor der Entweihung durch wilde Tiere zu schützen. Oft wird das Grab noch obendrein mit Hörnern verziert. Bei mehreren Stämmen des Innern werden die Leichen ärmerer Leute ausgesetzt, um von den Hyänen aufgefressen zu werden. Bei einigen Stämmen ist es Sitte, den Kranken, sobald man seinen Tod befürchtet, aus der Umzäunung an einen abgelegenen Ort zu schaffen, damit das Haus und die Inwohner desselben durch einen Toten nicht verunreinigt werden. Dort wird der Kranke so lange gelassen, bis er gestorben ist oder Hoffnung auf seine Besserung eintritt. Im letzteren Falle schleppt man ihn wieder in seine Hütte zurück, wo er mit Mundvorrat versehen und dann größtenteils sich selbst überlassen wird.

Die Tschuanen.

Am ausgebreitetsten, am reichsten an Zahl der verschiedenen zugehörigen Stämme sind unter allen Bantuvölkern zweifellos die Tschuanen (Betschuanen), nahe Verwandte der Kaffern, von welchen sie sich durch die im Durchschnitt niedrigere Statur und weniger kräftige Körperentwickelung unterscheiden. Aus

ihren weicheren Zügen spricht Sanftmut, Gefügigkeit, häufig auch Schlaffheit. Die Figur ist schlank, die Haltung oft etwas gebeugt, die Muskulatur nur mäßig entwickelt. Beschaffenheit und Pigmentierung der Haut, sowie das dicke verfilzte Haar gleichen ganz jenen der Kaffern. Ihre Gesichtsbildung ist regelmäßig, zuweilen nicht unedel, und zeigt einen milderen, sanfteren Ausdruck als die Kaffernphysiognomie. Die Tschuanen haben schöne Augen und Zähne, kurzes wolliges Haar und eine hell kupferbraune Haut. Nach Gustav Fritsch bieten gerade sie einen geeigneten Anhalt dar, um die gesuchte Verbindung der südlichen A-Bantu mit den Völkern Nordafrikas anzubahnen. Es scheint nämlich, daß ihre Beziehungen zu nördlichen Gegenden erst in relativ jüngerer Zeit abgebrochen wurden, und daß sie jedenfalls nicht so lange wie die Kaffern als ausschließliche Bewohner Südafrikas zu betrachten sind. Alle, selbst die am entferntesten stehenden Stämme der Tschuanen, zeigen eine gewisse charakteristische Uebereinstimmung untereinander, und dieses Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit ist um so auffallender, als die einzelnen Stämme Hunderte von Meilen voneinander wohnen. Das gegenwärtige Gebiet der Tschuanen erstreckt sich von dem Oranjefluss als südliche Grenze bis hinauf zum Sambesi, den innersten Teil des Kontinentes einnehmend, indem sie östlich die Kahtlambakette von den Sulu und Swasi, im Westen die Kalahariwüste von den Wohnplätzen der Nama scheidet. Im Nordosten sind die Grenzen unsicherer, da sich hier die Matebele, ein Kaffernstamm, zwischen die Tschuanen hineinschieben, während im Westen das Becken des Ngamisees ein Gebiet gemischter Bevölkerung bildet, weil dort O-va-herero, Nama und Tschuanen zusammenstoßen. Dieses gewaltige Gebiet ist aber einerseits nur sehr dünn bevölkert, während anderseits der ganze Osten durch die beiden Freistaaten der Boeren in Besitz genommen worden ist.

Die Tschuanen zerfallen in 23 Stämme, von denen 12 im Osten und 11 im Westen wohnen, und deren Bezeichungen nicht, wie bei den Kaffern, nach den Häuptlingen gebildet werden, sondern meist nach einem Tiere, das einen nationalen Charakter für sie hat und mit dessen Namen zuweilen auch der betreffende Häuptling angeredet wird. Es sind dies folgende: A. Oestliche Stämme: Die Ba-suto, die Batau (Löwenvolk), die Ba-puti (Volk der Duiker), die Ma-kolokue, die Ba-phiring (Wolfsvolk), die Li-khoya, die Ba-hlokwa oder Ba-mantati, die Ba-mapela, die Ba-tloung (Elefantenvolk), die Ba-peri, die Ba-tsetse (Tsetsevolk), die Ba-fukeng. B. Westliche Stämme: die Ba-rolong, die Ba-hlapi (Fischvolk), die Ba-meri, die Ba-matlaru, die Ba-khatla (Affenvolk), die Ba-kwena (Krokodilsvolk), die Ba-wanketsi, die Ba-hurutse, die Ba-kaa, die Ba-mangwato, nördlich die Ba-lala oder Ba-kalahari, welch letztere aber den Namen eines Stammes eigentlich nicht verdienen, da sie nur eine unterdrückte Klasse der Bevölkerung sind, die Mitglieder der verschiedensten Stämme in sich begreifen. Der Mangel und das Elend, dem sie unterworfen sind, drücken sich in der schwächlichen Entwickelung des Körpers, der geringeren Größe, dürftigen Muskulatur und den aufgetriebenen Bäuchen der jüngeren Individuen, sowie in den stupiden, häßlichen Gesichtern aus. Ba-

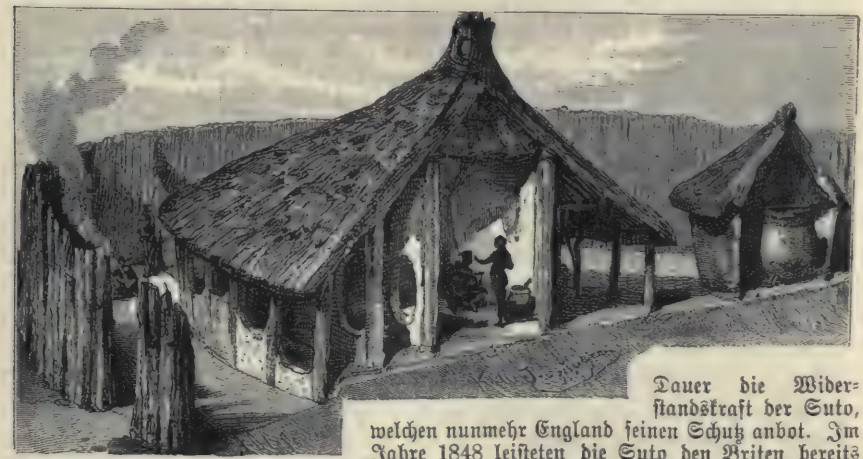
lala heißt „die Armen"; da sie an der Grenze der Kalahariwüste hausen, nennt man sie auch Ba-kalahari.

Oft bezeichnet man alle Osttschuanen als Ba-suto, während der Stamm der Suto eigentlich bloß der mächtigste unter ihnen ist. Strenge genommen sind die Suto gar kein Clan, sondern eine politische Vereinigung von Bruchteilen verschiedener Stämme, deren regierendes Haupt dem Kuena- (Ba-kuena-) oder Krokodilstamme angehört. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es noch kein Sutovolk. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 104.) Auch dieses verdankt erst den durch Tschaka hervorgerufenen Umwälzungen seinen Ursprung.

Tschuanengehöfte (Innen-Ansicht).

In Europa wurden die Suto zuerst durch die Kämpfe bekannt, welche die Boers mit ihnen, oder besser, die Suto mit den Boers zu führen hatten, die sie aus ihrem Besitze zu verdrängen trachteten. Die Suto waren damals ein ausgesprochenes Jägervolk. Sie betrieben wohl auch Viehzucht, allein in keinem hervorragenden Maße und der Ackerbau war ganz und gar vernachlässigt. Dank ihrer Hauptbeschäftigung, die sie im beständigen Kampfe mit dem Elefanten, dem Löwen und andern gefährlichen Getier sah, verdienten sie den Ruf kriegsgeübter, mutiger Männer. Neben diesen Lichtseiten standen aber auch die Schattenseiten ihres urtümlichen Gewerbes. Von einer Kultur fand sich so gut wie keine Spur. Eine Religion kannten sie kaum und sie gehören zu den wenigen Völkerschaften, welche sich nicht zu dem Gottes- oder Götterbegriffe aufgeschwungen haben. Der einzige Glaube, den sie hatten, war in die Gewalt einzelner Menschen, bösen Zauber zu üben, und wer in dem Geruche der Hexerei stand, konnte darauf rechnen, gefürchtet und darum hochgeachtet zu sein. Die Zauberer wurden gewöhnlich zu Häuptlingen erwählt. Das ganze Volk zerfiel in zahllose Stämme, deren jeder unter einem Häuptlinge stand. Die Häuptlingswürde war nicht erblich: sie fiel stets dem gewandtesten Jäger zu, der die meisten Anhänger hatte. Dieser Wahlmodus führte zu beständigen Kämpfen untereinander; die verschiedenen Stämme selbst

aber standen sich entschieden feindlich gegenüber und fraßen sich gegenseitig. Erst die gemeinsame Gefahr, welche ihnen von seiten der Boers drohte, scheint eine Art föderativer Einigung unter den Suto herbeigeführt und sie veranlaßt zu haben, einen gemeinsamen Anführer zu wählen. Dies war ein Fürst Namens Moschesch und unter seiner Herrschaft siedelte sich im Jahre 1833 der erste Europäer, ein französischer protestantischer Missionär Namens Casfalis mit zwei Kollegen, Arbousset und Gosselin unter ihnen an. Er wurde vom Könige freundlich aufgenommen und blieb in der Nähe desselben, in Moria, der „Hauptstadt" des Landes, wenn man sonst einigen hundert Hütten aus Kot, Rohr oder Palmblättern diesen Namen geben kann. Wenn man Casfalis Glauben schenken darf, so gelang es ihm, mehrere hundert Suto zum Christentume zu bekehren. Moschesch selbst wird von ihm sehr gepriesen. Er soll den Kannibalismus unter seinem Volke fast gänzlich ausgerottet und überhaupt vieles gethan haben, was zu einer Milderung der barbarischen Sitten beitrug. Moschesch war außerdem ein tapferer und gewandter Krieger. Er verteidigte sein Reich erfolgreich gegen die Boers auf der einen und die Sulu auf der andern Seite, welche damals unter der Anführung eines Abenteurers, des nachmaligen in Zentralafrika berühmten Königs Moselikatze, bis nach dem Sambesi vordrangen. Diese beständigen aufreibenden Kämpfe schwächten aber auf die



Idealer Längenschnitt durch das Gehöfte eines Tschuanenhäuptlings.

Dauer die Widerstandskraft der Suto, welchen nunmehr England seinen Schutz anbot. Im Jahre 1848 leisteten die Suto den Briten bereits gute Dienste. Für lange Zeit hinaus war aber den Suto der Schutz Englands von keinem großen Nutzen. Die Boers ließen sich von ihren beständigen Angriffen nicht abhalten und brachten damit die Suto dem Untergange nahe. Dies veranlaßte die englische Regierung im Jahre 1866, energisch einzuschreiten. Die Suto wurden als „Unterthanen der britischen Krone", ihr Land, Lesuto, als englischer Besitz erklärt, ein Engländer als residierender Agent der Regierung in Moria bestellt und damit den Ausschreitungen der Boers ein Ziel gesetzt. Dem 1875 aufgenommenen Zensus nach wurde die Zahl der in der Kap-Kolonie unter britischem Schutze lebenden Suto mit 172,000 Köpfen erhoben.

Die holländischen Bauern des Oranjefreistaates haben oftmals behauptet, daß unter den Suto Menschenfresserei im Schwange gehe. Völlig in Abrede konnte die Sache selber nicht gestellt werden, doch hielt man die Angaben für übertrieben, weil Boeren und Suto fast ununterbrochen miteinander in Fehde standen. Zwar soll, nach Casfalis, Moschesch den Kannibalismus abgeschafft haben, noch ehe der genannte Missionär bei ihm einzog. „In der Nähe von Moria," sagte er, „befanden sich nahezu 90 Dörfer, deren ganze Bevölkerung aus Kannibalen bestand; sie machten aus ihrer einstigen Vorliebe für Menschen-

fleisch kein Hehl und würden gerne wieder zu ihrer früheren Lebensweise zurückgekehrt sein, wenn sie die Strenge des Königs nicht daran gehindert hätte." Trotz der Versicherung Casfalis' aber darf gesagt werden, daß die Menschenfresserei, wenn auch sehr eingeschränkt, noch immer unter den Suto ihre Anhänger findet.

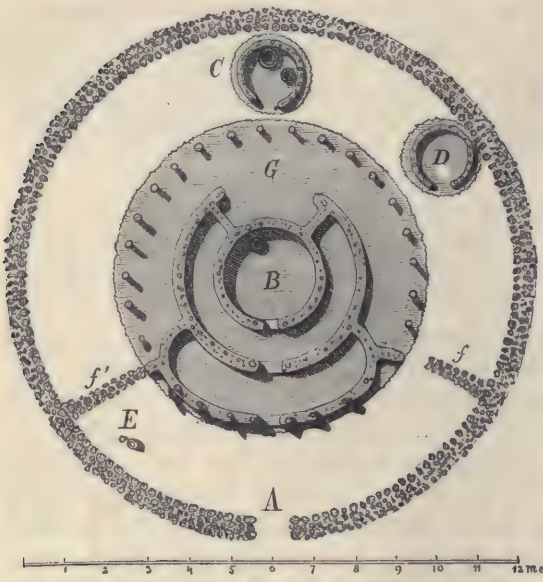
So schreibt James Henry Bowker, der erste englische Agent im Lesutolande, über einen Besuch, den er im Jahre 1868 den „Höhlen der Kannibalen" abstattete: „Ich sah in einer der Höhlen unzweideutige Zeichen, daß der Gebrauch noch nicht ganz aufgegeben ist. Unter den vielen Menschenknochen, die dort aufgespeichert lagen, waren viele ganz frisch abgenagt. Es waren allem Anscheine nach die Ueberreste eines großen, starkknochigen Mannes, mit einem elfenbeinweißen und stahlharten Schädel. Zahlreiche Kannibalen sind noch in der Nähe der Höhlen angesiedelt. Ich machte die Bekanntschaft eines derselben. Der Kerl mochte sechzig Jahre alt sein und war eines der verlottertsten und abscheulichsten Individuen des Genus homo sapiens, das mir je vorgekommen. Wie er mir gestand, hat er in seinem Leben mindestens sechzig Mitmenschen verzehrt. Er machte regelmäßig Jagd auf sie und war bei den Nachbarstämmen gefürchtet. Das schmackhafteste Fleisch lieferten, wie er sagte, Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren, namentlich Mädchen. Von der Versunkenheit dieses Schurken giebt das Folgende den besten Begriff. Als er noch in jungen Jahren stand, gelang es ihm auf einem seiner Jagdzüge, drei junge Frauenzimmer zu fangen. Es waren Schwestern. Die hübscheste erwählte er zu seiner Lebensgenossin; die andern zwei stellte er zur Mast, schlachtete eine nach der andern und — „fraß die Schwägerinnen auf!" Ein andrer alter Mosuto erzählte Herrn Bowker, daß er in der guten alten Zeit etwa dreißig Menschen gekocht habe; er hält es für sehr ungerecht und abgeschmackt, daß das Menschenkochen in Abgang gekommen sei. Es scheint, als ob für manche Leute ein eigner Reiz im Kannibalismus liege. Die Suto bewohnen ein fruchtbares Land, in welchem auch Wild in Menge vorhanden ist. Aber trotzdem machten sie nicht bloß Jagd auf ihre Feinde, um dieselben aufzufressen, sondern sie verzehrten sich untereinander, sie machten Gefangene von ihrem eignen Stamme, und wenn eben keine andern Schlachtopfer vorhanden waren, dann kamen ihre eignen Weiber und Kinder an die Reihe! Eine träge oder zankfüchtige Frau wurde ohne weiteres abgethan und gab ein leckeres Mahl; ein Kind, das zu viel schrie, wurde ohne weiteres stillgemacht und gekocht; Kranke und Schwache ließ man nicht etwa des natürlichen Todes sterben, sie hätten ja dann nicht den Magen andrer füllen können. So war es mit diesem Volke beschaffen." (The Cave Cannibals of South Africa in der Anthrop. Review vom April 1869.) Dr. Bleek hat dem Vorstehenden folgende Bemerkungen hinzugefügt: Wer sich für die Geschichte dieses Kannibalismus interessiert, kann sich Rats erholen in der Relation d'un Voyage d'exploration au Nord-est de la Colonie du Cap de Bonne Espérance par Arbousset et Daumas. Paris 1842, S. 105—123. Die Reise fällt in die Monate März bis Mai 1836. Auf der dem Buche beigefügten Karte sind die Sitze der Kannibalen nordöstlich von Thaba Bosiu verzeichnet. Kurze Notizen findet man auch in Edward Solomons: Two lectures on the Native Tribes of the Interior. Cape Town 1855, S. 62—64. Ihm zufolge gieng der Kannibalismus bei vier Stämmen im Schwange; zwei davon; die Bakufeng oder Bahukeng und Makatla sind Tschuanen; die beiden andern: Bamakakana und Bamatlapatla sind Kaffern. Höchst wahrscheinlich wurden sie Kannibalen infolge des Krieges, durch welchen vor etwa fünfzig Jahren jene Gegenden arg verwüstet wurden. Die Liebhaberei an Menschenfleisch blieb, als die Not längst vorüber war, und der Kannibalismus hielt sich dann längere Zeit. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß er in eine weit höhere Zeit hinaufreicht. Die einheimische Litteratur der Sulu wie der Tschuanen enthält eine Menge von Anspielungen auf die A ma zimu (Singular: i zimu) und auf die Ma rimo (Singular: le rimo). Den ersteren Namen führen die Kannibalen bei den Sulu, den letzteren bei den Tschuanen. In den von Dr. Callaway bekannt gemachten Ammenmärchen der Sulu spielen sie eine ebensogroße Rolle, wie in unsern europäischen Märchen die Riesen und menschenfressenden Hexen.

Die nachfolgenden Notizen giebt Dr. Beddoe. Ein Engländer, welcher die Höhlen im Dezember 1868 untersucht hat, weist nach, wie man mit den Schlachtopfern verfuhr. Die Kannibalen giengen dabei so regelrecht zu Werke, wie der Fleischer, wenn er ein Schaf zerlegt. Jeder Schädel ist vermittels einer Axt am Nasenbeine querüber auseins

ander gehauen; die Backenknochen wurden als unbrauchbar weggeworfen. Dann wurde in den Oberkopf ein Loch geschlagen und das Hirn herausgenommen. Die Rippen wanderten in den Kochtopf. Die Knochen wurden der Länge nach gespalten und dann nahm man das Mark heraus. Vielfach bemerkt man noch die Knorpel und sieht auch Spuren von Messerschnitten an den Schädeln, von denen das Fleisch streifenweise abgelöst ist. Alle Europäer (Boers), welche bei dem Angriff auf Thaba Bosiu (oder Bosigo) fielen, wurden sofort aufgefressen, weil man wähnte, daß dadurch ihr Mut in den Leib der Kannibalen übergehen würde. Ein Mosuto gab folgende Thatsache an. Die Kannibalen verzehrten weiße Leute und Kaffern und Tschuanen aus andern Stämmen; sie fraßen aber weder Hottentotten noch Mischlinge. Herz und Leber galten für Leckerbissen, ebenso das Hirn, welches in ein Stück Zeug gethan und in heißer Asche gebacken wurde. Während des (1868 beendigten) Krieges haben sie jeden Weißen, der in ihre Gewalt fiel, aufgefressen. Seitdem ist die Menschenfresserei so gut wie ausgerottet und nur ab und zu taucht noch der „alte gute Brauch" auf. Es scheint als die größte Schändung betrachtet zu werden, die man einem Feinde anthun kann, ihn zu verzehren. Der Hauptgrund beruht aber doch nur auf Feinschmeckerei. Wie Theophilus Hahn berichtet, erhielt ein Herr Mäder von der Kapregierung 1869 Auftrag und Mittel, den Suto Rinder zum Schlachten zu geben, damit sie sich das Menschenessen abgewöhnen sollten. Nach einiger Zeit erklärten mehrere Suto, sie wollten doch lieber das Ochsenessen aufgeben, da Menschenfleisch doch besser schmecke. Mäder möge ihretwegen seine Rinder nur behalten. (Globus, Bd. XV, S. 285.)

Bodenkultur und Viehzucht erfüllen das Leben der Suto wie aller Tschuanen. Ihre Wohnhütte hat aber eine ganz andre Bauart, als sonst in Südafrika und ähnelt durchaus dem „Tokul" des nördlichen Afrika. Im Gegensatze zu dem bienenkorbartigen Geflechte, das dem eigentlichen Kaffer zur Wohnung dient, ist bei ihr zwischen Wand und kegelförmigem Dache zu unterscheiden. Der Grundriß ist, wie unsre Darstellung einer Ba-tlapi-Hütte zeigt, auch hier ein Kreis von nur wenigen Metern, darauf erhebt sich die Wand aus Lehm um kaum 2 m hoch; auf sie ist ein Dach aus Schilfgras gesetzt, das mit Streifen roher Haut an die Sparren befestigt und von einem Holzpfeiler in der Mitte getragen wird. An den Seiten überragt es die Hauptwand soweit, daß es sich dem Boden bis zu halber Mannshöhe nähert; dort wird es wieder von einigen Holzstützen getragen und bildet so einen schattigen Gang um die eigentliche Hütte. Ein ovales Loch von weniger als Mannshöhe führt in die Hütte hinein, welcher sonst jede Thür, Fenster oder Rauchfang fehlen. Die Wände der Hütten sind sorgfältig getüncht oder mit einem Gemisch von Thon und Kuhdünger bekleidet, der Boden mit glattem Stuck bedeckt. Die Unreinlichkeit darin ist entsetzlich. Als Lager dient eine Matte oder Ochsenhaut. Die Hütten stehen in einem Kreise, innerhalb dessen das Vieh sich aufhält. Alle Tschuanen leben in größeren oder kleineren Dörfern. Jedes Haus ist mit einem geflochtenen Zaun umgeben, das ganze Dorf mit einer dichten Hecke dorniger Akazien. Die mit vieler Liebe behandelten Kinder bauen sich rund um die väterliche Hütte an, und je größer die Nachkommenschaft, desto stolzer der Vater. Ein Kreis solcher Hüttenkreise, denn auch der Motschuane legt alles rund an, bildet das Dorf oder die Stadt. Eine mittelmäßige Stadt hat wohl 6—8000 Einwohner, manche sogenannte Städte sind aber bloße Dörfer, wie z. B. Molopolole, wo Dr. Holub vom mächtigen Sechele, dem König der Bakuena, des nördlichsten Tschuanenreiches, in der „Kotla" empfangen wurde. Unter der Kotla versteht man die aus starken Pfählen und Baumstämmen

geformte runde Umzäunung, wie sie in der Regel in der Mitte der Betschuanenstädte für Beratungszwecke erbaut ist. Auf der der königlichen Wohnung zugekehrten Seite der Umzäunung befindet sich in derselben eine Oeffnung, die nach Belieben mit Baumstämmen geschlossen werden kann. An der den genannten Wohnungen nächsten und besonders dicht gebauten Stelle findet sich der Ort, wo der Herrscher, auf einem Stühlchen sitzend, zu beiden Seiten von den Aeltesten des Stammes, oder den Häuptlingen, oder seinen Verwandten umgeben, die Berichte der vor ihm auf der Erde hockenden Boten, Jäger, Spione und die Parlamentäre andrer eingebornen Könige anhört und ihnen selbst, oder durch einen der zunächst Sitzenden Bescheid erteilt. Oft ist in der Umzäunung eine kleine gedeckte Holzhütte erbaut, in welcher in der Regel ein Feuer brennt; dieselbe wird während der Regenzeit als Versammlungsort benutzt. Diese Kotla dienen zugleich als Forts; bei jenen, die am Fuße von Höhen liegen, sind namentlich die gegen dieselben gewendeten Umfriedungspartieen aus großen und schweren Baumstämmen errichtet, um die Wirkung der Wurfgeschosse abzuschwächen. Auch jeder Komplex von Familienhütten hat seine Kotla. In dieser Kotla sitzt nun alles beisammen, arbeitend, essend oder plaudernd. Ein Armer hält sich zur Kotla eines Reichen, der ihn wie sein Kind behandelt. Die fortschreitende Kultur hat indes ihren Weg schon bis in das Herz von Südafrika gefunden; je näher der Küste, desto intensiver natürlich die Wirkung des Verkehres mit den Weißen. Bei den Suto haben die elenden Erdhütten schon netten Landhäusern Platz gemacht, die nach Tausenden zählen. Ueberall zeigen sich die Spuren der Wohlhabenheit, ja des Luxus. Alle Stammhäuptlinge, die vor zehn Jahren noch als Wilde lebten, haben heute nach europäischem Stil erbaute einstöckige Wohnhäuser von Stein oder Ziegeln, eine hübsche Einrichtung, Teppiche am Fußboden und Tapeten an den Wänden. Aber selbst tief im Innern findet sich, wenn auch nicht so häufig, mancher Luxusbau. So ist auch die Behausung Sescheles in Molopolole ein reines und schmuckes Gebäude, neben



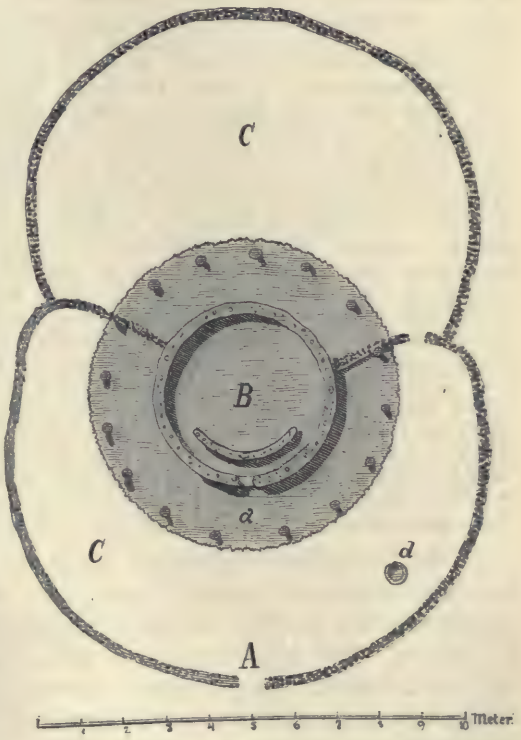
Grundplan eines Tschuanengehöftes.

A Eingangspforte in der äußeren Umzäunung. B Schlafraum des Häuptlings und seiner Familie. C Kornmagazin mit großen Behältern. D Getrennte Behausung der Dienerinnen. E Feuerstelle. F und F' Querzäune mit Durchgang. G Ringsumlaufende Halle, die jedoch an der Vorderseite mit einer niederen Brüstung von derselben Konstruktion wie die kreisförmigen Innenwände abgeschlossen ist, d. h. mit Lehm beworfenen Pfahl- und Reisigwerk.

Tschuanen-Gehöfte.

welchem sein früheres, nun von dem ältesten Sohne bewohntes Häuschen stand, an das sich die übrigen von der königlichen Familie bewohnten anschlossen. Das neue Haus war für den König von Taylor um den Betrag von 3000 Pfd. St. aufgebaut und adaptiert worden, welcher Betrag dem Kaufmanne in Straußenfedern und Ochsen ausgezahlt wurde.

Dr. Holubs Empfang in diesem königlichen „Palaste" kann uns einen guten Begriff von den dortigen Zuständen geben. „Bei unsrem Eintritt in den Hof des königlichen Hauses wurden wir von der sich erhebenden Königin, einer großen starken Frau, die ein nach hinten zusammengebundenes Kopftuch, sowie ein großes, wollenes Umschlagtuch und ein Kattunkleid trug, bewillkommt und ins Haus geführt. Wir wurden von Sefchele zuerst in das Empfangszimmer geführt, während Masebele den Auftrag gab, uns einen Imbiß zu bereiten. Das Empfangszimmer (Sefchele gebraucht den englischen Ausdruck „drawing-room", nur daß er ihn in einer regelwidrigen Weise ausspricht) ist vollkommen mit europäischem Komfort eingerichtet, Stühle u. s. w. aus Nußbaum, die Sitzpolster mit rotem Samt überzogen. Ein selbstbewußtes Lächeln, durch die hohe Meinung über sich selbst hervorgerufen, besonders wenn er sich in seinem drawing-room befand, soll das ohnehin freundlich lächelnde Vollgesicht des Kuenaherrschers umspielen, so oft er einem Weißen das Innere seines Palastes zu zeigen in der Lage ist, und sich an dem Erstaunen des Fremden weiden kann — auch mir armen Sterblichen wurde das hohe Glück zu teil, es zu schauen. Während wir uns niederlassen mußten, breitete sich der König erst sein Schnupftuch (das er jedoch nicht zu gebrauchen scheint) auf den von ihm erkorenen Stuhl aus, bevor er sich auf denselben niederließ. Masebele trat später auch ein, und ließ sich auf einem Holzstuhle nieder. Durch meine beiden Begleiter befragte mich Sefchele nach dem Zwecke meiner Reise, nach meiner und der Nationalität meiner Begleiter. Ein neuer Ankömmling, lachend und beide Missionäre begrüßend, ward nun auf der Thürschwelle sichtbar, es war ein etwa vierzehnjähriger, hoch aufgeschossener, mit Hemd, Weste und Beinkleidern angethaner Jüngling, der eine rote, wollene Zipfelmütze trug. Er lachte zu allem, was gesprochen wurde, namentlich als ihn seine Mutter — denn der schmucke Jüngling mit dem Barett auf dem wolligen Kopfe war kein minderer als Sebele, der Jüngste oder Masebeles darling Baby (Herzenskindlein) — mit den Worten: mo Sebele o Tho-ling Beb vorzustellen geruhte. Nach einer halben Stunde fiel es plötzlich dem jungen Königssohne ein, seiner Mutter mitzuteilen, daß der Thee im Speisesalon aufgetragen sei. Sefchele eröffnete hierauf den Zug, wir folgten und



Grundplan eines Tschuanengehöftes.

A Pforte in der äußeren Umzäunung. a Oval gestaltete Eingangsthüre der eigentlichen Wohnung mit hinterliegender Schirmwand. B Wohnraum. C und C' umzäunter Hofraum. d Feuerstelle.

Ma-sebele bildete den Nachtrab. Wir waren alle im besten Humor — namentlich ich und Tholing — ich, weil ich zum erstenmal seit zwei Monaten, und Tholing Beb, weil er schon zum zweitenmal an diesem Morgen die „Kuchen" des Makoa (die Kuchen des weißen Mannes) erblickte. Doch wurde ihm das Glück nicht zu teil, gleich uns an der Tafelrunde zu sitzen; er war bestimmt, die „Honneurs" zu machen, worauf er sich ziemlich gut zu verstehen schien. Das Speisezimmer hatte eine schöne mit weißem Linnen gedeckte Tafel; der Thee wurde in napfförmigen Tassen serviert, von denen die des Königs, der oben an der Tafel saß, mindestens einen Liter fassen mochte. Die Kannen, Zuckerdose und das übrige auf einem Seitentischchen stehende Tischgeschirr war aus Silber gearbeitet und wie ich hörte, dem Könige von den periodisch sich in Molopolole aufhaltenden Kaufleuten verehrt worden. Der Thee war gut und die Kuchen ließen nichts zu wünschen übrig. Unser Gespräch aus dem drawing-room wurde fortgesetzt und ich über das Gebaren der englischen Regierung in den Diamantenfeldern und jenes der holländischen in Pretoria und Bloemfontein befragt. Ihre schwarze Majestät schien an unserer Konversation kein Interesse zu finden und fieng anfangs leise und verstohlen, doch als nach und nach die Natur über sie die Oberhand gewann, merklicher und hörbarer, ihre durch unser Eintreten ins Höfchen unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen, d. h. zu schlummern. Der Herr Ehegemahl sah dies und da es ihm vielleicht etwas ungebührlich dünkte, gab er ihr erst durch ein Hüsteln und, als dieses nichts half, zeitweilig durch eine zarte Berührung mit seinen Elefantenfüßchen den begangenen Verstoß gegen die Hoffitte zu verstehen. Ich hatte alle Mühe, meine Lachmuskeln im Zaume zu halten und bemeisterte endlich die Versuchung, indem ich an den König das Wort richtete: „Morena! Als ich ein Knabe von dreizehn Jahren war und zum erstenmal die Bücher Naka Livingstones las und in denselben auch deinen Namen fand, dachte ich wahrlich nicht, daß ich einst dich selbst sehen, sprechen, ja noch Thee und Kuchen in deinem Hause genießen würde." Sechele, der es, trotzdem er die Regendoktorei praktiziert, sehr gut versteht, an passender Stelle Bibelsprüche anzuführen, war auch sofort mit einer ebenbürtigen Erwiderung zur Hand. „Die Wege der Vorsehung sind wunderbar," waren seine unmittelbar darauf folgenden Worte; doch schon während Mr. Williams Uebersetzung meiner Worte hatte der König, dessen rechte Gesichtshälfte uns, die linke seinem Weibe die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden schien, zu seinem Bedauern beobachtet, daß Ma-sebele wieder eingeschlummert war und diesmal sich gefährlich nach der Seite neigte. Mich mit listigem Blicke betrachtend, applizierte er seiner Frau einen so unzarten Fußstoß, daß Ma-sebele, die arme Königin, mit ihrer Stirne beinahe die vor ihr stehende Tasse umgeworfen hätte." (Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Bd. I, S. 406—409.)

Die Tracht der Tschuanen ist überall für die Männer ein die Genitalien sorgfältig verhüllender lederner Lendengürtel, welchen in Gegenwart Fremder abzulegen sie sich schämen, und ein kurzes Röckchen oder Schurz aus Fellen für die Weiber. Nackt sieht man bei den Tschuanen niemand, doch halten sie sich mit dem Obigen für völlig bekleidet, und nur zum Schutze gegen die Witterung tragen beide Geschlechter den ledernen Karoß, meist von Ochsenhaut, der mitunter mit bunten Fellstreifen verziert ist. Häuptlinge lieben es Leopardenfelle zu tragen, die Frauen der Reichen solche vom Silberschakal oder der roten wilden Katze, die Männer die Felle erlegter Gnu oder Hartebeeste, deren Schwänze man als Zierat hinten dran hängen läßt, und die Suto haben, mit wenigen Ausnahmen, angefangen sich mit europäischen Stoffen zu bekleiden. In der Tschuanenstadt Thaba-Nschu im Oranjefreistaat sah freilich Ernst von Weber unter Hunderten von Mädchen keine einzige mit europäischer Kleidung, „sondern alle trugen das primitive, aus alten Zeiten auf heute überkommene, viel interessantere Nationalkostüm der echten Kaffermädchen. Die Hüften umschließt eine kurze weiche, mit der Haarseite nach innen gekehrte Karoß von Schakal- oder Wildkatzenfellen. Busen und Arme (und von welcher entzückenden Plastik waren sie, die jeden Künstler bezaubern würde!) sind ohne Verhüllung, ebenso die

Beine bis hoch über die Knie. Ein Gürtel von zierlichen Perlenfransen umgiebt die schlanke dünne Taille; Arme und Beine, sowie Hals und Brust sind mit buntem Perlenschmuck behangen und eine kokett wie ein Husarendolman über die linke Schulter geworfene Karoß (Pelzmäntelchen von den Fellen wilder Tiere) ist ebenfalls auf der auswendigen braunen Lederseite reichlich mit lang herabhängenden Perlenschnüren und hübsch ornamentalen Perlenstickereien verziert. Das wollige Haupthaar ist zur untern Hälfte weggeschoren und der darüber stehen gelassene, an eine Kardinalskappe erinnernde Haarwulst zierlich von einer Perlenschnur umfaßt, wovon wieder eine Menge kleinerer Perlenschnüre lockenartig herabfallen. Diese obere Haarbedeckung des Kopfes wird von den Mädchen fleißig mit wohlriechenden Oelen gesalbt, und so kommt es, daß die hübschen Köpfchen so glänzen und glitzern, als wären Brillanten darüber ausgesäet." (Weber, Vier Jahre in Afrika, Bd. II, S. 103—104.) Beide Geschlechter gehen barhaupt, doch tragen verheiratete Frauen gern eine Pelzmütze, und manche Stämme bemalen sich den ganzen Körper mit rotem Ocker oder mit den schillernden Schüppchen einer Glimmerschieferart. Als Schuhwerk dienen Sandalen aus Büffel- oder Giraffenhaut. An Armen und Beinen tragen sie kupferne, messingene oder eiserne Ringe und andern selbstgefertigten Zierat, die Weiber außerdem noch so viel und so dick gewundene Schnüre von Glasperlen, daß ihnen der Schmuck zur wahren Last wird. Dieser ist aber ein Zeichen von Wohlhabenheit, und die Aermern ahnen wenigstens künstlich den watschelnden Gang nach, welchen die Reicheren wegen der Belastung der Beine anzunehmen gezwungen sind. Männer tragen nur wenig Perlen um Hals und Arme, behängen sich aber mit einer Unzahl verschiedener Kleinigkeiten, größtenteils Amuletten, deren jedes einem bestimmten Zwecke dient. Dazu kommt die unentbehrliche Schnupftabaksdose, denn der Tschuane ist ein leidenschaftlicher Schnupfer und Tabak ist ihm fast das liebste Geschenk.

Calebassen und Dachapfeifen der Barutse (Südafrika).

Man mahlt den Tabak sorgfältig zwischen zwei Steinen und vermischt ihn dann mit Holzasche, die erst die rechte Würze giebt. Ist das Fabrikat fertig, so drängt sich alles zu einer Prise herbei. Sie schütten das Pulver in die hohle Hand und führen es bedächtig in ganz kleine Partikelchen mit einem eisernen oder elfenbeinernen Löffelchen, das sie ebenfalls stets am Halse tragen, so lange zur Nase, bis dicke Thränen über die

Wangen laufen, wobei dann das Vergnügen den höchsten Grad erreicht hat. Niesen ist nicht bei ihnen, dazu scheinen ihre Nasen schon zu ausgepicht zu sein. Eine solche Schnupfgesellschaft zu stören, wäre die größte Ungezogenheit, und bei den Suto ist das Schnupfen des „Brauttabaks" eine sehr feierliche Sache, die nach einer festen Ordnung geschieht. Die Tabaksbüchsen („Kxoane"), bei den Suto sehr sorgfälig bearbeitet, bestehen aus einer ausgehöhlten Palmfrucht oder einem ganz kleinen Kürbis. Auch Rauchen ist in Uebung, doch war früher bloß Dacha, nicht Tabak in Gebrauch; auch heute noch sind die Männer darin weniger leidenschaftlich; dagegen sind die Weiber im Tabakrauchen ausgelernt. Die Wasserpfeifen der Suto sind gleich den morgenländischen Nargileh mit einer künstlichen Vorrichtung versehen.

Leben und Treiben der Tschuanen zeigen die nämlichen Züge wie bei den Kaffern. Rindvieh ist das Hauptbesitztum, und seine „behaarten Perlen" gehen dem Tschuanen des Ostens wie des Westens über alles. Das Hirtengeschäft gilt ihm als ein edler Männerberuf, selbst die Söhne von Häuptlingen müssen das Vieh auf die Weide treiben. Der Feldbau — die Kultur von Holcus Sorghum, der Hauptfrucht, in neuerer Zeit auch von Mais und Weizen, ferner von Melonen, Kürbissen, schwarzen Bohnen, Erdeicheln und Tabak — ist eine den Männern und den Weibern gemeinsame Arbeit. Die Hauptnahrung sind auch hier Cerealien, Kaffernhirse und Milch, welche die Suto geronnen genießen. Die Speisen sind meist ohne Salz und werden gerne als steifer Brei in sauber gescheuerten Holzschüsseln vorgesetzt. Man hält drei Mahlzeiten, wovon jene des Abends, das „Schlafessen", die wichtigste ist. Die Tschuanen meinen nämlich um so süßer zu schlafen, je besser sie sich voll gegessen. Auch Bier bereiten sie und zwar Kaffern- und Rulabier (aus dem Safte der Rulafrucht), da sie mit der Malzdarstellung völlig vertraut sind. An sonstigen Kunstfertigkeiten begegnen wir geschickter Schmiede- und Korbflechtarbeit, sowie Schnitzereien von Tierköpfen am Ende der Löffel. Jagd ist eine Lieblingsbeschäftigung; die Waffen, deren man sich dazu wie zum Kriege bedient, die Streitaxt, die Dolchmesser in Scheiden, Lanzen, „Kiri", d. h. Keulen zum Werfen und Schlagen aus Holz oder Rhinozeroshorn, meist mit zierlichen Schnitzereien geschmückt, lassen hinsichtlich ihrer äußern Furchtbarkeit die Tschuanen, ganz mit Unrecht, als ein kriegerisches Volk erscheinen. Aber sie sind vielmehr wegen ihrer Geschicklichkeit in Herstellung der Waffen als in Führung derselben zu bewundern. Trotzdem sie unter allen Südafrikanern die vollständigste Auswahl von Trutzwaffen besitzen, setzen sie doch williger als irgend ein andrer Stamm dieselben beiseite und greifen nach dem Feuergewehre, in dessen Handhabung sie aber nur eine sehr mäßige Fertigkeit entwickeln. Hauptvolksbelustigung ist der Tanz, den man am liebsten im Mondenschein ausführt. Ernst von Weber schildert ein solches Ballett als „ein graziöses, ausgelassenes und dabei doch vollständig dezentes, rhythmisches Durcheinanderspringen dieser heitern und anmutigen Kinder der Wildnis, begleitet von fröhlichem Gesange und Händeklatschen in sehr schnellem, an das Gehämmer einer Dampflokomotive in langsamem Laufe erinnernden Takte. Die graziösen, schlangenförmigen, raschen Bewegungen dieser so harmonisch und schön modellierten Mädchen hatten etwas von den elastischen Sprüngen der Tigerkatze, und man hätte glauben mögen, daß eine lange Reihe von elegant aus Ebenholz geschnitzten Statuen, durch einen Zauberring berührt,

plötzlich zu einem elektrisierten und jubelnden Leben erwacht seien." (Weber, Vier Jahre in Afrika, Bd. II, S. 105.) Zum Tanze wird immer gesungen. Die wenigen vorhandenen musikalischen Instrumente sind alle sehr roh, wie denn die Musik auf der niedrigsten Stufe steht, obwohl die Gesänge geeignet sind, eine hohe Meinung von den musikalischen Talenten dieser Völkerfamilie zu geben. Der sehr wahrscheinlich zu den Tschuanen gehörende Stamm der Ba-Toka ist indes im Besitz eines eigentümlichen Musikinstrumentes, der „Sansa". Es besteht aus Stahllamellen, die auf einem aus hartem Holze gefertigten Resonanzboden, dessen Wirkung noch durch eine Kalebasse verstärkt werden kann, aufgespannt sind. Das Instrument, von dem wir eine Ansicht bieten, wird mit beiden Daumen gespielt, während die Finger unter den Resonanzboden geschoben werden. Dieses Instrument ist nicht bloß merkwürdigerweise auch in Loango und Bihe verbreitet, sondern wurde durch Negersklaven von dort auch nach Südamerika gebracht, woselbst es „Marimba" heißt, ein Ausdruck, der dort von den Negern auch für die Klaviere der Weißen gebraucht wird. Doch ist die Sansa keineswegs identisch mit der von Livingstone beschriebenen „Marimba" der Balonda oder der von Cameron bei König Kasongo in Urua gesehenen, welch letztere ziemlich genau dem nunmehr im nordwestlichen Südamerika, im Gebiete des Rio Cauca, fast in jeder Hütte verbreiteten Instrumente entspricht.

Mädchen der Bakuena, Mampok (Südafrika), nach Dr. Fritsch.

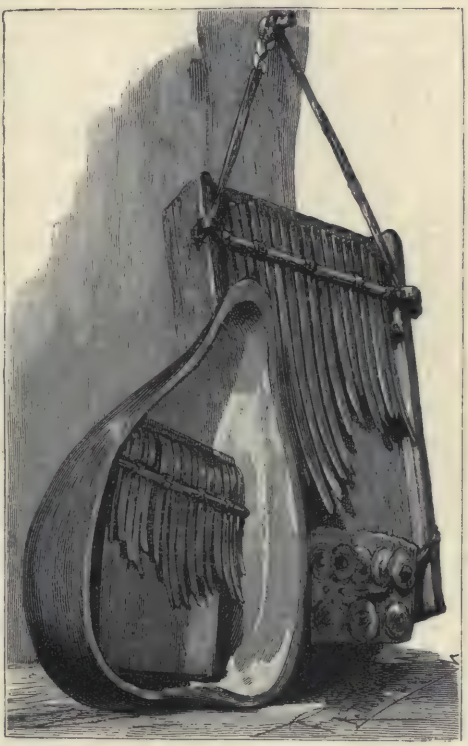
Bei den Suto, und wohl übereinstimmend bei den meisten Osttschuanen, herrschen einige sonderbare Sitten und Gebräuche, welche Hr. Grützner, Missionär und Vizesuperintendant der Transvaalsynode ausführlich beschrieben hat und wovon wir die wichtigsten mitteilen wollen. Wenn die Stunde eines Weibes herannaht, so werden die alten weisen Frauen gerufen, damit sie der Gebärenden und dem Kinde helfen. Nach der Geburt nehmen die genannten Weiber das Kind sogleich in Empfang und füttern es die ersten drei Tage mit dünnem Brei. Von Zeit zu Zeit wird der Leib des Kindes glatt gestrichen, dann weiter gestopft, trotz alles Schreiens des armen Wurmes, bis der Leib ganz prall steht. Nach drei Tagen erst bringen sie das Kind zur Mutter, welcher die Brüste geritzt und mit „Selare", einer eigens dazu bereiteten Medizin, eingerieben werden. Erst nachher darf sie das Kind stillen. Daraus hat sich, selbst unter den Weißen, die unsinnige Ansicht gebildet, in Afrika hätten die Mütter erst nach drei Tagen Milch. Während

dieser drei Tage darf die Mutter keinen Schluck Wasser erhalten. Erst am vierten Tage bekommt sie Wasser zu trinken. Der Vater des Kindes ist diese ganze Zeit streng von Mutter und Kind getrennt. Erst am fünften Tage kommt er mit ihnen zusammen. Dies geschieht folgenderweise: Die Frauen, welche der Mutter beigestanden, sagen: noana o yodile bzanu! a re bitsen naka! (das Kind ist jetzt groß geworden, laßt uns den Arzt [Zauberer] rufen!) So wird der Zauberkünstler gerufen. Der kommt mit seiner Medizin. Die Frau wird aus dem Hause in den „Leapa" (Hofraum) geholt; das „Lepheko", d. h. ein Holz circa 4—6 Fuß lang, das jedesmal, wenn ein Kranker in dem Hause liegt, quer vor die Hausthür gelegt wird, damit niemand als die nächsten Angehörigen das Haus betrete, das „Lepheko" (= Amulett) liegt schon da und die Frau setzt sich so, daß sie mit dem Oberkörper diesseits und mit den Beinen jenseits des Holzes zu sitzen kommt, also das Holz ihr unter den nach oben gekrümmten Knieen liegt. Jetzt ruft man auch den Mann herbei und der setzt sich ebenso ihr gegenüber, so daß also die Beine der beiden sich falten, wie jemand seine Hände faltet. Nun kommt der Doktor mit seiner Medizin, das sind gestampfte Wurzeln mit Fett präpariert. Diese nehmen Mann und Frau und so reiben sie sich bei der feierlichen Sitzung einander ein, bei den Schultern beginnend und bis zu den Füßen fortschreitend. Auch das Holz, über dem sie sitzen, darf nicht leer ausgehen, sondern wird ebenfalls eingerieben. Andre Zauberärzte geben auch noch Heilwasser zu trinken; der Mann trinkt zuerst, und läßt etwas übrig, was von der Frau ausgetrunken wird. Ist diese Zeremonie vorbei, dann stehen beide auf, Mann wie Frau übersteigen das Holz und gehen nach der entgegengesetzten Seite auseinander.

Wird ein Kind mit den Füßen zuerst geboren, so muß es sterben ohne Barmherzigkeit. Man dreht ihm einfach das Genick um. Ebenso werden alle Zwillingskinder umgebracht; bei manchen Stämmen wenigstens *eins* derselben. Auch solche Kinder, welche die Oberzähne zuerst erhalten, werden getötet. Eigentümlich ist es, wie für die Doktorhilfe bezahlt wird. Die Rechnung wird nämlich nicht gleich berichtigt, auch nicht beim Jahresschlusse vom Arzte eingereicht, sondern der Doktor ist hier noch ganz anders „Familienarzt" wie bei uns: er behandelt *alle* Kinder einer Familie, ohne Bezahlung zu verlangen. Ist dann das letzte derselben glücklich verheiratet, so erhält er, oder wenn er inzwischen gestorben ist, sein legaler Erbe eine Kuh. Wenn solch ein Kind sich verheiratet, so wird der alte Doktor wieder gerufen (resp. sein Nachfolger) und man sagt ihm: Dein Kind verheiratet sich! — Da bindet der Doktor ihm wieder ein Pheko (Amulett) um und sagt: „Gott gebe dir viele Kinder! Gott helfe dir in der Geburt!" — Damit ist seine Hilfe aber auch zu Ende, denn wenn dann sein „Kind" selbst Mutter wird, so muß sie zu einem andern Doktor ihre Zuflucht nehmen, der alte kann sie nun nicht ferner behandeln. (Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1877, S. 77—80.)

Zur Einführung des junges Volkes in den Kreis der Erwachsenen dient ein besonderer Akt, das „Pollo". Die Bedeutung desselben ist die Erklärung der weiblichen Reife. Für das männliche Geschlecht findet dabei die Beschneidung statt. Das Pollo wird nicht jedes Jahr vollzogen und auch nicht zu gleicher Zeit für beide Geschlechter. Wer sich ihm nicht unterwerfen wollte, würde getötet, zum mindesten verjagt werden. Alle, die zusammen das Pollo durchgemacht, bilden eine „Choera", Kameradschaft. Jede Choera hat einen bestimmten Ort. Dort wird vom Zauberdoktor die Beschneidung vollzogen. Wehe dem, der dabei Angst verrät oder ein Zeichen des Schmerzes äußert! Er erhält unbarmherzige Schläge mit Ruten von dem beiwohnenden älteren Männervolke. Nach der Beschneidung wird die gewöhnliche Bedeckung der Lenden nicht wieder angethan, sondern ein dem der Mädchen ähnlicher Schurz. Die Beschnittenen bleiben drei Monate im Felde, bis sie völlig heil sind. Währenddem werden sie von einem dazu gesetzten Aufseher „geschult", d. h. eingeweiht in alles, was ein Mann zu beobachten hat. Bei dieser Schulung erhalten die Schüler von den sie besuchenden älteren Beschneidungsklassen oft unbarmherzige Schläge, die um so heftiger ausfallen, je mehr einer Zeichen des Schmerzes von sich giebt. Eine weibliche Person darf sich ihnen in dieser Zeit nicht nahen, umgekehrt kein Mann den Mädchen, deren Pollo aber mildere Formen hat. Das weibliche Geschlecht ist in dieser Zeit wie unsinnig. Sie nehmen Vermummungen vor, ziehen Männerkleider an und tragen Waffen; am Mannsvolk üben sie allerhand Mutwillen, der in einzelnen Fällen bis zum Totschlag geht, was dann nicht geahndet wird. Den Schluß von allem macht ein Fest im Januar oder Februar, der Erntezeit der ersten grünen Feldfrüchte, zu dem die zuletzt beschnittenen Bursche eingeladen werden. Da giebt's dann Schmauserei, Tanzvergnügen und Unzucht. (K. Endemann, Mitteilungen über die Sothoneger in der Zeitschr. f. Ethnol. 1874, S. 37—38.)

Hat ein Bursche ein Mädchen gesehen, das er gern zur Frau hätte, so sucht er sich mit ihr zu besprechen und sich ihrer Zustimmung zu versichern. Stimmt sie zu, so ist es gut, stimmt sie nicht zu, so schadet das auch nicht viel, da er trotzdem zu seinem Ziele kommen kann, wenn er sie einmal haben will. Aber auch die Zustimmung des Mädchens hat keine Gültigkeit, der Vater des Burschen ist zunächst die Hauptperson, denn der hat das Vieh, das für die gewünschte Frau bezahlt werden muß. Ist der Vater seinem Jungen gut und steht ihm das in Rede stehende Mädchen an, so hört er, auf die Herzensangelegenheit seines Sohnes. Ist er aber nicht damit einverstanden, dann sagt er wohl kurzweg: „Nein, jene will ich nicht, ich werde dir schon selber eine Frau kaufen," oder: „Ich habe dir schon längst eine Frau gekauft". Sagt etwa der Sohn: „Nein! die will ich nicht!" dann entgegnet der Vater: „O dann ist es nichts, wenn du sie nicht willst! Gekauft ist sie, dann erhält sie dein Bruder." Oder der alte Herr nimmt sie wohl gar lieber selber zu den übrigen alten Damen hinzu, die er schon seit 20—30 Jahren hat. Und so muß also der Sohn sich entweder bequemen, die zu nehmen, die ihm gekauft ist, oder er erhält gar keine, denn die Kühe sind für jene einmal ausgegeben und dahin. Stimmt jedoch der Vater den Wünschen seines Sohnes zu, so ist es seine Pflicht, nun die Sache mit dem Vater des betreffenden Mädchens einzuleiten. Er geht also nach dem Kraale des Mitvaters in spe und sagt: „Willst du mir nicht deine Tochter für meinen Sohn zur Frau geben?" Meist aber wird die Sache poetischer ausgedrückt. Nämlich der zu Besuch gekommene alte Herr setzt sich zu seinem Kompater in spe ans Feuer. Es wird von Staats- und gelehrten Sachen gesprochen: wie es mit der kranken Ziege geht, ob der Stand der Saaten gut ist, warum doch trotz Matalas Regenmachen noch immer kein Regen erscheinen will, wo neulich das schöne Fleisch her war, das der Sohn aus dem Wildfelde gebracht u. s. w. Endlich rückt er mit dem eigentlichen Grunde seines Kommens heraus und sagt: „Ki tlile χo kχopela mpsanyana ea lena!" (Ich bin gekommen, ein Hündchen von euch zu erbitten.) Jener, der Angeredete, nimmt eine tiefernste Miene an, die Dabeisitzenden ebenfalls, den Vater des „Hündchens" erwartungsvoll anblickend. Endlich öffnet er seinen Mund und sagt: „morroa oa mokete, rea dila, rea loca dikχomo, u na le dikχomo na?" (Sohn des N. N., wir sind arm, wir haben kein Vieh, hast du Vieh?) Antwortet nun der Freiwerber: „e! dikχomo di χona" (ja, Vieh ist vorhanden), so erhält er nach Umständen eine zustimmende Antwort. Indessen wird das, ob man Vieh hat, auch nicht so gleich herausgesagt, sondern es kommt erst eine Klage über schlechte Zeiten, die Lungenkrankheit habe alles Vieh vernichtet, da sei noch eine Kuh mit Kalb und eine schwarze und eine scheckige Ziege übrig geblieben, aber man werde noch bei den Verwandten bitten. Mit der zustimmenden Antwort ist der Freiwerber zunächst zufrieden und kehrt nach Hause zurück mit der Nachricht, er habe für den harrenden Liebhaber eine Frau gefunden. Damit rückt dieser sofort zum Manne auf, wenn er das Mädchen auch noch lange nicht



Die „Sansa" (Marimba), Musikinstrument der Toka.

heim geholt hat. Hierauf wird jemand zum Kraale des Mädchens geschickt, um den Brauttabak zu bitten, der 2—3 Tage später durch einen besonderen Boten dem Bräutigam zugesendet und von ihm und seinen Angehörigen und sonstigen Freunden in feierlicher Sitzung verschnupft wird. Am nächsten Morgen schickt man 3—6 Herdentiere, teils Kühe, teils Kleinvieh als erstes Angeld („Molomo") nach dem Kraale des Mädchens. Die leergeschnupfte Dose wandert mit zurück und wird der Braut übergeben, welche sie, mit Perlen verziert, als Zeichen ihrer Verlobung um den Hals hängt und trägt, bis sie ihr erstes Kind geboren. Die Vieh- und Dosensendung wird von 3—4 Burschen überbracht — der Bräutigam ist nicht dabei — welchen ein feierlicher Empfang bereitet wird. Dann wird gekocht, gegessen, Bier getrunken, und des Nachts liegen die fremden Burschen mit den ihnen dazu eigens präsentierten Mädchen des Kraales, vielleicht ihrer 8—12, in einem Hause. Dieses Trinken und greuliche Leben dauert 3—6 Tage, wonach die Boten nach Hause gehen, um die Zustimmung der Eltern der Braut zu melden.

Nun macht sich nach einiger Zeit der Bräutigam auf, einen Genossen mit sich nehmend, und wieder nehmen sie etwa 2—3 Stück, meist Kleinvieh, mit. Wenn die Weiber des Kraales sie kommen sehen, stimmen sie ihren Triller an, indem sie die Zunge im Munde wie eine Quirl hin- und herbewegen. Die Ankömmlinge setzen sich und der Genosse des Bräutigams erklärt: „Wir sind gekommen, ein Weib zu erbitten, ein Schöpfeimerchen, viel Vieh ist vorhanden," nämlich um noch immer wieder zu bezahlen. Nun wird gekocht und gebraut, was nur vorhanden ist und das wüsteste Essen und Trinken geht los; denn am Abend geht es wieder mit den Mädchen in ein Haus. Dies Heidenleben dauert 2—3 Monate, so lange halten sich die beiden dort auf. Das ist feststehende Volkssitte. Die Leute loben in schamloser Weise dies ihr Thun auf eine Art, die sich selbst auf dem Papier schwer wiedergeben läßt. Eine andre Eigentümlichkeit dieser Zeit ist, daß mokχonyana und mmakχatle (der Bräutigam und sein Begleiter) nicht selbst das Essen sich aus der Schüssel nehmen dürfen, sondern stets sitzen die Mädchen des Kraals neben ihnen, nehmen mit Stäbchen den Brei aus der Schüssel, und nun erst, von den Stäben weg, fassen die beiden mit der Hand zu und führen den Brei zum Munde. Wie gesagt: Unzucht ist Volkssitte. Nur in dem Falle, daß ein Mädchen dabei schwanger wird — was man aber durch gewisse Mittel zu verhüten weiß, muß eine Buße von einigen Ziegen oder Kühen bezahlt werden. Sonst ist der fleischliche Verkehr nicht verboten und die Unzucht der Kinder und Halberwachsenen heißt einfach „spielen". Endlich kommt das Fest der Heimholung. Der Bräutigam schickt wieder einen Genossen. Die Braut wird nun mit lauwarmem Wasser begossen und festlich frisiert. Dann macht man Bier zurecht, schlachtet, bratet und richtet einen wahren Turm von Kaffernhirsebrei her, von welchem der nunmehr samt seiner Sippe herbeigerufene Bräutigam etwas abkneift und zum Hause hinauswirft. Darauf wird das Gericht den Freunden des Bräutigams zum Essen gegeben, und das Trinken und Tanzen geht los, bis abends der Zauberdoktor kommt. Der Bräutigam schläft heute das letzte Mal bei den Mädchen des Kraals (nicht bei seiner Braut) und am nächsten Tage resp. Abend geht es nach Hause. Mit ihnen geht die „phelesi", d. h. die Geleiterin, ein kleineres Mädchen, etwa eine jüngere Schwester der Braut; diese bleibt etwa einen Monat dort. Jetzt beziehen die Eheleute zusammen ihr Haus. Am Morgen darnach stellt sich der Doktor wieder ein, der ritzt Mann und Weib an der inneren Seite der Ellenbogen-, Hand-, Fuß- und Kniegelenke, nimmt das heraustretende Blut des Mannes und reibt die betreffenden wunden Stellen der Frau damit ein und umgekehrt die Frau mit dem Blute des Mannes. Hierauf sind sie regelrecht verheiratet. (Verhandl. d. Berl. Gesch. f. Anthrop. 1877, S. 80—84.) Solange aber ein Mann den Kaufpreis für seine Frau noch nicht getilgt hat, gehören seine Kinder nicht ihm, sondern dem Schwiegervater, beziehungsweise dessen Erben. Infolge dieses alle Familienbande lockerndes Rechtes kommen Kinder oft in ganz fremde Hände. Die Zahl der Frauen steigt bei Häuptlingen bis zu vierzig. Oft hat ein Häuptling schon eine Anzahl Weiber, aber noch keine „Großfrau", die ihm ebenbürtig ist, bis er endlich auch eine solche heimführt. Die andern Frauen heißen dann „Ferse", um ihre untergeordnete Stellung zu bezeichnen. Häuptlinge geben oft einem ihrer Diener eines ihrer Weiber zur Konkubine, die aber rechtlich des Häuptlings Weib bleibt, welchem auch die in solchem Konkubinat erzeugten Kinder gehören. Von einem eigentlichen Familienleben ist unter solchen Umständen nicht die Rede. Bei den Suto ist ferner die Leviratsehe üblich. (Endemann a. a. O., S. 40.) Bei den westlichen Tschuanen herrschen etwas bessere Verhältnisse. Sie erwerben ihre Frauen durch Geschenke teils an die Brauteltern, teils an die Braut selbst, wodurch die ganze Sache

ihren unwürdigen Charakter verliert, und die Frau, trotz aller auf ihr ruhenden Arbeitslast, doch über den gekauften Sklaven erhoben wird.

Wenn einem Mann die Frau stirbt oder umgekehrt, so werden dem Toten die Kniegelenke durchschnitten und die Arme vor der Brust zusammengelegt, nebeneinander, die Hände nach oben, die Knie ebenso, daß letztere gegen das Kinn zu liegen kommen. Ist der Tote schon zu steif, um dies zu ermöglichen, so schneiden sie auch das Kreuz durch, damit der Leichnam sich zusammenlegen lasse. Selbiger wird mittels Riemen zusammengebunden und hernach in eine alte Decke eingeschlagen. Ist der Tote ein vornehmer Mann, wohl gar der Häuptling selber, so schlachtet man ein Rind und in das noch weiche Fell, von dem ringsum die Zipfel und Ecken abgeschnitten sind, wird der Leichnam eingewickelt. Und damit doch der Tote, d. h. der vornehme nur! ein „Setsiba" (Schurz) habe, so schlachtet man einen Bock und hüllt die Lenden mit dem Felle ein. Nicht allgemein ist der Brauch, daß das Grab, ehe der Leichnam hineingesetzt wird, mit Wasser, welches durch Medizin stark gemacht, begossen wird, und zwar an der Seite, wo der Rücken des Leichnams zu sitzen kommt. Dann wird die Leiche hineingesetzt und mit Erde bedeckt, und der Topf, in welchem das Weihwasser sich befunden, auf dem Grabe zerschlagen. Wird der Tote nach dem Grabe getragen, so geht ein Mann mit einem Horn, in welchem Weihwasser (d. h. mit gestampften Wurzeln vermischtes Wasser) ist, hinter her und taucht mit einem Stocke ins Wasser, damit die Fußstapfen der Träger besprengend. Auch das Grab wird besprengt, wenn der Tote beerdigt ist. Wird es unterlassen, so würde das Land sein Gewächs nicht geben, kein Regen fallen ꝛc. Ist der Tote also beerdigt, so knieen die leidtragenden Angehörigen (besonders die hinterlassenen Weiber) mit gegen das Grab gewandtem Gesicht hin und weinen. Dann verlassen sie das Grab. Hierauf nehmen sie die Ecken von dem Kuhfell, in welches der Leichnam gewickelt ist und schneiden Riemchen; diese werden den trauernden Witwen um die Stirn gebunden. Ist keine Kuh geschlachtet, so thut es auch ein Bändchen, aus Pflanzenfasern gedreht. Am Abend oder Morgen ist dann große Totenklage beim Kraale, die, wenn der Verstorbene ein großer Mann war, sich tagelang wiederholt, und wobei so geweint und geheult wird, daß es einen Stein erbarmen möchte. Schwangere Frauen müssen weit vom Hause im Felde begraben werden, denn ihre Leichen würden den Regen vom Lande abhalten. Da es aber den Angehörigen schrecklich ist, ihre Leichen so in der Wüste zu wissen, und auch noch um eines andern, gleich zu erwähnenden Grundes willen, so brauchen viele die List, sie im Finstern wieder auszugraben und in den heimischen Bergen zu beerdigen. Dieser Grund ist, daß die Regenmacher, also die Häuptlinge an der Spitze, damit Regen machen, indem der wieder ausgescharrten Frau der Unterleib und Uterus aufgeschnitten, das Kind herausgeworfen und der Liquor amnii in bereit gehaltene Gefäße geschöpft wird. Daheim hat der Häuptling sein ntlu ea dinaka tsa pula, d. h. ein Haus, wo Ochsenhörner nach oben schauen; in diese Hörner wird das Fruchtwasser gegossen und das zieht Regen herbei. Macht man dann Regen, so setzt sich der Zauberdoktor in jenes Haus und flötet auf seiner Pfeife. Auch von Gebärenden sammelt man den Liquor amnii.

Bei allen Tschuanen spielen die Zauberdoktoren eine große, hochwichtige Rolle im Alltagsleben. Die sorglose Gemütsrichtung, die allen A-Bantu eigen, prägt sich in den Anschauungen der Tschuanen über die religiösen Dinge und in der weniger düstern Weise aus, in der sie über Zauberei denken. Auch sie glauben natürlich an Hexen und Zauberer, doch selten erreicht ihr Fanatismus dabei die furchtbare Höhe wie bei den Kaffern, und schreckliche Hinrichtungen wegen Zauberei sind nicht so an der Tagesordnung. Sonst sind freilich die Grundanschauungen die gleichen, nur haben sie keine allgemeine Verbreitung. Der Gedanke, was aus ihnen nach dem Tode würde, macht den Tschuanen wenig Sorge und einen Gott als höchstes Wesen kennen sie nicht. Der „Morimo", welchen man für einen Tschuanengott erklären möchte, ist ursprünglich nichts als eine Art Kobold, der Unfug trieb, der aber weder mit göttlicher Macht ausgestattet, noch als von Anfang an bestehend gedacht wurde. Das

nächstverwandte Wort zu Morimo ist „Barimo", welchen Ausdruck die Tschuanen häufig gebrauchen und der „die Geister der Abgestorbenen" bezeichnet. Trotzdem sie keine eigentliche Religion besitzen, hängt doch die Masse an vielen Gebräuchen, welche bei andern Völkern, die Vielgötterei treiben, als religiöse angesehen werden, z. B. eine gewisse Verehrung, die sie manchen Tieren zollen; dieselbe ist jedoch nur darauf beschränkt, daß sie das Tier nicht töten, sein Fleisch nicht genießen und sein Fell nicht gebrauchen. So finden wir auch, daß diese Gebräuche von bestimmten, dazu herangebildeten Personen gelehrt und ausgeübt werden, welche den König, oder ist der König ein Christ geworden, einen ihm an Würde zunächststehenden Heiden als ihr Oberhaupt anerkennen und welche unter den Tschuanen „Naka" („Njaka", „Njaga") heißen. Dieses Wort bezeichnet keinen Priester, sondern einen Mann, dem übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen, und ohne solche Kräfte können sie sich überhaupt einen Doktor gar nicht denken. Als die Tschuanen ein wohl in mehrere Unterfamilien geteiltes, doch noch unter einem Zepter vereinigtes Volk und Reich darstellten, war das Königtum in der Familie Baharutse erblich. Selbst als sich später die Tschuanen teilten, der eine Stamm (eine Abzweigung, Unterfamilie) ꝛc. nach Norden, die andern nach Süden, Osten, Südost und Südwest zogen und selbständige kleinere und größere Königreiche errichteten, die alte königliche Familie von den meisten ihrer Unterthanen verlassen, auf die Unterfamilie, aus der sie entsprang, beschränkt und machtlos geworden war, blieb ihr doch das Vorrecht, jene abergläubischen Gebräuche zu verrichten, und Mitglieder königlicher Familien, sowie Naka aus den neuerstandenen Tschuanareichen wanderten an den Hof der Baharutse (Bahurutse), um von dem jeweiligen Oberhaupte diese Gebräuche verrichtet zu sehen. Seitdem jedoch einzelne der losgetrennten Stammzweige der Tschuanen eigne, ziemlich mächtige Reiche errichteten und einige der Chefs oder Könige Christen geworden sind, hat dies beinahe völlig aufgehört, trotzdem aber wird von allen Tschuanen mit höchster Verehrung von der alten königlichen Familie gesprochen, welche seitdem durch des Geschickes Walten ihre Macht durch eine abermalige Teilung ihrer Mitglieder und der daraus folgenden Zersplitterung ihres Stammes völlig eingebüßt hat und gegenwärtig als Unterthanen der Transvaalkolonie in und im Weichbilde der Stadt Linokana (früher nebenbei Moilio oder Moiloa genannt) und als Unterthanen des Königs der Banquaketsen die Stadt Moschaneng bewohnt.

Zu jenen Gebräuchen, die in den einzelnen Tschuanareichen von dem Oberhaupte des Landes oder, wo verschiedene Stämme ein Reich bewohnen, von den diesen vorstehenden Häuptlingen angeordnet werden, gehört vor allem der zeremonielle Genuß der ersten geweihten Feldfrüchte (meist Kürbisse), ferner die Ausübung der Heilkunde, das Regenmachen und das Bezaubern. Dem Stammesoberhaupte als obersten Doktor, Zauberer ꝛc. stehen bei der Ausübung der Zeremonieen mit Ausnahme der ersten obengenannten, die er nur allein verrichten kann, die „Linjaka", die man jedoch auch „Naka" („Njaka") nennt, zur Seite (wir wollen sie aber der Unterscheidung und ihrer untergeordneten Stellung halber Linjaka nennen), welche die übrigen Zeremonieen der Zauberei

und der Regenmacherei verrichten und damit auch einige primitive Kenntnisse der Heilkräuter verbinden.

Dr. Emil Holub hat diese Linjaka in ihrem Thun und Treiben ziemlich ausführlich geschildert, und da dasselbe in ganz Südafrika fast überall das nämliche ist, so kann seine Darstellung wohl für den ganzen großen Völkerkomplex der Abantu gelten. Als Heilkünstler erkennt man die Linjaka der Tschuanen in der Oeffentlichkeit an einem aus Pavianfell verfertigten Mäntelchen, und in ihren Wohnungen an den aus dem Felle der Hyaena crocata (maculata) gearbeiteten Fußdecken (Teppichen), auf denen sie Audienzen erteilen. Manche tragen auch um den Hals an Schnüren oder Riemchen verschiedene Säugetier-, Vögel- und Reptilienknochen, doch immer auch vier meist aus Elfenbein, zuweilen aus Horn geschnitzte, mit eingebrannten Zeichnungen versehene Stäbchen und Pflöckchen, welche Würfel darstellen und zur Diagnose benutzt werden. Diese letzteren werden auch von Menschen getragen, welche gegen Bezahlung des Lehrgeldes bloß in dem Werfen dieser „Dolo" unterrichtet werden, ohne daß sie wirkliche Linjaka wären. Ihr Amt ist unter den Tschuanen erblich, doch werden auch wißbegierige junge Männer zu Doktoren gebildet. Der Aspirant hat als Honorar seinem Lehrer eine Kuh (gegenwärtig zumeist andre Objekte in gleichem Werte), oder falls derselbe in den Diamantenfelder „Maili" (Geld) verdient hat, 4—7 Pfd. St. zu geben und wird darauf sofort in die „Lehre" genommen. Der medizinische „Lehrkurs" beginnt mit dem Ausgraben (das „Graben" bildet einen wichtigen Begriff und eine wichtige Manipulation bei vielen Zeremonieen der Tschuanen) der Heilkräuter, wobei er von seinem Lehrmeister durch Wald und Flur geleitet, über die Spezies der Pflanzen, die zur Benützung gelangenden Teile, sowie über die Jahres- und Tageszeit, zu welcher die Pflanze ausgegraben werden muß, belehrt wird. Die gesammelten Pflanzenteile werden sodann geordnet, geröstet oder zerstampft und dann ein Pulver oder Absud derselben als „Heilmittel" erklärt, wobei jedoch gewisse Sprüche und Formalitäten bei der Zubereitung wie bei der Verabreichung zu beobachten sind, welche von den Aerzten bei der Behandlung wohlhabender Leute unter großem Lärm inszeniert werden. Ein oft verordnetes Heilmittel sind schweißtreibende Vegetabilien und dies, wie das Schröpfen um lokale, so jenes um innere, im ganzen Körper oder über größere Partieen desselben verbreitete Schmerzen (Typhus, Dysenterie ꝛc.) zu beseitigen; dabei wird der Kranke verhalten, sich in seinen besten Karroß oder in eine gekaufte Wolldecke zu hüllen, und nachdem das Mittel seine Schuldigkeit gethan, erscheint der Doktor, um den Karroß oder die Decke mit dem Schweiße, dem transpirierten Krankheitsstoffe „einzugraben", d. h. sie in Besitz zu nehmen, während der Kranke froh ist, den Grund seines Uebels aus dem Hause entfernt zu wissen. Der Patient würde es nie wagen, dieselbe zurückzufordern, sollte er auch nach seiner Genesung die Frau Doktorin mit seinem Schakalmantel in den Straßen des Dorfes herumstolzieren sehen. Den letzten Lehrkurs bildet die Belehrung über das Werfen der „Dolo". Neben dem Dienste der Medizinmänner haben die Linjaka auch einen zweiten Dienst, den der Beschwörer oder guten Zauberer zu versehen. Hierher gehören: das Herbeischaffen, der Gebrauch und der Verkauf von Mitteln, welche an einer Schnur an der Stirne und am Halse getragen, z. B. den Träger einer Löwenklaue mutig und flink, seine Verfolger träge und ihn selbst kugelfest machen sollen. Solche Mittel sind ferner: aus kleinen Tarsus- und Carpusknochen gewisser kleiner Säugetiermännchen, verschiedener Vierfüßler, Schuppen des Schuppentieres, Metatarsusknochen gewisser Vögel und den Klauen bestimmter Raubvögel, aus Schlangen- und Leguanhaut, kleinen Schildkröten, den Leibern großer Rüsselkäfer verfertigte Amulette; mit verschiedenen eingebrannten Zeichen versehene Holzpflöckchen, eingeschnittene Ziegenbockhörner und kleinere Hörnchen der zarteren Gazellenarten ꝛc., welche allein oder mit verschiedenen buntbemalten Glasperlen an eine Gras- oder Giraffenschwanzhaarschnur angefädelt als Schutz vor Krankheiten, Uebeln und Unfällen am Arme oder um den Hals getragen werden. In den Amtsberuf der Linjaka gehört endlich der Gebrauch der Dolo, um die Zukunft oder z. B. den Ort zu erfahren, an welchem ein gestohlenes Gut oder ein Flüchtling zu finden ist ꝛc. ꝛc.; die Beschwörungsweisen, um böse und unreine Menschen und Tiere zu schrecken, und sich von den ersteren zu befreien, z. B. durch das Aufhängen verschiedener Artikel unmittelbar an oder in der Nähe der Umzäunung des Gegners, durch das Errichten von Feuer in seiner Nähe, welche umgangen, umtragen und über welche gewisse Formeln gemurmelt werden. Zur Arbeit der guten Zauberer gehört auch die Ausübung der zum öffentlichen Wohle gereichenden Beschwörungsgebräuche, wie das Vergraben von zwei Antilopenhörnern an den zu einer

Stadt führenden Pfaden, das Aufhängen von Töpfen auf Pfählen zwischen den Gehöften, in manchen Hofräumen oder an den die Stadt beherrschenden Punkten, das Aufhängen von Pavianköpfen nahe am Eingange zur Kotla und der Köpfe größerer Raubtiere in der Nähe jenes Viehkraals, dessen Insassen von dem betreffenden Raubtiere getötet worden waren. All dieses geschieht, um damit Segen und Gedeihen über eine Stadt zu verbreiten, um sie gegen Feuersbrunst und feindliche Angriffe zu schützen, im letztern Falle, um die Herde vor einem weiteren Unfalle zu bewahren. Auch die Felder werden in ähnlicher Weise mit Beschwörungsmitteln umgeben, um eine gute Ernte zu sichern und die Heuschrecken abzuhalten. Aus diesem Grunde werden auch diese öffentlichen Amulette „Lipeku" genannt, auf die feierlichste und geheimnisvollste Weise bereitet (bei den Marutse am zentralen Sambesi wurden Menschenopfer zu diesem Zwecke dargebracht) und nur die ältesten Linjaka zu der Zubereitungszeremonie zugelassen. Nur einige solcher Zeremonieen sind auch Fremden zugänglich, z. B. der „khomo kho lipeku", d. h. der dem lipeku geweihte Ochs; zu dieser Zeremonie wird ein bishin weder als Zug- noch als Packtier benütztes Tier ausgesucht, diesem die Augenlider mit feinen Tiersehnen zugenäht und dasselbe wieder in die Herde eingetrieben, dabei sorgfältig bewacht und nach einiger Zeit geschlachtet; hierauf wird sein Blut mit andern Mitteln zusammengekocht und der Brei in kleinen Kürbisgefäßen aufbewahrt. Im Kriege beschmieren sich der König und die Heerführer mit diesem Brei oder behängen sich mit kleinen, damit gefüllten Gefäßen.

Linjaka, welche aus Rache oder Böswilligkeit jemandem schaden wollen, aber auch solche, deren Zauberschwindel eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, erhalten den Beinamen „Moloi", d. h. böser Zauberer, und werden gefürchtet und gehaßt, so daß schon der Name Moloi den Ausdruck der höchsten Verachtung bezeichnet, und man dem Tschuanen keinen ärgeren Schimpf anthun kann, als ihm diesen beilegen. Der Moloi erscheint den Tschuanen auch mächtiger als der Linjaka, da ihm ohne die Ausübung seiner Zaubermittel selbst die stumme Natur gehorcht, er bewegt sich, klettert über Zäune und Felsen und geht über Flüsse, ohne gehört zu werden, Feuer schadet ihm nicht, Hunde, Schakale ꝛc. hören auf zu heulen und verhalten sich stille, wenn er an ihnen vorbeigeht oder an sie herantritt. Mütter gebrauchen den Namen Moloi, um ihre schlimmen und schreienden Kinder zur Ruhe zu verweisen. Die bösen Zauberer trachten auch die Ernte zu schädigen; werden jedoch die Linjaka von ihren Häuptlingen ausgesandt, dies einem Nachbarstaate anzuthun, so trägt nur der Auftraggeber das Odium der That, sie, die bloß seinen Befehl ausgeführt, bleiben wie zuvor Linjaka. Die Tschuanen behaupten, daß die Moloi Leichen ausgraben, um ihnen gewisse Körperteile zu entnehmen, auch daß sie Neugeborne töten und aus gewissen Körperteilen derselben Zaubermittel bereiten, doch die wichtigsten ihrer Mittel (d. h. die ihrer Meinung nach schädlichsten) behaupten die Moloi von Tieren zu gewinnen, die allgemein gefürchtet sind und nur schwer in die Gewalt des Menschen gelangen, so z. B. von der Boa, vom Krokodil und andern. Haßt ein Mann seinen Nebenmenschen, ist er auf ihn eifersüchtig, so begiebt er sich in der Dämmerung zu einem Moloi, um diesen gegen entsprechendes Honorar für seinen Plan zu gewinnen. Ereignet es sich nun zufällig, daß der auf der Jagd Abwesende oder Verreiste der bösen Macht des Zauberers erliegt und natürlichen Todes stirbt oder von einem Tiere getötet wird, dann heißt es, der Mann sei im ersten Falle durch das „Molemo" (Gift), oder im letzteren Falle durch das vom Moloi gewonnene Tier (Büffel, Löwe ꝛc.) getötet worden. In Uebereinstimmung mit ihrem Charakter gelten die Moloi auch als Feinde des Regens. Die Moloi glauben durch die frischen Zweige eines grünen Busches, welche unter einer Verwünschungsformel in die Flammen geworfen werden — den Regen bannen zu können, ferner suchen sie denselben Zweck durch die Verwüstung der von den Regendoktoren ausgesetzten Zaubermittel zu erzielen, auch glauben sie, daß das wiederholte Abfeuern von Gewehren die sich nähernden Wolken verscheuche.

Der wichtigste Dienst, der von den Linjaka und ihrem Oberhaupte gefordert wird, ist die Regenbeschwörung. Da jedoch der Mißerfolg bei dieser öffentlichen Verschwörung nur zu leicht ersichtlich wäre, überträgt man zur Zeit langer Dürreperioden die Beschwörung des Regens an Linjaka aus regenreicheren Gegenden. Es sind meist die am rechten Ufer des mittleren Limpopo wohnenden Ma-lokwana, welche gegen ein Geschenk an Vieh zu dieser Arbeit gewonnen werden. In feuchten, niederschlagsreichen Jahren wird die Arbeit den heimischen Linjaka überlassen; allein oder von Freiwilligen begleitet, begeben sich dieselben auf ein speziell dazu bestimmtes fruchtbares Grundstück, um „tsimo ea pula", d. h. das Feld des Regens zu graben. Dies ist eine allgemeine

Zeremonie und geschieht zeitlich im Frühjahr. Dann folgt das Umgraben der Fluren durch die Frauen, nachdem noch zuvor durch die Männer von den Linjaka durch Beschwörung gesegnete Samen (Kafirkorn, Mais, Kürbis, Wassermelone 2c.) gekauft und diese in die vier Ecken des Feldchens eingepflanzt haben. An diesem Tage wird alle Arbeit eingestellt und erst am folgenden von den Frauen fortgesetzt. Von diesem Tage ab ist es ferner den Tschuanen verboten, die jungen Zweige der Bäume abzubrechen, vor allem aber nicht jene des Wart-en-bichi(bitje)-Baumes, der unter den Tschuanen allgemein verehrt wird. Erst zur Kafirkornreife und von dem Njaka angeführt, versammeln sich die mit Aexten und Messer versehenen Männer in der Kotla, um einige Aeste von der geheiligten Akazie abzuhauen; mit den ersten wird der an die Kotla angrenzende königliche Viehkraal ausgebessert, und nachdem dies geschehen, dasselbe an den übrigen Kraalzäunen gethan. Vor der Ernte einen abgeschnittenen Ast der Acacia detinens um Mittagszeit in einem Tschuanendorfe herumzutragen, käme einer schweren Beleidigung des Stammes gleich. Zur Erntezeit müssen alle Baum- und Buschfrüchte, Straußenfedern und Elfenbein bedeckt aus dem Walde zur Stadt gebracht werden. Hat es in der Nacht geregnet und der Regen bis zum Morgen angedauert, so bebaut niemand an diesem Tage die Felder, um den Regen nicht aufzuhalten und zu stören. Hat sich die nasse Jahreszeit eingestellt, oder, wie der Tschuane sagt, der Linjaka mit seinen Medizinen den Regen herbeigerufen, so trachten nun die letzteren auch den Regen auf längere Zeiten zu „fesseln". Aus diesem Grunde besuchen sie allein oder von ihren Schülern oder von den Besitzern der Felder begleitet einsame Orte, meist Höhen, pfeifen, schreien, murmeln Formeln und entzünden hier und da an den vorspringenden Stellen der Höhen Feuer, wobei sie zuweilen gewisse Ingredienzen ins Feuer werfen. Versagen alle angewendeten Zaubermittel und fällt kein Regen, dann wird in der Regel die Schuld auf die Masse geschoben und dieselbe irgend eines Verstoßes gegen die herkömmlichen Gesetze beschuldigt; meist sind es Witwen oder Witwer, welche der Vorwurf trifft, die vorgeschriebenen Reinigungen unterlassen zu haben. Die Untersuchung beginnt und findet sich nun ein Schuldiger oder eine Schuldige, so wird der- oder dieselbe verurteilt, sich öffentlich der Reinigung zu unterziehen. Die Linjaka bauen ihnen dann gegen Bezahlung außerhalb der Stadt Grashütten, in welcher sie einige Zeit bleiben müssen, um sich ihre Wolle vom Kopf abschaben und sich von den Linjaka reinigen zu lassen; dann erst können sie zu den Ihrigen heimkehren. Hilft auch dies nichts, dann wird eine allgemeine Reinigung des Feuers und der Herdsteine vorgenommen. Die Linjaka beseitigen in jedem Höfchen die drei Herdsteine, auf denen der Topf ans Feuer gestellt war and tragen sie auf einen bestimmten Punkt vor die Stadt, wo sie aufgehäuft und neue geweiht werden. Während der Dauer dieser Zeremonie müssen alle Herdfeuer im Orte ausgelöscht werden. Abends oder am folgenden Morgen erscheint der Unterpriester mit Reisig und einem geweihten brennenden Stock, um, nachdem die Feuerstelle gut abgescheuert worden ist, die Feuer in der ganzen Sadt anzuzünden. Sollte dies alles noch keinen Regen zur Folge haben, so ordnet man eine allgemeine Reinigung der Stadt an; herumliegende Fellstücke, Knochen, im Felde, vielleicht nahe an der Stadt zu Tage liegende Menschenreste werden begraben. Liegt der Ort in der Nähe der Begräbnisstätte eines Häuptlings, die sonst sehr geheim gehalten wird, so schlachtet man ein Stück Hausvieh, um damit den vielleicht erzürnten Toten zu besänftigen. Es werden auch ganze Jagden auf gewisse Tiere abgehalten, von welchen die Linjaka gewisse Organe als Regen beschwörende Mittel gebrauchen; diese Jagd heißt „Letschulo" und wird unter den Auspizien der Regenmacher abgehalten.

Obgleich das Christentum das Los der Frauen unter den Bekehrten etwas gemildert hat, konnte es ihnen doch viele der schwersten Arbeiten nicht abnehmen, und erst der eingeführte Pflug, dessen Gebrauch sich gegenwärtig immer mehr einbürgert, hat das Los des Tschuanenweibes erleichtert dadurch, daß der Mann ihn mit Hilfe der Ochsen verwendet, welche die Frau nie berühren darf. Einen ähnlichen guten Einfluß wird die Einbürgerung des Pflugs auf das allmähliche Verschwinden der eben beschriebenen abergläubischen und sinnlosen Regenbeschwörungsgebräuche nehmen. (Holub, Sieben Jahre in Südafrika, Bd. I, S. 412—423.)

Die langsame Revolution, welche sich nach und nach bei den Osttschuanen, den Suto, aber auch, wenngleich noch in geringerem Grade, bei den westlichen Stämmen vollzieht, zeigt sich hauptsächlich nach vier Richtungen hin: in dem allmählichen Verdrängen der Feldhacke durch den Pflug, der Rinderzucht durch

die Schafzucht, der Fellbekleidung durch europäisches Kostüm und dem zunehmenden Bezuge von Ochsenwagen, von europäischen Fabrikaten und Waren. Mit dem sicher gestellten Frieden und unter der Einflußnahme der englischen Verwaltung ist eine auffallende Besserung nach allen Richtungen hin eingetreten. Im Jahre 1866 gab noch der amtliche Bericht die folgende Beschreibung von dem Zustande der Suto: „Gänzlich verarmt, von beständigen Hungersnöten heimgesucht, besitzen sie weiter nicht die Kraft, sich ihrer Feinde zu erwehren. Ihre Erscheinung ist höchst bemitleidenswert. In alte Fetzen von Fellen gehüllt, zum größten Teile aber nackt, zum Gerippe abgemagert, scheinen sie die elendesten Geschöpfe der Welt zu sein." Zwei Jahre nach dem Einzug des englischen Residenten (1868) betrug die Revenue des Gebietes nur 3000 Pfd. St., welche als „Hüttensteuer" erhoben und in Mais gezahlt wurde. Im Jahre 1878 ergab dieselbe Steuer bereits 20,000 Pfund, und trotz der sechsfach höheren Abgabe waren die Leute zu einer Art Wohlstand gelangt! Die Kulturfortschritte, die in der kurzen Spanne Zeit von zehn Jahren gemacht wurden, sind überraschend; sie können geradezu als Beweis der großen Kulturfähigkeit der afrikanischen Rassen gelten, welche auch daraus hervorgeht, daß sie der „weißen Pest" zu widerstehen vermögen. Wo das Bleichgesicht mit den farbigen Wilden zusammenkommt, bringt es den Tod für diese mit. Nicht so die Schwarzen Afrikas; sie scheinen im Gegenteil besser zu gedeihen und es ist eine auffallende und für alle Kulturenthusiasten, die Afrika schon als Eldorado für die Europäer sehen, beherzigenswerte Thatsache, daß in den Ländergebieten der Kapkolonie, trotz allen Nachschubs, die Bevölkerungsziffer eine merkliche Bilanz zu unsern Ungunsten ergiebt. Vor zehn Jahren war das Verhältnis zwischen den Europäern und Eingebornen wie 1 : 2; heute steht es wie 1 : 3. Während also vor zehn Jahren auf 1 Europäer 2 Eingeborne kamen, kommt heute auf 3 Eingeborne 1 Europäer. Während dieser zehn Jahre ist das Lesuto von einer Wildnis thatsächlich zum bebauten Lande geworden. Fruchttragende Bäume wurden zu Hunderttausenden gepflanzt und gedeihen vortrefflich. Wo elendes Heideland war, dehnen sich nunmehr fruchtbare Felder aus; der Pflug ist an die Stelle der primitiven Kafirhaue getreten; der Weizenbau wurde eingeführt und es wird eine namhafte Menge dieser Brotfrucht exportiert; ebenso von Wolle, deren Produktion, Dank der Pflege, welche die Schafzucht findet, namhaft gestiegen ist. Von größtem Einflusse erwies sich auch die Anlage von Wegen und Straßen und es ist heute der Hauptort mit den auswärtigen Distrikten auf diese Weise verbunden.

Am auffälligsten zeigen sich die Kulturfortschritte der Tschuanen in dem ganzen Wesen der Suto. Ihre Sitten sind weit milder geworden. Zwar sind von Haus aus alle Tschuanen von größerer Weichheit des Charakters als die Kaffern, und dem entspricht sowohl der Umstand, daß sich nur ausnahmsweise infolge feindlicher Angriffe oder des Aufruhrs eines energischen Führers bei ihnen der kriegerische Geist regte, als auch eine große Empfänglichkeit und Neigung für Fremdes, sowie geringere Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse. Wie bei den eigentlichen Kaffern ist indes Ehrlichkeit bei den Tschuanen auch

da nicht zu Hause, wo der Einfluß der Zivilisation noch nicht auf sie wirkte. Verschlagenheit gehört noch mehr zum Nationalcharakter als bei den Kaffern, ohne daß ein ebenso starkes Rechtsbewußtsein vorhanden zu sein scheint. Es vereinigt sich mit dieser Verschlagenheit aber auch eine gewisse Bonhomie, so daß man ihnen wegen ihrer Unverschämtheit kaum böse werden kann. Neigung zu harmloser Fröhlichkeit und Geselligkeit herrscht bei den Tschuanen wie bei den andern Bantuvölkern; stundenlanges Beisammensitzen unter Scherz und Gelächter ist eine beliebte Unterhaltung. Da es den Tschuanen nicht an natürlichem Verstande fehlt, so kann man ihnen leicht ein ziemlich bedeutendes Maß von Kenntnissen beibringen. Ganz wunderbar ist ihr Ortssinn und Gustav Fritsch konstatierte mit Ueberraschung ihr Verständnis für karthographische Darstellungen. Was die geistige Begabung der Suto anbetrifft, so sticht nach Missionär Endemann vor allem die Fähigkeit hervor, Geschichten leicht zu behalten und genau wiederzugeben. Lesen und schreiben lernen sie so leicht als wir. Am schwersten ist aber der Rechenunterricht, für den die wenigsten Begabung zeigen. Ein kleiner Häuptling, der besonders intelligent sein wollte, hatte seit dem Tage, da er den ersten Weißen gesehen, täglich eine Perle aufgereiht; wie viele es aber waren, wußte er nicht. Hr. Endemann mußte es ihm vorzählen. (Endemann a. a. O., S. 44.) Mehrere Schulen sind bei ihnen errichtet und gut besucht und England hatte allen Grund, mit seinen farbigen Unterthanen zufrieden zu sein, die sich stets äußerst loyal zeigten, nie in ihrer Treue und Ergebenheit wankend wurden, und mit Dank anerkannten, was für sie gethan wurde. Leider traten Verhältnisse ein, welche dem guten Einvernehmen eine bedauernswerte Wendung gaben, und vor wenigen Jahren zu einem blutigen Kriege führten. Die Billigkeit fordert indes zu bemerken, daß nach Gustav Fritschs Versicherung größere Bildung die Tschuanen nur durchtriebener, nicht besser mache.

Die Völker des Sambesibeckens.

Alle Bantusprachen zerfallen in die kaffrische und die kongische Gruppe. Zu ersterer gehören alle jene Stämme der eigentlichen Kaffern sowie der Tschuanen, die wir schon betrachtet haben, dann aber auch die ganze zahlreiche Reihe von Völkern, welche man sehr unbestimmt als „Ostafrikaner" zusammenfaßt und deren wichtigste wir im Nachstehenden beschreiben wollen. Sie sitzen nicht bloß an der Küste, sondern reichen tief ins Innere, bis ins Gebiet der großen Seen zu noch unbekannten Grenzen hinein. Kein Idiom dieser Gruppe ist nun soweit bekannt, als das Suahili, d. h. die Sprache des Suahilivolkes, welches die Sansibarküste bewohnt und auf der kleinen Insel Sansibar dermalen seinen vornehmlichsten Sitz hat. Die eigentliche Heimat der Suahili war sehr wahrscheinlich an dem Küstenstriche, welcher der Insel Patta gegenüber liegt; sie wurden von dort durch die nördlicher wohnenden Galla verdrängt und haben

sich gegen Süden verbreitet, so daß die Suahili gegenwärtig den größten Teil des Küstenlandes von der Mandabai bis über Kiloa hinaus bevölkern, überall die wichtigsten Landungsplätze, sowie die dem Festlande benachbarten Inseln innehabend. Mit diesem Volke haben nun die Araber eine so enge Mischung eingegangen, daß man die Suahili jetzt selbst meistens Araber nennt, ein Name, unter welchem sie den Reisenden im Innern Afrikas häufig begegnen. Alle Suahili sind Muhammedaner und halten nicht allein an diesem Glaubensbekenntnisse fest, sondern suchen auch, wo immer sie in das Innere des Landes vordringen, den Islam zu verbreiten. Die Suahili sind ein eifriges und energisches Handelsvolk, welches fast den ganzen Verkehr an der ostafrikanischen Küste in seinen Händen hat; bis weit ins innere haben sie ihre Handelsstationen vorgeschoben, im Mondlande auf der Handelsstraße nach dem Tanganyikasee haben sie längst festen Fuß gefaßt, an seinen Ufern, in Udschidschi haben sie sich eingebürgert und ihre Kanoen durchfurchen das ungeheure Binnengewässer. Livingstone begegnete ihnen unter den Makololo, einem Stamm der Tschuanen, und im Jahre 1852 durchkreuzte eine Streifpartie von Suahilikaufleuten sogar den ganzen afrikanischen Kontinent bis nach Benguela am Atlantischen Ozean. Kein Wunder daher, daß das Suahili verstanden wird längs der Küste von Madagaskar und Arabien, ja selbst in Indien, und in einem großen Teile Zentralafrikas in alltäglichem Gebrauche ist. Das erfuhr Kapitän Burton auf seinen Reisen; sogar am Kongo, an der Westküste, konnte er sich durch das Suahili mit dem Volke verständlich machen. Ohne Zweifel ist diese weit verbreitete Sprache die ausgebildetste unter den südafrikanischen, und sie verdankt ihre Vorzüge nächst dem geweckten Geiste des Volkes hauptsächlich dem lebhaften Verkehre, in welchem dasselbe von jeher mit Kulturvölkern, namentlich mit Arabern und Persern gestanden hat. In lexikographischer Hinsicht hat das Suahili noch nicht ganz das semitische Element abgestreift, insoferne als durch den langen Verkehr mit Arabien und durch den Islam sich manche arabische Wörter eingemischt haben, aber in bezug auf grammatische Form und Bildung ist das Suahili rein afrikanisch. Reiner und ursprünglicher sind freilich die unkultivierten Dialekte der benachbarten heidnischen Stämme. Was die letzteren betrifft, so gehört das Kipare und das Kiteita, das am obern Pangani, die Dschaggasprache, die am Kilima-Ndscharo, und die Wanikasprache, die nordwestlich von Mombas gesprochen wird, zum Suahili. Die Waschinsisprache, zwischen der Küste und der Landschaft Usambara, hat die nächste Verwandtschaft mit dem Wasiguadialekt. Das Idiom von Usambara ist wieder mehr mit den von Pare und Nguru verwandt. Dieselbe innige Verwandtschaft in der Sprache zeigt sich bei den andern der Küste näher liegenden Volksstämmen bis weit nach Süden.

Die Zahl der hierher gehörigen Völkerschaften ist geradezu Legion, so daß wir uns damit begnügen müssen, die wichtigsten von ihnen aufzuzählen und aus diesen wiederum die hauptsächlichsten behufs näherer Beschreibung herauszugreifen. Wenn wir nun im Süden an den Ufern des Limpopo beginnen, so treffen wir hier bis zum Sambesi hinan noch verschiedene Stämme der Küstenkaffern, welche jedoch auch ziemlich tief ins Innere reichen, dann die kleinen

Stämme der Makombe, Matuka, Balonga und Banyai, welch letztere ein vorzüglich schöner Menschenschlag sind. Man findet unter ihnen viele von der Milchkaffeefarbe, die allerorten für vornehm gilt. Nach Einrichtungen, Sitten und Aberglauben zeigen sie die nächste Verwandtschaft, mit den mittelafrikanischen Stämmen. Ihnen reihen sich südlich die Maschona an, welche nahe Verwandte der Makalaka sind und wie diese von den Matebele beherrscht werden.

Bei den Banyai erbt die Häuptlingswürde niemals vom Vater auf den Sohn fort, sondern geht regelmäßig und zwar durch Wahl aller freien Männer auf eine Seitenlinie über. Hat der erwählte Häuptling nach herkömmlichem Sträuben die Würde angenommen, so gehen Weiber, Kinder und alles Besitztum seines Vorgängers auf ihn über. Die Söhne der freien Männer begeben sich vom zwölften bis fünfzehnten Jahre zu irgend einem Häuptling, gewissermaßen als Knappen oder Pagen, um sich in allem, was zu einem echten Banyai gehört, auszubilden, weshalb dieses Verhältnis selbst auch „Banyai" genannt wird. Sie verlassen ihren Häuptling nicht eher und heiraten auch nicht früher, als bis andre Jünglinge ihre Stelle einnehmen. Von ihren Eltern werden sie mit Sklaven versehen, die für sie die Gärten bebauen, welche zu ihrem Unterhalte dienen. Sind sie zu ihren Eltern zurückgekehrt, so werden ihnen einige Fragen zur Prüfung vorgelegt, und höchst erfreut sind die Eltern, wenn die Antworten gut ausfallen. Bei den Banyai befehlen übrigens von Rechts wegen die Frauen, und die Männer müssen gehorchen. Doch herrscht diese Abhängigkeit des Mannes bloß, wenn er arm ist und den Schwiegereltern die Tochter oder, wie es die Leute selbst ansehen, die elterlichen Ansprüche an dieselbe nicht abkaufen kann. Ein solcher muß in das schwiegerelterliche Haus oder Dorf ziehen und hat nicht nur der Frau zu gehorchen, sondern schuldet auch der Schwiegermutter bestimmte Rücksichten. Ist er des Pantoffelregimentes müde, so kann er gehen, aber die etwaigen Kinder verbleiben der Frau. Die Frauen, welche für die Speisung des Mannes Sorge zu tragen haben, sind sehr ängstlich für ihren guten Ruf besorgt; sie unterwerfen sich bei dem geringsten Verdacht, daß eine derselben den gemeinschaftlichen Eheherrn behext habe, freiwillig einer Art Gottesurteil, dem „Muawi". Von dem herbeigerufenen Zauberdoktor wird nämlich ein Aufguß bereitet; die Frauen begeben sich zusammen hinaus aufs Feld, und nachdem sie eine Zeitlang gefastet, trinken sie, indem sie unter Aufhebung der Hände ihre Unschuld beteuern, der Reihe nach von dem Tranke. Diejenigen nun, welche ihn wieder ausbrechen, gelten als unschuldig, für schuldig dagegen die, bei denen der Trank abführend wirkt, und diese werden dann zum Feuertode verurteilt. Die Unschuldigen kehren wieder nach Hause zurück und bringen ihren Schutzgeistern einen Hahn als Dankopfer dar.

Die Maschona nähern sich im Gesichtsausdrucke sehr dem jüdischen Typus und sind entstellt durch übermäßigen Schnupftabaksgebrauch und durch häufige Blatternarben; auch treten ihre Kiefer so stark hervor, daß sie den Finger nicht auf Nase und Mund zugleich legen können. Sie sind ein schwächliches, entnervtes Volk. Ihre Kleidung besteht aus einem Tierfelle, das sie lose hinabhängen lassen; sobald sie jedoch „Machole", d. h. Sklaven geworden sind, haben sie dieses gegen ein Lendenstück von in Streifen geschnittenen Wildkatzenfelle zu vertauschen. Zerstreut unter ihren Herren, den Matebele, wohnend, sind sie allen Mißhandlungen der letzteren ausgesetzt. Die Maschona treiben Ackerbau und verstehen sich gut auf Metallarbeiten; einen großen Teil ihres Tributes an die Matebele haben sie in Eisenwaren zu entrichten, welche sie sogar mit Verzierungen, eingeschnittenen Figuren, allerdings höchst unvollkommener Art, versehen. Dabei legen sie einen merkwürdigen Sinn für die regelmäßige Kreisform an den Tag. Fremde, welche ihr Land durchziehen, haben manches von ihrer Zudringlichkeit zu leiden. Alt und jung rennt herbei, den Ankömmling zu „sehen", d. h. „Ntusa" (Geschenke) zu erbitten, aber keine bringend. Sie bieten Milch, Bier, Tabak, Korn zum Verkaufe an, können aber niemals mit der Bezahlung zufriedengestellt werden. Jeder Vorübergehende grüßt mit „saku bona" (ich sehe dich), verlangt auch auf seinen Gruß eine spezielle Entgegnung, widrigenfalls er augenblicklich durch Scheltworte sich Luft macht. Erwidert man aber den Gruß, so folgt sicher die Bitte um ein Geschenk.

Ueberschreiten wir den Sambesi, so haust auf dem weiten Lande zwischen dem Nyassasee und der Mosambikküste eine beträchtliche Anzahl wenig oder

gar nicht bekannter Völkerschaften. Unter den Mohiau oder Wahiao, den Mabiha, Wangindo, Wakingoli, Wamuera u. s. w. sind vielleicht die Makonda am unteren Rufuma die bedeutendsten. Ihrer Sprache nach weichen sie von den am Sambesi sitzenden Völkern ab, müssen aber gleich diesen zu der großen Bantufamilie gerechnet werden. Sie sind scheu und leben in steter Furcht vor Ueberfällen der Sklavenräuber. Die Frauen tragen einen höchst sonderbaren Zierrat, der aber nicht bloß hier, sondern auch am obern und untern Schire sowie durch die ganzen östlichen Hochlande allgemein verbreitet ist. Es ist dies das sogenannte „Pelele", ein Ring in der Oberlippe. Schon den kleinen Mädchen wird die Oberlippe mit einer Nadel dicht unter der Nase durchstochen. Nachdem die Wunde verharscht ist, wird die Nadel herausgenommen und durch eine dickere ersetzt, auf die wieder eine stärkere folgt und so fort, monate- und jahrelang, bis schließlich das Loch in der Lippe so groß geworden ist, daß ein Ring von etwa 5 cm Durchmesser mit Leichtigkeit in dasselbe hineingesteckt werden kann. Kein Frauenzimmer erscheint ohne diese seltsame Tracht, außer wenn sie trauert. Ganz abscheulich wird jedoch das Lachen, weil die Backenmuskeln dann das Pelele bis über die Augenbrauen aufwärts ziehen, während zu gleicher Zeit die Nasenspitze durch das Loch schaut und die spitz abgefeilten Zähne des großen Mundes sichtbar werden, der nun dem Rachen eines Krokodils oder einer Katze gleicht. Natürlich können infolge dieser Verunstaltung die Lippenlaute nicht ordentlich ausgesprochen werden; allein sie ist Modesache und bei einzelnen Stämmen, wie bei den Mabiha am rechten Ufer des Rufuma, sogar bei Männern üblich. Das noch wenig bekannte Binnenland zwischen der Mosambikküste und dem Nyassa wird großenteils von den verschiedenen Stämmen der Makua oder Mokkua, einer der körperlich wohl gebildetsten afrikanischen Rassen, bewohnt, welche durch eine besondere Vorliebe zum Tättowieren sich auszeichnet.

Dieses bisher so gut wie völlig unbekannte Volk der Makua ward in jüngster Zeit von H. E. O'Neill, britischem Konsul in Mosambik, ziemlich eingehend studiert und beschrieben. Die Makua, welche ein Gebiet größer als England bewohnen, zerfallen nach ihm in vier große Abteilungen: Die unteren Makua, die Lomwe oder oberen Makua, die Maua und die Medo. Von den beiden letzteren ist bis jetzt nichts Genaueres bekannt; doch glaubt O'Neill, daß sie sich in keinem wesentlichen Punkte von den beiden ersten unterscheiden, höchstens nur durch einige dialektische Abweichungen, sowie durch andre Stammesmarken und Charakteristiken. Bei den unteren Makua und Lomwe sind die Stammeszeichen oder Tättowierungen unter den diversen Unterabteilungen des Volkes sehr verschieden. Am tiefsten und ausgeprägtesten finden sie sich bei den unteren Makua: auf der Stirn tragen dieselben groß und breit einen Halbmond, dessen beide Spitzen bis zu den Schläfen reichen, und an beiden Mundwinkeln tiefe, nach oben gerichtete, etwa 2 cm lange Narben. Gruppen von Flecken und kurze dicke Linien auf Armen, Bauch und Rücken vervollständigen den sonderbaren Schmuck. Den Halbmond tragen aber nur die Männer; die Abzeichen der Weiber sind leichter gehalten und weniger zahlreich. Je weiter man nach Westen kommt, desto spärlicher und leichter werden auch bei beiden Geschlechtern die Tättowierungen, und unter den Lomwe sieht man manche Gesichter, welche davon fast frei sind. Der junge Makuastutzer sammelt und bindet sein Haar mit feinen, aus der Wurzel des Mlambabaumes gefertigten Bändern sauber in Strähnen von 6 mm Durchmesser, welche steif wie kurze Ruten vom Kopfe abstehen und nur an der Basis beweglich sind. Auf die Enden derselben werden dann Bündel großer, roter Perlen gesteckt. Andre rasieren sich breite Furchen auf dem Kopfe, die sich rechtwinkelig schneiden,

und lassen das Haar in längeren Vierecken stehen. Die Vorderzähne werden gewöhnlich spitz gefeilt; die Weiber tragen in der Oberlippe eine aus einer großen Meermuschel gefertigte Scheibe oder einen Cylinder, der mitunter bis an die Nase reicht, eine Art „Pelele". Hinsichtlich der Tracht läßt sich nicht viel sagen, weil so wenig getragen wird und die Tracht überall die gleiche, einfache ist. Wo Zeug zu kaufen ist, tragen die Männer einen bandartigen Streifen um die Hüften, an welchem hinten und vorn Lappen von 25—30 cm hängen, und die am vollständigsten bekleideten Weiber winden sich unterhalb der Taille ein Stück um den Leib, das bis zu den Knieen hinabreicht. Weiter im Westen treten Tierfelle an die Stelle des Zeuges; dieselben werden von beiden Geschlechtern in der eben erwähnten Form von Lappen getragen, die zuweilen sonderbar zugeschnitten sind: für das Hinterteil besonders beliebt ist der Arm eines Malteserkreuzes mit den Spitzen nach unten. Messingringe um Arme und Beine sind der unterscheidende Schmuck eines Makuahäuptlings und seiner Frauen und werden von keinem andern getragen. Unter dem gemeinen Volke aber sieht man oft Weiber mit einem Perlenkranze um die Stirn und jüngere mit einem schweren Wulste derselben, meist rot und schwarz, um den Hals.

Recht eigentümliche Begrüßungsformen herrschen unter diesen Leuten. Um seinen Häuptling oder sonst eine Respektsperson zu begrüßen, biegt sich der Makua nach vorn, streckt beide Arme in ihrer ganzen Länge in einem spitzen Winkel zum Körper aus und schlägt zwei-, dreimal oder öfter, je nach dem Grade der Ehrerbietung, die er beweisen will, mit den Händen zusammen. O'Neill beobachtete einmal das merkwürdige Schauspiel der Morgenbegrüßung eines Makuahäuptlings durch seine Weiber. Mehr als dreißig derselben lagen vor der Veranda, in welcher ihr Gebieter saß, auf den Knieen und klatschten mit aufrechtem Oberkörper langsam und leise mit den Händen, wobei eine den Takt angab. Das dauerte verschiedene Minuten, und währenddessen mußte der Reisende außerhalb der Umzäunung warten und durfte erst näher treten, als die Weiber sich erhoben und wegbegeben hatten.

Der Makuahäuptling lebt allein unter seinen Weibern; der Umfriedigung, welche seine und ihre Hütten umschließt, wagen nur wenige Privilegierte sich zu nahen. Seine „Baraza" für offizielle Audienzen liegt stets außerhalb derselben. Die Weiber kochen sein Essen, brauen aus Mais den „Pombe", welchen er aus einer von einer seiner Lieblingsfrauen gehaltenen Kalebasse trinkt, und warten ihm beständig auf, seines Winkes und seiner Launen gewärtig. Besucht er einen Fremden, so begleiten ihn oft einige seiner Weiber und selbst als Schwertträger sah O'Neill eine derselben fungieren. Viele halten eine große Anzahl Weiber, bis zu 100 und 200, und die Umzäunungen, welche die Hütten derselben einschließen, sind in der That groß genug, um solche Zahlen glaublich erscheinen zu lassen. Wenn einer von O'Neills Führern ihm einen großen Begriff von der Wichtigkeit eines Häuptlings beibringen wollte, so sagte er gewöhnlich: „Er weiß nicht, in welcher Hütte er schläft." Vielleicht um einen Anhalt in betreff seines Aufenthaltes zu haben, sind die Weiberhütten in Vierecke geteilt, in deren jedem 30—40 Frauen wohnen, 4—5 in jeder Hütte. In periodischen Zwischenräumen begiebt sich der Gebieter von einer zu der andern, ein Ereignis, welches von den Insassinnen der beglückten Abteilung durch ein großes Schlagen der Trommeln gefeiert wird. Die Scheidung zwischen diesen Abteilungen liegt für das Auge eines Fremden nicht klar zu Tage; allein überall wurde dem Reisenden ihr Vorhandensein versichert. Auch bedeutet ein solches Wandern des Häuptlings keine Verlegung seiner Residenz — denn seine eigne Hütte ist stets von denen seiner Weiber getrennt — sondern nur eine Aenderung in den Zielen seiner ehelichen Besuche.

Der Makua ist ein leidenschaftlicher Freund vom öffentlichen Sprechen. Das Sonderbarste dabei ist, daß ihn stets ein zweiter, eine Art von Assistent, begleitet, welcher zu gleicher Zeit sich erhebt, zuvörderst in hohem Falsett um Aufmerksamkeit bittet und bei jeder Pause, welche der Sprecher macht, unter Variationen damit fortfährt. Der Zweck davon scheint zu sein, ungeschickte Pausen zu vermeiden; teilweise scheint ein musikalischer Instinkt dazu anzutreiben. Wenn der Redner in seiner Erregung die Stimme ungebührlich erhebt, so moduliert sein Assistent sofort seine Begleitung, wie um die Rauheit von dessen Stimme zu entschuldigen oder vielleicht, um durch den Gegensatz die Kraft seiner Worte zu erhöhen. Wenn der erste den Schluß seiner Rede herausdonnert, so verlängert der zweite sein schließendes Akkompagnement und läßt es leiser und leiser werden, bis es in den möglichst sanftesten Tönen erstirbt. Der Redner und sein Assistent wechseln in rascher Folge miteinander ab, und die Sätze sind stets kurz.

Die Tänze der Makua sind weder graziös noch in ihrem Charakter zart; manche Bewegungen sind absichtlich verführerisch. O'Neill beschreibt einen solchen ihm zu Ehren aufgeführten Tanz. Die Tänzerinnen, alle Häuptlingsfrauen, trugen an Armen und Beinen Messingringe, um den Leib den gewöhnlichen bis zu den Knieen reichenden Streifen Kaliko und in einer Hand einen Zebraschwanz. Sie bogen den Körper leicht nach vorn und schwenkten den Schwanz langsam von der einen Seite zur andern. In dieser Stellung hielten sie die Muskeln des Oberkörpers möglichst schlaff, offenbar um die rasche seitliche Bewegung der Hüften und des Gesäßes mit größerem Effekte bewerkstelligen zu können, wobei sie die Beine etwas breit stellten und abwechselnd vorwärts und rückwärts einige Schritte watschelten. Die älteste Hexe der Gesellschaft schlug dazu eine tieftönende Trommel und trieb mit schriller Stimme und schnellerem Takte die Tänzerinnen zum äußersten an, bis sie erklärten vor Erschöpfung umsinken zu müssen. Zwei kleinere, mit Stöcken geschlagene Trommeln und ein schriller, mißtönender Chorus, an welchem sich sämtliche Weiber beteiligten, erhöhte die allgemeine Aufregung und den Lärm. Dieser Tanz ist aber nicht den Makua eigentümlich. O'Neill beobachtete einen ganz ähnlichen bei einer Hochzeit im Wazaramalande gegenüber von Sansibar.

Der Makua scheint einen schattenhaften Glauben an eine allmächtige Gottheit „Mlugu" genannt, zu besitzen, bringt dieselbe jedoch mit den Unglücksfällen und Segnungen dieses Lebens nicht in irgend welche Verbindung und erweist weder ihr noch ihrem Abbilde irgend welche Anbetung oder Verehrung. Dagegen glaubt er fest an das Vorhandensein böser Geister, die unter den Lebenden herumstreichen und schreibt ihnen alles Böse, Krankheit, Trockenheit und selbst den Tod zu. Sein Helfer in der Not ist der Zauberdoktor, seine Mittel Präparate aus Wurzeln und Rinden, auch Speisen und Zeug, welches an Baumästen aufgehängt wird, um den erzürnten Geist zu besänftigen. Aber diese Geister sind seinem Glauben nach nur böse und unnatürliche; von der Existenz einer unsterblichen Seele im menschlichen Körper weiß er nichts. Den Tod halten die Makua für einen ewigen Schlaf. Ihre Toten mit Ausnahme der Häuptlinge werden in liegender Stellung begraben. Diese werden sitzend bestattet, was mit jenem Glauben in Widerspruch zu stehen scheint, ebenso wie die Thatsache, daß manchmal mit einem mächtigen Häuptlinge auch lebende Menschen begraben werden, wie um ihm im Jenseits als Gefährten zu dienen.

Das Land wird von einer Anzahl kleiner Despoten regiert, deren Wort in ihrem Machtbereiche als Gesetz gilt. Den mächtigeren stehen einige Unterhäuptlinge zur Seite, welche geringere Zwistigkeiten schlichten; doch können die Parteien stets an den Oberhäuptling appellieren. Das Amt mancher dieser Häuptlinge ist keine Sinekure: O'Neill fand die mächtigsten derselben stets damit beschäftigt, Klagen anzuhören und Verbrechen zu bestrafen; diese primitiven Gerichtshöfe sind alle von derselben Bauart: ein großes, regenschirmartiges Bauwerk aus Bambu, mit Gras gedeckt und im Innern mit Leopardenfellen geschmückt, welche vom Dache herabhängen. An einer Seite befindet sich ein Baldachin mit einem niedrigen Sitze für den Häuptling und außen ein gabelförmiger, im Boden befestigter Pfahl, an welchen die Delinquenten angebunden werden. Bei der Mehrzahl der Makua- und Lomwe-Häuptlinge bemerkte O'Neill keine Spur von absichtlicher Grausamkeit, wie sie sonst unter afrikanischen Herrschern nicht ungewöhnlich ist. Ihre große Anzahl und Unabhängigkeit bildet ein heilsames Gegengewicht gegen Willkür und Ungerechtigkeit; denn wenn einer durch solche Gelüste sich verhaßt macht, so hat das Volk ein einfaches Gegenmittel: es verläßt ihn und sucht sich einen milderen und gerechteren Herrn.

Um Schuld oder Unschuld eines Angeklagten oder überhaupt irgend einen zweifelhaften Punkt festzustellen, wird, wie auch anderwärts in Afrika, der giftige Absud einer Baumrinde zu trinken gegeben und zwar, wenn es sich um keine Person handelt, einem Hunde. So mußte O'Neill die Entscheidung der Frage, ob er eine gewisse Straße gehen sollte oder nicht, diesem „Gottesurteile" anheim stellen. Die Beschneidung wird bei den Makua oft, aber nicht regelmäßig ausgeübt und scheint im Belieben des einzelnen zu liegen. (Globus, Bd. XLI, S. 295—298.)

Westlich vom Nyassabecken hausen Millionen dunkelfarbiger Menschen, unter welchen wir bloß die Marawi, Mazitu, Tschewa, Tumbuka, Mangandscha und Babisa als die bekanntesten hervorheben wollen. Wir können auch noch der Basunga gedenken, welche als tüchtige Eisenarbeiter

bemerkenswert sind. Die Marawi im Westen des Schire und um das südliche Nyassa bauen süße Kartoffeln von ungeheurer Größe und treiben Ackerbau in ziemlich ausgedehnter Weise. Sonst erzählen die Portugiesen sonderbare Dinge von diesen Marawi, welche auf die Intelligenz des Volkes gerade kein günstiges Licht werfen. Bessere Begriffe erhielt man von seiner Gewerbsthätigkeit. Zahlreiche Handwerker verfertigen sehr geschätzte Arm- und Beinringe aus Elfenbein. Auch ihre Eisenfabrikate entbehren nicht der Tauglichkeit und der Vollendung der Form, obwohl sie dabei nur einen Stein als Amboß, einen zweiten Stein als Hammer und zwei Stückchen Holz als Zange handhaben. Ihre „Njumba" oder Häuser sind rund und haben höchstens nur $2^1/_4$ m Durchmesser. Der „Dumpse" oder Familienvater übt eine despotische Gewalt über seine ganze Hausgenossenschaft, kann jedes Mitglied derselben verkaufen oder töten und streicht allein das Kaufgeld bei Heiraten ein. Vielweiberei gilt für ehrenvoll und jedes Weib hat seine eigne Hütte. Die Heiraten sind höchst einfach, weit feierlicher die Begräbnisse von Häuptlingen, mit denen früher auch Weiber lebendig begraben wurden. Noch viel barbarischer sind die Hexenverbrennungen. Hexen und Hexenmeister werden stets durch den giftigen „Muawe"-Trank, dem Erythrophlaeum ordale entnommen, überführt. In Verdachtsfällen von Diebstahl sind Feuer- und Wasserproben gang und gäbe. Die Marawi sind sehr betrügerisch und sehr abergläubisch; Amulette, besonders Antilopenschwänze, „Mechiras" stehen in hohem Ansehen. Die religiösen Vorstellungen, worin sich nur ziemlich unbestimmte Ideen von einem höchsten unsichtbaren Wesen entdecken lassen, scheinen auf die Verehrung der „Musimos" oder der Geister der Abgeschiedenen beschränkt. In Sprache und Lebensart haben die Tschewa viel mit den Marawi gemein. Sie halten viel Rindvieh, schlachten aber nur selten ein Stück davon, sondern essen vorzüglich gern Hunde, welche sie verschneiden und mästen. Auch bei ihnen ist die Beerdigung der Häuptlinge von äußerst barbarischen Zeremonieen begleitet. Zur Bekleidung bedienen sie sich, nicht wie die Marawi, der Felle, sondern der Baumrindenstoffe. Ein besonderes Volk im Gebiete der Tschewa bilden die Tumbuka, welche sich dort als Pächter, als nur geduldete Ansiedler niedergelassen haben. Sie leben in Polygamie und ernähren sich von Ackerbau und Viehzucht. Von den Tschewa unterscheiden sie sich außer in der Bekleidung auch durch ihren Kopfputz, ihre großen „Njunzo". Am Nyassasee finden wir den kräftigen Stamm der Ajawa, der um den Besitz des Landes mit den entnervten Mangandscha stritt, deren Lebensweise jener der Marawi sehr ähnlich ist. Diese Mangandscha stehen, wenn sie ihr Gesicht durch das Pelele und ihren Körper nicht absichtlich verunstalten, im allgemeinen etwas höher als die übrigen Afrikaner. Ganz mit Unrecht hält sie Livingstone für den „urechten Negertypus". Ihnen fehlt vor allem die aufgestülpte Nase, und der Sprache nach sind sie sicherlich zu den Kafferstämmen zu rechnen. Am besten erscheinen die Mangandscha des Tieflandes; ihr Auftreten ist männlich, ihre Sinnesart entschlossen. Im allgemeinen sind sie gut gewachsen, ihre Gliedmaßen schön und ebenmäßig gebaut. Bei erwachsenen Männern erscheint die Muskulatur geradezu riesenhaft. Die Stellung der häßlich verunstalteten Frauen ist eine

weniger gedrückte als sonst in Afrika, ja sie können sogar zur Würde eines Häuptlings gelangen. Die Mangandscha bearbeiten das Eisen, weben Baumwolle, flechten Körbe und treiben Ackerbau. Eine günstige Vorstellung erweckt ihre Rechtspflege, doch geht auch bei ihnen der Giftbecher oder Muawe im Schwange. Bisweilen nehmen sie ihre Zuflucht zur Magie, um einen Verbrecher zu entdecken. Die Mangandscha glauben an ein höchstes Wesen „Mpambe", und wie es scheint auch an die Unsterblichkeit der Seele. Im übrigen sind sie im höchsten Grade unreinlich und arger Völlerei ergeben, namentlich leidenschaftliche Biertrinker, endlich auch unverbesserliche Sklavenhändler. Menschen sind nämlich oft der einzige Artikel, für welche sie fremde Waren erhalten können; die Häuptlinge verkaufen daher ihr eignes Volk. Das wissen die benachbarten Ajawa und bringen demnach Messing, Ringe, Töpferwaren und selbst hübsche Mädchen in die Mangandschalande. Diese Ajawa wurden die Herren der Gegend und gleichzeitig die Blutsverwandten der Besiegten; bald darauf lagen sie aber gemeinsam im Kampfe gegen die fremden wandernden Kriegshorden der wilden Mazitu, welche vom Schirefluſſe bis zu den Quellen des Arruanga, vom Nyassa bis zum Luvembasee ihre Beutezüge ausdehnen. Am nördlichsten, zwischen Nyassa- und Bangweolosee, sitzen die Babisa, ein Volk, weit umherwandernder Händler, die sowohl durch Schädelform als durch die Art der Hautnarben sich wesentlich von den benachbarten Mangandscha unterscheiden. Durch Unternehmungsgeist, Mut und ihre weiten Reisen in den Ländern um den Nyassasee berühmt, schaffen sie den größten Teil der Sklaven und des Elfenbeins aus dem Innern nach den Küstenplätzen. In der Regel verkaufen sie ihre eignen Leute nicht, sind daher mächtiger als andre Stämme. Babisa bewohnen auch die Hochlande von Lobisa, aber unähnlich ihren wohlhabenden und mächtigen Stammverwandten in der Niederung des Nyassasees leben diese in den drückendsten Verhältnissen; Krieg und Sklavenraub haben sie zu Grunde gerichtet.

Bei diesen nördlichen Bantu herrscht überall mehr oder weniger eine Art selbständiger Kultur; bei ihnen gilt das Wort des Gebieters, die einzelnen Stämme haben abgeschlossene Grenzen und das Volk hat das Bewußtsein, einem „Reich" anzugehören. Freilich ist das Reich an die Person des Königs geknüpft, nicht umgekehrt. Reiche erstehen, erweitern sich, sinken, zerfallen mit diesem. Städte werden abgebrochen und verlegt nach der Laune desselben. Ein ständiges Wandern! Ein drastisches Beispiel giebt hierfür das Schicksal der Makololo, eines Sutostammes. Als Livingstone 1852—1854 die Landschaften am mittleren Sambesi durchzog, waren die Makololo das herrschende Volk im fruchtbaren Thale des gegenwärtig zum Marutse-Mambundareiche gehörigen Sambesi und hatten sich ausgedehnte Teile des Nachbargebietes unterworfen. Ihre Herrschaft stand schon damals auf schwachen Füßen und Livingstone prophezeite auf seiner zweiten Reise an den Sambesi den Fall des Makololoreiches. Die Makololo wurden in der That von Barotse (Marutse), Makalaka und Luina überfallen, alle ausgerottet und ihr Name wird von den Landkarten völlig verschwinden müssen. Die Frauen verteilten die Sieger unter sich. Merkwürdigerweise blieb

aber die Sprache des vernichteten Volksstammes das Lesuto und vererbte sich auf die Sieger. Gegenwärtig ist die von den Makololo angenommene Sprache das Hauptorgan des neuen Reiches der Barotse, aber nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit, sondern ziemlich verderbt.

Das neue Reich der Barotse, das Marutse-Mambundareich scheint nun an die Person des despotischen Königs Sepopo geknüpft, welcher in Neu-Sescheke am linken Ufer des Sambesi seine Residenz aufschlug, und liegt etwa im Südwesten der oben erwähnten Babisa. Heutzutage bewohnen das auf den Trümmern des Makololoreiches entstandene Reich neben vom Süden eingewanderten Bamangwatoflüchtlingen und den nur durch die Frauen repräsentierten Makololoresten 84 eingeborne Stämme. Darunter sind die wichtigsten die Marutse, welche die fruchtbaren, mit zahlreichen Städten bedeckten Thäler des Barotselandes zu beiden Seiten des Sambesistromes in einer Breite von 320—390 km bewohnen und die Sarotsesprache sprechen; die Mambunda, der schönste Menschenschlag jener Gegend, welche das Land der erstgenannten von Nordosten und Osten umwohnen, hauptsächlich jedoch ihre Wohnplätze am Ober- und Mittellaufe der Nebenflüsse des Sambesi: Njoko, Lombe und Loi aufgeschlagen haben; endlich die Masupia, an beiden Ufern des Sambesi nach dessen Vereinigung mit dem Tschobe angesiedelt und die Wachposten gegen die im Süden und Osten sich anreihenden Bamangwato und Matabele bildend. Die Beherrscher des Reiches sehen die meisten der eingebornen Stämme, mit Ausnahme der Marutse, als wirkliche Unterthanen, ja Sklaven an, und nur ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung, meist Stämme des Ostens, befindet sich in dem Verhältnisse der bloßen Tributpflichtigkeit. Dem Könige werden von seinen Landeskindern Naturalsteuern, bestehend aus Korn, Mais, getrockneten Früchten, Kürbissen, Tabak, Gummi-Elastikum, Matten, Kanoen, Rudern, Waffen, Töpfen, Schüsseln aus Holz, Musikinstrumenten, Tierhäuten, frischem und getrockneten Fisch- und Nilpferdfleisch in bestimmten Quantitäten abgeliefert. Die bloß Tribut zahlenden Völker haben dem Marutse-Mambundaherrscher eine bestimmte Zahl von Elfenbeinzähnen und Häuten einer großen grauen und dunkelbraunen langbehaarten Lemurspezies abzuführen.

An den Bewohnern des Marutse-Mambundareiches beobachtete Dr. Holub, dem wir die eigentliche Erforschung dieses Gebietes verdanken, eine nicht unbedeutende Stufe geistiger Fähigkeiten, einen hohen Grad von Thatkraft und besondere Begabung der Kunstfertigkeit. In moralischer Beziehung stehen sie zwar tiefer als die meisten eingebornen Stämme Südafrikas, doch hält Dr. Holub diesen Zustand für einen Ausfluß primitiver Urwüchsigkeit. Uebrigens fand der Reisende die Völker des Marutse-Mambundareiches mutig, unerschrocken, ausdauernd. Ebenso selten wie Tollkühnheit war bei ihnen Feigheit wahrzunehmen. Im ganzen lobt Dr. Holub ihre Freundlichkeit, Bescheidenheit, Liebe, Treue und Redlichkeit. Doch beobachtete er auch Arroganz, namentlich gegen die weißen Händler, Falschheit, Hang zum Stehlen und zur Grausamkeit, ferner einen geringen Grad von Mitgefühl und elterlicher und kindlicher Zuneignng, die sonst in Afrika überall anzutreffen sind. Holub berichtet, je weiter vom Sambesi nach Norden die Stämme wohnten, desto gutmütiger und zutraulicher zum Weißen erschienen sie. Dankbarkeit dem Weißen gegenüber sei unstreitig bei allen Stämmen vorhanden, aber auch Neid, Eifersucht, Rachsucht und Hinterlist und eine sehr ausgebildete Eitelkeit. Von den schlechten Eigenschaften dieser Sambesivölker lasse sich, meint Holub, weil sie in geistiger Beziehung vielversprechend seien, durch tristige Zurechtweisung und durch gutes Beispiel

vonseiten des Herrschers viel verbessern. Namentlich müsse der unzüchtigen Sitte des „Mulekau“ und des „Kischitanzes“ entgegenarbeitet und womöglich auf Festigung der ehelichen Treue gesehen werden.

Ein Haupthindernis des Fortschrittes in geistiger Beziehung liegt in dem furchtbar grassierenden Aberglauben, welcher seinen Hauptherd gewöhnlich im Königshause hat und vom Herrscher wissentlich unter den Unterthanen verbreitet und befördert wird. Sepepo verstand es vorzüglich, sich vor seinen Untergebenen als Zauberer groß, berühmt und gefürchtet zu machen, und nur durch lauter Gaukeleien, war es ihm möglich, sich trotz seiner großen Grausamkeit am Throne zu erhalten. Zaubermittel fand Holub eine Legion. Eine zu Zauberzwecken gebrauchte abscheuliche Grausamkeit besteht darin, beim Beginne eines Krieges, nach Erbauung einer Stadt, bei Landplagen und andern wichtigen Gelegenheiten bestimmte Teile des menschlichen Körpers zu opfern, das ist bei Lebzeiten vom menschlichen Körper abzutrennen und an bestimmten Orten in Gefäßen aufzubewahren. Der König ist der Chef aller Zauberer. Er hat hinter seinem Empfangshause längs der Hofeinfriedung eine Reihe von bemalten Thontöpfen und Kalebassen stehen, die sämtlich abergläubische Mittel enthalten. Die Gefäße stehen auf Holzfüßchen, auf Stäbchen, Baumwurzeln und sind teilweise durch Miniaturdächer gegen Sonne und Regen geschützt. Außerdem hat der König eine eigne Hütte für seinen medizinischen Besitz und die zahlreichen Amulette erbaut. In der Mitte derselben war ein Baumstamm gepflanzt, der über und über mit Zaubermitteln, Fellen, Wurzeln, Gras, Stroh, Blättern, Körbchen, Flaschen, Schüsseln mit schwärzlichem Staub, Rinden u. s. f. und solche enthaltenden Gefäßen behangen war. Der tiefe Aberglaube erzeugt großes Mißtrauen gegen jeden, der nur etwas Ungewöhnliches begeht. Einsames Wandeln an einem wenig besuchten Orte, besonders zu ungewöhnlicher Stunde, tiefes Nachbrüten, auffallende Gesten, längere Selbstgespräche ꝛc. erregen Verdacht. Das Ausschütten von Flüssigkeiten vor der Hof- oder Hausthüre wird als ein Zauberversuch zum Schaden des Hausherrn oder desjenigen angenommen, der unvorsichtigerweise über die nasse Stelle hinwegschreitet. Unwohlsein wird in der Regel, öfter auch der Tod als durch Zauberei oder Uebelwollen eines andern bedingt angesehen. Läßt einer oder der andre der Unterthanen merken, daß sich bei ihm das Nachdenken über die blöde Zauberei rege, so wird er leicht aus der Menge herausgefunden, einfach des Hochverrates und andrer nicht begangener Verbrechen angeklagt und aus dem Wege geräumt.

Was die religiösen Vorstellungen der Marutse-Mambundaleute betrifft, so glauben sie an ein unsichtbares, allwissendes Wesen, das genau das Thun eines jeden Menschen beobachtet und mit jedem nach Belieben verfährt. Man scheut sich, seinen Namen auszusprechen und bedient sich in der Regel eines Ersatzwortes: „Molemo“, das gute und böse Geister, Heil- und Zaubermittel, Gifte, Amulette ꝛc. bezeichnen kann. Die richtige Benennung für dieses allwissende Wesen, ist „Njambe“. Beim Aussprechen dieses Wortes erheben die Eingebornen ihre Augen zum Firmament, weisen dahin mit der Hand oder thun beides, oder sie geben eine der beiden Ausdrucksweisen kund, ohne den Namen „Njambe“ auszusprechen. Der Reisende beobachtete Viele, die das Wort mit: „Er da oben“, oder mit: „Er“ umschrieben. Sie meinen dieses mächtige Wesen lebe in dem Blau des Firmamentes. Stirbt jemand, so hat ihn Njambe aus der Mitte der Seinigen genommen. Der zum Tode verurteilte Verbrecher ergiebt sich mit stiller Resignation in sein Geschick, denn er ist überzeugt, die von Njambe über ihn verhängte Strafe verdient zu haben. Bei den meisten Völkerschaften des Marutse-Mambundareiches finden sich auch Anzeichen des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode.

An der Spitze des Staates steht der König, der auch eine weibliche Person sein kann. Er besitzt ausgedehnte Ländereien, die von seinen zahlreichen Gemahlinnen und deren Gefolge besorgt werden, erhält als Krongut das Elfenbein eingeliefert und befindet sich, da der Gesamthandel nach außen einzig in seinen Händen ist, in ziemlich wohlhabenden Verhältnissen. Ihm gehört der ganze Herdenbesitz des Landes; doch will er ihn dem Scheine nach nicht ohne weiteres ausgeliefert haben, sondern weiß sich auf andre Weise, dadurch, daß er zum Beispiel den Besitzer einfach der Zauberei oder des Hochverrates anklagt und hinrichten läßt, alles dessen, was ihm beliebt, zu bemächtigen, denn der Herrscher des Marutse-Mambundareiches kann das Leben nehmen, wann und wie er will; er kann zu Sklaven machen, wen und wie viele er will; er kann seine Hand nach der Frau eines jeden ausstrecken; er kann ferner Kinder ergreifen, wenn er deren zu seinen Zauberzwecken bedarf; höchst eigentümlich ist auch die Sitte, daß es für Hochverrat gelten würde, wenn jemand eine ansehnlichere Sache besitzen würde, als sie das

königliche Eigentum aufweist. Der Regent besitzt immer das Schönste, was von den Nachbarvölkern und den Weißen eingetauscht wird. Holub bot oft den Marutseleuten Geschenke an, die jedoch, wenn es mehr ungewöhnliche Dinge betraf, mit den Worten zurückgewiesen wurden: „Wir dürfen sie nicht nehmen, wir wissen nicht, ob sie Sepopo besitzt."

Der König hat gewöhnlich seinen Sitz unter den Barotse (Sepopo jedoch residierte in Sescheke), ist von einem zahlreichen Hofstaate umgeben, der aus 10—30 Königinnen, jede mit 5—10 Dienerinnen, einer Anzahl königlicher Sprossen, einem Troß von Dienern, meist Pferde-, Vieh-, Hundehütern, Boten, Spionen u. s. f., einem Zirkel von Angehörigen der Königinnen, mehreren hohen Würdenträgern, einigen Chefs als Vertretern der wichtigsten Stämme, einer Anzahl von alten Heilkünstlern, dem Scharfrichter, einer Fischerkolonie, Jägern und Nilpferdjägern, sowie aus Kanoeaufsehern und Honigsuchern besteht. Jeder hat seinen Platz angewiesen, wo er sich in der Nähe der königlichen Häuseranlage niederlassen darf. Um den Palast des Königs wohnen mit einer Anzahl ihrer Mannschaften die ihm treu ergebenen Häuptlinge. In einem weiteren Kreise wohnen Stammesoberhäupter, denen er nicht traut, und am äußersten Rande der ganzen Gruppe wohnen solche Häuptlinge, von denen der König beständig Angriffe zu erwarten hat. Auf Holubs Befragen nach der Ursache dieser Verteilung antwortete der König, es sei ihm am liebsten, im Momente der Gefahr seine Getreuen um sich und die aufrührerischen Elemente möglichst weit entfernt zu haben. Zahlreiche andre Würdenträger des Reiches haben ihre Wohnsitze in den verschiedenen Landesgebieten der Stämme. Dem Könige Sepopo steht ein engerer Rat zur Seite, der demselben ein gefügiges Werkzeug bei jedem grausamen Beginnen abgab, ferner ein großer Rat, welcher aber, wenngleich ein Kollegium von ehrbaren Stammesoberhäuptern umfassend, beim Volke wegen seiner Machtlosigkeit nicht jenes Ansehen besitzt, das er verdient.

Die Handhabung der Rechtspflege bei den Völkerschaften des oberen Sambesi ist sehr interessant, besonders die Verhängung der höchsten Strafe. Wenn ein Mann eines wirklichen oder fälschlich eines Verbrechens angeklagt wird, bescheidet ihn der Herrscher vor den versammelten großen Rat, wo ihm im Beratungssaale der Prozeß gemacht werden soll. Fühlt der König kein persönliches Interesse an dem ganzen Vorfalle, liegt der Anklage kein persönliches Uebelwollen von seiner Seite zu Grunde, so wird der Ausspruch dem großen Rate überlassen, und stimmt dieser für den Tod, so wird der Angeklagte dem Gottesurteile mit dem Giftbecher unterworfen. Der Verurteilte wird dem Scharfrichter übergeben und muß sich auf die im Walde liegende Schädelstätte, von seinen Anklägern und seinen Freunden begleitet, begeben. Hier wird er seiner Kleidung beraubt und ihm ein Gewand aus halbtrockenen Zweigen um die Lenden befestigt, worauf ihm der Scharfrichter alle Armringe und sonstigen Schmuck am Körper zerbricht. Nachdem man den Verurteilten auf ein Joch gesetzt, wird ihm der Giftbecher gereicht, den er zu leeren hat. Seine Ankläger dringen nun mit Schmähreden und drohenden Gebärden auf ihn ein, während seine Freunde seine Unschuld beteuern und hoffen, daß Njambe ihn das Gift erbrechen machen werde. Nachdem der Unglückliche einige Minuten auf dem Joche zugebracht, nehmen ihn die dem Akte beiwohnenden Heilkünstler herab, drehen und schütteln ihn ein wenig, um das Gift im Körper rascher wirken zu machen. Hierauf wird er wieder auf das Joch gesetzt, und er beginnt entweder das Gift zu erbrechen oder er stürzt besinnungslos zusammen. In letzterem Falle ist seine Schuld evident, und er wird an einem in der Nähe angezündeten Feuer dadurch, daß man seinen Oberkörper darüber hält und ihn, auch wenn er noch lebte, erstickt, vollends getötet und seine Leiche verbrannt.

Das industriellste Volk im Marutse-Mambundareiche sollen die Maschona sein; doch fand Holub, daß sie in gewissen Zweigen der Industrie von andern Stämmen des Reiches übertroffen werden. Mannigfache Varietäten von irdenen und hölzernen Kochgeräten, Gefäße und Geschirre zum Aufbewahren von Nahrungsmitteln, Kalebassen, Löffel aus Holzfasern, Flechtarbeiten aus Gras, Säcke, Körbe aus Stroh, Messer von 10—12 cm Klingenlänge und 2—4 cm Breite sind die anerkennenswerten Produkte der Industrie, und die Leistungen auf dem Gebiete des Bauwesens (die Gebäude bestehen aus einem inneren und äußeren Hause und haben einen Vor-, Außen- und Innenbau), und die praktischen Anlagen der königlichen Wohnungen zu Alt- und Neu-Sescheke sind, als von einem autodidaktischen Volke herrührend, als höchst bedeutende zu bezeichnen. Das Bestreben nach Schutz gegen die Unbilden einer feindlichen Umgebung erzeugte das Bedürfnis vervollkommneter Waffen, die denn auch die Völker des Marutse-Mambundareiches in den zahlreichen Wurf-, Stoß-, Hieb-, Schneide-, Schlag- und Schutzwaffen,

mehreren Arten von Assagaien, dieser Nationalwaffe der Südafrikaner, deren besondere Stücke zum Töten von Menschen, Krokodilen, Leguanen, Fischen, Nilpferden, Elefanten u. s. w. hergestellt werden, in reichlicher Menge besitzen.

Einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit bekunden auch die Geräte der Eingebornen zum Anfertigen von Kleidungsstücken, Werkzeuge zu Metallarbeiten, zum Kanoebau, Behälter für Heil- und Zaubermittel, dann die aus Kalebaß-Pianos, Zithern, langen Trommeln, Streichinstrumenten aus Papyrusstauden, sanduhrförmigen Doppeltrommeln, Reib- und Alarmtrommeln, Stahlhandschuhen, Glöckchen, Schellen, Pfeifen ꝛc. bestehenden musikalischen Instrumente. Besonders merkwürdig sind die Stahlhandschuhe als Musikinstrument. Nach Holubs Beschreibung sind sie etwa 20 cm lang, ähneln zwei länglichen, etwas zusammengedrückten, in einen länglichen Stiel auslaufenden, durch diesen zusammenhängenden, doch nicht kommunizierenden Stahlglocken. Je ein Paar dieser Handschuhe wird an je eine Hand aufgestülpt und bei den Tanzevolutionen, besonders beim Elefantentanze, mit welchem eines der größten Trinkgelage verbunden ist, im Takte aneinander geschlagen. König Sepopo besaß zwei Paare davon, und nach Holubs Versuchen erzeugten sie in jeder Hinsicht reine, wohlklingende Töne.

Zur Befriedigung der Rauch- und Schnupflust dienen schöngeschnitzte, unsern Zigarrenspitzen nicht unähnliche Pfeifen, den türkischen Nargileh gleichende, mit Wasser gefüllte Behälter, Tabaksdosen aus Elfenbein, Tier- und Vogelknochen, aus Tierklauen und der Haut von Schlangen und Leguanen, Leder, Fruchtschalen und Rinde gefertigt. Auch an Schmuck-, Toilette- und Spielartikeln, die teils aus Metall (Arm- und Fußringe), teils aus Elfenbein (Brasselette, Haarkämme) und andern Stoffen hergestellt sind, giebt es bei den Marutse-Mambundastämmen keinen Mangel. Schalen von Wasserschildkröten werden zum Kopfschmucke verwendet, und der Körper wird mitunter mit phantastischen Figuren tättowiert. Ein eigener Industrieartikel sind aus Holz gearbeitete, mit Leder überzogene Ruhestühlchen, Kopfkissen, zierlich gefügte Fliegenwedel und ähnliches mehr.

Das Rauchen der Dacha oder Hanfpfeife bei den Marutse (mit Wasser gefülltes Horn, an dem seitlich das eigentliche Rohr mit dem Pfeifenkopfe angebracht ist).

Die Jagd, welche im Marutse-Mambundareiche von einzelnen Personen und von ganzen Gesellschaften (manchmal von über 2000 Männern) betrieben wird, zerfällt in Wasser- und Landjagd und wird auf dieselbe Art wie in Europa betrieben. Die wichtigsten Jagdtiere sind Elefanten, mähnenlose Löwen, Leoparden, graue Schakale, Hyänen, Giraffen, Fischottern, Antilopen, Lemure, Gnu, Büffel, Rhinozerosse und Nilpferde. Geflügeljagden sind selten. Komisch erscheint uns die Sitte, daß alles, was in des Königs Nähe erlegt wird, als von ihm erlegt betrachtet und erklärt wird. Die Fischerei wird eifrig betrieben, zerfällt in den Fisch- und Wasserreptilienfang und geschieht auf fünf Arten. Fischkost wird häufig genossen, selbst am Hofe des Königs, welchen die beim Hofstaate befindliche Fischerkolonie stets mit frischer Waare zu versorgen hat. Der Fang von Wasserleguanen und Krokodilen mittels riesiger Doppelangeln, deren Gesamtvorrichtung sehr kunstreich ausgeführt ist, wird allgemein betrieben und oftmals vom Könige anbefohlen. Als Köder für Krokodile wird etwas verwestes Hundefleisch mit Vorliebe gebraucht. Die Hauptbeschäftigung der Eingebornen des Marutse-Mambundareiches ist der Ackerbau, der wegen der günstigen klimatischen und Bodenverhält-

nisse reichlichen Ertrag liefert, so daß Hungersnot, der größte Feind der Einwohner selbst gesegneter Länder, unbekannt ist. In die Bearbeitung der Felder teilen sich beide Geschlechter: der Mann übernimmt die schwere, die Frau die leichtere Arbeit. Selbst Königinnen obliegen dem Landbaue. Die Felder sind sorgfältig bebaut, bewässert und werden von den Frauen durch fleißiges Jäten reingehalten. (Holub, Sieben Jahre in Südafrika, Bd. II, S. 336—390.)

Die Völker des Innern.

Wir wenden uns weiter nach Norden und betreten mit dem Tanganyikabecken das Gebiet eines Sprachenkreises, welcher nordwärts bis über die Nilseen hinaus und in das Gallaland, ostwärts bis an die Küste und westwärts zu noch unbestimmten Grenzen sich erstreckt. Es sei hier gleich auf eine Eigentümlichkeit dieses Sprachgebietes aufmerksam gemacht, welche in ihrer häufigen Wiederkehr für geographische Namen von Belang ist. Die Präfixen U, Wa und M bedeuten bei allen diesen Völkern das Land, seine Bewohner und die einzelne Person. So bedeutet Udschidschi das Land, seine Bewohner sind die Wadschidschi und ein einzelner davon ist ein Mdschidschi. Im östlichen Zentralafrika existieren große Kaiser- und Königreiche, so die bedeutenden Kaiserreiche von Uganda und von Ruanda mit einer geschätzten Bevölkerung von je fünf Millionen Köpfen; das Reich Urundi mit drei Millionen; die Königreiche von Usagara, die beiden Usui, Unyoro, Karagwe, Usongora und Ukerewe, welche alle unter dem despotischen Regime von Monarchen stehen. In Westzentralafrika, vom Tanganyikasee bis zur Mündung des Kongo, ist die Bevölkerung in kleine unbedeutende Distrikte geteilt, Städte und Dörfer, die jede unter einem eigenen Oberhaupte stehen. Alle sind von einem intensiven Handelsgeiste beseelt und die hervorstechendsten Züge sind Götzendienst, Feindseligkeiten untereinander und ein thörichter Stolz. Die Mehrzahl derselben sind dem Kannibalismus ergeben, doch fand Stanley neben solchen Menschenfressern auch wieder Stämme, die sich des Reisenden in gastfreundlichster Weise annahmen und im ganzen bemerkt er, daß die Völkerschaften, welche unter den Einfluß der an der Ostküste herrschenden Araber gekommen sind, verderbt, schlecht und gefährlich seien, während die von diesem Einflusse frei Gebliebenen ihre angeborne Charaktergüte oder doch wenigstens Lenkbarkeit sich bewahrt haben. Der große Kongo bildet aber in seiner nördlichen Ausbiegung bis über den Aequator hinaus die Grenze gegen das Vordringen des arabischen Einflusses, der sich in Ostafrika weit nach Süden — bis 11° s. Br. — und ebenso in Westafrika am unteren Kongo weit ausgebreitet hat. Stanleys Reise hat ferner festgestellt, daß alle Völkerschaften Innerafrikas sprachlich miteinander verwandt sind und mit den Kaffern des Südens zusammenhängen. Sie sind also unzweifelhaft Glieder der großen Bantufamilie. Auch hier natürlich ist eine vollständige Aufzählung aller bekannt gewordenen Stämme, oder gar eine detaillierte Schilderung derselben, ganz unmöglich. Wir begnügen uns, die wichtigsten darunter zu betrachten.

Unter den östlichsten Repräsentanten dieser Gruppe greifen wir die Wa-Ngwana, die eingebornen Schwarzen von Sansibar heraus, welche in Charakter und Anlagen vielfach den schwarzen Stämmen des Festlandes ähneln. Stanley findet sie warmer Liebe und Zuneigung fähig, sie zeigen Dankbarkeit und andre edle Züge, sind gewandt, ehrlich, fleißig, gelehrig, unternehmend, rechtschaffen und wohlgesittet, kurz stehen mit den Menschen jeder andern Rasse oder Farbe gleich. „Während sie sehr abergläubisch sind, sehr leicht verzagen und den Einflüsterungen einer vagen Furcht in unvernünftigster Weise ihr Ohr bieten, können sie doch auch wieder durch eine verständige und vorsichtige Behandlung und Leitung dazu vermocht werden, über ihre eigene Leichtgläubigkeit zu lachen; sie lassen sich auch durch anregende Worte in eine herzhafte mutige Stimmung und Haltung versetzen, so daß sie Leiden wie Stoiker geduldig ertragen und wie Helden kämpfen. Es hängt meist ganz und gar von dem Führer einer Schar von solchen Männern ab, ob ihre schlechtesten oder ihre besten Eigenschaften die Oberhand gewinnen sollen." (Henry M. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Leipzig 1878. 8°. Bd. I, S. 53—54.) Von ernsterem und rauherem Charakter als die Wa-Ngwana sind die Wanyamwesi und Wasukuma, d. h. die Eingebornen von Unyamwesi und Usukuwa, Menschen von großer Stärke und Ausdauer, gutartig und gelehrig bei guter Behandlung. Ihre Tüchtigkeit und Gewandtheit als Krieger, ihre Hartnäckigkeit bei Verfolgung ihrer Absichten und ihre entschiedene Festigkeit bei der Verteidigung der Rechte ihres erwählten Häuptlings gegen die Fremden haben den Barden Zentralafrikas reichen Stoff für ihre Gesänge geliefert.

Unter den näheren Umwohnern des großen Ukerewesees sind die Wakerewe, die Waruma und die Waganda die bedeutendsten. Die Wakerewe sind ein unternehmendes, handeltreibendes, äußerst freundliches und friedliches Volk und sitzen auf zahlreichen Inseln des Sees. Ihre Kähne sieht man längs Ugeyeya, Usongora und Uzinza, und durch ihre Rührigkeit und ihre Handelsbeziehungen haben sie sich bei den Stämmen weit im Binnenlande so bekannt gemacht, daß ihr Name auf den See übertragen ward. Sie sind ausgezeichnet durch männliche Schönheit und edle Proportionen und gehen meistens ganz nackt. Die Waruma sind ebenfalls schöne mannhafte Leute mit übergroßem Selbstvertrauen, die Waganda aber stehen unter einem „Kabaka" (Kaiser), welcher ein Reich von 2600 km Länge und 370 km Breite beherrscht, das außer Uganda noch Usoga, Unyoro, Usui und Karagwe umfaßt und fünf Millionen Unterthanen zählt, welcher endlich einen geordneten Hofstaat mit einem „Katekire", Premierminister, besitzt und über ein Heer von 150,000 Kriegern verfügt, die freilich nach Landessitte mit Ocker und Pfeifenthon sich bemalen.

Stanley sah einen großen Teil des Heeres vorbeiziehen. Es folgte ein Befehlshaber nach dem andern und eine Heeresabteilung nach der andern, jede einzelne für das Ohr des Eingebornen an dem ihr eigentümlichen Trommelschlag erkennbar. Die Armee hat sonst keine Organisation und ist mit Lanze und Schild bewaffnet; nur etwa fünfzig Mann besitzen sehr altmodische Flinten und befinden sich deshalb gewöhnlich in der Nähe des Kabaka. Die Waganda sind vielleicht das einzige Volk Afrikas, das eine Fahne besitzt; die Flagge Ugandas ist zweifarbig, weiß und rot, und endet mit drei Affenschwänzen. Uganda hat auch eine vielleicht in ganz Afrika einzig dastehende Regierungsform; hier

ist Arbeitsteilung und Uebertragung des Staatsdienstes auf verschiedene Häupter, die im Range von Staatsministern und Kabinettsmitgliedern stehen. Ihnen ist „Kahota" vorgesetzt, der mit „Kongowi", dem Generalissimus der Armee, den Vorsitz führt. Letzterer unternimmt mitunter Raubzüge und plündert seine eigenen Landsleute. Der Kabaka gilt für einen absoluten Herrscher, ist aber nicht so mächtig und absolut, als die Berichte früherer Reisenden ihn darstellten. Die Häuptlinge beanspruchen einen großen Teil der Macht und des Besitzes. Wenn ein König von Uganda stirbt, so fällt die Wahl eines neuen Königs auf eines der Kinder, welches ihm geboren wurde, nachdem er König geworden ist. Drei Häuptlinge leiten die Wahl; wenn sie nicht darüber einig werden können, so kommt es zum Kampf untereinander. Der König hat sehr wenig Land für sich im Besitz, und deshalb muß man sich wundern, daß die Häuptlinge ihm so viele Ehre erweisen. Er hält täglich Ratsversammlungen, wobei ihm mit gebeugten Knieen Bericht erstattet wird. Ein Erkenntnis spricht er nur in ernsten Fällen aus und sein Verdikt ist Tod. Wegen größerer Vergehen werden die Ohren abgeschnitten. Der gegenwärtige Kabaka, Mtesa mit Namen, hatte den Islam und später das Christentum angenommen, dabei die Menschenopfer und andre Ausbrüche des rohen Heidentums abgeschafft und Uganda ein gewisses Maß von Zivilisation gegeben, ist aber in jüngster Zeit in das Heidentum zurückverfallen; am 23. Dezember 1879 faßte er in feierlicher Sitzung den Beschluß, den Missionären das Lehren zu verbieten und Einheimische, die sich von ihnen unterrichten lassen, mit dem Tode zu bestrafen. Ein Erlaß verordnete, daß die Waganda bei dem Glauben und den Sitten der Vorfahren zu beharren haben, eine Entscheidung, welche von den versammelten Häuptlingen mit Freuden begrüßt wurde. Das Volk ist mild und kindlich, abergläubisch und furchtsam, keineswegs kriegerisch. Der Uganda arbeitet nur wenig oder gar nicht, seine Pfeife und „Merissa" oder „Pombe" (Bier) ist der Himmel seines Glückes, wie jenes der meisten Stämme des Seengebietes, von welchen die Einwohner Usongoras ihr Bier durch lange Strohhalme einsaugen. Den hauptsächlichsten Industriezweig der Waganda bildet das Gerben von Tierfällen, worin sogar ein vorteilhafter Vergleich mit den bezüglichen Leistungen Europas soll angestellt werden können. Die Bearbeitung des Bodens ist den Weibern übertragen; es geschieht übrigens auf diesem Gebiet nicht mehr, als es der Lebensunterhalt erfordert. Die Männer beschäftigen sich mit der Elefantenjagd, um Elfenbein zu gewinnen. (C. Chaillé. Long. Central Africa. Naked Truths of naked People. London 1876. 8°. S. 127.)

Auf noch tieferer Gesittungsstufe stehen die meisten Um- und Anwohner des Ukerewe. Im östlichsten Teile desselben sind die Menschen ganz nackt, was Stanley auch schon in der südlicheren Binnenlandschaft Urimi beobachtete. Sie tragen Muschelzierate und sind mit Speeren, Bogen und Schleudern bewaffnet. In dem benachbarten Unyoro wird der Bau der Hütten ein andrer und an die Stelle der Bananen treten süße Kartoffeln mit Salz als Hauptnahrungsmittel. Ganz eigentümliche ethnographische Verhältnisse herrschen in dem Gebiete des zentralafrikanischen Bergriesen Gambaragara. Auf diesem fast auf dem Aequator gelegenen Berge soll ein Volk von europäischer Hautfarbe leben. Es soll ein hübscher Menschenschlag mit sehr schönen Frauen sein; das Haar ist gekräuselt, aber fast bräunlich, die Gesichtszüge regelmäßig, die Lippen schmal, die Nase wohlgeformt, aber an der Spitze dick. Stanley sah zu verschiedenen Zeiten fünf bis sechs Individuen dieses rätselhaften Volkes und hätte sie, ohne das negerartige Haar, für Südeuropäer, wie Griechen, oder hellfarbige Asiaten, wie Syrier oder Armenier, gehalten. (Stanley, Durch den dunkeln Erdteil, Bd. I, S. 465.) Weiter südwärts in Usongora, einem Vorgebirge des Muta Nsige, lebt ein tapferes und gefürchtetes Volk, welches große Herden besitzt. Am Ende des Vorgebirges liegen die Inseln des Seestaates Utumbi. Auf dem Westufer des Muta Nsige ist das Kannibalenreich Ukondschu, das Südende nimmt das große Land Ruanda ein, welches noch kein Fremder betreten durfte.

Wenden wir uns weiter südwärts, nach dem Tanganyika zu, so stoßen wir auf die Watuta, ein besonders gefährliches Geschlecht, „die einzig wahren afrikanischen Beduinen, deren Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider sie ist". Ihre Nachbarn müssen die Dörfer mit uneinnehmbaren Zäunen umgeben, Weiber und Kinder müssen bewacht und Brennmaterial kann nur in größerer Gesellschaft abgeholt werden. Ebenso muß der Reisende all seine Geschicklichkeit, Kaltblütigkeit und Klugheit aufbieten, um unversehrt an den Schlupfwinkeln dieser Freibeuter vorbeizukommen. (A. a. O., Bd. I, S. 541.) Auf der Westseite des Tanganyika wohnen die Waguha, ein ungemein zeremoniöses Volk, unter dem die Kunst, das Haar in die wunderlichsten Formen zu bringen, in hoher Blüte steht.

Ihrem Aeußeren nach schließen sich die Anwohner des Lualaba den Bewohnern von Lunda, den Niamniam, den Pahuin ꝛc. an, indem sie sich vor den typischen Negern der westlichen Küstenlandschaften vorteilhaft auszeichnen. „Die Manjuema," sagt Livingstone, „unterscheiden sich in ihrem Aeußeren sehr von den häßlichen Negern an der Westküste. Schön geformte Köpfe sind gewöhnlich und im allgemeinen stehen Männer wie Frauen weit über den Sklaven in Sansibar und andern Orten. Die Phrenologie läßt uns im Stich, wenn wir ihren niedrigen moralischen Standpunkt erklären wollen ... Die Frauen haben eine warme hellbraune Hautfarbe, gerade Nasen, schön geformte Köpfe, kleine Hände und Füße und vollkommene Körperformen ... Die Frauen sind so viel hübscher als die Sansibarsklavinnen, daß alle Sklavenhändler darauf erpicht sind, die wirklich hübschen hellfarbigen Manjuemafrauen zu erlangen ... Sie würden noch viel hübscher sein, wenn sie sich nicht durch das Spitzfeilen der Zähne und das Ausbauchen der Nasenflügel mittels eines durch den Nasenknorpel gesteckten Grasstückchens entstellten. Glücklicherweise können sie aber ihre reizenden schwarzen Augen, ihre schöne Stirn, die zierlich gerundeten Glieder, die wohlgebildeten Formen und die kleinen Hände und Füße nicht verändern ... Kazembes Königin würde in London, Paris oder New York als wirkliche Schönheit geschätzt werden und doch hat sie ein kleines Loch durch den Knorpel nahe an der Spitze ihrer schönen, leicht gewölbten Nase ... In einer Versammlung beim Häuptling Insama, der westlich vom Südende des Tanganyika wohnt, sah ich ebensoviele schön geformte, intelligente Köpfe, wie man sie in Versammlungen zu London oder Paris findet, und den wohlgestalteten Köpfen entsprachen Gesicht und Figur ... Die Bakuß oder Bakun im Westen des Lualaba am Lomame sind im allgemeinen große, schöne, starke Bursche, die weit über den Sansibarsklaven stehen und nichts gemein haben mit den Negern an der Westküste, keine vorstehenden Kiefer, keinen Scheunthormund, keine Spornferſen."

Ueber Lebensweise, Einrichtungen ꝛc. der Lualabaanwohner besitzen wir nur wenige Andeutungen. Sie sind fleißig, ehrlich und treiben viel Feldbau. Märkte werden zu bestimmten Zeiten gehalten und die Frauen, in ihre besten, von der Taille bis zu den Knieen reichenden Röcke gekleidet, beziehen sie in großer Zahl. Sie haben kein gemeinschaftliches Staatswesen, es giebt keinen einzigen großen Häuptling in ganz Manjuema, während doch die südlich an-

grenzenden Länder von den beiden großen Fürsten Muatajanvo und Kazembe beherrscht werden; jeder Häuptling ist von jedem andern unabhängig, zwischen den verschiedenen Abteilungen des Volkes — Manjuema, Balegga, Babire, Basire, Bakuß — besteht kein politischer Zusammenhang. Den guten Geist nennen sie „Ngulu" oder den Großen, den Geist des Bösen, der in der Tiefe wohnt, „Mulambu". Eine heiße Quelle bei Bambarre gehört ihrer Meinung nach diesem Wesen, das auch den Tod durch Ertrinken oder sonstige Unglücksfälle verursacht.

„Die Manjuema," berichtet Livingstone, „sind sicherlich Menschenfresser, aber sie essen nur im Krieg getötete Feinde, scheinen bei ihren kannibalischen Orgien von Rache angestachelt zu sein und lassen nicht gern Fremde als Zuschauer zu. Ich bot vergebens eine hohe Belohnung jedem, der mir die Gelegenheit verschaffen würde, ein Kannibalenfest mit anzusehen. Einige intelligente Männer sagten mir, das Fleisch sei nicht gut und nach seinem Genuß träume man von dem Toten. Frauen nehmen niemals teil." Weiter nördlich betritt man aber das Gebiet professioneller Kannibalen. Mit dem Rufe: „Wir werden heute Fleisch essen!" stürzten die Amu-Nyam sich auf Stanleys Expedition. Nicht um ein Haar besser erwiesen sich die wilden Mwana-Ntaba und die am linken Ufer des Lualaba wohnenden Bakumu, sowie die Wané-Mpungu. Die Waregga, die Bewohner des Landes Uregga, lebten von der Welt völlig abgeschlossen. Ihre Dörfer sind lange Reihen von Häusern, die untereinander verbunden sind; manches deutet darauf hin, daß bei ihnen im häuslichen Leben mehr Geselligkeit herrscht als sonst in Ostafrika. Auch sind sie viel kunstfertiger als viele andre Stämme. Uebrigens versichert Livingstone wiederholt, daß die Leute an Gestalt und Schädelbildung zum mindesten gleichstünden mit jenen, welche in London Vorlesungen über sie hielten. Uns jedoch erscheint es, als bedürfe es immerhin einiger Vorliebe, um über etwelche Eigentümlichkeiten der „unverdorbenen" Eingebornen hinwegzusehen, z. B. gerade über den Kannibalismus im Westen des Tanganyika, und es kann uns die Entschuldigung, daß sie durch den „Soko", einen großen Affen der Gorilla- oder Schimpansengattung, der ganz delikat sein soll, Appetit auf Menschenfleisch bekommen haben, eben nicht als genügender Milderungsgrund erscheinen. Ueberdies sind sie mit Mord und Totschlag ungemein rasch zur Hand und Livingstone muß, wenn auch mit sichtlichem Widerstreben, den Abgang aller religiösen Ideen bei ihnen konstatieren. Allerdings werden alle diese moralischen Mängel durch die Sklavenhändler nicht gebessert.

Livingstone lernte den Sklavenhandel kennen in seinen verschiedenen Abstufungen, von da an wo nur Verbrecher zur Strafe verkauft werden, bis dahin wo die aus Schwäche niedergesunkenen und liegengelassenen Sklaven vom Sklavenjoche frei gemacht und aufs neue verhandelt werden, ja wo die eigenen Stammesgenossen und Familienglieder sich untereinander verkaufen. Unzählige gehen auf dem Wege zur Meeresküste zu Grunde. So schreibt Livingstone am 19. Juni 1866: „Wir kamen bei einer Frau vorüber, die mit dem Hals an einen Baum gebunden und tot war. Die Eingebornen der Gegend sagten aus: sie habe nicht Schritt halten können mit den übrigen Sklaven, und ihr Herr habe nicht gewollt, daß sie, wenn sie sich eine Zeitlang ausgeruht habe, Eigentum eines andern werde. Ich will hier bemerken, daß wir andre sahen, die in ähn-

licher Weise festgebunden waren, und eine Unglückliche lag erschossen oder erstochen in einer Blutlache. Wir erhielten die überall gleichlautende Erklärung, daß der Araber, dem diese Opfer gehört hatten, wütend darüber, durch das Unvermögen der Sklaven den Marsch fortzusetzen, sein Geld zu verlieren, seinem Zorn durch Ermordung derselben Luft gemacht habe." (Horace Waller, Letzte Reise von David Livingstone in Zentralafrika. Hamburg 1875. 8°. Bd. I, S. 78.) Und wie es bei solchen Sklavenjagden je und je zugeht, davon mußte Livingstone unfreiwillig in Nyangwe am Lualaba Zeuge sein. Dort kommen an einem heißen Julitag 1871 gegen 1500 Leute auf dem Markte zusammen. Livingstone geht über denselben und freut sich des frischen fröhlichen Treibens. Da sieht er wie einige arabische Händler mit Flinten auf den Markt kommen; doch er ahnt nichts Böses. Plötzlich fallen zwei, drei Schüsse im dichtesten Gedränge; die Menge stiebt auseinander. Aber auch die Araber, welche unten am Flusse waren, hörten die Schüsse und fiengen an Flintensalven unter die vor Entsetzen starre Volksmenge zu geben. Viele stürzten sich in den Strom, um schwimmend eine seiner Inseln zu erreichen; andre drängten sich in die Böte, haben aber die Ruder vergessen. Ein Kopf nach dem andern verschwindet unter dem Wasser — wer will sagen, wie viele Menschenleben diese nutzlose Grausamkeit gekostet hat? Selbst die Araber schätzten die Zahl der Getöteten auf 330—400. Nachdem so der ganzen Bevölkerung gehöriger Schrecken eingejagt war (denn nur das war der Zweck dieser Metzelei), verbreiteten sich die Araber in die umliegenden Dörfer, brannten in wenigen Tagen 70 derselben nieder und machten viele Gefangene.

Ueber die Völkerschaften am mittleren Lualaba oder besser gesagt am Kongo bildet Stanleys Reisebericht die einzige Quelle. In Usimbi, am rechten Ufer, gleichen die Dörfer jenen der Wenya an den Stanleyfällen; gegen das Binnenland sind sie durch doppelte Gräben geschützt; auch hat jedes Haus seinen besonderen Hof. In der Mitte des Dorfes befindet sich ein kleiner Götzentempel auf einer etwas erhöhten Platte, dessen kegelförmiges Dach von Elefantenzähnen getragen wird. Große 2 m lange, 1 m tiefe und 60 cm breite, auf breiten festen Beinen aufgestellte und aus einem einzigen Holzblock ausgeschnittene Trommeln, deren Rasseln nebst dem Blasen der Kriegshörner zum Allarmieren der waffenfähigen Mannschaft dient, stehen auf den Plätzen. Die Eingebornen sind für den Krieg scheußlich bemalt, haben schwere Speere mit breiten scharfen Klingen und große, sehr schöne, aus Palmried verfertigte, dabei leichte Schilde, welche für Speer und Messer undurchdringlich sind. Alle diese Kannibalen sind geschickte Schiffer und besitzen treffliche Böte von bedeutender Länge. Am Aruwimi, einem großen Nebenflusse des Kongo, haben alle Ruder am oberen Ende Elfenbeinkugeln, alle Köpfe sind mit Federaufsätzen geschmückt, an jedem Arm glänzen weiße Elfenbeinringe. Der Reichtum an Elfenbein in dieser Gegend ist ein außerordentlicher und die daraus gearbeiteten Gegenstände beweisen, daß das dortige Volk mit Verstand begabt und mehr bewandert ist in den Künsten als irgend eines am Kongo. Im Lande Urangi leben friedfertige Eingeborne, aber auch lästige Bettler. Im Tättowieren ihrer Leiber leisten sie Großes, ob Schönes ist eine andre Frage. Sie verstehen es nicht nur, allerlei Figuren in die Haut einzuschneiden und einzustechen, sondern auch große blasenartige Geschwülste hervorzubringen und so haben viele Personen ganz unnatürliche Gesichtszüge und Hälse. Auch die Bewohner von Tschumbiri sind freundliche, aber keineswegs uneigennützige Wilde. Einen ganz eigentümlichen Halsschmuck tragen die dortigen Frauen, nämlich einen 5—7,5 cm dicken Halsring von Messing, der fast bis an die Enden der Schulter reicht. Man denke sich eine um den Hals zusammengelötete und beständig getragene Messingmasse von 15 kg Gewicht!

Aber das ist noch nicht alles; jede Frau trägt außerdem noch etwa 3 kg Messingdraht als Arm- und Beinschmuck. Auch in Afrika giebt es Sklavinnen der Mode. Eine weitere Eigentümlichkeit dieses mittleren Kongogebietes sind die alle 5—8 km vorhandenen Marktplätze, auf dem sich die Eingebornen von beiden Ufern versammeln und der als neutraler Boden betrachtet wird. Am Morgen sind an Markttagen diese Grasplätze gedrängt voll Menschen, die aus den Tiefen des Waldes und von den einsamen Inseln hier zum Austausche ihrer Waren zusammenströmen. Bis Mittag ist aber alles wieder still wie im menschenleeren Urwalde. Die Städte am Strome bestehen aus einer Reihe von Dörfern, die 50—90 m weit voneinander getrennt sind und eine einzige gleichmäßige 1,50 bis 3,25 km lange Straße bilden. Als friedfertige Menschen nennen wir noch die Bewohner von Ikengo, ein Stamm, klüger und freundlicher als alle bisherigen. Ihr Gegenteil sind die Marundscha und die das rechte Gestade in der Nähe des Stanley-Pools bewohnenden wilden Batéké, welche allgemein der Menschenfresserei angeklagt werden. Ihr Gesicht ist mit runden Flecken, einer Mischung von Ruß und Oel, punktiert. Von den Schultern hängt ein langes Zeug mit einem gewürfelten Muster herab, und über die eine Schulter ist überdies ein Riemen gelegt, an welchem ein seltsames Gemengsel von kleinen, Schnupftabak und verschiedene Zaubermittel enthaltenden Kürbissen befestigt ist. Auch diese Wilden sind geschickte Schiffer. Die Reihen der aufrecht stehenden Gestalten mit ihren langen Rudern, ihr ganz gleichmäßiges Vorwärtsbiegen und ihre in einem anschwellenden Chor sich nach dem strengen Takte einer fortwährend geschlagenen großen Trommel erhebenden Stimmen, — alles dieses bietet eine anregende Szene dar. Stanley traf endlich auch mit einem Stamme zusammen, welcher die Bezeichnung eines Zwergstammes so ziemlich verdient. Der Repräsentant der in dem noch unbesuchten Innern hausenden Watwa (Stanley, Durch den dunkeln Erdteil, Bd. II, S. 240), den er am Kongo „erhaschte", war 1,382 m hoch, maß 76 cm rund um die Brust und 61 cm um die Mitte. Sein Kopf war groß, mit einer Art schütterfranzigem Barte im Gesichte und von hellschokoladefarbiger Hautfarbe. Er war ganz ungemein säbelbeinig und dünnschenkelig, und Stanley hielt ihn anfangs für eine Mißgeburt, die, von einem Stamme ausgestoßen, allein durch die Wälder gewandert sei, allein Nachforschungen erwiesen alsbald, daß er einen ganz normalen, ja „schönen" Repräsentanten eines bestimmten Stammes vor sich habe. Seine Waffen bestanden in einem kurzen Bogen und kleinen Schilfpfeilen mit vergifteten Spitzen. Diese Schilderung stimmt ziemlich genau mit jener, welche Dr. Schweinfurth von den Akka entworfen, deren er mehrere Hunderte gesehen hatte und die er in der Größe von 1,47 m schildert. Du Chaillus Obongo unterscheiden sich von dem hier geschilderten Stamme dadurch, daß ihr Körper stark behaart ist. Diese Watwa hat Lieutenant Wißmann, der sie Batua nennt, vom Kubi bis zum Tanganyika als Ueberreste der Ureinwohner aufgefunden. In nur einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern, in kleinen liederlichen Strohhütten, von den umwohnenden Balubastämmen verachtet, wohnen diese kleinen, häßlich gewachsenen, mageren, schmutzig und wild aussehenden Leute. Sie kultivieren nichts,

halten nur einige Hühner, nicht Ziegen und Schweine, leben nur von Jagd und wilden Früchten. Sie haben eine besondere Sprache und ihre Waffen und Werkzeuge stehen auf einer sehr tiefen Stufe; nur eiserne Pfeilspitzen sieht man hier und da, jedoch ziehen sie eine bessere windhundähnliche Hunderasse für die Jagd. (Globus, Bd. XLIII, S. 87.)

Im Süden von diesem Zwergstamme ist über das Innere Afrikas, von dem Kassai bis weit östlich vom Sankurafluss, eine Völkersippe der Bantu verbreitet, jene der Baluba, welche freilich wieder in verschiedene Stämme zerfällt. Dahin gehören die prachtvoll wild bemalten Baschilange (Sing.: Muschilange) am Lubi; in reinlichen, schönen Dörfern, deren geräumige nette Häuser, von eingezäunten Gärtchen umgeben, sich in schnurgeraden Straßen aneinanderreihen, überschattet von Oelpalmen und Bananen, leben die kriegerischen Bassonge (Sing.: Mussonge), ein schöner, kräftiger Menschenschlag, unberührt von jedem Einfluß von außen, stark an Zahl, reich an allen Bedürfnissen des Lebens, die ihm die üppige Natur spendet, hochstehend in kunstfertiger Bearbeitung des Eisens, Kupfers, Thones, Holzes, der Mabelekleiderstoffe und Korbflechtereien. Sie sind, wenngleich nur dem Namen nach, dem König Katschitsch unterthan. Dieser Fürst beherrscht das von Bassonge und einigen andern unterworfenen Stämmen gebildete Reich Kotto. Seine Residenz liegt am linken Ufer des Lubilasch in 5° 7′ 18″ S. Die Macht des uralten, blinden, geheimnisvollen Fürsten beruht nur in seinem Rufe als Fetiçeiro (Götzenbeschwörer). An die Bassonge reihen sich ostwärts die Beneki (Sing.: Muneki), welche bis zu 17 km lange Dörfer bewohnen, und die Kalebue, die bis an den Lomame reichen. Fast alle diese Völker, ja schon die Baschilange, sind zum großen Teile Kannibalen. (A. a. O.) Ganz außer aller Verwandtschaft mit ihnen stehen die Idiome ihrer Nachbarn, welche die Lundasprache reden und als Kalunda den Hauptstock der Bevölkerung im Reiche des „Muata Jamvo“ („Matiamvo“) bilden. Zu dem Kapitel über die verschiedenen westafrikanischen Sprachen ist zu bemerken, daß die Ginga- oder N'Gola-, die Hollo-, Bondo- und Bangala-, die Songo- und Minungosprachen eine Gruppe bilden. Diese Gruppe ist es, die man mit dem Namen der M'Bundasprache bezeichnen darf, obgleich keine der Nationen ihre Sprache so nennt, auch kaum die Ambaquistas, d. h. die zivilisierten portugiesischen Afrikaner. Kissama, Bihe und Bailunda oder Kimbundu bilden eine zweite Gruppe und zwischen beiden stehen Taula, Hacco und Stämme vom linken Kuanfaufer. Die zweite Gruppe ist die Lundasprache, die ein der M'Bundasprache vollkommen Mächtiger lernen muß; beide sind so verschieden wie Deutsch und Französisch. Den Uebergang zwischen ihnen, besser eine Mischung von ihnen, machen die Kioco-, Lovale-, Makoka- und viele andre Sprachen. In Mussumba, der Residenz des Muata Jamvo, und Umgegend pflegen sich die Kalunda Molua zu nennen. Der Molua ist von Gestalt groß, wenigstens im allgemeinen bedeutend größer als der Schwarze an der Küste. Seine Farbe mag etwas heller sein als die der Küstenbewohner, und seine Lippen sind im allgemeinen weniger dick; dieses ist jedoch keineswegs die Regel. Dieser Volks-

stamm ist gutmütig, leutselig und friedliebend. Er hat milde Gesetze und der Fremde reist im Lande der Kalunda durchaus sicher und angenehm. Die Kalunda, welche in der unmittelbaren Nähe der großen Karawanenstraßen wohnen und viel mit den Händlern verkehrt haben, sind bettlerisch, lügnerisch, betrügen und stehlen, wie und wo sie können. Sie sind mißtrauisch, da sie wohl vielfach von den Händlern betrogen worden sind, mit einem Worte, sie sind verdorben. Jenseits des Kalangi jedoch, wo sie noch nicht mit Händlern verkehrten, sind sie bescheiden und freundlich, betteln und stehlen nicht. Zu den schlechten Eigenschaften des Kalunda mag man seine Faulheit und Feigheit, sowie eine übergroße Eitelkeit rechnen. Der Kalunda jagt und fischt schlecht, künstliche Bienenzucht, wie im benachbarten Kioko, treibt er nicht. Kautschuk versteht der Molua nicht zu gewinnen. Seine Hauptbeschäftigung ist Handel, indem er seine Handelsartikel, kleine und große, meistens durch seine Sklaven erwerben läßt. Er treibt Handel hauptsächlich, um Gegenstände, mit welchen er seinen Körper schmücken kann, anzuschaffen.

Die vornehmen Molua kleiden sich niemals mit Tierfellen oder einheimischen Geweben, sondern immer mit „Fazenda", d. i. importiertes Baumwollenzeug. Die Männer befestigen dieselbe um die Taille und heften die schmalen Kalikostreifen so zusammen, daß die Bekleidung von der Taille bis unter das Knie und meistens bis unterhalb der Wade reicht. Die Weiber dagegen bedecken den Körper nur von der Taille abwärts bis etwa 30 cm oberhalb des Knies und noch bescheidener mit Fazenda. Sehr reiche Damen belieben dann und wann sich einen so langen Kalikostreifen mehrmals um die Taille zu wickeln, daß noch ein langes Stück übrig bleibt, welches zwischen den Beinen schwanzartig als Schleppe 1 m oder länger auf der Erde nachgeschleppt und mitunter von einer Sklavin getragen wird. Die Brust verschleiern die vornehmen Damen oftmals mit einem Stückchen Fazenda oder einem ganz kleinen Leopardenfell, eine Bekleidung, welche indessen mehr dem Schmuck als dem praktischen Nutzen dient. Die ärmeren Frauen kleiden sich für gewöhnlich mit einheimischen Flechtstoffen, Tierfellen oder Buschwerk. Das Rundfeilen der beiden oberen Schneidezähne und das Ausbrechen der beiden unteren, sowie die Tättowierungen auf Brust, Armen und Bauch gehört zur Mode bei den Weibern, während künstliche Haarfrisuren regelmäßig nur von vornehmen Männern getragen werden. Weiber und Sklaven tragen ihre Haare kurz geschoren, und die ersteren pflegen sich auf dem Vorderkopf vor der Stirn das Haar so zu rasieren, daß eine kahle Stelle in Form einer breiten Spitze das Haupt schmückt.

Im ganzen Kalundalande werden im allgemeinen nur wenig Stoffe aus Baumfasern 2c. gewebt. Die meisten Stoffe dieser Art werden aus dem Norden eingeführt oder von den im Norden aufgegriffenen Sklaven verfertigt. Kleine aus Stroh geflochtene Handkörbe mit Deckel werden viel angefertigt und namentlich von Damen oftmals benutzt, um Perlen 2c. darin aufzubewahren. Eisen wird in gediegenem Zustande vielfach aus Kioko eingeführt, aber auch im Lande selbst gewonnen; Kupfer in gediegenem Zustande kommt aus dem Osten und Süden des Landes, ebenso Salz. Außer Eisen, Kupfer und dem von der Küste kommenden Messingdraht sind im Innern keine andern Metalle bekannt. Aermere Leute, welche nicht die Mittel haben, Salz zu kaufen, verbrennen langes trockenes Gras und benutzen die Asche als Salz.

Das Schmiedehandwerk befindet sich vielfach in den Händen eingewanderter, geschickter Kioko-Schmiede. An Waffen findet man Musketen, welche von der Küste eingeführt sind und sich hauptsächlich im Besitz der Großen befinden. Die Gewehre werden mit Steinen oder Eisenstücken geladen. Viele Elefantenjäger bedienen sich eiserner Kugeln, welche in Mussumba angefertigt werden. Im allgemeinen sind im Gebrauch bei Krieg und Jagden lange Speere, ganz von Eisen, mit schmaler langer, lanzettförmiger Spitze; leichte hölzerne Wurfspeere, gleichfalls mit eiserner, schmaler Spitze, an deren unterem Ende sich Widerhaken befinden. Der Schaft ist da, wo die Spitze an ihm befestigt ist, so dünn, daß er meistens abbricht, sobald die Klinge in einen Gegenstand eingedrungen ist und mittels der Haken festsitzt. Ferner dienen dem Krieger oder Jäger Bogen und Pfeil. Die eisernen Spitzen der Pfeile haben verschiedene Gestalten, sie sind lanzettförmig,

oder haben einfache, lange Spitzen mit Widerhaken; außerdem sind Pfeilspitzen aus hartem Holz im Gebrauch, meistens viereckig und mit eingeschnittenen Kerben versehen, welche gleichsam die Widerhaken des eisernen Pfeils ersetzen. Der Jäger trägt seine Pfeile regelmäßig in der Hand. Bei Jagden benutzen die Eingebornen meistens den eisernen Pfeil mit Widerhaken. Das Vergiften der Pfeile ist dem Molua bekannt. Auf Dr. Paul Pogges Befragen wurde ihm jedoch von den Eingebornen mitgeteilt, daß ihr Gift nicht so gefährlich und wirksam sei, wie dasjenige ihrer nördlich wohnenden Nachbarn, der Kannibalen „Kauanda". Im Kriege gebraucht der Molua ein etwa 60 cm langes und 5—7 cm breites, zweischneidiges Messer, oder vielmehr Schwert. Dasselbe wird auch zum Staat viel getragen. Es befindet sich dann meistens in einer hölzernen oder ledernen Scheide und hängt für gewöhnlich an einer über die Schulter geschlungenen Schnur herab. Zum Handgebrauch bedient man sich kleiner, einige Zentimeter langer und 2—2,5 cm breiter, spitzer, einschneidiger Messer mit hölzernen Griffen. Dieselben werden von gemeinen Schwarzen regelmäßig so getragen, daß der Griff des Messers zwischen dem Körper und dem Taillenband steckt, die Klinge aber nach oben unter dem Gewande hervorragt. Zum Rasieren dient eine dünne Stahlplatte, mit deren scharfer Seite geschabt wird. Zum Beackern des Bodens ist einzig und allein die kleine, überall bekannte Negerhacke in Gebrauch. Das Fällen der Bäume verrichtet der Mann mit dem gewöhnlichen Negerbeil, einem eisernen Keil, dessen rundes und spitzes Ende in den Knorren eines Baumzweiges hineingetrieben ist, welcher den etwa 30—45 cm langen Stiel bildet. Mit diesem kleinen Instrumente fällen die Bantu hohe, dicke Bäume, während die Waldriesen aber mehr oder weniger vor den Angriffen des Beiles sicher sind.

Holzschnitzereien und kleine, primitive Elfenbeinschnitzereien giebt es viel. Die Molua verfertigen aus Holz Schüsseln in den verschiedensten Formen, auch Gewehrschäfte, Ruhekissen, Löffel mit langem Griff zum Umrühren des Bodensatzes des Hirsebiers, sowie allerlei Schmuck- und Fetischgerätschaften, letztere menschliche Gestalten und Köpfe darstellend. Hölzerne Ruhekissen werden von den Großen dazu benutzt, beim Schlafen das Genick auf dieselben, gleichsam wie auf ein Kopfkissen, zu stützen, um die künstliche Haarfrisur nicht zu verletzen. Arme Leute hingegen benutzen anstatt eines solchen kunstvoll geschnitzten Sockels ein rundes Stück Holz, auf welches sie den Hals und Kopf stützen, oder sie schlafen ohne Kopfkissen. Stühle, Schemel, überhaupt Sitzgeräte und Tische sind nicht in Gebrauch. Aus Elfenbein werden kleine Amulette, kleine Pfrieme zum Frisieren ꝛc. geschnitzt. Aus Kupfer und Eisen werden Spangen zu Arm- oder Fußbändern verfertigt, sowie ein Zierat, welcher namentlich von Damen getragen wird. Derselbe besteht aus einer kleinen Muschel aus dünnen Metallplatten verfertigt, in welche meistens ein kleiner Stein hineingesteckt wird; diese Muschel wird an einem Bande befestigt und regelmäßig als Schmuckanhängsel um die Fußknöchel getragen. Eine Frau, mit solchen Muscheln geschmückt, rasselt damit bei jeder Fußbewegung, und verursacht dadurch ein Geräusch, welches dem Klappern eines Schleppsäbels gleicht. Den Messingdraht, das edelste Metall für den Molua, trägt der Reiche entweder als Armband in seiner ursprünglichen Dicke, oder er wird durch die Schmiede in lange, dünne Fäden verarbeitet, welche dann bandähnlich um viele Gegenstände als Schmuck gewickelt werden. Solche dünne Fäden werden ebenfalls aus Kupfer gehämmert. Auch werden aus den Fußsohlen und der Haut der Elefanten Armbänder angefertigt. In Mussumba giebt es Künstler, welche aus den abgeschnittenen, langen Haaren der Sklaven kunstvoll gearbeitete Perücken herstellen, und aus Perlen verschiedene künstlerische Schmucksachen verfertigen. An Töpferwaren findet man gewöhnliche Kochapparate, Oelgefäße und Pfeifenköpfe für die „Mutopa" genannte Wasserpfeife. Dieselbe besteht aus einer birnähnlich geformten Kalebasse; unten in den Kürbis ist ein hohler Rohrstab und auf diesen der kleine cylinderförmige, hohle Pfeifenkopf gesteckt. Das Luftloch befindet sich oben in dem Stengelende. Die Kalebasse ist gewöhnlich mit Wasser gefüllt, so daß der Raucher mit einem gurgelnden Geräusch den Rauch durch das Wasser aus dem Pfeifenkopfe aufsaugt. Männer wie Weiber rauchen viel aus dieser Mutopa. In Mussumba wird Tabak und Hanf geraucht, und die Raucher haben regelmäßig die Gewohnheit, den Rauch zu verschlucken. Das Rauchen des Hanfes wirkt berauschend.

Die gewöhnlichen Musikinstrumente sind die „Marimba", die „Ginguva", die Trommel und die gewöhnliche Negerzither: Instrumente, welche in ähnlicher Form vielfach im südäquatorialen Afrika in Gebrauch sind. Die Marimba besteht aus einem etwa 10—15 cm breiten dünnen Holzbrett, welches meistens hufeisenförmig gestaltet etwa 0,60—1 m Durchmesser haben mag. Unter dem Brette sind, je nachdem das Instrument

groß oder klein, wertvoll oder nicht wertvoll ist, 6—8 oder mehr Kalebassen von oft verschiedener Größe angebracht, und zwar im letzten Falle in der Art, daß dieselben stufenartig aneinander gereiht sind. Der Musiker führt in jeder Hand einen etwa 30 cm langen Stock, welcher an einem Ende mit Kautschuk umwickelt ist, und paukt mit diesem Paukenschlägel auf das Resonanzbrett. Die hervorgebrachten Töne sind laut und harmonisch. Die Ginguva, welche zur Begleitung der Marimba dient, besteht aus einem an der oberen Seite offenen, viereckigen Holzkasten. Der Künstler schlägt dieses Instrument an den beiden Seitenflächen, ähnlich wie eine Pauke geschlagen wird, mit zwei an ihrem einen Ende mit Kautschuk bewickelten Trommelstöcken. Die Töne sind laut und erinnern an die der europäischen Pauke. Zu dem Haushalte eines vornehmen Molua gehört regelmäßig eine eigene Musikkapelle, bestehend aus zwei Marimba- und einem Ginguva-Virtuosen. Die Negerzither endlich besteht aus einem an einer Seite offenen, meistens viereckigen Holzkasten, etwa 30 cm lang, 15 cm breit und 2,5 cm tief. Auf der Breitseite sind auf einem niedrigen Stege für gewöhnlich 8—12 schmale elastische Eisenstäbe befestigt, welche mit dem Daumen hinuntergedrückt werden, so daß sie wieder in ihre frühere Position zurückschnellen müssen. Durch die Vibration der einzelnen Stäbe werden harmonische Töne hervorgebracht. Das Instrument wird von jedermann gespielt. Bei ihrem Müssigsein und Umherlungern tragen Männer und Weiber in Mussumba vielfach die Zither in beiden Händen und musizieren. Arme Leute und Kinder stellen dies Instrument selbst her. Als Resonanzboden dient ihnen dann meistens ein Brett, welches aus nebeneinander befestigten, hohlen Rohrstengeln verfertigt ist. Die Eisenstäbe sind durch hölzerne vertreten. Der Ton eines solchen Instruments ist klappernd und unvollkommen. Hörner oder andre Blasinstrumente sind Pogge nicht zu Gesicht gekommen.

Die Hütten der Kalunda sind backofenförmig. Das Dach bildet oben eine abgestumpfte Spitze und reicht in schräger Stellung bis unmittelbar auf den Boden, auf welchen es sich indessen nicht stützt, so daß meistens ein wenig Licht von unten in die Hütte fällt. Das Dach, welches aus trockenem Kampinengrase hergestellt wird, ruht auf dem Holzgerüste der Hütte. Der runde Eingang der Kalundahütte, gleichviel, ob dieselbe einem Großen oder einem Armen angehört, ob sie 6—7,5 m oder 2—2,5 m Höhe hat, ist nicht höher und breiter als etwa 0,60—1 m, so daß der Eintretende hineinkriechen muß, und es einem korpulenten Menschen in einer solchen Position schwierig werden dürfte, in die Hütte zu gelangen. Die Reicheren sowie die meisten Häuptlinge pflegen ihre Hütten mit einem Flechtzaun zu umgeben, während die Wohnungen des gemeinen Mannes nicht eingefriedigt sind.

Die Kalunda leben, wie alle andern Stämme, in Polygamie. Die Kinder gehören dem Vater, selbstverständlich wenn er kein Sklave ist. Für die Frau gilt es als besonderes Glück und eine große Ehre, viele Kinder zu bekommen. Den Kindern vornehmer Eltern wird nach der Geburt häufig der Kopf zusammengedrückt, so daß der Hinterkopf monströs weit nach hinten steht. Bei den Knaben ist Beschneidung üblich. Weiber führen zu gewissen Epochen ein von der Gesellschaft abgesondertes Leben. Die Frau des gemeinen Mannes wohnt alsdann allein in einem besonderen „Fundo", und darf für keinen andern Wasser holen oder Speisen bereiten. Die vornehmen Weiber verlassen mit ihrer nächsten Sklavenumgebung ihre offiziellen Wohnungen, um in entfernter gelegenen einsamen Wohnungen diese Zeit abzuwarten.

Der Molua begräbt seine Toten in einem Fundo; Sklavenleichen werden hingegen ins Wasser geworfen. Was ihre religiöse Anschauung betrifft, so verehren die Kalunda einen Geist des Guten, den „Zambi", welcher ihnen Glück zuführt und welchem sie dann und wann Feste darbringen. Die Furcht vor Zauberei, dem Fetisch, ist jedem unter ihnen eigen. Er hat seine Geheimmittel, und seine Fetischfiguren, hauptsächlich aus Antilopenhörnern bestehend, trägt er meistens öffentlich zur Schau. Beim Fetisch spielt die Hauptrolle der „Kupongo", d. h. der Wahrsager, welcher beim Fetischverdacht wahrsagt, resp. die Missethäter entlarvt. Auch in Mussumba haben die Bantu eine besondere Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, den „Mahamba". Die Mahamba besitzt die Kraft der Zauberei. Sehr oft giebt der Kupongo bei Konsultationen wegen Fetischverdachts der Mahamba die Schuld, wodurch manchem unschuldigen Menschen das Leben gerettet wird. Der Mahamba werden, um sie bei guter Laune zu erhalten, oder um die gefährliche, böse Mahamba zu besänftigen, besondere Feste gebracht. (Dr. Paul Pogge, Im Reiche des Muata Jamvo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas in die Lundastaaten unternommenen Reise. Berlin 1880. 8°. S. 236—243.)

Was den Muata Jamvo anbetrifft, so soll er schön und ohne Gebrechen sein, er ist ja ein Gott. Getötet kann er nicht werden, das ist nach der Meinung der Schwarzen unmöglich. Treibt er es jedoch einmal gar zu toll, so fangen die Lunda mit den Uanda, mit denen sie oft in Fehde liegen, Krieg an. Nach alter Tradition muß der Herrscher ebenso wie auf die Jagd auch mit ins Feld. Wenn sie nun vor dem Feinde stehen, so laufen sie insgesamt auf ein verabredetes Zeichen fort und lassen den Herrscher auf seinem Thronsessel allein; natürlich fällt er auf diese Weise den Speren und Schwertern der Gegner zum Opfer. Bei den Lunda gehen die Weiber mit ins Feld und sollen auch manchmal mitkämpfen.

Die nächsten Nachbarn der Lundavölker sind die schon mehrfach genannten Kioko (Quioco), ein Jägerstamm, welcher in diesen zentralen Teilen Afrikas weit umherschweift und sogar bis nach Umbari in der Nähe des Lualaba vordringt. Die Kioko sind passionierte Jäger; sie folgen der Spur, deren Alter sie erkennen, bis sie das Wild haben, nichts kann sie von dem Nachspüren ableiten. Größeres Wild erlegen sie mit Feuergewehren, die kleinere Jagd treiben sie daneben mit Saço und mit Fallen. Sie jagen so leidenschaftlich, daß sie selbst die letzte Ratte, den letzten Vogel erlegen, und deshalb sind ihre Wälder und Felder an Wild öde und leer. Sie sind fast so dreist wie die benachbarten Bangala, jedoch ähneln sie jenen weder im Typus noch im Körperbau. Sie sind klein, mager, sehr schlank und sehr gut gebaut und wie von Sehnen und Knochen zusammengesetzt; die Farbe kann man dunkel samtbraun nennen, die Haut ist weich. Ihre Wolle ist rein gehalten und wird höchstens mit Oel geschmeidig gemacht; sie tragen das Haar lang und ohne Wulst aufgebauscht und dann in vier breite Zöpfe geflochten, die offenbar manchmal aufgelöst und neu zusammengebunden werden. Die Weiber sehen geradezu entsetzlich aus und gehen noch dazu mit Ausnahme eines Läppchens nackt.

Die Kioko sind interessant wegen ihrer Eisenindustrie. Ihre Oefen sind indes kleine, aus der weißen Erde des Landes gemachte Maulwurfshaufen; im Innern geht ein geneigter Kanal nach abwärts. Oben legen sie nun eine kleine Quantität des Rohmaterials und daneben einige Kohlen hin. Das Eisen frischt nun langsam durch, während sie das Eisenerz und die Holzkohle immer von neuem auflegen. Von Tagesanbruch bis 4 Uhr nachmittags etwa dauert die Schicht, dann brechen sie ein unten befindliches Loch, das während des Prozesses leicht mit Erde bedeckt war, auf und nehmen ihr fertiges Eisen fort. Die Gebläsevorrichtung ist die schon oft beschriebene, wie sie beim Schmieden selbst auch verwendet wird, d. h. sie tragen sie einmal von der Schmiede zum Ofen und dann wieder zur Schmiede. Das Eisen wird warm in Stücke geeigneter Größe zerschnitten und in die Schmiede gebracht, woselbst es mit den klöppelartig geformten Hämmern durchgeschmiedet wird, bis alle Schlacke heraus ist. Die Kohle wird ebenso einfach gewonnen. Sie zünden unter einem Baumklotz ein Feuer an, lassen denselben anbrennen und hindern seinen vollen Brand durch Aufwerfen der ersten sich bildenden Kohlen. Haben sie von den letzteren genug für die einmalige Schicht, so nehmen sie dieselben und lassen das Holz ruhig weiterbrennen. Auf Vorrat bereiten sie weder Eisenwaren, noch Eisen oder Kohlen. Diese Art Hüttenprozeß ist eben nur mit diesem Erze möglich, welches die Quellenmoore des Kavemba und noch mehr die des Caçollo bei ihrem Eintritte in den Loangue so mühelos liefern; es ist eigentlich schon reines Metall und kein Erz mehr. (Reisen im südwestlichen Becken des Kongo von Otto H. Schütt. Nach Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin 1881. 8°. S. 132.)

Einen Teil des großen und nicht unfruchtbaren Kuangobeckens hat der mächtige Stamm der Bangala im Besitz, welche unter einem Fürsten mit dem Titel „Kassandsche" oder „Jaga" stehen. Die Portugiesen haben diesen Namen irrtümlicherweise auf das ganze Land übertragen.

Die Bangala haben ein dreistes, selbstbewußtes Auftreten, sind jedoch nicht unhöflich. Die Frauen sind nicht schön, aber nicht unangenehm von Gesicht, und vor allem nicht sehr scheu. Der Reisende Otto Schütt sah unter ihnen manch interessantes, trotz der eingedrückten Nase fesselndes Gesicht, dem die leuchtenden Augen besonders etwas Wildes gaben. Den Körper beschmieren sie sich mit einem gleichmäßigen Ton von „Lukulla", dem roten Absud einer Farbwurzel, der ein häßliches Karmin auf den dunkeln Häuten hervorbringt, ähnlich der Farbe, mit der die Perser ihre Bärte färben. Die Hütten der Bangala sind nicht so unsauber gearbeitet, wie bei vielen benachbarten Stämmen, z. B. den Bondo; sie sind in rechteckiger Form mit Satteldach gebaut und haben circa zwei und mehr Meter Höhe. Die Dimensionen sind 4 und 6 m, das Innere besteht aus einem Vorraum und dem Hauptraum, durch eine Wand getrennt; in der Mitte der Vorderbreitseite ist die Hauptthür, in der Seitenwand noch eine zweite ganz niedrige, die von außen in den Hauptraum führt. Das Baumaterial bilden Stämmchen aus Loango, die Papyruspalme. Vor die Thürlöcher werden Matten von Loango gelehnt, über den Thüren aber befindet sich stets ein sehr niedliches Kunstwerk, meist ein sauber mit dunklen Zackenmustern ausgefülltes Rohrgeflecht, das den Thürbogen repräsentiert, oft auch ein Brett, in welchem eingeschnitzte Figuren grell mit Rot und Weiß bemalt sind. Die Thätigkeit der Bangala beschränkt sich speziell auf den Handel mit Salz, welches sie in den nahen Salinen der Hotto ꝛc. eintauschen und nach dem Innern verkaufen, ferner auf das Berauben der Karawanen, die durch ihr Land ziehen.

Die Bevölkerungszahl aller Länder des westlichen Zentralafrika ist eine sehr geringe, mit einziger Ausnahme von Kassandsche- und Songoland. Das Regierungssystem ist stets von patriarchalischem Charakter, jedes Dorf hat seinen Häuptling „Soba", ein Komplex von Dörfern gehört wieder einem größeren Fürsten, dem jene kleineren Tribut zahlen müssen, und bei den Lunda und Bangala herrscht dann noch ein Kaiser über die gesamte Nation. Ein solcher, und in den Ländern, wo keiner ist, auch schon der Häuptling des Kreises oder Distriktes, herrscht absolut, doch halten sich beständig an seinem Hofe eine Anzahl alter angesehener Leute auf, welche zu allem ihre Ansicht aussprechen, zu- oder abreden und in den meisten Fällen den Häuptling leiten, wie sie es wollen. Durch sie werden dann die Befehle im Namen des Häuptlings ausgesandt, denen meist unweigerlich Folge geleistet wird. Das Dorf, der Distrikt, respektive das Land muß natürlich den Häuptling ernähren, ihm „Garapa", den gegohrnen Hirsetrank liefern, ihm Frauen geben und vieles andre mehr; von jedem Wild, das erlegt wird, gehört die rechte Keule ihm, die linke dem Schützen, und der Rest wird unter die Jagdgenossen verteilt, so daß er auch noch davon sein gleichmäßig Teil bekommt. Vom Elefanten beansprucht er außerdem noch einen Stoßzahn, und die Felle erlegter Löwen und Leoparden gehören ihm immer, da nur ein Häuptling auf solchen sitzen, d. h. solche besitzen darf. In Ländern, wo es Palmwein giebt, stellt der Häuptling eigens Leute an, welche die mühevolle Arbeit des Abzapfens dieses Baumsaftes besorgen müssen. Dieselben wohnen dann allemal dicht bei dem Palmwalde und bewachen denselben, und ihre einzige Bezahlung besteht darin, daß sie von dem Weine mittrinken dürfen. Alles Uebrige aber muß dem Häuptling abgeliefert werden, der dann oft monatelang von nichts anderm lebt.

„Maquita" heißen bei den Bangala die größeren, mächtigeren Soba, die im Rang gleich nach dem Oberhaupte kommen; mit einem Worte solche, die Fürsten werden können. Bei den Bondo führen sie denselben Namen, bei den Lunda heißen sie „Mona Uta". In Kassandsche giebt es außerdem noch vier große „M'Banza", die keiner der drei Familien angehören, aus denen die „Jaga" (Kassandsche) gewählt werden können, die aber dennoch fast ebenso mächtig sind wie der Jaga selbst. Ohne diese vier gilt keine Jagawahl und von ihnen bekommt der gewählte Kassandsche die Weihe, die sehr mysteriös ist und worüber die portugiesischen Reisenden Ivens und Brito Capello sehr merkwürdige, wenig appetitliche Dinge berichten. Um Jaga zu werden, muß man drei Erfordernissen genügen. Man muß von einer Art Gulasch essen, der aus einem Ochsen-, einem Hammel- und einem Menschenschenkel zubereitet wird. Dann muß der Jaga seinen Fuß in die Eingeweide eines zu diesem Zweck eigens geschlachteten Schwarzen stellen, worauf er den Kadaver des letzteren mit Hilfe seiner Leute durch einen nicht zu breiten Bach zu schleifen hat. Endlich wird der Kadaver des Herrn Amtsvorgängers des neuen Jaga herbeigeschleppt und ihm ein Papageienschweif in den Mund gesteckt. Dieser Papageienschweif bleibt so lange in dem Mund des Verstorbenen, bis der Leichnam ordentlich in Verwesung überzugehen beginnt. Dann muß der neue Jaga den Papageienschwanz aus dem Munde des toten Jaga herausnehmen und ihn selbst — — — in den Mund stecken! wobei er höchst wahrscheinlich ein schleichendes Gift erhält, da die drei Jagafamilien zahlreich sind und möglichst viele Mitglieder den „Estado" bekommen sollen. Aus diesem Grunde ist es erwünscht, daß die Jaga nicht länger als drei Jahre regieren; bei der Zählebigkeit der Bantu nimmt man deshalb das obige Mittel der Vergiftung zu Hilfe. Seit Menschengedenken hat außer dem großen Bumba kein Jaga länger als drei Jahre regiert; Bumba bekleidete diese Würde schon seit 20 Jahren und man hat ihn in dieser langen Frist nicht bewegen können, die Weihen zu empfangen; er verschob dieselben von Jahr zu Jahr und begnügte sich mit der effektiven Gewalt eines Jaga, während er die Glorie desselben gern vermißte. Zuerst hatte man ihm nämlich den „Estado" — die Kroninsignien —, denen jeder Schwarze anhängt, gegeben, hierdurch hat er die Macht erhalten und keiner konnte ihn zwingen, die übrigen Weihen anzunehmen. Zur Thronfolge in der Herrschaft der Bangala sei noch bemerkt: „Kassandsche" tal fulan ist stets der Erbe eines Kassandsche oder Jaga, ein „Quitungoa"; wenn nämlich ein Jaga stirbt, so erhält sein Erbe, sein ältester Neffe von Schwesterseite, seinen ganzen Namen mit seinem Gut, aber nicht die Regierung; er selbst kann niemals Jaga werden, sondern vererbt nur den Namen weiter.

Trotz der absoluten Herrschaft der Häuptlinge über Gut und selbst Leben ihrer Unterthanen giebt es nun Leute, welche einen weit größeren Einfluß ausüben, und dies sind die Zauberer, Doktoren oder Medizinleute, so daß ein Häuptling, welcher in dem Rufe steht, ein Medizinmann zu sein, wirklich eine unbeschränkte Gewalt besitzt. Die Macht, welche ein Zauberer über die Bantu hat, zeigt sich jedoch nicht etwa dadurch, daß sie denselben wie den Häuptling ehren, in respektvoller Weise mit ihm verkehren oder gar ihn als höherstehend betrachten; er ist ihnen persönlich nichts weiter als jeder beliebige Mitmensch, nur den Zauber, den er macht, achtet und fürchtet man an ihm, nicht die Person.

Der Zauberer oder „Quimbanda" (von „M'Banda", der Zauber) kennt nun vor allen Dingen die Wirkung verschiedener Wurzeln und Kräuter und beschäftigt sich vornehmlich damit, Krankheiten zu heilen. Außerdem aber verfertigt er Zauber und Fetische aller Art zum Schutze gegen Feinde, Krankheit, Löwen und Schlangen; einen Fetisch, der den Besitzer zum glücklichen Jäger macht, oder einen äußerst nützlichen, welcher die Regenwolken vertreibt oder wenigstens den Regen verzögert und so dem Wanderer ermöglicht, noch undurchnäßt ein schirmendes Dach für die Nacht herzustellen. Bei einer beabsichtigten Kur, oder wenn jemand einfach vom Quimbanda eine Heilwurzel, eine „Michi ya M'Banda" zu kaufen wünscht, hütet sich derselbe wohl, dieselbe in ihrer natürlichen Gestalt zu verabreichen; das würde durchaus keine Wirkung haben; es darf vielmehr niemals das bei jedem Zauber eine große Rolle spielende Antilopenhorn, das „Gichilo" fehlen, in welchem sich dann das Heilmittel, unkenntlich gemacht in einem schwarzen Brei oder wie eine graue Erdart aussehend, befindet. Einem solchen gefüllten

Antilopenhorn traut nun der Bantu unglaubliche Kräfte zu; vor dem Dorfe in den Boden gesteckt, schützt es gegen den Angriff des Feindes, dem Mandiokafelde verleiht es die Kraft, die unentbehrlichen Wurzeln, die drei Jahre bis zur Reife bedürfen, rascher zu treiben, es hat, vom Quimbanda dirigiert, die Kraft, Verlorenes oder Gestohlenes zu entdecken und macht, daß der Besitzer in einer „Milonga", einer der alltäglich sich unter den Schwarzen abspielenden Kabalen, Recht behält. Der Glaube an die Macht des Zaubers ist bei allen Eingebornen tief in die Seele eingeprägt; selbst diejenigen unter ihnen, welche in den Städten geboren und in frühester Jugend Christen geworden sind, können nicht davon lassen, und wenn sie in die Lage kommen, sich zu entscheiden, welcher Religion sie mehr Zutrauen schenken sollen, werden sie keinen Augenblick im Zweifel sein.

Im ganzen giebt es dreierlei Art Hexenmeister, welche die Portugiesen fälschlich unter „Feticeiro" zusammenfassen. Da ist erstens der schon erwähnte Quimbanda, ein harmloser Doktor, der den Kranken ihm bekannte und von ihm zubereitete heilsame Wurzel- und Kräutertränke verabfolgt. Dann kommt der „Devinador" — „Mucua N'Combo", dessen Treiben ebenfalls ein relativ harmloses ist und der nichts mit dem verabscheuungswürdigen „Juramento" zu thun hat. Dies besorgt der dritte, der „Kassandsche Ka M'Bambu", der Beschwörer mit Bambu (Casca).

Ist z. B. eine Person leidend und hat auch in der Nacht Schmerzen, so versteht es sich von selbst, daß eine andre Person um das Haus herumschleicht und dem Kranken den schlimmen Fetisch anhext Nun wendet sich der Kranke zuerst an den N'Combo und dieser sucht durch Fragen und Erkundigungen zu erforschen, wer wohl der Attentäter sein könnte, dessen Namen er dann angiebt; häufig jedoch nennt, zum großen Glück, der N'Combo einen oder mehrere bereits Verstorbene als die Veranlasser der Krankheit, und in diesem Falle kocht der Kranke ein Huhn und macht „Infundi", d. h. er setzt es vor seine Hütte, wirft dem Toten ein Stück hin und ruft, indem er den Namen des Betreffenden nennt: „Da hast du zu essen!" Den andern Teil des Huhns ißt er in Gesellschaft mit dem Doktor auf; je mehr Tote nun schuldig sind, desto mehr schwillt der Bauch des N'Combo auf. Hilft das Obige nichts, so denkt der Kranke mit Hilfe des Zauberers nach, wer wohl von den Lebenden „um sein Haus schleichen" möge. Fällt ihm jemand ein, den er dessen fähig hält, den er also z. B. einst um irgend etwas gebeten und von dem er es nicht erhalten hat, so geht er nachts vor dessen Thür, bindet an dieselbe einen Grasbüschel und ruft: „Du bist ‚Muloge' (d. h. ein Zauberer, ein Fetischmacher), du hast mir Fetisch gemacht!" Tags darauf fordert der Kläger den Beschuldigten zum Gottesurteil auf, und nichts in der Welt kann ihn davor retten. Das Gottesurteil, „M'Bambu", zu welchem dann geschritten wird, besteht darin, daß der Beschuldigte den Trank einer gewissen bittern Baumrinde trinken muß, welcher auf die verschiedenen Organismen zweierlei verschiedene Wirkungen hat. Der eine bekommt davon Uebelkeit und giebt nach einigem Würgen das Gebräu wieder von sich; dieser hat dann die Probe bestanden, ist unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Muloge. Sodann nehmen ihn seine Freunde in die Mitte, bringen ihn nach Hause und lassen ihn schlafen, wobei alle um ihn herumhocken. Dabei darf er sich aber nicht den Kopf zudecken, sonst kommen die Geister der am Bambutrank Gestorbenen und heißen ihn mitgehen. Wenn der erste Hahn kräht, springt der Gerettete auf und ruft: „Golambollo riami!" („das ist mein Hahn"), und nun geht das Gejubel und Getanze los und der Kläger muß ihm als Entschädigung eine Sklavin, eine Ziege, ein Huhn, eine Peça und viel Fuba bezahlen. Oft bestreicht man ihn auch aus Freude ganz mit Fuba und ruft: „Er ist kein Feticeiro!" War der Trank jedoch vom Kassandsche so eingerichtet, daß er die entgegengesetzte Wirkung hatte, so fällt der Trinker in Zuckungen und man läßt ihn darin sterben; dann stößt ihm der Kassandsche einen spitzen Pfahl durch den Körper, man schleppt ihn in den Busch und verbrennt ihn; auch sein ganzes Eigentum fällt dem Feuer zum Raub mit Ausnahme dessen, was der Kassandsche gebrauchen kann, und das ist gewöhnlich fast alles. Das Andenken des auf diese Weise Gestorbenen wird aber verflucht. Am Zaire schlagen sie den Bambutrinker, sobald er in das Zittern gerät, sofort in Stücke und werfen ihn in das Wasser. Eine leichtere Probe ist die, daß dem Angeklagten vom Kassandsche die Bambupasta auf die Schulter gelegt und zu ihm gesagt wird: „Jetzt fange diese Heu-

schrecke und lege sie auf die Bambu." Thut er das und war er schuldig, so fällt er sofort um und ist tot; im Falle der Unschuld hat es keine weiteren Folgen! (Schütts Reisen, S. 39—41.)

Bei diesen Gerichten spielt also die dritte Gattung von Magiern, die niemals etwa in der Person eines der beiden andern vereint auftritt, der „Kassandsche Ka M'Bambu", die Rolle des Richters, Henkers oder Exekutors, und wie wichtig diese Rolle ist, geht ja leicht daraus hervor, daß die Stärke des Trankes, oder überhaupt die Zubereitung desselben ihm vollständig überlassen bleibt, sein Geheimnis ist. Dieser Kassandsche nun, einzig von allen drei Sorten Magiern, ist dem Bantu eine unheimliche Person, mit der er nicht gerne verkehrt, deren es nicht viele giebt und die oft weither von ihren einsamen Wohnungen zur Exekution geholt werden müssen. Dem eigentlichen Schuldigen an der Schlächterei, dem N'Combo oder Rater, der doch den Namen des Opfers genannt und ihn dem Henker überliefert hat, hängt nicht das mindeste Grausen an, noch besitzt er irgend welchen Nimbus. Die M'Bambubeschwörung ist auch bei den vollständig unterworfenen Negerstämmen, sowie bei den Ambaquistas noch in voller Geltung und sogar die Kinder und Enkel der Weißen huldigen ihr. Trotz strengen Verbotes seitens der Regierung ereignen sich Fälle derselben selbst in Loanda und Ambacca noch öfters. Durchaus nicht nur großer Angelegenheiten halber, vielmehr um jede Lappalie bieten sich die armen unwissenden Kerle dies Schiedsgericht gegenseitig an, und kaum einer weigert sich, den Trank zu nehmen, da sie ja wirklich einen Zauber nicht begangen haben und fest glauben, daß nur der Schuldige dabei zu Grunde gehen kann.

Bei ihren Prozessen, deren die Bantu sich gegenseitig unzählige machen, und für die sie, teils aus Habgier, teils der Unterhaltung wegen, wahrhaft schwärmen, wird jedoch niemals durch Eidesleistung, sondern durch die Volksstimme entschieden. Zu solchen Prozessen, den „Milonga", giebt nun der geringste Umstand Veranlassung und diese Milonga, auch „Mulongo", „Kitusch" und „Kabala" genannt, stellen den angebornen Diebssinn und die Gier zum Uebervorteilen mit dem Anschein des Rechts, wie sie diesen Stämmen eigen sind, in helles Licht.

Stößt z. B. einer den andern aus Versehen, oder speit aus und ein Stäubchen trifft hierbei einen andern, oder es gießt jemand ein Gefäß mit Wasser aus und dasselbe berührt die Füße eines Vorübergehenden, und in ähnlicher Weise ad infinitum, so macht der Betroffene „Kitusch" und verlangt von dem andern den zehnfachen, ja hundertfachen Wert der geschädigten Sache und zwar unter den barocksten Vorwänden, so z. B. bei dem Wasser: „Das Wasser hattest du dazu bestimmt, daß es in die Erde gegossen würde, du hast aber, indem du mich betropft, mich mit in die Erde gewünscht!" Von derselben sonderbaren Logik zeigt ein ähnlicher Fall; wenn ein Schwarzer z. B. zu einem zweiten Schwarzen sagt: „Du siehst einer Person ähnlich, die ich früher gekannt," so antwortet der Angeredete: „Wo ist der Mann, der wie ich aussieht? Er ist nicht hier, sagst du? — Bringe ihn! — Unmöglich, sagst du! — Also ist er tot und du wünschest, daß ich sterbe! Dafür mußt du mir so und so viel zahlen!" Zahlt der Betreffende nicht, so mischen sich die Verwandten hinein und die Angelegenheit kommt zur öffentlichen Verhandlung, die Forderung wächst mehr und mehr und endigt oft mit der Sklaverei des „Schuldigen". Das Beste dabei ist, daß derjenige, der gezahlt hat, dann zu seinem Ankläger sagt: „Du hast mir so und so viel abgenommen, dadurch hast du mir „Kitusch" gemacht, jetzt mußt du mir das Doppelte zahlen, denn du wolltest mich verhungern lassen, hast also meinen Tod herbeigewünscht," und nun beginnt die Geschichte von neuem.

Um auch auf die Sittlichkeitsverhältnisse der dortigen Bantustämme ein Streiflicht zu werfen, sei nur erwähnt, daß aus den umliegenden Ortschaften die Männer ihre eigenen Frauen während der Nacht in das Lager der Reisenden schicken, damit sie mit den Trägern tändeln und sich „alte Geschichten" erzählen. Am nächsten Morgen kommen dann die Männer, denen ihre Frauen alles wiedererzählt haben, und verlangen „Kitusch", wobei dann oft ganz exorbitante Forderungen gestellt werden, die auch meistenteils bezahlt werden müssen. Ein Mädchen oder eine Frau, die sich nicht mit den Trägern einläßt, gilt als ein „unnützes schlechtes Ding" und muß Hohn und Verachtung erdulden. Bei den Songo und Bondo ist es noch schlimmer; da nehmen die Frauen die Fremden mit in ihr Haus und machen aus der Unsittlichkeit ein in ihren Augen vollständig ehrliches Gewerbe. Aehnliche oder auch dieselben Gebräuche herrschen wohl bei allen Wilden in dieser westlichen Zone, sicher aber bei den bis zum Zaire wohnenden Stämmen. Auch die Sitten in bezug auf die Ehe sind hier ziemlich dieselben.

Die Mädchen werden oft schon als Säuglinge versprochen. Der Liebhaber der Ware verhandelt kaum mit dem Vater; wenn dies einmal der Fall ist, so geschieht es nur aus Höflichkeit, die eigentlichen Herren der Kinder sind die Oheime mütterlicherseits. Von ihnen erhandelt der Mann die Zukünftige und zwar ist der gewöhnliche Preis eine Ziege oder eine Peça von 18 Yards; ein Stück Rindvieh gilt schon als zu wertvoll für diesen Handel. Hochzeitszeremonien finden nie statt, der Mann holt die ihm bewilligte Auserkorene in seine Hütte und lebt mit ihr, so lange es beiden gefällt. Tritt der Fall ein, daß der Mann seine Frau nicht mehr mag, so teilt er dies einfach dem ältesten Onkel seiner Frau — demselben natürlich, von welchem er sie übernommen — mit und übergiebt sie ihm; der Onkel betrachtet dies, da er nichts vom Kaufgeschenk (sozusagen) zurückzugeben braucht, als ein gutes Geschäft, denn das Mädchen ist ja eine Ware und der nächste, dem er sie giebt, muß sie wieder bezahlen. War ein Mädchen bereits versprochen und fängt aus eigenem Antriebe mit einem andern ein Verhältnis an, was seltengenug vorkommt, da sie ja vergeben werden, ehe sie mannbar sind, so verpflichtet sie damit den armen Onkel, Strafe an den Verlobten zu zahlen, auch wenn derselbe den Preis für das Mädchen noch nicht eingezahlt hatte. Ein Mädchen kann also ihren ersten nicht wählen; starb derselbe aber oder schickte er sie weg, so kommt bei der Wahl des zweiten Mannes, die meist unmittelbar erfolgt, ihr Belieben doch auch mit in Betracht, wenn sie auch, bei der großen Achtung, welche die Kinder vor dem Onkel haben, selten ohne dessen Genehmigung abschließen wird. Jedenfalls aber fällt sie dem Oheim wieder zu, sobald sie frei wird, wenn sie auch, wenigstens so lange die Mutter mit dem Vater lebt, in der Regel nicht von ihrem Recht Gebrauch macht, sondern ins Vaterhaus zurückkehrt.

Aus den lockeren Banden der Ehe erklärt sich auch leicht das eigentümliche Verhältnis zum Onkel und die Rechtlosigkeit des Vaters. Der Mann (Gatte) kann so oft gewechselt werden, daß es manchmal schwer zu entscheiden sein wird, wer der Vater eines Kindes ist, und die Schwarzen betrachten auch bei den meisten Stämmen den Verkehr ihrer Frauen mit andern Männern nicht für schändend, sehen darüber hinweg oder gestatten ihn sogar, wenn er nur lukrativ ist. Die Kinder erben also auch nicht Rang, Vermögen und Namen vom Vater, sondern vom Onkel, worauf bei den Familien großer Häuptlinge besonderes Gewicht gelegt wird. Von den Kindern eines Häuptlings sind also die vor allem erbberechtigt, die aus der Ehe mit einer Nichte hervorgegangen sind, ein Bündnis, das von ihnen, wenn irgend thunlich, jedem andern vorgezogen wird. Söhne, denen die Behandlung des Vaters nicht zusagt, gehen einfach zum Onkel, ihn nennen sie tatu, das Vater und Herr zugleich bedeutet. Je mehr Söhne und natürlich auch solcher freiwilligen Söhne ein Mann im Hause hat, desto reicher, desto mächtiger ist er; denn die Kinder verursachen ihm weder Erziehungskosten, noch giebt er ihnen viel Nahrung; im Gegenteil, sie sind seine Diener, sie gehen für ihn auf die Jagd, sie führen Krieg für ihn; sie sind sein Hofstaat. Stirbt ein Mädchen in der Ehe mit einem Manne, so hat letzterer dem Oheim eine Entschädigung zu zahlen, da stets angenommen wird, er

trage gewissermaßen die Schuld an ihrem Tode. Diese Entschädigung entspricht aber ja nicht etwa dem Kaufpreise, den er für sie gezahlt, sondern beläuft sich auf 6—10 Peças, also den Wert einer Sklavin. Man wird leicht einsehen, daß demnach ein Bantu das Leben seiner Frau wohl behüten wird, um nicht zu Verlust zu kommen.

So reich bevölkert das Songoland ist, so arm ist Minungo mit seinen Bewohnern. Von den Schwarzen, denen Schütt hier begegnete, war nicht ein einziger mit Zeug bekleidet — zwei Fellchen, etwas Glasperlen und ein kleines Rohr durch die Nasenwand, dies ihre ganze Bekleidung. Ihre Haartracht besteht aus stärkeren und feineren Flechtchen, je nach dem Fleiß und der Dosis Liebe, welche die Amiga für ihren teuren Erwählten hat; diese Flechten hängen nach ägyptischer Art um den ganzen Hinterkopf und sind oben und unten, jede einzeln, mit rotem Thon und Oelbrei beschmiert, während unten noch außerdem ein verhärteter Tropfen hängt; über der Stirn befindet sich ebenfalls noch eine dichte Reihe derselben Zöpfchen mit roten Tropfen verziert. Gestalt und Physiognomie der Minungo sind gewöhnlich und charakterlos, die Nasen meist ein wenig jüdisch gebogen, die Flügel der Nase, wahrscheinlich durch das Tragen der Holzstäbchen, breit und aufgeklappt.

Die Häuser der Minungo unterscheiden sich sehr von denen der andern Stämme, sie sind kreisförmig, mit feinstem Capim sehr dicht bedeckt, also meistens regendicht, und sehr sauber von außen. Innen sieht es allerdings etwas anders, d. h. sehr schmutzig, aus, und fehlt auch bei dem kleinen und unbequemen Raume jegliche Ventilation. Die Minungo haben einen Aberglauben, an den jeder fest glaubt, nämlich an die Heilkraft resp. die gute und schlechte Wirkung des „Pemba" und „Lundo", der weißen und der roten Thonerde, von der durch Vermischung mit Oel die Minungo ihre rote Coiffure herstellen. Bei jeder Krankheit nehmen sie dies Medikament, indem sie das Trinkgefäß an einer Seite mit Oel, an der andern mit Thonerde beschmieren; steigen dann die Bläschen an der Seite der Pemba auf, so nimmt die Krankheit einen guten Verlauf, im andern Falle wird sie hartnäckig; das aus heimischen Kräutern bestehende Getränk trinken sie auch stets von der Pembaseite. Aus Pemba geformte Kugeln bringen Glück im Handel, sowie bei beabsichtigten Diebstählen und Räubereien; solche aus Lundo schützen gegen das Böse, daher tragen die Schwarzen von beiden bei sich. Was das Beten betrifft, so beten die Minungo zu einem Fetisch, einem „Zambi" und „Hamba", die sie sich selbst aus Holz schnitzen; ersterer hat Kreuzform und ist entweder von Kupfer gegossen oder ein Kruzifix, von Portugiesen gekauft, oder auch nur von Holz. Der zweitgenannte Fetisch ist ein roh geschnitzter Adler oder ein Ochse mit einem Reiter, oft auch nur ein alter Topf mit Pemba und Lundo. Die Gebete sagen sie nur, um Vorteil von einer bestimmten Sache zu ziehen; wenn der Betreffende in jener Angelegenheit, wegen welcher er gebetet, Glück hat, so hat er dies nur dem Zambi oder Hamba zu verdanken. „Kizao" nennen sie ferner einen Topf mit Wasser und sonstigen Ingredienzien, und wenn sich jemand darin wäscht, freut sich der Hamba. „Kisukulo" betiteln sie einen Topf mit verschiedenen Heilmitteln, die sie, wenn sie einem Kranken geholfen, fortwerfen.

Wie wir hier gleich nachtragen wollen, essen die Bangala mit Vorliebe Hunde in gebratenem, respektive geschweltem Zustande; auch die Bihe thun dies; Songo und Minungo aber nicht. Dagegen begraben die Bangala und Songo ihre Fürsten zivilisierter, wie die Minungo, Chinge und Kioko. Bei diesen legt man die Fürstenleichen offen in ein Haus, sämtliche Einwohner verlassen dann das Dorf, und gehen zu oder mit dem Nachfolger. Nur drei Sklaven bleiben bei dem Toten, wohnen mit ihm in demselben Hause und sammeln sorgfältig Tag für Tag die vom Fleische fallenden Würmer. Diese anmutige Beschäftigung üben sie wohl drei Jahre hindurch aus, bis nur noch das Skelett vorhanden ist. Dann werden die in einem Gefäß aufbewahrten Würmer, die

das Fleisch des Gestorbenen repräsentieren, samt den Knochen in irgend einen dichten Busch geworfen! In allen Teilen Westafrikas aber wird beim Absterben eines Soba die Zeit, bis er begraben und ersetzt ist, benutzt, um die Vorbeireisenden vollständig auszuplündern. Würdiger sind die Begräbnissitten der Bangala.

In Kassandsche sah Schütt mehrere „Quibindas" oder Begräbnisplätze, die um das Grab, das gewölbt von Lehm gebaut war, Buschwerk mit ordentlich angelegten Wegen hatten; um die Anpflanzung herum zog sich eine wohl 20 m breite Straße, welche dazu angelegt war, die vielfachen Prairiebrände abzuhalten. In diesem Grabe wird der ganze Leichnam untergebracht, und nicht nur die Nägel ꝛc., wie bei den Lunda, die sodann den Körper in den Fluß werfen, dem ja auch die Leichen der vom Muata Jamvo Gemordeten überliefert werden. Ein solches Grab ist sehr luxuriös mit Fazenda ausgestattet; leider werden bei den Großen in Lunda zwei Sklaven, ein männlicher und ein weiblicher, mit gebrochenen Beinen und oft auch gebrochenen Armen lebend hineingesetzt und mit eingemauert; auf dem Grabe selbst aber werden dann vierzig bis fünzig Sklaven geschlachtet. Die Tributäre Muata Jamvos, wie „Mai", „Mona Kimbundo", also die großen Fürsten andrer Länder, die zu Lunda gehören, werden auch mit Begleitung begraben. Dies thun die Bangala aber schon seit langer Zeit nicht mehr. Als Wächter des Grabes wird ein dem Verstorbenen verwandter Soba hingesetzt und es gilt dies als eine so große Ehre, daß es einem kleineren Soba Maquitarang giebt.

Die Sitten der Bondo bei Begräbnissen unterscheiden sich von denen der Angolesen nicht; sie begraben ihre Toten am Wege. Die Sprache ist schon etwas abweichend vom M'Bundu, aber die Leute verstehen sich untereinander. Der Bondodialekt ist weicher, singender, besonders auffällig ist ein Grunzlaut des Behagens und Einverständnisses, auch des geheuchelten, das lang gedehnte „öh", den man alle Augenblicke hört.

Ihre einzigen ernsten Beschäftigungen sind die Begrüßungszeremonien, Essen und Schlafen; alles geschieht so müßig, ohne Anteil, und nur das Begrüßen wird mit Feuer betrieben. Kommt ein Mann in einen Kreis, in dem sich nur Personen seinesgleichen befinden, so kauert er nieder, berührt erst die Erde, dann die Brust mit den vereinten Handflächen und dann klatschen alle a tempo in die Hände, neunmal; der erste Schlag ist der Taktschlag, die nächsten fünf folgen rasch decrescendo und die drei letzten werden langsamer und kaum hörbar nachgeklatscht. Ist ein Höherer im Kreise, so küßt der Hinzukommende die Erde und jener wie die übrigen haben unterdessen schon die Hände zum Klatschen bereit. Bei ganz großen Häuptlingen dreht sich der Ankömmling erst so, daß er einen Augenblick mit dem rechten Schulterblatt die Erde berührt, ohne jedoch zu liegen zu kommen, küßt dann die Erde und legt die Handfläche auf die Brust, reibt auch womöglich den Staub recht ein in die Haut; je schmutziger er dabei wird, desto geehrter fühlt sich der Begrüßte. Die Zeremonie unterbleibt niemals. Ein Abschiednehmen oder Adieusagen findet nicht statt; man steht einfach auf und geht; Frauen dürfen bei den Bondo nicht grüßen. Die Bondoweiber tragen um den Leib, an der Hüfte mit einem Strick oder Band gehalten, ein quadratisches Panno europäischer Fabrikation, selten, über die Brüste gebunden, ein Stück Kattun, meist jedoch diese ganz unbedeckt. Fußringe von Messing, je dicker, desto besser, allerlei Fetischstücke, darunter besonders die Hörnchen junger Schweinsantilopen („Caseche"), und Perlschnüre um den Hals vervollständigen die Toilette. Die kleinen blauen, roten und weißen Perlen („Cassongo") werden hier zu möglichst starken Strähnen gewunden, in eigentümlicher Weise über eine Schulter und

unter beiden Armen durchgezogen, und zwar erkennt man an der Dicke der Schnüre die Stärke der Liebe, die der Mann für seine Frau fühlt. So lange sie noch im Hause der Mutter leben, kommen sie nicht leicht dazu, solche Schnüre zu besitzen; die Väter wenigstens schenken ihren Töchtern nur Schmuck, so lange sie noch ganz klein sind. Frauen wie Männer tragen die Haare rings um den ganzen Hinterkopf in kleine, dicht nebeneinander herabhängende Flechten gebunden, mit Perlen durchflochten und unten ebenfalls mit Perlfäden eine an der andern befestigt. (Schütts Reisen, S. 54—55.)

Die Frisur bei den Bantu des westlichen Zentralafrika kann geradezu als Gradmesser der Zivilisation eines Stammes angesehen werden; die mit den Weißen in Berührung gekommenen Stämme tragen das Haar ohne alle Frisur gleichmäßig geschnitten, bei einigen Stämmen in der Nähe der Zivilisation haben die Weiber allein Frisuren, die Männer, die ja öfter in die Ortschaften der Ambaquistas kommen, gehen kurz geschoren; die Bangala sind ein Beispiel hierfür. Bei den wirklich Wilden tragen also Männer wie Frauen Frisuren und je weiter ins Innere, desto grotesker.

Die Stämme an der südlichen Guineaküste.

Im Norden des von den Hottentotten bewohnten Namalandes erstreckt sich längs der Küste fast bis an den Kunene, aber auch tief landeinwärts ein noch ziemlich ungenügend durchforschtes Gebiet, das Land der Dama, fälschlich auch Damara oder Damras genannt. Es wohnt dieses Bantuvolk westlich von den Tschuanen, nach J. Hahn zwischen 22° 58′ und 19° 30′ südl. Br. und 14° 20′ östl. L. v. Gr. bis einige Grade westlich von Ngamisee. Die westlichen Stämme der Dama nennen sich Ova-herero, die östlichen Ova-mbandscheru. Nordöstlich von den ersteren liegen die Sitze der verräterischen Ova-mpo. Die Dama sind ein derbes, kräftiges, kriegerisches, sehr schmutziges Volk, gewöhnlich mit Bogen und Pfeil bewaffnet, Hirten ohne feste Ansiedelung; sie leben in stetem Kriege mit den Großnama und Bastardhottentotten und mit den Bergdama, und sprechen das Otschiherero, welches der Sprache der Tschuanen verwandt ist, aber nicht von ihnen verstanden wird. Einst eine zahlreiche Nation, sind sie in neuerer Zeit von den Nama aufgerieben oder südlicher gedrängt worden. Sie waren vor etwa tausend Jahren aus dem zentralafrikanischen Hochlande gekommen und hatten sich, bedeutende Umwälzungen veranlassend, der Gegenden zwischen dem Kuisip und 19° südl. Br. bemächtigt. Noch in ihrer Bedrängnis dünkten sich die Dama wenigstens höhere Wesen zu sein als die Buschmänner. Sie töten sie, wo sie sie finden oder machen sie zu ihren Sklaven. Durch ihre Sitten zeigen sie sich verwandt mit den Tschuanen, desgleichen durch ihre schöpfungsgeschichtlichen Sagen; auch entfernen sie sich in den Hauptpunkten hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten und ihrer Gemütsrichtung nicht wesentlich von den übrigen Bantu. Heute sind die Dama aufs neue das dominierende Volk im Lande geworden, haben ihre Herden unsäglich vermehrt, besitzen die schönsten und teuersten Feuerwaffen, selbst eine gute Anzahl Hinterlader, reiten auf Pferden

und fahren mit Wagen. Ihre Zahl mag 110,000 Köpfe betragen, wovon 80,000 auf die Ova-herero und 30,000 auf die Ova-mbandscheru entfallen.

Der Name Ova-herero soll „Fröhliches Volk" bedeuten, Dama nennt man sie aber im Kaplande, wo man wieder Vieh- und Bergdama unterscheidet, angeblich, ohne durchgreifende Merkmale angeben zu können. In Wirklichkeit sind indes die Dama den Bergdama, richtiger Hau-khoin genannt, in ihrer äußeren Erscheinung wie in den übrigen Kennzeichen sehr unähnlich. Die Dama sind groß, schlank, ebenmäßig gebaut, wenig muskulös, haben dunkle Augen, wenig hervorstehende Backenknochen, einen großen Mund mit starken Lippen, rundliches Kinn, rot- oder schwarzbraune Haut und lassen ihr gefilztes Haar in Zöpfen und Strähnen vom Kopfe herabhängen. Die Frauen bleiben klein und werden sehr bald häßlich. Alle Dama tragen den Schurz und bei rauhem Wetter den Pelzmantel (Karoß), aber verschönern sich auf eigene Weise. Um die Lenden schlingen sie einen Wulst vielfach gewundener Riemchen, die sie dann in Notfällen als Bindfaden gebrauchen. Bei gutem Wetter bleibt der Oberkörper unbekleidet, dagegen behängt sich der eitle Dama mit allerlei recht lästigen Zieraten. Er trägt eine Schnur mit Elfenbeinkugeln von sehr verschiedener Größe um den Hals, von wo sie bis ans Knie reichen, klappern und anschlagen beim Gehen. Hals und Arme schmückt er mit Schnüren von Kupferkugeln, umwindet den Fuß unterhalb des Knies mit Strängen von Glaskorallen, legt solche auch um die Stirn, in deren Mitte er eine Muschel befestigt, und steckt seine Füße in Fellsandalen, die vorn und hinten spitz zulaufen. Nicht minder putzsüchtig sind die Frauen, welche eine seltsame Haube aus hartem Leder, vorn mit weichem Leder eingefaßt, auf den Kopf stülpen und vor Fremden niemals abnehmen. Auch tragen sie eine Art Mieder aus Stückchen von Straußeneiern, die sie auf einem Bande aufheften und diese Streifen zusammennähen. Reiche tragen am Halsriemen verschiedene Pomadebüchsen mit Hammeltalg und rotem Ocker, um die Knöchel Schnüre mit pfundschweren Kupferkugeln und dergl. Die Dama sind gern zum Wandern geneigt und bauen ihre halbrunden Hütten, denen der Viehkraal nie fehlt, weniger fest, indem sie die Wände aus Buschwerk flechten und leicht mit Lehm oder Kuhdünger bewerfen. Ihre Milcheimer, Trink- und Wassergefäße, Löffel und Waffen sind wenig zierlich und dauerhaft. Schilde gebrauchen sie nicht; die kurzen Wurfspeere mit Eisenspitze und der Quaste des Ochsenschweifes, sowie der leichte Wurfknittel und das Dolchmesser sind wenig gefährlich. Pfeile werden schlecht vergiftet und kaum auf 20—30 Schritte geschnellt. Es herrscht Polygamie. Die Frau ist die Arbeiterin, doch steht ihr der Mann in allen Verrichtungen bei. Die Dama leben in Familien oder kleinen Gesellschaften zusammen und haben wenig Anhänglichkeit an ihren Häuptling. Ihre Haupteigenschaften sind stete Lustigkeit, Leichtsinn, dreiste Lügenhaftigkeit, viel Anlage zum Erlernen fremder Sprachen und mechanischer Fertigkeiten, dabei Mangel an Ausdauer, Unbeständigkeit, außerordentliche Schwatzhaftigkeit, Vorliebe für Dacharauchen, Tanzen und Musizieren. An den nächtlichen Tänzen nehmen auch die Frauen teil. Die Dama besitzen ein umständliches Zeremoniell, das sich in jeder Familie noch dazu besonders ausgebildet hat. Der heranwachsenden Jugend schlägt man die Schneidezähne des Unterkiefers aus. Aberglaube blüht in jeder Form. Man fürchtet Gespenster, Hexerei und Zauberei, weshalb die Zauberdoktoren auch hier gute Geschäfte machen. Beim Tod eines Reichen erheben Klageweiber ein entsetzliches Geheul; der Tote wird in ein dunkles Tuch verpackt und mit seinem Hausgerät begraben; zwei Ochsenhörner hängt man über dem Grabe auf. Zeichen der Trauer ist eine dunkle Pelzmütze.

Den Raum zwischen dem Kunene und dem Kongo füllen großenteils die portugiesischen Kolonien Mossamedes, Benguela und Angola, deren Eingeborne meist zur Familie der M'Bundavölker gehören, besonders weiter im Innern, in der Umgebung von Bihe. Die Stämme, welche die Gegenden von Bihe bewohnen, sind die Muquisso, Mundombe, Muhumbe, Quimbandi, Bailundo, Bieno und Ganguella, von welchen die drei letzten die bedeutendsten sind. Diese Stämme sind in ihrer physischen Entwickelung um so weiter vorgeschritten, je ferner sie von der Küste wohnen, wovon namentlich die Bieno und Bailundo einen deutlichen Beweis ablegen. Ihre Kleidung ist die denkbar einfachste; sie

besteht aus einem Stück Tuch oder einem Fell. Maniok und Hirse bilden hauptsächlich ihre Nahrung, nur bei festlichen Gelegenheiten wird ein Stück Vieh geschlachtet. Die Feldarbeit wird allein von den Weibern verrichtet, die Männer bringen ihr Dasein mit Nichtsthun hin.

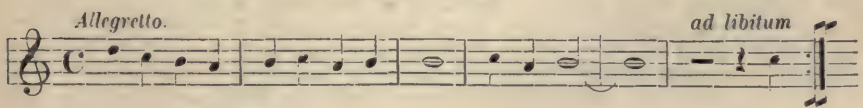
Unter den erforschten Eingebornenstämmen bezeichnet Serpa Pinto die Ambuella als denjenigen Bantustamm, bei welchem Fortschritt und Zivilisation eines Tages zuerst werde festen Fuß fassen. Die Ambuella bilden eine Art Föderation und werden von Unterhäuptlingen gut regiert. Die schrecklichen Blutbäder, welche in den großen autokratisch regierten Reichen so oft geschehen, kommen bei ihnen selten oder gar nie vor. Wenn auch der Diebstahl bei ihnen etwas Gewöhnliches ist, so ist doch der Mord ihnen unbekannt. Während seines Aufenthalts bei den Ambuella machte Major Serpa Pinto die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Albinovolke der Mukassequeres. Dieselben bewohnen mit den Ambuella zusammen das Land zwischen dem Kubango und dem Kuando, und zwar haben sie die Waldpartien in Besitz genommen. Pinto staunte über ihre außerordentliche Häßlichkeit. Ihre Augen sind klein, stehen nicht in gerader Linie, die Backenknochen sind weit auseinander und hervorstehend, die Nase liegt platt im Gesichte, die Nasenlöcher haben eine unverhältnismäßige Größe, das Haar ist kraus und wollig, und wächst an einzelnen Stellen, am dichtesten oben auf dem Kopfe. Während die Ambuella schwarz sind, sind die Mukassequeres weiß und besitzen den Typus der Hottentottenrasse. Da sie den Erdboden nicht bearbeiten, so sind ihnen Ackergerätschaften vollständig fremd und ihre einzige Waffe Pfeil und Bogen. In mancher Hinsicht scheinen sie noch unter den wilden Bewohnern des Dickichts zu stehen, denn sie besitzen nicht einmal Höhlen, um darin Zuflucht zu suchen und können somit als die eigentlichen Wilden des südtropischen Afrikas bezeichnet werden, deren einzige Nahrung Wurzeln, Honig und die auf der Jagd erlegten Tiere bilden. Pinto glaubt sie ethnologisch zu den Hottentotten zählen zu müssen. Abbildungen derselben hat er keine angefertigt. Nach den Merkmalen, die Serpa Pinto von den Mukassequeres verzeichnet, wird es schwerlich möglich sein, ihnen ethnologisch einen Platz anweisen zu können. (Serpa Pintos Wanderungen quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ozean. Leipzig 1881. 8°. Bd. I, S. 296—301.) Die Ambuella, Ganguella, Kabango und Luchaze, wie die meisten Stämme des afrikanischen Südwestens, stehen unter einzelnen Häuptlingen („Soba"), sind betriebsam, namentlich gute Eisenarbeiter, bauen Erdnüsse, Maniok, Bohnen, Ricinus, Baumwolle, pflegen die Bienenzucht, aber auch den Handel mit Sklaven. Uebrigens kann bei ihnen ein Stammesangehöriger nur als Kriegsgefangener oder als Bezahlung für eine Schuld seiner Eltern zum Sklaven gemacht werden.

Das Land von der Kuansamündung bis etwa gegenüber Dondo bewohnen die Kissama. Sie haben auffallend häßliche Gesichtszüge, sind unter Mittelgröße und von schwarzbrauner Hautfarbe, die aber gewöhnlich unter einer dicken aschfarbenen Schmutzkruste sich verbirgt. Ein sehr zahlreicher Stamm und voll Mißtrauen gegen alle Weißen, haben sie nicht geduldet, daß die Portugiesen Handelsniederlassungen auf ihrem Territorium errichteten. In erfreulichem

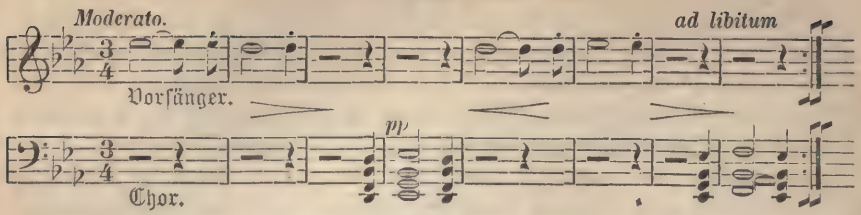
Gegensatze zu ihnen, sowohl was Körperbildung, als was Geistes- und Charakteranlagen anbetrifft, stehen ihre östlichen Nachbarn, die Libolo, ein großer, wohlgebauter Menschenschlag mit gutmütigem und intelligentem Gesichtsausdruck. Der Libolo salbt sich den ganzen Körper mit Palmöl ein und windet ein leichtes Gewand von schwarzgefärbten Pflanzenfasern um die Hüften; das lang ausgekämmte Haar, in dünne Strähne geflochten, auf welche Glasperlen, Holzklötzchen und Korallen aufgereiht sind, hängt bis zu den Schultern herab und auf dem Scheitel prangt gleich einem Heiligenschein eine aus dem Fell einer langhalsigen Antilope oder aus den Fasern der Boabobrinde verfertigte kreisrunde Scheibe, von deren äußerem Rande die Haare oder Fasern ringsum strahlenförmig abstehen: ein Kopfputz, der auch bei mehreren andern Stämmen, z. B. bei den weiter südlich wohnenden M-Balundu, gebräuchlich ist. (Herman Soyaux, Aus Westafrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Leipzig 1879. 8°. Bd. II, S. 17—18.) Diese M-Balundu sind gleichfalls ein besserer Stamm, weil sie noch am wenigsten in Berührung mit den Weißen gekommen sind. Ueberall werden auch die M-Balundusklaven allen andern vorgezogen, denn sie sind treu und arbeitsam.. Ueberall bei diesen Stämmen scharen sich mit Leidenschaft die Männer und Mädchen zum „Batuk", dem Kankan der Schwarzen, und unter Begleitung von Gesang und Händeklatschen beginnt der unzüchtige Tanz. In den Händen der M-Balundu sah Soyaux außer der gewöhnlichen weit verbreiteten Holzmarimba und der gemeiniglich zur Tanzmusik dienenden „N-dungo"-Trommel ein geigenartiges Instrument, einen eckigen Resonanzkasten, mit drei aus Pflanzenfasern gedrehten Saiten bespannt, die auch mit einem Fiedelbogen aus Pflanzenfasern gestrichen werden. (Soyaux a. a. O., S. 177.) Als Probe ihrer musikalischen Begabung teilt Soyaux nachstehende Gesänge der M-Balundu mit:

Mann von der Loangoküste (nach Dr. Fritsch).

Beim Tanze.



Kriegsgesang.



Die Eingebornen von Loango, die Bafiote (Sing. M-fiote), wie sie sich selbst nennen, scharf unterschieden von den weiter südlich an den Ufern des Kongo lebenden Mussérongo, sind im allgemeinen von stattlicher, ja oft von imponierender Gestalt, deren wohlproportionierter Gliederbau häufig an den Körpertypus des Europäers erinnert. Die Hände, mit bräunlicher Luna der hellen Nägel, die Füße sind meistens klein und gut geformt, und die Waden zeigen keineswegs jene für typisch gehaltene Dünnheit. Das Gesicht, an dem nur in seltenen Fällen die Kieferpartie störend hervortritt, wird allerdings durch eine eingedrückte Nase verunziert. Der Mund dagegen ist scharf und oft hübsch gezeichnet; die Lippen sind zwar stark und voll, aber nicht in dem Grade wulstig, wie gewöhnlich angenommen wird, die Zähne weiß und klein. Die Bindehaut des dunkeln, feurigen, meist großen Auges hat einen gelblichen Ton; die Lider sind mit langen, leichtgebogenen Wimpern besetzt, die Brauen in der Regel nicht stark, häufig aber kühn geschwungen. Die Stirn ist ziemlich stark gewölbt, die Form des Kopfes variiert zwischen der ovalen und mittelovalen; an den Wangen zeigen sich häufig Grübchen, selten stark vorstehende Backenknochen; die Ohrmuscheln sind klein, sogar zierlich. Das schwarz und dicht gekräuselte Haar wird kurzgehalten oder in kleine Büschel zusammengedreht. Die Hautfarbe ist ein gefälliges Braun, und zart genug, um ein Erröten und Erbleichen bemerken zu lassen; bei wohlgenährten und bequem lebenden Individuen erscheint sie um einige Grade heller. Nie entbehrt die Haut einer feinen Behaarung. Bart wächst spärlich, meist nur Backenbart, doch sah Soyaux einen alten Mann mit rein römischem Profil und einem schönen weißen Schnurr- und Kinnbart. Die Innenseiten der Hände und Füße haben eine schmutziggelbe, die Hautfalten darin eine fleischfarbenrote Färbung. Die Haut der neugebornen Kinder ist hell, etwa von der Farbe eines hellen Mulatten, doch rosig angehaucht und mit einzelnen dunkeln Flecken auf gewissen Körperteilen. Der so widerliche Geruch, welcher sonst der Hautausdünstung der Neger anhaftet, kommt bei den Bafiote nur als Ausnahmefall vor, und wird auch von ihnen selbst als solcher bemerkt und bezeichnet.

Verstümmelungen zur Verzierung des Körpers finden nur in beschränktem Maße statt; sie bestehen teils im Ausbrechen der obern Schneidezähne, teils im Tättowieren der Brust und der Umgebung des Nabels mit mancherlei Zeichnungen. Die über den Rücken und die Schultern verteilten, zu je drei nebeneinander stehenden kurzen Schnitte in der Haut rühren vom häufig angewandten Schröpfen her, welche Operation in derselben Weise wie bei den Aegyptern vollzogen wird, indem man nämlich mittels eines Ziegen- oder Antilopenhorns das Blut aus den Messerschnitten saugen läßt und dann die Wunden mit weichem Kautschuk verschließt. Das Durchbohren der Ohrläppchen, bisweilen nur des einen von beiden, ist wohl nicht erst durch die von den Weißen in den Handel ge-

brachten Ohrringe eingeführt worden, sondern hat schon vorher bestanden, denn in Ermangelung solcher wird ein Stückchen Holz oder Stroh im Ohrläppchen getragen.

Der M-fiote ist kindlich, ja nach unsern Begriffen kindisch froh; er kennt nicht den Wert der Zeit. Die Heiterkeit und der Reichtum der ihn umgebenden Natur teilen sich auch seiner ungezügelten Phantasie mit und reizen ihn zu großer Sinnlichkeit an. Aeußerst leicht erregbar im guten wie im schlimmen Sinne, aber ebenso leicht wieder zu besänftigen und abzukühlen, springt er von einem Extrem ins andere über. In bezug auf Genuß von Speise und Trank ist er mäßig; Trunksucht liegt ihm durchaus fern. Er liebt die Reinlichkeit, badet oft und säubert sich nach jeder Mahlzeit Mund, Zähne und Hände. Verletztes Schamgefühl treibt ihm das Blut ins Gesicht und verdunkelt dessen Farbe. Auch Ehrgefühl, wenn es sich auch oft als Eigensinn äußert, ist ihm nicht abzusprechen; wird im Hause des Weißen ein Unrecht verübt, so gelingt es fast nie, den Thäter oder Anstifter unter der schwarzen Dienerschaft zu ermitteln, da jeder sich lieber bestrafen läßt, als daß er den Schuldigen verrät.

Mädchen von der Loangoküste (nach Dr. Fritsch.)

Muß der M-fiote in vieler Hinsicht ein Kind, so kann er doch keineswegs harmlos genannt werden; infolge des Verkehrs mit den Weißen bildeten sich Hinterlist und Habgier bei ihm aus, und in seiner exzentrischen Weise trachtet er durch unrechtmäßige Mittel nach Besitz wie nach Befriedigung vorher nicht gekannter Bedürfnisse. Eben der Verkehr mit den Fremden begünstigte auch seinen Nachahmungstrieb und machte ihn eitel und putzsüchtig; bezeichnend ist jedoch, daß er bei ernsten und feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei offiziellem Empfang Fremder durch den Fürsten, die sonst so begehrten und beliebten grellbunten Stoffe aus Europa verschmäht und sich in seine heimischen einfarbigen Zeuge kleidet. Wie fast allen Naturvölkern gilt auch dem M-fioten als Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er weiß, daß der Weiße ihn „übers Ohr haut", und sucht mit gleicher Münze zu zahlen, was ihm auch oft genug glückt. Von stetem Mißtrauen gegen die Absichten jedes Weißen erfüllt, aber dessen Uebergewicht fürchtend, verbirgt er sein Inneres vor ihm hinter einer gleichgültigen Miene und wird so zum lauernden Heuchler. Hat er sich aber einmal als Diener oder Sklave von dem Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen seines weißen Herrn überzeugt, dann bezeugt er demselben treue Anhänglichkeit und Dankbarkeit für empfangene Güte. Er hält sein gegebenes Wort und die in einem Uebereinkommen mit dem Weißen zugestandenen Bedingungen. Im Umgang mit seinen Rassenbrüdern erweist er sich offen und ehrlich; seine Kinder werden zur Wahrheitsliebe angehalten und bestraft, wenn er sie auf einer Lüge ertappt.

Die geringe Inanspruchnahme seiner Energie, welche nicht durch heißes Streben nach schwer Erreichbarem angespornt wird, macht ihn lässig, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Worts faul; zur Erreichung eines naheliegenden Zweckes arbeitet er unverdrossen und ausdauernd; was darüber ist, erscheint ihm vom Uebel. Seiner Natur nach gutmütig, läßt er sich durch Aberglauben und religiösen Fanatismus zu blutdürstiger Grausamkeit, ja zu unmenschlicher Wut hinreißen. Er ist mitteilsam im Gespräch bis

zur lärmenden Geschwätzigkeit, aber auch mitteilsam in andrer Beziehung; kaum wird er, wenn gerade beim Essen, jemanden vorübergehen lassen, ohne ihn zur Teilnahme an seinem Mahl einzuladen. Im Streit ist er aufbrausend und heftig, doch bleibt es in der Regel bei Worten; er scheut Krieg und Blut und ist nicht zu spartanischer Tapferkeit erzogen. Können zwei Gegner sich nicht untereinander verständigen, so wird die Streitfrage in einem öffentlichen „Palaver" verhandelt, und hier entwickeln die Eingebornen eine staunenswerte Geläufigkeit im Sprechen, eine überraschende Redekunst und Schlagfertigkeit, die bedeutende Geistesgegenwart und Elastizität des Denkvermögens bekunden.

Für ein entwickelteres Gefühlsleben spricht der Brauch, welcher den jungen Mädchen gestattet, ihren Gatten nach Neigung und eigenem Ermessen zu wählen, besonders aber die wahrhaft rührende Kindes- und Elternliebe, welche mit manchen Schattenseiten des Charakters aussöhnt. Freundlichen Verkehr oder Mitgefühl mit Tieren hat unser Gewährsmann nicht beobachtet, doch auch gerade keine Mißhandlung derselben.

Die Religion der Bafiote ist nicht eigentlich ein echter Polytheismus, sondern ein freilich stark verwischter Monotheismus; denn sie glauben an einen guten Gott, welcher die Welt und den Menschen erschaffen hat und das böse Prinzip bekämpft. Doch wird diese reinere Vorstellung durch eine unglaubliche Menge des rohesten und schwer definierbaren Aberglaubens überwuchert, der allen geistigen Aufschwung hindernd beeinflußt. Sie findet ihren Ausdruck in den vielen Fetischen, leblosen, gewöhnlich tragbaren Gegenständen, denen durch den Erdpriester göttliche Kräfte zu bestimmten Zwecken verliehen sind; so giebt es besondere Jagdfetische, welche dem Jäger Beute verbürgen, oder solche, die dem N-ganga die Zauberer entdecken helfen, das heißt die vom bösen Prinzip Besessenen, die allerlei Schaden zufügen, namentlich Krankheiten und unerwartete oder frühzeitige Todesfälle herbeihexen. Ganz wie die „Medizin" der Indianer gilt hier der Fetisch bald als der sinnlich wahrnehmbare gewährleistende Ausdruck eines göttlichen Machtausflusses, so daß sein Besitzer ihn schlägt oder durch einen neuen ersetzt, wenn er den von ihm erwarteten Dienst nicht erfüllt, bald als Verkörperung eines Teils von Gott oder des Gottes selbst. Eine Art Religionsübung liegt in der Befolgung der „Tschina", eigentümlicher Verbote, welche sich auf die verschiedensten Lebensbeziehungen des Schwarzen erstrecken. Die Tschina besteht teils in allgemeinen, von jedermann zu befolgenden Verboten, wie z. B. in Majombe sich mit Feuer oder brennenden Fackeln dem Kuilufluß zu nahen, oder während eines Gewitters zu pfeifen, teils in solchen, die nur für einzelne Familien, für diese aber erbliche Gültigkeit haben: gewisse Speisen zu essen, gewisse Worte zu gebrauchen, gewisse Orte oder Gegenstände zu berühren — ähnlich dem Tabu der Südsee. Bemerkenswert ist dabei noch, daß kein Sklave die Tschina zu befolgen braucht.

Die Eingebornen der Loangoküste treiben sowohl Fischerei als Landbau, und diese Doppelbeschäftigung ist nicht ohne fördernden Einfluß auf die Kulturentwickelung des M-fioten. Weil der Fischfang eine verhältnißmäßig größere Sicherheit des Nahrungserwerbs gewährt, liegt allerdings die Gefahr darin, sorglos und träge zu machen; allein er nimmt anderseits die Erfindungskraft und Thätigkeit zur Herstellung zweckmäßiger Geräte in Anspruch, erfordert Geschicklichkeit und Ausdauer und stählt die Energie im Kampf mit der Brandung des Meeres. Als ein schwächeres Kulturmittel hat sich bis jetzt der Landbau erwiesen; die Arbeit wird meist den Frauen überlassen, und er verlangt zwar körperliche Anstrengung, aber bei der großen Ergiebigkeit des Bodens und der primitiven Einfachheit der Geräte doch wenig Nachdenken und Uebung der Geisteskräfte. Dazu kommt noch, daß bei der verhältnismäßig dünnen Bevölkerung jeder für sich Raum genug hat und daher der Anbau des Bodens zu keiner Interessengemeinschaft führt.

Ob der Handel bisher vorteilhaft auf das Gemütsleben des M-fiote eingewirkt, möchte sehr zu bezweifeln sein; ohne Frage hat er ihn aber geistig gehoben. Der Verkauf des Viehes und der in den Handel kommenden Produkte ist Sache der Männer; Feldfrüchte werden meist von den Frauen zu Markt gebracht. Leider hat der Handel mit den Weißen nicht die Ausdehnung, die er haben könnte, wenn nicht die trostlosen politischen Zustände des Landes seiner Entwickelung hinderlich wären. Letztere sind jedoch wieder eine Folge des Handels, nämlich des früher allein betriebenen Sklavenhandels. Der Menschenschacher tötete nicht nur die edlern Regungen in der Seele des M-fioten, lehrte ihn fremde Laster kennen und lieben, pflanzte und pflegte in ihm die Habgier, er lockerte auch die Bande der Volksgemeinschaft in dem frühern Loangoreiche. Seinen letzten König (Maluango") hatte dasselbe wahrscheinlich schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Seit dessen Tode ist der Besitz des Reichs an eine Menge von Familienhäuptern verteilt, von denen einige noch ihren alten Titel und Würden beibehielten.

Zauberer und Arzt von der Loangoküſte.

Geſtützt auf Verwandtſchaft, Reichtum und Klugheit, betrachten dieſelben die Dörfer, in welchen ſie ſitzen, und deren Landbezirke als ihrer Herrſchaft unterworfen; bei Streitigkeiten mit andern Dorfherren ſuchen ſie ſich durch Geſchenke die Anhänglichkeit der Unterthanen und ſomit die Fortdauer ihrer Macht zu ſichern. Gegen die Landesprodukte tauſcht der M-fiote zumeiſt europäiſche leichte Baumwollenzeuge ein, welche ſeine heimiſchen, aus der innern Haut der Wedelblättchen einer Raphiapalme verfertigten Gewebe ziemlich verdrängt haben. Er gebraucht ſie zu ſeiner Bekleidung, bei Männern wie Frauen aus einem bis zum Knie oder noch tiefer reichenden Lendenſchurz und häufig noch aus einem größern togaähnlichen Stück beſtehend, das mit einer Schnur oder Schärpe um die Hüften befeſtigt und deſſen obere Hälfte, bei der Arbeit z. B., heruntergelaſſen wird, ſo daß es dann einem langen Weiberrock gleicht. Außerdem pflegen erwachſene Mädchen und Frauen den Buſen mit einem in der Höhe der Achſelhöhlen hängenden Tuch zu verhüllen. Den Kopf bedeckt man nicht allgemein, aber häufig, entweder mit einer importierten wollenen oder mit einer im Lande aus den Faſern des Ananasblattes gewebten Kappe von oft ſehr kunſtvoller Arbeit; eine beſondere Form der letzteren iſt ein Attribut und Vorrecht gewiſſer Würdenträger. Kinder gehen ganz nackt, haben jedoch

eine Schnur um die Hüften geschlungen. — Das Leben des M-fioten verläuft ziemlich einförmig; Abwechselung bietet nur bisweilen ein „Palaver", d. h. eine Versammlung zum Entscheid über öffentliche Angelegenheiten, oder ein Familienfest. Drei bis vier Monate nach der Geburt (der Monat hat dieselbe, das Jahr nur die halbe Länge des unsrigen) wird das Kind getauft: im Beisein aller Bewohner des Dorfs wird es mit Wasser besprengt und ihm durch ein angesehenes Mitglied der Familie ein Name gegeben, gewöhnlich der eines Familienangehörigen, oder eines Tieres, einer Pflanze, dem jedoch, bei der Vorliebe des Schwarzen für Gelegenheitsbenennungen, welche er auch gern in oft recht sarkastischer und zutreffender Weise an dem Weißen bethätigt, später noch manche andre hinzugefügt werden. Die Mutter erzieht und belehrt das Kind, sie erzählt ihm Märchen und hält es zu schwierigen Sprechübungen an. Herangewachsen, versammeln sich Knaben und Mädchen in hellen Mondscheinnächten zu fröhlichem Tanz. Am männlichen Geschlecht wird beim Eintritt ins Jünglingsalter die Zirkumzision ausgeführt. Entsprechend der zeitigeren Reife in südlichen Zonen schreiten auch die Paare früher als bei uns zur Ehe. (Vgl. Pechuel-Lösche, Indiskretes aus Loango in der Berliner Zeitsch. f. Ethnol. 1878, S. 17—33.) Bevor eine mannbare Jungfrau sich versprochen hat, wird sie, in lange Gewänder gehüllt, unter eigentümlichen Tänzen und Gesängen von Dorf zu Dorf geführt und, unbeschadet ihrer künftigen Verehelichung, das jus primae noctis zum Verkauf ausgeboten: eine Roheit, die mit dem sonstigen Schamgefühl des M-fioten in merkwürdigem Widerspruch steht. Wenn aber ein Mädchen mit der Wahl des Gatten, den ihr die Eltern schon als Kind bestimmt haben, einverstanden ist, so bleibt sie von dem Umzuge und seinen Konsequenzen verschont. Ein eigentlicher Kauf der Frau findet nicht statt, der Freier macht den Eltern des Mädchens nur Geschenke. Sehr originell ist die Form der Eheschließung; sie besteht darin, daß die Braut dem Bräutigam in seiner Hütte zwei Gerichte kocht und er davon ißt. Es kommt vor, daß Mädchen, wenn sich die Eltern der Verbindung mit dem Manne ihrer Wahl widersetzen, diese einfache Zeremonie in dessen Hütte heimlich ausführen, worauf die Ehe mit ihm als rechtmäßig vollzogen gilt. Trotz der erlaubten Polygamie nimmt die Frau dem Mann gegenüber eine selbständige Stellung ein: sie behält die Verfügung über ihr Eigentum, ja aller Besitz erbt nur in weiblicher Linie fort; der Mann kann weder seinen Kindern etwas hinterlassen, noch der Erbe seines Weibes sein. Alle Mädchen, welche — aber wieder nur in weiblicher Linie — aus den mächtigen Adelsfamilien im alten Königreiche Loango abstammen, sind Prinzessinnen, und ebenso ihre Nachkommen, während die Kinder eines Prinzen nur zum Adel gezählt werden. Die Prinzessin hat das Recht, ganz nach ihrem Belieben einen Armen oder Reichen, einen Freien oder Sklaven — nur nicht einen Prinzen — zum Manne zu nehmen, sowie auch ihre Männer nach Gutdünken zu wechseln. Auch einem Manne gegenüber, der in Polygamie lebt, wissen seine Frauen durch einmütiges festes Zusammenstehen ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten. Der ärmere M-fiote hat nur eine Frau; erst durch Handel oder durch Jagdbeute erworbener Besitz gewährt die Mittel zur Aufbringung der Hochzeitsgaben für mehrere Frauen. Mit der Zahl seiner Frauen steigt durch deren Mitgift an Sklaven sein Reichtum und sein Ansehen. Die Sklaven erfreuen sich einer milden Behandlung; sie werden als zur Familie gehörig betrachtet, „Sohn" und „Tochter" genannt, und können sogar unter gewissen Umständen ihre Herrschaft beerben. Es werden nicht wie im Innern Afrikas Sklavenjagden veranstaltet, sondern es sind Kriegsgefangene, Verbrecher oder zahlungsunfähige Schuldner, die in Sklaverei verfallen. Ein Sklave, welcher sich einer von seinem Herrn zu erwartenden Züchtigung entziehen will, sucht sich einen andern Freien, gewöhnlich einen M-fumu, mitunter auch einen Weißen, zerbricht demselben ein Gefäß, oder zerreißt ihm sein Gewand, oder versetzt ihm einen leichten Schlag, oder fügt ihm sonst welchen Schaden zu; dadurch wird er Schuldeigentum des letzteren, der nun als sein neuer Herr ihn zu schützen verpflichtet ist. Diese Sitte wirft ein merkwürdiges Licht auf den Schutz, den das Eigentum in Loango genießt.

Beim Tode eines Angehörigen übt der M-fiote arge, in krassem Aberglauben wurzelnde Mißbräuche aus, wie z. B. Gottesurteile. Die Leiche wird abgewaschen, über Feuer gedörrt oder mit Rum eingerieben, dann auf dem gemeinsamen Friedhofe des Dorfs begraben. Die Beerdigung von Prinzen und Prinzessinnen, für die ein besonderes Zeremoniell vorgeschrieben ist, findet auf einem ausschließlich den M-fumu vorbehaltenen Friedhofe in dem Dorfe Lubu nahe der Bai von Loango statt. (Soyaux, Aus Westafrika, Bd. I, S. 148—163.)

Ein Stamm von ganz anderem Typus als die übrigen Eingebornen der

Loangoküste sind die in Makaja und Umgebung wohnenden Mawumbu. Wegen des charakteristischen Zuges in ihrer Physiognomie werden sie von den Portugiesen judeos pretos (schwarze Juden) genannt, und auch ihr Ruf als gewandte und schlaue Händler, die es meist zu Wohlhabenheit und Reichtum bringen, stimmt damit überein. Der Mawambu macht im ganzen einen respektablen Eindruck; er ist ernst und gesetzt, sein Auge verrät Intelligenz, und in der That beweist er in den Gewerben, wie in der Töpferei und im Schmiedehandwerk eine bemerkenswerte Anstelligkeit. Die Hautfarbe der Mawumbu schwankt zwischen größeren Extremen als die der Bafiote; bei der Mehrzahl schwarzbraun, dunkler als bei den übrigen Loangostämmen, ist sie bei manchen Individuen fast so hell wie die der kupferfarbigen Indianer Amerikas. Häufig, besonders unter den Frauen, sieht man Verstümmelungen der oberen Schneidezähne, indem die beiden mittleren kurz- und die zunächststehenden an den Ecken stumpfgefeilt sind. (A. a. O., Bd. I, S. 227.)

Nebst den Bafiote treffen wir als Bewohner der Loangoküste die Bawili, deren Gesang eintönig, wie die Vegetation ihrer Savannen ist, tiefer im Innern die Bajombe in dem Waldlande Majombe. Der Gesichtstypus der wenig zugänglichen, verschlossenen, mißtrauischen und schweigsamen Bajombe zeigt bei vielen Individuen eine fast europäisch gebildete Nase und kaum bemerkbaren oder gar keinen Prognathismus. Europäische Waren haben hier, ausgenommen Steinschloßflinten, noch wenig Eingang gefunden. Zur Bekleidung werden einheimische, naturfarbengelbe oder schwarzgefärbte Bastzeuge verwendet. Nur einige Wohlhabendere und besonders junge Mädchen kleiden sich in bunten Kattun, letztere bemalen sich auch die Gesichter. Ueber die Stirn, etwas oberhalb der Augen, lauft bis zu den Ohrmuscheln ein drei Finger breiter roter Streifen, während den Nasenrücken herab, jedoch die Nasenspitze freilassend, und von da bis zu den mit Ringen behangenen Ohrläppchen sich ein grellgelber Streifen hinzieht, das Kinn aber schneeweiß getüncht ist. Rings um den Kopf schlingen sich mehrere fest angezogene Schnüre blauer Stickperlen und eben solche umrahmen eine runde kahle Stelle auf dem Scheitel; am Hinterkopf bis zum Nacken ist das starke Haar in künstlichen Figuren ausrasiert. (A. a. O., Bd. I, S. 309.) Von diesen Bajombe unterscheiden sich die beiden Stämme der Simalakunja und Bakunja im Lande Yángela insofern, als bei ihnen die Stirn mehr hervortritt und die Nase deshalb platter erscheint, das Haar krauser und stärker und die Hautfarbe dunkler ist. Ihr Gesichtsausdruck erhält etwas eigentümlich Wildes dadurch, daß sie sich die vier oberen Schneidezähne abstoßen, in der That aber sind sie im Verkehre freundlicher und offener als die Bajombe. Nachbarn dieser Stämme sind gegen Norden hin die Bayaka und die Balumba.

Die charakteristische Bauart der Bayakadörfer ist die nämliche wie jene der benachbarten Balumba; sie bestehen alle aus einer einzigen geraden Straße, in der Mitte pflegen zwei Plätze für bestimmte Fetische reserviert zu sein, an den Enden erheben sich große auf Pfählen ruhende Schattendächer für öffentliche Zwecke. Im Durchschnitt besteht ein Dorf aus nicht mehr als fünfzehn bis sechzehn Hütten, die in ähnlicher Weise, aber aus andrem Material wie die „Tschimbek" der Bafiote gebaut sind. Das Wesentliche bleibt der rechteckige Grundriß der Hütte und der bedachte Vorplatz; — die Feuerklappe im Dache, im Loangolitoral ganz allgemein, wird vergeblich gesucht, wohl aber

findet sich sehr allgemein das erhöhte Lager, worin jederzeit ein nicht geringer Schritt zur Zivilisation erblickt werden darf. Das weitverbreitete Stuhlkopfkissen aus drei Aesten fehlt auch hier nicht, daneben aber sind noch andre Unterlagen zum Sitzen bezw. zum Auflegen des Kopfes anzutreffen: eine Art Sattel aus Holz und eine auf vier Klötze gesetzte Scheibe. Feuerwaffen sind zu den Bayaka durch den Handel gedrungen, sie bedienen sich ihrer aber wenig, dagegen trägt jeder Bayaka ein großes Messer, das ebensowohl zur Verteidigung wie zur Arbeit im Feld und Wald dient. Auch sind winzig kleine Bogen im Gebrauch, mit denen man entsprechend kleine, vergiftete Pfeile schießt. Einige Eingeborne sind geschickt in der Handhabung dieses Bogens, sie treffen einen dünnen Baumstamm auf zwanzig bis dreißig Schritt Entfernung mit Sicherheit. Lanzen kann man in verschiedenen Formen beobachten; es giebt deren mit breitem Blatt ohne Widerhaken; andre zierliche mit Widerhaken und endlich Holzschäfte, denen eine Spitze aus Eisenblech umgelegt ist. Eingeborne Schmiede bearbeiten das Eisen in ähnlicher Weise wie bei den Bayombe und Bakunja; derselbe Blasebalg, ein gleichgeformter Amboß und Schlegel, dasselbe Feuerungsmaterial (selbstgefertigte Holzkohle) kommen hier wie dort zur Verwendung. Musikalische Instrumente waren nur in geringer Zahl zu entdecken, und es ist anzunehmen, daß deren wirklich nur wenige vorhanden sind; aber es kehren dieselben Formen wieder, welche das Litoral aufweist.

Die Banane spielt in der Ernährung der Bayaka dieselbe Rolle, welche dem Maniok bei den Bafiote, Bajombe und Bakunja zukommt. Die weiter ins Innere gelegenen Bayakaterritorien produzieren viel Erdnüsse; im übrigen sieht man wie im Süden Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Kolanuß und Tabak. Man bereitet Palmwein und liebt den Branntwein des Handels. Eine eigene Bewandtnis hat es mit dem Rauchen: der Tabak wird nicht aus den sonst üblichen kurzen Pfeifen geraucht, sondern wie auch vielfach im Innern Loangos aus einer Art primitiven Tschibuks, wie sie Hermann Soyaux schon bei den Simalakunja beobachtete; einem auffallend kleinen Kopf aus gebranntem Thon ist die hohle Rippe eines Bananenblattes als Rohr angesetzt und so die Pfeife hergestellt. Man sieht einen Schwarzen fast nie allein behaglich vor sich hinrauchen, sondern in der Regel kreist dieselbe Pfeife bei drei bis fünf zusammenhockenden Schwarzen einmal herum, und dann hat das Vergnügen ein Ende. Der Raucher pflegt zuerst durch das Rohr zu blasen, saugt alsdann so viel Rauch ein, als sein Atmungsvermögen gestattet, stößt den aufgespeicherten Rauch mit Macht aus und übergiebt die Pfeife seinem Nebenmann. Dem Bayaka-Tabak werden stark betäubende Wirkungen zugeschrieben.

Die Kleidung der Bayaka ist der Schurz, meist einfach herunterfallend ohne den hübsch aufgenommenen Knoten und den malerischen Faltenwurf, durch den die Loangoleute ihr Gewand so geschmackvoll zu drapieren verstehen. So weit der Handel nicht Baumwollenzeuge liefert, sind die Gewebe aus Pflanzenbast hergestellt. Bezüglich der Anordnung und Zustutzung des Wollhaares begegnet man bei den Bayaka demselben phantastischen Zuge, der so viele andre afrikanische Stämme kennzeichnet. Am häufigsten jedoch wird das Haar am Hinterhaupte zu zwei Zöpfen zusammengeflochten, die nach hinten und unten abstehen. Die allgemeine Sitte verlangt, daß die oberen Vorderzähne zugespitzt werden; da diese Operation aber nicht selten mißlingt, so erscheinen die Zähne entsprechend häufig ganz ausgebrochen. Bei den Bayaka reiben sich sogar die Männer, selbst ganz alte, mit dem roten Pulver des Tukulafarbholzes ein, wodurch der Haut eine rotbraune, seltener eine krapprote Farbe erteilt wird; in Loango wird diese Sitte vorwiegend nur von Frauen geübt. Auch Tättowierungen kommen bei den Männern vor, wobei das Hautrelief der in die Haut eingeschnittenen Figuren auffällt. Was sonst an äußerem Schmuck verwendet wird, beschränkt sich auf eiserne Arm- und Beinringe. Für die Frauen, die sich gleichfalls mit einem Lendenschurz bekleiden, ist das Kopftuch aus Pflanzenzeug sehr charakteristisch: es wird ähnlich wie bei unsern Bauerfrauen hinten durch einen einfachen Knoten zusammengehalten, während es der Anordnung des Wollhaares gemäß vorn einen Wulst bildet, der den Vorderkopf überragt. Hinter diesem Wulst liegt der Riemen des Tragkorbes auf, in welchem die Weiber, und nur diese, Feldfrüchte und beliebige andre Gegenstände fortschaffen. Wo das Kopftuch fehlt, pflegen platte anliegende Zöpfe getragen zu werden, die sich parallel über den Kopf hinziehen. Sehr häufig sieht man bei den Bayakafrauen eine eigentümliche Tättowierung auf Stirn und Schläfen, neun, bezw. sechzehn große, beträchtlich hervortretende Punkte in der Anordnung eines auf die Spitze gestellten Quadrates. Die Kinder werden, was auch bereits bei den Bakunja bemerkt wird, von den Müttern vielfach mittels eines bandelierartigen Riemens getragen, der von der einen Schulter zur andern Hüfte geht. Das

Kind sitzt auf dem breiten Riemen und umklammert die Hüfte der Mutter mit den Beinchen. Glasperlen sind im Bayakalande ein gesuchterer Frauenschmuck als im Loangolitoral; aber gebogene Messingspangen für den Hals, Messing- und Kupferringe für Unterarme und Unterschenkel erhalten den Vorzug. Neben dem Ackerbau betreiben die Bayaka auch das Töpferhandwerk. Die Töpferscheibe ist unbekannt, aber die aus Thon bereitete Masse wird sehr geschickt mit einer freien Hand und einer mit einem Stäbchen versehenen in die gewünschte Form gebracht. Der Topf bleibt längere Zeit der Sonne und der freien Luft ausgesetzt, um dann später im Feuer gebrannt zu werden.

Von sonstigen afrikanischen Gewohnheiten durchaus abweichend ist die Art, wie die Bayaka (die Männer) ihre Lasten fortschaffen. Die Tragkörbe sind von derselben Form und Größe wie die Muteten, sie werden aber hier niemals auf dem Kopfe oder der Schulter getragen, sondern stets auf dem Rücken. Zu diesem Zweck ist jede Bayaka-Muteta mit drei breiten, aus Bast gefertigten Tragriemen versehen, von denen zwei für die Schultern, der dritte für den Kopf bestimmt sind. Die Muteta überragt den Träger etwa um Kopfeslänge. Der Kopf- oder Stirnriemen dient hauptsächlich dazu, die Last zu halten, wenn die Schultern ermüdet sind.

Dem Fetischkultus sind begreiflicherweise auch die Bayaka ergeben. Die Tierschädelfetische teilen sie mit den Bayombe und Bakunja, und hier wie dort trifft man selten eine Schädelanhäufung ohne Gorillaschädel. Als neu können die Bayaka den Fetisch „Muiri" für sich beanspruchen, der bei ihnen in einem leicht erklärlichen Ansehen steht. Er sichert nämlich den Männern eine ebenso vollständige wie bequeme Herrschaft über das weibliche Geschlecht. Die Frauen oder Mädchen dürfen diesen Fetisch nie erblicken und fliehen furchterfüllt, sobald er vorübergetragen wird. Dem Muiri haben es die Bayakaweiber zu danken, daß sie weder Hühner noch Ziegen essen dürfen; er ist es, durch dessen Mund die Männer ihren Frauen Forderungen bezüglich der Bestellung der Felder, der Beschaffung oder des Verkaufes von Lebensmitteln verkünden lassen. Auch viele der andern Fetische, z. B. „Buanda", „Manyeko", „Bangoyo" sollen mehr oder minder den Zweck erfüllen, den Weibern Furcht einzuflößen und sie zu willenlosen Werkzeugen der Männer zu machen.

Höchst befremdend erscheint die Sitte des Begrabens. Die Leichen der Armen nämlich werden eingewickelt, in den Wald getragen und daselbst am Ast irgend eines Baumes festgebunden; die Leichen der Vornehmen dagegen werden, nachdem ihnen die Knie an die Brust gedrückt sind, ebenfalls in den Wald gebracht und in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt, während der darüber hervorragende Teil mit trockenem Holze bedeckt wird. Jede Leiche wird vor dem Einwickeln seziert, damit der Nganga aus den Eingeweiden ersehen kann, ob der Tod auf natürliche Weise oder durch einen Zauberer erfolgt ist.

Nichts fällt dem Reisenden, dessen Ohr bereits an die Sprache der Bafiote und Bayombe gewöhnt ist, so sehr bei der ersten Begegnung mit Bayaka auf als das Singende und Einschmeichelnde ihrer Sprache. Man wird angenehm davon berührt, weil man glaubt, daß zu diesen sanften Zungen auch sanfte Menschen gehören müssen. Die Sprache selbst ist eng verwandt mit dem Fiote, wahrscheinlich nur ein stark veränderter Dialekt. Manche scheinbar ganz verschiedene Worte sind in Wirklichkeit dieselben, nur hat eine gesetzmäßige Aenderung von t in r, von d in l stattgefunden, und sind verschiedene Vorsetzvokale angewendet. Beispielsweise bedeutet im

Fiote	Bayaka	Deutsch
tata	aarr	Vater
mti	muri	Stock, Baum
msitu	muschiru	Wald
lutu	duro	Löffel
tanu	irano	fünf
tatu	yeriero	drei
mbota	buerrere	Stern

Die Bayaka sind wie die verwandten Nachbarstämme von nicht sehr dunkler Hautfärbung. Ebenholzschwärze würde man ebenso wie in Loango ganz vergeblich suchen; die Abweichungen von der dunklen Bronze bestehen immer in lichteren Nüancen. Die Durchschnittsgröße der Bevölkerung ist dieselbe wie die der Loangoeingebornen. Die Physiognomie enthält aber etwas Abweichendes, was, wie es scheint, auf ein stärkeres Hervorstehen der Backenknochen zurückzuführen ist. (Die Loango-Expedition, ausgesandt von der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas 1873—1876. Ein Reise-

werk in drei Abteilungen von Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Loesche. Leipzig 1879. 4°. Abtlg. I, S. 196—201.)

In dem von Yangela durch große Waldflächen geschiedenen steinigen Hochlande Schintetsche wohnt das Volk der Bantetsche, das an der Küste auch als Majollo bezeichnet wird. Die Bantetsche sind an der Tättowierung des Gesichtes kenntlich, indem über ihre beiden Wangen von der Schläfe bis zur Nase schräglaufende Parallelschnitte sich hinziehen.

Wir nähern uns nunmehr dem westlichen Aequatorialafrika, dem Gebiete, welches der Ogowe und der Gabun bewässern und noch sehr unvollkommen bekannt ist. Auch die Bewohner dieser Landschaften sind keine Neger, sondern noch zu den Bantuvölkern zu rechnen, wie ganz besonders die mit einander innig verwandten Idiome der M-pongwe und Ba-kelle darthun.

Der bei weitem wichtigste Volksstamm, sowohl in numerischer Hinsicht als auch besonders durch sein energisches Eingreifen in die Verhältnisse der übrigen Volksstämme, sind die Oscheba. Fan oder Faon ist der Name, den sie sich selbst geben, an der Küste nennt man sie M-pangwe (nicht zu verwechseln mit den M-pongwe), die Franzosen haben Pahouins daraus gemacht und im Innern nennt man sie Oscheba. Es ist ein außerordentlich ausgebreiteter Volksstamm, der in beständiger Bewegung ist, aus dem Innern nach der Küste zu vorrückt und bereits jetzt die Grenze des französischen Gebiets erreicht hat, so daß neuerdings der Verkauf von gezogenen Gewehren an die Eingebornen streng verboten ist. Der Verbreitungsbezirk der Oscheba ist ein sehr bedeutender. Man kennt sie im Norden vom Camerungebirge an und nach Süd bis zum Ogowe, dessen ganzes rechte Ufer bis tief in das Innere hinein sie bewohnen. An der Mündung des Lolofusses überschreiten sie sogar den Ogowe selbst, gehen in östlicher Richtung bis in die Nähe des Volksstammes der Osaka und Oshebo und reichen dann unendlich weit hinüber nach Nordosten. Die beiden Reisenden Dr. Oskar Lenz und Marquis de Compiègne sind überzeugt, daß diese Oscheba sehr verwandt sind mit den von Schweinfurth besuchten Niamniam im oberen Nilgebiete. Wenn man die Abbildungen bei Schweinfurth betrachtet, ihre Waffen und Gerätschaften sieht, deren Sitten und Gebräuche liest, so finden sich eine Menge Analogieen zwischen diesen Stämmen. Die Leute sind allerdings noch etwas wild und Menschenfresser; trotzdem waren sie Lenz unter allen Volksstämmen, die er besuchte, die liebsten; ungeachtet ihrer Grausamkeiten haben sie eine Art Wahrheitsliebe, freilich nicht viel, aber man kann ihnen mehr trauen als irgend einem andern Stamme.

Gegenüber dieser großen Masse der Oscheba oder Fan steht eine Unzahl kleiner Volksstämme, oft sehr ähnlich untereinander, aber in ihren Sprachen und Sitten immerhin ziemlich verschieden. Lenz möchte dieselben in vier Hauptgruppen teilen. Die eine Hauptgruppe sind die M-pongwe, d. h. Leute, welche die Gabunsprache reden; er rechnet dahin die eigentlichen M-pongwe, die Orungu, welche Kap Lopez bewohnen, ferner die Nkomi, die Galloa, Jninga und Adschumba. Eine zweite Gruppe bilden die Okandevölker, nämlich die Yalimbongo, Okota, Apinschi, Okande und Asimba, die

viel Aehnlichkeit untereinander haben. Zwischen diesen beiden Gruppen wohnen ferner an dem ganzen linken Ufer des Ogowe die Akelle (und M-bangwe), welche dieselbe Rolle auf dem linken Ufer zu spielen suchen, wie die Oscheba am rechten Ufer, d. h. sie drängen sich zwischen die anderen Völker ein, vertreiben dieselben stellenweise, leben überhaupt in Fehde mit ihrer Umgebung und sind ebenso gefürchtet wie die Fan am rechten Ufer des Ogowe. In west-östlicher Richtung folgen auf die oben erwähnten Jninga die Okande, auf diese die Osaka, dann die Aduma und weiter stromaufwärts die Banschaka; das jenseitige, d. h. rechte Ogoweufer wird dagegen beinahe ausschließlich von den Fan bewohnt, und nur in der Gabelung zwischen diesem Strom und dem Ivindofluß hausen noch die Oschabo, Mbamba und Umbete. Sowohl die Oscheba als auch die Akelle sind nicht Ureinwohner dieses Landes; sie sind vielmehr erst seit wenigen Dezennien hier eingedrungen. Vor dreißig Jahren hatte man noch keine Ahnung von den Fan; zu dieser Zeit sind sie zuerst auf einer kleinen Insel im Komofluß angekommen. Es ist also noch gar nicht lange Zeit her, seit diese Volksstämme dort eingedrungen sind. Die Bestrebungen der aus dem Innern heranrückenden Stämme, sagt Lenz, sind offenbar; sie wollen die Vorteile, die der Handel mit den Europäern bringt, direkt genießen und nicht auf den Zwischenhandel der Ogowebevölkerung angewiesen sein. Sie wollen selber die großen Faktoreien der Weißen sehen und sich ergötzen an dem Anblick der ungeheuren Mengen von verlockenden Gütern, an den vielen Fässern mit Rum, den großen Haufen von Salz, der unzählbaren Menge von Gewehren und Pulverfäßchen und an den zahllosen glänzenden Schmucksachen. Und so spielt sich denn in den Gabun- und Ogoweländern seit den letzten drei, vier Dezennien ein für dort sehr bedeutendes und tief einschneidendes Stück Weltgeschichte ab; das einer Völkerwanderung gleichende Heranziehen mächtiger und zahlreicher Stämme aus dem Innern nach dem Meere zu muß Veränderungen herbeiführen, die auch für die dort lebenden europäischen Faktoristen von größter Wichtigkeit werden dürften.

Zwischen diesen verschiedenen Stämmen befinden sich kleine Ansiedelungen der Urbevölkerung des Landes, die Akkoa, wie man sie nennt, oder die Abongo, wie sie sich selbst bezeichnen. Sie bilden keine zusammenhängenden Volksmassen; es findet sich vielmehr hier und da ein Dorf, einige Tagereisen weiter ein zweites oder mehrere beisammen, dann wieder ein anderes u. s. w. Eine eigene Sprache haben sie auch nicht mehr; sie sprechen immer die Sprache des Landes, in welchem sie leben; übrigens dehnen sie sich weit nach Süden hin aus zwischen den Flüssen Ngunie und Ofue bis in die Nähe des Kongo. Zum erstenmal traf Dr. Lenz mit Abongoleuten auf einer Fahrt nach dem Okandeland zusammen. Dort beobachtete er auch zum erstenmal den Rundbau ihrer Hütten; bei allen andern bis dahin von ihm besuchten Stämmen hatte er nur viereckige Häuser wahrgenommen, und es scheint, daß diese Art zu bauen in direktem Zusammenhang mit der geographischen Verbreitung einer Palmenart — Raphia vinifera — steht, deren bis zu 10 m lange Blattstiele, an der Küste oft fälschlich Bambu genannt, ein ganz vortreffliches Material zu den leichten, aber doch den heftigsten Tor-

nados und den gewaltigen tropischen Regengüssen trotzenden Hütten der Eingebornen abgeben. Eine Anzahl dieser Blattstiele wird mit beiden Enden in die Erde gesteckt, und das auf solche Art gebildete halbkugelförmige Gerüst in sehr geschickter Weise mit Baumblättern überdeckt. Eine kleine Oeffnung, so klein, daß man sich auf die Erde legen muß, um hindurch zu gelangen, dient als Eingang; die Hütten selber sind höchstens 1,30 m hoch. Im Innern aber ist außer dem unvermeidlichen Feuer fast nichts zu finden, höchstens eine Art Schlafstelle von Blättern.

Was nun die Größenverhältnisse der Abongo anbelangt, so hat Dr. Lenz an zahlreichen Individuen dieses Stammes Körpermessungen vorgenommen und sie bei ausgewachsenen Männern durchschnittlich 132—142 cm hoch befunden. (Oskar Lenz, Skizzen aus Westafrika. Selbsterlebnisse. Berlin 1878. 8°. S. 112.) Die Ansicht Dr. Julius Falkensteins, der niemals in den Sitzen der Abongo gewesen, wonach es sich hier nicht um eine eigentliche Pygmäenrasse, sondern bloß um eine diminutive Menschenvarietät von etwas dürftigerem Körperbau als die muskulösen Küstenbewohner handelt (Die Loango-Expedition, Abtlg. II, S. 26—27), darf man angesichts der an so vielen Orten Afrikas und neuerdings wieder durch Stanley und Wißmann konstatierten Existenz solcher „diminutiver" Menschen füglich auf sich beruhen lassen.

Von den vielen Völkerschaften des westlichen Aequatorialafrika sind es die weitverbreiteten M-pongwe, oder auch kurzweg Gabunesen genannt, die uns wegen der vielfachen Berührungen, in welche die an der Küste angesiedelten Weißen mit ihnen geraten, uns am meisten interessieren. Es läßt sich bei ihnen keine Spur einer historischen Tradition entdecken. Sie denken nicht über die Zeiten ihrer nächsten Väter hinaus. Aber auch sonst erfahren wir von ihnen nicht zu viel des Rühmlichen. Man hat ihnen zwar die christliche Religion gepredigt, doch haben sie mit wahrem Enthusiasmus eine einzige ihrer Vorschriften angenommen: die Sonntagsfeier. Zugleich platzen sie alle vor Eitelkeit, die sich in der drolligen Tracht am Sonntag am meisten äußert. Sobald ein Gabunese ein paar Groschen besitzt, kauft er sich einen Bund Schlüssel, den er am Halse trägt, damit man glaube, er besitze Koffer; wird er reicher, so schafft er sich solche auch wirklich an und stellt sie in seiner Behausung recht augenfällig auf, damit man meine, er besitze enorm viel Waren. Un grand monde zu werden, ist die Ambition eines jeden. Un grand monde ist der, welcher viele Weiber, viel Rum, einen Cylinderhut und Kredit bei einem weißen Kaufmann besitzt. Hat einer dieses Ziel erreicht, so ist er aber sofort dem Neide seiner minder glücklichen Kameraden ausgesetzt und muß auf seiner Hut sein, denn das Gift spielt eine gar gefährliche Rolle in Afrika. So ein armer grand monde nimmt daher vorsichtshalber keine Nahrung zu sich, die nicht von seiner ersten Frau bereitet und von den übrigen Weibern einige Zeit zuvor gekostet worden ist. (Marquis de Compiègne, L'Afrique équatoriale. Gabonais, Pahouins, Gallois. Paris 1875. 8°. S. 188.) Da der Wert eines Mannes sich nach der Anzahl seiner Frauen bemißt, so liegt hierin eines der gewaltigsten Hindernisse für die Verbreitung des Christentums. Der im Missionsgebäude erzogene Sohn eines Häuptlings kann nicht den Lehren der Patres folgen und nur ein Weib nehmen, ohne sofort den beständigen Spöttereien, ja sogar der Verachtung seiner Landsleute ausgesetzt zu sein. Wegen der Frühzeitigkeit der Ehen und ihren Ausschweifungen sind die M-pongweweiber in der Regel nur wenig fruchtbar; auch kommen viele Heiraten zwischen Geschwisterkindern vor. Andererseits kennen die gabunesischen Männer die Eifersucht nicht. Fast überall im äquatorialen Afrika betrachtet man das Weib als einen lukrativen Besitz, dessen Reize mehr noch eintragen sollen, als die Arbeit des Sklaven. Daher die Ehemänner stets bereit sind, ihre Gattinnen dem ersten besten zu überlassen, ja ihm anzubieten, denn ist er, der Fremde, reich, so wird er zahlen; ist er aber arm, so wird er der Sklave des Gemahls. Sprödigkeit gegen einen freigebigen Liebhaber würde der Gemahl seiner Gattin mit dem „Kaßingo" in der Hand bald austreiben. Uebrigens kann mittels gewisser Formalitäten und Leistung

Häuptling der Fan mit erlegtem Gorilla.

bestimmter Abgaben an den Gemahl jedermann der gesetzlich anerkannte Liebhaber einer verheirateten Frau werden; ein solcher Liebhaber heißt „Konguie“ und der Gemahl ist gesetzlich verpflichtet, ihn zu dulden. (A. a. O., S. 192.) An der Lagune des Fernando Vaz sind die Weiber übrigens nicht teuer; daß sie sich mit Vorliebe betrinken, ist noch das geringste ihrer Laster; doch ist ihre Behandlung eine viel schlimmere als am Gabun; noch trauriger ist das Los der Sklaven, welche ihr Herr töten kann, ohne jeglichen Vorwurf zu riskieren. Dort begegnen wir auch dem Wahne, daß niemand eines natürlichen Todes sterben kann, ohne daß andere durch Zauberei seinen Tod verschuldet hätten. Jene, welche die öffentliche Stimme als die Urheber des Todesfalles bezeichnet, haben sich durch die Probe des giftigen „Mbundu“=Trankes von dem Verdachte zu reinigen. Dieser schreckliche Wahn trägt mehr als alle Kriege zur Entvölkerung von Afrika bei. Compiègne schildert die Wirkungen des tödlichen Mbundutrankes, fügt aber hinzu, daß wenn jemand die Probe des Mbundu bestehe, die allgemeine Volkswut sich sogleich gegen den Beschuldiger wende, es sei denn, dieser wäre ein „Oganga“ (Fetischpriester), denn ein solcher hat immer eine triftige Ausrede zur Hand, um eine falsche Beschuldigung zu rechtfertigen.

Bei den M=pongwe bildet das Hauswesen den Mittelpunkt der Existenz. Der Familienvater übt die oberste Gewalt über Frauen, Kinder und „Oshoaka“, d. h. Hörige, welche mit Sklaven durchaus nicht zu verwechseln sind. Nur der Familienvater, der „Oga“ ist ganz frei, ein Grad von Selbständigkeit, zu dem das Weib nie gelangen kann. Rechtlich ist die Hausgewalt des Paterfamilias über seine Untergebenen unumschränkt, aber wie dieses Recht auch bei den alten Römern durch die herrschende Sitte und ihre Zensur in milder Anwendung erhalten wurde, so macht auch der M=pongwe keinen Mißbrauch von demselben. Wie er seine Kinder züchtigt, so züchtigt er auch gelegentlich einen seiner Leute, wenn er glaubt, sie nicht anders regieren zu können; aber Brutalität liegt seinem Wesen fern und ein echter M=pongwe weiß seine Autorität seinen eigenen Leuten gegenüber in der Regel auch ohne körperlichen Zwang aufrecht zu erhalten. Abgesehen von der Dienerschaft seines Hauses, die meist Frauen und Kinder sind, wird er von seinen unfreien Leuten keinen einzigen Dienst verlangen, den er nicht im Interesse der Familie ebensowohl von seinem Sohne, seinem Bruder oder seinem Neffen fordern würde. Der Unfreie baut sich sein eigenes Haus so gut wie der heranwachsende Sohn und so gut wie dieser hat auch er sein eigenes Vermögen, eine Art peculium. Rechtlich kann der Paterfamilias über dasselbe verfügen, er wird aber thatsächlich nur dann über das Vermögen seiner Kinder und seiner hörigen Leute disponieren, wenn es sich um die Interessen der Familie handelt, sei es, daß die gemeinsame Ehre zu retten, oder das Ansehen der Familie aggressiv zu heben ist. Es giebt Unfreie in Gabon, die ihren Herren nicht nur an Alter und Erfahrung, sondern auch an Geld und Gut überlegen sind und die sich glücklich schätzen, die angenommenen Mitglieder einer mächtigen Familie zu sein, wie diese andererseits auf solche Untergebenen stolz ist. Dabei kommt es häufig vor, daß der Oshoaka sich wieder selbst Oshoaka anschafft; er hat so viel Freiheit, wie er braucht und zieht es vor, sich lieber Hörige zu kaufen, die ihm dienen, als sich selbst loszukaufen. Dies Verhältnis der Unfreiheit kann auf verschiedene Weise entstehen: so durch Delikt, oder als Schuldbezahlung, oder durch Pfandverjährung, wenn die Verpflichtung, gegen welche der betreffende Mensch als Pfand gegeben war, nicht erfüllt wird. Am häufigsten wird dies Verhältnis durch Geburt begründet, denn bei den M=pongwe ist es Rechtens, daß das Kind der Mutter folgt. Die freiwillige Hingabe eines Freien in die Unfreiheit ist zuläßig, unstatthaft dagegen, daß ein M=pongwe der Oshoaka eines Fremden werde. Wie der M=pongwe bei der Gewalt, die er über seinen Oshoaka hat, nicht an ein Eigentumsrecht denkt, so betrachtet er denselben auch nicht als Handelsobjekt. Sklavenhandel treiben die Westafrikaner am Aequator unter sich nicht. Die Rechte eines M=pongwe an seinen Untergebenen sind bei weitem geringer als seine Pflichten gegen denselben, und das Ansehen, das er durch Zahl und Tüchtigkeit seiner Leute erlangt, steht ihm oft teuer genug ein. Seine Rechte gegen seinen Oshoaka sind nur solche, die eben aus der Thatsache entspringen, daß der Mensch in seiner Gewalt steht, wobei sich denn freilich unvermeidlich das vermögensrechtliche Element mit dem familienrechtlichen mischt. Das Gleiche ist bei dem Verhältnisse eines Mannes zu seinen Frauen der Fall.

Wie für ein unfreies Kind, das der M=pongwe in seine Gewalt nimmt, so giebt er auch für das junge Weib, das er sich nimmt, einen Vermögenswert hin, sei es nun, daß sie seine legitime Frau oder seine Dienerin wird. Daß diese Form der Ehe kein wirklicher Kauf ist, erhellt aus der Thatsache, daß der Ehemann eventuell wohl seine

Frau wieder an ihre Familie zurückgeben kann, vielleicht auch gar seine Morgengabe gegen dieselbe zurückerhält, sie aber nicht andern verkaufen kann. Die Familie ist natürlich polygamisch. Vor allem dient die Einrichtung der Polygamie wesentlich im Interesse der Frauen, als Weiber wie als Mütter, und diese sind daher auch eifrigere Verteidiger derselben als die Männer. Freilich hat dies auch noch andere als physiologische Gründe. Zunächst wird schon durch die Zahl der Frauen Macht und Ansehen einer Familie wesentlich bestimmt. Jede Frau, sie mag nun das ebenbürtige Weib des Mannes, oder die Dienerin des Hauses sein, trägt zur Hebung des Hauswesens bei, und die Ehefrau des Mannes bringt außerdem noch den Einfluß ihrer Verwandtschaft hinzu. Je mehr Frauen ein Mann hat, desto reicher ist er, je mehr Mitfrauen eine Frau hat, desto angesehener ist auch ihre eigene Lebensstellung. Ferner ruht auf den Frauen die Arbeit des Hauswesens. Arbeiten in unsrem Sinne, namentlich jede Art Handarbeit, erscheint dem M-pongwe als sordidum negotium, und mehr als absolut nötig beteiligen sich auch seine Ehefrauen an solchen schmutzigen Geschäften nicht. Je weniger Frauen in einem Hause sind, desto mehr hat jede einzelne Frau zu thun. Das behagt der Frau nicht und dem Manne ebensowenig. Der Begriff *Monogamie* ist daher für den Schwarzen gleichbedeutend mit unserm Begriffe *Proletariat*.

Der Unterschied zwischen Ehefrau und Dienerin ist juristisch begründet in der Freiheit oder Unfreiheit des Weibes; der soziale Unterschied zwischen beiden aber liegt in der Ebenbürtigkeit der Frau. Ebenbürtig ist dem M-pongwe nur die freie M-pongwe; als nahezu ebenbürtig betrachtet er auch die Orungu und die Nkomi. Die Frauen aller andern Stämme, und wären sie selbst Fürstentöchter, erhalten im Hause des M-pongwe zunächst die Stellung einer Dienerin und anfangs ist der Unterschied zwischen ihnen und einer unfreien M-pongwe am Gabun kaum anders als an der Kleidung bemerkbar. Je mehr sie sich dort aber naturalisieren, desto höher steigen sie in ihrer Stellung. Daß ein Fremder aber eine freie M-pongwe heiratet, ist nach den Rechtsbegriffen des Stammes gänzlich unzulässig. Sie würde dadurch in den Augen der M-pongwe tiefer gestellt werden als eine Unfreie, denn kaum erlauben sie einer Dienerin ihres Stammes, daß sie in die Hausgewalt eines Fremden tritt. Ein Weib, das so auf die eine oder andere Weise aus dem Verbande ihrer M-pongwefamilie austräte, würde damit gänzlich aus dem Stamme der M-pongwe überhaupt ausscheiden.

Das *Erbrecht* der M-pongwe ist einigermaßen kompliziert; da für die verschiedenen Rechte *eines* Erblassers verschiedene Erbfolgen gelten. So geht das Vermögen des Erblassers der Hauptsache nach auf den ältesten Sohn über; die andern werden abgefunden. Dagegen folgt die väterliche Gewalt über die Familie innerhalb der Generation des Erblassers dem Alter, und nach dem Aussterben der älteren Generation hat von den verschiedenen jüngeren Generationen wieder die ältere den Vorzug.

Der Gemeindeverband des Stammes der M-pongwe ist ein patriarchalischer und den gleichen Charakter hat auch das *Königtum* ihres Volkes. Alter Tradition zufolge wird der König bei ihnen durch die Stimme des Volkes gewählt, das sich zu dem Zwecke vor der großen Königshütte am Südwestvorlande der Bucht von Gabun versammelt; der Wahlmodus erscheint als eine Art Akklamation. Die Rechtspflege ist sehr primitiv. Ein eigentliches Richteramt in privatrechtlichen Streitigkeiten haben sie nicht. Man kann ihre Zustände im wesentlichen als ein System der Selbsthilfe bezeichnen. Ihr Recht basiert nicht auf Gesetzen, sondern auf dem Rechtsgefühle jedes einzelnen, das seinen Ausdruck findet in den Sitten und Gewohnheiten des Stammes. Zunächst verfolgt der Verletzte sein Recht innerhalb seines Familienkreises oder nach außen hin durch seine Familie oder deren Geschlecht; nur in außergewöhnlichen Fällen wird der Rat des Königs in Anspruch genommen. Die höchste richterliche Instanz bei den M-pongwe sowohl als bei ihren Bruderstämmen, den Nkomi und Orungu, ist die *Volksversammlung*. (Dr. Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Studien über Westafrika. Hamburg 1879. 8°. S. 149—161.)

Für wirtschaftliche und soziale Fragen haben sie als Organe die geheime Verbindung des „Nda" unter den Männern und des „Ndschembe" unter den Frauen. Bei den Nkomi war eine Zeitlang die der „Yasi" besonders mächtig. Wirklich sonderbar ist das Verhältnis zwischen dem M-pongwe als Herren des Landes und dem meist als Kaufherrn angesiedelten Weißen. Nach dem in den Gabunländern herrschenden Rechte ist das Oberhaupt der Familie oder der Ortschaft, bei der sich ein Weißer zuerst niederläßt, der Majordomus dieses Weißen, und dieser ist sein weißer Mann. Um eine populäre Vorstellung von diesem Rechtsverhältnisse zu geben, kann man nicht besser sagen, als: *der weiße Mann ist ein Haustier seines Majordomus*. Das europäische Leben

hat keinen einzigen Begriff, der auch juristisch diesem Verhältnisse besser entspräche, als der eines Lieblingstieres, das wir in unsrem eigenen Interesse hegen und pflegen, auch Nutzen aus ihm ziehen, und als sein Herr gelten, einerlei ob wir Eigentümer des Tieres sind oder nicht. Das Verhältnis des Weißen zu seinem Schwarzen, oder vielmehr des Schwarzen zu seinem Weißen, ist zweifellos ein dingliches Recht. Der Schwarze ist das Subjekt und der Weiße das Objekt dieses Rechtsverhältnisses. Der weiße Mann ist unbestritten Eigentümer seines Hauses und seines Grund und Bodens, ja eventuell der unumschränkte Herr seines Etablissements. Der M-pongwe erhebt durchaus keine Ansprüche an die Sachen des Weißen, auch hat er aus dem Verhältnisse keinerlei Forderungsrecht an den Herrn selbst, von Familien- oder Erbrechten an ihn gar nicht zu reden. Er hat lediglich ein Anrecht auf die Person des Weißen, nämlich darauf, daß dieser bestimmte Mann überall als sein weißer Mann angesehen wird. Dieses Verhältnis nun verpflichtet nicht nur nicht den Weißen, dem Schwarzen Abgaben oder Dienste zu leisten, sondern im Gegenteil leistet der Schwarze seinem weißen Manne alle erdenklichen Dienste, wo er nur kann, und und zwar in seinem eigenen Interesse. Es ist sein höchstes Ziel, seinen weißen Mann reüssieren zu sehen; um so größer sein weißer Mann wird, um so höher steigt auch er. Sein Interesse ist ungefähr dasselbe, wie bei uns das des Besitzers eines ausgezeichneten Rennpferdes. Nur ein hochgestellter Schwarzer von angesehener Familie kann der Inhaber solches Rechtes sein, aber das, was er durch sein Verhältnis zu seinem weißen Mann wird, erhebt ihn weit über allen Adel seines Stammes. Ein Schwarzer, der einen weißen Mann hat, ist fast so gut, als ob er einer höheren Rasse angehörte. Alles was der Weiße thut, verbreitet auch seinen Ruhm im Lande; die schwarze Welt schreibt es seiner Ehre gut, ganz als ob er selbst die Leistung vollbracht hätte. Wohin der weiße Mann geht, überall trägt er unter den Schwarzen den Namen seines Majordomus mit sich. Dieser schätzt ihn als sein teuerstes Gut. Alles Ansehen seiner Familie, seine Weiber, seine Leute, sein Vieh und seine Häuser gelten dem Schwarzen nichts mehr im Vergleich zu seinem weißen Mann; der ist sein schönster Schatz. Er betet ihn fast an wie seinen Götzen, er hegt und pflegt ihn wie sein Haustier. Sowenig wie wir bei einem Haustiere von einer Verpflichtung reden, sowenig legt auch dies Verhältnis dem weißen Mann eine juristische Verpflichtung auf. Wie wir unser Pferd oder unsern Jagdhund nicht fragen, ob sie uns als Herrn anerkennen, so wenig fällt es dem Schwarzen ein, von seinem weißen Manne solche Anerkennung zu fordern. Dennoch ist dies Verhältnis ebenso bindend wie unsre dinglichen Rechte an einem Haustiere. Gerade so wie wir jeden dritten, der uns unser Pferd oder unsern Jagdhund stiehlt, unterschlägt oder abspenstig macht, dafür belangen würden, so wendet sich auch der Majordomus gegen jeden andern Schwarzen, der ihm seinen weißen Mann abspenstig machen will, oder sein Recht auf den Mann in irgend einer Weise verletzt oder beeinträchtigt. Er hält seinen weißen Mann nicht direkt dafür verantwortlich, daß er sich nicht von ihm verirrt, wohl aber fordert er von allen andern Schwarzen, daß sie sich solches Verirren nicht ungebührlich zu nutze machen. Der Weiße ist dadurch in seiner Person und in seinem Leben in keiner Weise beschränkt; der Anspruch richtet sich lediglich auf die Thatsache seiner Existenz im afrikanischen Lande — und auf die Ehre und die Vorteile, die sich für seinen Schwarzen daran knüpfen. In der Regel ist der Majordomus des Weißen auch sein Händler, oft sogar sein Haupthändler; daneben aber, oder selbst statt seiner, mag sich der Weiße soviel Händler, Aufseher, Arbeiter und Diener halten, wie er will: als Schwarzer unter Schwarzen aber müssen diese alle den Majordomus des Weißen als seinen Schwarzen anerkennen. Wollte ein andrer Schwarzer es sich gefallen lassen, von dem Weißen als sein Majordomus behandelt zu werden, so würde man ihn ohne Weiteres vergiften, oder er würde unversehens auf der Jagd erschossen werden, oder man würde ihn mit Fetisch- und Geisterbeschwörungen zu Tode ängstigen, oder ihn würde, wie man dort sagt, der Tiger fressen. Die Engländer nennen diese letztere Prozedur „kidnappen". Die Kinder in Westafrika glauben sogar an die Legitimität solches Verschwindens, gerade so wie unsre Vorfahren an den Werwolf glaubten. Unter diesem dinglichen Rechte nun steht an der westafrikanischen Küste jedes, auch das größte Kaufmannshaus, und der Bann, den dieses Recht ausübt, kann unter Umständen für das Geschäft des weißen Mannes lästig werden. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche bei der Auflösung dieses nicht ablösbaren Verhältnisses, beim Verkaufe einer Faktorei oder gar beim gänzlichen Aufgeben des Geschäftes entstehen, seien hier nicht speziell ausgeführt; es ist leicht ersichtlich, daß der Geschäftsmann genötigt ist, diesem Verhältnis beständig Rechnung zu tragen, ganz besonders aber die Entstehung

desselben sorgfältig zu überwachen. Die M-pongwe sind ganz besonders erpicht auf dieses Recht, doch kann man sich durch eine anfänglich richtige Behandlung desselben viel Geld, Zeit und Aerger sparen. (A. a. O., S. 117—120.)

Unter den übrigen Völkern Westafrikas erwähnen wir die Ivili, eine aus dem Süden gekommenen Rasse, welche im Ogowegebiete täglich zahlreicher wird. Weiter aufwärts treffen wir die Dörfer der Okota. Die Häuser sind aus Baumrinde gefertigt und alles bei diesen Wilden ist elend und schmutzig. Zurückgestoßen auf das linke Ufer des Ogowe durch die Oschéba, die sie von ihren Ansiedelungen jenseits des Stromes vertrieben, leiden die Okota viel durch Hunger, leben meist von einer großen grünen, etwas süßlichen und teigartigen Frucht, die in Menge in ihren Wäldern wächst, sind übrigens ein häßliches Volk, Männer sowohl wie Weiber, dabei böse und falsch. Die Keuschheit der Okota-Damen wird sehr übertrieben, doch herrschen bei ihnen nicht so viele Ausschweifungen, wie bei den übrigen Stämmen am Ogowe. Der Sklavenhandel ist fast der einzige Handel der Okota, deren Sprache auffallende Aehnlichkeit mit jener der Benga von Korisko bietet; die meisten aber verstehen und sprechen selbst das M-pongwe. Von den Okota merklich unterschieden sind die Yalimbongo, obwohl sie die nämliche Sprache reden und zur nämlichen Familie gehören, wie diese. In körperlicher Hinsicht sind die Yalimbongo größer und schöner gewachsen; in moralischer sanfter, zuvorkommender und fleißiger. Den Yalimbongo folgen die Apinschi, ein wenig zahlreicher Stamm, ein sanftes, fleißiges Völkchen, welches Kautschuk und Honig massenweise gewinnt und besonders den Haschisch pflegt. Sie wissen sehr feine Geflechte, dann „Tondo" (Haarnadeln) für die Weiber, und Geschirre zu erzeugen; auch besitzen sie Ziegen und Hühner, und könnten alles in allem sehr glücklich sein ohne die Oschéba, welche sie in einem Zustande beständiger Furcht erhalten. Unfern von dem Elendjawasserfalle liegt das erste Dorf der Okanda am linken Ufer des Ogowe. Nach diesem Orte, Lope, strömen die Okanda von allen Teilen des Landes zusammen, um ihre Palaver zu halten, hierher bringen sie alle ihre im Rufe großer Schönheit stehenden Weiber, um sie schamlos den fremden Gästen anzubieten. Compiègne versichert uns indes, daß die Fama übertreibt, doch leugnet er nicht, daß die Okandafrauen mit den Gabunesinnen auf gleicher Stufe der Schönheit stehen. Leider besitzen sie auch nicht die leiseste Spur von Sittsamkeit oder Schamgefühl. Viel häßlicher sind die Weiber der Banguen, eines volkreichen Stammes, der am linken Ufer des Ogowe neben den Okanda wohnt und offenbar zur großen Familie der Akelle gehört, von deren Sprache er auch einen Dialekt redet. Das schöne Geschlecht hält es für notwendig, sich durch seltsame blaue Tättowierungen zu verzieren, und erfreut sich einer wahrhaft herkulischen Stärke. Die Banguenhäuser sind gleich jenen der Akelle aus Baumrinde gefertigt und stehen stets in einer geraden Linie.

Auf dem rechten Ufer des Stromes hausen die Oschéba oder Fan, diese Kannibalen, bei deren bloßem Namen die Okota, Apinschi, Okanda und sogar die Akelle erzittern. Nach Lenz könnte man die Fan etwa folgendermaßen charakterisieren: sie unterscheiden sich auffallend von allen umwohnenden Völkerschaften, sind verhältnismäßig gut gebaut, schlank und kräftig gewachsen, ihre Hautfarbe ist durchschnittlich viel lichter, manchmal stark ins Gelbliche spielend, Haar und Bartwuchs ist auffallend stark, ihr Blick ist starr und wird die Wildheit desselben noch durch die Gewohnheit, die Augenwimpern auszureißen, erhöht. Sie sind grausam, aber mutiger und offener als alle ihre Nachbarn. Ihre Dörfer errichten sie mitten im dichtesten Walde und zwar sehr gleichförmig und regelmäßig; diese bestehen aus zwei oft sehr langen, schmalen Reihen von kleinen Häusern, die ohne Zwischenraum dicht neben einander gebaut sind, so daß die Wand des einen zugleich die Wand des Nachbarhauses bildet. Trotz des leichten Baues ist das Ganze auffallend fest und regendicht. Fallgruben und in dem Boden steckende spitzige Holzpflöcke umgeben die Dörfer und erschweren die Annäherung Fremder. Die Kleidung der Fan ist sehr einfach. Die Männer tragen nur ein kurzes Stück Zeug um die Lenden, welches aus Baumrinde erzeugt wird. Die Frauenkleidung ist noch einfacher, ein Affenfell rückwärts, ein schmales Stück Zeug oder ein Grasbüschel vorne. Trotz dieser geringfügigen Verhüllung sind die Frauen der Fan weit schamhafter als die der andern Stämme. Außerordentlich viel Sorgfalt wird auf den Kopfputz verwendet. Bezeichnend sind die Tättowierungen auf Brust, Armen und Rücken, die in Form von Sternen oder Kränzen eingeschnitten sind. Die Vorderzähne sind spitz gefeilt. Die Fan besitzen eine große Vorliebe für Kupfer- und Messingschmuck. Von den Waffen seien die Speere und Feuersteingewehre und ihre oft sehr großen Schilde, die bis 1,60 m Länge erreichen, erwähnt. Obwohl am Gabun Polygamie üblich, ist die Frau doch kein so sklavisches Glied der

Gesellschaft wie an manch anderem Orte, an dem Monogamie herrscht. Sie muß zwar auch das Feld bebauen, Lasten tragen, ihrem Gatten die Nahrung bereiten, doch sind die Arbeitsfrüchte der ihr nach erfüllten Familienpflichten gewährten Mußestunden ihr eigen zu freier Verfügung. Das Besitzrecht ist aber häufig schon bei entwickelterer Zivilisation dem Weibe ganz und gar benommen. Auffallend ist, daß die Fan ihrer Vorliebe für Menschenfleisch im Verborgenen fröhnen und keinem Fremden erlauben, ihren Orgien beizuwohnen. Diese grausigen Mahlzeiten sind eine Art religiöser Brauch und nur im Kampf erschlagene Feinde dienen ihnen zum Materiale. Es ist dies bei ihnen eine Form der Opferung.

Als das nördlichste Bantuvolk im äquatorialen Westafrika dürfen wir wohl die Dualla, auch Dwalla oder Diwalla bezeichnen, welche im Camerungebirge bis 30° n. Br. wohnen. Ihre Sprache ist ein Zweig der Kaffernsprache. Doch sind die Dualla erst in diese Gegend von Nordwesten, von den Camerunbergen, eingewandert, also Abkömmlinge der Bakwiri, die noch jetzt die Berge bewohnen.

Die männlichen Dualla sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber nur wenig Bartwuchs, der als große Zierde gilt. Die Hautfarbe ist meist dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, nicht selten auch heller; es giebt auch völlige Albino mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar, und solche, bei denen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt und die daher ganz gescheckt erscheinen. Die Wadenentwickelung ist ganz normal. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, auch verunziert durch ganz kurz abgeschnittenes Haar. Sie gehen wie die Männer bis auf einen möglichst bunten Streifen Zeug um die Hüften völlig nackt. Bei Tänzen und Festen behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche laut klappern, auch ziehen sie europäische Kniestrümpfe aus weißer Baumwolle an, die ihnen dadurch nicht wertloser werden, daß beim Tanzen bald die nackten Füße zum Vorschein kommen. Alle tättowieren sich im Gesicht und auf der Brust, auch reißen sie sich die Augenwimpern aus, weil diese angeblich die Augen zu sehr verschatten und das scharfe Sehen verhindern. Die Dualla besitzen eine förmliche Wut Handel zu treiben und Vermögen zu erwerben, wozu sie alle erdenklichen Arten von Betrug und Diebstahl anwenden. Ihre einheimische Industrie ist daher sehr gering; die wichtigsten Artikel sind: Elfenbeinringe, welche die Männer um das Handgelenk tragen, geschnitzte Elfenbeinstöcke mit sehr kunstvollen Krücken, hübsch gearbeitete Messer- und Schwertscheiden. Yams und Bananen pflanzen sie kaum so viel, als sie zur Nahrung brauchen. Ein freier Dualla hält es für schimpflich, irgend eine Feldarbeit zu verrichten, die ist Sache der Weiber und Sklaven, nach deren Zahl man den Reichtum des Einzelnen abschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern gekauft und kosten durchschnittlich 900—1200 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr. Daher müssen Aermere oft lange dienen, um eine Frau zu erlangen. Diese gilt als freies Eigentum des Mannes, der sie weiter verschenken, verleihen oder verkaufen kann, was er aber, eben wegen ihrer Teuerung, nur in den wichtigsten Fällen thut. Dennoch ist ihre Stellung im ganzen eine elende, ihre Behandlung die eines Lasttieres. Kinderreichtum gilt als großes Glück, doch hat eine Frau selten mehr als zwei Kinder. Bleibt sie kinderlos, so fordert der Mann die Kaufsumme zurück und im Weigerungsfalle entsteht ein schlimmes Palaver. Ehebruch wird wie Diebstahl, wenn entdeckt, sehr hart bestraft; das Weib kann getötet werden, was aber, weil zu teuer, selten geschieht. Der Verführer oder Verführte muß, selbst wenn er ein Europäer ist, zahlen oder dienen. Es kommt auch vor, daß die Häuptlinge es förmlich darauf absehen, durch ihre Frauen Europäer zu verleiten. Die Sklaven werden durch Raub aus Kriegszügen oder durch Kauf erworben und sind völlig rechtlos, werden aber im übrigen nicht hart behandelt, nur nennt der freie Dualla sie „Nigger", welcher Ausdruck, auf ihn selbst angewendet, als das beleidigendste Schimpfwort gilt. Staatliche Einrichtungen fehlen fast vollständig. Der geistigen Fähigkeiten nach sind die Dualla ein der Bildung wenig zugängliches Volk, daher auch die dort stationierten englischen Missionäre nur geringe Fortschritte machen, obgleich das Fetischpriestertum bei ihnen nicht in solchem Grade hervortritt, wie bei den Negern an der Goldküste. Ein deutscher Naturforscher, Reinhold Buchholz, hatte Gelegenheit, einem großen „Parra-Parrafest", das den Dualla eigentümlich zu sein scheint, beizuwohnen. Dasselbe ist von den andern mit

Spiel und Tanz verbundenen Festen ganz verschieden, indem es nur Ringkämpfe darbietet. Es fordert nämlich ein Platz den andern zum Parra-Parra heraus, wobei die Herausfordernden einzelne Ringer nacheinander vorschicken, denen von den Geforderten einzelne Gegner entgegengestellt werden. Alle erscheinen im buntesten und höchstmöglichen Schmucke, die Buschleute, lauter auffällig robuste Gestalten, im Niengokostüm, wobei sie statt des Hüftschurzes von Zeug einen von trockenen Palmblättern gemachten, weit abstehenden Gürtel tragen und das Haar in einen aufrecht stehenden, eigentümlichen Zopf bringen. Dieser Anzug schützt sie vor jeder feindseligen Behandlung. Das Ganze bot einen höchst interessanten Anblick dar. Die Ringkämpfe, die nach ganz feststehenden Regeln stattfanden, dauerten jedesmal nur sehr kurze Zeit, indem, sobald irgend etwas gegen das Reglement vorkam, die Kampfrichter hinzusprangen und die Ringenden trennten. Nach jedem Ringen lief eine Schar junger, mit bunten Tüchern und andrem Schmucke ausstaffierter Leute in die Mitte des Platzes, stellte den Thatbestand fest und entfernte sich wieder, sobald das neue Ringpaar auftrat. Nur einmal wurde einer der Buschleute wirklich zu Boden geworfen; hierauf entstand ein großartiger Tumult; die Kampfrichter trugen den Sieger unter lautem Jubelgeschrei über den Platz, die Weiber klatschten in die Hände und hielten Umzüge, und die Mutter des Siegers tanzte und sang „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz" für sich allein im größten Jubel. Einer der Besiegten benahm sich höchst charakteristisch; er drohte nämlich seiner Mutter im heftigsten Zorne mit Schlägen und beschimpfte sie laut, weil — sie ihn nicht stärker geboren habe! (Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrika. Von Carl Heinersdorff. Leipzig 1880. 8°. S. 165—166.)

Die benachbarten Bakwiri erscheinen zwar mit den Dualla verwandt, müssen aber doch in mannigfacher Weise von ihnen unterschieden werden. Sie bewohnen die ganze Gegend zwischen dem rechten Ufer des Camerunsflusses und dem Camerungebirge. Buchholz lernte sie als einen harmlosen, gutmütigen, wohlgebildeten Menschenschlag kennen, der mit europäischer Kultur kaum in Berührung gekommen war.

„Man kann nur wünschen," schreibt er, „daß die Zivilisation nicht zu viele Fortschritte unter ihnen mache; sonst wird die Heuchelei und Falschheit unter ihnen bald ebenso groß sein als unter der Bevölkerung des mit derselben überreich gesegneten Viktoria." Besonders auffallend unterscheiden sie sich von den benachbarten Viktorianern, den Kru und Dualla dadurch, daß sie nicht stehlen; auch gehen sie noch nackter als diese, besonders die Weiber, welche meistens nur einen handbreiten, vorn an einer um die Hüften gelegten Schnur befestigten Streifen Zeug tragen, den sie zwischen den Schenkeln hindurch hinten wieder an die Schnur heften, und Buchholz bemerkt also mit Recht, daß die Herren Ehegatten dort wenig Neigung zeigen, sich die Toilette ihrer Frauen etwas kosten zu lassen. Auch ihre Dörfer sind anders als die der Dualla. Abgesehen davon, daß die Hütten viel schlechter sind, umgeben sie dieselben, um das frei umherlaufende Vieh nicht fortkommen zu lassen, mit Zäunen, über die jeder Besucher hinwegzuklettern hat. Trotz des nicht unbedeutenden Viehstandes an Schafen und Ziegen werden diese Tiere außer von besonders wohlhabenden Leuten meistens nur bei festlichen Gelegenheiten geschlachtet, wobei dann allerdings dafür desto massenhafter Fleisch verzehrt wird. Religiöse Feste, wenn nicht die nächtlichen Tänze und Gesänge bei Vollmond dahin gehören, hat Buchholz bei den Bakwiri nicht bemerkt, und als eigentliche Festfeiern scheinen sie nur die Begräbnisse zu begehen; diese aber desto geräuschvoller und kostbarer. Gleich nach dem Tode eines Familiengliedes beginnen die Weiber des Ortes, die dafür aber bezahlt werden, ein furchtbares Geheul, unter dem sie auch mitten in der Nacht von Hütte zu Hütte ziehen, während die Männer je nach dem Ansehen des Verstorbenen möglichst viel Pulver verknallen. Am neunten Tage — denn so lange braucht die Seele, um an den Ort der Ruhe, „Bela" genannt, zu gelangen — beginnt dann das große Totenfest, an welchem sich auch die Nachbardörfer beteiligen. Dann wird Palmwein, Rum, Branntwein in enormen Mengen zusammengebracht und verzecht und dabei auch unglaublich viel Fleisch verzehrt. Die Toten werden sowohl bei den Bakwiri wie bei den Dualla nicht auf besondern Plätzen, sondern in ihren Hütten beerdigt, welche sodann eine kurze Zeit leer gelassen werden.

Sehr häufig kommen bei beiden Völkerstämmen die bei den Bantu üblichen Hexenprozesse vor. Der Beschuldigte muß dann eine Abkochung von einem giftigen Holz,

„Sascha-Wood“ genannt, trinken, dessen Gattung zu erforschen Buchholz nicht gelang. Auch sonst sind diese Schwarzen natürlich sehr abergläubisch, und Amulette, Zaubertränke gegen Krankheiten, „Medizinen“ oder Zauberzeremonien zur Erreichung bestimmter Zwecke spielen ebenso wie bei den Dualla eine große Rolle. Vor den weißen Leuten und vor allem, was von ihnen kommt, haben sie eine große Scheu, und namentlich beschriebenes Papier halten sie für einen Fetisch, der den Ort oder den Gegenstand „Tabu“ macht. Eigentliche Könige haben die Bakwiri, wie es scheint, nicht, sondern sie leben patriarchalisch unter ihrem Ortsoberhaupte, das meistens nicht größere Macht beansprucht als die andern Einwohner, durch dessen Ausspruch aber doch Streitigkeiten geschlichtet werden. (A. a. O., S. 124—126.)

Die Völker des Sudan.

Allgemeines.

Jener Teil des westlichen und mittleren Afrika, der vom Senegal bis gegen Timbuktu und von da an bis an die nördlichen Ufer des Tschadsees reicht, dann von hier aus gegen Norden in die Sahara bis gegen Fezzan sich zieht, ostwärts bis in das Gebiet des oberen Nil und seiner Zuflüsse sich erstreckt, wird gemeiniglich als Sudan bezeichnet. Die Menschen, welche diesen weiten Raum bewohnen, gehören verschiedenen Rassen an; wir treffen hier als Hauptstock der Bevölkerung die eigentlichen Neger oder Nigritier, ferner die Fulah oder Fulbe im Westen, die Nuba im Osten, endlich die Berber im Norden. Die eigentlichen Aboriginer, wenigstens in Nordwestafrika, sind jedenfalls die Neger, deren Gebiet sich nilaufwärts bis etwa zu den nördlichen Ufern des Ukerewesees ausdehnt, von wo an eine mehr oder weniger gerade gegen die Biafrabai gezogene Linie ihre südliche Grenze bildet. Von Norden und Osten her von Stämmen der Fulah- und Kaffernrasse, später auch der mittelländischen Rasse gedrängt, wurden sie nach und nach auf ihren gegenwärtigen Verbreitungsbezirk beschränkt, wobei Mischungen an den Rändern des Gebietes mit den ihnen nachrückenden Stämmen nicht ausbleiben konnten. So sind die Mischungen im Nordosten und Osten mit der mittelländischen und im Süden mit der Kaffernrasse nicht zu verkennen, während überall dort, wo der Fulah als Eroberer eingedrungen ist, eine Annäherung des Negertypus an den seinen nachgewiesen werden kann. Am reinsten und bestimmtesten hat sich der Negertypus in jenem Teile seines Gebietes behauptet, welcher am weitesten von den Berührungsgrenzen mit den fremden Rassen und Stämmen entfernt ist, nämlich im Südwesten. Es kann daher vor allem jener Teil Afrikas, welcher vom Senegal bis gegen den Niger reicht, als das Land des echten Negers betrachtet werden.

Die Stellung des Negers zum Weißen ist von jeher sehr verschieden beurteilt worden. Am weitesten darin und, wie wir gleich bemerken wollen, sicherlich zu weit ist Louis Agassiz gegangen, ein Anhänger der von uns gleichfalls verworfenen Ansicht, daß die verschiedenen Menschenrassen artlich verschieden seien. Er sagt: „Ich habe über hundert spezifische Unterschiede zwischen dem Knochen-

und Nervensystem des Negers und des Weißen nachgewiesen. Ihre Körper sind einander in der That in keinem Punkte gleich. Der Neger hat keinen Knochen, der dieselbe Gestalt, Größe, Gelenkverbindung oder chemische Zusammensetzung hätte, wie der entsprechende Knochen eines Weißen. Die Negerknochen enthalten eine weit größere Menge von Kalksalzen als die des Weißen. Selbst das Blut des Negers ist chemisch eine ganz andere Flüssigkeit, als die, welche in den Adern eines Weißen fließt. Die gesamte physische Organisation des Negers unterscheidet sich von der des Weißen ebensosehr wie von der des Tschimpanse — d. h. nach seinen Knochen, Muskeln und Nerven braucht der Tschimpanse keine viel größeren Fortschritte zu machen bis zum Weißen. Diese Thatsache ist ein unbestreitbares Ergebnis der Wissenschaft. Das Klima hat mit dem Unterschied zwischen Weißen und Negern nicht mehr zu schaffen, als mit dem zwischen Neger und Tschimpanse oder zwischen Pferd und Esel oder zwischen Adler und Eule. Jeder ist das Resultat einer besonderen Schöpfung. Der Neger und der Weiße wurden ebenso artlich verschieden erschaffen, wie die Eule und der Adler. Sie sind bestimmt, verschiedene Stellen im System der Natur auszufüllen. Der Neger ist ebensowenig durch irgend einen Zufall oder ein Mißgeschick Neger, wie die Eule Eule. Der Neger ist ebensowenig der Bruder des Weißen, wie die Eule die Schwester des Adlers oder der Esel der Bruder des Pferdes."

Seiner Gestalt nach ist der Neger im ganzen stark und muskulös gebaut, er erreicht eine Höhe von 1,67—1,83 m. Neben der mittelländischen Rasse ist, was Arbeitsleistung anbelangt, die Negerrasse die stärkste, ja im heißen Klima wird die erstere sogar von ihr übertroffen. Der Hals des Negers ist dick, kurz und kräftig, sein Nacken stark entwickelt; dagegen ist seine Wirbelsäule weniger biegsam. Das Becken ist bedeutend kleiner und enger wie beim Weißen — es ist mehr keilförmig und stark nach rückwärts geneigt, woraus sich der eigentümlich steife, das Gefäß stark nach rückwärts wendende Gang des Negers erklärt. Der Unterarm tritt bedeutend gegen denselben Teil bei andern Rassen hervor, ebenso auch die Finger. Dagegen sind Oberschenkel und Wade schwach entwickelt, woran die hockende Stellung, welche der Neger gern einzunehmen pflegt, nicht wenig Schuld tragen mag. Die Kniee sind etwas gebogen, der Fuß ist mit einer langen und breiten Ferse versehen. Die Haut ist von dickerer Struktur wie beim Weißen; sie fühlt sich stets samtartig und kühl an, zeigt keine Behaarung und hat meist eine eigentümlich widerlich riechende Ausdünstung. Bemerkenswert ist, daß die Haut auf der inneren Seite der Hand bedeutend härter und unempfindlicher als beim Weißen zu sein pflegt.

Das Knochengerüst des Negerschädels ist schwer, dick und hart. Das Hinterhaupt erscheint lang ausgedehnt und das Hinterhauptloch etwas nach hinten gerückt. Das Gehirn des Negers ist im ganzen von geringerem Volum wie bei der mittelländischen Rasse, auch die Gehirnwindungen sind nicht so vorteilhaft wie bei dieser entwickelt. Das Mittelhirn wiegt immer über das Vorderhirn bedeutend vor. Bei der Schmalheit der Stirn und der langgestreckten und nach vorne gerichteten Kiefern erscheint der Kopf wie von beiden Seiten zusammen-

gedrückt und das Gesicht infolgedessen lang und schmal; bei dem im höchsten Grade ausgesprochenen Prognathismus ragt der untere Teil desselben schnauzenartig hervor. Die Oberfläche der kleinen kugeligen Stirn ist uneben. Unterhalb derselben befinden sich zwei schwarze, enggeschlitzte Augen. Die Nase hat eine breite Basis, ist dick, flach und mit breiten Löchern versehen. Der Mund ist breit und weit, aus ihm blickt eine Reihe hellweißer, nach vorne geneigter, schiefsitzender Zähne hervor. Die Lippen sind wulstig, aufgeworfen und dunkelrot gefärbt. Das Kinn

Typus des Negers.

ist plump, aber klein. Die Farbe der Haut ist dunkel vom tiefsten Ebenholzschwarz durch Braun bis zum schmutzigen Ledergelb; das Haar, welches in der Regel nur am Kopfe, seltener am Kinn und noch seltener oberhalb der Lippen zu wachsen pflegt, ist schwarz, kraus und kurz. Wie alt der Neger durchschnittlich wird, ist sehr schwer zu bestimmen, da er selbst nie sein Alter anzugeben im stande ist. Bei dem Umstande jedoch, daß man in sehr vielen Familien Enkel von 15 Jahren antrifft und der Neger um das 20. Jahr zu heiraten pflegt, kann auf ein Durchschnittsalter von 60 Jahren leicht geschlossen werden.

Der soeben nach Friedrich Müller geschilderte Typus des Negers ist ein scharf abgegrenzter und findet zunächst auf die Individuen jener Gegenden Anwendung, wo der Neger von Mischungen mit stammfremden Rassen und Völkern sich frei erhalten hat. Wo dies nicht der Fall, weicht der Typus in diesem oder jenem Punkte von dem eben geschilderten ab, je nachdem dieses oder jenes Volk oder mehrere durch kürzere oder längere Zeit ihren Einfluß geltend gemacht haben. Wohl bei allen Negervölkern trifft das Wort Winwood Reades zu: Der „typische" Neger sei selbst unter den Negern eine seltene Spielart. Die Vorstellungen, welche man sich zum Teil noch heute von dem Aeußern des Negers macht, sind nicht minder falsch wie die Anschauung, daß der Neger der Inbegriff des Rohen und Tierischen, daß er auch in geistiger und gemütlicher Beziehung das Verbindungsglied sei zwischen dem homo sapiens und den Quadrumanen.

Der Charakter des Negers ähnelt in vielen Stücken dem des unentwickelten Kindes; tiefe Rezeptivität und nur momentan und heftig wirkende Spontaneität charakterisieren ihn. Der Neger ist im ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Der Grundzug seines Temperaments ist daher Heiterkeit, doch kann er auch durch äußerliche plötzlich einwirkende Ursachen leicht in die gegenteilige Stimmung getrieben werden, welcher er in der Regel auch erliegt. Seiner ungezügelten Phantasie entspringen vor allem seine Putzsucht und Eitelkeit, sowie die Neigung zu lärmenden Schaustellungen und Tänzen. In dieser Stimmung ist er im stande, alle Sorgen und Leiden zu vergessen und sich selbst mit dem härtesten Lose auszusöhnen.

Aeußerlichkeiten, namentlich eitler Prunk, verfehlen nie auf das Gemüt des Negers einen tiefen Eindruck zu machen. Er legt daher gegenüber jenem, der ihm in dieser Richtung zu imponieren versteht, eine große Unterwürfigkeit an den Tag. Anderseits aber verleiten ihn sein Hang zur Prahlerei und sein der persönlichen Eitelkeit entsprungener Stolz gegen Gleich- oder unter ihm Stehende zu dem anmaßendsten Betragen. Jeder Neger glaubt ein Recht darauf zu haben, von andern sich bedienen zu lassen.

Der Neger ist ein Mensch des reinen Augenblicks. Er lebt sozusagen „in den Tag hinein" und denkt weder über die Zukunft noch über die Vergangenheit nach. Am liebsten verbringt er den Tag im Nichtsthun unter Tändeleien und sinnlosem Gespräch oder Gesang mit seinesgleichen und nur Hunger und Geschlechtslust sind stark genug, ihn zu erregen und aus seiner Ruhe zu wecken.

Die im ganzen geringe geistige Energie des Negers hat eine gewisse natürliche Gutmütigkeit, ja Sanftmut zur Folge. Dem Stammesgenossen und Gastfreund gegenüber zeigt er stets eine offene Hand und ein offenes Herz. Er teilt alles, was er hat, mit ihm, in der Voraussetzung, daß dieser auch dasselbe thun werde. Dieser Leichtsinn und Hang zum Kommunismus ist für die Entwickelung des Sinnes für Eigentum, Erwerb und Arbeit von dem größten Schaden und erhält umgekehrt bei dem Mangel an Energie und Arbeitslust stets neue Nahrung. Alle Missionäre haben über diese Eigentümlichkeit des Negercharakters Klage geführt und namentlich in ihr das Haupthindernis einer gründlichen Bekehrung des Negers gefunden. Eine Folge dieser sonderbaren An-

schauung über Erwerb und Besitz ist es, daß der Neger einen Gegenstand seines Besitzes, den er vorzüglich liebt, den Augen seiner Genossen argwöhnisch zu entziehen sucht, damit er ja nicht von ihnen beansprucht werde. Es entwickelt sich so neben der größten Freigebigkeit ein schmutziger, lächerlicher Geist, der stets nur auf das Täuschen der Genossen bedacht ist.

So gutmütig und freundlich der Neger dem Freunde gegenüber sich zu betragen pflegt, ein ebenso rücksichtsloses und grausames Betragen übt er gegen den Feind. Wie bei allen Sanguinikern finden aber sein Zorn und seine Wut mit der Zerstörung der Opfer ihr Ende; nur religiöser Fanatismus vermag momentan seinen Sinn zu verwirren und ihn zu einer Art raffinierter Grausamkeit zu verleiten.

So bewegt sich das Leben des Negers in steten Gegensätzen und finden in seinem Herzen die widersprechendsten Gefühle und Gedanken Platz. Leichtfertige, tolle Lustigkeit wechselt mit düsterer Verzweiflung, überspannte Hoffnung mit quälender Furcht, sinnlose, leichtsinnige Verschwendung mit dem schmutzigsten Geize.

Der vorwiegend rezeptiven Grundlage des Gemütes entspricht auch die geistige Begabung des Negers. Im allgemeinen sind alle jene Geistesgaben, bei deren Bethätigung es vor allem auf Nachahmung ankommt, gut entwickelt, während jene Geistesfähigkeiten, welche ein selbständiges Denken erfordern, auf niederer Stufe stehen. Das Negerkind ist in den ersten Jahren seiner geistigen Entwickelung in der Regel dem weißen Kinde überlegen; es bleibt aber in der Periode der Pubertät, wo die selbständige Verarbeitung der aufgenommenen Kenntnisse und Erfahrungen beginnt, stehen, während das weiße Kind stetig fortschreitet. Daher auch die oft gemachte Wahrnehmung, daß der Neger gleich dem Kinde mit einem eminenten Gedächtnisse begabt ist und z. B. sehr leicht fremde Sprachen, oft mehrere zu gleicher Zeit, zu erlernen im stande ist. Dagegen zeigt er gar keinen Sinn für Zahlen. Dies geht so weit, daß oft ein Individuum nicht einmal sein Alter anzugeben im stande ist. Während die Azteken in Nordamerika einen Kalender konstruiert haben, der den griechischen an Genauigkeit weit übertrifft, haben die Negervölker es stets nur zu einer unvollkommenen Zeitrechnung gebracht.

Mit diesen Bemerkungen steht jene, daß der Neger namentlich im Handelsverkehr mit dem Fremden große Findigkeit und List zeige, nicht im Widerspruche. Gerade dieser Zug zeigt uns so recht die Beschränktheit des Negers, aus der das Mißtrauen, die Quelle der List, leicht zu erklären ist. Diese Beschränktheit offenbart sich auf anderer Seite darin, daß er alles, was über die Kapazität seiner Geisteskräfte hinausgeht, d. h. was er nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen geschaut hat, dem andern unbedingt glaubt. Ueber das unmittelbar Geschehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von andern Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden, ist nicht seine Sache. Daher findet selbst das Unsinnigste und Lächerlichste Glauben und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielballe seines Willens zu machen.

Diese an einzelnen Individuen gemachten Erfahrungen bestätigen auch vollkommen die Negervölker. Dieselben, seit uralten Zeiten mit höher stehenden Rassen verkehrend, haben es in der sogenannten äußeren Kultur, deren Formen bloße Produkte der Nachahmung sein können, ziemlich weit gebracht, sie haben sich aber nie zu einer selbständigen höheren Kultur erhoben. In allem, wo es auf die Initiative ankommt, sind sie immer von den höheren Rassen abhängig gewesen, selbst die Bildung von Einheitsstaaten scheinen die Neger dem Impuls des Islam ausschließlich zu verdanken. Gleich dem unselbständigen Kinde wurden und werden sie von andern geleitet; sonach kann man nicht umhin, eine gegenüber andern Menschenvarietäten viel geringere geistige Begabung der Negerrasse anzunehmen.

Diese Inferiorität in geistiger Beziehung zeigt sich auffallend sowohl in der mangelhaften Benutzung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches, wie die Geschichte bestätigt, die Negerrasse stets zu den andern Rassen eingenommen hat. Seit den ältesten Zeiten finden wir, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler darthun, den Neger als Sklaven im Dienste der weißen Völker, wodurch sich, stritten nicht dagegen Christentum und Moral, ein historisches Recht der am höchsten entwickelten weißen Rasse auf die Sklaverei des Negers ableiten ließe. Im ganzen und großen wird man bei der von unbefangenen Beobachtern gemachten Bemerkung bleiben müssen: „der Neger läßt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen." (Fried. Müller, Allgemeine Ethnographie. S. 149—155.) Der Billigkeit halber sei indes erwähnt, daß es auch energische Verfechter der Kulturfähigkeit der Neger giebt und einer der begeistertsten unter ihnen ist Hermann Soyaux, welcher sein Endurteil über die geistige Begabung der Schwarzen dahin formuliert: „Meine persönliche Ansicht, die ich aus den Erfahrungen während meines zweiundeinhalbjährigen Aufenthalts in Afrika geschöpft habe, steht allerdings fest; ich halte dafür, daß die Negerrasse nicht spezifisch schlechter oder niedriger organisiert ist als die weiße, und daß der Neger nicht bloß abgerichtet, sondern wirklich erzogen und gebildet werden kann. Wäre die ganze Rasse geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen. Letzteres ist aber unleugbar der Fall; unter vielen andern seien hier nur genannt: Toussaint Louverture, Benjamin Bannaker, Verfasser eines astronomischen Jahrbuchs, Dualu Bukere, Erfinder eines Silbenalphabets der Veis an der Oberguineaküste, der Bischof Samuel Crowther, Joseph Reynes, der vor einigen Jahren im Sprecherstuhl des Repräsentantenhauses zu Washington saß. Ja, sagen die Gegner, das sind Ausnahmen! Ich aber meine, solche „Ausnahmen" liefern eben den besten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günstiger Umstände bedarf, um mehr und mehr einzelne sich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Kulturentwickelung fortschreiten zu sehen. Was die Eingebornen Afrikas auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes ohne Beeinflussung von außen, nach eigener Erfindung leisten, ist zwar nicht von hervorragender Bedeutung, immerhin übertrifft es in mancher Hinsicht die Erwartungen und zeigt

wenigstens, was sie unter gedeihlicheren Verhältnissen wohl zu leisten vermöchten." (Soyaux, Aus Westafrika, Bd. I, S. 153—154.)

Die Neger Oberguineas.

Wir beginnen die Aufzählung und Schilderung der Völker, welche zur Negerrasse gehören, an der Biafrabai und schreiten nach Westen fort, um uns dann hufeisenförmig nach dem Gebiete des Weißen Nil zurückzuwenden. Hier an der Biafrabai läßt sich der Uebergang von den bisher betrachteten Bantu zu den echten Negern am deutlichsten beobachten, aber bloß auf dem Festlande, nicht auf den Inseln, deren Bewohner von der innigen Berührung mit Nachbarvölkern abgeschnitten geblieben sind. Die merkwürdigsten und interessantesten unter diesen Insulanern sind zweifellos die Adiya auf Fernando Po, bekannter unter dem Namen Bubi, der ihnen von den Europäern beigelegt wurde, weil sie jeden mit „Bubi", d. i. Freund, anreden.

Die Adiya, nach Bastian so viel als „Dorfbewohner", kamen erst nach der Entdeckung (1471) des damals, wie alle atlantischen Inseln jener Gegenden, unbewohnten Eilands durch den Portugiesen Fernão do Po aus dem Gabunlande herüber, von wo sie durch die aus dem Innern herandrängenden M-pongwe verjagt worden waren. Sie sind nur in den Wäldern ansässig; in der Hauptstadt St. Isabel wohnen keine Adiya, denn trotz der ungewöhnlichen Sanftmut ihres Charakters fühlen sie sich von den Europäern und deren Lebensgewohnheiten nicht angezogen. Frei, früher höchstens von den unermüdlichen Missionären aufgesucht, leben sie in kleinen Walddörfern, welche sich dem an den Ufern der Insel entlang Fahrenden durch zahlreiche Rauchsäulen verraten, und kommen nur in die Faktoreien der Weißen und in die Stadt, um die Erzeugnisse ihres Landes — dieselben wie die ganz Westafrikas — zum Austausch gegen europäische Waren anzubieten. Zeuge werden von ihnen, im Gegensatz zu allen andern Negern jener Länder, fast gar nicht verlangt, denn sie gehen, bis auf ein schmales Schamtuch, das aber häufig genug auch nicht einmal angelegt wird, völlig nackt. Ihr einziges nie fehlendes Kleidungsstück ist ein breitrandiger Hut, vielmehr überhaupt nur eine breite Krämpe, aus den zerspaltenen Blättern der Fächerpalme geflochten und durch lange dünne Stäbchen oder Knochen, die wie kleine Spieße aus dem Flechtwerk hervorstehen, am Kopfe festgehalten. Das dichte Haar, meist künstlich zu großen Toupets aufgedonnert, wird gewöhnlich mit einer gelben, ockerartigen Erde derart verschmiert, daß die Haarstränge zu kleinen Kügelchen zusammengeknetet sind. Um den Hals und die Handgelenke tragen sie aneinandergereihte Knochen oder Steine, auch wohl Fellstreifen oder breite Schnüre europäischer Stickperlen. Ihre Waffe ist häufig eine Feuersteinflinte, sonst auch ein Speer, selten eine Keule. Außerdem hat jeder Mann an einer Schlinge am linken Oberarm ein großes, in einer Holz- oder Hautscheide steckendes Messer hängen; die Frauen haben an derselben Stelle eine Tabakspfeife. Die Adiya sind ein großer (im Durchschnitt 1,70 m hoher) stark und kräftig gebauter Volksstamm von tiefdunkelbrauner Farbe, aber mit, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, häßlichen Gesichtszügen. Ihr sanftmütiges und ruhiges Wesen bildet den wohlthuendsten Gegensatz zu dem Schreien und Lärmen bei den meisten andern Negern. (Soyaux, A. a. O., Bd. I, S. 92—93.)

Begeben wir uns nunmehr auf das Festland zurück, so wird im unteren Laufe des Niger die Ibo-, vom Benue aufwärts die Nupe- oder Nuffisprache geredet, von denen erstere wenigstens in lautlichen und grammatischen Eigentümlichkeiten den nahen Bantusprachen noch ziemlich ähnelt. Wie das Verhältnis des Ibo oder Igbo, das sich mit mehreren Dialekten weit nach Norden verbreitet, und des Nupe, die man für miteinander verwandt betrachtet, sich stellt,

dies bleibt noch näheren Untersuchungen zu entscheiden überlassen. Auch ob das Volk der Nupe, meint Gerhard Rohlfs, welcher bei seiner Durchquerung Afrikas dasselbe besucht hat, ursprünglich seinen Wohnsitz in dem Lande hatte oder dahin eingewandert sei, ist schwer zu bestimmen. Seine Sprache, das Ion-Nupe, deutet auf Verwandtschaft mit den Bewohnern von Yoruba hin und zeichnet sich durch einen merkwürdig reichen Wortschatz aus. So ist z. B. das Zahlensystem in ihr so ausgebildet wie kaum in der Sprache irgend eines anderen Volkes: 1 heißt nini, 5 gutzu, 6 gutzucin (5 + 1), 10 guo, 15 godji, 20 cschi, 30 bano, 40 schiba, 50 arata, 60 schita, 24 cschi be guni; jedes Hundert hat seine eigene Benennung und sogar für Million giebt es ein Wort: babapotzu. Ungeachtet ihres Reichtumes vermochte indes die Sprache nicht über die Grenzen Nupes hinauszudringen, ja im Lande selbst hat sich ihr die Haussasprache gleichberechtigt zur Seite gestellt.

Der Typus der eingebornen Nupe blieb noch ganz unvermischt. Sie sind echte Neger an Hautfarbe und Gesichtsbildung und zwar unstreitig einer der wohlgebildetsten Stämme Afrikas. Die Männer tättowieren sich im Gesicht und an vielen andern Stellen des Körpers durch eine Menge feiner Einschnitte, scheren den Kopf kahl und lassen auch vom Barthaar nur einen schmalen Streif um Kinn und Wange stehen. Am Oberarm tragen sie einen dicken Ring von blauem oder weißem Glase, meist aus eingeschmolzenen Glasscherben im Lande selbst geformt. Dagegen haben die Frauen, welchen die Haare aufgelöst um den Kopf hängen, zwar Korallenschmuck, Glasperlen und bunte Steine, aber weder Arm- noch Beinringe. Den Knaben wird, bis sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, das Kopfhaar nur teilweise abgeschoren, so daß entweder in der Mitte ein 5 cm breiter Streifen Haare stehen bleibt oder bewachsene Kreise, Halbkreise und andere Figuren über den Schädel verteilt sind. Niemand erscheint vor den Leuten ohne alle Kleidung. (Gerhard Rohlfs, Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeere nach dem Tschadsee und zum Golf von Guinea. Leipzig 1874. 8°. Bd. II, S. 248—249.)

Die Eingebornen des benachbarten Yoruba unterscheiden sich von den Nupe durch hellere Hautfarbe und regelmäßigere, mehr der kaukasischen sich nähernde Gesichtsbildung. Ihre Lippen sollen nicht so dick sein und ihre Nase ähnelt mehr der Adlernase, als bei den andern Negern. Die Männer sind wohlgebaut und sollen etwas Unabhängiges in ihrer Haltung haben.

Rohlfs nahm indes das gerade Gegenteil wahr, wonach der Yoruba mehr sklavische Unterwürfigkeit gegen seine Fürsten und Großen bezeigt, als die meisten Völker jenseits des Niger. Auch in Tracht und Bauart der Wohnungen lassen sich wesentliche Unterschiede zwischen den Yoruba und ihren Nachbarn bemerken. Die Kleidung der Männer besteht aus einem kurzen engen Hemd ohne Aermel und in anschließenden, nur bis an das Knie reichenden Hosen — eine zum Arbeiten wie zum Gehen durch verwachsenen Urwald sehr zweckmäßige Tracht. Die Häuser sind nicht runde, nur von einer Familie bewohnte Hütten, sondern bilden ein langgestrecktes Oblongum, in dem viele Familien, allerdings meist untereinander verwandt, wie in Kasernen unter Einem Dache beisammen wohnen. Sie umschließen in der Regel einen viereckigen Hof und auch in diesem stehen, wenn er groß genug ist, noch lange schmale Gebäude. An der Vorderseite des Hauses sind die aus Lehm errichteten Wände geschlossen, an der Rückseite laufen sie in eine offene Galerie aus. Zwischen den Wänden und dem Strohdach bleibt freier Raum für den Durchzug der Luft. (Rohlfs, A. a. O., S. 254—255.) Die Einwohner der größeren Städte von Yoruba betreiben verschiedene Gewerbe und Industrie mit großer Geschicklichkeit. Sie verfertigen schöne Lederwaren, Schüsseln und Teller mit Holzschnitzerei, Matten von ausgezeichnet zierlichem Flechtwerk, Stickereien, Thongefäße aller Art, halb gelbe, halb rotlederne Schuhe und in der Landwirtschaft brachten sie es zur Käsebereitung, deren Kenntnis bei den meisten Negerstämmen nicht anzutreffen ist. Im übrigen essen die Yoruba so ziemlich alles, was ihnen vorkommt, Frösche, Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse u. s. w. Ein großer Leckerbissen sind Heuschrecken, schwarze Ameisen und Raupen;

letztere werden gedämpft und mit Yamswurzeln gegessen, erstere in Butter gebraten. Alle Yoruba sind eifrige Götzendiener und besitzen eine Unmasse von Fetischen aus Holz und Thon, sowie von verschiedenster, sowohl männlicher wie weiblicher Gestalt.

Ganz verschieden sowohl vom Nupe als auch vom Ibo sollen die Sprachen einer Reihe von Stämmen sein, die im Nigerdelta und um dasselbe herum wohnen, so z. B. die Sprache von Bonny, die Sprache des Braßlandes, nordwestlich von Bonny, die Sprache von Kwa an der östlichen Begrenzung des Deltas, die Sprache von Andonny, südöstlich von Bonny, die von den Bonniern selbst als höchst unverständlich, schwer zu erlernen und schwer auszusprechen bezeichnet wird. Oestlich vom Flusse Altkalabar bis gegen Adamaua wohnen mehrere uns bloß dem Namen nach bekannte Stämme, wie die Mbafu, die Mitschi u. a. Die am Unterlaufe des Niger wohnenden Stämme sind Götzendiener und opfern Haustiere, auch — jedoch nur selten — Menschen. Bis Bida hinauf wiegt der Islam vor, welcher wenigstens das Gute bewirkt hat, daß er die hier in großartigem Stile verübten Menschenopfer aufhob.

Neger aus dem Nigerdelta (nach Dr. Fritsch).

Westwärts folgt die Ewesprache, die sich weiter von den Bantuidiomen entfernt, indem die Präfixe bereits ganz zusammengeschmolzen sind, dafür aber Suffixe auftreten. Mundarten des Ewe sprechen die Bewohner von Dahome, Angfue, Anglo und Machi, ferner weiter östlich, getrennt durch das Sprachgebiet der Ibo, die Efik am unteren Altkalabar.

Das wichtigste der hier genannten Völker ist zweifelsohne jenes der Dahome-Neger, deren eigentlicher Name Ffons ist und die in verschiedene Stämme mit Idiomen zerfallen, welche man für Dialekte derselben Sprache ansieht. Man führt namentlich die Whydah, Ardrah, Papaa mit den Ffons, die Atsche und Watsche an. Die Ffons sind nicht sehr groß, aber wohlgestaltet und sehr kräftig gebaut, jedoch mit unangenehmen Gesichtszügen. Diese Ffons bilden ein eigenes Königreich, das nicht unbedeutende Reich Dahome oder Dahomey an der Sklavenküste, zugleich den afrikanischen Militärstaat par excellence, der als Musterbild des Despotismus in den Negerländern überhaupt gelten kann. Der König ist hier unumschränkter Herrscher im vollsten Sinne des Wortes; er ist der eigentliche Besitzer des ganzen Landes und Volkes, das Leben eines jeden Unterthanen steht ihm auf einen Wink zur freien Verfügung, und jeden Augenblick steht es ihm frei, durch einen Urteilsspruch Leben, Vermögen und Familie jedes einzelnen zu konfiszieren. Ja, er soll sogar die Töchter seiner Unterthanen zur Ehe vergeben und den Kaufpreis derselben in den königlichen Schatz fließen lassen. Nächstdem fällt ihm auch ein großer Teil aus den Erbschaften seiner Unterthanen und Beamten zu, indem er als Oberherr und „Vater" des Landes auch der Universalerbe ist. Solche Einkünfte sind aber auch notwendig, um seine zahlreichen Söldner und Söldnerinnen, sowie das

Volk bei den glänzenden Festen, die er ihnen giebt, zufrieden zu stellen, denn ohne bedeutende Geschenke giebt es hier kein Ansehen. Trotz des krassen Despotismus verrät sich doch die patriarchalische Grundlage der Regierung in mehreren Punkten: so darin, daß der König in Uebereinstimmung mit den Sitten und Traditionen seines Stammes regieren und zwei höhere, sein Thun kontrollierende Beamte an seiner Seite dulden muß, nämlich den „Minghan", d. h. „obersten Henker" (Minister der innern Verwaltung und Justiz) und den „Mehu", d. h. „Aufseher des Handels" (Minister des Aeußern und des Handels). Sie sind auch die Erzieher und Vormünder des unmündigen Königssohnes und so lange, bis er zum Könige ausgerufen wird, seine Mitregenten. Der Thron vererbt sich nämlich auf den ältesten Sohn. Jede Provinz hat einen Vizekönig „Avoghan", welcher die nötige Anzahl Soldaten beizustellen hat. Da der König als der Inbegriff, gleichsam die Personifikation des heimischen Rechtes angesehen wird, so stirbt mit seinem Tode auch dieses, und eine Zeit der Anarchie tritt ein, die so lange dauert, bis der neue König installiert worden ist. Während dieser, auf eine bestimmte Länge festgesetzten Zeit, werden alle jene Vergehen, die sonst hart bestraft werden, ungeahndet gelassen.

Für Europäer ist Dahome noch immer so ziemlich verschlossen, doch haben Richard Burton und in neuerer Zeit, 1871, J. A. Skertchly (J. A. Skertchly, Dahomey as it is; being a Narrative of Eight Months Residence in that Country. London, Chapman and Hull, 1874, 8°.) das Innere des Landes besucht und uns mit ausreichenden Schilderungen versehen. Man wird in sogenannten Hammocks auf den Schultern kurznackiger Träger auf Wegen, die auch nicht gerade als das Musterbild der Landstraßen bezeichnet werden können, von einem Dorfe zum andern getragen, was aber das Schlimmste ist, den durchrüttelten und durchschüttelten Reisenden erwartet auf jeder Station statt der ihm so sehr nötigen Ruhe eine höchst anstrengende Begrüßungszeremonie. Die „Caboceros" oder Gouverneure bewirten nämlich jeden ankommenden oder abreisenden Gast mit Rum und Branntwein und tanzen mit ihm; ein Unterlassen dieser Zeremonie würde als ein strenger Verstoß gegen die Etikette von Dahomey angesehen und schwer gerügt werden. Auch der König kann sich dieser Sitte nicht entziehen. Wie weiland König David vor der Bundeslade, so tanzt er bei allen öffentlichen Gelegenheiten vor seinem Volke und erwies Skertchly mehrmals die Ehre, ihn dazu aufzufordern. Es trug sehr viel dazu bei, dem Engländer ein Ansehen zu geben, daß er diese Aufforderungen niemals ausschlug, sondern sich zur vollen Zufriedenheit Seiner ebenholzfarbigen Majestät mit dieser herumschwenkte, so oft sie dies zu befehlen geruhte. Besonders glänzend war der Empfang gewesen; nicht allein, daß der König ihn freundlichst willkommen hieß, auch ein Dichter verherrlichte seine Ankunft. Eine Schar tanzender Trommelschläger, mit zahlreichen Ringen an den Fingern und Glöckchen an den Zehen, rezitierte das „Festgedicht", die Deklamation mit rhythmischen Bewegungen begleitend. Der poetische Willkommgruß lautete in möglichst getreuer Uebertragung:

Der weiße Mann kommt von England.
Oh Kerselay!
(d. i. Skertchly)
Gar viele wunderbare Dinge hat er daselbst gesehen.
Oh Kerselay!
Nun kommt er, seinen Freund Gelelé zu besuchen.
Oh Kerselay!
Und willkommen heißt ihn des Königs Herz.
Oh Kerselay!
Gar viel schöne Dinge wird ihm der König zeigen.
Oh Kerselay!
Er ist willkommen! Das ganze Volk heißt ihn willkommen.
Oh Kerselay!
Der König schließt ihn eng an sein Herz.
Oh Kerselay!
Das ganze Volk muß sich vereinen, den Freund des Königs zu preisen.
Oh Kerselay!

Es ist indes gar keine Kleinigkeit, am Hofe des Königs von Dahomey zu leben und die jährlich wiederkehrenden Hoffestlichkeiten, die gleich Monate dauern, mitzumachen. Was ist eine Cour an einem europäischen Hofe, und waltete daselbst noch das strengste

Maismahlende Acranegerinnen.

spanische Zeremoniell, gegen die Aufgabe, 16 Stunden ununterbrochen unter einem aufgespannten Schirm zu sitzen, umtobt von dem ohrenzerreißenden Lärm hunderter tanzender Afrikaner und dem unaufhörlichen Abfeuern von Gewehrsalven? Eine Abwechselung in diese betäubende Unterhaltung brachte dann der Genuß von Rum und gelegentlich ein pas de deux mit dem König, am furchtbarsten ward aber die Situation, wenn die allgemeine Fröhlichkeit ihren Höhepunkt erreichte, beim Anblick der Schlachtopfer, die gefesselt in Körben von einer Estrade heruntergelassen wurden. Jetzt verwandelten sich die Tänzer in Henker. Im Nu waren die Unglücklichen umringt und ihre Köpfe von ihren Rümpfen getrennt. Die vornehmsten Würdenträger des Hofes machen sich eine Ehre daraus, die Exekution eigenhändig auszuführen, während der König die Lustbarkeit dadurch erhöht, daß er einen Extratanz ausführt und Wein oder Branntwein aus dem Schädel eines von ihm mit eigner Hand erschlagenen feindlichen Königs trinkt. Das Volk jauchzt ihm zu und fordert unter Verwünschungen gegen feindliche Nachbarn geführt zu werden. Beim Tode des Königs wird ein Teil der auf etwa 3000 bezifferten Frauen seines Harems ihm zu Ehren hingeschlachtet, wie denn überhaupt kein öffentliches Fest ohne Menschenopfer vorübergeht. Alljährlich besprengt der König die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut. Zu Ehren des großen Eroberers Guadscha-Trodo feiern die Dahome jeden Januar ein großes Fest, bei welchen 40—50 Gefangene, Verbrecher oder Sklaven enthauptet werden. Die Mauern des Königspalastes in der Hauptstadt Abomeh sind mit abgeschnittenen Menschenschädeln verziert, die Reste der sogenannten „großen Sitte", welcher ein uralter Gebrauch ist, aber weniger der Befriedigung grausamer Lust, als abergläubischer Furcht und der frommen Tradition dient. Ja, schon beginnt der europäische Einfluß einiges Nachdenken über diese bisher als förmlich naturnotwendig angesehenen Feste zu veranlassen, und es muß dem König Gelelé zum Ruhme nachgesagt werden, daß er die Zahl der Menschenopfer, die bei diesen Festen hingeschlachtet werden, bedeutend vermindert hat, auch begnadigt er manche noch auf der Stelle. Ebenso sind es zum großen Teile zum Tode verurteilte Missethäter, welche für diese Gelegenheit aufgespart und alsdann angesichts des ganzen Volkes hingerichtet werden. Wie unser englischer Gewährsmann behauptet, möchten der König, wie der Prinz, die Sitte dieser öffentlichen Hinrichtungen gern abschaffen, bei dem wilden, blutdürstigen Volke würde aber jeder Versuch dazu wahrscheinlich nur die Folge haben, daß ein König, der den Gebrauch aufheben wollte, von seinen eignen Unterthanen geopfert würde.

Einen eigentümlichen Gegensatz zu der hier geschilderten Roheit des Volkes von Dahome bildet die hohe Achtung, deren die Frauen bei demselben genießen. Jedes Staatsamt ist ebensogut Frauen wie Männern zugänglich und die Leibgarde des Königs besteht bekanntlich aus Frauen. Die früheren Herrscher von Dahome hatten eine 3000 bis 8000 Köpfe starke Leibwache von Amazonen oder weiblichen Kriegern; jetzt beträgt sie nur mehr etwa 1500 Köpfe, bildet aber immer noch den Kern des mit Kanonen und Schießwaffen versehenen, 8—10,000 Mann starken Heeres. Wir entnehmen Richard Burton die nachstehende Schilderung dieser seltsamen Amazonengarde. Die Armee von Dahome, sowohl die männliche als weibliche, ist in zwei Flügel eingeteilt, den rechten und den linken. Der rechte oder ältere Flügel wird ex officio von dem „Minghan" kommandiert, dem ersten der zwei großen Heerführer im Felde. Er ist auch zugleich der Premier des Reiches unter den Männern; aber der weibliche „Minghan", der sich in dem Palaste des Königs befindet, hat den Vorrang vor ihm. Unter dem Minghan steht der „Gan", oder der Führer des zweiten Bataillons des rechten Flügels, der zugleich militärischer Chefkommandant ist. Ebenso befindet sich unter den Amazonen ein diesem entsprechender weiblicher Offizier. Der Chefkapitän des linken Flügels ist für die Männer der „Meu", für die Frauen die „Akpadume", und der Stellvertreter der letztern heißt „Fosupo", während unter den Männern im Range nach dem „Meu" der „Posu" folgt. Die meisten vom „schönen Geschlecht" in Dahome haben eine rußigschwarze Haut und die wenigen braunen Schönheiten die bekannten Gesichtszüge der Negerrasse; aber alle sind in gleicher Weise ihrem Herrn und Meister ergeben, alle Männer sind Sklaven und nahezu alle Frauen Weiber des Königs.

Zwischen den Paradeplätzen der Männer und der Frauen befindet sich eine Barriere, die aus einer einfachen Reihe von in die Erde gesteckten Bambusstäben besteht, und welche zu passieren nicht erlaubt ist. Der „Dakro" (eine Frau) bringt die Botschaften von dem König an den Meu, welcher die Nachricht an den Minghan überliefert, von wo sie dann ihren Weg zu den übrigen findet. Der weibliche Dakro hält einen Stock in der rechten Hand und ist er an die Bamburohrbarriere gekommen, so steckt er den Stock in die Erde,

kniet an der Barriere nieder, stemmt die Ellbogen in die Hüfte oder stützt sich auch manchmal mit einer Hand auf die Erde (je nachdem es das Reglement erfordert) und flüstert die Botschaft. Dabei ist auch noch Gesetz, daß der Dakro vor dem Meu auf allen vieren kriechen muß; tritt die Dame hingegen zu niedriger gestellten Männern, so hat sie wieder die Genugthuung, daß sich diese vor ihr sofort in Vierfüßler verwandeln. Devotion und Rangordnung ließe sich dieser Einrichtung nicht abstreiten und ihre Durchführung macht auch keine Kosten, da man in Dahome keine Glacéhandschuhe trägt. Empfängt ein Offizier eine Botschaft Sr. Majestät, so geschieht es auch immer auf allen vieren. Hat der Dakro eine Antwort erhalten, die er der ebenholzfarbenen Majestät bringt, so geht er selbstverständlich, sobald er die Allerhöchste Schwarze erblickt, sofort wieder auf den Händen und Knieen. Diese Stellung hat für Se. Majestät ihr Bequemes, da sie natürlich alle Unterthanen in der durchlauchtigsten Nähe einhalten müssen, denn erstens hat dabei der König keine Ursache, seine Unterthanen für viel mehr als langsame Hunde zu halten, und zweitens ist das gerade die richtige Position zum Kopfabsäbeln, falls seine Majestät hierzu Neigung fühlen. Uebrigens haben diese Etikette-Angelegenheiten in dem Sinne der Bevölkerung ihre ursprüngliche Bedeutung tiefer Unterwürfigkeit längst verloren und sind mehr ein konventionelles Getändel, an dem das Volk seine Freude hat.

Doch kehren wir zu Allerhöchstihrer Schwarzheit und ihrer Armee zurück. Die „Akutu" ist die Kapitänin von des Königs Leibgarden. Diese Würdenträgerin hat eine Art blauer Haube, wie ein französischer cordon bleu mit nelkenfarbenem und weißem Aufputz; auf der Spitze dieser Haube prangen zwei Krokodile von blauem Tuch und darüber giebt es noch ein Paar silberner Hörner. Der erste weibliche Offizier unter dem Akutu ist der „Humbazi", dem ein silberner Hammer, den er vorn an der Stirne trägt, fast das Aussehen eines Einhorns giebt. Schlecht scheinen übrigens die Kriegerinnen nicht zu leben, und die Menage muß etwas reichlicher sein als im allgemeinen bei den europäischen Heeren, denn Burton bemerkt, daß fast alle, wenn ihre Backfischjahre vorüber sind, fett werden, sogar sehr fett, manche wahre Ungeheuer von Fettleibigkeit. Jedem Korps ist eine Musikbande beigegeben, doch bestehen ihre Instrumente nur aus einem „Chingufu" (dem afrikanischen Cymbal), zwei kleinen Tamtam, die unter dem Arm gehalten werden, und aus vier Pauken von verschiedener Größe, die mit der Hand oder einem Stocke geschlagen werden. Das Galakleid der Gardistinnen ist dezent und nicht unschön. Ein schmales Band von blauer oder weißer Baumwolle bindet das Haar, und der Busen ist von einer ärmellosen Weste von verschiedener Farbe umschlossen und mit einer Reihe von Knöpfen versehen. Das Oberkleid von den Hüften an ist von blauem, rotem oder gelbem Stoff, reicht bis zu den Knöcheln und ist um die Taille durch einen gewöhnlich weißen Gürtel mit langen Enden festgehalten. Diese Toilette wird noch kompakter durch einen äußern Gürtel für die Patrontasche und durch eine Kuppel von schwarzem Leder, die nach europäischer Form, aber in Dahome gemacht und mit Muscheln geschmückt ist. Die Kugeltasche hängt an einem schmalen Streif von der rechten Schulter herab an der linken Hüfte und wird da unter dem Gürtel festgehalten. Alle Gardistinnen tragen lange Messer. Ihre Gewehre sind mit langen Quasten und verschiedenem andern Putz geschmückt und teilweise zum Schutz gegen Nässe mit Affenhäuten überzogen. Diejenigen Gardistinnen, welche auch Bajonette haben, tragen eine blaue Tunika und einen weißen Lappen auf ihrer Schulter, weiße Haarbänder und Gürtel mit dem Schwerte. Die nur mit Büchsen ausgerüsteten Weiber tragen rote Wollenkappen. Alle diese Frauen gelten bloß für Weiber des Königs, in Wahrheit leben sie im Cölibat.

Die Ffons vereinigen übrigens in sich sehr widersprechende Eigenschaften. Dem oben erwähnten blutigen Despotismus steht allerdings ein greulicher Tierdienst zur Seite. Sie verehren vornehmlich Schlangen und Panther. Die wichtigsten Tempel sind der Schlange geweiht. In den Tempeln und bei den Prozessionen spielen junge Priesterinnen die Hauptrolle, welche prächtig geschmückt, fast täglich vor den Fetischen tanzen. Jeder beliebige Gegenstand kann übrigens durch Einweihung des Priesters, welcher magische Worte hermurmelt, in einen Fetisch verwandelt werden. Doch gewinnt jetzt das Christentum Ausdehnung bei ihnen und die katholische Kirche hat hier ein apostolisches Vikariat. Auch sind die Ffons bis zu einem gewissen Grade zivilisiert, großmütig, gastfrei, würdevoll in ihrem Benehmen, von heiterem Gemüte, aber diebisch. Sie klettern wie die Affen an hohen Oelpalmen hinauf, trinken Palmwein sehr mäßig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht. Musik auf Tamtam mit Schellen, auch Rohrpfeifen ist ihnen nicht unbekannt, dem Tanz wird leidenschaftlich gefröhnt. Die Ffons sind eines der betriebsamsten Völker Afrikas; sie bauen palastähnliche Häuser und sind geschickt im Weben der

Baumwolle, sowie im Flechten von Matten, Färben und Edelsteinschleifen. Die Bevölkerung Dahomes ist dünn und nimmt ab, so daß die Vermutung nahe liegt, dieses Volk, welches seit 250 Jahren die Herrschaft über die benachbarten Stämme behauptet hat, werde, wenn nicht ganz verschwinden, so doch bald unter die Botmäßigkeit eines kräftigeren Stammes geraten. Der Handel des Landes und Whydah, sein Seehafen, haben seit dem Aufhören des Sklavenhandels bedeutend gelitten.

In Whydah wird die Wegbe- oder Crepesprache geredet und an diese schließt sich das hauptsächlich in Akkra und Umgebung gesprochene Gâ an. Der Fetischdienst steht hier in vollster Blüte und bei den Fetischprozessionen spielt die Fetischtrommel eine Hauptrolle. Dieses sonderbare musikalische Instrument besteht aus einem geringelten Stock, auf welchem eine kleine, hohle, durchlöcherte Kugel (Kürbisschale) schnell hin- und hergestrichen wird. Die Tracht der Neger, welche in buntem Gewimmel durch die engen Straßen sich drängen, besteht bei den Männern in einem großen Stück Baumwollzeug, welches nach Art einer Toga über die linke Schulter geschlagen wird: die „Mamma", wie es in der dortigen Sprache genannt wird. Bei anstrengender Arbeit, wie bei dem Rudern der Kanoen, wird dieses Kleidungsstück indessen nicht getragen, so daß man immer viele, bis auf einen ganz schmalen Schurz um die Hüften, völlig unbekleidet umherspazieren sieht. In der Farbe dieser Bekleidung herrscht die größte Mannigfaltigkeit, so daß eine belebte Straße einen überaus bunten Anblick darbietet. Die Weiber tragen dagegen eine oberhalb der Hüften befestigte, fast bis zu den Knien reichende Bekleidung aus einem zusammengelegten Streifen Zeug bestehend. Das Haar ist bei ihnen in einen gerade aufwärts stehenden, zusammengedrehten, dicken Zopf aufgebunden, der meistenteils mit einem Stück Zeug bedeckt ist und nicht eben zur Verschönerung ihrer Erscheinung beiträgt. Ebensowenig eine zweite Eigentümlichkeit, welche an die kürzlich bei uns in Mode gewesenen, hinten aufgebauschten Kleider der Damen, freilich in etwas übertriebenem Maße, erinnert; sie binden nämlich hinten unter ihrer Kleidung eine Art Kissen auf, welches gleichzeitig zum Sitzkissen für den kleinen Sprößling dient, mit dem fast eine jede Frau, der man begegnet, gesegnet ist. Ein solches auf dem Rücken der Mutter hockendes, nur mit dem Kopfe aus dem Tuche, in welches es eingeschlagen ist, hervorsehendes Kind bietet einen höchst possierlichen Anblick dar. (Reinhold Buchholz, Reisen in Westafrika, S. 49.)

Trotzdem die Goldküste seit lange unter britischem Protektorate steht, seit 1874 den englischen Kolonien eingereiht wurde, britische Gesetze dort gehandhabt werden und der direkte Verkehr zwischen ihr und Europa ein sehr lebhafter geworden, trotz alledem hat diese kommerzielle und politische Verbindung mit Europa, abgesehen von der Thätigkeit der Basler evangelischen Missionsgesellschaft, wenig oder gar keinen sittlichenden Einfluß auf die Eingebornen und die sozialen Verhältnisse ausgeübt. Nur die flachen Manieren ohne Verständnis für die tiefere Bedeutung derselben, die leichten gesellschaftlichen Formen und Gebräuche werden von dem wohlhabenden wie vom bettelstolzen Mulatten der Küste dem gesellschaftlichen Leben Londons entlehnt. So behauptet auch hier inmitten der Barbarei und sittlichen Verkommenheit der Frack und Cylinder sein unbestrittenes Recht. Klubs mit hochtrabenden Titeln (z. B. His Royal Highness Prince Arthur Club) werden nachgebildet, politische Meetings trotz ihrer Zweck- und Wertlosigkeit gehalten, Konzerte und offiziöse Diners zu Ehren von neu eingeführten Beamten gegeben. Kaum ist noch ein Neger oder Mulatte mit dem Titel „Mister" (Herr) zufrieden, — er will „Esquire", wie in England Gutsbesitzer und Handelsherrn, tituliert werden, gleichviel ob er einen zerrissenen oder gar keinen Schuh am Knöchel hat. Die Bezeich-

nung „Blackman", Schwarzer, gilt ihm als Entehrung und der Ausdruck „Nigger" als eine Beschimpfung, deren sich häufig ein Neger gegen den andern bedient, wenn sich vielleicht auch der Niggergeschimpfte einer helleren Haut erfreut als der Schmähende. Vielmehr will jedermann, und sei er auch weit entfernt, auf der Staffel eines beachtenswerten Gliedes der Gesellschaft angelangt zu sein und noch mehr davon, Anspruch auf einen gesitteten Menschen machen zu können, Gentleman, edler Herr, benamst sein. Der lächerlichste Aufzug im Genre eines Harlekins dient als Ausstaffierung einer ebenso wunderlich aufgestutzten Meinung von sich selbst, und während heute eingeborne Damen, der drückenden Schuhe ungewohnt, watschelnd und pustend in der abgegangenen Mode Londoner Kleiderpracht aufmarschieren, das wollige Haar hochtoupiert und mit einem kühnen Gebäude von federwallendem Hut gekrönt, alles um sich her mit duftenden Essenzen verpestend, kann man dieselben afrikanischen Träger europäischer Modekultur morgen in einer schmutzigen Behausung und in einem wenig mehr als Evakostüm antreffen. Vor einem Rumfaß hockend, oder Tabak, Zündhölzer und Glasperlen feilbietend, hätscheln sie ihre gelben oder schwarzen Sprößlinge, zanken sich mit Konkurrenten und Käufern, ordnen auf offener Straße mit großzinkigen rechenartigen Holzkämmen ihr krauses Haar und widerlegen das Gestern mit dem Heute aufs frappanteste. (Ausland 1881, S. 903.)

Linguistisch verwandt sind den vorigen die übrigen Neger an der Goldküste, welche das Odschi (oder Utschi) reden, obgleich diese Sprache vom Ga recht verschieden ist. Immerhin stehen alle Stämme vom Niger bis westlich an den Assinie, wie ihre Sprachen darthun, zu einander in einem innigen Verwandtschaftsverhältnisse. Die Gruppe des Odschi umfaßt die Aschanti, die Fanti, Akim, Akwapim und Akwamba, unter welchen die beiden erstgenannten die bedeutendsten sind. Die Aschanti gehören zu den wohlgebildetsten Negern und sind von tiefschwarzer Hautfarbe. Das Gesicht ist oval, hübsch, die Augen sind glänzend mit hohen dicken Brauen, die Ohren klein, die Nase nicht sehr breit, der Mund mäßig mit frischroten, mäßig dicken Lippen; die Frauen sind oft sehr schön, mit fast griechischem Gesichtsschnitt. Die Aschanti sollen sehr schnell auffassen und ein gutes Gedächtnis haben. Die im Inneren sind bloß Landbauer, jene an der Küste zugleich Fischer. Bekannt sind die Aschanti als geschickte Teppichweber, auch machen sie dauerhaften, schön gemusterten Kattun, fertigen feine Thongeschirre, die sie mit dauerhaftem Firnis überziehen, Thonpfeifenköpfe in Pflanzen- und Tierform (Vhdl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1873, S. 100, und 1874, S. 264), bereiten Leder, schmelzen Eisen aus, das sie zu Schwertern, Ackergeräte, selbst zu Schießwaffen umgestalten, und sind auch gute Goldarbeiter. Der Reichtum hat dort einen bei Negern wohl seltenen Luxus geschaffen. Sie besitzen goldene Prunkgefäße, und die Vornehmen sitzen auf Diwanen und kostbaren Teppichen an Tischen, die mit den feinsten Leinenzeugen bedeckt sind. Die Häuser sind aus Lehm erbaut und mit Gras bedeckt; Mauern und Türme bestreichen sie mit einer Art Kalk und verzieren sie oft mit Zeichnungen. Die Dächer treten über und bilden längs der Straßen Lauben. Die Aschanti essen nie mit Fremden und auf der Straße. Weiß ist ihnen die heilige Farbe. Zur Trauer lassen sie das Haar wachsen.

Die Aschanti bildeten vor 200 Jahren einen kleinen Stamm, der dem damals mächtigen, jetzt aber zum englischen Protektorate gehörigen Staate Denkera Vasallendienste leistete. Infolge ihrer schlechten Behandlung empörten sich die Aschanti, gewannen ihre Unabhängigkeit, gründeten Kumassi und eroberten die benachbarten Königreiche Begua, Kokofo, Mampon, Adansi und Zuabin. Diese Staaten blieben indessen unter ihren eignen Fürsten, die den Aschanti nur Tribut zahlten, ihrem Könige Soldaten stellten, wenn er in den Krieg zog, zu gewissen Festlichkeiten nach der aschantischen Haupt-

stadt giengen und bisweilen auch zur Abhaltung eines Rates dorthin berufen wurden. Das Reich Aschanti bestand demnach aus mehreren kleinen Königreichen, die nur durch Furcht zusammengehalten wurden und stets bereit waren, bei einer guten Gelegenheit von den Aschanti abzufallen. Die Periode der Zerstückelung ist seither eingetreten; viele Stämme haben sich unter englischen Schutz gestellt. Darunter die Fanti, welche, obgleich die Idiome beider Völker nur dialektisch verschieden sind, doch mit ihnen in Erbfehde leben. Der Sage nach trennten sich einst, als sie auf einem Kriegszuge Hunger litten, Aschanti und Fanti, und der eine Stamm wurde durch den Genuß des Krautes Fan erhalten, daher Fanti, d. i. Fanesser, der andre durch den Genuß des Krautes Schan, daher Schanti. Das A vor Schanti wird in der Aussprache kaum gehört.

An der Spitze des monarchisch-aristokratischen Aschantireiches steht ein König mit einem vollständigen Hofstaate, ähnlich wie in Dahome. Der König besitzt ungeheuren Reichtum, welchen er von Tag zu Tag vermehrt, teils durch Erhebung von Tribut bei den unterjochten Völkern, teils durch Einziehung des Vermögens seiner Unterthanen. Die Gewalt des Königs ist übrigens keine so unbeschränkte, als man es gewöhnlich annimmt; nominell absolut, ist er dennoch in allen gewichtigen Angelegenheiten genötigt, sich dem Willen seines Rates zu fügen. Dieser Rat, „Aschanti Katoko" genannt, ist zusammengesetzt: aus dem Könige, der Königin, den drei höchsten Würdenträgern des Königreiches und einigen Edlen von Kumassi. Er behandelt alle gewöhnlichen Geschäfte und untersucht alle Anklagen. Der König kann die Todesstrafe aussprechen, ist aber in manchen Fällen genötigt, dem Ausspruch des Rates sich zu fügen. In allen wichtigen Angelegenheiten treten sämtliche Würdenträger zusammen, aber sie stimmen stets in Uebereinstimmung mit dem Rate, denn wer würde es wagen, dem Katoko zu widersprechen? Auch wird er bei der Thronbesteigung von seinem Staatsrat gewarnt, daß er entthront werden würde bei etwaiger Nichtbefolgung gewisser Fundamentalgesetze. Die Erbfolge geht auf die Brüder des Königs über. Anderseits kann er den einzelnen tyrannisieren. Er spricht Recht in Person und wird nur von Gerichtsassessoren oder, wie sie im Lande heißen, von Sprachkundigen unterstützt. Diese hören und untersuchen die Aussagen von Parteien und Zeugen und der König fällt nach einiger Beratung das endgültige Urteil. Alle Freitage wird öffentliches Gericht gehalten. Reicht die Zeugenschaft nicht aus, so muß der Ankläger einen Eid ablegen auf die Wahrheit seiner Aussage. Beharrt der Angeklagte dennoch auf seiner Unschuld, so muß er ein Stück Holz schlucken und darauf einen großen Krug Wasser leeren. Wird er infolgedessen krank, so ist seine Unschuld erwiesen und der Ankläger wird zu Tode gebracht, befindet er sich jedoch wohl darauf, so verfällt er harter Strafe. Das Gesetz der Aschanti ist fürchterlich strenge. Sehr viele und oft leichte Vergehen werden mit dem Tode bestraft. So z. B. darf niemand in Kumassi pfeifen, noch auf der Straße ein Ei fallen und zerbrechen lassen oder einen Tropfen Palmöl vergießen. Mörder werden unter den grausamsten Martern um das Leben gebracht. Merkwürdig ist dabei der Brauch, daß wenn der Verurteilte ein gewisses Wort oder eine Phrase ausruft, er nicht getötet werden kann; es verleiht ihm das Recht des Schutzes. Um dies zu verhindern, überfallen die Henker ihre Opfer von hinten und beginnen ihr Werk, indem sie ihm einen Dolch durch beide Wangen stoßen, wodurch der Delinquent wirksam geknebelt ist. Der Missionär Ramseyer hatte Gelegenheit, eine solche Exekution zu beobachten, und er beschreibt sie mit ziemlicher Genauigkeit. „Am 5. Juni wurde ein Mörder, dem ein Messer durch die Wangen und zwei Gabeln in den Rücken gestoßen waren, an einem Stricke bei unsrer Wohnung vorbeigezogen. Um Mittag begann der fürchterliche Strafakt und setzte sich mit steter Steigerung bis 8 Uhr abends fort, wo der arme Teufel ganz zerhackt, mit abgeschnittenen Armen, ehe er auf den Richtplatz geführt wurde, vor dem Könige noch einen Tanz aufführen mußte. Wollte er nicht tanzen, so wurden ihm brennende Fackeln an die Wunden gehalten. Dieser fürchterlichsten der Martern zu entgehen, machte er die größten Anstrengungen, sich noch zu bewegen, bis die Trommel gerührt und ihm der Kopf abgeschlagen wurde. Und trotz dieser greulichen Strafen sind die Morde sehr häufig." Außer für Mord kommt diese barbarische Hinrichtungsart noch bei jenen in Anwendung, die sich eine Intrige mit einer der königlichen Frauen zu schulden kommen ließen. Die Königinmutter bekleidet einen höheren Rang als alle Frauen des Königs. Sie ist die einzige Frau, welche sich in die Staatsgeschäfte mischen und frei und unverschleiert umhergehen darf. Zu dem Reichtume des Königs und seiner Herrlichkeit gehören auch seine vielen Frauen, mehr denn tausend. Nie, außer an den jährlichen Festen, dürfen sie bei Tage in den Straßen der Hauptstadt Kumassi sich zeigen. Bei Nacht gehen sie aber aus,

Eunuchen schreiten teils voran, teils folgen sie mit Peitschen, Prügeln und Ketten. Außer ihren Begleitern und dem König dürfen diese Weiber niemand sehen. Wenn sie ihren Gang durch die Stadt machen, herrscht förmliche Totenstille in derselben, die Kinder verschließt man in die Häuser und jedermann legt seine Hände auf die Hüften. Auch sonst ist Polygamie sehr beliebt und das Weib gemeiniglich ein niedriger Dienstbote. Sogar von den königlichen Frauen sind nur einige Bevorzugte, welche in prunkhaften Gemächern nach orientalischem Stile leben, die übrigen aber bloße Sklavinnen, die in den königlichen Plantagen arbeiten und den Hof mit Kassave und Feigen versehen. Doch werden nur die Frauen des Königs sorgfältig bewacht, alle andern können ungehindert umhergehen. Sklaverei herrscht in ausgedehnter Weise, dem Könige gegenüber ist aber auch der Höchste ein Sklave. Schon der Name des Königs ist ein Schreckenswort für seine Unterthanen, deren Leben er nach Lust und Gutdünken vergeudet. Die königliche Autorität stützt sich auf ein sorgsam organisiertes Spioniersystem, das mit der unerbittlichsten Strenge durchgeführt wird. Der König hat ungefähr tausend Garden, welche den Namen „Kra" oder „Okra", d. h. Königsseele, führen und ein eigentümliches goldenes Ordenszeichen als Insignie ihrer Würde tragen. Stirbt er, so werden sie getötet, um ihm auf der Reise nach dem Schattenlande als Eskorte zu dienen; es ist daher sehr natürlich, daß sie sein Leben sorgsam überwachen. Zu dieser Zeit wird auch eine blutige Saturnalie gefeiert. Hunderte von Menschen werden geopfert und die jungen Männer der königlichen Familie rennen durch die Stadt und erschießen, wen sie wollen, selbst die höchsten Persönlichkeiten des Landes. Stirbt ein Kra während seines Lebens, so fällt alles, was er an Geld und Schmuckgegenständen besitzt, an den Monarchen. Die Mehrzahl freier Leute zu Kumassi nimmt irgend ein Amt ein und der König zieht bei ihrem Tode ihre Besitztümer ein.

Einmal des Jahres zieht der König feierlich zur Jagd; doch geschieht dies nur der Form wegen und gewöhnlich ist die Jagd resultatlos. Der König geht niemals barfuß, sondern trägt stets reich mit Juwelen besetzte Sandalen und wird auf Reisen in einer Hängematte getragen; unter dem Volke ist er stets kenntlich durch die Pracht und den Glanz seiner Tracht. Er und die Häuptlinge tragen in Kriegszeiten weite türkische Beinkleider aus verschiedenfarbigen Stoffen, die Gemeinen aber nur eine Tunika und keine Hosen. An Galatagen erscheinen die Häuptlinge an den Armen so schwer mit Goldklumpen beladen, daß sie genötigt sind, dieselben an den Hälsen der Sklaven zu stützen. Die Aschantiarmee ist die ganze Nation. Ist die Marschordre gegeben, so schließen sich alle tauglichen Männer ihren Kompanien an und verlassen die Stadt, die Frauen aber versammeln sich auf den Straßen, um etwaige Nachzügler unbarmherzig durchzuprügeln. In der Schlacht nehmen die Generale in der Nachhut Stellung und hauen alle Retirierenden nieder. Geht die Schlacht verloren, so töten sie sich selbst. Die Aschanti sind Heiden; ihre höchste Gottheit wohnt zwar im Himmel, aber sie haben auch böse Geister, wie Schlangen, Krokodile, Panther u. dgl., denen sie opfern; auch glauben sie an ein Leben nach dem Tode; ihr Hades ist unterirdisch. Dort nimmt das Leben seinen Fortgang und wird ewig. Der König nimmt seine Königswürde wieder auf und der Sklave bleibt Sklave. Der Tod ist daher für sie bloß eine Auswanderung und sie sterben mit Gleichmut. Im Kriege, welcher als die hauptsächlichste und ehrenvollste Beschäftigung gilt, sind sie tapfer. Unter der Küstenbevölkerung giebt es mit Bezug auf die von den Aschanti verübten Grausamkeiten das Sprichwort: „Die Aschantisuppe ist zu sehr gesalzen." Das Christentum hat noch wenig Eingang bei den Aschanti gefunden, die Missionäre werden bei ihnen sogar hart verfolgt. Besser steht es damit bei den übrigen Stämmen der Goldküste, wo hauptsächlich die Basler Missionsgesellschaft thätig ist.

Allzu großartig dürfen wir uns indes die Fortschritte der Missionäre nicht vorstellen, und die weitaus größte Menge der Neger huldigt noch ihrer heidnischen Denkweise. Die Neger stehen in fortwährendem Verkehr mit Wesen einer andern Welt. Der Fanti z. B. unterläßt nie, wenn er eine mit Palmwein gefüllte Kürbisflasche aufnimmt, ein wenig auf den Boden zu gießen und seinen Schutzgott zum Trinken aufzufordern. Unglaube ist unter den Wilden unbekannt; es mag wohl ein Mann seine Götter vernachlässigen, ihnen Opfer verweigern, selbst ihrer Macht trotzen, aber er bezweifelt nie ihre Existenz, und wenn er von einer Krankheit oder einem Unglück heimgesucht wird, schreibt er dies sofort den beleidigten Göttern zu, macht ihnen Geschenke und fleht um Vergebung. Er schreibt ihnen ein menschliches Temperament zu; er betrachtet sie genau so wie tyrannische Häuptlinge oder Könige. Er sagt, daß einige von ihnen gut seien, aber nicht allgütig, denn sie können beleidigt werden; und einige schlecht, aber nicht durchaus schlecht,

denn sie können beschwichtigt werden. Die Neger verehren zwar nicht ganz so wie in den Ebenen von Babylon das Prinzip des Bösen, aber doch insofern, daß sie mehr Gebete und Opfer den bösen als den guten Göttern darbringen, ganz so wie sie einem Tyrannen mehr Tribut als einem wohlwollenden Könige zahlen. Loyalität kennt der Neger nicht; er zahlt Steuer einfach aus Furcht, und so ist er auch mit seiner Religion. Die Kardinaltugend der Wilden ist Familienanhänglichkeit, und diese erstreckt sich über die Grenzen des Lebens und der sichtbaren Welt hinaus. Die Mitglieder derselben Familie oder selbst desselben Stammes sind durch eine merkwürdige Treue geeinigt. Gegen andre mögen sie verräterisch, unehrenhaft, barbarisch sein, untereinander aber sind sie liebevoll und treu. Der Tote wird oft in dem Hause begraben, in welchem er bei Lebzeiten zu wohnen pflegte. Seine Verwandten denken ihn nicht als einen von Würmern angefressenen Körper, sondern als eine ätherische Seele, die um sie herumflattert und ihnen Gesellschaft leistet. Oft setzt man für ihn etwas zu essen oder eine Bowle Palmwein beiseite; denn die Neger glauben auch an eine Speise der Seele, die der Geist genießen kann, während die Materie der Nahrung wie der Körper des Menschen der Verwesung anheimfallen. Sagt man einem Neger, die Seelen der Toten seien in weiter Ferne, dann lächelt er mit überlegener Weisheit und erzählt von Geistern, die er nachts gesehen, und von Tönen, die sein Ohr vernommen. Ueberdies, weiß er denn nicht, daß die Geliebten um ihn sind? Fühlt er denn nicht, daß sie da sind? Er kennt keine Einsamkeit; wenn er keinen menschlichen Gefährten hat, sind die Geister der Toten an seiner Seite und ihnen singt er von seinem Kummer, von seiner Freude.

Weniger bekannt sind vielleicht nachstehende Sitten und Gebräuche westafrikanischer Völkerschaften, besonders der Fanti. Für die ganze männliche wie weibliche Bevölkerung giebt es nur die sieben männlichen und weiblichen Namen der Woche, so daß alle am Sonntag gebornen Mädchen Accusuah heißen, alle Knaben Quassie oder Quashie; alle am Montag gebornen Kinder heißen, je nach Geschlecht, Adjuah (weiblich) oder Cudjoe (männlich); Dienstag Ableinabah und Quabina respektive u. s. w. Da diese Auswahl natürlich nur sehr beschränkt ist, nimmt man zu Spottnamen seine Zuflucht, und ein am Montag geborner Mann, der fett ist, heißt nicht mehr einfach Cudjoe, sondern Cudjoe Kutumfu u. s. w. Zum Glück ist die menschliche Bosheit über Spottnamen wohl nie in Verlegenheit und so kommen auch die Fanti mit ihren sieben, resp. vierzehn Namen, ganz gut aus. Eine originelle Sitte oder Unsitte auf der Goldküste ist das Menschenverpfänden. Väter und Mütter verpfänden ihre Söhne und Töchter, Männer ihre Frauen und Frauen ihre Männer mit derselben Gemütsruhe, mit welcher ein deutscher Student seine Uhr verpfändet. Das Schlimmste ist, daß das weibliche Pfandstück ganz und gar der Willkür und den Lüsten des Pfandinhabers ausgesetzt ist. Stirbt ein verpfändeter Mensch, dann wird der Leichnam hoch in der Luft an die Zweige eines Baumes, den die Tiere nicht erklettern können, befestigt. Da die dortigen Stämme, wie wir soeben vernommen, an eine Unsterblichkeit der Seele glauben und auch der Ueberzeugung sind, daß der Tote seine Wanderung zu den ewigen Regionen nicht eher antreten kann, als bis die Ueberreste beerdigt sind, thun die Verwandten alles mögliche für die Befreiung des verpfändeten Leichnams. Der Fanti erfreut sich des Besitzes zweier Teufel, von denen „Abonsam" im Himmel die Seelen der Ruhelosen beherrscht, „Sasabonsam", ein großes, menschenähnliches, rotfarbiges, langhaariges, den Zauberern und Hexen gewogenes Ungeheuer, die Erde beherrscht. Herr Sasabonsam residiert in den tiefsten Schluchten des düstern Waldes und zwar in der Nähe eines riesengroßen Seidenbaumes. Die Sitte, den Tod eines Menschen durch überaus verschwenderische Gelage u. s. w. zu feiern, herrscht auch dort und hat die bekannten und oft gerügten Folgen. Unverhältnismäßig groß ist die Sterblichkeit unter den Kindern an der Goldküste. Schuld daran ist nicht nur der Umstand, daß die Kinder nackt dem dort häufigen und plötzlichen Wechsel der Temperatur ausgesetzt sind, sondern auch der, daß die Mütter so schnell ihre Milch verlieren und ihre Kinder mit einem schauderhaften, Entzündung der Eingeweide und dadurch Tod herbeiführenden Gährstoff, genannt „Lanki", ernähren.

Nachbarn der Fanti sind die Akwapim. Auch sie verehren Fetische, denen sie an gewissen Opferstellen, unter Bäumen, Bananen, Yamsstücke, Mais und Kauri hinlegen, und feiern ihnen zu Ehren Zauberfeste. Einem solchen behufs Einweihung von Fetischbildern wohnte Buchholz bei. Die versilberten Götzenbilder, sehr rohe Figuren, ein Vogel, eine Schildkröte (?), eine Maisähre und eine Figur, welche verschiedene Geräte in der Hand hielt, waren an dem einen Ende des Platzes ordentlich auf einem dekorierten Pfeiler aufgestellt; am andern Ende befand sich der Fetischpriester, welcher verschiedene

„Faxen" inaugurierte. Zu dem Trommeln und Klingeln mit verschiedenen Musikapparaten (auch Trommeln von Messingblech) ließen die Umstehenden rhythmisches Händeklatschen ertönen. Dabei war alles in höchster Gala. Ein Neger, ein Priester vielleicht, trug sogar eine rotseidene Mamma. Auch das Neumondsfest, „Abaito" genannt, wird wie gewöhnlich mit großem, durch Trommeln, Glocken, Singen und Händeklatschen hervorgerufenen Lärm gefeiert, zeichnet sich aber dadurch aus, daß die Teilnehmer sich mit einer weißen Farbe Striche ins Gesicht machen. Der Festführer, um den sich alles schart und der, einen eigentümlichen Wedel schwingend, sich wie ein Besessener gebärdet, hat ein völlig weiß angestrichenes Gesicht.

Die Missionskirche in Aburi fand Buchholz durchschnittlich von etwa 80 Personen besucht; Frauen und Mädchen waren ordentlich gekleidet. Alle hörten mit großer Aufmerksamkeit auf die in der Odschisprache vorgetragene Predigt, und die ganze Versammlung machte einen wohlthuenden Eindruck auf ihn. Besonders anerkennend spricht er sich über den guten Kirchengesang aus, welcher, obwohl stets ohne Begleitung gesungen wurde, immer rein klang und angenehm wirkte. Uebrigens hat die evangelische Mission in Aburi solchen Fortgang, daß bereits eingeborne Katecheten ausgebildet und angestellt werden können.

An dieser Küste herrschen sehr eigentümliche Sklavenverhältnisse. Danach bemächtigt sich oft Lebensüberdruß dieser Unglücklichen; sie verkünden ihren Entschluß ihrem Herrn, der ihnen dann eine Flasche Rum verabreicht, woran sie sich berauschen; in diesem Zustande schlägt ihnen der Scharfrichter mit einem Knüppel den Hirnschädel entzwei; ihr Leichnam bleibt aber ohne Beerdigung den Vögeln des Himmels und den Tieren des Waldes zur Speise überlassen. In Großbuba ist die Sache aber nicht so einfach. Der Herr führt seinen lebensüberdrüssigen Sklaven zunächst zum Dorfältesten, der ihm alle möglichen Vorstellungen macht. Sind diese nutzlos, so beraumt er eine Tagsatzung aller Aeltesten an, welche den Patienten verhören; es ist sehr selten, daß dieser seinen Sinn noch ändert, dann wird er an einen Baum gebunden und die ganze Gesellschaft stürzt sich wie eine Horde reißender Bestien auf ihn. Im Nu ist er in Stücke zerrissen, jeder der Teilnehmer an dieser Festlichkeit zahlt aber dem Besitzer des Sklaven einen Tribut, wodurch dieser völlig entschädigt ist und sich einen andern, minder melancholischen Diener kaufen kann. Menschenopfer werden zur Zeit des Ignamenfestes, welches gewöhnlich in den Oktober fällt, regelmäßig dargebracht, und oft bringt man die Sklaven um, welche die Beerdigung eines Häuptlings vollzogen, ähnlich wie die Gallier und andre Völker des Altertums gethan. Gleichheit herrscht bei den Wilden weder im Leben noch im Tode, den abergläubische Gebräuche begleiten. In Großbassam besitzt der Gemahl auch das Recht über Leben und Tod seines Weibes, und ein Häuptling erzählte gesprächsweise und sehr gelassen dem Admiral Fleuriot de Langle, wie er Trauer trage um sein Weib, das er getötet habe. Auf die Vorstellungen des Franzosen begnügte er sich, ohne in seiner Verrichtung sich stören zu lassen, zu antworten: „Was ist denn am Ende weiter daran? Sie war schon alt und konnte keine Kinder mehr erhalten." Seine Unthat war ihm nie zum Bewußtsein gekommen, und doch predigt man uns, daß es für alle Menschen nur ein Moralgesetz gebe.

Am rechten Ufer des Assinie betreten wir das Gebiet der Avekvom, der Bewohner der Zahn- oder Elfenbeinküste, die vom Assinie bis an die Wohnsitze der Kru sich erstrecken und mit diesen letzteren in ethnologischem Zusammenhange stehen dürften. Die Kru, Basa und Grebo (Gedebo) sollen einer Sage nach von den Eroberervölkern der Mandingo und Fulah aus dem Innern in ihr jetziges Gebiet hineingedrängt worden sein. Dieses Gebiet erstreckt sich vom Kap Mesurado am rechten Ufer des St. Paulflusses bis über Kap Palmas hinaus, ist also jenes Land, welches insgemein die Pfefferküste genannt wird. Unter den hier hausenden Horden sind die Kru wegen ihrer herkulischen Körpergröße und ihrer Seetüchtigkeit die bekanntesten. Sprachlich stehen sie den Aschanti und Fanti näher als den Mandingo, von denen sie indessen viele Worte entlehnt haben.

Die Kru (englisch Krooboys, Kroomen) sind durchgängig herkulische Gestalten von dunkelbronzebrauner Hautfarbe. Zwischen breiten Schultern, auf kurzem starken Halse ruht ein Kopf mit ausdrucksvollem, eckigem, aber gutmütig schauendem Gesicht,

welches häufig von einem Backenbart umrahmt wird. Bemerkenswert ist, daß die Nase der Kru unter der stark gewölbten Stirn nicht die Konturen zeigt, wie man sie auf gewöhnlichen Negerbildern findet, sondern meistens vielmehr mit hohem und geradem Rücken scharf hervortritt. Alle Kru sind durch einen schwarzen Streifen kenntlich, der sich von den Stirnhaaren bis zur Nasenwurzel, häufig auch bis zur Nasenspitze hinzieht. Oft haben sie auch auf den Schläfen die Zeichnung eines schwarzen Winkels, dessen einer Schenkel in Bleistiftstärke vom Scheitelpunkt am Augenwinkel bis halb zum Ohr, dessen andrer bis zur halben Höhe der Stirn an das Schläfenhaar reicht. Eine seltenere Zeichnung sieht man auf der Innenseite des linken Oberarms, bestehend in einem dreifingerbreiten schwarzen Streifen, in welchem fortlaufend sich berührende Rauten die Hautfarbe zeigen; in diesen Rauten liegt jedoch wieder je ein runder schwarzer Fleck. Außer Armbändern von europäischen Stickperlen und Elfenbeinringen um die Handgelenke tragen viele als Zierat zwischen Knie und Wade eine Schnur, an der entweder einige Kauri (Cypria moneta) oder andre kleine Muscheln befestigt sind. Mit dem Bau der athletischen Körper, welche die gewöhnliche aus europäischen Stoffen gefertigte Kleidung der Küstenneger tragen, stehen ihre Kräfte im Einklang; die Kru sind der stärkste Menschenschlag West- und auch wohl ganz Afrikas. Der Name Kru wird ihnen von den Europäern beigelegt; vielleicht ist er identisch mit dem englischen Worte crew (womit allerdings die Schreibweise des Namens Kroo nicht übereinstimmt), d. h. Schiffsmannschaft, denn die Kru bilden eben hauptsächlich die Bemannung der westafrikanischen Fahrzeuge; sie selbst nannten sich früher Claho, jetzt Grebo. Nach der Sage sollen sie, wie schon erwähnt, von den Mandingo und Fulah aus ihrer nördlichern Heimat vertrieben und vor etwa 260 Jahren an die Küste gekommen sein. Hier sind sie zu einem reiselustigen Schiffervolk geworden; wohl kein Platz an der Westküste Afrikas zwischen den schon erwähnten Punkten ist ohne Krooboys, und auf keinem Schiffe, welches jene Küstenländer berührt, fehlen sie. Soyaux unterhielt sich mit manchen von ihnen, die stolz von ihren weiten Reisen nach England, Hamburg, den Vereinigten Staaten und Südamerika, von den großen Städten und Eisenbahnen, die sie dort gesehen, erzählten. Die hervorragendste Charaktereigentümlichkeit des Kru ist seine Heimats- und Freiheitsliebe. Winwood Reade erzählt, die Sklavenhändler hätten stillschweigend das Uebereinkommen getroffen, keine Kru aus Afrika auszuführen; wo es doch geschehen sei, wären die Kru vor Heimweh oder „aus Tücke" gestorben. Ihre Erwerbs- und Reiselust treibt sie, sich für einen Monatssold, der bis zu 1 Pf. St. steigt, auf Schiffe zu verdingen, welche sie bei der Rückfahrt nach Europa an ihrer heimatlichen Küste wieder absetzen. Auf der Reise nach Süden und zurück werden sie zum Löschen, Laden, Stauen und den übrigen mannigfaltigen Schiffsarbeiten verwendet; ihren Lohn erhalten sie nach Ablauf der Fahrt nicht in Geld, sondern gewöhnlich in Waren, wofür sie sich, wenn sie genug beisammen haben, ein Heim gründen. Viele Kru verdingen sich gewöhnlich auf ein oder zwei Jahre auch an die europäischen Ansiedler, die Kaufleute, die am Meeresufer leben. Vornehmlich aber eignen sie sich als Schiffsmannschaft; es ist, als ob ihnen die Fähigkeit, mit den auf See nötigen Arbeiten und Handgriffen fertig zu werden, angeboren sei. Wohl jeder Kapitän ist ihres Lobes voll, denn sie sind intelligent und klug, energisch, anhänglich an den Weißen, fleißig und dabei von heiterster Gemütsart; jede Arbeit begleiten sie mit ihrem eintönigen Gesange, ohne jedoch dabei jenen unnötigen übermäßigen Lärm zu machen, wie er von manchem andern Negerstamme unzertrennlich ist. Ihre Genügsamkeit ist staunenswert. Sobald sie glauben genug verdient zu haben, ziehen sie sich ins Innere zurück. Ueber den sonstigen Charakter der Kru wird aber nicht allzuviel Gutes berichtet. Als eine ihrer rohen Eigentümlichkeiten ist besonders anzuführen, daß jeder Stamm eine sogenannte Kriegstrommel besitzt; dieselbe zu beschädigen, ist von den schlimmsten Folgen begleitet und wird als Vorbedeutung eines bevorstehenden Unglücks im Kriege angesehen. Auch sonst stecken sie voll Aberglauben. Zu den häufigsten der bei ihnen üblichen abergläubischen Zeremonien zählt der „Teufelsbusch", die Beschwörung eines Geistes. Aehnlich unsren Freudenfeuern schichten die Kru Brennmaterial zu einer von einem Götzenbilde gekrönten Pyramide auf. Beinahe gänzlich unbekleidet bewegen sie sich singend und murmelnd um dieselbe herum, dann setzen sie das Ganze in Feuer, den Götzen fest anstarrend. Es ist ihr fester Glaube, daß sie nun in ihrem nächsten Schlafe von bedeutungsvollen Träumen heimgesucht werden, welche die Teilnehmer an der Zeremonie am nächsten Morgen miteinander vergleichen. Aus diesem unsinnigen Kunterbunt schöpfen sie dann ihre Entschlüsse über Krieg, interne Angelegenheiten, oder auch, ob sie sich noch eine Frau mehr zulegen sollen ꝛc.

An der Pfefferküste liegt der einzige nach europäischem Muster zugeschnittene Staat Afrikas, welcher, von Eingebornen regiert, sich voller Unabhängigkeit erfreut: die Republik Liberia. Die Niederlassung wurde vor sechzig Jahren auf Anregung wohlmeinender amerikanischer Abolitionisten durch eine eigens dazu gebildete Gesellschaft gegründet. Ihre Bestimmung war, freigelassene Neger aus Amerika als Bürger aufzunehmen und auf diese Weise allmählich den afrikanischen Urstamm zu veredeln und Afrika nach und nach zu zivilisieren. Der Zweck war edel und es steuerten viele Menschenfreunde in Amerika und England gern zu den Kosten erst der Gründung, dann der Erhaltung des Freistaates bei. Als indessen die Hilfsgesuche sich gar zu häufig wiederholten, da machte man Vorstellungen. Die Liberier erklärten die unersprießliche Finanzlage durch ihre politische Abhängigkeit, welche eine dem Orte angemessene Finanzwirthschaft unmöglich mache. Dem Uebel ließ sich abhelfen. Liberia wurde zum Freistaat erklärt und erhielt eine in Amerika ausgearbeite Musterverfassung. Der liberische Lykurg war Professor Greenleaf vom Harvard College, dessen Werk sich selbstverständlich an die amerikanische Verfassung anlehnte. Der Freistaat erhielt einen Präsidenten, einen Vizepräsidenten, einen Geheimrat, einen Senat, ein Abgeordnetenhaus, einen Attorney General, einen Generalpostmeister und was sonst zu einem zivilisierten Staate gehört. Dem Lande wurde stets große Fruchtbarkeit nachgerühmt und man erwartete daher nach Herstellung staatlicher Selbständigkeit ein schnelles Emporblühen. Allerdings veränderten sich die finanziellen Verhältnisse nunmehr derartig, daß der Freistaat sich Eingang auf den Londoner Geldmarkt verschaffte, als Schuldner freilich. Im Kongreß wurden herrliche Reden gehalten, allein das Land machte keine Fortschritte. Obwohl sich in dem trefflichen Boden beinahe unbegrenzte Massen Reis hätten erzeugen lassen, wird zur Zeit noch immer solches Getreide von England aus eingeführt und an Ort und Stelle teuer bezahlt. Aus Amerika sind anderseits nur sehr wenige Neger eingewandert. Wie sich nun ergiebt, haben diese keineswegs einen zivilisatorischen Einfluß ausgeübt, sondern sind im Gegenteil verwildert. Petz hat seinen Brüdern im Walde nicht nur das Tanzen nicht beigebracht, sondern hat es überdies selber verlernt. Außerdem aber hat sich erwiesen, daß die republikanische Staatsverfassung für Neger nichts taugt. Sie wollen kräftigere Leitung haben. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat Liberia 1877 amtlich besichtigen lassen und über seine Lage einen Bericht veröffentlicht, welcher keineswegs günstig ausgefallen ist. Der Zustand des Freistaates ist danach recht jämmerlich. Unter der heute auf 1,400,000 Köpfe bezifferten Einwohnerzahl giebt es bloß 18,000 „zivilisierte" Neger. Das Christentum ist in der Form der amerikanischen Episkopalkirche verbreitet. Die Kultur bleibt aber auf die kleine Hauptstadt Monrovia und ihre vornehmen Einwohner beschränkt, die andern Neger sind zu wenig empfänglich für feinere Genüsse. Im ganzen Lande ist kein Pflug anzutreffen. Der Boden wird mit den ursprünglichsten Geräten aufgeritzt. Im Punkte der Moral ist es in Liberia sehr schlecht bestellt. Männer verkaufen für ein paar Blätter Tabak ihre Frauen, Eltern ihre oft noch im zartesten Alter stehenden Töchter, eines weiteren ekelerregenden

Gebrauches im „Teufelsbusch", bei dem Aberglaube und Unsittlichkeit mit einander wetteifern, gar nicht näher zu erwähnen. Der menschenfreundliche Versuch scheint daher fehlgeschlagen zu sein.

Kaum viel anders liegen die Dinge in der britischen Kolonie Sierra Leone trotz der dort für die Eingebornen ins Leben gerufenen Hochschule zu Fourah Bay. Dort besaß die englische kirchliche Missionsgesellschaft seit längerer Zeit ein theologisches Seminar, in welchem die eingebornen Geistlichen für die dortigen Missionsgemeinden ihre Vorbildung erhielten. Diese Lehranstalt ward nun 1877 so erweitert, daß außer der Theologie auch die alten klassischen Sprachen, Hebräisch, Arabisch, vergleichende Sprachwissenschaft, Moralphilosophie, englische Geschichte, Geographie, Wirtschaftslehre, Logik, Mathematik, Naturwissenschaft und Musik daselbst gelehrt werden. Auch wurden zwei Stipendien gestiftet, und wer sich um ein solches bewirbt, hat ein Maß allgemeiner Bildung aufzuweisen, das ungefähr dem entspricht, was in Europa ein Gymnasialabiturient innehaben muß. Welche Resultate diese Hochschule unter den Negern erzielt, ist uns leider nicht bekannt geworden. Schwerlich dürften sich deren Wirkungen auf die weiter im Innern sitzenden Schwarzen erstrecken, welche zum Stamme der Gallinaneger gehören.

Wenn unter ihren Nachbarn Krieg ausbricht, begeben sich häufig Abteilungen junger Gallina nach irgend einem Orte in der Nähe und bieten den kriegführenden Teilen ihre Dienste an, um sich durch Wegnahme von Gefangenen zu bereichern, welche sie zu Sklaven machen und in ihre eigne Heimat schleppen. Auch herrscht unter der Küstenbevölkerung der Brauch, daß sie, wenn irgend ein Streit sich entspinnt, Boten und Geschenke an einen der Gallinahäuptlinge im Innern sendet und ihn um seinen Beistand im Kampfe gegen irgend ein besonders Volk bittet. Dieser Häuptling macht dann seiner Familie bekannt: es sei ein Bote angekommen, „Krieg zu kaufen"; er habe eingewilligt, sich der Sache anzunehmen. Dies genügt; denn das Volk hofft begierig nach einer Gelegenheit zu plündern und ist keineswegs wählerisch in betreff der Ursache des Streites, noch in betreff der Seite, auf welche es sich schlägt, um diesen Streit beizulegen. Haben sich die Gallina einmal dazu bestimmen lassen, nach der Küste aufzubrechen, so sind sie häufig eine Zeitlang ihren Freunden mehr zur Last als ihren Feinden. In der Regel sind sie arge Feiglinge; sie machen anfangs großes Aufhebens und Rühmens von ihren Thaten, wenn es zum Kampfe kommen werde, und fordern dann ihren Häuptling auf, zur Sicherung des Erfolgs ein Opfer zu veranstalten, worauf sie den „Landesbrauch", d. h. eine Zeremonie, vornehmen, ähnlich dem Wahr- oder Weissagen, um die Zeit kennen zu lernen, welche die Schicksalsmächte als die günstigste für einen Angriff auf die Verschanzung ihrer Feinde bestimmt haben. Ist die Attake endlich beschlossen, so zerstreuen sie sich im Walde und bahnen sich ihren Weg in kleinen Abteilungen nach irgend einem Platz in der Nachbarschaft der anzugreifenden Stadt, worauf sie sich in Schlachtordnung stellen und gemeiniglich einige junge Bursche an die Verschanzung hinaufsenden, um die Besteigung derselben zu versuchen und zu sehen, ob die Feinde im Schlaf liegen, oder etwa nicht auf der Hut sind. In diesem Fall kommen dann die eigentlichen Krieger heran, dringen in die Verschanzung ein und versetzen, indem sie wütend von der einen nach der andern Seite stürzen und jeden niederhauen, auf den sie stoßen, den Feind in panischen Schrecken. Dieser räumt nun die Verschanzung und flieht nach allen Seiten ohne Widerstand. Jetzt stürzen auch die Kämpfer selbst aus dem Verhau heraus und fangen an, Gefangene zu machen. Jeder Mann, jedes Weib und jedes Kind, das sie ergreifen, wird der Sklave dessen, von dem sie gefangen genommen worden, und häufig geschieht es, daß diejenigen, welche am wenigsten kämpfen, die meiste Beute machen. Ist die Schlacht zu Ende, so werden die Jüngern der Abteilung auf die Wache gestellt, während die Krieger die Gefangenen und die Beute sammeln. Anderseits kommt es sehr häufig vor, daß die Einwohner der Stadt, welcher der Angriff gilt, auf der Hut sind, und daß die Wache derselben, wenn irgend ein ungewöhnlicher Lärm im Wald gehört wird, das

Lärmzeichen giebt. In diesem Fall laufen dann die Angreifer über Hals und Kopf davon, erklären den Kriegszug unter dem Vorgeben, ihr Opfer habe keinen Erfolg gehabt, für einen vereitelten und kehren in ihr Lager zurück, um die oben erwähnte Zeremonie abermals durchzumachen. Dies dauert fort bis beide Parteien des Kriegs müde sind und nichts Plünderungswertes mehr übrig gelassen haben, worauf die gedungenen Söldner in ihre Heimat zurückkehren und gemeiniglich ebensoviele ihrer Freunde als ihrer Feinde in die Sklaverei mitnehmen. Denn ist der Krieg vorüber und eilen sie heimwärts, so gilt bei ihnen das Sprichwort: „Alles ist Fisch, was in das Netz kommt."

Die Gallina sowohl als ihre Nachbarn zeigen ziemlich viel Scharfsinn im Bau der oben erwähnten Verschanzungen, die gewöhnlich viereckig sind, mit einem kleinen Turm an jeder Ecke, mit Schießscharten für Gewehre, oder sie montieren dieselben auch, wofern sie es können, mit einigen kleinen Kanonen, um jeden Winkel zu beherrschen. Die Hecken, aus welchen dieselben bestehen, werden aus lebendigen Stangen gemacht, die man etwa 1 m voneinander anpflanzt, und die schnell Wurzel fassen; an diese Stöcke sind mit einer sehr starken und biegsamen Rebe andre horizontale quer über dieselben gebunden; diese horizontalen Stöcke liegen 0,60 oder 1 m übereinander an der Hecke, die etwa 3 m hoch ist; oben an dieser Hecke bringt man Weidenwerk an, um den Feind zu verhindern, darüber zu springen. Eine zweite Hecke, von ähnlicher Bauart, aber mit näher bei einander stehenden Stöcken, befindet sich ungefähr 2 m innerhalb der ersten, und zuweilen giebt es noch eine dritte Hecke, aber weiter im Innern. Wo man nicht leicht passendes Holz bekommen kann, setzt man an die Stelle der Hecken Mauern von festem Lehm oder Thon. In diesem Fall wird der Lehm zuerst gut geknetet und in Ballen geformt, die man dann an Ort und Stelle bringt und trocknen läßt, worauf sie übertüncht und geglättet werden; gewöhnlich aber haben sie, wenn ihre Befestigungswerke (wofern sie diesen Namen verdienen) auf solche Weise gebaut sind, einen Laufgraben zwischen den Mauern. Diese Verschanzungen sind, wenn sie von entschlossenen, gut bewaffneten und mit einem gehörigen Vorrat von Schießbedarf versehenen Männern verteidigt werden, durch so schlecht organisierte Soldaten, wie die, welche man gegen sie führt, ungemein schwer wegzunehmen.

Die Gallinaneger gebrauchen immer noch Bogen und Pfeile und scheinen viele der Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Vorvordern, welche wahrscheinlich reine Mandingo waren, beibehalten zu haben. Dieses Volk hat offenbar viele Jahre lang den Sklavenhändlern als Vermittler gedient und hieng lange Zeit hindurch in betreff der Mittel zur Erlangung von Nahrung, Kleidung ꝛc. ganz von dem Sklavenhandel ab; erst seit den letzten Jahren wandte es seine Aufmerksamkeit der Arbeit zu. Es giebt unter den Gallina viele, welche Holz, Palmnüsse ꝛc. ausschnitzen, und hölzerne Löffel und Teller, wie auch verschiedene Arten Eisenarbeit machen.

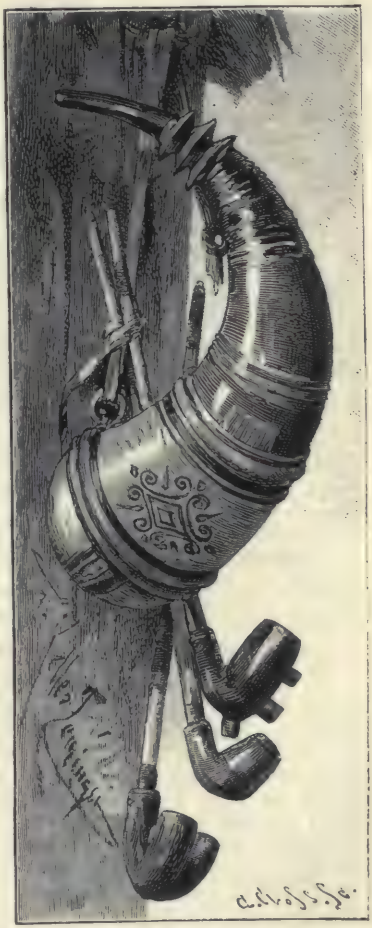
In der Regel sind die Gallina eingefleischte Spieler; sie spielen verschiedene Spiele, das hauptsächlichste führt den Namen „Warri", ist aber beinahe allen Teilen Afrikas unter verschiedenen Namen gemeinschaftlich. Man spielt es mit einem Brett mit zwölf Löchern und achtundvierzig Körnern. Außer dem Warri haben sie noch viele andre Spiele und spielen dieselben häufig, bis sie alles, was sie besitzen, verloren haben; ja sie setzen selbst ihre Weiber und Kinder und, als letzte Hilfsquelle, ihre eigne Freiheit ein.

Die Gallina bekennen sich alle mehr oder weniger zum Mohammedanismus, und die Häuptlinge senden gewöhnlich ihre Söhne mehrere Jahre lang in das Innere, um die Mandingosprache zu lernen. Sie sind außerordentlich abergläubisch und haben einen fast unbegrenzten zuversichtlichen Glauben an alles, was von „Buchmännern", d. h. von Leuten geschieht, die eine geschriebene Sprache besitzen, wie Mohammedaner, Europäer, Amerikaner u. dgl. (Ausland 1866, S. 155—156.)

Die Negerbevölkerung Senegambiens.

Im äußersten Westen des Negergebietes, besonders jenes Teiles, wo der Negertypus am reinsten sich erhalten hat (zwischen den Flüssen Senegal und Niger), finden wir das Volk der Wolof („die Schwarzen", im Gegensatze zu

den Fulah, „den Gelben"), weniger richtig auch Jolof oder Dscholof genannt. Sie dürften die älteste, d. h. am ersten bei der Wanderung der Negervölker in diesen Gegenden seßhaft gewordene Bevölkerung bilden, welche es frühzeitig zu einem geordneten, von einem Oberhaupte beherrschten Staate gebracht hat. Hieraus erklärt sich die Verbreitung der Wolofsprache über ihre Grenzen hinaus, und der Einfluß, den sie auf die umliegenden, mit ihr nicht verwandten Idiome geübt hat, welche mehrere aus ihr entlehnte Kulturausdrücke enthalten. Gegenwärtig bewohnen die Wolof die Länder Oualo, Kayor, einen Teil von Baol, nebst der Halbinsel Dakar bei Kap Verde. Die, der Klassenpräfixe ganz entkleidete Wolofsprache steht in der Reihe der westafrikanischen Negeridiome isoliert da.



Pulverflasche aus Büffelhorn, der untere Teil mit Leder überzogen und graviert. — Tabakpfeifen der Wolof. — (Senegal.)

Die Wolof, der schönste aller Negerstämme, mit glänzendschwarzer, tiefdunkler Leibesfarbe, haben einen von den andern Vertretern ihrer Rasse vorteilhaft verschiedenen Körperbau. Sie sind größer und schlanker und von schönerem Wuchse als die übrigen Neger Westafrikas. Man könnte die Wolof fast schön nennen, wenn nicht die Wade, wie bei andern Negervölkern auch, unentwickelt, der Fuß nicht platt und ohne Spann wäre und der Hacken keine Verlängerung nach hinten hätte. Der Busen der Frauen ist birnenförmig gestaltet. Die Gesichtsbildung ist, wie Reisende versichern, angenehm mit regelmäßigen, hübschen Zügen, das Auge heiter, offen, lebhaft, die Nase länglich, nicht platt, die Lippe voll ohne jedoch ungestaltet zu sein. Aus den Gesichtszügen spricht Intelligenz, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Sie sind kraftvolle, zur Arbeit geschaffene Leute, lebhaft, munter, ungezwungen und gewinnen jedermann durch ein sehr einnehmendes Betragen. Es sei aber bemerkt, daß viele Reisende auch das gerade Gegenteil der aufgezählten Eigenschaften an diesem Volke bemerkt zu haben versichern. Danach wären sie zwar stolz auf die Ueberlegenheit ihrer Nation, aber auch abergläubisch, träg und arbeitsscheu und, weil deshalb leicht in Not geratend, zur Plünderung, Menschenraub und Mord aufgelegt; auch seien sie lügnerisch, boshaft, rachsüchtig und unverschämt, dabei gefräßig und dem Trunke sehr ergeben. Sie besitzen außer einer geringen Anzahl von Rindern, Pferden und Sklaven nichts und werden jetzt von zahlreichen übermütigen Despoten regiert. Bei den Wolof in der Umgegend des Grünen Vorgebirges haben die Aeltesten großes Ansehen und viel zu sagen. Der Häuptling wird aus gewissen Patrizierfamilien gewählt. Grund und Boden ist Gemeingut der Dorfbewohner und wird alljährlich unter dieselben verteilt. Erst in neuerer Zeit kommt es vor, daß da und dort ein Mann Privatgrundbesitz erwirbt und Erdmandeln auf demselben durch seine Sklaven bauen läßt. Der Wolof darf als Moslim gesetzlich vier Frauen haben. Ein Mann, der eine

Familie gründen will, richtet vor allen Dingen einen Platz her, den er mit einem Strohzaun umfriedigt; innerhalb desselben stehen Hütten, von denen jede Frau ihre eigene hat; jene des Mannes ist nicht rund, sondern viereckig. Auch Ställe für das Vieh, Hütten für die Sklaven und die Küchen befinden sich innerhalb dieser Umzäunung. Die Sklaven werden gut behandelt. Seit dem Eindringen des Islam sind viele freigegeben worden, bleiben aber gern bei ihren früheren Herren; sie können nicht in die altfreien Familien hinein heiraten, und diese behaupten ihren höheren Rang. Die Kinder, von Freien mit Sklavinnen erzeugt, bilden eine Unterklasse und haben keine Stimme in Verwaltung oder Regierung. Der Sklave kann eigene Habe besitzen, wird auch bei Verteilung des Gemeindelandes berücksichtigt, muß aber den Ertrag seiner Ernte in die Umzäunung seines Herrn bringen, welcher in Zeiten des Mangels sich davon nach Gutdünken aneignen kann. Richard Burton hält die Wolof für einigermaßen zivilisationsfähig. Sie sind sehr eifrige Mohammedaner. Morgens werfen sie sich wieder, um die aufgehende Sonne zu begrüßen; abends stehen sie in Gruppen unter Bäumen und wenn das Tagesgestirn untergeht, begeben sie sich an die Gebetstätten, welche gewöhnlich mit einer steinernen Einfassung versehen sind. Diese sind ihre Moscheen, wo sie unzählige Male niederknieen und Allah rufen. Ihre Unterweisung in die Lehre des Islam erhalten sie von Toucouleurs und Fulah; wohlhabende Familien ermangeln nicht, Marabutin bei sich aufzunehmen, welche ihnen in den Abendstunden Verse aus dem Koran vorsagen. Dabei legen sie auf Zauberei und Wahrsagerei großes Gewicht. Der französische Forscher, Admiral Fleuriot de Langle glaubte zwischen der Sprache der Wolof und jener der Bewohner von Kordofan am Nil eine nahe Verwandtschaft gefunden zu haben und Burton fand sich in mancher Beziehung an die Abessinier erinnert.

Südwestlich von den Wolof, und von ihnen umschlossen, wohnt das Volk der Sererer oder Sarrar. Verwandt den letzteren sind die gliederreiche Sprachenfamilie der Fulup oder Felup am Gambia, bei denen Präfixe ähnlich wie bei den Abantu auftreten, die Filham oder Filhol am Flusse Kasamanza, die Biafade oder Biafaren an beiden Ufern des Flusses Geba und am rechten Ufer des Rio Grande, die Papel auf den Bissagosinseln und zwischen den Flüssen St. Domingo und Geba, die Balanten zwischen den Flüssen Geba und Kasamanza, die Kassangues zwischen den Flüssen St. Domingo und Kasamanza und die Naga am linken Ufer des St. Domingo.

Die Sarrar, zweifelsohne die größten Neger Senegambiens, tiefschwarz und mit harten Gesichtszügen, sind ein sanftes, fleißiges, ackerbautreibendes Volk und bewohnen vorwiegend flache und waldige Landstriche auf dem senegambischen Küstenstrich. Man hielt sie früher für sehr unwissend, weil ihnen die gewöhnlichsten Kenntnisse der übrigen senegambischen Neger fremd waren. Ihre Nachbarn sehen sie für wild und rachsüchtig an, so daß der Name Sarrar für ein beleidigendes Schimpfwort galt. Auch soll ihnen, wie ältere Reisende, freilich mit geringer Wahrscheinlichkeit, erzählen, jeglicher Begriff eines übernatürlichen Wesens gefehlt haben, infolgedessen sich bei ihnen der christlichen Lehre ein ergiebiges Feld eröffnete. Doch sind sie meist bei ihrem alten Fetischwesen geblieben. Zwei mächtige Götzen, „Takar" und „Tiurack" oder „Theurack", haben das Schicksal des Menschen in ihrer Gewalt; der erstere übt strenge Gerechtigkeit, der andre ist barmherzig und von diesem kommt alles Gute auf Erden. Das Priestertum ist in gewissen Familien erblich. Die Priester ermitteln alle Diebstähle und alle Zauberei. Niemand darf sich ungestraft dem heiligen Baume nähern, unter welchen Erde niedergelegt wird, die der Angeklagte mit seinen Füßen betreten hat; niemand darf den Stein antasten, welcher auf den Kopf desselben gelegt wird, damit die Wahrheit herauskomme. Zauberer werden der Feuer- und Giftprobe unterworfen. Eine der großen Einnahmsquellen der Priester ist das „Bante", welches die Eigenschaft besitzt, Beleidigungen zu sühnen. Wer an einem Feinde sich rächen will, sucht den „Fitaure" auf, d. h. das geistliche und politische Oberhaupt einer Gemeinde, und sucht ihn durch Geschenke zur Operation des Bante zu veranlassen, welche selbst den Tapfersten in Schrecken versetzt. Unter die Geschenke hat er nämlich auch ein „Kanari", d. h. ein großes Gefäß aus rotem Thon gefügt; der Fitaure macht nun mehrere Zeremonien, welche bezwecken, die Seele des Feindes in das Kanari einzuschließen, welches dann unter einem gewissen Baume niedergesetzt wird.

Derjenige, dessen Seele nun auf solche Weise in ein Kanari eingeschlossen ist, stirbt gewöhnlich bald darauf, manchmal wird sogar die ganze Familie dahingerafft, vergiftet vielleicht durch den Fitaure, welcher an der Erhaltung des Wahnes Interesse hat. Es begreift sich also, daß die Familie, welche von einem solchen gegen sie gerichteten Bante Kunde hat, sehr erregt ist, und sich beeilt, alle möglichen Konzessionen zu machen, um von der drohenden Gefahr befreit zu werden, was wiederum dem natürlichen Mittelsmanne, dem Fitaure, mancherlei Vorteile einträgt. (L. J. B. Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie. Paris 1879. 8°. S. 276—277.) Im übrigen bezeichnen neuere Nachrichten die Sarrar als ein gutes, ehrliches, gastfreundliches, höfliches und freigebiges Volk, das durch seinen auf die Baumwollenkultur verwandten Fleiß von den trägen Nachbarn absticht.

Die Fulup oder Felupen, ein herdenreiches, landbautreibendes Volk am unteren Kasamanza werden als räuberisch, kühn und mit den Nachbarstämmen beständig im Kriege liegend geschildert. Ein Hauptzug ihres Charakters soll sein, daß sie Beleidigungen nie verzeihen, aber auch empfangene Wohlthaten nicht vergessen. Ihre Ansiedelungen sind mit Pfahlgruppen befestigt und diese mit Erde ausgefüllt. Die Fulup, welche man nach zwei ihrer Stämme auch Yola oder Ayamat nennt, zerfallen in neun Gruppen und zwar in die Vaka, Kaiamante, Jiguschen und Karonen oder Kabil auf dem rechten, Bayot, Fulun, Bangiar und Ayamat auf dem linken Ufer des Kasamanza; dicht an der Mündung sitzen die Yola. Alle diese Felupenstämme sind sehr schwarz, von nicht großer Statur, aber wohl proportioniert, mit flachem Gesicht, eingedrückter Nase und schwacher Körperbehaarung. Wie die meisten Völker des Beningolfes und Sierra Leones schneiden sie sich die Zähne, besonders jene des Oberkiefers aus und halten sich dabei für sehr schön. Sie gehen nahezu völlig nackt und stecken noch in ungemeiner Barbarei. Familie existiert bei ihnen nicht; die häßlichste Promiskuität ist an der Tagesordnung, der Verkauf der Kinder eine tief eingewurzelte Gepflogenheit und die Trunksucht überschreitet alle Grenzen. Bérenger-Féraud nennt die Fulup grausam, hinterlistig und diebisch. Ihre Religion ist der gröbste Fetischismus; sie haben eine Art Obergötzen „Emit", mit welchem Namen sie jedoch auch Sonne, Mond, überhaupt alle Naturkräfte bezeichnen. Zauberer müssen sich der Giftprobe des „Mansone"-Trankes unterwerfen. Die nämliche Sitte herrscht auch bei den Banyun und Balanten. In jedem Dorfe findet sich ein von Palissaden umgebener Raum mit einem meterhohen Erdhaufen in der Mitte. Dieser Raum gehört dem Könige. Tötet ein Dorfbewohner ein Tier, so muß er dessen Kopf auf dem Erdhaufen niederlegen, und vor dem Genusse des Fleisches das Blut in der Einfriedung vergießen. Auch die ersten Halme der Ernte bringt man dort zum Opfer. Alle sieben Tage und zwar am Freitage kommen die Dorfinsassen, bringen Libationen dar und rufen den „Bakinn" (Geist) an. Jedem Fremden ist es strengstens untersagt, die Palissade auch nur zu berühren; er kann sonst sogar als Sklave dem Priester verfallen. Dieser Priester ist zumeist der Dorfhäuptling selbst, mitunter ein durch Reichtum einflußreicher, aber als Zauberer gefürchteter Mann. Bei jeder Zeremonie nimmt er den größten Teil der Opfer für sich. Ist ein Neger von Unglück heimgesucht oder durch eine schlimme Vorbedeutung bedroht, so nimmt er das beste und schönste seiner Habe, meist einen feisten Ochsen, dann Palmwein und sonstige Getränke und bietet das Ganze dem Priester, damit dieser den „Bakinn" ersuche, ihm seine Träume zu erklären oder sein Unglück abzuwenden. Der Priester tötet den Ochsen, vergießt das Blut auf dem Erdhaufen, schneidet ein Horn des Tieres ab, giebt es dem Opfernden zurück und schließt sich in der Einfriedung ein, wo er den Bakinn anruft. Darauf erzeugt er mittels zweier ineinander greifender Bambu einen rauhen Ton, angeblich Bakinns Stimme, deren Sinn er nun übersetzt, während er etwas Getränk ausschüttet; an dem Reste laben sich die Anwesenden. Diese Priester sollen häufig treffliche Bauchredner sein. Die Ehen vollziehen sich wie bei den Balanten, nur hat der König nicht wie dort die Verpflichtung, die Mädchen zu entjungfern. So lange sie nicht verheiratet sind, tragen die Mädchen eine etwa zwei handbreite Schürze, welche zwischen die Schenkel gezogen wird. Die Schürze der verheirateten Weiber ist bis zu 1 m lang, aber nie mehr als 40 cm breit. Die Männer behängen sich mit einer Art Badhose, die sie keineswegs beengt. Der Reichtum wird nach dem Besitz von Kaurimuscheln bemessen. Stirbt ein Fulup, so rührt man sofort die „Bombali", die große Dorftrommel, deren Schall weithin ertönt. Jede Familie hat ihr eigenes „Geläute", so daß man genau weiß, wen der Todesfall betroffen hat. Alle Welt beteiligt sich an der Trauer, für die meisten eine Belustigung. Der Leichnam wird mit eigens zu solchem Behufe aufbewahrten Palmöle gesalbt, dann auf

dem Dorfplatze ausgesetzt und in aufrechtstehender Stellung mittels Holzsparren erhalten. Nun macht ihm jeder Vorwürfe, warum er gestorben sei, während zahlreiche Flintenschüsse, bis zu tausend im Tag, für die Reichen natürlich, gelöst werden. Die Trauer dauert drei Tage; jeder weint aus Herzenskräften, man zahlt Klageweiber, die sich auf dem Boden wälzen und unter entsetzlichem Geheul mit Asche bestreuen. Am dritten Tage bekleidet man den Leichnam mit seinen schönsten Ueberwürfen und legt ihn nieder; der Priester frägt ihn nochmal aus, dann läßt man ihn liegen, bis ein Glied der Familie, welches er vor dem Tode dem Priester ganz im geheimen namhaft gemacht hat, diesem ein passendes Geschenk überbringt. Der Priester nennt niemals den Betreffenden; alle Familienmitglieder kommen daher eines nach dem andern mit ihren Gaben, bis der Priester endlich einen als Bezeichneten erklärt. Damit sind jene vor weitern Opfern befreit, die solche noch nicht dargebracht haben; bei reichen Familien ist es sicher aber immer erst der letzte, welcher vom Toten bezeichnet worden ist. Nach beendetem und angenommenen Opfern wird der Leichnam etwa 60 cm tief eingescharrt und die Gewehrsalven fangen wieder an. Am achten Tage opfert die ganze Familie feierlich dem Bakinn, damit die Seele des Verstorbenen in einen andern Körper schlüpfe, dort glücklich sei und an die Hinterbliebenen denke. Bei den Fulup am unteren Kasamanza wird der Ringkampf mit Leidenschaft gepflegt, so sehr, daß Dr. A. Marche sogar einmal den Tod eines der Kämpfer beobachtete. Die Behauptung, daß die Fulup Kannibalen seien, wird von Dr. Bérenger-Féraud verneint.

Die Biafade oder Biafaren wohnen den Bissagosinseln gegenüber, südlich von der Kasamanzamündung an beiden Ufern des Flusses Geba und am rechten Ufer des Rio Grande; es sind tapfere, leidenschaftliche und verzweifelte Kämpfer, die keinen Begriff von Frieden haben. Doch dauern ihre Kriege niemals lange, sondern sind gewöhnlich nur Streifereien von fünf bis sechs Tagen. Die Papel tättowieren den Leib und tragen am Mittelfinger und Daumen eigentümliche Ringe, durch deren Zusammenfassung sie sich verständlich machen können, ohne daß ein dritter, der diese Händesprache nicht kennt, etwas davon versteht — eine Erfindung, welche ihrem spekulativen Sinne alle Ehre macht. Die Papel werden auch für die besten Ruderer auf der ganzen Küste gehalten. Ihre Götzen, als deren Wohnungen sie geheiligte Bäume annehmen, opfern sie Hunde, Hähne und Ochsen, welche sie zuvor mit besonderer Sorgfalt gewaschen und gemästet. Das Fleich wird verteilt; die Gottheit erhält vom Rinde bloß die Hörner, welche an den Baum befestigt werden.

Das Volk der Balanten, ein zahlreicher, roher und häßlicher Negerstamm zwischen den Flüssen Geban und Kasamanza, hat die Banyun allmählich verdrängt. Nach Bérenger-Féraud sind sie ausgemachte Diebe und Räuber, bauen nur wenig Reis und einige Arachiden, betrachten den Raub als edelste Beschäftigung und überfallen die Ortschaften der Mandingo und Banyun. Seltsamerweise bestrafen sie aber unter sich den Diebstahl aufs strengste, ja selbst mit dem Tode. Sie leben in unabhängigen, sehr schmutzigen Dörfern unter ziemlich einflußlosen Häuptlingen. Die Balanten sind von exquisitem Negertypus, schön schwarz, mittelgroß und kräftig, wenngleich mit schmächtigen Gliedern: Kopf sehr lang, Nase wohlgebildet, weniger eingedrückt als sonst bei Negern, Stirn fliehend, Augen klein und funkelnd und blutdürstigem Blick. Ihr ganzes Aussehen ist wild. Die Kleidung besteht bei Männern aus einer Art Beinkleid von selbstgefertigtem, bunten Baumwollenstoff, in dem Schwarz vorherrscht; bei Weibern aus der üblichen Negerschürze. Auf Bauch und Brüsten sind Tättowierungen der schmerzlichsten Art, Einschnitte und Brände, angebracht. Die Beschneidung wird nach Bérenger-Féraud bloß an den Männern, die sich auch die Zähne ausfeilen, nach Alfred Marche aber an beiden Geschlechtern zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahre vollzogen. Als Nahrung dienen hauptsächlich Wild, Reis und Gerste, mit Wasser und saurer Milch gekocht. Rindfleisch wird selten genossen, obwohl sie große Herden halten, von denen aber nur zu Ehren eines Leichenschmauses ein Stück geschlachtet wird. Die Männer frönen über Gebühr dem Genusse des Palmweines. Die Stellung des Weibes ist elend. Die Eheschließung besteht in Ueberreichung einer Schürze an die Braut, und die Ehe ist so lange gültig, als die Schürze dauert. Dann ist das Weib frei und darf nach zwei Jahren wieder heiraten. Natürlich hängt die Dauer dieser Schürze ganz von dem guten Willen des Weibes ab. Gebären müssen die Frauen im Walde. Nach Alfred Marche hat der Häuptling die Verpflichtung, die Bräute zu defloreren, wozu er sich oft nur gegen ansehnliche Geschenke herbeiläßt; ohne diese Gunstbezeugung des Häuptlings kann aber kein Mädchen heiraten. (A. Marche, Trois voyages dans l'Afrique occidentale.

Paris 1879. 8°. S. 70.) Die Balanten sind große Musikfreunde und verfertigen rohe Instrumente, welchen sie harmonische Töne, jedoch in einförmigem Rhythmus entlocken. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode und sind grobem Fetischismus ergeben, sowie voll Angst vor Zauberern. (Bérenger-Féraud, A. a. O., S. 299—306.) Der bei ihnen zu Gottesgerichten gebräuchliche Gifttrank ist das „Tali".

Gegen die Küste von Sierra Leone hin finden wir die Banyun (Bagnouns der Franzosen), welche ehemals am linken Ufer des Gambia saßen, später aber weiter südlich hinabgedrängt worden sind, wo sie bis an das linke Ufer des Kasamanza sich herabziehen. Sie zerfallen in sechs Stämme und leben in unabhängigen, oft untereinander feindlichen Dörfern. Jedes derselben steht unter einem Häuptlinge, dessen Autorität und Befugnisse jedoch sehr verschieden sind. Bei einigen vereinigt er in sich die Würde eines Hohenpriesters, bei andern wird sein Einfluß durch einen Rat der Notabeln gemäßigt. Die Banyun sind, obwohl lärmend und geschwätzig, sehr friedlich und sanfter als ihre Nachbarn, die Fulup und Balanten, von welchen sie häufig angegriffen werden. Energisch und tapfer, hängen sie sehr an ihrer fruchtbaren Heimat, bauen Reis und Erdnüsse, sammeln Wachs und bringen Ochsenhäute in den Handel gegen Salz, Pulver und Flinten. Sie sind keine Räuber und ihre Hütten stets unverschlossen. Sie nähren sich von den Produkten der Jagd und einfach gesottener Hirse, dagegen sind sie entsetzlich dem Trunke ergeben, der oft zu Totschlag führt. Der Mörder flieht dann, erhält aber nach einigen Verhandlungen stets Vergebung, die er bei einem neuen Trinkgelage sich erbittet. Obwohl klein von Statur, sind die Banyun doch größer als die Fulup. Kopf und Mund sind groß, die Nase sehr eingedrückt, die Körperbehaarung ziemlich reichlich, bei Männern Bart daher häufig. Die Haare flechten sie wie die benachbarten Mandingo und Bambarra, von denen sie auch wohl diese Sitte entlehnt haben mögen. In die Ohren bohren sie mehrere Löcher und stecken immer größere Bambusstücke durch, bis sie Daumendicke erreichen. Die Kleidung für beide Geschlechter ist oft die sehr kurze Negerschürze; nur Stutzer tragen als Kopfbedeckung eine oft gräßlich schmutzige Kalikomütze. Die Häuptlinge behängen ihre Schürze mit Ringen aus Kupfer, für welches Metall die Banyun besondere Vorliebe hegen. Allen Schmuck machen sie daraus. Allgemein ist die Sitte des Spitzfeilens der Zähne. Die Frauen nehmen eine höhere Stellung ein als bei den Fulup, ja, ihre politische Meinung wird sehr geachtet. Natürlich ist Polygamie herrschend. Mädchen verloben sich mit 6—8 Jahren, treten aber erst mit der Mannbarkeit in der Ehe. Scheidungen sind ungemein leicht, nur darf die Frau sich in ihrem bisherigen Wohnorte nicht wieder verheiraten. Auf Ehebruch steht Todesstrafe oder eine sehr starke Buße. Die Frauen gebären in ihren Hütten; Beschneidung ist bei beiden Geschlechtern üblich. Die Toten werden in einer Art Gruft beerdigt unter lärmendem Flintenschießen und Zechgelagen. Die Banyun glauben an ein gutes und ein böses Prinzip, hängen aber daneben tausenderlei Aberglauben an, daher Verehrung von „Grigri" — es ist dies die allgemeine Bezeichnung für Amulette aller Art an der afrikanischen Westküste — Glaube an Zauberer und Hexen, sowie Gottesgerichte bei ihnen im Schwange gehen.

Am linken Ufer des Rio Grande sitzen die Tyapi, am Rio Nuñez die Laduma oder Landuman und zwar zwischen den Tyapi und den später zu erwähnenden Susu, südlich von Rio Nuñez bis an den Rio Pongo die Nalu, nordwestlich von der Mündung des Pongo an der Küste die Baga, vielleicht ein Rest der Ureinwohner Niedersenegambiens, jenseits des Kasamanza die Scherbro oder Scherboro und Temne oder Timni, welche mit den bis auf ein kleines Häuflein aufgeriebenen und sprachlich nahe verwandten Bullam oder Bullami die ebenen Strecken der Sierra Leoneküste bewohnen. Sämtliche dieser Stämme sind kriegerisch und in hohem Grade abergläubisch. Von den Nalu wird erzält, daß sie eine besondere Geschicklichkeit im Weben baumwollener Zeuge besitzen. Die Baga oder Bagu aber entbehren, obwohl physisch ungemein kräftig, jeglicher geistigen Entwickelung und stehen auf der allertiefsten Stufe menschlicher Gesittung. Sie leben völlig nackt in elenden, halboffenen Lauben und in ekelhaftester Promiskuität inmitten unsagbaren Schmutzes und Gestankes. Bérenger-Féraud nennt ihr Daheim ein gänzlich tierisches. Die Männer gehen, wenn sie nicht trinken, die Lanze in der Hand, müßig umher. Obwohl nicht gerade faul, verstehen sie doch nicht das Geringste zu verfertigen. Sie bauen Reis und ziehen Getreide auf, was Sache der Weiber ist, sind aber ungemein schüchtern und daher die stete Beute ihrer Nachbarn, welche wie auf Wild Jagd auf sie machen. Sie halten viel auf Eigentum, doch wird beim Tode die ganze Habe des Verstorbenen bis auf das letzte Reiskorn vertilgt und den Kindern bleiben als Erbschaft bloß die ökonomischen Tugenden des Vaters.

Als das älteste Volk in den Gegenden, welche nordöstlich von den Wohnsitzen der Wolof gelegen sind, werden die Serechule (Sarakulé, Serakolet) oder Soninke angesehen. Die Serechule waren höchst wahrscheinlich jener Stamm, welcher den Grundstock der Bevölkerung innerhalb des alten von den Berbern errichteten Reiches Ghanata bildete. Da der Name Serechule „weiße Menschen" bedeutet und einzelne Stämme derselben in der That durch eine hellere Hautfarbe von den umwohnenden Völkern sich auszeichnen sollen, so dürften die Serechule gar kein eigentümliches Negervolk, sondern einen durch Aufnahme von Berberelementen frühzeitig entstandenen Mischstamm repräsentieren. Damit stimmt auch der Umstand überein, daß die Serechule zu den Mandingo, welche das alte Reich zerstörten, in ein Unterthänigkeitsverhältnis traten, denn der Name Assuanek, Ssuaninki, Soninke, der ihnen von den Mandingo beigelegt wird im Gegensatz zu Melli, Mellinki, welches „frei, edel", bedeutet, besagt so viel wie „die Unterdrückten". Gegenwärtig sind die Serechule, die auch Gangari heißen, von den Mandingo zum größten Teile in sich aufgenommen worden, so daß sie nur in einzelnen Gegenden als eigentümlicher Stamm erscheinen. Die von ihnen gesprochene Sprache, genannt Gatschaga oder Kadschaga, soll mit dem Mandingo nicht verwandt sein, sondern isoliert dastehen. Viele dieser Serechule wohnen unter andern Völkern, namentlich auch am oberen Niger in Bambarra, und bei ihrer scharf ausgeprägten Neigung zum Handel durchziehen sie als Kaufleute weite Regionen. Sie sind die intelligentesten Bewohner Senegambiens und besitzen im Gegensatze zu den benachbarten Negern Ordnungs- und Sparsamkeitssinn, begreifen auch die Vorteile des Handels. Sie kommen noch ganz jung nach Saint Louis und den andern Handelsplätzen und werden dort „Laptots", d. h. Soldaten in französischen Diensten, Mauleseltreiber, Agenten, bis sie genug verdient haben, um in ihre Heimat zurückzukehren und von da aus auf eigene Hand Geschäfte zu machen. Man hat dieses friedliche und arbeitsame Volk nicht mit Unrecht die Juden des Sudan genannt. Ihre „Bakiri" oder Häuptlinge sind stolz auf ihre geschichtliche Vergangenheit. An manchen Orten sind die Serechule in Kasten geteilt, je nach Ursprung, Rang und Beschäftigung. Die fürstliche Familie der Bakiri stellt den „Tunka" oder König; eine andre Kaste ist die der „Scibobes", freien Leute; eine dritte jene der Marabutin, eine vierte die der Gefangenen. Eine eigentümliche, durch ganz Senegambien verbreitete Kaste ist jene der „Griot", Leute niedriger Klasse, die keine bestimmte Religion haben. Viele von ihnen sind Musikanten, die stets einen Kreis von Leuten um sich versammeln; sie gelten für Trunkenbolde und lasterhafte Leute, die man verachtet, aber doch nicht entbehren will. Die Leiche eines Griot wird auf eine Matte gelegt; junge Mädchen aus der Klasse, deren jedes eine Lanze trägt, müssen die ganze Nacht Wache halten, um die Seele des Abgeschiedenen dem bösen Geiste streitig zu machen, welchem sie eigentlich gehört. Der tote Griot darf nicht in der Erde begraben werden, man wirft ihn in einen hohlen Baum. Mit den benachbarten Mauren sind die Serechule vielfach Verbindungen eingegangen und die daraus entstandenen Mulatten heißen Purjonen. Die Mischlinge von Schwarzen und Europäern führen in Sene-

gambien die Benennung „Signaren". Mit solchen Mulattinnen giengen die Weißen in Senegambien früher sehr häufig vom Priester eingesegnete Scheinehen für die Dauer ihres dortigen Aufenthaltes ein, ein Mißbrauch, der jetzt immer mehr in Abgang gekommen ist. Die Franzosen nannten eine solche Ehe: mariage à la mode du pays.

Das Hinterland von Sierra Leone, ganz besonders aber die Landschaften im Quellgebiete des Niger und am 10.° n. Br. bis beinahe zum Mittellauf des genannten Stromes, ferner einige Bezirke am Gambia und Kasamanza, anstoßend an das Gebiet der Wolof und Fulup, bewohnt die Völker- und Sprachengruppe der Mande, welche in vier linguistisch enge verwandte Zweige zerfällt. Diese Idiome gestalten das Wort nur noch durch Wurzelansätze, und zwar treten ihre Suffixe zum Teil noch selbständig auf, so daß sich aus ihrem Gebrauche die Bedeutung ihrer Sinnbegrenzung erklären läßt. (H. Steinthal, Die Mande-Negersprachen psychologisch und phonetisch betrachtet. Berlin 1867. 8°.) Dies gilt namentlich vom Susu und Bambarra, ferner gehören hierzu noch die Mandingo und ihre Verwandten, die schriftkundigen, begabten Vei oder Vai, welche nach einer Stammsage erst vor etwa hundert Jahren aus dem Lande Mani, das nordöstlich von ihren derzeitigen, an der Küste gelegenen Wohnsitzen zu suchen ist, in dieselben eingedrungen sind.

Griot.

Die Vei sind dadurch höchst merkwürdige Neger, daß sie ein Alphabet zum schriftlichen Ausdruck ihrer Sprache erfunden haben, eine Erfindung, die sie allein ihrem Scharfsinne verdanken. Eine nähere Prüfung zeigt allerdings, daß diese Schrift mit ihren etwa 200 Zeichen keine im strengsten Sinn phonetische ist, welche die einzelnen Laute wiedergiebt, das a, das b, m, o, r u. s. w., sondern eine Silbenschrift. Sie schreibt also, populär zu reden, unser deutsches Wort „Gabe" nicht mit den vier Lautzeichen für g, a, b, e, sondern mit zwei Zeichen, deren eines die Silbe ga, das andre die Silbe be bedeutet. Ein Wort wie Gabe aber in seine Silben zu zerlegen, erfordert einen weit ge-

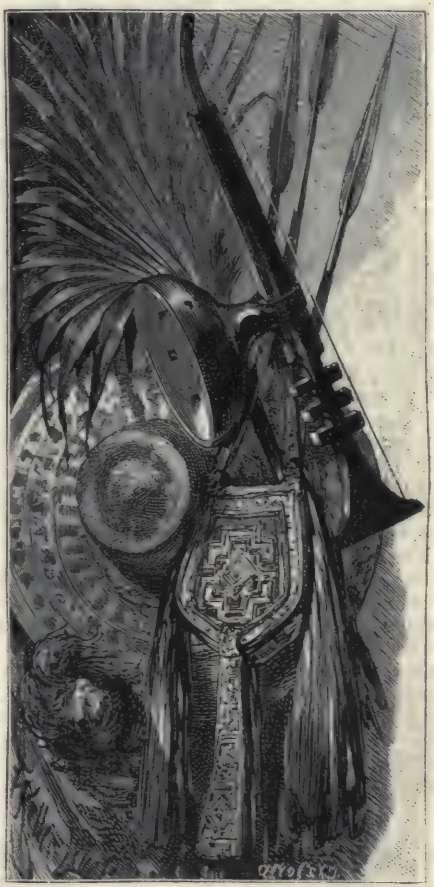
ringeren Grad von Abstraktion, von Scharfsinn und geistiger Anstrengung, als es in seine vier einzelnen und einfachsten Lautelemente aufzulösen. Anderseits sieht man wohl leicht ein, daß eine Sprache einen gewissen bestimmten und entschieden in das Ohr tretenden lautlichen Bau haben muß, wenn derselbe mit kaum 200 immer wiederkehrenden Silben erschöpfend dargestellt werden kann; dies ist nun eben beim Vei der Fall; diese Sprache hat einen so einfachen Bau aus bestimmten Silben, daß sie ihren Kadmus zur Erfindung einer Silbenschrift förmlich einlud; ganz ähnlich wie es z. B. im Japanischen geschah.

Die Alphabetzeichen des Erfinders sind willkürlich gewählte Figuren, z. B. die Silbe dong wird dargestellt durch ♀, dung durch □, jo durch · · , kä durch →, gbo durch ⊙ u. s. w. Aus einigen derselben aber glaubt Steinthal schließen zu dürfen, daß dem Erfinder ursprünglich eine Bilderschrift vorschwebte. Die Silbe bu z. B. wird ausgedrückt durch ⁂; nun bedeutet aber bu als Wort die Flinte und jene drei Kreise sollen also vielleicht Pulverkörner bezeichnen. Ebenso, wenn das Zeichen ∿∿∿ die Silbe dzi bedeutet und das Wort dzi = Wasser ist, so liegt es nahe, in jenem Zeichen den Wellenschlag des Wassers zu sehen (eine Anschauung, die ja bekanntlich auch dem semitischen Lautzeichen für m zu Grund liegen soll). Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls ist es ein großes Glück, vielleicht sogar ein genialer Griff zu nennen, daß der Erfinder, der Versuchung einer hieroglyphischen Bilderschrift sich entwindend, an seinen Silbenzeichen festhielt, und wenn er dies nicht konsequent und wissenschaftlich gethan hat, so wollen wir bedenken, daß er ja „nur ein Neger" war. Der Name unsres Kadmus ist Momoru (= Mohammed) Doalu Bu-kere (= Flintenkrieg), und die Vei erzählen, daß er zusammen mit sieben oder acht Freunden sein Kunstwerk zustande gebracht habe. Die Heldenthat scheint etwa in das Jahr 1830 zu fallen. Doalu selbst erzählte, ihm sei im Traum ein Europäer erschienen und habe ihm die neue Kunst geoffenbart. Ein sehr bescheidener Mythus, der insofern eigentlich gar keiner ist, als Doalu in seiner Knabenzeit von einem Missionär drei Monate lang Unterricht erhalten hatte und noch als Vierzigjähriger englische Bibelverse auswendig wußte. Das Vealphabet blieb aber keineswegs eine gelehrte Kuriosität, sondern gieng sofort in das Volk über, Knaben und Mädchen, Männer und sogar einige Frauen lernten Schreiben und Lesen, es bildete sich eine Art Schriftsteller heran, und ihre Werke liegen zum Teil noch heute vor. Der den Vei benachbarte Stamm der Gura aber beneidete und fürchtete die Erhebung dieses schreibseligen „Buchvolkes", überfiel dasselbe, und rieb es fast ganz auf. Da haben wir mitten in Afrika den alten Konflikt zwischen den homines literari und obscuri. Ziehen wir von dem Verdienste des Veikadmus immerhin die Thatsache ab, daß er Kenntnis von der Schreibekunst an sich hatte, daß ihm ferne Jugenderinnerungen stützend zur Seite standen, daß er wohl auch von der andern Seite her vom Koran und arabischer Schrift wußte — stets wird es eine hohe Geistesthat zu nennen sein, aus solch dämmerndem Halbwissen heraus eine Schrift zu gestalten, welche sowohl der europäischen als der semitischen gegenüber auf einem durchaus selbständigen Prinzipe beruht.

Die Mandingo waren vor den Eroberungen der muhammedanischen Fulah das mächtigste Volk Westafrikas. Das Reich Melli, welches auf den Trümmern des alten Berberreiches Ghanata sich erhob, war eine Schöpfung der Mandingo, welche ebenfalls zum Islam sich bekannten. Durch den Glanz und die Macht seines Reiches gewann das Volk der Mandingo, sowie seine Sprache eine große Verbreitung unter den Stämmen des westlichen Afrikas. Die Mandingo haben sich manchen Stamm ganz assimiliert und sind nach Westen weit hinein in die Gebiete der Wolof und Felup vorgedrungen.

Das gewöhnlich nach seiner südwestlichen Abteilung Mandingo genannte Volk der Dhiuli oder Wangarawa (Sing. Wangara), auch Wakore bewohnt die Länder Segu, Sergalia, Feuda, Bambuk, Bondu, Kantora, Uli, Niani, Badibu, Bar, Kombo u. s. w., alle westlich von den Quellen des Senegal und Gambia gelegen und macht nebst den Fulah die zahlreichste und mächtigste Nation, sowie auch den wohlhabendsten, gebildetsten und einflußreichsten Teil der Bevölkerung von Hochsudan aus. Heinrich Barth schätzt ihre Zahl auf 6—8 Millionen. Obwohl eine große Verschiedenheit unter den zahlreichen Abteilungen dieses Volkes besteht, so herrscht doch im allge-

meinen der Negertypus unter demselben, und dennoch sind sie eine schöne Rasse, die eines hohen Grades von Gesittung und Intelligenz fähig ist, äußerst geschickt zum Handeln und Reisen, sowie zu politischer Organisation. Aeltere Beobachter entwerfen von den Mandingo oder Mallinke, wie sie nach dem alten Königreiche Melle sich selbst nennen, eine sehr günstige Schilderung. Danach zeichnen sie sich unter allen Negern durch Herzensgüte, Heiterkeit und Wißbegierde aus; ihre Frauen sind weichherzig und zärtliche Mütter, die Liebe der Kinder zu ihnen ist eine natürliche Folge davon; bei der Erziehung sehen sie vorzüglich auf Wahrheit und Treue. Auch Bérenger-Féraud spricht ihnen ziemlich entwickelte Geisteseigenschaften zu, stellt sie jedoch intellektuell unter die Fulah; ihr ausgeprägter Handelssinn nähert sie den Serechule; sie sind ungemein gastfrei, und die Behandlung der Armen und Kranken ist in der That eine menschenfreundliche, auch sind die Mandingo große Liebhaber der Musik und besitzen ein sehr harmonisches Balophon, eine Art dreisaitiger Violine, mehrere Arten Guitarren, endlich die bei den Negern üblichen Tamtam und eiserne Zymbale. Im übrigen aber wechseln ihre Tugenden nach den verschiedenen von ihnen bewohnten Gebieten: in Bambuk sind sie kriegerisch, am oberen Senegal viel friedfertiger, aber betrügerisch und diebisch, am Kasamanza und Gambia prahlerisch, zänkisch und faul. Sie brennen dort die Niederlassungen nieder und mißhandeln die Handelsleute, ohne sie jedoch zu ermorden, aus Furcht vor Repressalien. Ihre eigenen Dörfer sind von sehr verschiedener Größe, stets aber von einem mehr oder weniger soliden Palissadenwerk, „Tata“ genannt, umgeben. Jede Ortschaft regiert sich gewissermaßen nach Belieben. Einst unter einem gemeinschaftlichen Oberherrn und sehr mächtig, sind die Mandingo in nicht weniger als sechzehn verschiedene Staaten zerfallen, so daß heute alles zerklüftet ist in kleine oligarchische Republiken oder winzige Königreiche; unter diesen ist kein enger Zusammenhang. Ueberall findet man die Autorität zudem in den Händen zweier Männer liegen, des „Almamy“ oder geistlichen und des „Soltike“ oder „Alkaty“, d. i. des weltlichen Oberhaupts, die häufig miteinander in Hader liegen. Dem weltlichen Oberhaupt, welcher die Krieger befehligt und die Justiz ausübt, sind zwei Aelteste, sogenannte „Fode“, beigegeben. Die üblichen Strafen sind die Bastonnade und, für Mord, Hinrichtung. Im Kampfe töten sie selten ihren Gegner, außer in einem regelrechten Kriege. Ihre Lieblingswaffe ist ein großer Säbel, mit dem sie flache Hiebe austeilen, die lange, aber wenig tiefe Wunden verursachen. Die Mandingo waren die ersten, welche den Islam annahmen und verbreiteten, und auch jetzt noch eröffnen sie, wohin sie kommen, sofort eine Schule, in welcher sie Arabisch und die Grundsätze des Koran lehren, doch giebt es viele Stämme des Innern, welche heute noch Heiden sind, bei welchen Fetischismus und Glaube an Zauberei eine große Rolle spielen. In den muhammedanischen Mandingostaaten nehmen die Priester als Koranverständige den nächsten Rang nach dem Könige ein; die Häuptlinge



Musikinstrument (Mmonchord) und Ledertasche mit eingelegter Arbeit vom Senegal.

den zweiten, die Handwerker, welche in verschiedene Klassen zerfallen, den dritten Rang, dann folgen die unabhängigen Freien, hinter diesen die im Lande geborenen Hausſklaven und zuletzt die als Kriegsgefangene oder wegen verübter Verbrechen verſklavten Leute. Der Sklave arbeitet für seinen Herrn, dem er gehorcht, aber im übrigen stehen sie als Gleiche nebeneinander. Die muhammedanischen Mandingo beſchneiden die Kinder beiderlei Geſchlechts zwiſchen dem 14.—16. Jahre und veranſtalten dabei eine Feier, deren Einzelheiten ſkandalös und obſcön genug ſind. Die Neubeſchnittenen, welche vierzig Tage lang von den übrigen getrennt leben, tragen während dieſer Friſt eine von den andern weſentlich verſchiedene Kleidung: ein blaues, bis auf die Füße reichendes Gewand und darüber, auf der rechten Schulter befeſtigt, eine Art blau und weiß geſtreiften Schurz; eine weiße Mütze, Ringe, Amulette jeder Art und eine lange Lanze vervollſtändigen dieſes ſchöne Koſtüm. (Globus, Bd. XLIII, S. 179.) Die Mandingo, wie alle übrigen Bewohner Senegambiens, erblicken in dem Weißen einen Menſchen höherer Raſſe, ein von den Göttern begnadetes Weſen. Er kann alles und daher auch der Glaube an ſeine Heilkraft, welche ſtets lebhaft in Anſpruch genommen wird. Ein ſtarker Teil der Kundſchaft des franzöſiſchen Forſchers Paul Soleillet beſtand in den ſchwarzen Damen, welche von ihm in der unverblümteſten Weiſe Aphrodiſiaka für ihre Männer verlangten. Die Familie iſt nicht ſehr ſtark entwickelt. Bei Heiraten macht man weiter keine Umſtände und alle Kinder gelten für gleich. Der Mandingo kauft ſich gewöhnlich zwei bis vier Frauen, im Werte von durchſchnittlich 50—60 Mark, doch iſt die Frau keine Sklavin, kein Laſttier, wie bei ſo vielen andern Schwarzen. Jede Frau hat ihre eigene Behauſung und beſtimmte Räumlichkeiten dienen als Vorratsſpeicher. Im Hofe ſieht man in Geſellſchaft der Haustiere die Weiber plaudern, ſcherzen und lachen und dabei ihre häuslichen Geſchäfte verrichten. Die Männer tragen den weißen oder blauen „Bubu“, d. h. eine große, bis faſt auf die Füße herabfallende Bluſe — das allgemeine Kleidungsſtück in Senegambien — und eine gleichfarbige ſpitzzulaufende Mütze, manche auch kurze türkiſche Hoſen und Sandalen. Nur die Marabutin ſchmücken ſich mit einer roten Mütze. Dem Manne darf ein kurzer Säbel nicht fehlen, der von der linken Schulter herabhängt und in einer ledernen Scheide ſteckt. Ein andres notwendiges Requiſit iſt ein kleiner Lederbeutel, welcher das Amulett oder den Talisman enthält, meiſt eine kleine Papierrolle mit Koranverſen. (Globus, Bd. XXV, S. 325.) Die Weiber legen nur einen ſchmalen Streifen Zeug um die Lenden und bleiben im übrigen nackt, tragen aber dafür eine Unmaſſe von Schmuckſachen aller Art an ſich, von denen ſie ſich aber ſo wenig trennen, als die Männer von ihren Waffen. Ehebruch iſt häufig, wird jedoch ſtrenge geahndet. Im Betretungsfalle erhält der Verführer die Baſtonnade und wird dann ſamt ſeiner ganzen Familie zu gunſten des betrogenen Ehegatten als Sklave verkauft. Die ſchuldige Frau wird nicht beſtraft, — im Gegenteil; ja mitunter werden die Weiber von ihren Gatten ausgeſandt, fremde Händler zu verführen, um das Recht zu haben, dieſe dann auszuplündern. Sobald ein Mandingo den letzten Seufzer ausgehaucht, kommt der Almamy, um Gebete bei der Leiche zu verrichten. Man bekleidet dieſelbe dann aufs beſte und verſcharrt ſie ſofort 30—40 cm tief. Acht Tage darauf hält man die Leichenfeier, wenn es ſich um einen Mann handelt; eine Frau hat darauf bloß nach zurückgelegtem vierzigſten Lebensjahre Anſpruch.

Die Baſunka, Gabumka und Woyunka unterſcheiden ſich von den eigentlichen Mandingo nur dadurch, daß ſie keine Muhammedaner ſind. Sie ſind aber ebenſo große Diebe und überdies Trunkenbolde. (Marche, Trois voyages dans l'Afrique occidentale, S. 68—70.) Die Hautfarbe aller dieſer Völker iſt olivenbraun und weniger glänzend als die der Wolof, aber ſehr gleichförmig an den bedeckten, wie an den unbedeckten Stellen. Die Statur der Mandingo iſt ſchlank und hoch, das Muskelſyſtem gut entwickelt, die unteren Gliedmaßen aber ſchwächer als bei den Weißen. Das Antlitz iſt regelmäßig oval, aber mit hartem Ausdruck, leicht fliehender Stirne, breiter, eingedrückter Naſe, ſtarken Kinnladen und ſehr deutlicher Prognathie. Nicht ſelten trifft man Kröpfe, fleiſchige Auswüchſe, Klumpfüße und Geſchwüre. (Globus, Bd. I, S. 22.) Die Mandingo gehen Kreuzungen ein mit den Fulah, den Serechule und den Wolof;

einige dieser Mischlinge gehen in der umgebenden Bevölkerung auf, manche aber, wie die Djalonke, scheinen zu einem besonderen Volksstamm sich konstituieren zu wollen. (Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, S. 202.) Diese Dalonke sind eine Mischung von Mandingo, Serechule, Fulah und Bambarra; je nachdem mehr oder weniger Blut von dem einen oder andern dieser Völker in ihren Adern fließt, nähert sich ihnen auch ihr Typus in größerem oder geringerem Maße. Sie bewohnen die Gebirgswildnis Hochsenegambiens und bilden einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung in Futa Djallon, Kuronia, Balaga, Firia, Sangera, Sulimana und Bure.

Als weitere Verwandte der Mandingo sind außer den schon erwähnten Bei noch zu betrachten die Susu oder Soso vom Rio Nuñez bis zum Scarcias und im Innern, welche frühzeitig neben den Mandingo auf dem Schauplatze der Geschichte Westafrikas erscheinen, dann das Volk der Bambarra.

Was die Susu anbelangt, deren Idiom das herrschende am Rio Nuñez ist, so sind sie ein schöner Menschenschlag, zwar weniger groß als die Wolof, aber gedrungen, wohlgestaltet und meist sehr kräftig. Sie leben in kleineren oder größeren Dorfschaften unter fast unabhängigen Häuptlingen, nur durch den gemeinsamen Haß gegen die Fulah verbunden. Sie zeigen daher auch wenig Neigung, den Islam anzunehmen (Bérenger-Féraud, A. a. O., S. 329), und wo dies geschehen, behalten sie doch viel aus dem alten Fetischwesen bei, was beiläufig bemerkt, bei allen zum Mohammedanismus bekehrten Negervölkern der Fall ist. Sie pflanzen Yams, Erdnüsse, Mais u. s. w. und gewinnen Salz, das sie an die Mandingo verhandeln; sie bekommen dafür Gold, Elfenbein und Wachs; diese Produkte setzen sie gegen englische Manufakturwaren um und mit diesen kaufen sie Sklaven ein. Dergleichen halten sie in großer Menge und wer einige Hundert derselben besitzt, gilt für einen Prinzen. (Globus, Bd. XXV, S. 224.) Die Susu des Innern sollen noch äußerst wild sein; jene aber, welche in der Nähe europäischer Faktoreien wohnen, haben unter dem englischen Einflusse sich schon zu einer quasieuropäischen Tracht bequemt. Die Susu kreuzen sich vielfach mit den Nalu und den Laduma und sind dem Alkohol sehr ergeben.

Einer der mächtigsten und zahlreichsten Mandestämme im südlichen Senegambien zwischen 20—15° n. Br. ist das Volk der Bambarra, welche das Land Segu am oberen Niger und das Gebiet von Kaarta am linken Ufer des nämlichen Stromes bewohnen und auf 2 Millionen Köpfe, davon etwa zwei Drittel Sklaven, geschätzt werden. Wegen vielfacher Mischung mit den Serechule, Mandingo und Fulah kommen zahlreiche Abweichungen vom ursprünglichen Typus vor. Letzterer ist jener der Mandingo, doch sind die Bambarra weniger schlank, vielmehr untersetzt und robust von Gestalt, mit bedeutender Muskelstärke in den Armen, fliehender Stirne, sehr eingedrückter Nase, nach oben geöffneten Nasenlöchern, dicken schwarzen wulstigen Lippen, zurückweichendem Kinn und starkem Prognathismus. Die Hautfarbe ist tief schwarz, das Haar sehr wollig, die sonstige Körperbehaarung reichlicher als bei den übrigen Negern Senegambiens. Zu beiden Seiten des Gesichtes machen die Bambarra im Kindesalter Einschnitte von den Schläfen bis zu den Mundwinkeln. Sie sind geistig minder begabt als die Mandingo, sprechen auch die Sprache ihrer Stammesverwandten, jedoch in einer wenig ausgebildeten Mundart. Die Bambarra oder Bamana, wie sie auch heißen, sind tapfer, sehr kriegerisch, beuteluſtig, aber plump, träge, stupid, dabei heiter und gutmütig; sie treiben zwar Landbau und Handel, sind aber meist arm, weil sie wenig Thätigkeit und Industrie besitzen, der Handel auch hauptsächlich in den Händen der zahlreichen, in allen Nigerstädten angesiedelten Araber ruht. Ihren Hauptreichtum bildet das Gold des Landes das sie gegen andere Lebensbedürfnisse eintauschen. Als Handelsartikel dienen Gewebe, welche in vorzüglicher Qualität von den Frauen angefertigt werden und wegen ihrer schönen indigoblauen Farbe und ihrer Dauerhaftigkeit geschätzt sind. Auch Gold- und Eisenindustrie ist bei ihnen im Schwunge. Die Bambarra wohnen in stadtartigen Plätzen und in einstöckigen, fensterlosen und vom Hofraume Licht erhaltenden Häusern aus Luftziegeln, selten in Strohhütten. Auch die Bambarra haben eine ziemlich thatenreiche Geschichte hinter sich, deren Hauptmomente Thronstreitigkeiten unter den Fürsten bilden.

Ursprünglich waren die Bambarra dem Islam abhold, haben ihn aber später zum großen Teile angenommen. Ihr Adel, die sogenannten „Kurbary", hat noch eine aristokratische Abteilung, die „Masasi", aus denen allein die Würde des in der Bruderlinie erblichenen Königtums hervorgeht. Die Macht der Könige ist absolut. Diese ehelichen nur fremde Prinzessinnen, ferner Weiber der Freien des Landes und auch Gefangene. Die Masasi genießen viele hohe Gerechtsame; sie, und mit Ausnahme auch die Kaste der Schmiede, erleiden keine Todesstrafe. Kriegsgefangene werden, ausgenommen die verhaßten Mauren, gern geschont. Die Häupter der Gefangenen üben im Rate des Königs großen Einfluß aus. Das oberste Gefangenenhaupt ist eine Art Höchstkommandierender. Aus den schon als Kinder Gefangenen und deren Nachkommen gehen die „Sofa" hervor, Besitzer von Grund und Boden, die auserlesene Leibgarde, welche bei Stürmen auf feste Plätze, wobei die Bambarra allein eine Schlachtordnung beobachten, den Ehrenposten erhalten. Das Verhältnis der Sklaverei ist mehrfach gegliedert, Hausklaverei in milder Form allgemein; ebenso Polygamie. Das Weib lebt in vollster Abhängigkeit vom Mann. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus dem Bubu, dann aus einem gefalteten Beinkleide, das bis an die Kniee reicht und festgegürtet ist, aus Sandalen, Pantoffeln oder Stiefeln, Strohhut oder einer roten Mütze. Alle Freien tragen den Dolch am Ledergürtel. Frauen schlagen auch ein Tuch um den Leib und ein andres um die Schultern und schmücken sich mit Glasperlen und Ambra. Die Hauptwaffe der Bambarra ist ein sehr langer Bogen. Die wenigsten von ihnen können schreiben, besitzen aber nationale Legenden und Erzählungen.

Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß vom Senegal bis zum Niger sich Alles um den Genuß geistiger Getränke dreht. Der Neger, welcher trinkt, sei es Wein, Bier oder Branntwein, unterwirft sich leicht dem Europäer und ist ein Feind des Mohammedaners. Umgekehrt betrachtet sich der nicht trinkende Neger als Anhänger des Propheten und wenn er auch nie etwas Näheres über Mohammed gehört hat. Es kann dem Trinker nach einem tüchtigen Rausche im Katzenjammer einfallen, sich das Haupthaar mit Ausnahme eines kleinen Schopfes glatt abzurasieren, dann ist er „Tub", d. h. bekehrt und wird sich sofort an dem öffentlichen Gebete der Mohammedaner beteiligen. Der Trinker dagegen trägt sein volles Haupthaar, und wird er durch gewisse Umstände gezwungen, dasselbe dem Messer, vielmehr dem Glasscherben oder der geschliffenen Muschel, mit welchen die Operation vorgenommen wird, zu opfern, so hat er Sorge, einen Kranz von Haaren stehen zu lassen, um ja nicht mit einem „Tub" verwechselt zu werden. Man kann daher schon von Weitem mit ziemlicher Sicherheit den Nichttrinker („Sering") von dem Trinker („Tjedo"), bezw. den Mohammedaner von dem Heiden oder Christen (deren letztere es jedoch nur sehr wenige giebt) unterscheiden. Beide, Trinker wie Nichttrinker, hassen und verachten sich gegenseitig, und einzelne Stämme, wie die Dioba und die Sarrar, gehen so weit, jeden Mohammedaner, den sie unbeachtet treffen können, niederzuschießen. Fragt man dagegen den Mohammedaner, was mit einem Trinker angefangen werden soll, so fährt er zur Antwort mit der Hand um den Hals und der Trinker wird auch in den mohammedanischen Staaten sofort geköpft, sollte er nur den „Dolo", eine aus Hirse bereitete Art Bier, genossen haben. Aber nach dem Sprichwort „il y a des accommodements avec le ciel" halfen sich die zur Enthaltsamkeit gezwungenen Bewohner des Kayor dadurch, daß sie erstaunliche Mengen Kölnisches Wasser tranken!

Die Schwarzen Senegambiens sind eine Rasse von Kindern; sie haben alle Fehler der Kindheit, welche bei Erwachsenen als Untugenden auftreten, dabei aber auch einige gute Eigenschaften. Von dem, was wir als Menschenwürde bezeichnen, hat der Neger

keinen Begriff, wohl aber besitzt er Eigenliebe. Von Erkenntlichkeitsgefühl weiß er nichts; es erfüllt ihn mit Freude, wenn man ihm eine Wohlthat erweist, diese aber vergißt er bald, etwa so wie wenn ein Kind sein Spielzeug wegwirft. Voraussicht und Vorsorge sind ihm unbekannt; was er einnimmt, giebt er sofort wieder für Nahrungsmittel (Branntwein) und Putzsachen aus. So lange er Geld hat, wird er sich auch zu sehr lohnender Arbeit nicht herbeilassen, aber ein paar Tage später dieselbe Arbeit gegen eine Kleinigkeit verrichten. Er ist gutmütig und teilt von dem, was er hat, dem Bedürftigen gern mit, aber diese Gutmütigkeit, die sich ohnehin nur auf Leute seiner Farbe erstreckt, hat ihren Grund eben in jenem Mangel an Vorbedacht; das morgen kümmert ihn nicht. Er lügt, er stiehlt, und zwar am liebsten solche Sachen, auf welche seine Caprice fällt; sein größtes Laster besteht jedoch darin, daß er Treue und Glauben nicht hält und das Worthalten ihm fremd ist. Deshalb kann man sich nie auf einen Vertrag verlassen, welchen man mit ihm geschlossen hat; die Bestimmungen erfüllt er nur, wenn Furcht oder Eigennutz ihm das gebieten. (Globus, Bd. XXIII, S. 135.)

Die Fulah oder Fulbe.

Wir haben uns im Laufe unserer Musterung binnenwärts in die Länder begeben, die zum Gebiete des Nigerstromes gehören und stoßen hier auf einen rätselhaften Volksstamm, der erobernd bis tief in das Innere vorgedrungen ist und den wir näher betrachten müssen, ehe wir in der Schilderung der Sudanneger fortfahren, weil sonst manche der bei den letzteren herrschenden Verhältnisse schwer verständlich blieben. Der Volksstamm, den wir meinen, sind die schon mehrfach erwähnten Fulah oder Fulbe (Singular Pulo), von den Franzosen auch Peuls genannt. Das Wort Fulah entstammt dem Mandingo und ist nur eine Verderbung des einheimischen Ausdruckes. Dort bedeutet die Form pul „hellbraun, rot", und wird im Gegensatze zu W-olof, Y-olof, „schwarz", angewendet, um sich gegenüber dem Negernachbar zu bezeichnen. Der Singular davon lautet pul-o, der Plural pul-be. Der Ausdruck Fellani, womit man die Fulah auch bezeichnet findet, gehört dem Hausa, die Form Fellata dagegen dem Kanuri an. Wie schon aus der einheimischen Bezeichnung des Volkes hervorgeht, sind sich die Fulah des Gegensatzes zu den Negern wohl bewußt; wie Reisende versichern, sollen sie auf dieselben als auf Menschen, die zur Sklaverei geboren sind, stolz herabsehen, und sich ihnen gegenüber mit den Weißen auf eine Linie stellen.

Das Gebiet, innerhalb dessen die Fulah sich finden, reicht vom unteren Senegal im Westen bis Dar Fur im Osten und von Timbuktu und Hausa im Norden bis Sulimana, Wassulo, die Yorubaländer und Adamaua im Süden. Sie finden sich in keinem dieser Länder als alleinige Bevölkerung, sondern nur als erobernde Eindringlinge zerstreut und an den meisten Punkten mit den ursprünglichen Bewohnern mehr oder weniger gemischt. Am zahlreichsten treffen wir sie im Westen in Futa Toro, Bondu und Futa Djallon, wo sie nach Westen und Süden als Eroberer und Verbreiter des Islam vorgedrungen sind. Sie haben im Lande der Wolof festen Fuß gefaßt und die Küstenvölker bis an den Nuñez ihrem Einflusse unterworfen. Ihnen gehören einzelne feste Punkte in Sulimana und Kuranko, dem Lande östlich von Sierra Leone. Weiter finden

wir die Fulah in dem sogenannten Fuladu, wo sie in ziemlich starker Anzahl zu leben scheinen, und in den Mandingoländern bis gegen Wassulo. Im Reiche Massina, südlich von Timbuktu, sind sie das herrschende Volk, und Timbuktu selbst wird seit 1826 von den Fulah unaufhörlich bedroht. Im Haussalande ist das Reich von Sakatu (Sokoto) und Gando eine Schöpfung der Fulah (seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts). Dasselbe umfaßt ganz Hausa, Rano und Segseg samt den Ländern bis an den Benue, mit Fumbina und Adamaua. Ueberdies sind Burgu und die Yorubaländer von ihm abhängig. Weiter östlich finden wir die Fulah in Bornu, Mandara, Logone, in Bagirmi, Wadai und in Dar Fur, wo sie überall eine hervorragende Stellung entweder einnehmen oder zu erringen suchen. (Fried. Müller, Allgemeine Ethnographie, S. 478—479.)

Was ist nun dieses Fulahvolk, das im besten Zuge zu sein scheint, sich das ganze Centrum von Afrika im Namen des Korans zu unterjochen? Alle geschichtlichen Daten zeigen, daß sie vom westlichen Sudan, vom Senegal kamen und sich ostwärts über den Sudan verbreiteten, wo sie die großen Staaten Massina, Gando, Sokoto und Adamaua errichteten, aber nach Dr. Heinrich Barth stammen sie ursprünglich aus dem Osten und sind nicht am Senegal einheimisch. Wohl hat er eine Menge historischer Angaben gesammelt, wonach die Fulah noch im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wenigstens zum Teil, in den südlichen Oasen von Marokko und in Tuat angesessen waren und daß ihre Sprache unzweifelhafte Beziehungen außer mit dem Wolof, mit dem Kadschaga, der Sprache des ehemaligen weit umfassenden Reiches Ghanata habe; ja, Dr. Barth spricht sogar die Vermutung aus, die Fulah möchten die helle herrschende Bevölkerung von Ghanata gewesen sein. Allein Barth hielt die in Tuat vorkommenden Mischlinge von Arabern oder Berbern und Negern irrtümlich für Fulah, wie Gerhard Rohlfs gezeigt hat (Quer durch Afrika, Bd. II, S. 132) und was Ghanata anbelangt, so waren die dortigen Eingeborenen gleichfalls nicht Fullah, sondern schwarze Soninke. General Faidherbe, zweifelsohne die erste Autorität in Betreff der Zustände am Niger, glaubt, daß die Fulah wenigstens aus dem östlichen Afrika, aus den Nilländern oder vielleicht noch weiter her nach dem westlichen Sudan gekommen, wohin sie den großen Buckelochsen und eine bemerkenswerte Art behaarter Schafe mitbrachten, Tiere, die in diesem Teile von Afrika nicht einheimisch sind. (Petermanns Geogr. Mitt. 1866, S. 442.) Da nun die Fulah selbst keine geschichtlichen Dokumente besitzen und diejenigen anderer afrikanischer Völker, welche der Fulah erwähnen, nicht die geringste Auskunft darüber geben, so sind die Fragen über Abstammung, Herkunft und Verwandtschaft der Fulah noch ungelöst. Nur eine tiefere vergleichende Durchforschung ihrer reichen, wohlklingenden und biegsamen Sprache, des Fulfulde, meint Rohlfs, dürfte imstande sein, auf die Spur ihrer Verwandtschaft mit anderen Rassen zu leiten. Diese gewünschte Untersuchung des Fulfulde ist seither durch General Faidherbe (Essai sur la langue Poul. Paris 1875. 8°.) vorgenommen worden und es hat sich daraus ergeben, daß diese Sprache keinerlei Affinität mit irgend welcher semitischen aufweist, doch hat sie aus dem Arabischen eine Menge auf die Religion und Gerechtigkeit wie den Kalender bezügliche Ausdrücke entlehnt. In ihren Grundzügen ähnelt sie dagegen den benachbarten Negersprachen, ganz besonders derjenigen der Wolof, namentlich was die Zählweise und die Zahlen betrifft. Es ist eine ausgeprägte Suffixsprache, die wunderbarer Weise jedoch des öfteren mit dem Suffix des Hauptwortes in der Mehrzahl auch dessen Anlaut und zugleich den des zugehörigen Eigenschaftswortes wandelt. Aus Pul-o wird Ful-be, weil man damit Menschen bezeichnen will; bezöge sich das Wort hingegen auf andere Dinge, so würde es nicht das Suffix -o führen und den Anlaut p nicht verändern, einen etwaigen Anlaut f dann umgekehrt in der Mehrzahl mit p vertauschen. Wegen diesen linguistischen Aehnlichkeiten die Fulah kurzweg für Neger zu erklären, wie dies noch in der vierten Auflage von Peschels „Völkerkunde" zu lesen, wo sich der verstorbene große Gelehrte etwas boshaft gegen die Ausscheidung der Fulah aus der Negerrasse ausspricht, scheint aus anderen Gründen indes unzulässig und es ist nur zu billigen, daß Professor Kirchhoff, der Herausgeber der fünften Auflage des berühmten Werkes, den fraglichen Passus durch die zutreffende Bemerkung ersetzt hat: „Ihre (der Fulah) ursprüngliche Rassenzubehör vor der Invasion in das Negerland ist noch nicht aufgehellt." (Peschels Völkerkunde, S. 476.)

Können wir nun in der That nicht bestimmen, wer oder was die Fulah ursprünglich waren, so sprechen doch alle anthropologischen und noch andere Momente dafür, daß sie keine Neger gewesen sind. Sie haben einen ziemlich hageren Wuchs mit wenig entwickeltem Brustkasten, nicht breiten Schultern, dünnen Armen, schwachwadigen Beinen, wohlgebauten Händen und Füßen. Wo sich die Fulah unvermischt erhalten haben, da ist ihre Hautfarbe gelb wie matte Bronze, der Körperbau wohlproportioniert und die Gesichtsbildung der der kaukasischen Rasse entschieden sehr nahestehend: etwas niedere Stirn, mitunter breite, doch nie platte Nase, schmale, nicht wulstige Lippen, keine hervortretenden Backenknochen, ausdrucksvolle, schwarze Augen, dazu starker Bart und glänzend schwarzes, zwar krauses, doch langes Haar. (Rohlfs, a. a. O.) Schon Mungo Park, der sie im Westen sah, rühmte ihre helle Farbe und ihr seidenglänzendes Haar. Aehnlich beschreibt Bérenger-Féraud die Fulah Senegambiens von oft ganz europäischem Gesichtsschnitt, schlichtem oder einfach gelocktem Haar, bisweilen nur leicht bronzefarbigem Teint und ganz ohne negerhaften Hautgeruch. (Bérenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, S. 131—133.) Rohlfs fand noch im mittleren Teile des Reiches Sokoto, also tief im Innern, unter den Fulah noch etliche von gelber, fast weißer Farbe und „europäischer Gesichtsbildung". Nur das Haar war glänzend schwarz und kraus. In seinem Reisewerke erwähnt er wiederholt, daß die Fulahmädchen durch regelmäßige Gesichtszüge, schöne Körperformen und goldbronzene Hautfarbe sich auffallend von den häßlichen grobknochigen Hausa- und anderen Negerinnen unterscheiden. Freilich währt ihre Schönheit nicht lange; schon im Alter von 25 Jahren sind sie alt und ihre Reize dahingewelkt, und Dr. Barth bemerkt, daß schon im Alter von 20 Jahren ein affenartiger Ausdruck ihre kaukasischen Gesichtszüge verwische. Immerhin sind die Fulah bei weitem der schönste Menschenschlag von Centralafrika. Eine wohlgebildete vorspringende, etwas gebogene Nase und feine Lippen werden ihnen allgemein zugeschrieben, und wenn auch derartige Besonderheiten mitunter bei echten Negern vorkommen und zu stark wechseln, um für eine Rassenbestimmung zu genügen, so gewährt doch die Summe der Gesamterscheinungen am Fulah ein vom Neger so total verschiedenes Bild, daß man ihn, wie Dr. Gustav Nachtigal mündlich mir versicherte, auf den ersten Blick vom Neger unterscheiden und unmöglich mit demselben zu Einer Familie vereinigen kann, wie unter anderen auch Robert Hartmann will. Allerdings scheinen ihm zufolge die Fulah „mit den Berabra, den Bedscha, vielleicht auch mit den Monbuttu zu einer größeren Familie, einer nubisch-berberischen, zu gehören" (R. Hartmann, Die Völker Afrikas. Leipzig 1879. 8°. S. 39), allein er betont wiederholt, daß die Berber u. s. w. den eigentlichen Nigritiern keineswegs schroff gegenüberstehen.

Auch in psychischer Hinsicht bestehen zwischen beiden Rassen bedeutende Abweichungen. Zwei Punkte sind es namentlich, die allen Reisenden an den Fulah im Gegensatze zu den Negern in die Augen gesprungen sind, nämlich ihre Wertschätzung der Arbeit, die sich in dem fleißigen Betrieb der Viehzucht, des Ackerbaues und einzelner Handwerke kundgibt, und ihre tiefe Religiösität, die sie zu

fanatischen Anhängern und Verbreitern des Islam gemacht hat. Beide Punkte zeigen, daß die auf Spontaneität beruhenden Geisteskräfte bei dieser Rasse nicht unbedeutend sind, wie denn auch der Einfluß und die Macht, welche die Fulah in den Negerländern errungen haben, auf eine im Verhältnis zum Neger bedeutendere Begabung schließen lassen. Ferner wird auch die große Ehrlichkeit rühmend hervorgehoben, durch welche die Fulah vor den Negern sich auszeichnen. So berichtet G. Rohlfs (Ergänzungsheft zu Petermann's geographischen Mitteilungen XXXIV, S. 45) von der außerordentlichen Sicherheit des Eigentums, die in den Reichen der Fulah herrscht. Namentlich das Eigentum der Reisenden wird respektiert, was in den Negergebieten nicht der Fall ist. Durch Würde, Schliff, sowie durch Kunstgeschmack und ausdauernde Thatkraft unterscheiden sich die Fulah weiter sehr vorteilhaft von den Negern, während sie hinter deren gewöhnlich gutmütigem Wesen wegen der Boshaftigkeit ihres Charakters zurückstehen.

Wie man sieht, herrschen zwischen Fulah und Negern physisch und psychisch-fundamentale Unterschiede, die man auch nicht mit dem bequemen Hinweise auf die zahlreichen Stammesabweichungen befriedigend beseitigen kann, welche die Nigritier unter sich bieten sollen. Wahr ist dagegen, daß die weite Verbreitung der Fulah über die Negerländer nicht ohne Einfluß auf sie und die Negervölker selbst geblieben sind. Durch Mischung mit Negerfrauen hat ihr Typus seine Reinheit in manchen Gegenden längst eingebüßt. Namentlich im Westen ist dies der Fall. Als solche aus der Vereinigung der Fulah mit Negern hervorgegangene Mischvölker werden bezeichnet die Toucouleurs oder Tukulör in Futa Toro, die schon einmal erwähnten Djalonke in Futa Djallon, die Sisilbe oder Silibawa, die Dschawambe und die Soromawa in den Mandingo- und Haussaländern. Diese Bastarde zeigen nun eine breitere, flachere Nase, aufgeworfene Lippen, krauseres Haar, dunklere Hautfarbe und plumpere Staturen, also nähern sich sehr beträchtlich den Attributen der Negerrasse. Gerhard Rohlfs behauptet auch, daß infolge der starken Vermischung mit den Schwarzen die Fulah immer mehr von den körperlichen Unterscheidungsmerkmalen ihrer Rasse einbüßen und daß anzunehmen sei, sie würden nach drei bis vier Generationen ganz in der Negerrasse aufgehen. Ueberaus merkwürdig ist nun die physiologische Erscheinung, welche sich vollzog, als im sechzehnten Jahrhundert die siegreichen Fulah, ursprünglich ein rohes, nomadisierendes Hirtenvolk, sich in Futa Toro, an den Ufern des Senegal, festsetzten. Unvermischt schienen sie nicht die zur Gründung großer politischer Genossenschaften nötigen Eigenschaften zu besitzen. Nun vermischten sie sich aber mit den Wolof und Mandingo, die von ihnen besiegt waren, und diese neueren Elemente brachten der daraus entstandenen Bastardrasse der Toucouleurs einen praktischeren Sinn, die Fähigkeit sich unterzuordnen, eine größere Muskelkraft und Liebe zum Ackerbau zu, den sie höchst wahrscheinlich erst von den Schwarzen erlernte, worin sie aber bald wie in anderen Arbeiten ihre Lehrmeister übertraf. Als daher im achtzehnten Jahrhundert der Islam den Toucouleurs die Energie und den religiösen Enthusiasmus zur Eroberung weiter Gebiete einflößte, waren sie fähig, große Reiche zu gründen.

Unter Abd-el-Kader von Futa Toro konstituierte sich die religiöse Aristokratie der Toucouleurs, die „Torodo" im achtzehnten Jahrhunderte zu einer aristokratischen Macht, welche das ganze Becken des Senegal beherrschte. Die Leichtigkeit, sich in den benachbarten französischen Faktoreien mit Feuerwaffen und Kriegsmunition zu versehen, sicherte ihnen ein großes Uebergewicht über die schwarzen Völkerschaften des Innern und erlaubte ihnen, fortan eine hervorragende Rolle in diesem Teile von Afrika zu spielen. Wirklich gründete am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein ebenfalls aus dem Futa gebürtiger Marabut Othman-dan-Fodie zwischen Niger und Tschadsee das große östliche Fulahreich auf den Trümmern von Hausa und der benachbarten Länder. In dem westlichen Fulahreiche Futa waren nach dem Tode Abdu-el-Kaders im Jahr 1770 die Marabutin bis auf die neueste Zeit ziemlich ruhig geblieben, zufrieden damit, daß ihre kriegerischen Sendboten überall mächtige Reiche aufrichteten: das in Hausa, von dem soeben die Rede war, das von Massina am Niger, zwischen Segu und Timbuktu, und das von Futa Djallon, welches die Küste zwischen dem Kasamanza und Sierra Leone beherrscht; sie begnügten sich, den Franzosen Tribut zahlen zu lassen und alljährlich unbedeutende Streitigkeiten mit den Gouverneuren des Senegal anzuzetteln. Aber im Jahre 1854 warf sie ein Erwachen des Fanatismus in neue und großartige Unternehmungen. El Hadsch Omar, ein Torodo aus der Gegend von Podor, predigte einen heiligen Krieg und unternahm, von dem schiffbaren Teile des Senegal durch die französischen Waffen zurückgetrieben, die Gründung eines neuen westlichen Fulahreiches am oberen Niger und oberen Senegal. Im Jahre 1862 hatte El Hadsch Omar eine Länderstrecke von 1,640000 qkm erobert und seine Autorität nach der Eroberung von Massina bis nach Timbuktu ausgedehnt. Vornehmlich auf den Trümmern der beiden letzten Heidenstaaten in diesem Teile des Sudans hatte er sein neues Reich errichtet, nämlich in Kaarta am rechten Ufer des oberen Senegal und in Segu am oberen Niger. Beide Länder gehörten den Bambarra, beide waren mächtige, weithin gefürchtete Monarchien mit absolutistischen Einrichtungen und stehenden Heeren, aber diese Heere bestanden ausschließlich aus Sklaven, und so erklärt es sich, wie sie beide zum großen Erstaunen der Völker, die gewohnt waren, vor ihnen zu zittern, in einem Augenblick verschwinden konnten vor dem Islam, der den Gläubigen Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz gewährleistet. In Kaarta, wo das uneinige Volk mit einander in Fehde lag, hatte Hadsch Omar gar leichtes Spiel. Die „Diavara", die alten Besitzer des Grundes und Bodens, hatten sich aufgelehnt gegen die Massassi, Bambarraeroberer, die im vorigen Jahrhundert aus Segu nach Kaarta gekommen waren. Omar fiel über beide Parteien her, schlachtete mit gleicher Unparteilichkeit alle ab, die sich ihm in den Weg stellten, verwandelte ganz Kaarta in eine Wüstenei und that ein gleiches mit der Landschaft Kasson. Hier wütete er am eifrigsten gegen die Ulad Mbarek, einen mohammedanischen Stamm, der aber in dem plündernden Krieger keinen Heiligen erblicken wollte. Mit Beute beladen und mit Blut besudelt, wollte Hadsch Omar nach dem senegambischen Futa zurückkehren, denn dieses sollte der Mittelpunkt seiner neuen Macht werden. In seinem Wege lag das Fort Medine, welches Faidherbe, als Gouverneur des Senegal, wenige Jahre zuvor, etwa 1100—1150 km von der Strommündung entfernt, gegründet hatte. Während Omar in den umliegenden Landschaften mit Feuer und Schwert wütete, hatten sich viele Flüchtlinge aus Kaarta und Kasson zu den weißen Leuten in Medine geflüchtet, um bei ihnen Schutz zu suchen. Als ihren Häuptling betrachteten sie den Kassonke Sambala, welcher von ihren alten Königen abstammte und mit etwa 6000 Mann sich unter den Kanonen von Medine verschanzt hatte. Diesen Platz galt es nun einzunehmen und Hadsch Omar wußte, wie viel gerade auf einen Sieg über die Weißen ankam, denn wenn er Medine eroberte, war seine Macht fester denn je begründet. Es war dies im Jahre 1857. Glücklicherweise gelang es Faidherbe das einer monatelangen Belagerung und engen Zernierung ausgesetzte Fort mit seiner tapferen Truppe noch im letzten Augenblicke zu entsetzen; der Feind wurde auseinandergesprengt und floh nach allen Richtungen hin. Hadsch Omar hat sich von diesem Schlage nicht wieder erholt; ein Jahr später nahmen ihm die Weißen auch den Waffenplatz Gemu ab, welchen er dem Fort Bakel gegenüber errichten wollte. Seither hat man wenig mehr von ihm gehört und man weiß nicht einmal die genaue Zeit seines Todes, doch muß derselbe in den Anfang der Sechziger Jahre fallen. Omar ward in Hambu-Allah, der Hauptstadt von Massina, gefangen und getötet, sein Reich gieng aber auf seine Söhne über, unter welchen Ahmadu-el-Mekki, König von Segu, der bekannteste und wohl auch mächtigste ist. Durch seine Brüder läßt er die von Segu abhängigen Königreiche und Landschaften regieren; so ist Bassiru Sultan von Dschiafunu und Mult-Agha König

von Kaarta. Die Mutter Ahmadus ist die Schwester des Königs Aliu, des zweiten Nachfolgers des berühmten Othman Dan Fodie, es besteht also eine nahe Verwandtschaft zwischen den beiden großen Fulahreichen. Ahmadu hat viel Energie und braucht sie auch, denn er muß jeden Augenblick Aufstände unterdrücken und die Reste der alten, von seinem Vater zerstörten Staaten bekämpfen. Paul Soleillet, der ihn 1878 in Segu besuchte, sagt, daß seine Unterthanen im allgemeinen unzufrieden sind; er hat es nicht verstanden, sich Anhänger zu erwerben; er besitzt nur Günstlinge und hat alle alten Diener seines Vaters entfernt. In allen seinen Expeditionen ist er vom Mißgeschick verfolgt, sein Reich zerbröckelt von Jahr zu Jahr und man kann voraussehen, daß es sich bei seinem Tode völlig auflösen wird. (Les voyages et découvertes de Paul Soleillet dans le Sahara et dans le Soudan. Paris 1881. 8°. S. 178.)

Das Titelwesen ist bei den Fulah des Westens völlig unbekannt; selbst die Häuptlinge werden nur mit ihrem Namen genannt; bloß die Marabutie machen eine Ausnahme und fügen ihrem Namen das etwas anmaßende Prädikat „Cerno", d. i. Gelehrter, hinzu. Auch die Brüder Ahmadus zeichnen sich von ihren Unterthanen bloß durch den Besitz einer „Talâ" aus, nämlich einer mit Türmchen und Schießscharten versehenen Ringmauer. Ihre Palastoffiziere werden dem weiblichen Geschlechte entnommen und mit großer Sorgfalt ausgewählt, da sie auf die Majestäten meist weit mehr Einfluß besitzen als die rechtmäßigen Gemahlinnen. Die beiden Fürsten selbst, berichtet Soleillet, leben als wahre Faullenzer; den ganzen Tag liegen oder hocken sie auf einer Matte, den Säbel über die Knie gelegt und in der Hand den Rosenkranz. Sechs bis zehn kleine Mädchen kneten sie, kitzeln sie an den Beinen, versetzen ihnen Klapse auf Brust und Rücken, während ein Musiker die Saiten einer Guitarre quält. Diese Häuptlinge besitzen gute Pferde, ihre Unterthanen haben aber bloß elende Mähren. Außerdem giebt es Schaf-, Ziegen- und Rinderherden im Lande, welche von freien Männern, den sogenannten „Diavando", auf die Gemeindeweiden täglich hinaus- und abends zurückgeführt werden. Als Saumtiere dienen Ochsen und Esel. Der Handel beschränkt sich auf Glassachen, Silber, Stoffe und Salz, die man gegen Gold und Sklaven vertauscht. Als gewöhnliches Zahlungsmittel dient ein schmales Stück Baumwollstoff, welches wahrscheinlich wie alle von Timbuktu bis Sansanding verkauften Kotonnaden, aus Manchester stammen. Zu Guigne und Segu bedient man sich der Kaurimuschel als Zahlmittel. Die Diavando, die Schuhmacher und Schmiede können niemals Sklaven sein. Die Gassen der Dörfer starren von ekelhaftem Schmutz.

Wie Segu, das westliche Fulahreich, so besteht auch das östliche aus einer Menge kleinerer und größerer Sultanate, die alle dem Sultan von Sokoto unterthan sind. Ueberall bilden die Fulah nicht den Kern der Bevölkerung, sondern bloß eine Art von sehr mächtiger Aristokratie, die sich alle Aemter und einen Teil des Grundbesitzes vorbehalten hat, während sie der eingeborenen Bevölkerung die Freiheit und die Möglichkeit belassen, sich durch den Handel zu bereichern. Die Gesamtzahl der Fulah wird auf 6—8 Millionen geschätzt, aber sie wohnen nicht dicht; so bilden sie z. B. längs des mittleren Niger bis Say nur eine schmale Reihe vereinzelter Niederlassungen; in anderen Landschaften wohnen sie dagegen gedrängter. Ihre Sprache ist die herrschende im innern Afrika und wird fast überall verstanden; sie haben dieselbe ihren Mischlingen mitgeteilt, an manchen Orten aber auch die alte Landessprache angenommen, so

z. B. in der Landschaft Tenda, wo sie das Mandingo sprechen. Die Fulah sind, wie schon erwähnt, alle Mohammedaner und besitzen Schulen, wo die Schüler „Talibe", im Lesen, Schreiben und Rechnen, sowie im Arabischen unterrichtet werden.

Der Hauptnahrungszweig der Fulah ist im Westen Rindviehzucht, die mit einer Umsicht und Sorgfalt betrieben wird, wie man sie nur von gesitteteren Völkern erwarten kann, im Osten dagegen Landbau und daneben gleichfalls noch etwas Rindviehzucht, die weiter nach Süden ganz aufhört. Sie verstehen sich auf Milchwirtschaft und bereiten gleich den Negern gute Butter, haben es aber nicht bis zur Käsebereitung gebracht. Der Landbau erstreckt sich auf Reis, Mais, Hirse und Guineakorn, auch Gartengewächse, Baumwolle und Obstbau werden gepflegt, endlich auch Pferde, Schafe, Ziegen und Esel gezogen. An Orten, die zur Weide geeignet sind, wird das Gestrüpp ausgerottet, jeder Baum umgekappt. Anderes Ackergerät als eine rohe Hacke kennt man nicht; als Dünger verwendet man Rasenasche und Stoppeln. Die Männer widmen sich den Feldarbeiten, ihren Herden und der Weberei, die Frauen den häuslichen Geschäften und der Spinnerei. Oft aber nehmen an den Arbeiten und gewerblichen Hantierungen Männer und Frauen gleichen Anteil. Letztere stampfen und reiben die Getreidekörner zu Mehl, kneten den Teig und bereiten aus den harzigen Blättern der Adansonie die Brühe dazu, die in Ermanglung des teuern Salzes stark mit Pfeffer und Ingwer gewürzt wird; sie spinnen die Baumwolle, drehen Stricke, beschäftigen sich auch vorzugsweise mit der Töpferei. Die Männer weben das gesponnene Garn, gewöhnlich zu vier oder fünf an einem freien Platze oder mitten in einer breiten Straße ihren Webstuhl aufschlagend; andere geben durch anhaltendes Klopfen dem rohen Gewebe Glanz und Appretur; wieder andere nähen die schmalen Streifen in breitere Stücke zusammen. Desgleichen werden das Matten- und Korbflechten, die Lederbereitung, das Schuhmacher- und andere Handwerke von den Männern betrieben. (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 162). Die Wasserkrüge, Eßtöpfe, Matten und sonstigen Geräte der Fulah zeugen von der Geschicklichkeit und dem Farbensinn der Verfertiger; Rohlfs sah Matten in Mannshöhe von zierlichem Geflecht und geschmackvoller Zusammenstellung der Farben, die mit 4—5000 Kauri oder einem Mariatheresiathaler bezahlt werden. Das Geld des Landes ist nämlich die „Kauri", das Otterköpfchen (Cypraea moneta), eine kleine einschalige Muschel der indischen Meere, von der ganze Schiffsladungen an die Küste, meist von Dahome gebracht werden; von dort gelangt dieses Geld nach Segu, Timbuktu, Hausa, überschreitet aber Segu weder westlich noch nördlich. Das Zählen dieser Muscheln zeigt übrigens eine unerklärte Sonderbarkeit. Man zählt sie zwar nach 10, welches die Grundlage des Zählungssystems zu sein scheint; allein statt zu zählen $10 \times 10 = 100$, zählt man $8 \times 10 = 100$; $10 \times 100 = 1000$; $10 \times 1000 = 10{,}000$; $8 \times 10{,}000 = 100{,}000$, so daß das 100 nur 80 ist, das 1000 nur 800, das 10,000 nur 8000, das 100,000 nur 64,000. Die Leute zählen größere Beträge derart, daß sie allemal fünf Muscheln nehmen und wenn sie sechzehnmal fünf auf einem Haufen haben, sagen sie: das sind einhundert. Außer der Kaurimuschel ist der gefangene Mensch, der Sklave, Geld- und Wertmesser. Man berechnet den Preis eines Ochsen oder eines Pferdes nach so und so viel Menschen oder Bruchteilen von Menschen. Dieser Bruchteil wird natürlich nicht in natura bezahlt; man giebt dafür

Afrikanische Scheidemünze. Durchbohrte und auf Bastschnüre gezogene Kaurimuscheln.

einen schlechten Sklaven, der nicht den laufenden Wert von 20,000 Kauri hat oder ein sehr junges Kind oder zahlt selbst mit Kauri, einer Decke oder einem der schönen Kleider, die man „Loma" nennt. Der schönste Jüngling des Landes, der einen guten „Sofa" abgeben kann, d. h. ein 15jähriger Kriegersklave ist die höchste Landesmünze; er gilt zuweilen so viel als zwei gewöhnliche Gefangene. Ein schönes Mädchen, im Besitze aller ihrer physischen Vorzüge und zu einer „Tara" d. h. einer Beischläferin geeignet, macht ihm indes bisweilen den Preis streitig. (Ausland 1867, S. 219). Die Stellung der Sklaven bei den Fulah ist übrigens eine ziemlich günstige, denn sie sind keineswegs der Willkür ihrer Herren preisgegeben. Sie ziehen mit den Freien in den Kampf und werden beim Tode des Herrn oder bei gewissen Feierlichkeiten freigegeben.

Die Fulah werden uns von moralischer Seite als ein achtbares Volk geschildert. Sie sind leutselig gegen Jedermann. Gastfreundschaft ist zwar bei ihnen nicht vorgeschriebene Sitte, wie bei den übrigen mohammedanischen Völkern, aber sie erweisen sie darum nicht minder, vielmehr in besonders anzuerkennendem Maße und zeigen sich gefällig und hilfreich gegen Fremde; sie sorgen nicht bloß für ihre Alten und Kranken, sondern stehen in Hungersnot auch den Negern bei. Ungeachtet ihrer Sanftmut sind sie doch so tapfer, wie irgend ein Volk in Afrika. Ihre Waffen sind Lanzen, Sagayen, Schilde, Pfeil und Bogen, kurze Hirschfänger und jetzt hauptsächlich Feuergewehre. Sie haben ein lebhaftes Gefühl für das, was recht und billig ist und werden von ihren Obrigkeiten auf die sanfteste Weise regiert. Vergehen werden meist mit Geldstrafen belegt. Unter ihren Spielen ist das „Uri" zu erwähnen. Es findet in einem länglichen dicken Spielbrett statt, in welchem 12—16 Löcher eingeschnitten sind. Jeder Spieler hat etwa 24 Steinchen oder Kaurischnecken, welche aus einer Grube in die andere hin und her verlegt werden. Statt des Spielbrettes dienen wohl auch in den Erdboden gekratzte Gruben.

Die Männer tragen ein weißes, oben viel gefälteltes Kattunhemd mit langen, weiten Aermeln; die Frauen winden ein Stück Baumwollenzeug, aus Streifen zusammengenäht, um die Hüften, so daß der Oberkörper vom Nabel an unbedeckt bleibt; die jungen Leute gehen bis auf einen Schurz vor der Scham ganz nackt. Manche Fulah tragen chignonartige Haartouren und mädchenhaft angelegte Flechten, die sie mit federgeschmückten Korbhüten bedecken. Die Fulah der wohlhabenderen Klassen wohnen in Häusern, die von selbstgefertigten Luftsteinen erbaut und ein Stockwerk hoch sind, mit einem platten Dach und einem sehr schönen weißen Estrich. Diese Häuser bestehen nur aus zwei Gemächern, einer Vorratskammer und einem Wohn- und Schlafzimmer. Man schläft auf erhöhten Plattformen, die mit Matten belegt sind und bedient sich in der kühleren Jahreszeit wollener Decken. Die ärmeren Klassen haben Hütten mit Thonwänden und bienenkorbförmigem Strohdach, welche trotz der dünnen Wände infolge des guten Materials und der dauerhaften Arbeit starken Widerstand gegen die Einflüsse der Witterung leisten. Ueberall herrscht Sauberkeit in diesen Hütten. Auf Erbauung und Erhaltung guter Straßen werden große Stücke gehalten; die Städte sind meist nach Einem Muster erbaut.

Die Fulah sind gute Jäger und töten Löwen, Tiger und Elefanten, deren Zähne einen Gegenstand ihres Handels ausmachen. Das Fleisch wird geräuchert und getrocknet.

Die Neger des mittleren Sudan.

Bei Dschenne am Niger, unterhalb Segu, im Lande Massina, ist die Grenze der Mandeidiome. Dann tritt nach Osten hin eine Sprache auf, welche der französische Reisende René Caillié die Kissursprache genannt hat. Die Kissurneger oder N'Kissur, von welchen man als besondere Stämme die Diriman, Makara und Dschimbala anführt, sind ein schöner Menschenschlag; bei ihnen ist nicht die Rede von rohen Wilden, sondern wir haben es mit einem relativ gesitteten Volke zu thun. Die Kissur sind zwar auch Mohammedaner, aber lange nicht so streng wie die Fulah und vielleicht die toleransten Anhänger des

Korans. Neben der Landessprache ist das Arabische auch allgemein gebräuchlich. Die Kissur sind sehr intelligent. Landwirtschaft, besonders Produktion von Mais, Hirse, Tabak ist ihr Hauptgewerbe, weniger die Viehzucht. Sie lassen ihre Sklaven beim Landbau arbeiten, während die Freien sich dem Handelsstande oder Handwerken widmen; es giebt bei ihnen Schneider, Schuster, Schmiede, Maurer, Lastträger, Markthelfer u. dgl. Der König oder Häuptling lebt ganz einfach und wenig besser als einer seiner Unterthanen, macht keinen Aufwand, schreibt keinen Zoll aus, keine Auflagen, sondern begnügt sich mit freiwilligen Geschenken, die ihm von fremden Kaufleuten dargebracht werden.

Die Kissur leben durchgängig sehr gut. Reis ist ihre Hauptspeise und fast täglich sehen sie frisches Fleisch bei ihren Mahlzeiten, die täglich zweimal stattfinden; man setzt sich um eine große Schüssel, aus der man die Speisen mit den Fingern herausnimmt. Die Frauen, welche unverschleiert gehen dürfen, essen indes nicht mit ihren Männern und Söhnen zusammen. Sind die Töchter herangewachsen, so stehen sie den Müttern in der Hauswirtschaft bei und sorgen insbesondere für die Reinigung der Wäsche. In Mußestunden beschäftigen sie sich mit Baumwollespinnen. Die mitunter ansehnlichen Städte der Kissur, wie Dschenne und Timbuktu, haben das Aussehen unserer Dörfer. Die Gassen sind nicht regelmäßig angelegt, aber breit genug für ein Volk, welches den Gebrauch des Fuhrwerks nicht kennt; sie werden sehr reinlich gehalten und fast täglich gekehrt. Stets sind die Städte mit Mauern umgeben, die nur 3—4 m hoch, aber 4.50 m dick sind. Die Häuser sind ein Stockwerk hoch und immer mit einer Terrasse versehen; nach der Gasse haben sie keine Fenster; diese sind auf der Hofseite angebracht. Die Gemächer sind alle lang und schmal. Jedes Haus hat eine Treppe, die nach der Terrasse führt, aber keinen Rauchfang, und nicht selten sieht man die Sklaven mit der Zubereitung der Küche unter freiem Himmel beschäftigt. Die Tracht nähert sich jener der Mauren. Hausmöbel kennt man nicht; man setzt sich auf die Erde, schläft auf Matten oder Teppichen, die man von den Mauren einhandelt, und hebt seine Sachen an der Decke in Säcken auf. Unter den Handelsartikeln, welche die Kissur auf die Märkte von Dschenne und Timbuktu bringen, um sie gegen Glasperlen, Bernstein, Korallen und Salz einzutauschen, werden irdene Gefässe eigener Fabrik, getrocknete Fische, Elfenbein und Sklaven genannt. Auf dem Niger besitzen sie Böte von 30 m Länge und 6—7 m Breite, die gegen 80 Tonnenlast zu tragen imstande sind und von der Mannschaft sehr geschickt bedient werden; der Segel bedient man sich aber nicht, sondern bloß langer Stangen. Feuerwaffen sind allgemein gebräuchlich. Arabisch kann jeder lesen, aber nicht alle verstehen die Bedeutung des Gelesenen. Haben die Knaben den Kursus in den öffentlichen Elementarschulen zurückgelegt, so gehen sie auf die hohe Schule, wo sie dem Studium des Koran obliegen. Können sie das heilige Buch auswendig, so gelten sie für Gelehrte.

Nordöstlich von den Mandingo an den gegen das Gebiet der Berber gelegenen Nordgrenze des Verbreitungsbezirkes der Negerrasse, sitzt das Volk der Sonrhay, nicht zu verwechseln mit den später zu erwähnenden Somraï. Das Sonrhay-Volk spielt in der Geschichte des westlichen Mittelafrika dieselbe wichtige Rolle wie das Volk der Mandingo in Westafrika. Geradeso wie die letzteren das Berberreich Ghanata zerstört und auf den Trümmern desselben das Reich Melli gegründet hatten, wurden sie später von den Sonrhay besiegt und unterworfen, welche nun der mächtigste Staat des sogenannten Sudan wurden. Durch die Eroberungen des Sonrhayvolkes wurde auch seine Sprache weit über die Grenzen ihres ursprünglichen Verbreitungsbezirkes getragen. Sie wird gegenwärtig von Timbuktu und der Landschaft Asuad bis gegen Agades hin gesprochen. Was ihre Stellung zu den umliegenden Sprachen betrifft, so dürfte sie am besten als isoliert dastehend zu betrachten sein (Fried. Müller, Allg. Ethnogr., S. 146). Sie hat, wie alle Sprachen der Völker, die dem Südrande

der Sahara zunächst sitzen, ihre grammatische Ausbildung erst durch Berührung mit Berbern und Arabern erfahren. Vor dieser Zeit mag sie weder Deklination noch Konjugation besessen haben, sondern die infinitive oder substantive Verbalwurzel wurde einfach an den Namen eines Gegenstandes oder einer Person angeknüpft. Nach Dr. Heinrich Barths Schilderungen besitzen die Sonrhay feinere edlere Züge von kleineren Umrissen, so daß Robert Hartmann für dieselben die charakteristische Bezeichnung „Puppenköpfe" vorgebracht hat. Ihre Hautfarbe ist ein ins Bräunliche übergehendes Schwarz; doch sind auch ziemlich helle, bräunlich gefärbte Individuen anzutreffen. Ihr Haar ist kraus, wächst aber ziemlich lang und läßt sich gut flechten. Die Gestalten sind schlank, die Beine wadenlos.

Das Volk der Sonrhay wohnte in früheren Zeiten wahrscheinlich vom großen Knie des Niger abwärts am Strome und scheint von Aegypten aus das Licht der Zivilisation und den Islam empfangen zu haben. Eine gemeinsame Sitte der Sonrhay und der alten Aegypter ist die sorgfältige Behandlung der Toten. Die mohammedanische Religion ist wahrscheinlich bei den vor alters lebhaften Verkehrsbeziehungen zwischen dem oberen Nilthale durch die Zentralzone des Sudans nach dem Niger zu den Sonrhay durch islamitische Missionäre und Prediger verpflanzt worden. Die Hauptstadt am mittleren Niger war Gego. Zerrüttende Bürgerkriege untergruben nach und nach den Bestand des großen Sonrhayreiches, welches das ganze innere Nordafrika bis östlich zum Tschadsee umfaßte, und 1592 unterlag es völlig den siegreichen Marokkanern. Diese setzten sich im Lande fest, verheirateten sich mit eingebornen Frauen und es erwuchs aus dieser Verbindung ein Mischvolk, die Ruma, welche gegenwärtig in den Sonrhaystädten einen Teil der eingebornen Elemente bilden, die den Anspruch auf eine Art geistigen Uebergewichts machen. Barth versichert, daß die Sonrhay im allgemeinen zu den ungastfreundlichsten Menschen gehören, mit denen er je in Berührung gekommen; in ihrer gegenwärtigen erniedrigten politischen Stellung haben sie einen recht düstern, unfreundlichen Charakter. (Heinr. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika. Gotha 1858. 8°. Bd. IV, S. 240.) Als Kleidung tragen viele nichts als einen Lederschurz um die Hüften (a. a. O., Bd. V, S. 287). Die Hütten der Sonrhay sind meist aus Thon mit sehr spitzem Rohrdache gebaut; in manchen Dörfern sieht man auch hohe turmartige Kornschober mit spitzen Rohrdächern in großer Zahl, welche einen ganz eigentümlichen Anblick gewähren.

Die südlichen Nachbarn der Sonrhay sind die Hausa oder Haussa, ein weitverzweigtes, intelligentes Negervolk, in welchem Dr. Barth die bereits von Herodot erwähnten Ataranten („die Versammelten, von tara, versammeln) erkannt zu haben glaubte, eine Annahme, welche indes Prof. Kirchhoff als gänzlich ungerechtfertigt zurückweist (Peschel, Völkerkunde, S. 476). Der oben genannte Afrikaforscher ist auch der Ansicht, die Hausa seien erst in verhältnismäßig später Zeit aus nördlicher gelegenen Gegenden, z. B. der Oase Aïr oder Asben, in ihre heutigen Wohnplätze gezogen. Von ihrer Geschichte ist uns sehr wenig bekannt; allein aus der weiten Verbreitung der Hausasprache, weit über die Grenzen des Stammlandes, läßt sich auf die ehemalige Bedeutung des Volkes ein Schluß ziehen. Die Sprache der Hausa zeichnet sich durch Wohlklang und Formenreichtum vor anderen aus und ist im Norden von Agades in Asben über die Staaten Katsena, Segseg, Saria, Kano, Rano, Gober, Daura, Damerghu, Sanfara, einen Teil von Nupe, Guari, Yauri, Yoruba, Korofa (am linken Ufer des Benue), in Burgu (am rechten Ufer des Niger) bis fast nach Benin als Geschäftssprache verbreitet. Sie ist eine in der Reihe der

afrikanischen Sprachen isoliert dastehende; das semitisch-hamitische Element, welches man in ihr entdeckt zu haben glaubte, dürfte auf Entlehnung beruhen. Die Hausa sind echte Neger von sehr platter Gesichtsbildung, mit nicht selten eingedrückten, breitflügeligen Nasen, prognather Mundgegend und sehr dicken Lippen. Manche Frauenzimmer sind indes wirklich hübsch und werden für die Hareme in Marokko teuer bezahlt; sie färben sich oft Haar, Hände, Füße, Lenden und Augenbrauen blau; beide Geschlechter färben ganz allgemein Lippen und Zähne. Sie gelten als ein sehr lebhaftes, besonders intelligentes Volk, das manche civilisatorische Beeinflussung auf Araber und Berber, sowie auf viele Negerstämme Innerafrikas ausgeübt hat. Die Hausa sind Moslemin, teils Freie, teils den Fulah unterworfen, befassen sich mit Ackerbau, Viehzucht, technischer Industrie, mit den verschiedensten Gewerben und besonders mit Handel. Die Haupthandelsgegenstände sind selbstgefertigte Baumwollstoffe, gegerbte Ochsenhäute, bunt gefärbtes Ziegenleder und namentlich Goro- oder Kolanüsse (Cola acuminata R. Br.), eines der verbreitetsten Reizmittel bei den zentralafrikanischen Völkern (siehe Gerhard Rohlfs, Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Leipzig 1876. 8°. S. 99—104). Recht charakteristisch sind die zwar mit stumpfen, aber doch recht geschmackvoll zusammengestellten Farben geschmückten Lederkissen. Der Handel der Hausa nach Norden wird nicht durch die Bevölkerung selbst, sondern durch Vermittlung der Tuareg betrieben. Dörfer und Städte der Hausa gleichen im Bau jenen der Kissur und sind mitunter sehr groß. Boxen, Tanzen und Singen sind leidenschaftliche Volksvergnügungen.

Die Hausa bilden das Gros der Bevölkerung in den meisten Ländern und Lehensstaaten des großen Fulahreiches von Sókoto, welche man früher deshalb auch Hausastaaten nannte. Am Hofe von Bautschi z. B. wird vorwiegend die Hausasprache gesprochen und fast alle Titel der Beamten und Würdenträger sind in diesem Idiom benannt. Sehr merkwürdig ist, daß die Schmiede, welche oft eine verachtete Pariakaste bilden, bei den Hausa wie bei den Fulah im Gegenteile vorzüglichen Ansehens genießen, so daß ihr Obermeister sogar eine der höchsten Stellen bei Hofe einnimmt. Die Bevölkerung der Hauptstadt Garo-n-Bautschi oder Jakoba ist der Mehrzahl nach gleichfalls Hausa. Die Tracht der männlichen Stadtbewohner besteht bei den Wohlhabenden aus weißen oder blaukarrierten, sehr weiten Hosen, einem weißen Hemd mit langen Aermeln, beides aus schmalen Kattunstreifen zusammengenäht, und einer langen „Tobe"; vor dem Gesicht tragen sie einen schwarzen oder weißen „Litham" und an der Seite ein gerades Schwert; Spieße sieht man wenig; allgemeine Waffe ist der Pfeilbogen. Die Aermeren begnügen sich mit Hemd und Hosen oder auch bloß mit letzterer. Haupt- und Barthaar werden sorgfältig abrasiert. Auf dem Lande gehen die Männer nackt, nur die Schamteile mit einem Lederschurz, einem Baumwollfetzen oder einem grünen Blatt bedeckend; wenn sie zur Stadt kommen, winden indes die meisten ein Tuch um die Hüften. Die Frauentracht in Garo-n-Bautschi weicht dadurch von der in andern großen Negerstädten ab, daß sie die Brüste völlig entblößt läßt. Bei den Mädchen wird der Kopf in einer Weise geschoren, wonach nur in der Mitte ein firstartiger Streif und ringsum ein schmaler Kranz von Haaren stehen bleibt; bei den verheirateten Frauen werden die vollen, stark eingebutterten Haare auf dem Wirbel zusammengebunden. Die Landbewohnerinnen sind wie die Männer unbekleidet. (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 160—161.)

Neben den Hausa leben unter der Herrschaft der Fulah oder Fellata noch andere Negerstämme, welche im allgemeinen ähnliche Züge zeigen. Hierher gehören unter anderen die Bewohner des Goragebirges, eines Gebirgsstockes zwischen Tschadsee, Benuë und Niger. Rohlfs, der sie besucht hat, nennt uns ihren Namen nicht. Mit Ausnahme der Städtebewohner gehen diese Eingebornen vollkommen nackt und sind Heiden. Die Frauen tragen Ringe und Spangen um Arme und Fußknöchel, jedoch durchbohren sie die Ohrlappen nicht wie die europäischen Frauen; ihr Haar tragen sie ohne Schmuck und kurz

abgeschnitten, während die Männer es helmartig zu einem Wulst zusammenwachsen lassen. Um den Leib tragen die Frauen einen Ledergurt, der vorn und hinten mit Blättern behangen wird, um damit die Blößen zu bedecken; die Männer haben ein Schurzfell, oft kunstvoll gestickt und mit vielen kleinen Muscheln verziert. Sie sind immer bewaffnet: ein Bogen, ein Köcher mit vergifteten Pfeilen und oft ein gerades, in Hagen oder Solingen verfertigtes Schwert machen ihre Rüstung aus. (Rohlfs, Beiträge, S. 67.) In Badiko, einem Marktorte im Goragebiete, hatte Rohlfs Gelegenheit einem Tanze zur Feier des Neumondes beizuwohnen; der Mond genießt nämlich bei den Negern eine besondere Verehrung. „Auf einem großen Platze reihten sich an der einen Seite die Männer zusammen, meist nur mit blau und weiß gestreiften Schürzen oder schmalen Streifen von Ziegenfell bekleidet und mit bunten Federbüschen auf dem Kopfe, gegenüber die Weiber, ein Tuch um die Hüften gewunden, manche einen Säugling auf dem Rücken tragend, und in der Mitte die Knaben und Mädchen, letztere mit einem Fächer aus Stroh oder Palmblatt in der Hand. Nach dem Takte der Musik, die in Trommelschlägen und im Klirren von eisernen, an den Füßen der Tänzer befestigten Schellen bestand, schritten die Reihen bald gravitätisch wie im Polonaisen- oder Menuettschritt ihrem vis-à-vis entgegen, bald lösten sie sich auf und alles sprang und hüpfte wild durcheinander. Dazwischen gab es auch pantomimische Einzeltänze. Eine Frau neigte sich plötzlich hinten über, als müßte sie umfallen, wurde aber in den Armen der hinter ihr Stehenden aufgefangen und nun immer von einer der andern zugeworfen. Oder ein junges Mädchen drehte sich wirbelnd im Kreise, bis sie erschöpft niedersank, worauf alle Männer an ihr vorbeitanzten und jeder einige Muscheln in ihren Schoß warf." (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 173.) Die Religion dieser Menschen ist Fetischdienst; aber obgleich Heiden, stehen sie keineswegs auf einer ganz niederen Stufe der Kultur; ihre Hütten sind so regelmäßig und gut angelegt, daß man ihnen gewissermaßen Sinn für Architektur und Geschmack nachsagen muß; der Boden ist eine Art Mosaik, welcher von den Frauen eingegossen und festgeklopft wird. Ihre Hauseinrichtungen, was Töpfe, Holzschnitzereien und andere Gegenstände betrifft, sind kunstvoll und mit Eleganz gearbeitet, ihre Werkzeuge verfertigen sie selbst aus Eisen. Um im Winter auf den höher gelegenen Bergteilen sich besser gegen Kälte schützen zu können, haben sie in ihren Hütten eigene, thönerne Feuerbetten angebracht. Dieselben bestehen aus thönernen Bänken, die inwendig hohl sind: hierin wird Feuer gemacht und so gewähren sie dem darauf Liegenden, der die schroffe Hitze durch Felle und Matten dämpft, eine angenehme Wärme.

Sein Gesamturteil über die Hausa und ihre Nachbarn faßt G. Rohlfs dahin zusammen: „Die Völkerstämme, welche gegenwärtig das Land zwischen dem Tschadsee, dem Schari und Waube, dem Benue und Niger bewohnen, sind unstreitig die körperlich und geistig am meisten entwickelten von Zentralafrika und sicher hat die Vielgestaltung des Bodens, der Wechsel von Berg und Thal, von Land und Wasser, sowie die Mannigfaltigkeit der sie umgebenden Tier- und Pflanzenwelt günstig auf ihre Entwicklung eingewirkt. Fast die ganze nördliche Hälfte haben die Hausaneger inne, derjenige Stamm, in dessen Körperformen und Gesichtszügen der eigentliche Negertypus sich am reinsten erhielt; selbst wo Vermischung mit Berbern oder hellfarbigen Fulah stattgefunden, hat das schwarze Element als das stärkere den Sieg behauptet. In intellektueller Beziehung stehen die Hausa allen andern voran; sie brachten es zur Bildung geschlossener Staaten, die zum Teil schon eine Geschichte haben, wie Bornu, Sókoto, Bautschi, Sária, Kano, Gando, und ihre Sprache ist bis zum Niger hinab die herrschende geworden. Wenn sie in manchen technischen Künsten, in der Anfertigung von Kleidern, Zeugen, Matten und Geräten, Stickereien und Glasarbeiten, von den Nupe, auch wohl von den Afo- und Bassanegern übertroffen werden, so ist zu berücksichtigen, daß diese Stämme ihre Kultur von der Küste her durch die Yoruba empfiengen, die Hausa aber sich fast ganz selbständig gebildet haben."

Südlich von den Hausa wohnen eine Menge verschiedener, wenn auch mehr oder weniger miteinander verwandter Negerstämme: im Norden von Garo-n-Bautschi die Gere, die Bara und die Bolo, welch letztere eine eigene Sprache reden und in äußerst ärmlichen, schmutzigen Hütten wohnen, stark aufgeworfene Lippen, doch weniger dunkle Hautfarbe als ihre östlichen Nachbarn haben. Die Männer, groß und kräftig, tragen im Gegensatze zu andern Negerstämmen ihr volles Haar; die Frauen, klein und korpulent, binden das Kopfhaar von hinten

nach vorne in einen hochgetürmten Wulst zusammen. Im Osten bis an den Gongola sitzen die Fali und die Bele, in den übrigen Distrikten des Bautschireiches die Kirfi, Dscheráua, Ningel, die Germáua, Bankaláua, Kabáua, Kunáua und Adschára; im Norden von Sango-Katab die Kaddera, darüber hinaus die Kadsche und Kado. Die letzteren sind von dunkelschwarzer Hautfarbe, jedoch keineswegs häßlich. Männer wie Weiber gehen nackt, jene einen mit Muscheln oder Fransen behängten Lederschurz, diese nur Baumblätter vor die Scham bindend; um den linken Arm tragen sie einen schwarzen steinernen Ring, an den Fingern mehrere Ringe von Eisen, den größten, der ein Amulet birgt, am rechten Daumen. Die jungen Burschen bis zu zwanzig Jahren flechten ihr Haar in mit Glasperlen besetzte Zöpfe und binden auch Schnüre von Glasperlen um den Hals: ein weibischer Putz, mit dem weder die kräftige Muskulatur des Körpers, noch die Bewaffnung mit Bogen und Pfeilen harmoniert. Im Benehmen zeichnet sich der Stamm durch eine gewisse zeremonielle Höflichkeit aus. So wurde Rohlfs von jedem Begegnenden umständlich gegrüßt, indem die Männer das Hausawort „Sünno, Sünno" mehrmals wiederholend sich tief vor ihm verneigten, die Weiber aber niederknieten und mit abgewandtem Gesicht in dieser Stellung verharrten, bis er vorüber war. Daß die Frauen vor einem fremden Manne das Gesicht abwenden oder verhüllen, ist übrigens eine bei den meisten Negerstämmen Nord- und Zentralafrikas herrschende Sitte. Die Wohnung einer Kadofamilie besteht gewöhnlich aus zwei Hütten, die abweichend von anderen Negerbehausungen, durch einen zugebauten Gang miteinander verbunden sind, wodurch drei zusammenhängende Wohnräume gewonnen werden. Auch sonst haben die Kado manche Eigentümlichkeiten in Charakter und Lebensweise (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 179). In Keffi endlich treffen wir die Stämme der Dschaba, Toni und Jeskoa, am Benue die Afo, Bassa und Koto. Das Oberhaupt der Bassa führt den Titel „Madáki" und residiert in der Hauptstadt Udsche. Religion des Landes ist der Fetischismus. Bislang haben dem Bekehrungseifer und der Eroberungssucht der Fulah die Wellen des Benue Schranken gesetzt; indes kommen schon einzelne Apostel des Islam bis Udsche und Wúkari, und in nicht ferner Zeit dürfte auch hier der Koran seinen siegreichen Einzug halten. Es ist aber ein auf alten Vorurteilen und gefälschten Ueberlieferungen beruhender Irrtum, die religiösen Bewegungen im islamitischen Afrika allein den Arabern zuschreiben zu wollen. Vielmehr sind es seit Generationen auch Schwarze, unverkennbar nigritische Mekkapilger, sogenannte „Tekarine" (Einzahl „Tekruri"), welche Afrika in der Richtung von Westen nach Osten und umgekehrt durchstreifen, die den Islam unter ihren heidnischen und halbheidnischen Rassenangehörigen nicht nur mit Feuereifer predigen, sondern sogar mit Feuer und Schwert zu verbreiten suchen (Hartmann, Die Völker Afrikas, S. 50). Der Sprache nach scheinen die Bassa mit den Nupe verwandt zu sein. Die Männer sind meist gut gebaut, muskulös und auch der Waden nicht entbehrend. Auf dem kurzen, dicken Halse sitzt der breite Kopf mit fast viereckigem Gesicht und, wie es Rohlfs vorkam, etwas höherer Stirn, als sonst die Neger zu haben pflegen. Sie feilen sich die Zähne

spitz und tättowieren ihre Wangen mit zwei Einschnitten, die in gewundener Linie von den Schläfen nach dem Kinn zu verlaufen. Bis zum Alter von fünfzehn Jahren geht die Jugend beiderlei Geschlechts ganz nackt, nicht einmal die Scham wird mit einem Blatte bedeckt (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 219—220).

Vielleicht ist es nicht uninteressant zu bemerken, daß der kindliche Sinn in der Form des Spieles überall das Gleiche zu wählen scheint, daher sich das Spielzeug bei den verschiedensten Völkern wiederholt. So kennen wir aus Innerafrika Kinderpuppen, freilich sehr primitiver Art, von welchen unsere Illustration eine Vorstellung giebt. Sie sind aus Gewebefetzen zusammengeschnürt, mit dunkelbraunem Wachs überstrichen und mit weiß und blauen Glasperlen geziert.

Kinderpuppe aus Zentralafrika.

Wir sind mit der Aufzählung der Negervölker bis zu den Anwohnern des zentralafrikanischen Wasserbeckens, des Tschad- oder Tsadsees, gekommen. Er stellt das ungefähre Zentrum der großen Abflachung dar, in der sich die Abflüsse Bornus, Bagirmis, der Länder im Süden Wadaïs, eines Teiles der Haussastaaten und eines Teiles von Dar Fur sammeln. Ueber die ethnographischen Verhältnisse dieses Gebietes haben uns zahlreiche Afrikareisende, in neuester Zeit aber ganz besonders Dr. Gustav Nachtigal wichtiges Material geliefert. Nach der von letzterem entworfenen Völkerkarte von Bornu, Kanem und den Inseln im Tschadsee sind die Bewohner dieser Reiche neben zerstreuten arabischen Elementen, die wir später berücksichtigen werden, die Kanuri (Kanori) in Bornu, die Kanembu in Kanem und Bornu in einem Halbkreise um den nördlichen Teil des Tschadsees gelagert; die Masa in Bornu und Bagirmi, die Yadina oder Budduma auf den Inseln im Tschadsee. Verwandte der Kanuri sind die Bewohner von Manga und Nguru. Südlich von Bornu und dem Tschadsee wohnen ferner Völker, welche sprachlich untereinander verwandt zu sein scheinen. Es sind dies die Bewohner von Kotoko und Gamerghu, Logon, Marghi, Musgu, Mandara und Batta, deren meiste indes nur sehr wenig bekannt sind.

Betrachten wir nun zuerst das Volk der Kanuri. Sie sind das Hauptvolk von Bornu, anderthalb Millionen Köpfe umfassend und leiten nach Angabe Nachtigals ihren Nationalnamen von dem arabischen Worte „Nur", d. h. Licht, ab, welches mit der Vorsilbe „Ka" oder „Ke" die Bedeutung „Leute des Lichts" giebt. Diesen heiligenden Namen erhielt das Volk, als es den „wahren" mohammedanischen Glauben angenommen hatte. Sie sind die eigentlichen Herren des Landes, das sonst noch zerstreute Araberstämme, dann Tubu, Bede, Ngiseni, Hausa und Kerrikerri bewohnen und zerfallen in eine Menge von Unterabteilungen, von welchen wieder der Stamm Mágomi das Zentrum des Reiches

bewohnt und das königliche Blut vertritt. Das Gros des Volkes ist wahrscheinlich aus Kanem in seine heutigen Wohnsitze eingerückt. Bornu mit seiner volkreichen Hauptstadt Kuka oder Kukaua bildet gegenwärtig einen despotisch regierten, aber im allgemeinen wohl geordneten Staat, welchem die meisten Attribute eines zivilisierten Landes zukommen, von den geistigen Leistungen der Bewohner einen hohen Begriff erweckend. Wenn jemand mit der Behauptung auftreten wollte, Araber und Berber seien nicht entwicklungsfähig, so würde er zum Lohne nur Achselzucken ernten, für die Araber zeugt ihre eigene Geschichte, für die Berber zeugen die pharaonischen Aegypter, das größte Kulturvolk der alten Welt. Dagegen wird fortwährend keck versichert und geduldig vernommen, daß die Neger einer höheren gesellschaftlichen Entwicklung nicht fähig seien. Hier sehen wir nun im Sudan, abgeschnitten durch die Sahara von mediterraneischen Kulturberührungen, geordnete Staaten und blühende Gewerbe unter Negern sich entwickeln. Mögen sie noch so weit hinter andern Völker zurückgeblieben, mögen ihre wirklich originellen Erfindungen an Zahl nur wenige sein, so ist das ganz unwesentlich. Wesentlich allein ist es, daß die Neger durch eigene geistige Kraft aufgestiegen sind in der Gesittung, daß sie einem Reisenden wie Rohlfs, der so viele Völker schon gesehen hat, mehr Hoffnungen als Berber oder Araber erweckten. Wer also noch ferner den Negern die Entwicklungsfähigkeit abstreitet, der vergißt oder will aus Eigensinn die Zivilisationen im Sudan nicht anerkennen. Auch hilft die Ausflucht nicht, als sei erst durch arabische Heidenbekehrer eine bessere Zeit in dem äquatorialen Afrika angebrochen, denn es gab dort schon Großstädte vor dem Auftreten der Araber; ja es giebt aus der vorislamitischen Zeit sogar eine Geschichte des Sudans. Das Vorhandensein großer Städte ist aber an sich schon ein vollgiltiges Zeugnis für eine höhere Gesittung, denn wo Menschen dicht aneinander rücken, müssen irgend welche gesellschaftliche Satzungen herrschen, ohne welche das Zusammenleben einer Mehrzahl ganz undenkbar ist.

Die Kanuri gelten dem Charakter nach für gutmütig, furchtsam und indolent, wie sie auch nicht sehr reinlich sind. Aus Eitelkeit sind sie zwar kriegerischen Aufzügen ergeben, doch am wirklichen Kriege haben sie keine Freude, und lieben die Behaglichkeit und den Genuß über alles. Soweit es sich mit ihrem Mangel an Mut verträgt, sind sie außerordentlich rührig und unternehmend, intelligent in ihren Kombinationen, rastlos im Handel. Sie haben eine große Geschicklichkeit, sich Fremdes anzueignen, sind geschickt in Kunstfertigkeiten und das niedere Volk, das mit Eifer dem Ackerbau obliegt, ist auch recht fleißig.

Die Häuser sind meistens aus Erde gebaut und bedürfen fortwährender Ausbesserung. Denn jeder Regenguß ist ihnen gefährlich, da er Teile des platten Daches und Seitenwände wegwaschen kann, während in der trockenen Jahreszeit die Erde auf dem Dache Spalten und Risse bekommt. Dies hat zur Folge, daß man bei jedem starken Regen seine Habe in Kisten und landesübliche Ledersäcke zu packen genötigt ist. Diese Erdhäuser haben die Annehmlichkeit, daß sie ziemlich geräumig und in der heißen Zeit kühl sind. Daneben aber finden sich überall Stroh- und Rohrhütten von verschiedener Form und Größe, welche mit großer Sorgfalt gebaut, gegen den Regen ausreichenden Schutz gewähren. Es gehört aber in Kuka, besonders bei den Reichen, stets eine Reihe

von Erdhäusern und Hütten zu einer Wohnung, welche durch weite Höfe voneinander getrennt sind. In einem der Außenhöfe bildet der sorgfältig gegen den „bösen Blick“ abgeschlossene Pferdehof unter der Aufsicht eines Sklaven eine Abteilung, welche durch ihre große Sauberkeit und musterhafte Ordnung bemerkenswert ist. Der Anblick nackter, grauer, fensterloser Thonmauern würde sehr monoton sein, wären nicht fast alle Höfe und zum Teil auch die Straßen durch einen schattenreichen, feigenähnlichen Baum mit seinem dunkeln Grün, durch einen schlanken Kurna, einen riesenhaften Affenbrotbaum oder einen ästereichen Hedschlitsch geziert. Die Erdbehausungen machen durch ihr schmuckloses Aeußere wie durch die Leere im Inneren einen tristen Eindruck. Gemütliche Häuslichkeit und zierliche Anordnung findet man nur in den Rohr- und Strohhütten. Da läuft rings an der Wand herum eine Erdbank, welche teils zum Sitzen, teils zur Aufstellung der häuslichen Geräte dient. Je nach den Mitteln der Eigentümer sind die letztern in verschiedenem Grade mannigfaltig und schön, doch fast durchgehends sauber gehalten. Da sind Trinkgefäße, sorgfältig aus Kürbisschalen gearbeitet, innen lakiert, außen mit gefälligen linearen Verzierungen in gelber, roter, schwarzer Farbe versehen, von der Größe solcher, deren Inhalt zur Tränkung eines Pferdes hinreicht, bis zu den kleinsten Näpfchen, wie sie als Schöpflöffel verwendet werden. Eine Schale steckt in der andern, so daß sie eine sich nach oben verjüngende Säule bilden. Für diese Schalen giebt es nun wieder Untersatzkörbchen der verschiedensten Art. Die Eßschüsseln sind aus hartem Holz geschnitzt und schwarz gebeizt und ruhen vielfach auf drei oder vier kurzen Füßen. Auch europäische Gefäße von Kupfer und Messing fehlen in den Haushaltungen der Wohlhabenden nicht; selbst Porzellan, freilich schlechtes europäisches Fabrikat, hat hieher seinen Weg gefunden. Vor der Thüre, im Schatten und Luftzuge, stehen die umfangreichen Wasserkrüge und in der Nähe ein auf leichten Stangen errichtetes Schattengerüst, unter welchem der Aufenthalt weit angenehmer ist, als in dem heißen Innern der Hütten.

Negerin aus dem Sudan.

Die Kanuri tragen das weite, faltige Gewand, welches man „Tobe“ nennt, ein weites Beinkleid und wirkliche Lederschuhe. Die Bornutoben sind entweder und zwar zumeist weiß oder indigogefärbt, und die Leute haben eine endlose Reihe von Bezeich-

nungen für diese Gewänder, je nach Stoff, Schnitt, Farbe und Verzierung derselben. Vielen jedoch erlaubt ihre Armut nur einzelne Stücke eines ganzen Anzuges, und in den Dörfern sieht man die meisten Leute ohne Schuhe und viele nur mit einem Schurzfell um die Hüften bekleidet. (Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Berlin 1879. 8°. Bd. I, S. 644.) Alle rasieren sich einen Teil des Haupthaares, während sie den andern in eine Menge kleiner Zöpfe flechten, die rund um den Kopf herabhängen, und sind sehr eitel, auf schöne Kleider wie versessen. Sie tragen womöglich zwei, drei bis sechs Toben, eine über der andern, trotz der hohen Temperatur, nur um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, und ein Beinkleid umfaßt nicht selten 20 m eines ½ m breiten Stoffes. Die Frauen präsentieren sich auf der Straße und den öffentlichen Plätzen gleichfalls in reichlichem Putze. Ihr Oberkörper ist außer mit Shawls für Hüften und Schultern häufig auch mit einem kurzen Hemdchen verhüllt, das auf seiner ganzen Oberfläche in den buntesten, gefälligsten, eigenartigsten Mustern mit Seide gestickt ist. Sie tragen die Reize ihrer farbenreichen Kleider und ihrer Schmuckgegenstände, die in silbernen Fuß- und Armringen und am Hinterkopfe in einem halbmondförmigen, silbernen Schmuck des Haares bestehen, mit großer Koketterie zur Schau. Merkwürdigerweise rauchen die Kanuri weder, noch schnupfen sie und verschmähen jedes gegohrene Getränk. Völlerei und andere Laster sind in Bornu selten oder kommen gar nicht vor. Alle Genuß- und Reizmittel werden durch die Goronuß ersetzt und die Leidenschaft für dieselbe ist so groß, daß die Leute nötigenfalls selbst das, was ihnen sonst am teuersten ist, ihre Pferde und Sklavinnen verkaufen, um ihres Lieblingsgenusses teilhaftig zu werden. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen ertönt allabendlich in den Städten und Dörfern die Musik, welche unter rhythmischem Händeklatschen und nicht ungefälligem Gesange die graziösen quadrillenartigen Tänze der Jugend begleitet, während die Alten in den Höfen und auf der Straße auf Matten oder auf der bloßen Erde hockend ihrem Hange zur Geschwätzigkeit frönen.

Begeben wir uns nun auf einem Spazierritte durch die Stadt — denn kein Mann, der einigermaßen auf Würde hält, legt auch nur den geringsten Weg zu Fuß zurück — so enthüllt sich in dem etwa 50—60,000 Köpfe zählenden Kuka ein Leben von solcher Mannigfaltigkeit und selbst Großartigkeit, wie es ein Europäer mit der Vorstellung von einer Negerstadt kaum zu verbinden vermag. Selbst wenn in der Regenzeit sich auf der Straße große Wassertümpel ansammeln, so stört dies das lebhafte Treiben durchaus nicht; man watet eben durch und läßt sich durch die Pferde mit Schmutz bespritzen. Freie Männer, stets mit unbedecktem und glatt geschorenem Haupte, ziehen, durch die affektierte Würde mit welcher sie einherwandeln, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Die Städtebewohner lieben es, wie gesagt, sich mit Kleidungsstücken zu behängen. Auf diese Weise werden die Vornehmen zu kolossalen Maschinen, welche mühsam von ihren Dienern auf die Pferde gehoben werden. Daneben wandelt da und dort ein Greis in grobem weißem Gewand einher, durch einen langen schweren Stab mit dickem olivenförmigem Ende als Edelmann gekennzeichnet, dessen Vorfahren unter der früheren Dynastie zu den Großen des Reiches zählten. Wenn die Frauen und Mädchen nichts zu arbeiten haben, schlendern sie mit Vorliebe auf den Straßen herum, um sich wo möglich bewundern zu lassen. Aber der Arbeitenden sieht man mehr als der Müßiggänger. Da an den tiefen Brunnen füllen die Frauen und Mädchen — freilich nicht stillschweigend — ihre großen Thonkrüge und tragen sie auf dem Kopfe nach Hause; dort wird die eingestürzte Mauer eines Hauses wieder aufgebaut oder eine Strohhütte aufgerichtet oder erweitert. In der Vorhalle eines Hauses hat ein Elementarlehrer seine Schule eingerichtet und plärrt seinen Schülern gedankenlos die Verse des heiligen Buches vor, oder ein Privatgelehrter liest halblaut aus vergilbten Blättern und läßt dabei mechanisch die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Die Kunst des Webens und die gewebten schmalen Streifen zu Toben zu verarbeiten versteht man in allen Häusern; gleichwohl hat sich durch den Luxus ein besonderer Stand der Schneider herausgebildet, ebenso wie die Mattenflechterei, die sonst nur eine häusliche Beschäftigung war, nun zu einem einträglichen Gewerbe geworden ist.

Für viele Handwerker ist die Werkstatt eine offene Bude, die lediglich aus vier Stangen und einer darüber gelegten Matte besteht. Der Barbier aber durchzieht die Straßen, durch schrilles Pfeifen die Kunden anlockend, welche ihn entweder in das Haus rufen oder auf der Straße von ihm den Kopf mit steiermärkischem Rasiermesser bearbeiten lassen; Milchfrauen preisen mit lauter Stimme ihre Ware an, und Pferdehändler zeigen die Schönheit ihrer Tiere. Wer aber nicht durchaus arbeiten muß, geht dem

Müßiggange nach, und unter allen schattigen Bäumen findet man vom Morgen bis zum Abend schwatzende Männer.

Je freundlicher das Bild ist, welches das Straßenleben in Kuka bietet, um so trauriger ist der Anblick der in außerordentlicher Zahl vorhandenen Blinden. In langen Reihen, einer hinter dem andern, ziehen sie durch die Straßen oder sitzen am Wege und suchen durch ihre lauten Klagen die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erwecken. Eine andre Eigentümlichkeit Kukas bilden die Bettelstudenten, welche aus allen umliegenden Ländern hieher kommen um in den berühmten Religionsschulen Gelehrsamkeit sich zu erwerben, während die Gutmütigkeit der Städter ihnen das tägliche Brot darreicht. Haben sie es dahin gebracht, daß sie den Koran einmal durchgelesen haben, so ziehen sie ganz befriedigt als „Mo'allemîn" wieder nach Hause. Große Kenntnisse darf man freilich von ihnen nicht erwarten; sie werden zur Not einen Brief entziffern oder schreiben können, heilkräftige Formeln oder schützende Talismane verkaufen und etwa den ersten Elementarunterricht erteilen; aber das ist auch alles, entsprechend der Mangelhaftigkeit ihrer Studien. Glücklich sind diejenigen unter ihnen, welche in den Vorhallen der Reichen beherbergt und mit den Söhnen des Hauses unterrichtet werden. Die andern aber müssen ihre kärgliche Nahrung mühsam zusammenbetteln oder durch kleine Dienstleistungen erwerben, und da bleibt ihnen für ihre Studien nur die Nacht. Nicht wenige erreichen ein vorgerücktes Alter bis sie ihr Ziel erreichen. Sie sind leicht kenntlich; ein Ziegen-, Leoparden- oder Hyänenfell deckt notdürftig ihre Blöße, ein langer Stab, eine Kürbisschale zur Aufnahme milder Gaben, eine hölzerne Schreibtafel und ein Tintenfaß bilden ihre einzige Ausrüstung. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 620—626.) An Fremden ist in Kuka niemals Mangel. Aus den fernsten Gegenden kommen Pilger, die aus ihrer Frömmigkeit ein einträgliches Gewerbe zu machen wissen, an den Hof des wegen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit berühmten Scheich Omar, um hier monatelang ein bequemes Leben zu führen. Es ist allerdings einige Ausdauer erforderlich. Wochenlang sieht man einen armen „Faqîh" in Schmutz und äußerster Dürftigkeit täglich zum Königspalast pilgern; ist es ihm aber endlich gelungen, einen der Großen für sich zu gewinnen, der ihn bei dem Scheich einführt, dann kann es ihm nicht mehr fehlen. Bald begegnet man ihm in neuer Bornu- oder Haussakleidung, oder ein Burnus schmückt seine Schultern, und nach einigen Monaten erblickt man ihn vielleicht schon hoch zu Roß, von einigen Sklaven begleitet und ohne eine Spur der Demut, die ihn kürzlich noch zu kennzeichnen schien. Anders steht es um die Kaufleute. Der Reisedrang der Araber und Halbaraber hat sie von der Heimat und Familie fortgetrieben, und so ziehen sie kaufend und verkaufend, gewinnend und verlierend von Land zu Land. Sehnsüchtig reden sie von ihren Kindern und ihrem Vaterland, und doch kehren sie nicht zurück, der Grund ist: „Gott hat mir den Weg noch nicht eröffnet, denn ich kann doch nicht mit leeren Händen vor meinen Kindern erscheinen." Und doch liegen die Verhältnisse für fremde Kaufleute sehr ungünstig. Der Leichtsinn und die Unzuverlässigkeit der Leute von Bornu ist erstaunlich groß. Gegen Barzahlung findet man kaum einen Käufer, und säumige Schuldner zum Zahlen zu zwingen gehört zu den mühevollsten und erfolglosesten Bestrebungen. Monate- und selbst jahrelang ist es die einzige Beschäftigung des nordischen Kaufmanns in Kuka mit Sonnenaufgang zu Pferde zu steigen, die Runde bei seinen Schuldnern zu machen und erschöpft von Hitze und Aerger nach Sonnenuntergang heimzukehren. Schließlich dankt er seinem Schöpfer, wenn ihm von dem erhofften fabelhaften Gewinn von 400 Prozent auch nur der zehnte Teil übrig bleibt, und in sehr vielen Fällen gelingt ihm auch dies nicht einmal. Viele müssen zufrieden sein, wenn sie nur ihr Anlagekapital retten, und manche sterben hin über den Versuchen zu ihrem Rechte zu gelangen. (A. a. O., S. 637 u. 638.)

Zu den großartigsten Schauspielen, welche die Hauptstadt des Bornureiches bietet, gehört der Montagsmarkt, der vor dem Westthor auf einer weiten Ebene gehalten wird. Alles hat hier seinen bestimmten Platz, und die Menge von Produkten aufzuführen, welche hier zum Verkaufe ausgelegt sind, würde zu weit führen; was eben in Bornu irgend käuflich oder verkäuflich ist, das ist auch hier zu haben, von dem Sklaven bis herab zum Gras und zu den Stangen zur Aufrichtung offener Buden, ja bis zum frischen Wasser, das zur Erquickung der Marktbesucher feil geboten wird. Vom Morgen bis zum Abend wogt hier eine Menge von oft mehr als 10,000 Menschen hin und her, ist auf der Tageshöhe am dichtesten und verliert sich bei untergehender Sonne. Trotz des ungeheuren Gedränges und des unzulänglichen Abschlusses der einzelnen Verkaufsplätze voneinander durch Buden oder freien Raum wickelt sich der vielseitige Verkehr in

bewundernswerter Ordnung und Friedfertigkeit ab. Der polizeiliche Oberaufseher des Marktes hat wenig mit der Schlichtung von Streitigkeiten und der Handhabung der öffentlichen Ordnung zu thun; Roheiten, Diebstähle, Gewaltthätigkeiten gehören zu den Seltenheiten. Und doch sind von Seiten Kukas fast ausschließlich die niederen Klassen, Diener und Sklaven, und außerdem das wenig von den verfeinerten Sitten der Hauptstadt berührte Landvolk in dem Gewimmel vertreten. Das Bornuvolk im Ganzen, so verschieden auch einzelne Bestandteile sein mögen, zeichnet sich eben nicht sowohl durch gesetzlichen Sinn als durch Harmlosigkeit, rücksichtsvolle Höflichkeit und milde Sitten aus. Was aber diesen Markt für den Fremden besonders interessant macht, ist weniger die Menge und Mannigfaltigkeit der Produkte, als vielmehr das Gemisch von Leuten aus verschiedenen Ländern und Stämmen; fanden sich doch Vertreter aus allen Teilen Bornus, ja selbst über dessen Grenzen hinaus reichte die Anziehungskraft dieses Marktes. (A. a. O., S. 671—688.) Der Ausfuhrhandel Bornus beschränkt sich fast ganz auf Sklaven, Straußfedern und Elfenbein; alle andern Landesprodukte können bei den großen Transportkosten nicht in betracht kommen. Früher blühte besonders der Sklavenhandel, welcher jetzt bedeutend abgenommen hat; es wird jedoch noch lange währen bis er ganz unterdrückt ist. Die Sklaverei ist eben ein tief in das Leben einschneidender Zug der schwarzen Völker; überall wo wir Neger finden, treffen wir auch den Unterschied von Freien und Sklaven.

Die Regierung des Landes ruht, wenn auch nur dem Namen nach, in der „Nökena" oder Ratsversammlung. Diese Einrichtung stammt noch aus der Zeit, in welcher die herrschenden Familien sich ihres nordischen Ursprungs bewußt waren und die Könige neben sich die mächtigsten Edelleute als berechtigte Ratgeber duldeten, wie die Sitten der Wüstenbewohner es mit sich bringen. Jetzt gilt nur der Wille des Herrschers, welcher den Titel „Mai", d. h. König oder Sultan führt, und der Einfluß der Günstlinge. Trotzdem wird täglich die Ratsversammlung gehalten, zu welcher außer den Gliedern der königlichen Familie freigeborene Vertreter der verschiedenen Bevölkerungselemente und Kriegshauptleute mit Sklavenursprung gehören. Jeden Morgen kommen dieselben in den Königspalast, legen Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab und warten nun plaudernd, scherzend und Ränke schmiedend in den Vorhallen und Höfen, bis sie durch Trommeln und Pfeifen in den Empfangssaal gerufen werden. Bei seinem Eintritt wird der Herrscher durch kurz abgebrochene Rufe zu seinem Ruhme, z. B. „die Weisheit! der Löwe!" begrüßt. Jeder hockt an seinem Platze nieder und macht die Bewegung als ob er Staub auf sein Haupt streue. Nochmals werden Begrüßungen gewechselt, und dann erst kann die Beratung beginnen. Der „Mai" vereinigt in seiner Person die weltliche und geistliche Gewalt, ist Herr über Gut und Leben seiner Unterthanen, setzt die Beamten ein und ab und kann auch die Rechtssprüche der Kadi nach Gutdünken umstoßen. Der mutmaßliche Thronfolger führt gewöhnlich den Titel „Jeri-ma", der Sohn der ältesten Schwester des Mai „Kabiske-ma". Die übrigen männlichen Verwandten des Mai heißen „Maina" und werden „Aba" (mein Herr) angeredet. Großen Einfluß am Hofe haben die durch hochmütiges, insolentes Wesen ausgezeichneten „Adim", Eunuchen, deren Oberhaupt der „Yura-ma" ist. In den Händen eines Verschnittenen befindet sich auch das wichtige Amt des „Mala", Schatzmeisters.

Die bewaffnete Macht des Reiches, der eine militärische, wenn schon sehr mangelhafte Organisation nicht abzusprechen ist, besteht aus 1000 Mann mit Flinten bewaffneter Fußsoldaten, aus eben so viel gleichfalls mit Flinten und aus 3000 mit Bogen und Pfeilen, Lanzen und „Schangermangern" bewehrten Reitern. Außerdem aber hält jeder Große „Kogna" je nach seinem Vermögen eine größere oder geringere Anzahl unregelmäßiger Truppen zu Fuß und zu Pferde, so daß Bornu im ganzen etwa 25 bis 30,000 Streiter ins Feld stellen kann. An Artillerie verfügt der Mai über ungefähr 20 in Kuka selbst verfertigte metallene Kanonen verschiedenen Kalibers, auf schlechten Laffeten oder rohen Holzklötzen ruhend, sowie über zwei Mörser. Der Hauptmann einer Kompagnie von 100 Mann heißt „Kaschella" (Plural: „Kaschellawa"). Die Soldaten erhalten wie die Zivilbeamten keinen Sold, sondern Stücke Land, von dessen Anbau sie ihren Lebensunterhalt gewinnen müssen. Eine echt afrikanische Waffengattung sind die Bogenschützen. Außer Bogen, Pfeil und Köcher haben sie 2—4 Wurfspieße, eine lange Lanze, den gefährlichen Schangermanger und den Schild; ein über die Schulter geworfenes Tigerfell giebt ihnen ein wirklich martialisches Aussehen. Der Schangermanger oder „Medschri", dessen Gebrauch im Sudan westlich über Bornu hinaus unbekannt zu sein scheint, in der Sahara aber bis zum Ocean verbreitet ist, gleicht einem Fleischermesser von etwa 30 cm Länge, aus dem noch eine oder zwei spannlange Klingen hervorstehen

und wird sowohl als Wurf- wie als Hauwaffe benützt. In Bornu giebt es deren auch aus Holz, zum Teil mit künstlicher Schnitzerei verziert. Des Mai berittene Leibgardisten, 40 an der Zahl, tragen unter ihrer Tobe einen Maschenpanzer, der den ganzen Leib nebst Armen und Beinen umschließt, und auf dem Kopf eine kupferne oder eiserne Platte, von der ringsum ein gleiches Netz bis auf die Schultern herabfällt, so daß nur ein kleiner Teil des Gesichtes frei bleibt. Auch der Mai, die Prinzen und Vornehmen legen im Kriege solche Panzerkleider an, die zu sehr teuren Preisen aus Aegypten bezogen werden. Brustpanzer aus Eisenplatten für weniger Bemittelte liefern die einheimischen Waffenschmiede. Die Pferde werden zum Schutz gegen Pfeile und Spieße bis an die Knie in dickwattierte baumwollene Decken gehüllt und ihre Köpfe vorn sowie an den Seiten mit messingnen oder silbernen Platten behängt (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 4—6).

Als Staatsreligion in Bornu gilt seit Jahrhunderten der Islam. Die Dynastie, alle Vornehmen und die Bewohner der größeren Ortschaften bekennen sich dazu. Dennoch hat der Islam bei den Kanuri keine Wurzel geschlagen und, nach Rohlfs Meinung, wird er es auch nie; er scheint in Afrika nicht über eine gewisse Grenze hinauszukommen. Man nahm den Eingeborenen ihren uralten Fetischismus, ohne daß sie für die Idee des Monotheismus gewonnen würden; nicht einmal ein Wort besitzen sie in ihrer Sprache für Gott, denn „Kema-nde", womit sie das Fremdwort Allah übersetzen, heißt Herr im bürgerlichen Sinne; gebetet wird aber ausschießlich in arabischer Sprache, die weitaus den meisten unverständlich ist. Früher verehrten sie einen Waldteufel „Koliram" und einen Wasserteufel „Ngámaram"; jetzt feiern sie gar keine Gottheit mehr und ihre ganze Religion besteht in allerlei Aberglauben und einigen äußerst verworrenen Vorstellungen von Paradies und Hölle der Moslemin. Daher haben auch die religiösen Feste keine tiefere Bedeutung für sie, sondern werden nur mit wiederkehrenden Naturerscheinungen, wie Vollmond, Eintritt der Regenzeit u. dgl., in Verbindung gebracht (A. a. O., S. 9 u. 10).

Ein schwieriges Rätsel war lange Zeit die Sprache der Kanuri; sie ist nämlich eine völlig selbständige, zeigt jedoch die intimsten Verwandtschaftsbeziehungen zu der Sprache der nur irrtümlich von manchen zur Negerrasse gezählten Tubu, welche den weiten Raum der Sahara im Nordosten von Bornu bewohnen. Gustav Nachtigal erklärt jedoch diese „bis in das innerste Wesen der Wortbildung herabreichende" Sprachenverwandtschaft völlig vertrauenswürdig daraus, daß sich das Kanuri im wesentlichen aus der Tubusprache entwickelte (Sahara und Sudan, Bd. II, S. 195). Denn die Kanuri Bornus sind *nicht reine Neger*, sondern eine *Mischbevölkerung* vieler noch heute nicht überall ganz verschmolzener Elemente, unter denen sich auch das der Tubu nachweisen läßt. Es giebt also wohl ein Mischvolk Kanuri, aber keinen ursprünglichen Stamm dieses Namens. Es waren Leute aus der im Nordosten des Tschadsees gelegenen Landschaft Kanem, welche in der letzten Hälfte des dreizehnten und während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts allmählich das heutige Reich Bornu eroberten und diese Kanemleute bestanden aus jenen fremden, anfangs hellfarbigen Einwanderern, aus denen die Könige des Landes hervorgiengen, ferner aus Kanembu, Tubu und verschiedenen Mischelementen, die sich aus jenen und der früheren Bevölkerung Kanems herausgebildet hatten. Die erstgenannten sind in der heutigen Bevölkerung Bornus durch die Abteilungen der *Mágomi* und *Ngalma*

Dukko vertreten, welche zusammen leicht ein Drittel der gesamten Kanuri ausmachen können. Ungefähr ebenso zahlreich als diese beiden Elemente dürften unter den frühesten Einwanderern in Bornu die Tubu gewesen sein, deren Stämme Kai, Tura und Tomaghera wesentliche Bestandteile der Kanuri bilden. Von den eigentlichen Kanembustämmen sind ebenfalls Bruchteile nach Bornu gelangt und in den Kanuri aufgegangen; dieselben gehören den Kuburi, die man für ein königliches Geschlecht erklärt, dann den Ngálla und den Dibbiri an. Zweifelhafterer Natur, als die vorgenannten Abteilungen der Kanuri sind die Ngoma, die Kawa und Ngazir, welche größtenteils aus einer Mischung der Eroberer mit den Eingeborenen, vielfach, wie es scheint, mit vorwaltendem Einfluß der letzteren, hervorgegangen sind. Wo die Gruppen der Kanuri in reger Mischung untereinander sich über das Land ausdehnten, wurden sie durchaus gleichartig in Sprache, Lebensweise und Sitten; nur diejenigen, welche einigermaßen geschlossen größere Bezirke bevölkern konnten, vermochten gewisse Eigentümlichkeiten zu bewahren oder herauszubilden. In der That erstaunt man, wie verschiedenartige Individuen man unter den Kanuri findet in Hautfärbung, Gestalt und Gesichtsbildung. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Kennzeichen des nördlichen (arabisch-libyschen) Ursprungs der Mágomi ganz verschwunden sind, wenn man auch hie und da Anklänge an dieselben bei einzelnen Individuen findet, deren Herkunft keinerlei spätere hamitische oder berberische Einwirkung vermuten läßt. Auch der Rest der physischen Eigentümlichkeiten der Tubu ist in der allgemeinen Vermischung zu Grunde gegangen und selbst das typische Wesen der reinen Kanembu ist verwischt. Es entstand ein neues Geschlecht, das zwar in einzelnen Individuen oft genug an die charakteristischen Merkmale seiner ursprünglichen Bestandteile erinnert, aber im Ganzen und Großen diesen sehr wenig ähnlich ist, ohne gleichwohl schon einen einheitlichen Charakter gewonnen zu haben. In physischer Hinsicht ist die Transformierung der Teile keine vorteilhafte gewesen, denn die Kanuri müssen im Durchschnitt ein häßliches Volk genannt werden, welches dem Häßlichkeitsideale der Rasse, d. h. dem „blauschwarzen, dicknackigen, schafwollbehaupteten Phantasieneger" Robert Hartmanns, den dieser als wissenschaftlichen Fetisch ins Feuer werfen will, recht gut genügen. Sie sind gewöhnlich mittelgroß, die Männer das europäische Durchschnittsmaß erreichend, die Weiber ziemlich weit hinter demselben zurückbleibend; ihr Körperbau hält ungefähr die Mitte zwischen den vollen plastischen Formen der Hausaneger und der sehnigen Magerkeit der Tubu, ist aber wenig ebenmäßig, wenn auch die Beine, die der Waden nicht entbehren, in Proportion zum Oberkörper stehen. Der Hautfarbe nach sind die Kanuri grauschwarz oder rötlichschwarz und weit entfernt von den elastischen und energischen Bewegungen der Tubu und Kanembu. Entschiedener als im Wuchs prägt sich der Negertypus bei ihnen in der Kopfbildung aus: krauses wolliges Haar, rundes Gesicht, vorstehende Backenknochen, wulstige Lippen, aber vorspringende Nase. Besonders häßlich sind die Frauen im Vergleiche zum harmonischen Wuchs und zu den gefälligen Zügen der Tubu und Kanembu. Sie sind außerordentlich stark gebaut, haben eine hoch aufsteigende Stirn, ein breites

Gesicht mit dicker flacher Nase und einen großen, mit blendend weißen Zähnen besetzten Mund. Drei Längsschnitte auf der Wangenhaut sind charakteristisch für die Kanuri. Der Gesichtsausdruck, namentlich im Blick verrät meist Gutmütigkeit und Wohlwollen und wird nur etwas durch die gelbliche Bindehaut des Auges abgeschwächt.

Es gelang den Kanuri natürlich nur bis zu einem gewissen Grade die ursprünglichen Bewohner zu verdrängen oder sich zu assimilieren. Wo diese nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, wurden sie zwar unterjocht, konnten aber ihre einheitliche Physiognomie, Sprache und Sitte bewahren. Sie finden wir im ganzen Südosten des Reiches die Makari oder Kotoko eine ziemlich kompakte Bevölkerung bilden. Die Manga, welche einen großen Teil des nordwestlichen Bornu bewohnen, haben sich als besonderer Stamm erhalten; die Gamergu konnten viele ihrer Eigentümlichkeiten bewahren; selbst der kleine Stamm der Mobber scheidet sich von seinen Nachbarn noch aus und die zigeunerhaften Keribina sind trotz ihrer geringen Zahl nicht in der übrigen Bevölkerung aufgegangen (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 418—426).

Der wichtigste Stamm sind die Makari oder Kotoko. Dieselben sind ohne Zweifel vom Osten, aus der Gegend von Bussо am Schari in ihre heutigen Wohnsitze im Süden des Tschadsees eingezogen. Sie bilden eine von den nahen Bornuleuten durchaus verschiedene Völkerschaft und es ist bei ihrer engen Verwandtschaft mit dem sie umgebenden Heidenstamm der Musgu merkwürdig, daß sie einen verhältnismäßig so hohen Grad von Zivilisation erreichen konnten, wie wir ihn in der Provinz Kotoko und Logone finden. Die Makari sind physisch von den Kanuri und Kanembu verschieden, ein in körperlicher Entwicklung ziemlich hochstehender, wenn auch in Gesichtsbildung nicht hübscher Negerstamm. Im allgemeinen sind sie mächtige Gestalten, in ihrem wasserreichen Lande sehr zur Fettbildung geneigt, doch von unregelmäßigen Zügen, welche mehr dem Negertypus entsprechen, als die der Nachbarstämme. „Betritt man", schreibt Nachtigal, „eine Kotokostadt, so ist alles ganz anders als man es bei den daneben wohnenden Bornuleuten zu sehen gewohnt war. Man wird ganz eigentümlich geheimnisvoll berührt von der Solidität, ich möchte sagen Großartigkeit der Gebäude, von dem Ernste und der massigen Erscheinung der Leute, von dem eigentümlichen Charakter des Ganzen. Die Wohnungen bestehen aus ‚Bongos', d. h. runden Hütten aus Thonerde, welche mit halbkugeligen Strohdächern gedeckt sind und sich auf einer Terrasse erheben wie es in zeitweise der Ueberschwemmung ausgesetzten Gegenden natürlich ist; oder in großen kastellartigen Bauten mit krenelierten, mächtigen Mauern mit Ecktürmchen und Thüren, welche oben breiter sind als unten; oder aber aus viereckigen, sich nach oben verjüngenden Häusern, welche mit giebelartigen Strohdächern gedeckt sind. Obgleich diese letzteren die Höhe einer oberen Etage erreichen, so sieht man doch im Innern bis in den Giebel hinauf. Die imponierendste Art der Wohnungen ist durch die kastellartigen Bauten repräsentiert, welche neben der Solidität auch des Geschmackes nicht entbehren." Entsprechend der gewichtigen Erscheinung der Personen und Häuser lieben die Leute die dunkle Farbe, wie in den Kleidern so in den Häusern. Im Innern imponieren die massigen, vierkantigen, sich nach oben etwas verjüngenden Säulen, welche das Dach tragen, und die soliden, etwa 1—1,30 m hohen, breiten Thonestraden, auf denen der Hausherr sitzt. Die Kotoko geben sich mit Fleiß dem Ackerbau, der Industrie und dem Fischfang hin. Sie bauen vorzüglich Durrah (Sorghum vulgare Pers. oder Holcus Sorghum L.), entsprechend ihrem kräftigen, fetten Boden, Baumwolle, Tabak, einige Gemüse und Indigo, alles mit großer Sorgfalt. Die Hauptindustrie ist die der Indigofärbekunst und der Stroh- und Korbflechterei, welche einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Sowohl Form als Muster ihrer Körbe, Schüsseldecken, Matten und Vorhänge der Thüren sind durchaus geschmackvoll, solid und eigenartig. Ihre Fertigkeit, Thonbauten zu errichten kommt ihnen im Auslande sehr zu statten. Eßschüsseln aus Holz wissen sie in einer Größe und Schönheit herzustellen, wie kaum ein andrer Stamm in jenen Gegenden. Wie sie in ihrem Wesen und Charakter schwerfällig, in allen ihren Erzeugnissen solid sind, so ent-

spricht auch die Qualität wie die Quantität ihrer Nahrung, vor allem die letztere, dieser Natur. Dr. Barth hat eine Beschreibung davon geliefert, welche unglaubliche Quantitäten ihm als Gastmahlzeiten vom König von Logon geschickt wurden. Der Fischgenuß beginnt hier vorzuwalten, doch befinden sich die Fische gewöhnlich in getrocknetem und widerwärtig duftenden Zustande. Die Makari sind ernst, zurückhaltend, zeremoniell, argwöhnisch, egoistisch, klug und berechnend. Sie haben etwas Geheimnisvolles, Mystisches an sich, das sie in ganz Bornu als böser Kräfte und der Zauberei verdächtig macht. Für jeden Bornumann ist es eine ausgemachte Thatsache, daß jeder Makari mehr oder weniger in Zauberkünsten erfahren ist, daß sich die meisten Nachts in Hyänen verwandeln und das Fleisch der Gestorbenen verzehren, daß sie mit dem „bösen Blick" unendlich viel Unheil stiften, daß sie sich unsichtbar machen können u. dgl. m. Die Makari besitzen einen merkwürdigen Nationaltanz, der den Frauen allein angehört. Diese schließen einen Kreis, außerhalb dessen die Musik eines trommelartigen Instruments und einer Pfeife ertönt. Eine Frau löst sich aus dem Kreise und tanzt im Innern desselben herausfordernd allein nach dem Klange der Musik herum, bis eine zweite sich veranlaßt sieht, diese Herausforderung anzunehmen. Beide nähern sich einigemale, aneinander vorüber oder umeinander herumtanzend, konzentrieren ihre Kräfte und prallen bei der nächsten Begegnung mit der Hälfte des Gefässes aneinander, wobei jede mit möglichster Gewalt die andere zurückzuschleudern und dadurch womöglich aus dem Kreise hinauszubringen bestrebt ist. Die Siegerin tanzt dann weiter, bis eine andere Konkurrentin ihr den Sieg in gleichem Kampfe streitig zu machen sucht. Die Regierung des Landes ist eine gemäßigte Monarchie. Der König, „Miaraï", kann ohne die Zustimmung der fünf großen Hofämter, welche nur Freigebornen verliehen werden, kaum etwas wichtiges beschließen und ausführen. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 537.)

Die Keribina nehmen, wohl mit Rücksicht auf ihre fast ausschließliche Beschäftigung mit der Jagd, die sich im allgemeinen keines besonderen Ansehens erfreut, eine etwas mißachtete Stellung ein. Sie führen in kleinen Abteilungen ein zerstreutes Waldleben, bilden jedoch auch hie und da die Bewohnerschaft ganzer Ortschaften. Sie sind alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und erfreuen sich trotz ihres mohammedanischen Bekenntnisses harmlos des Genusses von Schweinefleisch. Die Keribina in Bornu scheinen, wenn sie sich auch gewöhnlich der Kanurisprache bedienen, doch noch einen, dem Idiom der Yadina nahe verwandten Dialekt zu besitzen. Im südlichen Teile des eigentlichen Bornu sitzen die Gamergu in einem ansehnlichen, wohlbevölkerten Distrikte. Sie ähneln durchaus ihren Nachbarn, den Mandara oder Wandala, von denen sie nur durch einen unbedeutenden Dialektunterschied getrennt sind, (A. a. O., S. 428 u. 429) unterscheiden sich dagegen wesentlich von den Kanuri des nördlichen Bornu. Von Farbe schwarzbraun, haben die Gamergu ausgeprägte, doch nicht gerade häßliche Negerphysiognomien, die Männer meist hohe und muskulöse Gestalten. Die Frauen, mit vorherrschend sanftem Gesichtsausdruck, tragen große Ringe oder Platten in der durchbohrten Nase; ihr Haar liegt von hinten nach vorn zu einem hohen Wulst zusammengerafft über dem Scheitel, während es an den Seiten des Kopfes kahl geschoren wird. Die Kinder, Knaben wie Mädchen, gehen bis zum Eintritt der Pubertät ganz nackt und eignen sich frühzeitig eine große Fertigkeit im Schwimmen an. Nur in den an den Karawanenstraßen liegenden Ortschaften wurden die Gamergu zum Islam bekehrt; die übrigen sind noch Heiden, gegen die der Sultan, das eigene Land plündernd und entvölkernd, gelegentlich eine Razzia unternimmt. (Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. II, S. 25). Wie wenig der Islam auch bei den benachbarten Wandala oder Mandara eingebürgert ist, geht daraus hervor, daß sie ohne Scheu das Fleisch gefallener Tiere, Esel, selbst Hunde essen, dessen Genuß als „dschifa" d. h. unrein den Mohammedanern aufs strengste verboten ist. In der Körperbildung stehen die Wandala den Hausa näher als den Kanuri, von denen sie sich durch vollere Formen unterscheiden. Die Männer haben einen hohen, doch flachen Vorderkopf, grobes krauses Haar, feurige Augen und weniger platte, mehr gebogene Nasen als die Bornuaner. Die Frauen, meist von kleiner Statur, sind ausgezeichnet mit der den Hottentottinnen eigenen Fülle begabt, haben breite Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen, ausdrucksvolle Augen und nicht so stark gewulstete Lippen wie die Männer. Hinsichtlich der Industrie haben die Wandala es bloß in der Verarbeitung des Eisens zu ziemlicher Geschicklichkeit gebracht. Gleich in den südlich an Wandala grenzenden Orten sind Eisenstücke als Münze im Verkehr, während bis hierher noch Kattunstreifen die Stelle des Kleingeldes vertreten. Die große Mehrzahl der Bevölkerung

ist heidnisch und geht nackt bis auf einen hinten vorgebundenen Lederschurz; sie leben in Monogamie, sind sehr abergläubisch und haben von einem höchsten Wesen, wie von einer Fortdauer nach dem Tode äußerst schwache Vorstellungen. Die Regierung des Landes ist eine rein despotische (A. a. O., S. 61—62), der Sultan aber ein völlig abhängiger Vasall des Mai von Bornu.

Unter den übrigen Stämmen Bornus verhalten sich die Mobber jetzt in ihrer Lebensweise wie die Kanembu, züchten wie diese vortreffliche Rinder, zeichnen sich besonders durch die Resultate ihrer Schafzucht aus und kultivieren mit Vorliebe Baumwolle. Doch in ihrer physischen Erscheinung stehen sie hinter den Kanembu zurück, sind meist dunkelfarbiger, von unansehnlicherem Wuchse und unregelmäßigerer Gesichtsbildung als diese. Die Manga bedienen sich im Verkehre zwar ausschließlich des Kanuri, scheinen aber daneben einen dem Idiom der Beddê nahestehenden Dialekt bewahrt zu haben und tragen in ihrer äußeren Erscheinung, sowie in Sitte und Lebensweise einen einheitlichen Charakter. Sie sind von kräftiger, ziemlich hoher Gestalt, plumpem Wuchse und häßlichen Zügen, begnügen sich gern mit einem Schurzfell als einziger Kleidung, während ihre Frauen und Mädchen das Gesicht mit dunklem Stoffe verschleiern, und führen als Waffen Bogen und Pfeile, sowie eine kleine Streitaxt, welche auf der Schulter getragen wird. Auf der Westgrenze des Reiches, südlich vom Bezirke Manga, sitzen die halbunterworfenen und größtenteils heidnischen Beddê, deren Landschaft sich aus zahlreichen einzelnen Stadtgebieten zusammensetzt. Südlich von ihnen wohnen die östlichen Ngizzem und südlich von diesen die Kerrikerri; dann folgen die den letzteren nahestehenden Fika und südöstlich von diesen die Babir- oder Baborstämme bis zum Benue hin, in dessen Nähe sie mit den Fulah und Batta gemischt sind. Oestlich von den Babir wohnen sodann die Marghi, von denen die nördlichsten dem Islam gewonnen und Bornu thatsächlich unterworfen sind. Die Marghi haben eine schöne Gestalt und regelmäßige Züge, die sie nicht durch Einschnitte entstellen. Ihre Lippen sind weniger aufgeworfen als die anderer Neger und besonders auffallend ist ihre hohe Stirn; auch sind sie oft hell kupfer- oder rhabarberfarben, ohne daß irgendwo eine Uebergangsschattierung von einer dieser Farben zur andern zu entdecken ist. In ihrem weiten Waldgebiete liegen die Wohnungen der Marghi nicht zu Städten und Dörfern zusammengerückt, sondern hin und her zerstreut. Jeder Marghi setzt seine Hütte in die Mitte seines Besitztumes. Ihren Gott „Tumbi" verehren sie in einem von den übrigen Grundstücken durch einen Graben abgegrenzten heiligen Haine. Bemerkenswert ist noch das Gottesgericht, dessen die Marghi sich bedienen. Haben zwei Leute Streit, so müssen sie sich, jeder mit einem Kampfhahn versehen, auf einen für heilig gehaltenen Granitfelsen begeben. Hier werden die beiden Hähne aufeinander gehetzt, und wessen Tier unterliegt, der wird als der Schuldige angesehen. Auf die Marghi folgt nach Osten das schon oben erwähnte Völkchen der Wandala oder Mandara und zwischen dieses und die Westgrenze Logons schieben sich die nördlichen Abteilungen der heidnischen Musgo, von denen einige Häuptlinge den Islam angenommen und die Oberherrschaft Bornus anerkannt haben. Die Musgo gehören zu dem großen Volksstamme der Masa oder Massa, deren einzelne Glieder zum Teile durch ansehnliche Dialektverschiedenheit, durch abweichende Sitten und verschiedenartige Zivilisation voneinander getrennte sind. Die Musgo bilden eine Menge einander feindlich gegenüberstehender Gemeinden, deren jede von einem Häuptling beherrscht wird. Das Dasein der Musgo ist ein gequältes, da sie von allen ihren Nachbarn hart bedrängt werden, welche bei ihnen Sklavenjagden veranstalten und jährlich Tausende wegschleppen. Das Aeußere der Musgo ist abschreckend, ihre Hautfarbe schmutzigschwarz; ihr einziger Schmuck eine Art „Pelele", nämlich ein in der Ober- und Unterlippe eingefügter runder Knochen oder eine Metallplatte. Diese haben allmählich eine schnauzenförmige Bildung der Lippen zur Folge und schlagen beim Sprechen klappernd aufeinander, was der an wunderlichen Zisch-, Hauch- und Kehllauten ohnehin schon reichen Sprache einen noch seltsameren Klang verleiht. Die Männer halten an dem Lederschurzfell um die Hüften fest, die Frauen an einem schmalen Bande um die Weichen als einziger Kleidung. Hauptwaffe ist das scharfe Wurfeisen, der „Golio", mit dem sie Menschen und Pferden die Beine wegschneiden, und als Kriegsrüstung fertigen sie sich Panzer aus dem mit den Haaren nach innen gekehrten Fell des Büffels oder aus dickem Strohgeflecht und eine entsprechende Kopfbedeckung aus demselben Materiale (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 531). Die Musgo treiben Bienenzucht, bauen Tabak und Baumwolle und suchen die Tragfähigkeit ihrer Ländereien durch Düngung zu erhöhen, was sonst bei keinem Volke Mittelafrikas wahrgenommen worden ist.

Ehe wir in der Musterung sudanesischer Völker in der Richtung nach Osten fortfahren, müssen wir uns in den Norden und Nordosten des Tschadsees, nach Kanem begeben, wo wir bald an die Grenze der eigentlichen Negervölker gelangen, denn hier herrschen schon die Aulad Soliman (Ulad Sliman), ein sogenannter Araberstamm. Die Bevölkerung ist eine vielfach gemischte und die Einwirkung der nördlich benachbarten Tubustämme unverkennbar. Zwischen dem 14. und 15.° n. Br. erstrecken sich vom 14.—16.° ö. L. von West nach Ost die Sitze von Nomadenstämmen wie der Wandala, der mit beträchtlichen Kanembuelementen gemischten Qadawa oder Qadiwa und der Aulad Soliman, dann die der Dogorda und Mgharba. Alle diese Menschen sind keine Neger, sondern leiten ihre Abkunft meist von Daza, einer Abteilung der Tubu, her. Südlich und südöstlich von den Nomaden findet sich dann die dichteste Bevölkerung der Landschaft mit ständigen Wohnsitzen. Den Uebergang zu ihr bilden die Bezirke der aus vermischten Daza hervorgegangenen Kumosoalla, des seßhaft gewordenen Dazastammes der Hawalla und der leicht in Blut und Sitten alterierten Kanembuabteilung der Tschiroa. Dann folgen die Dalatōa und Magomi, die arabischen Tundscher in der Gegend von Mondo, das Königsgeschlecht der Kuburi im Bezirke von Gala; die Reste der Bulala mit den zweifelhaften Danoa im Barigebiete und längs des Tschadseerandes endlich die Kanembu und Kanuri. Aber selbst die Kanembu sind, wie Dr. Nachtigal sehr wahrscheinlich gemacht hat, aus nördlicheren Gegenden eingewandert und, Jahrhunderte hindurch veränderten klimatischen und andern Lebensbedingungen ausgesetzt, erst allmählich eigenartig geworden. Ihre Gesichter haben den scharfen Schnitt der Tubuzüge verloren, den ihre Vorfahren in der Wüste gehabt haben werden und erscheinen gerundet, doch haben sie von der Regelmäßigkeit der letzteren genug bewahrt, um die Kanuri in dieser Beziehung zu übertreffen. Sie haben also im allgemeinen edlere Formen und eine mehr oder minder allen gemeinsame ins Rötliche spielende Hautfärbung vor den letzteren voraus. An den meisten Kanembu fallen die abstehenden Ohren auf. Wo sie in größerer Anzahl bisher zusammengelebt haben, sind sie alle typisch; jeder einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau und gerade hierdurch unterscheiden sie sich von den Kanuri, die kein charakteristisches Gepräge haben und zu denen sie sonst doch im innigsten Zusammenhange stehen. Sie sind hochgewachsen, mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten und verhältnismäßig gering entwickelten Brustkasten, dabei voll, fett und muskelreich. Besonders die Frauen sind viel hübscher als die Bornuweiber. Auch in Tracht und Sitte zeigen sie viele Abweichungen von ihren Nachbarn. Sie tragen mit Vorliebe ein einfaches Lederschurzfell, zieren sich mit Halsketten von Kaurimuscheln, tragen Ringe um Oberarm und Handgelenk und bedecken gern den Kopf mit einer hohen Mütze, „Dschoka", welche nicht selten mit einem Baumwollstreifen umwunden oder mit irgend einem phantastischen Schmucke verziert wird. Die jungen Männer lassen gern ihr Haar wachsen und flechten und verzieren dasselbe; die schlanken Kanembumädchen rasieren das ihrige an den Schläfen und am Hinterkopf und tragen dasselbe nur auf der Höhe des Kopfes in zierliche Flechtchen geordnet, die in der

vorderen Hälfte geſcheitelt nach beiden Seiten fallen, während die hintere Hälfte nicht geteilt iſt (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 341). Die Kanembu führen kleine Schilde aus leichtem Holze, dann Speere, Lanzen und ein langes Vorderarmmeſſer. Wurfeiſen, Bogen, Pfeile und Pferde kennen ſie nicht.

Die im öſtlichen Teile der Tſchadlagune liegenden zahlreichen Inſeln ſind vom Feſtlande durch Waſſerarme getrennt, welche in der trockenen Jahreszeit leicht paſſierbar ſind. Die Bewohner dieſer ſtillen Eilande heißen Budduma, nennen ſich aber ſelbſt Jedina oder Yadina. Sie zerfallen nach Nachtigals Erkundigungen in die zwölf Stämme der Maidſchodſcha, Maibullua, Budſchia, Guria, Guria, Dala, Beredſcha, Marganna, Dſchillua, Diremma, Orzongena, Kadſchingena und Begaroa, von denen die vier erſten die bei weitem zahlreichſten ſind. Die Budduma bilden ein Schiffer- und Fiſchervolk von etwa 20,000 Köpfen, das in Kriegszeiten von einem Kadſchella (Kriegshauptmann) befehligt wird, der im Frieden jedoch nur mit geringer Macht bekleidet iſt. Die einzelnen Abteilungen haben keinen innigen politiſchen Zuſammenhang untereinander und bilden ſelbſt im eigenen Innern kein einheitliches Gemeinweſen. Ihre hauptſächlichſte Beſchäftigung iſt Rinderzucht nach Nachtigal, nach Rohlfs aber die Fiſcherei.

Die Budduma ſind groß, ſtark, muskel- und fettreich, grauſchwarz oder ſchwarz von Hautfarbe und ähneln verſchiedenen Makariſtämmen, doch ſind die Frauen im allgemeinen ſchlanker, zarter, ähnlich den Kanembufrauen. Rohlfs findet in ihrem Aeußeren den Negertypus entſchiedener als bei den Bornuanern ausgeprägt: die Lippen ſind wulſtiger, die Backenknochen treten ſtärker hervor, die Hautfarbe iſt dunkler. Ihre vollen Körperformen mit ausgebildeter Muskulatur, ſowie ihre Sprache und ihre Sitten laſſen ihn auf eine enge Verwandtſchaft mit den Kanuri ſchließen. Die Männer haben, mit Ausnahme zweier kurzer Einſchnitte am Augenwinkel, keinerlei Tättowierung. Sie tragen die Tobe, wenn ſie dieſelbe erſchwingen können, andernfalls ein Lederſchurzfell. An gewöhnlichen Waffen führen ſie 3—4 Wurfſpeere, eine Lanze, einen Holzſchild, ſeltener das Wurfeiſen, doch ſtets den langen Vorderarmdolch, ohne welche Bewaffnung keiner, auch nicht zum friedlichſten Handel, nach Bornu herüberkommt. Der Gebrauch der Feuerwaffen iſt ihnen zwar bekannt, doch bedienen ſie ſich derſelben nicht, ja ſelbſt Bogen und Pfeile ſind, wie Nachtigal angiebt, nicht allgemein. Zu bewundern ſind ihre großen, kielloſen, alſo ganz flach auf dem Waſſer gehenden Schiffe, „Pum“, manche von 16—17 m Länge und 2,50—3,50 m Breite. Das Hinterteil iſt breit, das Vorderteil hoch und ſpitz, die Planken werden durch Taue aus Palmbaſt zuſammengehalten, und mit Baſt werden auch die Ritzen und Löcher kalfatert. Der Anker beſteht aus Stein; ſtatt mit Rudern, die man nirgends bei den Negern findet, wird das Schiff mit Schaufeln fortbewegt, doch fehlen weder Steuerruder noch Maſtbaum und Segel. An den Seiten ſind Bänke zum Sitzen angebracht und eine Art Kajüte aus Zweigen und Matten gewährt Schutz gegen die Sonnenſtrahlen. (Rholfs, Quer durch Afrika, Bd. I, S. 333—334) Die Frauen der Budduma unterſcheiden ſich von denen der Nachbarſtämme durch eine verſchiedene Tracht des Haares, das ſie in zwei aufrechtſtehende Knäuel verteilen, die durch einen Chignon von Rindshaaren noch vergrößert werden und deren eines auf dem Vorderkopfe die vordere, das andere auf dem Hinterkopfe die hintere Hälfte der Haare vereinigt. Die Naſenflügel durchbohren ſie nicht; in den Ohren aber tragen ſie kupferne oder meſſingene Ringe, an den Armen zahlreiche Vorderarmbänder aus Metall, deren man bis zu zehn Stück findet, etwa vier dergleichen Oberarmſpangen, ein ebenfalls metallenes Fußband jederzeit oberhalb der Knöchel, Halsgehänge aus Glasperlen, Korallen und Kaurimuſcheln in großer Menge. Dem religiöſen Bekenntnis nach ſind die Budduma Moslemin, doch haben ſich viele Gebräuche aus der Heidenzeit erhalten, welche oft in höherem Anſehen ſtehen als die des Islam. Nach Rohlfs verehren und fürchten ſie als oberſte Gottheit den „Nadſchikenem“, der gleichſam das böſe Prinzip vertritt, indem er die Waſſer aufregt und die Schiffe zertrümmert. Nebengötter ſind der „Betxiromaïno“ und

die „Bakomamaïn", gute Geister, welche sie in Gefahren um Schutz anflehen, Fetische, welche Opfer verlangen, scheinen sie nicht zu haben. Der Begriff von einer Fortdauer nach dem Tode, von Himmel und Hölle, geht ihnen ab, und die einzige Vorschrift des Islam, welche strenge befolgt wird, ist die Circumcision; doch weder die täglichen Gebete, noch die Fasten werden regelmäßig eingehalten. Polygamie ist seit jeher gang und gäbe gewesen. Die Heiraten werden früh geschlossen, d. h. der weibliche Teil ist meistens noch außerordentlich jung. Der Mann darf so viele Frauen nehmen, als ihm seine Vermögensverhältnisse gestatten, aber von keiner Frau sich wieder trennen, sagt Rohlfs. Nachtigal berichtet dagegen: Ehetrennungen sind nicht ungewöhnlich, ohne daß die förmliche mohammedanische Scheidung üblich wäre. Die Eheleute geraten untereinander leicht in Zank und Streit, die Frau wird geprügelt und läuft davon. Die Mädchen werden durch freie Uebereinkunft von dem Manne geworben. Die Hochzeit vollzieht sich ohne viele Zeremonie und beschränkt sich im wesentlichen auf eine Bewirtung der Braut und ihrer Verwandten. Die Ehen sind meist kinderreich. Die Sitte eines beschränkten Verkehrs zwischen verschwägerten Personen ist strenge geregelt, auch nehmen die Schmiede die nämliche Pariastellung ein wie bei den Wüsten- und meisten Sudanstämmen. Die Totenbestattung findet statt nach mohammedanischer Art, indem man eine 4—5 m tiefe Grube macht und den Toten mit dem Kopf nach Süden und dem Gesicht nach Osten hineinlegt. Stirbt von ihnen jemand auf dem Festlande, so holen sie seine Leiche in die Heimat; ein auf ihren Inseln gestorbener Fremder aber wird ins Wasser geworfen. Sang und Tanz sind sehr beliebt. Die Budduma haben keine andre Industrie als die Verfertigung der ihren Lebensbedingungen entsprechenden Gegenstände, wie Matten- und Korbflechtereien, Stricke, Böte und Fähren. Kleidung und Schmucksachen kaufen sie um Fische, Peitschen aus Hippopotamushaut, Natron, von dem ihr Boden eine große Ausbeute liefert und um Elefantenzähne von den Kanembu der Ufer, mit denen sie hie und da in freundlichem Verkehre stehen. Im übrigen sind sie außerordentlich freche Räuber, welche nicht bloß gegen einzelne Reisende und kleine Karawanen, sondern auch gegen ganze Ortschaften die erfolgreichsten Handstreiche ausführen. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 368—371.)

Südlich vom Tschadsee liegt das Reich Bagirmi, welches jedoch zu seinem östlichen Grenznachbar, dem Staate Wadaï im Abhängigkeitsverhältnis steht und wahrscheinlich immer mehr und mehr zu einer Provinz dieses Landes herabsinken wird. Wie in Bornu ist auch die Bevölkerung dieser Gebiete eine gemischte, nur in noch viel stärkerem Maße. Wir treffen hier Araber, Neger, Tubu, Fulah und Mischlinge aller dieser Stämme. Ungefähr zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat aus den Landschaften westlich vom Weißen Nil ein mächtiger Strom der dort seßhaften Negerbevölkerung, der Bongo, Dor und Dinka nach Bagirmi sich ergossen. Die Einwanderer, welche in Bagirmi die Staatenbildung vermittelten, kamen allmählich bis in die Gegend von Massenja, dem Kern des Bagirmireiches, und haben bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich die Makari aus ihren ursprünglichen Sitzen in der Gegend von Bussо verdrängt und die Araberstämme unterworfen, welche hier mit ihren Herden nomadisierten. Auch in Wadaï und Dar Für brachte das Vordringen dieser Völker veränderte Verhältnisse mit sich und es begann eine Verschmelzung der daselbst einheimischen Arabervölker mit den Eindringlingen. Die heutigen Bagirmi, eines der tapfersten und gebildetsten Negervölker, sind demnach kein eigener Stamm — einen solchen gab es nie — sondern das Produkt historischer Ereignisse von gar nicht altem Datum. Sie sind hervorgegangen aus der Vermischung der Bongo mit den arabischen Viehzüchtern des Landes und unterwarfen dann eine Reihe von benachbarten Stämmen, welche mit ihren Sklavenjagden und Abgaben die Hauptquelle des Wohlstandes für die neuen Herren blieben. Alljährlich wurden auf

diese Weise neue Volkselemente eingeführt, deren Assimilierung um so leichter gelang, je näher dieselben durch stammverwandtschaftliche Verhältnisse den Eroberern standen und je weniger der Islam unter diesen festen Fuß gefaßt und sie über das Niveau ihrer vergewaltigten heidnischen Nachbarn emporgehoben hatte. Später, als das Land bevölkerter, und alle Einwohner Mohammedaner geworden waren, wurde auch der Gegensatz zu den heidnischen, wenn auch verwandten Nachbarn größer; diese giengen nicht mehr einfach in den Siegern auf, sondern wurden verkauft und in der Sklaverei erhalten, wenn auch die Blutmischung infolge der großen Anzahl alljährlich aus dem Süden eingeführter Frauen und Mädchen rastlosen Fortgang hatte. Noch heute bilden die unterworfenen Heidenstämme im Osten und Süden des Landes, von den eigentlichen Bagirmi verschieden, einen integrierenden Bestandteil des Reiches. Es sind dies die Sokoro, Sarua, Bua, Nyillem, Sara, Somraï, Ndamm, Tommok u. s. w. Die Verwaltung des Reiches ist, wie in Bornu, in den Händen der Hofbeamten, denen der unumschränkt gebietende „Mbang" nach Belieben Stämme, Distrikte und Ortschaften zur Nutznießung verleiht. Diese lassen sich natürlich angelegen sein, nicht allein ihre eigenen Säckel, sondern auch den des Königs zu füllen, um nicht als unnütze Beamte erkannt und durch aufmerksamere ersetzt zu werden. Besonders zahlreich vertreten am Hofe sind die Eunuchen. Es ist dabei überraschend in Bagirmi und ebenso in Wadaï zu finden, daß die Verschnittenen, von denen man vorauszusetzen geneigt ist, daß sie nach dem Verluste ihrer Männlichkeit allmählich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ein weibisches Wesen annehmen, gerade militärische Posten inne haben. Die eigentlichen Bagirmi, d. h. die das Tar-Bagrimma, ein sehr nahe an das Logone und Wandala anschließendes, sonst aber isoliertes Idiom, sprechenden Bewohner des Kernlandes, etwa anderthalb Millionen an der Zahl, vermögen in Kriegszeiten 10,000 Mann Fußvolk, und über 3000 Reiter ins Feld zu stellen. Die Reiter tragen Brustpanzer mit Blechschienen oder ein aus Drahtringen verfertigtes Panzerhemd; außerdem sucht man Roß und Reiter mit baumwollenen, in regelmäßigen Carreaux gesteppten Decken zu schützen. Die üblichste Waffe ist der Speer sowie das Handbeil; Bogen und Pfeil sind seltener, desgleichen Schild, Schwert und Dolch.

Die Bagirmi zeigen heute, trotz ihrer so vielfach gemischten Abkunft, den echten Negertypus, zeichnen sich aber durch physische Vorzüge, schönen Wuchs und gefälligere Züge vor ihren westlichen Nachbarn aus; sie sind viel ansehnlicher von Gestalt als die Kanuri; die Männer übertreffen letztere an Größe und Muskelkraft, besonders aber ist der Wuchs der Weiber unvergleichlich vorzüglicher. Diese sind in der Regel wohlgebaut, schlank, haben ebenmäßige Glieder, regelmäßige Züge und einen angenehmen Gesichtsausdruck: einige mit großen dunklen schönen Augen sind sogar hübsch zu nennen; in der That werden die glänzend schwarzen Frauen Bagirmis im ganzen Sudan als die schönsten gepriesen, und Dr. Nachtigal bestätigt: ihre Augen sind meist lebhaft, Grübchen im Kinn und Wangen sind keine Seltenheiten und ihre weißen Zähne entsprechen unserem Schönheitssinne mehr, als die braunrotgefärbten der Bornufrauen. Von ihren häuslichen Tugenden erwähnt Heinrich Barth bloß, daß er manches Nachteilige, das er darüber gehört, nicht in allen Fällen für Verleumdung halten könne. (Barth, Reisen und Entdeckungen, Bd. III, S. 352.) Ehescheidung ist sehr häufig und Liebeshändel sind an der Tagesordnung. Nach Dr. Nachtigal scheinen die Bagirmifrauen im allgemeinen sehr verliebter Natur zu sein und manche verschmähen es auch nicht, aus ihren körperlichen

Reizen materiellen Gewinn zu ziehen; keinesfalls sind sie gesitteter und ehrbarer als ihre Nachbarinnen von Bornu und Logon. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 616.) Die Frauen verwenden beträchtliche Sorgfalt auf ihre Frisur, und die Art, wie sie die zu einem Oval arrangierten Flechtchen auf den Seitenteilen des Kopfes ganz in Form eines Helmbusches tragen, steht ihnen vortrefflich. Ihre Kleidung besteht wie die der Kanurifrauen in der um die Brust befestigten „Turkedi"; von den Reicheren wird gewöhnlich noch eine zweite Turkedi über die Schultern geworfen. (Barth, Reisen, Bd. III, S. 305.) Von Schmucksachen tragen die Frauen häufig ein Stückchen Edelkoralle im durchbohrten Nasenflügel und silberne Armspangen, sowie silberne Ringe von mitunter wahrhaft ungeheuerlicher Größe. Die Männer tragen weiße oder dunkelblaue Toben und Beinkleider, von denen die letzteren sich in vernünftigen Grenzen der Weite halten. Von der eitlen Bornusitte mehrere Gewänder übereinander zu tragen, wissen die Bagirmi nichts. Die Männer rasieren das Haupthaar vielfach, tragen es aber auch kurz und kraus, wie es ihnen die Natur verleiht oder suchen ihm durch häufiges Kämmen mit einem primitiven Kamme ein gleichmäßiges Gefüge zu geben. Vor dem Könige erscheint der Unterthan ohne Waffen und mit entblößtem Oberkörper, wie es auch in Logon die Landessitte erheischt. Die Weiber sehen im allgemeinen sehr gesund aus, aber die Männer leiden viel von dem eigentümlichen Uebel „Mukardam", einem Wurme, der die kleine Zehe bewohnt und zerfrißt. Die Krankheit ist so verbreitet, daß man nach Dr. Barths Versicherung unter zehn Leuten wenigstens Einen findet, der nur vier Zehen hat. Den Islam haben die Bagirmi erst in jüngerer Zeit angenommen und die Mehrzahl verdient auch jetzt noch eher den Namen von Heiden als von Moslemin. Das Maß ihrer Kenntnisse ist nur geringfügig; Leute von einiger Gelehrsamkeit giebt es nicht. Doch sind die Bagirmi ein Volk von guten Anlagen, deren Ausbildung allerdings durch die Verhältnisse sehr beeinträchtigt wurde. Daß sie aber wohl veranlagt zu regelmäßiger Arbeit und geschickt für die Künste des Friedens sind, zeigen sie da, wo sie veranlaßt werden, dieselben zu üben. Sie haben die Webe- und Färbekunst, sowie die Sattlerei hie und da von den Kanuri und Makari gelernt und in denselben an einigen Punkten solche Fortschritte gemacht, daß z. B. die aus Massenja stammenden Sklaven in Kuka ganz besonders als Weber geschätzt werden. Die Viehzucht ist dagegen hauptsächlich in den Händen der zahlreich angesiedelten arabischen Schua. Bei eingehender Bekanntschaft mit dem Charakter der Bagirmi findet man die Männer zwar energischer als die Kanuri und mannhafter als die Makari, doch weniger wohlwollend als jene und unzuverlässiger als diese.

Bussо am Schari stellt gleichzeitig die Grenze des eigentlichen Bagirmi und des Islam dar. Südlich, östlich, südöstlich und südwestlich von ihm liegen die zu Bagirmi gehörigen Heidenlandschaften. Nach Südwesten geht die Kenntnis der Bagirmileute nicht über den Fluß von Logon. Jenseits desselben wohnen die Bai, deren einzelne Ortschaften wohl hie und da ausgeplündert werden, die jedoch nicht mehr zu den eigentlichen Heidenstämmen Bagirmis, zu seinen Sklavenquellen, gerechnet werden können. Doch östlich vom Schari dehnen sich die Bualandschaften aus, welche in vageren Beziehungen zu den Bagirmikönigen stehen, und nördlich von diesen leben die Sokoro in ihren Felsensitzen, welche zum großen Teile ihrer Nähe wegen in geregeltem Abhängigkeitsverhältnisse zu Bagirmi stehen, zum Teil aber auch, durch die Natur ihrer Wohnsitze geschützt, sich unabhängig haben erhalten können. Während der Charakter der Landschaft sich nur allmählich verändert, fühlt man sich in bezug auf den Menschen plötzlich in eine andere Welt versetzt, weniger freilich infolge seiner abweichenden physischen Natur, als durch fremdartige Tracht und Sitte. Die Leute sind von mäßig intensiver Schwärze und etwas über mittlerer Größe. Leidliche Gesichtszüge walten vor, ohne daß sehr regelmäßige, noch grotesk häßliche fehlten. Die Männer sind mit dem einfachen Felle einer Ziege oder Gazelle um die Hüften bekleidet, die Frauen eigentlich gar nicht. Jenes Fell wird in der wenig zweckerfüllenden Weise unserer Bergmannsschurzfelle getragen, doch so, daß der Schwanz des Felles, für gewöhnlich hinten lang herunterhängend, leicht nach vorne genommen und am Gürtel befestigt werden kann. Bei den Frauen erinnert an Kleidung eine Schnur um die Hüften, an der sie wohl vorn und hinten die billige Toilette frischer Laubbüschel anbringen. Später sah Nachtigal allerdings zuweilen diese Schnur in größerer Breite als Gürtel, von dem vorne Lederfranzen als eine kurze Schürze herabhiengen. Als Zierat tragen die Frauen und Mädchen, besonders die jüngeren, an Stelle unserer Strumpfbänder Lederbänder, auf denen einige Reihen Kaurimuscheln angebracht sind, in der durchbohrten Oberlippe einen dünnen Glascylinder oder zuweilen eine Schnur kleiner, roter

Glasperlen um den Hals. Das Haar tragen die Frauen rasiert oder ganz kurz geschoren mit hochausrasierter Stirne. In der Coiffure sind vielmehr die Männer die Träger der Eitelkeit. Da sind rings um den Kopf herabhängende lange, dünne Flechtchen mit oder ohne daran befestigte Perlen; da giebt es Stutzer, welche das ganze Haupthaar in parallele Reihen kleiner aufrechtstehender Flechtchen geteilt haben, die entweder von vorne nach hinten, oder von einer Seite des Kopfes zur anderen verlaufen; andere tragen, so zu sagen an den vier Ecken des Kopfes, aufrechte Flechtchen in Gestalt von Hörnchen, noch andere kämmen mit eng aneinander gereihten spitzen Holzstäbchen als mit einem Kamme das ganze Haar sorgfältig in die Höhe und schneiden es gleichmäßig so, daß es auf dem Vorderkopfe kegelförmig emporragt. Genug, es wird der persönlichen Eitelkeit und Erfindungsgabe durch die Sitte keine Schranke gesetzt. Im ganzen sind die Männer hübscher von Zügen als die Frauen, während diese sich nur im Durchschnitt eines verhältnismäßig höheren Wuchses zu erfreuen scheinen als jene. Jedes männliche Individuum trägt um den Hals ein kleines, durchbohrtes Horn einer Ziege oder Gazelle mit Luftlöchern, welches zum Signalgeben dient. Hauptwaffen sind das Wurfeisen, die Lanze, seltener der Wurfspeer, bei manchen Stämmen ein breiter, kurzer Dolch und schmale mannshohe Schilde aus dichtem Korbgeflecht oder Büffelfell.

Ein weiterer Tag führte Dr. Nachtigal nach der Residenz des Königs von Somraï, anfangs durch einen dünnen Wald, dann nur durch Fruchtfelder zwischen einzelnen Gehöften und Weilern durch, die von Giraffenbäumen, Dumpalmen, Feigenbäumen beschattet wurden. Unzertrennliche Beigabe eines Hauses ist das jenen Landstrichen eigentümliche kleine Pferd, das an langer Halfterleine graft. Es ist von der Größe eines starken Pony, hat eine abgeflachte oder eingedrückte Nasenwurzel, ist sehr menschenfreundlich und kennt weder Sattel noch Gebiß. Anstatt jenes wird ihm der Rücken geschunden, in dessen Sekret gewissermaßen der nackte Reiter festklebt. Schritt und Galopp sind die Gangart, welche es kennt. Rinder und Schafe sind selten, Ziegen sehr häufig und zwar Zwergziegen, oft von monströser Fettleibigkeit. Die Hunde waren überall von lästiger Häufigkeit, klein, spitzohrig, glatthaarig, ihres Fleisches wegen sehr geschätzt, dieselbe Rasse, welche Schweinfurth bei den Niamniam sah und von der auch verschiedene Exemplare durch die deutsche Loangoexpedition nach Europa gelangt sind.

Ein halber Marschtag brachte unseren Reisenden auf das Territorium der Gaberi. Der Charakter von Land und Leuten änderte sich in nichts. Aus jedem sauber mit strohgeflochtenen Zäunen eingehegten Gehöfte kläfften ihn die üblichen Hunde an, draußen graste an langer Leine das Roß des Hausherrn mit seinem blutigen Sattel; im Innern breiteten nackte Frauen das zum dort üblichen Biere bestimmte keimende Getreide in der Sonne aus; einige Kinder, durchgängig hübscher als die Erwachsenen, suchten sich schreiend vor der fremdartigen Erscheinung des weißen Mannes auf dem hohen Pferde zu verstecken; und die Männer lagen oder schlenderten nichtsthuend im Schatten herum, das unzertrennliche Wurfeisen auf der rechten Schulter, und in der Bagirmisprache, die sie fast alle verstanden, mit dem Fremdling plaudernd. Die Männer und Frauen der Gaberi unterscheiden sich physisch kaum von denen der Somraï, ihre Sitten, Gebräuche und Anschauungen sind nahezu dieselben. Die religiösen Vorstellungen dieser und der benachbarten Heidenstämme beschränken sich auf den Glauben an ein höchstes Wesen, dessen Existenz für sie am besten durch seine Stimme, den Donner, bewiesen wird. Sein Symbol ist ein heiliger Pfahl aus dem Holze der Habila, der in besonderer Hütte (Tempel) aufgestellt wird und an dem man opfert. An ihm hängt man die Felle der auf der Jagd erbeuteten Tiere auf und das Schamfell des erschlagenen Feindes; nie vergißt man, an ihm von dem frisch gebrauten Biere zu deponieren, und an ihm schlachtet man ein Huhn, wenn man seines Rates und Beistandes bedarf. Die Habila ist überhaupt ein heiliger Baum und die bindendsten Schwüre werden bei ihrem Laube geleistet. Der Glaube an Zauberei und böse Mächte ist natürlich sehr allgemein und kein Häuptling oder vornehmer Mann oder auch nur ein schönes Pferd kann ohne ihre Beihilfe zu Grunde gehen. Weise Männer (Priester, Zauberer) entdecken die Schuldigen und mancher büßt unschuldigerweise den Tod eines ihm feindlichen vornehmen Mannes mit dem Leben, während Frau und Kinder als Sklaven verkauft werden und sein Vermögen dem Häuptlinge anheimfällt. An Epilepsie und Krämpfen leidende Unglückliche werden, als vom bösen Prinzipe besessen, erschlagen und manche nervöse Dame anderer Zonen würde dort von ihren Anfällen geheilt werden. Die Toten werden in großen, runden Gräbern bestattet, in deren Wandung eine Nische den Leichnam aufnimmt. Derselbe wird im Vermögensfalle mit den Kleidern umwickelt, die der Verstorbene bei Lebzeiten besaß, aber nicht trug, und erhält zu seinen

Häupten eine geschlachtete Ziege, einige Krüge Honig und Bier, sowie eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf den Mund gestülpt. Dieser Mundvorrat und Zehrpfennig dürften für einen unverstandenen Glauben an eine Fortdauer der Existenz nach dem Tode sprechen, obgleich man in dieser Beziehung nichts Bestimmtes bei Nachfragen hört. Dafür spricht noch mehr, daß einige der Stämme mit einem verstorbenen Häuptlinge einen 12 bis 14jährigen Knaben und ein fast mannbares Mädchen lebendig begruben in der ausgesprochenen Idee, daß dieselben jenen die Fliegen abwehren sollten. Vielweiberei existiert und ist einfache Vermögensfrage. Man kauft die Frau um ein Pferd, um ein halbes Dutzend fetter Hunde oder dgl. Gebiert sie keine Kinder, so ist sie Sklavin, arbeitet oder wird verkauft; gebar sie fünf Kinder, so darf sie bei einigen Stämmen wieder ins elterliche Haus zurückkehren, wenn sie wünscht; der Kaufpreis ist reichlich aus ihr herausgeschlagen.

Durch die häufigen Sklavenjagden der Bagirmi gewitzigt, haben sich die Gaberi abseits von ihren aus guten Strohhütten bestehenden Dörfern besondere, sichere Kriegsdörfer auf den hohen Bombaxbäumen ihrer Wälder eingerichtet, die sie in Augenblicken der Gefahr mit ihrem gesamten Hausrat beziehen und welchen gegenüber die Bagirmi ohnmächtig sind, wie Nachtigal erkannte, welcher an einer solchen Expedition teilnahm. „Vor uns," erzählt er, „lag die Waldung, welche das luftige Dorf barg. Rauchwolken, Beweis, daß unsere Annäherung bemerkt war, Warnungszeichen für ferner Wohnende, stiegen aus ihr auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder vom Feuer zerstört, lagen weithin zerstreut im Schatten der mächtigen und doch so anmutigen Bäume, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenbaumwollenbäume, die zu diesem Zwecke benützt wurden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, die Regelmäßigkeit der Aeste in Zahl und Richtung machte sie besonders zu diesem Zwecke geeignet. Rechtwinklig vom Stamme abgehende Aeste waren durch Querstangen verbunden, welche dicht an einander gefügt Plattformen herstellten, auf denen die Hüttchen konstruiert waren oder welche zum Aufenthalt des Kleinviehs (Ziegen, Hunde, Hühner) dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark geflochtene Körbe, Sitze der Verteidiger mit ihren Waffen angebracht. In den Hüttchen ist das nötigste Hausgerät, der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Thonwasserkrüge. Nachts, wo sie vor Ueberfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräte an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen ratlos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die vordersten zu Grunde gehen müßten, dazu fehlte ihnen der Mut; die Bäume abzusägen hatten sie nicht die Instrumente und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung, ihrer keiner war im stande sein Gewehr anzulegen, zu zielen oder gar zu treffen. Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginn zu löschen. Jedenfalls erweisen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die Heiden in anderen Gegenden, mit weniger Bombaxbäumen, zur besseren gemeinschaftlichen Verteidigung herstellten. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Kolik in der Landschaft der Tummok überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde auf die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglückes durch Feuer zu vernichten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch alles ein Bild tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd auf der Erde oder schien auf dem Wall zu luftwandeln, dort grasten die scheckigen Pferdlein, im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches das Zentrum des quadratisch angelegten Walles einnahm. In der Mitte dieses nahezu unzugänglichen Dickichts, das noch mit einem zweiten niedrigeren Walle und einem Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdorf. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats befanden, waren durch Baumstämme verbarrikadiert. Die Sommation, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis Nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Verteidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen, doch dann zogen sich auch die Männer in das Dickicht und dessen Kriegsdorf zurück und die Schwierigkeit begann. Man hieb Zugänge in das Dickicht,

man schlich und kroch von allen Seiten nach dem Zentrum zu, und als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfs in Brand zu setzen, war, so zu sagen, das Schicksal des Tages entschieden. Die Männer wurden weniger und weniger; das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen und als der verteidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete, halbtote Männer zerrte man unter den Büschen hervor und habsüchtige Bagirmi endigten ihre Leiden im Kampfe um ihren Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor; fast jedesmal entspann sich ein blutiger Kampf um ihren Besitz, bei dem zarte Kinder, aus den Armen der Mütter gerissen, mit verrenkten Gliedern, eine unerwünschte Beute, zu Boden fielen oder zertreten wurden. Dieser beständige Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimat, Glückseligkeit, Zukunft, alles verloren hatten, übertraf an Roheit und Ekelhaftigkeit selbst die Greuel des Kampfes. Ungefähr zwanzig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon. Der König von Bagirmi hatte 300—400 Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden. In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie ins Feuer geworfen hatten. Nie war ich der Bestie Mensch, die auch dort unter dem Vorwande der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt, als an diesem Tage."

Und um dieses Schaudergemälde zu vervollständigen, hören wir, was Nachtigal über seine Rückreise im Gefolge der großen Sklavenkarawane berichtet: „Unsere Karawane war durch die lebendigen Kaufpreise der Pferde eine sehr zahlreiche geworden; doch wie dieselben die Strapazen der Rückreise ertragen würden, war mir ein Rätsel. Die eine Hälfte derselben litt an der Krankheit, die auch mein Leben bedrohte, und die andere war halb verhungert. Schon am ersten Tage sanken viele zu Boden und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben überschüttet waren, zurückgelassen werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Züchtigung zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimat vielleicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die übrigen abschlachte. Ich konnte und wollte es anfangs nicht glauben. Wohl wußte ich, daß die durch die große Wüste nach Norden ziehenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen zurücklassen müssen, wenn ihre Kräfte zu Ende sind, denn überflüssige Kamele zum Reiten sind selten vorhanden, und daß diese Unglücklichen dann dem Tode des Hungers, des Durstes und der brennenden Sonne erliegen; doch daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte, wie ein Huhn oder eine Ziege, wollte mir nicht in den Sinn. Und doch war dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitschenhiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr decent etwas zurück, zog resigniert sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich später täglich mit ansehen, und es ist die Gemütsstrapaze, dieser Barbarei gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragende."

Am engsten verbunden mit den eigentlichen Bagirmi sind aus der Reihe der im Vorstehenden geschilderten Heidenstämme jene der Gebiete von Bussо und Sarua. Besonders Bussо — dessen Bewohner, Stamm, Territorium und Hauptortschaft führen in jenen Gegenden meist denselben Namen — muß eigentlich als integrierender Bestandteil des Staates betrachtet werden. Die Bussо sollen denselben Dialekt sprechen, wie die westlich und südwestlich von ihnen wohnenden Kuang, welche sprachlich wieder in engem Zusammenhange mit ihren westlichen Nachbarn, den Musgo, zu stehen scheinen. Die östlichen Nachbarn der Bussо sind die Sarua, unter denen viele Bagirmi leben, von welchen aber die eigentlichen Sarua durch einen besonderen Dialekt getrennt sein sollen. Die Bewohner des Sokorogebietes zerfallen in zwei Abteilungen, die durch eine erhebliche Dialektverschiedenheit voneinander getrennt sind. Südlich von den Sokoro wohnen die Bua, welche in zahlreiche, unabhängig voneinander lebende, durch einen gemeinsamen Dialekt verbundene Abteilungen zerfallen. Die

Bua haben häufig noch eine Andeutung von Kleidung in der Gestalt einer behaarten Felljacke ohne Aermel, welche die Haare nach außen kehrt. Sie haben stets auf der Mitte der Stirn vom Anfange der behaarten Kopfhaut bis auf die Nase einen breiten Längsstrich, der ihnen ein höchst widerwärtiges Aussehen giebt. Nach Osten von den südlichen Bua soll man zu den Sara Kufu gelangen, welche die Lippen im ganzen Umkreise des Mundes zu durchbohren und mit kurzen Stäbchen zu verzieren pflegen, sodann zu den Sara Dschak, ferner zu den Manna, welche die Zähne spitz feilen und endlich zu den Mbu, welche bereits in der Nähe der südlich von Wadaï lebenden Araber wohnen sollen. Die südlichen Nachbarn der Bua sind die ihnen verwandten Njillem, die gleichfalls in mehrere Abteilungen zu zerfallen scheinen. Den inneren Teil des hiermit beschriebenen Ovals nehmen endlich die drei einigermaßen zu geschlossenen Herrschaften vereinigten Stämme der kriegerischen Somraï, der Ndamm und Tummok ein, welch beide letztere durch denselben Dialekt mit einander verbunden sind und von den Somraï unter dem Namen Didsche zusammengefaßt werden. (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 671—682.)

Im Osten von Kanem und Bagirmi liegt das am besten organisierte Reich Innerafrikas, Wadaï, welches mit den tributären Völkern, dem Fittrigebiete, Teile von Kanem, von Bahr-el-Ghazal und Borku, Dar Runga und Kuti zirka 5 Millionen Einwohner zählt. Die Bevölkerung Wadaïs bilden im Norden Tubu, im Zentrum und im Süden aber echte afrikanische Neger, zwischen welche Araber eingedrungen sind. Herren des Landes und der Hauptstamm sind die Maba, welche das Bora Mabang oder die Mabasprache reden; sie gilt zugleich als allgemeine Verkehrssprache. Die Maba, welche alle edlen Stämme des Landes umfassen, haben gegenwärtig die Macht in den Händen, und aus ihrer Mitte allein darf der König abstammen, so daß kein Prinz zur Regierung fähig ist, dessen Mutter nicht eine Maba gewesen. Die Maba zerfallen in eine bedeutende Anzahl von Stämmen; unter diesen sind die Kodoi oder Abu-Senun wegen ihrer roten Zähne bekannt, welche diese Farbe wahrscheinlich von vegetabilischen Substanzen erhalten, mit denen sie aus Putzsucht ihrem Gebisse eine rote Farbe geben; ferner die Aulad Dschema, die Malanka, Madaba, Debba, Abissah u. a. m. Mit diesen Mabazweigen sind noch einige Stämme verwandt, so die Marfa, Massolid, Kaschemere, Kurunka u. a. Alle diese Wadawa (Bewohner von Wadaï), welche das Bora Mabang in vielen Dialekten sprechen, sind echte Neger, manche mit scharf vorspringender, gebogener, spitziger, nur an den Flügeln etwas breiter Nase und mit fleischigen Lippen, wogegen andere Individuen zwar gebogene, aber doch stumpf endende, an den Flügeln sehr breite Nasen haben. In Gesittung steht der Wadawa weit hinter dem Kanuri oder Bagirmi zurück, sowohl durch Roheit des Gemütes als durch den Mangel an Kunst und Industrie. Die einfachsten Hausgeräte aus Kürbisschalen u. dgl. zeugen von einem Mangel an Geschicklichkeit, an Schönheits- und Kunstsinn, der die Wadawa in dieser Beziehung auf die niedrigste Stufe stellt. Ihre Strohhütten sind bedauerlich weit von praktischer und künstlerischer Vollendung entfernt, und die oben besprochenen Heiden südlich von Bagirmi über-

ragen sie in dieser Hinsicht beträchtlich. Die Gewebe („Tokaki") sind von entsetzlicher Grobheit und nur einzelne Stämme zeichnen sich durch Herstellung feinerer Sorten aus. Dabei ist der eigentliche Wadawa gewaltthätig, streitsüchtig, grausam, besonders unter dem Einflusse der „Melissa" oder „Merissa", des gegorenen Duchn- oder Durrahbieres, dessen Mißbrauch an der Tagesordnung ist. Die Vorliebe für Merissa und auch für Liebeshändel erzeugen fast täglich Mord und Totschlag. Diese Eigenschaften, verbunden mit Stolz und Fremdenhaß, würden den Handel mit der fernen Küste bald beenden, wenn nicht die kraftvolle Regierung des jetzigen Sultans wäre. Die Herrschaft ist eine monarchisch-tyrannische und wird zum Wohle des Landes mit drakonischer Strenge gehandhabt.

Die Bewohner von Dar Kuti und Dar Runga im Süden von Wadaï bilden einen Stamm. Die Kuti sind Heiden, die Rungaleute aber, Verwandte der Mangari und Kibet, Muhammedaner, dabei große starke Menschen von sehr dunkler Hautfarbe, hartnäckigen, kriegerischen Sinnes, rüstige Elefanten- und Rhinozerosjäger, die sie einzeln zu Pferde mit Lanzen erlegen. Von den Völkerschaften weiter südlich von Wadaï wissen wir so gut wie gar nichts, da sie noch kein europäischer Reisender besucht, doch hat Dr. Nachtigal aus dem Munde eines Bornuaners einige Nachrichten gesammelt.

Die Stämme, welche südlich von Kuti am Bahr el Abiad, Bahr el Azrek, Bahr el Ardhe und auf dem Nordufer des Bahr Kuta wohnen, fassen die Leute von Runga und Kuti und die dort angesiedelten Fremden unter dem Namen Banda zusammen, und nennen sie auch wohl, da die meisten dem Kannibalismus ergeben sind, Nyamanyan, das eigentlich der Plural von „Nyam nyam", hier aber auch Singular geworden ist. Nachtigals Gewährsmann aus Bornu behauptet sogar, daß sie durch Spracheinheit verbunden seien und gab ihm Proben von dieser Bandasprache, der er sich mit großer Fertigkeit bediente. Die Banda kleiden sich mit dem Baste der Djimmeze und die Frauen mit Habilalaub. Ihre Haare sind lang und werden selten geschnitten. Männer und Frauen feilen die Zähne spitz. Sie durchbohren die Ohrläppchen — die Frauen den ganzen freien Rand der Ohrmuschel —, die Nasenflügel und die Lippen und fügen kurze Zinncylinder ein. Sie betrinken sich in Merissa und „Dúmma", einem gegorenen Getränk aus Mais und Honig, und rauchen virginischen Tabak aus schwarzen Thonköpfen, die sie aus dem Material der Termitenbauten verfertigen. Vielweiberei existiert und sind ihre Grenzen nur eine Vermögensfrage; man kauft die Frauen mit Perlen, Hundezähnen, Eisen, Kupfer, Zinn. Viele Abteilungen üben die Beschneidung, einige sogar die der Mädchen, viele aber auch nicht. Die meisten sind Kannibalen. Hände, Füße und Zähne werden den angesehensten Personen überlassen; aus den Zähnen machen sie Halsketten für sich, ihre Frauen und Kinder. Die Waffen dieser Banda bestehen in Bogen und Pfeilen, Lanzen und kurzen Wurfeisen. Jeder Hausstand der Banda hat eine kleine Hütte für die Hauptgottheit „Wámba", welche weiblich ist, und für ihren Mann „Botokóllo", denen sie niemals ihr Bier darzubringen verabsäumen, denen sie von ihrer Jagdbeute und ihren Kriegstrophäen opfern und von denen sie durch Opfer Regen erbitten, sowie über den Ausgang bevorstehender Kriegszüge sich prophezeien lassen. An diesen heiligen Stätten leisten sie ihre Eidschwüre und segnen ihre neugeborenen Kinder oder die frisch angekommenen Sklaven ein.

Die Bewohner des östlichen Sudan.

Der weite Landstrich, welcher von Bagirmi, Wadaï, Dar Fur im Westen, von den Nilländern und Kaffa im Osten eingeschlossen wird und im Süden an das Gebiet der Bantuvölker grenzt, im weitesten Sinne also das Gebiet des

oberen Bahr el Abiad oder Weißen Nils, wird auf den modernen Landkarten gerne als Aegyptischer Sudan bezeichnet, weil in der That die Oberhoheit des Khedive in Kairo sich in mehr oder minder ausgeprägtem Grade über alle diese Landschaften erstreckt. In ihnen wohnen eine ziemlich beträchtliche Anzahl von zum Teil noch sehr ungenügend bekannten Stämmen, welche der Mehrzahl nach zur Negerrasse gehören, aber auch vielfach mit Arabern und Nuba — einem Stamme, der wahrscheinlich mit den Fulah zusammenzustellen ist — vermischt. Dies gilt schon von der etwa fünf Millionen Köpfe zählenden Bevölkerung Dar Furs, welches gegenwärtig auch eine Provinz des großen ägyptischen Reiches bildet. Die Hauptmasse der Bevölkerung sind Neger und diese wohnen am dichtesten im Zentrum des Landes, im Marrahgebirge, während im Nordwesten auch zahlreiche Fellatah angesiedelt sind. Die Hauptsprache Dar Furs ist das Gondschara, ein mit arabischen Wörtern stark vermengtes Idiom; in den Städten wird vorwiegend arabisch gesprochen. Unter den Landeskindern sind die eigentlichen Furi oder Gondscharen die merkwürdigsten, einst das mächtigste Volk dieser Gegend, das noch jetzt die Herrschaft in Händen hat. Diese Furi sind echte Neger, wenn auch ihr Haar lang und straff, die Nase ziemlich erhaben, die Lippen dünn, das Gesicht oval und von intelligentem Ausdruck ist. Sie zeichnen sich durch unverkennbar feinere, edlere Züge vor den anderen Bewohnern Dar Furs aus. Ihre übrigens häufig lichtere Färbung ist mehr bräunlich als schwarz. Die Bewohner der Gebirgslandschaften werden sämtlich als roh, dem Trunke ergeben und nicht gastfreundlich geschildert. Sie sind aber wohlhabend, besitzen große Herden und betreiben ausgedehnten Garten- und Getreidebau. Die Bewohner der Ebene gelten als träge, schmutzig und unterwürfig.

Die Hütten in Dar Fur sind runde Zelte, gewöhnlich aus Hirsehalmen erbaut und mit einem Dornenzaun umgeben. Die reichen Furi tragen Kleider von Musselin oder englischem Kaliko, einen Mantel und einen „Tarbusch", d. h. eine fesähnliche rote Kappe; die ärmeren haben nur ein einziges Kleid um den Oberleib, die Weiber führen einen Nasenring und tragen große silberne Ohrgehänge, dann Arm- und Beinbänder. Bei Heiraten hat der Mann den Eltern der Braut einen Preis zu zahlen, der nicht unbeträchtlich ist und in Vieh und Sklaven besteht. Die Industrie ist nicht unbedeutend. Außer Acker- und Gartenbau wird Spinnerei, Weberei, Färberei, Gerberei und das Schmiedehandwerk betrieben; man verfertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobe landwirtschaftliche Geräte, gutes Leder u. a. m. Der Handel ist sehr beträchtlich und konzentriert sich auf Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Ochsenhäute, Baumwollenzeug, insbesondere aber auf Sklaven. Der Handel mit denselben ist hier vollkommen organisiert. Die herrschende Religion ist der Islam.

Im Osten von Dar Fur dehnt sich bis zu den abessinischen Bergen eine große Savanne aus, welche die zwei ägyptischen Provinzen Kordofan und Sennar enthält. Kordofan, früher ein Durchzugsland vieler wandernder Stämme, wird gegenwärtig hauptsächlich von drei Nubastämmen bewohnt; doch finden sich in Kordofan auch zahlreiche reine Negerelemente. Die ethnographischen Verhältnisse Kordofans sind, wie die des übrigen ägyptischen Sudan, im Laufe der Zeiten sehr verwickelt geworden. Außer den im Lande von alters her Seßhaften, die mit dem Kollektivnamen Kordofanesen bezeichnet werden können, finden wir in manchen der südlichen und westlichen Dörfer seit langer Zeit von Westen eingewanderte Gemeinden von Takarir und Fellatah. Die zahlreichen

Sklaven sowohl aus Tegele und Nuba, aus den südwestlichen Gebieten des Bahr el Ghasal ꝛc., nubische Elemente, Danakil, Dschalin ꝛc. und die in den südlichen Gegenden nomadisierenden Baggaraſtämme, in den nördlichen Hassanieh und Kababisch haben ebenfalls das ihrige zu der Vermischung der ethnographischen Verhältnisse beigetragen.

Die ansässigen Dorfbewohner im östlichen und nordöstlichen Teile nennen sich Dauamah, sie, wie die Schoehad, Maramrah, Maganin, Bederieh, Chodiah, dürften die bedeutendsten Stämme sein, welche sich jedoch durch nichts wesentlich voneinander unterscheiden. Die Körpergestalt ist häufiger über als unter der Mittelgröße, eher mager und sehnig als fett, das Haar kraus, oft fast wollig, Bartwuchs häufiger als in anderen Gegenden. Der Kopf zeigt entschieden dolichokephalen Typus, die Prognathie ist wenig entwickelt und ähneln sie hierin am meisten den Fundsch, wie auch die Hautfarbe zahlreiche Nüancen von schokoladebraun bis schwarz zeigt. Die Kleidung besteht häufig in einem weiten Hemde aus grobem, eigenen Erzeugnis, seltener ist die „Ferdah" d. i. der in Nubien übliche rotgesäumte Musselinüberwurf, im Gebrauch, hie und da sieht man die Männer auch kurze Hosen tragen, während die Weiber die im übrigen muhammedanisch-ägyptischen Sudan übliche Kleidung, die Mädchen den „Rahad" oder Lendengurt tragen, welcher in gleicher Form nördlich von Unyoro bis zum letzten Katarakte von Syene reicht. Sandalen sind ziemlich allgemein gebräuchlich. Die Dörfer sind oft weitschichtig gebaut, die Seriben, welche am Blauen Nil häufig das ganze Dorf umfassen, nur auf einzelne Gehöfte oder die Viehhürden beschränkt, und dies auch nur in geringerem Maße, da in dem gut bebauten und bevölkerten Zentrum des Landes — um El Obeid — keine größeren Raubtiere vorkommen. Die „Tukul", so heißen die Hütten im östlichen Sudan, zeigen die Bauart wie im übrigen Sudan, sind jedoch häufig größer und aus Duchnstroh errichtet. Vor ihnen befindet sich meist ein geräumiger, viereckiger, flach gedeckter Bau, die „Rakubah", in welche man durch eine schmale und niedere Eingangsöffnung gelangt. Das geringe Hausgeräte ist das allgemeine des ganzen Sudan; als Waffe dienen kleinere und größere Lanzen und Stöcke. Auf die Urbarmachung des Bodens wird nicht viel Zeit und Mühe verwendet. Bei frisch gerodeten Stellen werden die Bäume in halber Manneshöhe gefällt, die Stümpfe bleiben stehen. Mehr Sorgfalt verwendet man auf die Säuberung der Felder von Unkraut. Für den Durrahbau ist das Erdreich nicht geeignet, desto besser aber für den Duchn, der hier wie die Durrah im übrigen Sudan, sowohl Hauptnahrungsmittel der Haustiere wie die Grundlage der menschlichen Nahrung ist, aus welchem die „Kisrah", „Luqmah" und selbst Stärke zu der sogenannten „Luqmah el Gir", ferner die in dieser Provinz konsumierten Getränke: „Merissah", „Bilbil" und „Asalia" bereitet werden. Zur Reinigung der Duchnfelder bedient man sich der im ganzen Sudan landesüblichen und auch meist im Lande selbstgefertigten „Malot", halbmondförmiger Eisen auf Holzstielen, mit welchen der Erdboden aufgekratzt wird. Auch eine andere Anwendung derselben ist in Gebrauch; das Malot wird nämlich an einem Ende eines /förmigen Stieles befestigt, von dem ein Schenkel länger ist als der andere und damit der Boden aufgehackt. Diese Beschäftigung treibt den größten Teil der Dorfbevölkerung auf die Felder, vorzüglich die weibliche, und überhaupt nur die arme Klasse, da jeder, welcher sich Sklaven oder Sklavinnen halten kann, diese arbeiten läßt. Betreffs der Sitten unterscheiden die Bewohner Kordofans sich wenig von dem Landvolke in Sennar mit Ausnahme der größeren Freiheiten des weiblichen Geschlechtes, bei dem hier die im übrigen Sudan allgemeine Operation der Infibulation nicht gebräuchlich ist. Die Gastfreundschaft ist allgemein und sehr ausgedehnt. (Ernst Marno, Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz und in Kordofan in den Jahren 1874—1876. Wien 1878. 8°. S. 203—204.)

Von den Anwohnern des Niloberlaufes sind uns namentlich die den westlichen Teil des Landes bewohnenden Negerstämme näher bekannt. Es sind dies die Stämme der Schilluk, zu welchen auch die Dschur oder Luoh am Bahr-Dschur gehören. Ein zweiter Stamm sind die Nuer oder Nuehr südlich von den Schilluk, am rechten Ufer des Bahr el Abiad, ein dritter die Dinka, Denka oder Dschangeh am östlichen Ufer des Weißen Nils von den Dinka-

bergen (12° n. Br.) bis zum 6.° n. Br. und am westlichen Ufer des Bahr el Abiad bis herab zum 10.° n. Br. wohnend. Sie zerfallen in mehrere Stämme, unter denen die der Tuitsch, Bor, Elyab und Kyetsch die wichtigsten sind. Südlich vom Lande der Elyab und Bor wohnen die Bari, deren nördlichster Stamm Tschir genannt wird, östlich von diesen die Beri, welche eine dem Schilluk und Dinka verwandte Sprache sprechen, westlich die Nyang-Bara oder Niam-Bari. Körpergestalt und Hautfarbe erleiden hier auf verhältnismäßig kleinem Gebiete auffallende Umwandlung. Die spindeligen, langarmigen und stelzenbeinigen Gestalten der Schilluk, mehr noch der Nuer und Dinka scheinen der von ihnen bewohnten Sumpfregion des Bahr el Abiad und seiner Zuflüsse angepaßt, während wir gegen Osten bei den höher gelegenes, gebirgiges Land bewohnenden Zweigen der Nuba geringere Körpergröße, dafür aber einen proportionierten, kräftigeren Bau analog dem Lande finden. Gegen Süden sehen wir denselben Umstand bei den das trockener werdende, erhöhte Land einnehmenden Schir, bei den Bari, noch mehr bei den Wald und Gebirgsland bewohnenden Niam-Bari, den ihnen nahestehenden Ligi, Moru, Mundo, Abu Keia, Abaka u. s. w., welche schon nicht mehr über das gewöhnliche Körpermaß gehen und normale Verhältnisse zeigen. Auch findet sich bei ihnen häufig eine lichtere, schwärzlichbraune oder braune Hautfärbung, weniger jenes reine Schwarz, wie bei den Nubastämmen, das von arabisch sprechenden Landeskindern als asrak d. h. blau, von vielen Reisenden, nach Marno, nicht ganz mit Unrecht als blauschwarz bezeichnet wird, wogegen Schweinfurth den angeblich bläulichen Schimmer der Negerhaut für Einbildung und lediglich als einen Reflex des blauen Himmels erklären will. (Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im zentralen Aequatorialafrika während der Jahre 1868—1871. Leipzig 1874. 8°. Bd. I, S. 160.) Die genannten Stämme bilden gewissermaßen den Uebergang zu den Makraka, den Niamniam und Monbuttu mit untersetztem, gedrungenem Bau, breitem Gesichte und bräunlicher Hautfarbe. Aehnlich verhält es sich in kultureller Hinsicht. Da haben wir die nackten, jedem Gewerbe fremden, nicht viel besser als die Tiere lebenden Neger des Sumpfgebietes am Bahr el Abiad und am mittleren Bahr el Dschebel; die weit höher stehenden, selbst junge Mädchen schon mit Bedeckung versehenden Schir und Bari, wogegen die Männer dieser wie die Niam-Bari jede Bekleidung hartnäckig verschmähen; die Abu Keia, Moru, Mundo, das männliche Geschlecht mit eigentümlicher Schambedeckung, das weibliche der primitiven Bedeckung mit Baumblättern den Vorzug gebend; die Männer der Makraka und Niamniam mit Schürzen von Fellen und endlich die Monbuttu schon weit vorgeschritten mit Bekleidung aus Baumrindenzeug, ganz ähnlich wie die mit ihnen auf ähnlich hoher Kulturstufe stehenden Ugandaleute am Ukerewe, welche einerseits diesen, anderseits den im Nordosten von ihnen wohnenden, noch sehr wenig bekannten Gallavölkern nahe stehen.

Die Schilluk sitzen auf dem linken Ufer des Weißen Flusses auf einem Territorium, das bei etwa 330 km Länge nur 15 km Breite besitzt. Sie zählen ungefähr 1,200,000 Köpfe, welche in 3000 Dörfern wohnen. Seit 1871, in welchem Jahre Aegypten seine

Oberherrlichkeit über diesen Distrikt ausdehnte, hat jedes Dorf seinen Vorgesetzten oder Aufseher, und die Aufseher von 50, 70, bisweilen 100 Dörfern sind wieder einem Oberaufseher unterstellt. Die Haustiere der Schilluk sind Rinder, Schafe, Ziegen und zahlreiche Hunde von der Gestalt des Windspiels, aber an Größe kaum unsere Wachtelhunde erreichend. Wenn aber von Dörfern die Rede war, so bedarf dies eines Zusatzes, indem das ganze westliche Nilufer, soweit die Grenzen des Landes reichen, wie ein einziges Dorf erscheint, dessen einzelne Teile nur durch Zwischenräume von 500—1000 Schritt geschieden sind. Diese Hüttenkomplexe sind mit erstaunlicher Regelmäßigkeit gebaut und so eng zusammengedrängt, daß sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten aus der Entfernung an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. In der Mitte eines jeden Dorfes befindet sich ein runder freier Platz, auf welchem sich abends die Einwohner versammeln, wo dieselben auf Tierhäuten ausgestreckt oder auf Stücken von Ambatsch niederkauernd, das mückenfeindliche Aroma unabläßig angefeuerter Haufen trockenen Kuhmistes einatmen oder aus Pfeifen mit kolossalen Thonköpfen den Tabak des Landes rauchen. Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein großer Baumstamm errichtet, an welchem nach allgemein afrikanischem Gebrauche Pauken hängen, um die ganze Ortschaft bei herannahender Gefahr zu alarmieren und die Kunde davon den Nachbarn mitzuteilen. Die meisten Nachbarvölker unterscheiden sich in der Form ihrer Hütten; die Tukul der Schilluk sind in der Regel von geringerem Umfange und ihre Kegeldächer sind kuppelförmig abgestutzt, daher erinnern die Hütten auffallend an die Gestalt mancher Hutpilze. Die Dörfer sind nach außen nicht umfriedigt, wohl aber schließen sich an die eng zusammengehäuften Hütten Strohmattenzäune, welche den Viehstand eines jeden Familienvaters beherbergen.

Obgleich nun diese Wilden Europas übertünchte Höflichkeit keineswegs kennen, so erscheinen sie dennoch über und über getüncht, d. h. mit Asche, zum Schutz gegen Insekten, und zwar grau, wenn letztere vom Holze gewonnen — das sind die Armen — aber rostrot, wie rote Teufel, wenn sie aus Kuhmist erzielt wurde, — das sind die Besitzenden. Asche, Mist und Kuhharn sind ihnen unentbehrliche Toilettegegenstände. Das letztere berührt unangenehm die Nase des Fremden, wenn er von ihren Milchgefäßen Gebrauch machen will, da diese nach weit verbreiteter, echt afrikanischer Sitte damit gewaschen zu werden pflegen, wahrscheinlich um das mangelnde Kochsalz zu ersetzen. So ist denn die äußere Erscheinung des Schilluk eine keineswegs einnehmende; auch mißfällt uns der fast allen Negern der Flachländer im oberen Nilgebiet eigene Mangel der unteren Schneidezähne, die frühzeitig und ausnahmslos ausgebrochen werden. Die Gesichtsbildung bietet keinen ausgesprochenen Negertypus, wie man ihn beim tiefsten Braunschwarz ihrer Haut erwarten sollte. Nach der Schädelbildung zu urteilen, gehört dieses Volk zu den edleren Rassen Zentralafrikas, da es sich durch geringere Prognathie und minder ausgeprägte Schmalköpfigkeit vor anderen nigritischen Stämmen auszeichnet. (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. I, S. 92—95.) John Petherick beschreibt die Schilluk als einen großen, kräftigen, schön gewachsenen Menschenschlag mit edel geschnittenen Gesichtern, so daß platte Nasen und wulstige Lippen bei ihnen zur Ausnahme gehören und man sie sogar schön finden könnte, wenn sie sich eben nicht die vier unteren Vorderzähne ausbrächen. Sie sind Mesokephalen und von mittlerer Statur. Bis zur Ehe gehen beide Geschlechter splitternackt, dann erst binden die Frauen gegerbte Kalbfellschürze vorn und hinten vor, die von den Hüften bis an die Knie reichen und am unteren Rande mit Eisenringen und Glöckchen beschwert werden, damit der Wind nicht allzufrei mit ihnen spiele. (Petherick, Egypt, the Soudan and Central Africa. Edinburgh & London 1861. 8°. S. 352.) Die Frauen tragen das Haar kurzgeschoren, dafür verwenden die Männer desto mehr Sorgfalt auf ihren Kopfputz. Sie lassen nämlich die Haare lang wachsen, flechten sie dann so geschickt ineinander und zwar rund um den Kopf, daß dieses Geflechte wie der Rand eines Hutes aussieht, so daß also Hut und Kopf eins ist. Andere flechten das Haar vom Genick aufwärts bis vorne an die Stirn zu einem oder mehreren hervorragenden Kämmen. Andere wieder machen sich aus weißen Federn rings um den Kopf eine Zierde, wie einen Heiligenschein. Richard Buchta beobachtete indes auch viele Köpfe, die, wenn nicht ganz rasiert, so doch nur mit kurzem Haarwuchs bedeckt waren, über welchem mehrere das merkwürdige Ornament eines aus Giraffenschwanzhaaren verfertigten Kranzes trugen. (Petermanns Geograph. Mitt. 1881, S. 82.) An allen übrigen Körperteilen wird der Haarwuchs durch frühzeitiges Ausreißen sorgfältig entfernt. Glasperlen um den Hals, Metall- und Elfenbeinringe an Hand und Fuß sind Lieblingsschmuck. Keulen und hohe eiserne Speere sind die Waffen der Schilluk; Bogen und Pfeile kennen sie nicht. Von ihren Riesenpfeifen war schon oben die Rede.

Am Mundstück ist oft eine große Kürbisschale angebracht; diese wird mit wohlriechenden Blumen angefüllt und der Tabakrauch erhält, hindurchgezogen, einen vorzüglichen aromatischen Geruch. Die Tabakblätter werden getrocknet, zerrieben, dann zu einem Teig umgewandelt und in Brotform aufbewahrt. Die Schilluk bauen außer Tabak Duchn, Durrah, Bohnen, Sesam, züchten Buckelrinder, Schafe und Hühner und sind ein geübtes Fischervolk, obgleich sie weder Netze noch Angelhaken besitzen. Die Fische werden harpuniert mit einem Speer, dessen bewegliche, mit Widerhaken versehene Klinge an einem 3 m langen Schaft befestigt ist, die Klinge selbst ist wieder an eine Leine festgebunden, die man spielen läßt, bis der Fisch erschöpft ist. Den Fischfang betreiben sie in kleinen aus jungen Ambatschstämmen zu flach gondelförmiger Gestalt zusammengefügten Kanoen, deren ein Mann leicht drei Stück auf seinen Schultern zu tragen vermag, während umgekehrt eines derselben drei Mann über Wasser hält. Die Schilluk huldigen der Polygamie und kaufen ihre Weiber. Petherik machte die Bekanntschaft eines Häuptlings, Namens Dud, der die Barke des Reisenden „mit seinen Kindern" zu besuchen versprach und am nächsten Morgen auch mit einem hellen Haufen Keulen- und Speerträgern erschien. Als man sich diese Begleitung verbat, rief er: „Das sind meine fechtenden Söhne, die oft genug zu mir gestanden sind gegen die Dinka, deren Vieh ihnen zu Weibern verholfen hat." Es ergab sich also, daß Dud nur seine Söhne, vierzig Männer und Burschen, mitgebracht, die Dirnen und Buben aber daheim gelassen hatte, „um nicht zudringlich zu erscheinen." Auch gestand er, daß nach vielen Scheidungen von seinen alten Weibern ihm nur noch 15 Frauen übrig geblieben seien, und daß seine Familie, Kinder im zarten Alter gar nicht gerechnet, aus 53 Söhnen und 20 Töchtern bestand. Bereitwillig führte er die Fremden in seinen Harem und es ergab sich, daß jede Frau, wie dies auch bei den gebildeten Muhammedanern der Fall ist, eine besondere Hütte bewohnte. Petherick, Egypt etc. S. 355—356.) Die einzige Vorstellung, welche die Schilluk von einem höheren Wesen haben, beschränkt sich auf die Verehrung eines Heros, namens „Nikam", den sie als Vater ihres Stammes nennen und der sie in ihre jetzigen Wohnsitze geführt haben soll. In Fällen der Not oder um Regen und gute Ernten zu erzielen, wird er beim Namen angerufen. Von den Verstorbenen nehmen sie an, daß sie unsichtbar stets in der Nähe der Lebenden weilen und sie begleiten. (Schweinfurth a. a. O. S. 99.) Außerdem haben die Schilluk noch eine Art Kultus der Sonne und des Nil. Beide besitzen Kühe, die ihnen geheiligt sind, und die Sorge über diese Herden ist alten Wahrsagerinnen, „Duendam" genannt, anvertraut; diese allein können sie auch nur melken, denn ein gewöhnliches Menschenkind würde statt Milch Blut erhalten. (Nach Brun-Rollet bei Petermann und Hassenstein. Innerafrika. Gotha 1863. 4°. S. 23.) Mord wird an dem Verbrecher mit Tod bestraft, während seine Weiber und Kinder gleichzeitig in die Knechtschaft fallen. Raub an Fremden ist preiswürdig, wenn er unentdeckt bleibt, anderenfalls wird das Geraubte eingezogen und der Schuldige samt seinen Kindern verfällt der Sklaverei.

Die Nuer, der zweite Hauptstamm, reden eine eigene Sprache, verstehen aber auch meistens das Dinkaidiom. Sie hatten erst in jüngerer Zeit die Dinka von Sobat vertrieben und sich auch hier festgesetzt. Ihre Wohnstätten sind meist vom Ufer ziemlich entfernt, im Inneren des Landes, um gegen Ueberschwemmungen geschützt zu sein. Die Nuer gelten als die reichsten Neger am oberen Nil; ihr Hauptreichtum — nahezu aber auch der einzige — besteht in ihren Rindviehherden, an denen sie mit größerer Zärtlichkeit hängen als an Weib und Kind. Der Stier, welcher die Herde anführt, genießt beinahe abgöttische Verehrung; er wird als der schützende Genius der Familie betrachtet und sein Verlust gilt als das größte Unglück; in ihm verehrt der Nuer den Begriff alles Schönen und Starken, ja er bezeichnet ihn mit demselben Namen „Nyeledit", welchen er dem kaum in dunkelster Ahnung ihm vorschwebenden Begriffe von einem höchsten Wesen und dem Donner beilegt. (Marno, Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil. S. 347—350.) Nach Brun-Rollet sollen die Nuer allerdings an einen einigen Gott „Nay" glauben, was aber sehr wenig wahrscheinlich ist. Ihr geistiges Oberhaupt heißt „Dua" und soll, wie der genannte Gewährsmann versichert, eine Art Dalai-Lama vorstellen, dem sie eine beinahe göttliche Verehrung angedeihen lassen. (Ausland 1855, S. 231.) Bei späteren Reisenden kann ich nichts Derartiges über die Nuer finden und Jules Poncet sagt ausdrücklich: sie haben nicht mehr religiöse Vorstellungen als die übrigen Neger (Poncet, Le fleuve blanc. Paris. 8°. S. 40), auch widerlegt er Brun-Rollets Angaben über das bei ihnen übliche Fasten. Wohl aber sind Regenmacherei und Zauberei, überhaupt der absurdeste Aberglaube bei ihnen im Schwange.

Die Nuer haben kein allgemeines Oberhaupt, sondern leben in patriarchalischer Verfassung, d. h. eine große Familie mit allen Graden der Verwandtschaft zieht Glieder und Habe zusammen und bildet so ein Dorf, wo der Angesehenste und Reichste als das Oberhaupt gilt und sich „Beng-dib" d. i. großer Herr titulieren läßt. Was außer dem Dorfe ist, kümmert ihn nicht. Im Vergleich mit den Schilluk haben die Nuer ein viel freundlicheres Aussehen, und auffallend sind bei manchen die europäischen Gesichtszüge; sie sind von hoher schlanker Gestalt, welche häufig durch die schmale Brust und die langen Extremitäten etwas Hageres, Spindelartiges bekommt. Gutgenährten Individuen fehlen jedoch keineswegs die Gesäßbacken und Waden. Wie bei allen Negern des Nilgebietes ist auch bei ihnen weder Zirkumcision noch die unter der muhammedanischen Bevölkerung bei den Mädchen allgemeine Infibulation gebräuchlich. (Marno, a. a. O. S. 344—345.) Aeußerlich unterscheiden sich die Nuer wenig von den anderen Negerstämmen unterhalb am Weißen Nil. Ihre Wohnungen sind die schon beschriebenen Tukul, ihre Waffen Speer und Keule, die Bekleidung der Frauen besteht nur aus einem Binsenschurz, seltener aus Fellen; der Mann geht sein ganzes Leben nackt; Perlenschnüre und eiserne Knöchelringe dienen als Schmuck, und das Haupthaar ist auch hier Gegenstand eifrigster Pflege, wobei mit Hilfe der beliebten Pomade aus Asche, Kuhmist und Kuhharn die tollsten Frisuren zustande kommen. Die jungen Weiber durchbohren die obere Lippe, stecken einen 5 cm langen Stift hinein, der gerade hervorsteht, ganz mit blauen Perlen überzogen ist und an dessen Spitze je eine weiße Glasperle den Schluß bildet. Auch tättowieren sich die Nuer die Stirne durch horizontale Einschnitte von einer Schläfe zur anderen. Die Nuer sind ungemein gastlich und sehr reinlich, dabei die besten Krieger und Elefantenjäger. (Poncet, Le fleuve blanc, S. 40—41.) Einer weitverbreiteten Sitte müssen wir hier gedenken. Der Häuptling eines gänzlich nackten Negerstammes, der Dschangar, schenkte Petherick eine Geiß, verlangte aber als bescheidene Gegenleistung, daß er seinem Sohne in die Hand spucken sollte, damit er dermaleinst um so kräftiger den Speer werfen könne. Petherick vollzog die ersehnte Zauberei mit großer Liberalität, und der Jüngling empfing darob die Glückwünsche der Seinigen. Auch die Stämme weiter oberhalb halten viel auf das Speien. Sie grüßen, indem sie sich in die eigene Hand spucken und mit der Hand den willkommenen Gast herbeiwinken. Nur der Häuptling speit demjenigen, dem er eine Huld erweisen will, in die Hand oder in das Gesicht. Wie merkwürdig, daß wir eine ähnliche Sitte bei dem zweitgrößten Kulturvolk Amerikas, bei den Peruanern, wiederfinden. Bei ihnen jedoch war es nur der Inka, der leibhaftige Sohn der Sonne, welcher einer bevorzugten Hofdame in die Hand spie, por magestad, setzen die alten spanischen Chroniken hinzu. Die Nuernegerinnen versäumten ferner selten ihre Neugier durch einen Besuch bei Frau Petherick, der ersten weißen Frau, welche je zuvor den Nil so weit befahren hatte, zu befriedigen. Alle aber beklagten die arme Dame von Herzen wegen ihrer weißen Haut, und selbst das im Dienste der Frau Petherick stehende Niamniammädchen Halima gestand bisweilen treuherzig, wenn nur Frau Petherick schwarz wäre, würde sie ganz hübsch sein. Hier haben wir wiederum die Bestätigung einer alten Wahrheit, daß die Schönheitsbegriffe mit den Orten und den Menschen wechseln. Nur ist hinzuzufügen, daß den dunklen Menschen die weiße Haut immer ein widerlicher und abstoßender Anblick bleibt, während europäische Reisende unter den Tropen sich an die dunkle Haut nicht nur gewöhnen, sondern ihr zuletzt auch den Vorzug geben. (Ausland 1870, S. 52.)

Das Volk der Dinka, mit seinen ausgedehnten Zweigstämmen — der einheimische Name lautet Dzyen (Plural Dzyan) — ist durch häufige Sklavenjagden stark dezimiert. Einzelne Stämme der Dinka gehören zwar einem großen Menschenschlage an, so daß viele Männer 2 m hoch sind, im allgemeinen jedoch übersteigt ihr Mittelmaß nicht 1,74 m. Wenn man dieselben aber als schön, schlank, hoch, mit mildem Gesichtsausdruck beschreibt, so entsprechen dem keineswegs die von Schweinfurth mitgeteilten Dinkaporträte. (Siehe Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 160 und 161.) Ihm zufolge sind sie charakterisiert durch Langschüssigkeit der Gliedmaßen, verkürzten Oberkörper, knochige, sehnige Körperlinien, horizontal gestellte und eckig abfallende Schultern; ein langer, an der Basis etwas verschmälerter Hals entspricht dem stets in einem spitzen Hinterkopf gipfelnden Haupte, das im allgemeinen flach, einen hohen Grad von Schmalköpfigkeit darthut, verbunden mit stark entwickelter Prognathie. Die tiefschwarze Haut läßt einen deutlichen braunen Ton erkennen, sobald sie von Asche gesäubert ist, womit auch die Dinka sich gerne einreiben. Im allgemeinen sind die Männer meist wohlgestalteter als die Frauen gleichen Alters. „Einigermaßen einnehmende Gesichtszüge, um nicht zu sagen

menschliche, sind selten; unaussprechlich häßliche Fratzen, gehoben durch ein Grimassenspiel, bei welchem die kurzen Augenbrauen häufig mitwirken, um den an und für sich geringen Raum zwischen ihnen und dem Haarwuchsbeginn auf ein Minimum zu reduzieren, verleihen der großen Mehrzahl einen affenartigen Ausdruck der Physiognomie; doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen, welche im Hinblick auf die Gesamtheit eine tadellose Regelmäßigkeit der Züge zu erkennen geben." (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 160 und 161.) Das Haar ist meist von beschränktem Wuchs und kurz geschoren, doch läßt man auf dem Scheitel einen Schopf stehen, der gern mit Straußenfedern geziert wird. Mit Kuhharn wird auch das Haar fuchsrot gefärbt. Der Bartwuchs ist unentwickelt. Das Zähneausbrechen ist bei beiden Geschlechtern üblich und läßt die Sprache sehr unartikuliert erscheinen. Uebrigens haben die Dinka häufig schlechte Zähne. Bei alten Leuten ragen die oberen Schneidezähne zum Munde heraus und nehmen sich gespreizt aus; solche Leute nennen die Nubier „Abu-Senun" d. h. Vater Raffzahn. Männer und Frauen durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder, die Frauen auch die Oberlippe; die Tättowierung — bloß bei Männern — besteht in etwa zehn Schnitten über Stirn und Schläfe mit der Glabella oder der Nasenwurzel zum Mittelpunkte. Auch die Dinkamänner verschmähen selbst die bescheidenste Hülle, die Frauen bekleiden sich wie jene der Nuer und Schilluk und tragen mitunter einen halben Zentner an klirrenden Eisenzieraten mit sich herum. Die Lieblingszierde der Männer sind massive Elfenbeinringe am Oberarm, während der Unterarm bei Reicheren mit einem förmlichen Schienenbeschlag von Ringen eng umgürtet ist. Da der Dinka mit seinem erbärmlichen Haarwuchs nicht viel anzufangen weiß, verlegt er sich auf Mützen und Perücken. Eine Art Mütze aus Straußenfedern gewährt einen ebenso leichten, als sicheren Schutz gegen die Sonne. Als Trauerzeichen trägt der Dinka einen Strick um den Hals. Die Eisenindustrie ist nicht zu so hoher Vollkommenheit entwickelt, wie bei den Nachbarvölkern. Ausschließlich mit der Pflege ihrer Kühe beschäftigt, erübrigen die trägen Dinka wenig Zeit für das mühsame Schmiedehandwerk und zahlreiche Zieraten geben alle eine sehr primitive Kunststufe zu erkennen. Hauptwaffe ist die Lanze, dann Keulen und Stöcke aus hartem Holz. Pfeil und Bogen sind unbekannt. Eigentümlich sind den Dinka die zum Parieren der Keulen und Stockhiebe dienenden Schutzwaffen „Kuerr" und „Dang", ersteres ein zierlich geschnitztes, meterlanges Holz mit einer ausgehöhlten Vertiefung in der Mitte, um den Handgriff zu schützen; das letztere ein Bogen, dessen derbe Sehnen vorzüglich geeignet erscheinen, die Wucht der Hiebe zu brechen. In bezug auf Kochkunst können die Dinka den Vergleich mit den Nubiern vorteilhaft bestehen, und ihre Mehl- und Milchspeisen gleichen den besten Produkten dieser Art aus europäischer Küche. Getränk ist Wasser und Milch. Im Inneren ihrer Wohnungen sind die Dinka reinlich, haben aber eine Vorliebe für Asche, um sich nachts darin zu betten. Ungeziefer jeder Art fehlt, dagegen beherbergen sie viele Schlangen, die einzigen Tiere, welchen sie eine Art göttlicher Verehrung zollen. Sie nennen sie „ihre Brüder" und betrachten die Tötung derselben als ein Verbrechen. Sie verabscheuen zur Kost alles kriechende Gewürm, und haben Ekel vor Hunde- und Menschenfleisch. Leckerbissen sind dagegen Schildkröten, Wildkatzen und vor allem Hasen. Die Dinka sind leidenschaftliche Tabakraucher und bedienen sich dazu wie die Schilluk kolossaler Pfeifenköpfe, welche zu sitzender Stellung zwingen. Ihre Wohnungen finden sich zu Weilern und Gehöften von wenigen Hütten zerstreut. Dörfer giebt es nicht, der Viehstand der einzelnen Distrikte dagegen findet sich vereinigt in einem großen Park. Die kegelförmigen Hütten sind meist umfangreich und auf die Dauer berechnet. Große Hütten haben 13 m im Durchmesser. Der Unterbau ist aus einem Gemisch von Lehm und Häcksel, der Dachstuhl aus den Aesten von Akazien oder sonstigem hartem Holz zusammengesetzt. Zur Stütze desselben dient nicht ein einziger zentraler Pfahl, sondern sie pflanzen einen vielverzweigten großen Baumstamm in die Mitte der Hütte. Das Dach besteht aus terrassenförmig gestutzten Schichten von Stroh. Ein solches Gebäude erhält sich 8—10 Jahre, ehe es infolge von Wurmfraß zusammenbricht. Als Geräte findet man in denselben Tierfelle, Matten, Töpfe, Kürbisschalen, Körbe und Holzmörser. Feuerungsmaterial ist Kuhdünger. Die Dinka treiben sehr wenig Ackerbau, sie sind vorwiegend ein Hirtenvolk. Der Hauptreichtum besteht in ihren Herden; das Rindvieh gehört der Zeburasse an und außer diesem besitzen sie auch Schafe, Ziegen und Hunde. Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb, und die Kühe sind auch ihnen teurer als Weib und Kind. Nie wird ein Rind geschlachtet, nur gefallenes wird verzehrt in einem Schmause, der epochemachend in das einförmige Leben eingreift, aber nur von den Nachbarn; der Betroffene selbst ist

durch den Verlust zu sehr erschüttert, um es über das Herz bringen zu können, Hand anzulegen an die teure Hülle der Verschiedenen. Um so unverständlicher bleibt das Zwecklose der Kastration, die sie üben, um ihre Augen an der Fettentwickelung zu weiden. Als Belustigung dient auch das Modellieren von Ziegen und Rindern aus Thon. Der Milchertrag der Tiere ist miserabel und selbst die beste Kuh liefert nicht soviel Milch wie bei uns eine mittelmäßige Ziege.

Die Dinka sind ein großes Volk; ihre nationale Einheit in bezug auf Rasse, Lebensweise und Sitten ist nicht zu bezweifeln, dennoch fehlt es ihnen an einem politisch nationalen Zusammenhange, indem sich die zahlreichen Stämme nicht nur oft untereinander bekriegen, sondern sich auch als Werkzeuge des Verrats zu gunsten der fremden Eroberer gebrauchen lassen. Ein gemeinsames Oberhaupt ist nicht vorhanden. Die Gemeindehäuptlinge haben nur geringes Ansehen und nur geringe Befugnisse; man hört aber auf auf ihren Rat und läßt sich im Kriege von ihnen befehligen, giebt ihnen auch zu ihren Namen das Prädikat „Dit" d. h. Exzellenz. Abgaben können sie aber nicht erheben, Streitigkeiten erledigen sie dagegen mit Beiziehung von Aeltesten. Die Dinka besitzen auch unbeugsamen Trotz gegen alles Fremde und schrankenlose Freiheitsliebe; sie sind nie in Leibeigenschaft gebracht worden, wohl aber steckte sie die ägyptische Regierung gern unter die Soldaten und heute noch besteht die große Mehrzahl der schwarzen Truppen Aegyptens aus Dinka. Sie sind grausam und unerbittlich im Kriege, kennen keinen Pardon, und um die Körper der Erschlagenen herum führen sie wilde Tänze auf. Die ganze Ansiedelung beteiligt sich dann an der Orgie, welche einer der Mitbürger zur Verherrlichung des ersten Opfers veranstaltet, welches unter seinen Streichen fiel. Doch giebt es auch Dinka empfänglich für Gnade und Barmherzigkeit. Nie werden auch Geschwister, Eltern u. dgl. sich gegenseitig im Stiche lassen, wo Hilfe nur mutmaßlich ausführbar erscheint. Ungerechtfertigt ist daher die Annahme, daß es bei den Dinka eines Familienbandes in unserem Sinne ermangle. (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 159—182.) Sie leben in Vielweiberei und kaufen ihre Frauen gegen Rinder. Das Betragen der jungen unverheirateten Mädchen ist im ganzen ein keusches und eingezogenes. Von Verführung eines jungen Mädchens hört man wenig. Die Dinka sind eher ernst als heiter. Hinsichtlich ihrer religiösen Vorstellungen sind sie um vieles aufgeklärter als die Nubier und verwerfen namentlich den orientalischen Glauben an die Wirksamkeit des „bösen Blicks". Doch haben sie Geisterbeschwörer oder Zauberer („Tyet") und Regenmacher („Kodschur"); sie kennen auch gute und böse Geister: „Abjok" und „Djok". Diese sind meist unsichtbar, können aber auch sichtbar sein, denn die Dinka stellen sie sich in Menschengestalt vor. Ihre Nähe zeigt sich durch Unglück an, und alles Unglück kommt von ihnen. Das muß dann der Zauberer — es giebt auch weibliche Zauberer — bannen. Der Tyet wird bei jeder Krankheit zu Hilfe gerufen; er erscheint mit einem irdenen Kruge, spuckt den Kranken ringsum an, vorzüglich an den kranken Teilen, räumt Sand und Kot von der Stelle weg, schlägt mit den Händen herum, wie um die bösen Geister zu vertreiben, nimmt dann ein Stück Holz und steckt es in den Krug, gießt Wasser hinein und nun erfolgt das Zwiegespräch mit dem bösen Geist. Der Zauberer bückt sich über den Krug, spricht unverständliche Worte hinein, und aus dem Widerhalle und dem dumpfen Getön vernimmt er die Rede des Satans, die natürlich auch nur er versteht. Darauf naht er wieder dem Kranken, betastet ihn, und in einem guten Momente zeigt er ein Stück Holz oder Stein, das nun glücklich aus dem kranken Teile hervorgekommen und das die Schmerzen verursacht hat. Er besprengt darauf den Kranken und die Umgebung mit Wasser aus dem Zauberkruge und erklärt den Kranken für gesund. Gelang die Kur nicht, was natürlich oft vorkommt, so hat der Teufel es dem Zauberer angethan oder ein noch mächtigerer Kollege. Es ist sehr interessant zu erinnern, daß ganz der nämliche Schwindel sogar unter sehr ähnlichem Vorgehen auch von den australischen Zauberdoktoren am Coopercreek geübt wird. Als Volksbelustigung dient der Tanz, d. i. ein taktmäßiges Herumziehen und Hüpfen unter lautem Gesang, während man dabei die Hände ringt und allerlei Gebärden macht, nach dem Schlage der Trommel; diese ist ein ausgehöhltes Baumstück, beiderseits mit Leder überspannt. Man schlägt sie auf beiden Seiten, und weil eine davon dicker ist als die andere, hört man den Schlag wie von zwei Trommeln. Die Männer stampfen bei dieser Musik mit beiden Füßen auf den Boden und hüpfen auf mit pfeifendem Atemholen. Die Sprache der Dinka zeichnet sich nach Friedrich Müller in lautlicher Hinsicht durch ein Ueberwiegen der gequetschten (Palatal-)Laute und des die Konsonantenanhäufungen begleitenden y aus. Konsonantenanhäufungen werden vermieden; der Laut w, der sich vor t, d und n im An-

laute häufig findet, hat eine so schwache Aussprache, daß er einem Lippenhauche gleichkommt und nicht als voller Konsonant gerechnet werden kann. Zischlaute fehlen gänzlich. Dem Baue der Wörter nach ist die Sprache formlos mit sehr schwachen Ansätzen zur Agglutination. Die Hauptwörter haben kein Geschlecht, keine Biegungsfälle, keine Artikel und bei vielen ist die einfache und vielfache Zahl gleich. Bei den Zahlwörtern fehlen die Ordnungszahlen gänzlich, mit Ausnahme des Wortes der erste und letzte. (Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, Bd. I, Abt. II, S. 48—58.)

Trotz dem anscheinend abweichenden Baue hält Friedrich Müller die Sprache der Dinka und der südlich davon wohnenden Bari für miteinander innerlich verwandt, denn beide zeigen nicht nur eine Anzahl gemeinsamer Wurzelausdrücke, die vermöge ihrer Formen nicht entlehnt sein können, sondern besitzen auch identische Zahlenausdrücke und verschiedene grammatische Uebereinstimmungen. (A. a. O. S. 81—84.) Das Bari ist eine wohllautende, durch Vokalfülle und gänzlichen Mangel an Aspiraten sehr weiche Sprache (a. a. O. S. 59—80 und Friedr. Müller, Die Sprache der Bari. Ein Beitrag zur afrikanischen Linguistik. Wien 1864. 8°), aber im Munde des Negers gleichen die schönsten Wörter einem unverständlichen Lallen, denn er spricht nachlässig und undeutlich und bewegt die Zunge nur halb. Die Buchstaben h, s, v, x, z, ch und g kommen im Bari nicht vor, dagegen findet sich das deutsche sch und das spanische ñ. Wie weit das Gebiet der Bari nach Süden sich ausdehnt, ist noch nicht festgestellt; man wird aber sicherlich nicht fehlgehen, ihr Gebiet bis zu der Grenze der Bantu, also bis an den Nordrand der Aequatorialseen reichend anzunehmen. Wie die Dinka sind auch die Bari durch den langen Aufenthalt katholischer Missionäre besser bekannt geworden als andere afrikanische Stämme, aber wohl auch in mancher Beziehung in zu günstigem Lichte dargestellt worden, vor allem was den Begriff eines unsichtbaren höchsten Wesens betrifft; man hörte oder glaubte eben zu hören, was man zu hören wünschte. Dem gegenüber behauptet Petherick, daß sämtliche Neger des Weißen Nil, soweit sie nicht vom Islam gewonnen worden sind, nichts von Gott und einer künftigen Vergeltung wissen. Doch setzt er gleich hinzu, daß sie an die übernatürliche Begabung der sogenannten Regendoktoren glauben. Die Schilluk, Nuer, Dinka und Bari haben ihre Zauberer, ihre Regenmacher; es sind dies die „Kodschur" oder „Kugur", bei den Bari „Bundit" oder „Bonit" geheißen. Daß solche Schamanen sich durch ihre angebliche Macht in Ansehen zu setzen wissen und meist als Schiuch (Plur. von „Scheich") oder dergleichen einen gewissen Einfluß auf die abergläubische Menge ausüben, ist nicht zu verwundern. „Kugur" heißen aber auch die Zaubermittel selbst und zu diesen eignen sich alle möglichen Dinge; nicht nur in den Gehöften, auch im Freien, auf allen Wegen, auf dem Felde und im Walde findet man die sonderbarsten Dinge liegen, welche Kugur sind. So viel Marno herausgebracht, sollen sie größtenteils Bitten um Erreichung eines Wunsches sein, insbesondere bei Krankheitsfällen. Zeigt sich der Kugur als kraftlos, so wird er zerstört und ein anderer errichtet. (Marno, Reise in der ägypt. Aequat.-Provinz. S. 107—108.) Ferner wird ein Stier verehrt; ob von allen oder nur von einigen Stämmen am Weißen Nil, ist aus den Angaben Pethericks nicht ersichtlich, der darin Reste des altägyptischen Apis-

dienstes erblicken will. Man erwählt zur Heiligung den schönsten Schecken weit und breit. Von jedermann geliebkost und verhätschelt, bekommt der Bulle sehr rasch das Bewußtsein seiner Würde und schreitet stets der Herde voran. Seine Beine und Fesseln werden mit den auserlesensten Eisen- und Kupferringen verziert, und von den Spitzen seiner langen Hörner wehen zum Schmuck Kuh- und Giraffenschwänze. Gesänge werden zu seinem Preise verfaßt und seine Hilfe zur Abwendung von Unheil angerufen. Nach seinem Tode wird der heilige Schecke unter großen Feierlichkeiten beerdigt, seine Hörner aber an einen Pfosten befestigt, der das Grab seines Eigentümers bezeichnet oder bezeichnen soll. (Petherick, Travels in Central-Africa and explorations of the western Nile tributaries. London 1860. 8°. Bd. II, S. 10.)

Zur Bekräftigung der Petherickschen Angaben über den Mangel übernatürlicher Begriffe bei den Nilnegern diene das Folgende. Die Latuka, ein schöner begabter, aber nackt gehender Negerstamm im Südosten der Bari, begraben ihre Toten und führen ihnen zu Ehren groteske Tänze auf in phantastischem Schmucke und unter dem Schalle großer Trommeln und Antilopenhörner. Nach einer gewissen Zeit werden jedoch die beerdigten Gebeine wieder ausgegraben, in irdene Krüge gesammelt und an einem gemeinsamen Gebeinplatze aufgestellt. Zu der Annahme eines Lebens im Jenseits finden sich die Latuka jedoch keineswegs veranlaßt, und ein diesbezügliches Gespräch, welches Sir Samuel White Baker mit dem intelligenten und angesehenen Kommoro, dem Bruder des Häuptlings führte, charakterisiert in wirklich sprechenden Zügen die nüchternen Anschauungen dieser Naturmenschen, welche der Verkündigung der Prinzipien übernatürlicher Religionssysteme gegenüber mit so unerschütterlicher Ruhe ihren Stand bewahren, wie eben nur subjektiv empfundene Wahrheit es thun kann.

„Habt Ihr keinen Glauben an eine künftige Existenz nach dem Tode?" so fragte Baker den Latukaedlen, mit dem er die Gebräuche der Leichenfeierlichkeiten besprochen hatte, „drückt sich in der Ausgrabung der Gebeine nach Verwesung des Fleisches irgend ein Gedanke aus?" — Kommoro erwidert ihm verwundert: „Existenz nach dem Tode! Wie kann dies sein? Kann ein toter Mensch aus seinem Grabe herauskommen, wenn wir ihn nicht etwa ausgraben?" — B. „Glaubt Ihr, der Mensch sei ein Tier, das stirbt und damit ein Ende hat?" — K. „Gewiß! Der Ochse ist stärker als der Mensch, allein er stirbt, und seine Gebeine dauern länger; sie sind dicker. Eines Menschen Knochen brechen schnell — er ist schwach." — B. „Ist ein Mensch nicht einem Ochsen an Verstand überlegen? Hat er nicht einen Geist, der seinen Handlungen zur Richtschnur dient?" — K. „Einige Menschen sind nicht so geschickt wie ein Ochse. Die Menschen müssen Getreide säen, um Nahrung zu bekommen, der Ochse aber und die wilden Tiere verschaffen sie sich ohne zu säen." — B. „Wißt Ihr nicht, daß es in Euch selbst einen Geist giebt, der mehr ist als Fleisch? Träumt Ihr nicht, und wandert Ihr nicht im Schlaf in Gedanken an ferne Plätze? Und doch bleibt Euer Leib nur an Einem Ort. Wie erklärt Ihr dies?" — „K. „Wie erklärt Ihr es denn? Ich kann dies nicht verstehen. Es begegnet mir jede Nacht." — B. „Der Geist ist unabhängig vom Leibe; der wirkliche Leib kann gefesselt werden, der Geist aber läßt sich nicht beschränken; der Leib wird sterben und Staub werden oder es fressen ihn die Geier, der Geist aber wird ewig leben." — K. „Wo wird der Geist leben?" — B. „Wo lebt Feuer? Könnt Ihr nicht Feuer erzeugen durch das Reiben zweier Holzstücke, und doch seht Ihr nicht das Feuer in dem Holze. Hat nicht dieses Feuer, das ungesehen und unschädlich in den Holzstücken liegt, die Kraft, ein ganzes Land zu verzehren? Was ist stärker, das kleine Stück Holz, das zuerst das Feuer hervorbringt, oder das Feuer selbst? So ist der Geist das Element innerhalb des Leibes, wie das Feuerelement in dem Holzstücke vorhanden ist; das Element ist dem Stoffe überlegen." — K. „Ha! Könnt Ihr mir erklären, was wir häufig bei Nacht sehen, wenn wir uns tief in der Wildnis befinden? Ich selbst war weit darin, wanderte im Dunklen und sah ein fernes Feuer; als ich mich näherte, war das Feuer verschwunden und ich war nicht im stande, der Ursache nachzuspüren, konnte auch den Platz nicht finden." — B. „Habt Ihr keinen Begriff von dem Dasein von Geistern, die höherer Natur sind als der Mensch oder das Tier? Fürchtet Ihr kein anderes Uebel, als das von leiblichen Ursachen herrührende?" — K. „Ich fürchte mich

vor Elefanten und anderen Tieren, wenn ich bei Nacht im Dschungel bin, aber vor nichts anderem." — B. „Dann glaubt Ihr an nichts, weder an einen guten noch an einen bösen Geist! Und Ihr glaubt, daß wenn Ihr sterbet, dies das Ende des Leibes und des Geistes sein werde, daß Ihr seid wie andere Tiere, und daß es keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier giebt; beide verschwinden und enden im Tode?" — K. „Natürlich!" — B. „Sehet Ihr keinen Unterschied in guten und bösen Handlungen?" — K. „Ja, es giebt gute und schlechte bei Menschen und Tieren." — B. „Glaubt Ihr, daß ein guter und ein schlechter Mensch dasselbe Schicksal teilen und auf gleiche Weise enden und sterben müssen?" — K. „Ja, was können sie anders thun? Wie können sie dem Sterben entrinnen? Gute und Böse, alle sterben." — B. „Ihre Leiber gehen zu Grunde, aber ihre Geister bleiben, die guten in Glückseligkeit, die schlechten im Elend. Wenn Ihr keinen Glauben an einen künftigen Zustand habt, warum sollte denn der Mensch gut sein? Warum sollte er nicht falsch sein, wenn er durch Bosheit glücklich werden kann?" — K. „Die meisten Menschen sind schlecht; wenn sie stark sind, so nehmen sie von den schwachen. Die guten Menschen sind alle schwach; sie sind gut, weil sie nicht stark genug sind, um schlecht zu sein." — — Man hatte aus einem Sacke etwas Getreide genommen und da einige Körner auf dem Boden umherlagen, erprobte der belehrungslustige Baker die Kraft eines biblischen Gleichnisses. „Dieses Korn," sagte er, „giebt Euch ein Bild von dem Zustande, wenn Ihr sterbet. Es wird verwesen, aber aus demselben wird die Pflanze entstehen, die ein Wiedererscheinen der ursprünglichen Form hervorbringen wird." — „Ganz recht," entgegnete Kommoro, „dies verstehe ich. Allein das ursprüngliche Korn entsteht *nicht* wieder, es verfault wie der tote Mensch und hat sein Ende; die erzeugte Frucht ist nicht dasselbe Korn, das wir begruben, sondern das *Erzeugnis* dieses Kornes. So ist es mit dem Menschen, — ich sterbe und verwese und habe ein Ende genommen, aber meine Kinder wachsen auf wie die Frucht des Kornes. Einige Menschen haben keine Kinder, und einige Körner gehen zu Grunde ohne Frucht; dann haben alle ihr Ende gehabt." (Samuel White Baker, The Albert Nyanza, great basin of the Nile and explorations of the Nile sources. London 1866. 8°. Bd I, S. 247—250.) Man sieht, die Anschauung, daß die menschliche Natur aus sich zum Glauben an Uebernatürliches sich neige, findet wenig Halt in ethnographischen Beobachtungen.

Die Barineger, welche unter den Stämmen des oberen Nil einen hervorragenden Platz einnehmen, sowohl durch ihre relativ bedeutende Kopfzahl als durch ihre physischen und geistigen Eigenschaften, sind sehr groß, ebenmäßig gebaut, mit breiter Nase, fleischigem vortretenden Munde, angenehmem intelligenten Gesichtsausdrucke, dessen Typus nicht völlig negerhaft ist, mit Wollhaar, dunkelschwarzer, nach Buchta matt bisterbrauner Haut und muskulösen Gliedern. Die Frauen sind schlank und im jugendlichen Alter wohlgeformt; auf Schönheit in unserem Sinne haben sie aber keinen Anspruch. Die Bari sind falsch, gehässig, zanksüchtig, Sklaven ihrer Begierden, zügellos, zu Exzessen und vorzüglich zum Stehlen geneigt, jetzt wohl das verdorbenste Volk am Weißen Nil, aber auch sehr kriegerisch und ihre Unabhängigkeit energisch verteidigend. Sie fertigen ihre Waffen selbst an und mit Recht genießen die Barischmiede den Ruf großer Geschicklichkeit. Der Islam hat noch keinen Eingang gefunden. Fetischwesen und Schamanenwahn stehen noch in voller Blüte, obwohl die Bari zu indolent sind, den Aberglauben auf eine nur halbwegs nennbare Stufe der Entwickelung zu bringen. In Tracht und Sitten stimmen sie mit den schon geschilderten Stämmen im wesentlichen überein.

Als abweichend verzeichnen wir, daß einzelne Männer Sandalen aus Elefanten- oder Ochsenhaut tragen, ferner den Gebrauch von Bogen und vergifteter Pfeile. Das angeblich vegetabilische Gift, welches die Bari aus entfernten Gegenden beziehen, bewirkt das langsame Abfaulen des verwundeten Gliedes. Schon kleine Knaben wissen Bogen und Pfeile zu handhaben; zum Glück sind die Bari nur schlechte Schützen und ihre

Waffen besitzen nur geringe Tragweite. Die Lieblingsstellung der Männer ist, sich auf den Speer zu stützen und auf einem Fuße zu stehen, den anderen Fuß aber in das Kniegelenk des ersteren zu stemmen und ausruhen zu lassen, eine Sitte, welche auch den Dschibba, einem mit Gallablut vermischten Nachbarstamme der Bari, eigen ist. (Petherick, Travels in Central Africa. Bd. II, S. 6.) Auch haben die Bari stets einen kleinen Schemel bei sich, der so gut wie die Waffen seinen Inhaber überall hin begleitet und in der Hand, auf der Schulter oder umgehängt getragen wird. Sobald die ersten Regen fallen, wird gesät, gleich nach der Ernte aber in Saus und Braus gelebt, die mondhellen Nächte hindurch getanzt und ein der Merissa ähnliches Getränk bereitet. So werden in kurzer Frist die Ergebnisse der Ernte aufgezehrt und nicht selten tritt später Hungersnot ein, der viele zum Opfer fallen. Ihre Beratungen halten sie unter einem großen Baum; jedermann darf ihnen beiwohnen und seine Stimme abgeben; Reden halten dürfen aber nur die „Monje" (Scheiche), welche ein kegelförmiger Stock kenntlich macht. Die Stimmenmehrheit entscheidet; selbst die Häuptlinge müssen sich den Beschlüssen fügen und können sie bloß durch die Drohung den Regenfall zu verhindern umstoßen. Die Frauen vererben auf des Gatten Söhne, welche auch, mit einziger Ausnahme der eigenen Mutter, die Frauen ihres Vaters nach dessen Tode genießen dürfen. Doch werden Schwestern und Töchter nicht geehelicht, wie bei mehreren benachbarten Stämmen Brauch. (Petermanns Geograph. Mitt., 1881, S. 86.) Je mehr Frauen man besitzt, desto größer das Ansehen; die Frauen sind denn auch die Elemente des politischen Ansehens, denn die Schwiegereltern werden gewöhnlich die Klienten des Ehemannes, dessen Söhne dann seinen Schutz bilden, das Vieh bewachen und seinen kleinen Stamm ausmachen. Die Frauen eines Mannes sind so wenig eifersüchtig, daß sie unter einem Dache zusammen wohnen; dafür entschädigen sie sich durch eheliche Untreue. Heiraten werden selten aus Liebe geschlossen, zumal mancher Vater mit seiner schönen Tochter Spekulationen macht. Auf diese Weise können Unbemittelte nie in den Ehestand treten und die Folge davon sind zahlreiche Entführungen, die am häufigsten in der Festzeit nach der Ernte vorkommen. Trotzdem behandeln die Bari ihre Weiber nicht schlecht, weil sie ihre Schwiegereltern nicht gegen sich aufbringen wollen. Sobald ein Mädchen schwanger wird, muß sie den Verführer nennen, der sie dann durch einige Stücke Vieh zu kaufen gezwungen wird, wenn er reich genug ist. Diebstahl ist keine Schande und wer schlau genug, um sich nicht ertappen zu lassen, wird als Held gepriesen. Die Bari töten nie einen Menschen in ihrem Dorfe, weil sie glauben, das vergossene Blut würde ihre Weiber unfruchtbar machen. Tote begräbt man in einer Grube vor der Thür des Tukul; seine Sippe versammelt sich da, um die Erde unter Klagegeschrei festzustampfen. Später schlachtet man auf der Stelle ein paar Ochsen und hält den Leichenschmaus. Die Bari sind leidenschaftliche Liebhaber des Tanzes und feiern allgemeine Feste, „Leri", echte Saturnalien, wo beide Geschlechter drei Tage lang völlige Freiheit genießen. Man läßt sie auch ansagen, wenn ein Krieg oder Raubzug beschlossen werden soll, was denn am dritten Festtage stattfindet. Diese Tänze, vom Schalle der hölzernen „Nogarah" begleitet, beginnen bei Sonnenuntergang und endigen mit Sonnenaufgang. Einem solchen Kriegstanze wohnte der Missionär A. Kaufmann am 25. Juli 1858 bei und schildert denselben folgendermaßen:

„Nachmittags — so schreibt Kaufmann — ward schon mit den Trommeln das Zeichen gegeben, daß abends Tanz sei; und so tönte um 7 Uhr abends wieder die große Trommel mit dem Tanztempo und dauerte lange fort, um allen benachbarten Dörfern dieses Freudenfest anzukünden. Um 9 Uhr, wo der Mond schon hoch stand, war der Anfang; aus allen Dörfern zog alles Volk aus und begab sich auf den Tanzplatz, nachdem sie früher wacker gegessen. Neben einem riesigen Kurulengi (Oelbaum) befand sich der schon aus alten Zeiten hergerichtete Tanzplatz, vom Vollmond schön beleuchtet; ringsum standen hohe Durrahfelder, hinter denen die Hütten der Tänzer sich verbargen und einige davon nahe hervorguckten. Als wir hinkamen, lärmten die Trommeln schon wie rasend. „Seid ihr da?" — „Guten Abend!" — „Heut ist Tanz!" — „Ist der Tanz schön?" — „Habt ihr keinen Tabak?" — so riefen viele durcheinander, indem sie unsere Namen in die Menge hineinschrieen. — Das war unser Empfang.

„In der Mitte des Platzes stand der alte schon abgewitterte Baumstamm eingegraben, mit dem „Wore", d. h. einem Kranze aus Zweigen und Gras, zum Zeichen des Festes. Unter ihm herum waren die Trommler, kecke junge Buben, und ein Trupp Kinder, welche hüpften, sprangen und ihre jungen Glieder reckten. Der Tanz beginnt. Weiber und Kinder, Männer und Jünglinge drängen herbei, alle jubelnd und bunt unter-

einander, endlich bilden sie den Kreis. Dieser besteht und bewegt sich in zwei Reihen; den inneren, kleineren Kreis bilden die Weiber und Mädchen, die mitunter Durrahstengel statt Lanzen tragen (oft tragen sie auch wirkliche Lanzen); den äußeren, weiteren Kreis bilden die Familienväter mit ihren Burschen. Alle sind bewaffnet da mit Köcher, Bogen und Lanzen. Angesehene tragen auch Schilde aus Elefantenhaut. Was der Bari Schönes hat, zieht er bei solchen Festlichkeiten hervor, um sich groß zu zeigen. Jeder ist geschmückt mit weißem Federbusch, teils helmartig emporstehend, teils gleich dem Roßschweife vom Kopfe rückwärts herabhängend. Auch seltene Tierfelle kommen zum Vorschein, von Ichneumon und Zibetkatzen und kleinen Panthern und zieren je nach ihrer Größe Scheitel und Brust dieser Neger. Glasperlen dürfen freilich auch nicht fehlen. Eine Hauptsache für die Tänzer sind aber eine Schnur Eisenglöcklein („Warhakan"), die sie an ihren Füßen bis über das Knie herauf befestigen, womit sie bei jedem Takt und Schritt ein furchtbares Getöse herausstampfen. Die Mädchen zieren sich ebenfalls Hals und Hüften mit Glasperlen, wie auch die Weiber, die überdies neue Schürzen anziehen. Wer sich noch dazu mit hochroter Oelfarbe vom Scheitel bis zur Fußsohle anschmieren kann, der ist wahrhaft schön und macht Furore. Medi, der Häuptling, prangte mit seiner gelbblechernen Leibbinde, die er tags vorher um vier Hennen gekauft hatte, wovon er aber noch zwei schuldete. Alle beneideten ihn um so einen Schatz. „Er ist groß!" sagten sie nacheinander. Sein Haupt ziert nach vorn der Schnabel eines Marabu, seine Hand trägt einen Schild von Elefantenhaut, während über seinen Rücken ein Leopardenfell herabhängt. Auch seine zahlreichen Kupferringe an Händen und Füßen sind neu geputzt. Er schaut jubelnd aus, denn er wird wohl auch zuvor einige Schalen Bier („Dawa") geleert haben. Außer den Kreisen von Tänzern sind Scharen von Zuschauern, die nur warten, bis die ersten ermüdet abtreten und ihnen Platz machen. Diese halten unterdessen den Troß jubelnder Kinder zurück, damit sie nicht in den Tanzkreis treten und selben verwirren. Der Tanz selbst besteht im taktmäßigen Stampfen in einer grimmigen Stellung, im taktmäßigen Hin- und Herbewegen des Leibes, indem sie sich rücklings umkehren, währenddem die Eisenglöcklein einen furchtbaren Lärm machen. Die Weiber im inneren Kreise schwenken und schwingen dabei die Arme, beugen sich vor- und rückwärts, hüpfen mit emporgehaltenen Händen hoch auf, schreien und jubeln gellend in den Gesang hinein, der choralförmig von den Tänzern gesungen wird und immer fortdauert. Auf ein Zeichen der Trommel gerät alles in Unordnung, der Tanz hört auf, der Gesang verstummt, nur die Trommeln wüten rastlos fort in das Gerassel hinein, es wird wie unheimlich! — Denn Männer stürzen auf Männer mit grimmigem Blick, schwingen die Lanzen gegeneinander wie in wilder Schlacht, die Weiber heulen — doch die Lanzen sinken zu Boden; es war nur bloßer Schein und ein unendlicher Jubel durchdringt die Lüfte. Wieder ruft die Trommel, es erscheint der Häuptling mit hochgeschwungener Lanze, er zieht voraus und alle Tänzer ihm nach, und im Kreis geht der Zug der Krieger wie zur Schlacht, ebenso bewegt sich der Kreis der Weiber. Wer schöne, riesige, aber wilde Krieger sehen will, kann bei so einer Gelegenheit seine Neugierde befriedigen. Nun kommen noch Fackeln von brennendem Stroh und mitten in den Tanzkreis werden sie getragen, und der Kriegstanz beginnt bei dieser Beleuchtung von neuem und wird so noch um so vieles schauerlicher, wilder." (A. Kaufmann, Schilderungen aus Zentralafrika. Brixen 1862. 8°. S. 171.)

Südlich von den Bari stoßen wir auf die Madi, welche sich von ihren nördlichen Nachbarn nicht nur durch die vollständig abweichende Sprache, sondern auch ganz besonders durch gedrungenen Körperbau und hellere, nahe dem Rotbraun zugehende Hautfarbe unterscheiden. In Sitten und Gebräuchen dagegen haben sie vieles mit den Bari gemeinschaftlich, denen sie aber entschieden an Fertigkeit der Eisen- und Thonbereitung nachstehen. Ihr Gebiet zieht sich längs des Stromes bis nach Wadelay in südlicher Richtung, bis an die Makrakaländer in westlicher und bis an das Schuliterritorium in östlicher Richtung hin. Dr. Emin Bey hat von diesen freundlichen zuvorkommenden Madistämmen jenen der Wadelay oder vielmehr Ko-[illegible]sche genauer kennen gelernt. Ihre Sprache ist das A-Luri, dem Schuli sehr nahe verwandt und von ihm wohl nur dialektisch verschieden. Auch weiter südlich, bei Mahâgi am Westufer des

Mwutan fand Emin Bey die Sprache der Leute jener der Schuli und dem Schefulú, das an den Stromschnellen von Karúma und Tada gesprochen wird, sehr ähnlich und völlig identisch mit dem in Wadelay und den Rokettodistrikten gesprochenen Idiom. Emin Bey konstatiert aber ferner noch die völlige Uebereinstimmung der hier gesprochenen und der Schulisprache, welch letztere wiederum große Aehnlichkeit mit dem Schilluk aufweist; er stellt daher die Hypothese einer großen Schillukwanderung nach Süden auf und stützt dieselbe hauptsächlich auf die überraschende Aehnlichkeit in Sprache, Sitten und Gebräuchen der obengenannten drei Völker; sie wird um so wahrscheinlicher, als Dr. Schweinfurth Glieder der Schillukfamilie im Bahr el Ghasal-Gebiete konstatiert; ihre Anwesenheit hier weiter südlich ist also nichts Ueberraschendes und Unvermitteltes. (Petermanns Geograph. Mitt. 1881, S. 5.) Die Schulineger schildert Buchta als dozil, zuthunlich und zutraulich wie artige Kinder. Sie sind vorwiegend Jäger und stellen dem Löwen, Leoparden, Karakal, dem Elefanten, Nashorn und Büffel, der Giraffe, Hyäne und dem Hyänenhund nach. Zahlreiche Antilopen, Gazellen und Rohrratten versorgen ihre Küche. (A. a. O., S. 87.) Westliche Nachbarn der Bari und diesen zunächst stehend sind wohl die Niambari. Ueber ihre Sprache ist man noch nicht im reinen, in ihren Sitten und Gebräuchen gleichen sie den Bari; man findet aber bei ihnen schon Anklänge an die westlichen Stämme, sowie auch ihr Name andeutet, daß ihre Stellung zwischen den Niamniam und den Bari ist. Denn Niam oder Nyang ist vollkommen gleichartig und eben nur dadurch verschieden, ob es von einem Bari oder einem Araber ausgesprochen wird. Weit abweichender schon als die Niambari sind ihre westlichen Nachbarn, die Ligi, Moru, Mundo, welche in vielen Aeußerlichkeiten den Mittuvölkern nahestehen, deren Sprachen jedoch sehr verschieden sind. Die Körpergestalt erscheint bei allen diesen, auch bei den Abu Keia und Abaka, noch mehr und allgemeiner auf ein gewöhnliches Maß reduziert, besonders die Weiber, fleischiger, zur Fettleibigkeit schon stark hinneigend; die Hautfarbe wenig verschieden, vielleicht um einen Ton lichter als bei den vorigen. Sitten und Gebräuche, Hütten und Gerätschaften, Waffen u. dgl. bieten nichts Auffallendes. Da sie schon lange unter den „Seriben" stehen — so nennt man die festen Niederlassungen arabischer Kaufleute in diesem Teile der Negerländer —, so dürften sie viel von ihrer Ursprünglichkeit verloren haben. Eines jedoch ist bei ihnen zu erwähnen, wodurch sie sich von ihren östlichen und nördlichen Nachbarn auffallend unterscheiden, nämlich der Gebrauch einer Schambedeckung bei den Männern. Bei sämtlichen Negerstämmen des Bahr el Abiad von Norden her vermissen wir eine solche beim Manne vollständig. Bei den von den Niambari westlich gelegenen Stämmen dagegen finden wir diese beim Manne teilweise gewiß ursprünglich, teilweise angenommen. Die Neger des ganzen Weißen Nilgebietes verschmähen jede Bekleidung aus Zeug oder Stoff, kaum die auf den Seriben befindlichen bequemen sich hierzu, sondern geben ihrer einheimischen oder gar keiner den Vorzug; bei den Dinka z. B. gilt jede Art von Bekleidung als weibisches Attribut und ein Häuptling versicherte den Missionär Kaufmann, daß er nicht einmal um dreißig Kühe immer gekleidet gehen würde. Auch dem Bari gilt weibisch sein und sich be-

kleiden für gleichbedeutend. Ein überzeugendes Beispiel liefert hierfür nach Buchta ihr Großscheich Loron von Gondokoro, welcher sich eines nach Tausenden von Rindern zählenden Reichtums erfreut, jedoch trotz der wiederholten Bemühungen mehrerer ägyptischer Gouverneure und trotz vielfacher Geschenke an Kleidern nicht dazu gebracht werden konnte, auch nur das geringste, dem Ausmaße nach selbst nur das bescheidenste Kleidungsstück anzulegen. Das einzige äußere Abzeichen, welches er von der in sein Land gebrachten Zivilisation annahm, ist ein Sonnenschirm, unter welchem er seinen zarten Teint gegen die Einwirkungen der tropischen Sonne schützt. Es gewährt, sagt Richard Buchta, einen ergötzlichen Anblick, diesen Neger splitternackt, gravitätischen Schrittes seiner Würde sich bewußt, den ausgespannten Schirm hoch emporgehalten, einher stolzieren zu sehen. (A. a. O., S. 85.) Der Neger sagt: Kleider und Zeug stinken, und hat damit bei der Art, wie er dieselbe trägt, gar nicht unrecht. An ihm wird jedes Zeug binnen kurzem ein fett- und schweißgetränkter ekler Fetzen, gegen welchen Lederschürzen und Fransengürtel dauerhaft, rein und schön erscheinen. Die Stämme westlich von den Niambari dagegen haben weit geringeren Abscheu gegen Zeugbedeckung, ja sie tauschen ihre volkstümliche Bekleidung und überhaupt alles gegen dieselbe um. Die Weiber geben den täglich ein- oder auch zweimal erneuerten Blattbüscheln vor allem den Vorzug, welche paradiesische Mode ihnen gar nicht übel steht; wohl aber findet sich bei ihnen eine der scheußlichsten Verirrungen des Schönheitssinnes, nämlich die Sitte des südafrikanischen „Pelele", welche teilweise auch bei dem männlichen Geschlechte Anklang gefunden zu haben scheint. (Marno, Reise in der ägypt. Aequat.-Prov. S. 117—123.)

Südlich von den Dinka, richtiger südwestlich, am westlichen Rande der Tieflandschaft des Gazellenflusses, am Mittellaufe des Bahr Dschur, hausen auf der unteren Terrasse des zentralen Hochlandes die Dschur und hinter diesen das Volk der Bongo oder Dor. Dschur (Djur) ist ein von den Dinka erteilter Name und bedeutet so viel als Waldmenschen oder Wilde. Sich selbst nennen die Dschur Luoh. Auch alle die verschiedenen Stämme am Rohl im Süden der Dinkaterritorien werden von den Nubiern Dschur genannt, obgleich sie selbst diesen Namen leugnen und weder in Sprache noch in Rasse, am wenigsten aber in Sitten etwas mit den Dschur des Westens gemein haben. Die Nubier adoptieren den Namen Dschur nach dem Sprachgebrauch der Dinka, welche damit alle Stämme bezeichnen, die nicht Viehzucht treiben. Die wirklichen Dschur (Luoh) sprechen die Schillukſprache noch unverändert, abgesehen von einigen eingebürgerten Dinkaausdrücken, und wissen selbst nicht anzugeben, daß ihre Vorfahren von Norden her in das Land eingewandert sind. Ihr Areal ist klein, die Kopfzahl kann kaum 20,000 übersteigen.

Die Dschur sind schwärzlichbraun, aber um einen Schatten heller als die Dinka und haben trotz ihrer teilweisen Abhängigkeit von den letzteren noch die Mehrzahl der Schillukſitten beibehalten, besonders in der Tracht; beide Geschlechter sind daher nie tättowiert und verweigern hartnäckig jede Schambedeckung. Um so sorgsamer bedecken sie das Gesäß mit einer kleinen Fellschürze vom Schnitte von Frackschößen. Künstlicher Haarputz ist nicht üblich, Männer und Frauen tragen am liebsten das Haupthaar kurz geschoren. Lieblingszieraten der Männer sind wie bei den Dinka ein Beschlag von Eisen-

ringen am Unterarm und ein massiver Elfenbeinring am Oberarm, dann ein eigentümlicher Schmuck aus schweren Ringen von gegossenem Messing, deren feine Zieraten sorgfältig eingemeißelt werden. Messing („Damara") hat den dreifachen Wert des Kupfers. Die Frauen sind wie bei den Dinka geschmückt, haben aber häufig einen großen Eisenring durch das Septum, durch die Mitte auf dem Rücken der Nase oder durch beide Nasenflügel gezogen. Die Ohrränder sind stets mit vielen Ringelchen besetzt. Beliebt sind kleine geschmiedete Eisencylinderchen auf Fäden gereiht. In neuerer Zeit hat sich vieles von den ursprünglichen Sitten verloren, z. B. der Gebrauch des gegenseitigen Anspeiens, welches den höchsten Grad intimer Zuneigung ausdrückte. Die Dschur sind ausgezeichnete Schmiede. Im März, d. h. kurz vor Beginn der Aussaat verlassen sie ihre Hütten, um teils zum Fischfang an die Ufer des Flusses zu ziehen, teils um sich mit Erzschmelzen im Walde zu beschäftigen. Sie bauen 1,30 m hohe schlanke Oefen, die sie mit acht rohen Gebläsen versehen und aus welchen sie zwar einen unreinen Guß erhalten, den sie aber auf dem Amboß mit Granitblöcken rein hämmern und dann Lanzen und andere Geräte daraus herstellen, die selbst einem britischen Schmied keine Schande machen würden; Schweinfurth hat den ganzen sehr interessanten Prozeß ausführlich beschrieben. (Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 224–227.) Die gewöhnliche Form, in welcher das Rohmaterial hergerichtet wird, um einen Handelswert zu bekommen, der unseren geprägten Münzen entspricht, ist eine Lanzenspitze von 60—70 cm Länge. Lanzen und Malot (Spaten) dienen überall im oberen Nilgebiet als gangbare Münzen. Auf Kohlenbrennen verstehen sie sich nicht. Sie bauen Tabak und rauchen ihn aus Pfeifen, von welchen wir eine Abbildung geben. In die Kalabasse am Mundstück der Pfeife werden Bast- oder Baumwollkugeln eingeführt, die dann, nachdem sie mit Nikotin getränkt sind, als Kautabak dienen. Die Kegelhütten der Dschur sind einfach, schmucklos, aber mit Sorgfalt, Symmetrie und Nettigkeit erbaut. Im Inneren befindet sich ein großes 1,60—2,30 m hohes Reservoir zur Aufnahme des Kornvorrats und zum Schutz gegen die Ratten aus einem mit Thon verschmierten Korbgeflecht von flaschenartiger Gestalt hergestellt. Von tadelloser Härte ist der Thonanstrich. Ein großer Holzmörser zum Zerstampfen des Korns, das nachträglich auf primitiven Mahlsteinen mit den Händen zu feinem Mehl gerieben wird, befindet sich vor der Hütte tief in den Boden eingesenkt. Sobald durch Fleiß ihre Vermögensverhältnisse blühend werden, denken die Dschur nur an den Kauf einer Frau, und keine Dirne über 8 Jahre ist im Lande, die nicht schon versorgt wäre. Alte Jungfer ist dort eine contradictio in adjecto. Jede Familie ist reich an Kindersegen, und Eltern- und Kindesliebe ist mehr vorhanden, als sonst in Zentralafrika. Bei den friedlichen Dschur steht auch das Alter in Ehren, man stößt überall auf Leute mit weißen Haaren. Die Frauen genießen eine sehr hohe Stellung, denn ihre Schwäche gilt den Männern als heilig; ein Dschur wird sogar nur in den äußersten Fällen eine Sklavin schlagen, geschweige seine Frauen. Doch fällt immerhin diesen der Hauptanteil aller Arbeit zu. Die Dschur gerben Leder, flechten Matten, schnitzen Holzstühlchen, Löffel aus Horn u. dergl. und liegen mit Eifer der Jagd und dem Fischfang ob, bestellen den Boden mit vielem Fleiß und legen den größten Wert auf den Besitz von Vieh, haben aber meist nur magere Ziegen, einen wohlgefüllten Hühnerhof und den haushütenden Hund. Leider fallen die Erträgnisse ihres Fleißes großenteils nubischen Räubern zur Beute. (Schweinfurth, a. a. O., Bd. I, S. 219—232.)

Ihnen schließen sich im Norden die zahlreicheren Dembo und kleinere Stämme von gleicher Abstammung an, und fern im Süden haben die Belanda ihre Sitze, welche noch immer trotz großer Verschiedenheit der Sitten, die sich offenbar infolge ihrer Beeinflussung durch die Bongo modifizieren, die Schilluksprache ziemlich unverändert beibehalten haben. Die Belanda, deren Gebiet zum Teil den Niamniamfürsten Solongo, zum Teil den Chartumern zinspflichtig ist, werden durch die ganze Breite des Bongolandes von den Dschur getrennt.

Die Bongo oder Dor wohnen zwischen 6—8° n. Br. auf einem Areal von zirka 31,475 qkm; ihre Gesamtzahl wird von Schweinfurth auf nur 100,000 Köpfe angegeben; sie sind also auf der großen Fläche nur dünn verteilt. Ihren Lebensunterhalt gewinnen die Bongo teilweise von der Viehzucht, Fischerei und Jagd, hauptsächlich aber vom Ackerbau. Von den Getreidearten kultivieren sie Sorghum, Duchn, Telebun, ferner Gemüse und Hülsenfrüchte, dann Sesam, Kindi, Erdnuß. Eine große Sorgfalt wird auf die Pflege des Tabaks verwendet. Die Speisen würzen sie statt mit dem fehlenden Kochsalz mit Aschensalz, das durch Auslaugen von Holzasche der Grewia mollis gewonnen wird. Unter allen Völkern im Gebiete des Gazellenflusses verwenden die Bongo

am meisten Sorgfalt auf den Bau ihrer Häuser; dieselben sind ausnahmslos im Kegelstil errichtet, zeigen aber dabei einen großen Spielraum der Formen. Die Spitze des Kegeldaches trägt ein wohlgeformtes rundes Strohpolster, das als Sitz dient, um von erhöhtem Standpunkte aus die durch hohe Kornfelder verdeckte Fernsicht über das flache Land zu gestatten. Das niedrige Eingangsloch erlaubt ein Betreten der Hütte nur in kriechender Stellung. Zu jeder Hütte gehört ein Kornspeicher, auf hohen Pfählen getragen, um die Vorräte gegen Bodennässe, Ratten und Termiten zu schützen. Mit besonderer Vorliebe werden die Wohnstätten um einen großen Baum geschart, dessen weiter Schatten ein natürliches Sonnendach gewährt und unter dessen Schutz jene häuslichen Verrichtungen vorgenommen werden, zu welchen mehr Licht erforderlich ist, als das Innere der Hütte darbietet. Weit im Umkreis der Hütten ist das Erdreich wohl gesäubert und geglättet, denn dieses ist der gemeinsame Arbeitstisch, auf welchem die Frauen ihren wirtschaftlichen Obliegenheiten nachkommen.

Die Hautfarbe der Bongo ist wie die der benachbarten Mittu, Niamniam und Kredsch ein erdiges Rotbraun; den Bongo gegenüber erscheinen die Dinka, Nuer und Schilluk von tiefschwarzer Farbe. Auch im Körperbau unterscheiden sich von diesen die Bongo, Niamniam, Mittu und Kredsch durch ihre meist nur mittlere Körpergröße, den gedrungeneren Bau der Gliedmaßen, durch eine schärfer ausgeprägte Muskulatur, vornehmlich aber durch das Ueberwiegen der Länge des Oberkörpers, verbunden mit einer breiteren Schädelbildung; ihre Haare sind kurz, kraus und wollig, auf die Pflege derselben wird wenig Sorgfalt verwendet. Die Männer tragen stets einen Schurz von Fell oder Zeug, den sie an einer um die Lenden geschlungenen Schnur befestigen, die Frauen dagegen binden sich Blätter oder Gräser um die Hüften; sehr häufig ist bei ihnen auch ein Schweif aus dem Baste der Sansevieva im Gebrauch, der, einem schwarzen Roßschweife gleich, hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Körperteile bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt und ein Kopfputz von Federn kommt nur bei festlichen Gelegenheiten in Anwendung. Große Vorliebe zeigen aber beide Geschlechter für Schmucksachen und Zieraten, bestehend in Glasperlen, welche in Schnüren um den Hals getragen werden. Die Männer jedoch bevorzugen meist Halsschnüre mit aneinander gereihten wunderthätigen Hölzchen und Wurzeln, ferner mit Eulen- oder Adlerklauen, Zähnen von Krokodilen, Hunden und Nagetieren, Krallen vom Erdferkel, denen sie gegen Gefahren schützende Kraft zuschreiben. Gleich nach der Verheiratung eines Mädchens beginnt man die Unterlippe zu durchlöchern und durch Einführung von Holzpflöcken nach und nach derart zu erweitern, daß sie endlich das Fünf- bis Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht; in die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird ein kupferner Nagel oder ein Ring gesteckt. Ebensowenig intakt bleiben die Nasenflügel, in welche je ein bis drei Strohhälmchen eingezogen werden; durch die Knorpel der durchbohrten Nasenscheidewand wird ein Kupferring getrieben, wie bei den Büffeln und Zuchtstieren, um sie lenksamer zu machen. Oberarm, Brust und Bauch werden in Zickzacklinien tättowiert. Die äußere Erscheinung der Bongofrauen entspricht nicht sehr unseren Begriffen weiblicher Reize. Alle ausgewachsenen Weiber dieses Volkes erreichen einen so hohen Grad von Beleibtheit und tragen so erstaunliche Fleischmassen an sich herum, daß man beim Vergleich mit den nervig-dürren Gestalten ihrer Männer nicht genug über den Kontrast der beiden Geschlechter staunen kann. Die Schenkel erreichen häufig die Stärke des Brustumfanges schlanker Männer und die Hüftenpartie ist nach Art der Hottentottenweiber stark aufgetrieben. Dazu trägt der lange Bastschweif noch das Seinige bei, um einer gravitätisch einherschreitenden fetten Bongofrau die frappant ähnlichen Formen eines tanzenden Pavians zu verleihen.

Selbst die wohlhabendsten Bongo freien nicht mehr als höchstens drei Frauen, ärmere begnügen sich mit einer einzigen. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut den Preis, in der Regel zehn zweipfündige Eisenplatten und zwanzig Lanzenspitzen; für Geringeres giebt es nur alte Frauen. Die so geschlossene Ehe kann auch leicht wieder gelöst werden. Wer es will, darf sein Weib dem Schwiegervater zurückschicken, in der Regel aber ist doch nur Kinderlosigkeit der Grund zur Ehescheidung. Indes ist der Kindersegen gewöhnlich sehr bedeutend. Bei Todesfällen erheischt die Bongositte Folgendes: Sobald der Tod eingetreten ist, wird der Verstorbene in eine kauernde Stellung gebracht, seine Kniee beugt man, wie bei den peruanischen Mumien, gewaltsam ans Kinn, und umschnürt Kopf und Schenkel mit festen Binden, hierauf wird er in einen aus Häuten zusammengenähten Sack gesteckt und in ein sehr tiefes Grab in sitzender Stellung eingesenkt, und zwar die Männer mit nach Norden, die Frauen aber mit nach Süden gewendetem Gesichte. Ueber dem geschlossenen Grabe wird ein Steinhügel errichtet und

auf dessen Spitze ein Wasserkrug gestellt. Gleicher Art ist die Bestattungsweise der Mittu und Madi. Der Glaube an eine Unsterblichkeit fehlt auch den Bongo, ebenso jeder eigentliche religiöse Kultus; sie besitzen zwar den Namen für eine Gottheit, welche sie „Loma" nennen, aber sie erweisen derselben keine Ehrenbezeigungen. Wunderbar ist die Furcht der Bongo vor bösen Geistern, zu deren Abwehr sie zauberkräftige Hölzchen und Wurzeln tragen. Gute Geister sind den Bongo unbekannt. „Von den Geistern," sagen sie, „wissen wir nur, daß sie uns Böses zufügen; daß es aber auch einen gebe, der es gut mit uns meint und dem wir all unser Dasein verdankten, davon haben wir nie etwas gehört." Die Bongo-Sprache ist eine wohlklingende, durchwegs vokalisierte und von einfachem grammatikalischen Baue. Zufolge Professor Leo Reinisch hängt das Bongo auf das innigste mit dem Bagrimma zusammen, der Sprache der Bagirmi an den südlichen Ufern des Tschadsees. Es scheint hieraus geschlossen werden zu dürfen, daß die Bongo vom Norden nach Süden in ihr heutiges Land vorgedrungen sind, worauf auch die sonderbare Art der Totenbeisetzung der Bongo mit nach Norden gewendetem Antlitze hinzuweisen scheint. Auch die Sitten und Gebräuche der Bongo stimmen vielfach überein mit denen der Bagirmi und der Bewohner von Dar Fur.

Ein im Südosten an die Bongo grenzendes, im Gebiete des Gazellenflusses zwischen dem 5.° und 6.° n. Br. wohnendes Negervolk sind die **Mittu**, deren Gebiet im Osten das der Dinkastämme berührt. Ihre Sprache scheint mit jener der Bongo verwandt zu sein. Im Norden ihres Gebietes versteht man unter dem Namen Mittu auch die Stämme der **Madi** (nicht zu verwechseln mit den früher erwähnten gleichnamigen Nachbarn der Bari), **Abaka** und **Luba**. Alle zusammen haben den Typus der zentralafrikanischen Neger, sind schwächlich und befassen sich mit Ackerbau. Eine seltsame Sitte der Mittu ist, Hunde zu mästen und zu verspeisen, welche auf diese Weise neben Ziegen und Hühnern zu den nützlichen Haustieren zählen. Schweinfurth rühmt die ausgezeichneten musikalischen Leistungen dieses Volkes. Die Musik der Mittu soll in der That melodisch und weich sein und vom gewöhnlichen Charakter der Negermusik abweichen. Sie singen sehr gut im Chor und besitzen bessere Blas- und Saiteninstrumente als ihre Nachbarn. Das Volk lebt unter kleinen unabhängigen Häuptlingen, von denen ein Teil auch schon ganz in der Gewalt arabischer Elfenbeinhändler sich befindet. Echte Negerstämme sind in diesen Regionen noch die **Babuckr**, die mit ihnen sprachlich verwandten **Monwu**, die **Bambiri**, **Basa**, **Kwerembo**, **Berembo**, **Scheri**, **Bambia** u. a. m., über deren ethnologischen Zusammenhang mit anderen uns leider nichts Näheres bekannt geworden ist. Wir wissen bloß, daß sie sämtlich den Negertypus in hohem Grade entwickelt an sich haben, meist im Verhältnisse der Sklaverei sich befinden und zum großen Teile dem ärgsten Kannibalismus huldigen.

Seit einer Reihe von Jahren steht das Land der Bongo und ihrer Nachbarn unter der Botmäßigkeit arabischer Sklaven- und Elfenbeinjäger, sogenannter „Dschellaba", welche von ihren fixen Niederlassungen, den „Seriben" (was eigentlich Dornenzaun bedeutet) aus das Volk und die Schätze des Landes zu ihren Handelszwecken rücksichtslos ausbeuten. Ehedem war das Land in eine Unzahl kleiner Distrikte geteilt, in denen die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken herrschte. Leicht wurde es daher den rohen Söldnerbanden aus Chartum, sich zu Herren der Neger aufzuwerfen. Die Einwohner wurden leibeigen gemacht und um die im Lande errichteten Seriben angesiedelt. Etwa die Hälfte des Volkes entzog sich der Sklaverei durch Auswanderung zu den Dinka und Niamniam. Kräftig und bezeichnend schildert Schweinfurth das Treiben der Chartumer Kaufleute zur Zeit der Okkupation mit den Worten: „Die Nubier hausten da wie ein Trupp übermütiger Paviane in den Durrahfeldern von Taka und Gedaref."

Somali.

Seither durchstreifen die Dschellaba das obere Nilgebiet, weit und breit alles verwüstend, Not und Unglück überall hinbringend. Namentlich die südlich von Wadaï und Dar Fur sich ausdehnenden Regionen bilden für sie die wichtigsten Domänen des Sklavenhandels. Zwar zielte die von der ägyptischen Regierung anfangs der siebziger Jahre veranstaltete große Expedition Sir Samuel Bakers auf dem Weißen Nil auf die Unterdrückung dieses Handels ab. Das Urteil, welches indes Marno über dieses Unternehmen und über die Aussichten eines solchen überhaupt abgiebt, lautet, wie von diesem vorurteilsfreien Beobachter und gründlichen Kenner der Nilvölker kaum anders erwartet werden konnte, sehr wenig tröstlich für die Schwärmereien einer falsch verstandenen Philanthropie. Es gipfelt in dem ebenso wahren als selten gewürdigten Satze, daß Kampf und Obsiegen des Stärkeren wie Unterdrückung des Schwächeren in was immer für einer Form ein allgemein gültiges Naturgesetz ist, dessen Aeußerungen menschliche Thätigkeit vergebens zu bannen oder in Schranken zu halten versuchen wird. Er verweist auf die bekannte Thatsache, daß Krieg, Eroberung und Plünderung unter den Negerstämmen Innerafrikas an der Tagesordnung stehen und daß es mit der Begriffssphäre dieser Völker schlechterdings unverträglich wäre, den Besiegten, falls er nicht getötet ist oder nachträglich noch wird, anders denn als wohlerworbenes Eigentum zu behandeln. Es hat daher das mit so großem Aufwande in Szene gesetzte, übrigens völlig mißlungene Unternehmen Bakers auch bei den Negervölkern selbst, welche seines Segens teilhaftig werden sollten, sehr wenig Anklang gefunden; mußte doch im Gefolge seines — allerdings wenig wahrscheinlichen — Gelingens ihr einträglichster Verkehr, in vielen Fällen ihr einziger Kontakt mit der zivilisierten Welt, nämlich der auf dem Wege des Sklavenhandels, hinwegfallen. Die abenteuerlichsten Gerüchte über den angeblichen Zweck des Unternehmens, dessen wahre Ziele ihnen nun einmal völlig unverständlich waren, kamen in Umlauf. Anderseits darf auch nicht übersehen werden, daß der Sklave des Orientalen, dessen ganze wirtschaftliche Existenz auf Sklaventum und Sklavenarbeit gegründet ist, einer weit milderen, oder, wie die moderne Phrase lautet, „menschenwürdigeren" Behandlung sich erfreut, als unter der Hand des nur auf raschen Gewinn bedachten Europäers; er steht dort zu seinem Herrn in einem wenig drückenderen Verhältnisse, als in dem der in den meisten zivilisierten Staaten erst vor wenigen Jahrzehnten abgeschafften Hörigkeit. Mit Hunderten von Lebensgenüssen bekannt geworden, welche sein früherer tierischer Zustand ihm versagte, zu einem im Vergleiche mit jenem zivilisiert zu nennenden Dasein emporgestiegen, hat der Sklave entschieden einen Kulturgewinn gemacht und er empfindet ihn auch als solchen. Das am schwersten wiegende Moment ist und bleibt jedoch stets das der Notwendigkeit. Sklaven werden in Afrika gemacht und werden dort gemacht werden, so lange die Welt der afrikanischen Völker nicht aus Bahnen auslenkt, die sie wahrscheinlich von ihrem ersten Bestehen an verfolgt. Im ganzen Orient dagegen ist Sklavenarbeit ein unabweisbares wirtschaftliches Bedürfnis; was an dem einen Orte überflüssig, strömt an den Ort der Nachfrage, und keine Macht der Welt wird solch einen Strom zu dämmen vermögen. Das einzig radikale Mittel hierzu, welches denkbar aber nicht ausführbar erscheint, wäre das, den Orientalen zur Leistung freier Arbeit zu zwingen. Es liegt auf der Hand, daß dies nichts anderes hieße, als die Orientalen zu Sklaven zu machen, damit die Neger frei seien, richtiger gesagt, damit die Negersklaverei auf Innerafrika beschränkt und so vor den Augen des über eine gesetzmäßige Erscheinung im natürlichen Entwickelungsgange der Menschheit mit christlicher Prüderie sich entsetzenden Europa etwas dichter verschleiert bleibe.

Das Völkerkonglomerat, wie wir es in einem großen Teile des nordöstlichen Afrika sahen, macht es geradezu unmöglich, eine feste Charakteristik ihrer einzelnen Elemente oder scharfe Grenzen der geographischen Verbreitung zu geben, und es ist in physischer und geographischer Hinsicht geradezu unmöglich zu sagen, wo der Neger beginnt. Erst weit im Süden finden wir die Landeseingebornen von solchen allgemeinen Eigenschaften, daß wir sie mit diesem, aber auch sehr weiten und dehnbaren Kollektivnamen bezeichnen können. Viele dieser Völker sind bis auf den heutigen Tag auf der tiefsten Stufe der menschlichen Entwickelung stehen geblieben, andere haben sich gehoben, beide aber beweisen sowohl in physischer als psychischer Entwickelung den angeführten Satz in auffallender Weise.

Eine Reihe von Völkerschaften, welche ihre Wohnsitze teils unter den im vorstehenden aufgezählten Negerstämmen, teils in der südlichen und südwestlichen Nachbarschaft derselben einnehmen, hat deshalb von den Ethnographen in der Kette der Rassen noch keinen bestimmten Platz erhalten. Ihr äußerer Habitus unterscheidet sie, wie der der Fulah, von dem der echten Neger, so daß Friedrich Müller manche von ihnen den Nubastämmen beizählt. Am meisten hat die Ansicht für sich, daß diese innerafrikanischen Stämme einen Uebergangstypus der Neger- zur Nubarasse darstellen. In sprachlicher Beziehung liegt über sie nur dürftiges Material vor und dieser Umstand erschwert die Klassifizierung derselben. Ganz besonders gilt dies von der Bevölkerung in Dar Fertit, dem Gebiete südlich von Dar Fur und Wadai.

Die ethnographischen Verhältnisse Dar Fertits bieten ein Bild der größten Verwirrung, nirgends wohl sieht man auf so beschränktem Raume eine derartige Anhäufung zusammengewürfelter Rassen. Durch weite Wildnisse von ihnen geschieden folgen auf die Bongo im Westen die Golo und Sfere. Die beiden letzteren sind an einigen Orten stark untereinander gemischt. Die Sfere, ursprünglich ein Sklavenstamm der Niamniam, scheinen erst in neuerer Zeit und zwar offenbar infolge der Entvölkerung des Landes durch den Sklavenhandel von Süden her eingewandert zu sein, wie sich ja auch echte Sandeh (Niamniam) seit längerer Zeit in großer Zahl am Gebel Mara im Nordosten vom Kredschlande festgesetzt haben. Die Golo und Sfere erinnern in ihrem Aeußeren sehr an die Bongo, die Sprachen indes, beide verschieden, verraten nur vereinzelte Anklänge an die der Bongo. Wie die Bongo des Südens brechen sich die Golo und Sfere nicht die unteren Schneidezähne aus, sondern feilen die oberen nach Art der Niamniam spitz. Auch in der Lebensweise, in mancherlei Hausgerät ꝛc. finden sich bei ihnen die Sitten der Niamniam erhalten. Die Sfere erregten Schweinfurths besonderes Interesse, denn er hat auf seinen Reisen nirgends einen Stamm von einer ähnlichen Leichtigkeit des Temperaments angetroffen, wie sie es überall zur Schau zu tragen pflegen. Sie sind das lebhafteste und lustigste Negervolk, das ihm je zu Gesicht gekommen ist. Zahlreiche kleinere Stämme, gleichfalls ursprünglich oder zum Teil jetzt noch als Ackerbau treibende Sklavenstämme unter den Niamniam ansässig, finden sich namentlich in den Seriben des äußersten Westens vom Kredschlande unter das letztgenannte Volk gemengt, z. B. die Fakkere, Baddo, Tabbo ꝛc. Die Kredsch selbst bestehen aus einer Unzahl kleinerer Stämme von durchaus nicht an bestimmte Landstriche gebundener Verbreitung, sondern vielmehr wie die Individuen einer Grasart gruppenweise unter viele andere Arten im Lande weit zerstreut. Diejenigen, welche noch am meisten in gesonderten Distrikten vorherrschen, sind die Nduggo, Beia und Jongbongo. In Vergleich zu allen östlichen Stämmen des Bachr el Ghasalgebiets sind die Kredsch das häßlichste Volk, welches Schweinfurth gesehen; auch ihre Intelligenz, sei es infolge längerer Knechtung durch die fremden Eindringlinge, sei es bedingt durch den Druck karger Existenzbedingungen, scheint ihm eine weit untergeordnetere als die der Golo, Sfere, Bongo ꝛc.

Das vom Kredschvolk eingenommene Gebiet wird in Nordosten von den Dembo, einem mit den Dschur verwandten Schillukstamme, im Norden von angesiedelten Sandeh (Niamniam) und den Baggara-el-Homr-Arabern begrenzt. 3 1/2 Tagereisen nordwestlich von Sibers Seriba stößt man auf die Manga, einen von den Kredsch verschiedenen Negerstamm. Im Westen findet das Kredschland seine Grenzen erst 5 bis 6 Tagereisen von Dem Gudju entfernt, wo man auf die am oberen Bachr-el-Arab seßhaften Benda, deren Land als Dar-Benda den Furi schon lange als Ziel weit ausgedehnter Sklavenrazzien bekannt ist, und Abu Dinga stößt, welche weder mit den Niamniam noch mit den Kredsch die geringste Verwandtschaft beurkunden. Die Kredschstämme in jenen Grenzländern heißen Adja, Beia und Mere.

Ein ähnliches Völkergemisch füllt auch das große Reich der A-Sandeh oder Niamniam, dessen Einwohnerzahl Schweinfurth nach Millionen schätzt, von dem jedoch bloß ein Teil des Flächenraums in Wirklichkeit von A-Sandeh und Embeli bewohnt ist. Letztere sind im Laufe der Jahrhunderte durch Vermischung der A-Sandeh mit früher herrschenden Klassen unterworfener Völkerschaften hervorgegangen. Sie sind heutigen Tages den A-Sandeh ebenbürtig, diesen in Sitten, Gebräuchen und Sprache gleich, gehören gleichsam zur Aristokratie und sind nur noch dem Namen nach unterschieden, füglich mit Recht als eigentliche A-Sandeh zu betrachten. Neben diesen leben auf gleichem Territorium eine Anzahl in früheren Zeiten von den Niamniam bekriegter und zersprengter Stämme, die heutigen Tages zu jenen im Verhältnisse der Abhängigkeit stehen, gleichsam ihre Sklavenkolonien darstellen und die arbeitende Kaste bilden. Wenn auch manches von ihrer Ursprünglichkeit im Laufe der Zeit verloren gegangen, so leben sie doch noch heute, vielfach mit besonderer Sprache, als eigenartige Stämme verteilt unter den A-Sandeh. Dahin gehören z. B. die Abármbo und Pambia, die A-Madi, Baschir und Augú, die Béri und A-Bangá. Außer Stämmen der Baschir oder Sfere und Golo, die sich gleichfalls zersprengt an verschiedenen Orten wiederfinden, sind in Nordwesten noch Teile der Völker Mbáddima, Bóddo, Káhle, der Béri und Pakálle ansässig, alle mit besonderer Sprache; nur die Pakálle sollen das Idiom der Niamniam reden. (Petermanns Geograph. Mitt., 1881, S. 254.)

Der Name Niamniam ist ein Kollektivname und bedeutet soviel wie „Fresser". Das Volk selbst nennt sich Sandeh und wird von den Monbuttu Babungera, von den Mittu aber Makaraka oder Kakaraka genannt. Nach Marno ist Makraka die Bezeichnung des östlichen Niamniamstammes. Als Stammesmerkmal haben die Niamniam drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tättowiert, ferner eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle. Ihre Kleidung besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapiert sind. Auf den Haarputz verwenden die Männer eine ganz besondere Sorgfalt. In der Regel ist die Anordnung der Frisur eine derartige, daß der Scheitel in der Mitte das Haupthaar in zwei gleiche Hälften teilt. Die aus dem Kifathale zeigen den Kopf von einem strahlenartigen Gebilde gleich einem Heiligenschein umgeben. Dieser Strahlenkranz ist aus des Mannes eigenem Haare hergestellt, indem seine Flechten von der Seitenperipherie des Kopfes ausgehen und an einem mit Kaurimuscheln gezierten Reifen befestigt ausgespannt werden. Eine solche kunstvolle Frisur erfordert große Schonung und viele Stunden täglicher Arbeit. Die Frauen teilen ihre Haare am Scheitel, ohne weitere Zuthat von Zieraten. Am Kopfe tragen die Häuptlinge das Fell des Serval,

ganz so wie dieses auch bei den Waregga und den Fan der Fall ist. Die Männer lieben als Schmuck die aus Elfenbein imitierten Reißzähne des Löwen zu tragen, die Anthropophagen unter ihnen hängen aber auch Schnüre mit Menschenzähnen um den Hals, gerade so wie es die Waregga zu thun pflegen, die freilich alle diese Zähne als von Socos herstammend bezeichnen.

Die Waffen der Niamniam bestehen in einer Lanze, einem Wurfeisen und einem Dolchmesser; Bogen und Pfeile sind selten. Den Lebensunterhalt ziehen sie aus der Jagd und dem Ackerbau zugleich; die Männer sind Jäger, der Ackerbau aber wird von den Frauen besorgt. Hauptgegenstand der Kultur ist das „Telebun" (Eleusina coracana), während Sorghum und Mais nur in geringem Umfange angebaut werden; aus dem Telebun wird auch ein ganz wohlschmeckendes Bier gebraut. Tabak wird allgemein gebaut und zwar in den beiden Sorten Nicotiana tabacum und rustica. Man raucht ihn in kurzen Thonpfeifen von eigentümlicher Form, ohne Rohr; das Kauen des Tabaks ist hier unbekannt. Die Viehzucht der Niamniam beschränkt sich einzig auf Hühner und Hunde. Letztere gehören einer kleinen, dem Spitz nachstehenden glatthaarigen Rasse an. Dörfer und Städte giebt es nicht. Die Hütten, zu kleinen Weilern gruppiert und von je einer Familie bewohnt, finden sich weithin über das Kulturland zerstreut. Auch der Hof eines Fürsten besteht nur aus einer größeren Anzahl der von ihm und seinen Weibern bewohnten Hütten. Die Bauart derselben entspricht jener der oben bei den Bongo beschriebenen Hütten, nur ist das Kegeldach von höherer und spitziger Gestalt. Eigentümlich geformte kleine Hütten „Bamogih" mit glockenförmigem Dache sind als Schlafgemächer für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet. Den Weibern obliegen die Geschäfte des Feldbaues und des Hauswesens; sie leben viel zurückgezogener und abgeschlossener als jene der Bongo und Mittu, und namentlich Fremden gegenüber beobachten sie eine strenge Zurückhaltung. Das Freien wird durch keine Tributleistung erschwert, welche der Bräutigam nach einer sonst in Afrika weitverbreiteten Sitte an seinen künftigen Schwiegervater zu entrichten hat. Wer heiraten will, wendet sich an den Fürsten, der ihm alsbald eine Frau nach seinem Geschmack verschafft. Kindersegen ist bei diesem Volke das beste Siegel der Liebe und Treue des Mannes, und Mutter vieler Kinder zu sein gilt als die größte Ehre. Die Häuptlingswürde, welche bei den Niamniam erblich vom Vater auf den ältesten Sohn übergeht, bringt keine anderen Vorteile mit sich, als daß ihrem Inhaber der Ertrag der Jagd an Elfenbein und die Hälfte des Elefantenfleisches zufällt. Die Machtbefugnis des Häuptlings besteht darin, daß er die waffenfähigen Männer zu Jagd- und Kriegszügen zusammenzurufen hat und in dieser Hinsicht ist seine Autorität eine unbedingte; außerdem vollzieht er eigenhändig die Hinrichtung der zum Tode Verurteilten. Alle Art von Auszeichnung und von äußerem Prunk ist dem Niamniamhäuptling fremd. Die religiösen Vorstellungen kommen im ganzen mit denen der Bongo überein; sie besitzen zwar den Namen für ein oberstes Wesen, das sie „Gumba" (auch Blitz bedeutend) nennen, ohne demselben aber irgend welche namhafte Ehren zu bezeigen; auch den Glauben an böse Geister teilen sie mit den Bongo; ebenso werden Ordalien in Kriminalprozessen und Wahrsagekünste bei wichtigen Unternehmungen, namentlich bei Krieg, hoch in Ehren gehalten. Trotzdem den Niamniam der Glaube an eine Unsterblichkeit abgeht, beobachten sie doch gewisse Gebräuche bei Todesfällen. Beim Hinscheiden eines nahen Angehörigen schert sich der Niamniam das Haupthaar, seinen Stolz und die Frucht langwieriger Mühe, und wirft die abgeschnittenen Flechten und Zöpfe von sich. Der Körper des Verstorbenen wird mit Rotholz bunt eingerieben, mit kostbaren Fellen und Federn angethan und auf seinem gewöhnlichen Schurze gebettet beigesetzt, und zwar die Männer mit nach Osten, die Frauen aber mit nach Westen gewendetem Antlitze. Bei aller naturwüchsigen Wildheit besitzen die Niamniam ein ziemlich erregbares Gemüt und finden namentlich viel Freude an der Musik, für welche sie mehrere einheimische Instrumente ersonnen haben. Auch Sänger von Profession, wenngleich nicht immer von sonderlicher Stimme und Begabung, ziehen unter ihnen in phantastischem Aufzuge umher und lassen bei Gelegenheit eines Festes oder Abendschmauses sich vernehmen. Dr. Wilhelm Junker hebt als Hauptfehler der Niamniam die Verlogenheit hervor; Versprechungen, ohne Wort zu halten, sind an der Tagesordnung. Wie alle Schwarzen, so ist auch der Niamniam nicht empfindlich und nachtragend, weil ihm der Begriff des Ehrgeizes vollständig abgeht. Vieles muß man ihm übrigens zu gute halten. Nicht aus Vorbedacht und Ueberlegung begeht er ein Unrecht und erkennt es nachträglich als solches, wenn man ihm die Sache richtig vorstellt. (Petermanns Geograph. Mitt., 1881, S. 153.) Der weitverbreitete Ruf des Kannibalismus der Niamniam ist ein wohl-

begründeter. Sie rühmen sich selbst ihrer wilden Gier und schmücken die Pfähle an ihren Wohnungen mit den Schädeln ihrer Opfer. Verspeist werden nicht nur alle Kriegsgefangenen, sondern auch Leute, welche eines plötzlichen Todes starben; als besonders wertvoll geschätzt wird das Fett von Menschen. Es kommt vor, daß die Niamniam ihre eigenen Toten gegenseitig zum Verspeisen austauschen und selbst bereits verscharrte Kadaver sollen zu demselben Zwecke wieder ausgegraben worden sein, wie dies auch von den Fan in Westafrika erzählt wird. Fehlt es unter sich an Feindseligkeiten, so greifen die Niamniam die nubischen Karawanen an, obwohl es doch in ihrem Interesse liegen sollte, den Frieden zu erhalten, da diese ihnen ihr Elfenbein und die Lebensmittel recht teuer mit Kupfer und Glasperlen bezahlen, ihre Häuptlinge aufs reichste beschenken. Allerdings sind die Nubier in ihren Seriben nicht so menschenfreundlich; allein gegenüber den Niamniam ist ihnen nichts vorzuwerfen, da Feindseligkeiten ihre Zwecke vereiteln würden. Das vergrabene Elfenbein folgt keiner Wünschelrute, Rinder giebt es dort nicht zu rauben und die Weiber und Kinder werden stets und rechtzeitig in undurchdringliche Waldesdickichte geflüchtet, so daß auch keine Beute an Sklaven zu machen ist. Es sind also, so unglaublich es klingt, die Niamniam, welche aus bloßer Gier nach Menschenfleisch den Krieg anfangen. „Fleisch! Fleisch!" ist ihr Kriegsgeschrei und einige Sklavinnen, die sich beim Wasserholen verirren, fallen mindestens ihrer kannibalischen Lust zum Opfer. Einzelne Niamniamstämme sollen indes der Anthropophagie abgeneigt sein. Im Seribengebiete dürfte dieselbe nach Marno wohl ziemlich erloschen sein und nur gelegentlich ausgeübt werden. (Reise in die ägypt. Aequat.-Prov., S. 130.)

Die Niamniam oder Sandeh sind nach Schweinfurth Brachykephalen; ihre Gesichtsfarbe ist sehr dunkel, schwärzlich-rötlichbraun (schokoladebraun), ihr Körper stämmig, das Antlitz breit und glatt, die Lippen dick. Ihr feingekräuseltes Haar tragen sie bis an die Schultern herabwallend; die Augen sind außerordentlich groß, mandelförmig und etwas schief gestellt, der Körper zur Fettbildung geneigt, die Größe eine mittlere (1,80 m). Zirkumcision, wohl durch die Muhammedaner eingeführt, ist bei den Makraka in der Umgebung der Seriben nicht selten, den übrigen Niamniam aber unbekannt. Dagegen herrscht diese Sitte durchweg bei den südlichen Nachbarn der Sandeh, bei den Monbuttu oder Mangbáttu, wie Dr. Wilhelm Junker dem Gehöre nach den Namen schreibt, welche dieselbe nicht von den Arabern gelernt haben; sie pflegen sich auch ein großes Stück vom Ohr wegzuschneiden, doch so, daß der Außenrand erhalten bleibt. Ihre Anzahl schätzt Schweinfurth auf eine Million; nach ihm sind sie von den Negern streng geschieden. Die Hautfarbe der Monbuttu ist eine merklich lichtere als die ihrer Nachbarn im Norden, der Niamniam, etwa die von gemahlenem Kaffee. Eigentümlich genug ist, daß sich bei Schweinfurth, der von Norden vordrang, die gleiche Beobachtung wiederholt, wie bei Livingstone, der von Süden kam: im innersten Kerne Afrikas nämlich eine hellfarbigere Rasse anzutreffen. Von Dr. Schweinfurth wurden unter den Monbuttu auch zahlreiche Individuen mit hellen Haaren beobachtet, welche auch außerdem ziemlich deutliche Anzeichen des Albinismus an sich trugen. Auch erreicht das Haar im allgemeinen eine beträchtliche Länge und ist gekräuselt. In ihrer Physiognomie zeigen die Monbuttu manche Annäherung an den semitischen Typus, namentlich ist es die lange und gebogene Nase, welche dem Neger gegenüber sie gänzlich fremd stellt. Aeußerlich unterscheiden die Monbuttu von den Niamniam sich hauptsächlich durch ihre Rindenkleidung und durch ihren Haarputz, welcher, aus vielen Wülsten übereinandergehäuft, den Hinterkopf gleichsam in einen starken Cylinder verlängert.

Die Monbuttu gehorchen zweien Königen, welche sich in das von zahlreichen Unterhäuptlingen verwaltete Land teilen und einen eigentümlichen Zepterfäbel führen. Die Häuptlinge und Könige der Monbuttu stehen sich besser als jene der Niamniam, da ihnen außer ihrem Monopole des Elfenbeins und Kupfers noch eine besondere Abgabe von dem Ertrage des Feldbaues geleistet wird. Sie sind bei weitem intelligenter als alle ihre Nachbarn und befassen sich mit der Pflege von Baumfrüchten und Erdknollen, verschmähen aber den Anbau von Cerealien. Als Haustiere haben sie nur Hühner und kleine Hunde. Gewebte Stoffe sind ihnen noch unbekannt und die Kleidung liefert ihnen der Rindenbast eines Feigenbaumes. Die Beschäftigung der Männer ist die Jagd und der Krieg. Die Arbeit des Hauses und des Feldes kommt den Frauen zu, die eine große Geschicklichkeit und Kunst in der Zubereitung der Speisen besitzen, dabei aber gewöhnlich Menschenfett verwenden, denn Anthropophagie ist bei den Monbuttu noch weit mehr im Schwunge als bei ihren nördlichen Nachbarn und es sind dieselben vielleicht die ärgsten Kannibalen ganz Afrikas. König Munsa aß alle Tage Menschenfleisch. Die Monbuttu machen förmliche Treibjagden auf die noch wilderen Negerstämme im Süden, wobei die erlegten Opfer gleich an Ort und Stelle verzehrt, respektive das Fleisch auf langen Gestellen gedörrt und das Fett ausgesotten wird. Ganze Töpfe voll Menschenfett werden, wie bei uns die Schmalztöpfe, aufbewahrt. Die Gefangenen werden weiter getrieben, um beliebig abgeschlachtet zu werden. Von den Marubangá, einem der mächtigsten Monbuttustämme und ihren Verwandten, berichtet Dr. Junker, daß keine Leiche zur Bestattung kommt, und daß bei natürlichen Todesfällen das besagte Orakel stets einen oder mehrere Urheber ausfindig macht, die ihrerseits hingemordet werden und gleichfals dem Kannibalismus verfallen, so daß jeder Todesfall durch ein zweites Opfer gesühnt wird. Ein menschlicher Zug ist diesen Anthropophagen aber doch geblieben: die Scheu vor dem Fleische Blutsverwandter. Die Leiche wird aber von den Angehörigen an Fernerstehende verschachert. Das Lynchen und der Kannibalenschmaus wird stets abseits der Hütte vollzogen. Als Zukost bringen die Weiber das Lugmagericht, eine Art dicken Breies aus Durrahmehl, für die Männer an den Ort des Festmahles.

Die Bewaffnung der Krieger besteht aus Schilden, Lanzen, Bogen, Pfeilen und säbelartig gekrümmten Messern, welche genau die Form der altägyptischen haben. In Schmiedearbeiten stehen die Monbuttu allen Afrikanern voran, und ihre zarten Eisenketten, die als Schmuck getragen werden, können an Feinheit und Formvollendung mit der schönsten europäischen Stahlkette konkurrieren. Außerdem verfertigen sie auch Kupferarbeiten, kennen aber sonst keine anderen Metalle. Interessant sind ihre aus Einbäumen gezimmerten, zweckmäßig ausgestatteten, 10 m langen Kähne. Die Monbuttu verfertigen auch Schnitzwerk und übertreffen, obwohl ihnen die Drehscheibe unbekannt ist, in der Töpferei alle Nachbarn. Die Könige bewohnen geräumige, einem kleinen Bahnhof vergleichbare Paläste, die mit Aufwand vieler Kunst gebaut und aus den Schäften der Weinpalmen zusammengesetzt sind. Schweinfurths Empfang bei König Munsa fand mit allem barbarischen Gepränge statt in einer ungemein geräumigen und hohen Halle, deren eleganten und doch soliden Bau man Afrikanern kaum zutrauen möchte. In langen Reihen saßen, jeder auf seinem eigenen Stuhle, die Großen von Munsas Reich, in vollem kriegerischen Schmucke. Unter dem Schall der Hörner und Kesselpauken erschien nach längerer Zeit der König, ein kräftiger, schöner Mann, mit einem für Afrikaner ungewöhnlich reichen Vollbarte; gekleidet war er in der Weise der Monbuttukrieger, deren Gewand, aus der Rinde des Feigenbaumes (Orostigma Kotschyana) verfertigt, oberhalb wie unterhalb des Gürtels einen Teil des Körpers bedeckt; auf dem Haupte trug er eine cylinderartige Kappe aus Schilfrohr mit roten Papageienfedern verziert. Arme und Beine waren mit dem Schmucke kupferner Ringe und Ketten förmlich belastet und in der Hand schwang der Herrscher ein kurzes, sichelartiges Schwert von blankem Kupfer. Die Wohnhäuser der übrigen Monbuttu gleichen an Bauart denen der Westküste Afrikas, nicht jenen der Nilneger. Polygamie herrscht unter ihnen ohne jede Beschränkung, dabei nehmen jedoch die Weiber ihren Männern gegenüber eine sehr selbständige Stellung ein und auch gegen Fremde beweisen dieselben sich keineswegs so zurückhaltend, wie die gesitteten Frauen der Niamniam. Ihre religiösen Vorstellungen sind nur wenig bekannt, doch sollen sie einen im Himmel weilenden Gott verehren.

Kann man die Monbuttu, die Niamniam und die zahlreichen Stämme des Dar Fertit mit großer Wahrscheinlichkeit zu den Uebergangsvölkern rechnen,

die zwischen den Negern und den Nuba stehen, so gilt dies nicht von den Akka oder Tikkitikki, welche Schweinfurth mit Entschiedenheit für eine Aboriginerrasse des zentralen Afrika hält. Das Gebiet dieses Zwergvolkes beginnt zwei Tagereisen südlich von der Hauptstadt des Monbuttulandes, etwa in 3° n. Br. und ist teilweise dem Monbuttukönige unterworfen. Die mittlere Größe der Männer wird auf 1,46 m angegeben, doch maß Schweinfurth auch Individuen von 1340 mm, desgleichen neuerdings Dr. Robert Felkin einen etwa dreißigjährigen Mann. Er hatte gekräuseltes, glänzendschwarzes, kurzes Haar, braune Augen, dünne Lippen; seine Höhe betrug 1,364 m, der Umfang des Kopfes über den Ohren 549 mm, die Kopfhöhe von Ohr zu Ohr 278 mm, die Linie von der Glabella (Stirnglatze) bis zur Protuberanz des Hinterhauptbeins 324 mm, die Länge der Hand 155 mm, des Fußes 204 mm, des Beines 683 mm, des Oberarmes 324 mm, des Unterarmes 382 mm, Brustumfang 768 mm. Seine Muskeln waren gut entwickelt, wie auch der ganze Körper gut gebaut ist; die Hautfarbe ist schokoladebraun, Hände und Füße sind eine Schattierung heller. Was seine intellektuellen Fähigkeiten anbetrifft, so hält ihn Felkin für einen durchaus nicht beschränkten Menschen. Besonders auffällig ist an den Akka nach Schweinfurth ihr großer, auf einem schwachen, dünnen Halse schaukelnder Kopf. Die Prognathie erreicht bei ihnen den höchsten Grad, so daß Gesichtswinkel von 60° entstehen. Die dem entsprechend stark vorstehenden, jedoch nicht aufgeworfenen Lippen umgeben den halboffenen Mund mit einem scharf abgegrenzten Saume, ein Merkmal, welches ihnen eine starke Affenähnlichkeit verleiht. Die Gelenke ihrer Glieder sind eckig und vorspringend, die Kniee allein von plumper, runder Gestalt, und sie kehren, im Gegensatze zu der Gewohnheit der übrigen Afrikaner, beim Gange die Füße nach einwärts. Ihren eigenen Angaben zufolge sind die Akka ein Jägervolk, welches keine anderen Haustiere kennt, als Geflügel. Sie leben zerstreut in kleinen Dörfern und bedienen sich des Bogens und der Pfeile. Ihre Sprache ist gänzlich unbekannt.

Nordostafrika.

Das große Osthorn Afrikas und die meist gebirgigen Länder im Osten des Weißen Nil sind im Besitze von dunkelhäutigen Menschen, welche ethnologisch nicht zu den Negern zählen und sich im großen und ganzen auf zwei Rassen verteilen, auf jene der Nuba, die den Negern am nächsten steht und wohnt, und die der hamitischen Bedschavölker. Zahlreiche Uebergangstypen finden, wie wir sahen, zwischen den Negern und den Nuba statt, so daß es manchmal wirklich schwer ist zu sagen, ob ein Volk zu dieser oder zu jener Rasse zu zählen sei, und die Gelehrten sind in dieser Beziehung lange noch nicht einig. Dieserhalb aber die nubanische Völkergruppe als solche gänzlich zu verwerfen, und in

der Negerrasse einfach aufgehen zu lassen, wie manche belieben, heißt doch, so scheint mir, das Kind mit dem Bade ausschütten.

Unter dem Ausdrucke Nuba- oder richtiger Nuba-Fulah-Rasse begreifen wir mit Friedrich Müller eine Reihe von Völkern, die im Norden Afrikas teils zwischen den Negern, teils am Rande des Negergebietes wohnen und sich sowohl durch ihre physische Komplexion als auch durch gewisse ethnologische Merkmale von ihnen unterscheiden. Als ihre Hauptrepräsentanten können die Fulah im Westen und die Nuba im Osten gelten. Diese Völker sind weder Neger noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden. Gleich den Kaffern bilden sie gleichsam den Uebergang von der Negerrasse zur mittelländischen, und hier speziell zum hamitischen Typus. Der Unterschied zwischen ihnen und den Kaffern besteht jedoch darin, daß während diese sowohl in physischer als auch psychischer Richtung dem Neger näher stehen als dem Mittelländer, die Nuba-Fulah-Völker umgekehrt dem letzteren sich mehr nähern, je mehr sie vom eigentlichen Neger sich entfernen. Es müssen auch Mischungen mit den Hamiten stattgefunden haben, eine Thatsache, die sich teils aus den fortwirkenden anthropologischen Faktoren, teils aus den ethnischen Verwandtschaftspunkten, namentlich in sprachlicher Richtung, noch immer erkennen läßt. Das Gebiet der Stämme nun, welche wir unter der Bezeichnung Nuba zusammenfassen, geht von den Sitzen der Fulah in Dar Fur im Westen bis an das Gebiet der Bedscha und der an diese sich schließenden hamitischen Stämme im Osten und von etwa 5° s. Br. im Süden bis gegen Assuan im Norden. Nach Friedrich Müller gehören hierher folgende Stämme:

Die sogenannten echten Nubier oder, wie sie selbst sich nennen, Barabra (Barâbirah, arab. Plural von Barbarî, Berberî). Nach Schweinfurth wäre dagegen Barabra ein den Nubiern von den Aegyptern beigelegter Spottname. Die in Aegypten wohnenden Europäer heißen sie Berberiner oder Barbarians. Sie bewohnen das Biled-el-Berâbra oder Nubien, d. i. das schmale Nilthal von dem ersten Katarakte bei Assuan bis zum zweiten am Wadi Halfa. Dieser Strich enthält ungefähr 40,000 Einwohner, welche in etwa achtzig Dörfern und einem Städtchen Derr, das als Hauptstadt gilt, angesiedelt sind. Zerstreut finden sie sich am Weißen und Blauen Nil, auch noch entfernter in Ost und West, und viele gehen schon jung nach Aegypten, wo sie Matrosen und Hausdiener werden. In physischer Beziehung nähern sie sich den Negern sehr bedeutend, stimmen aber auch mit den Aegyptern und den Fellahin in vielem überein. Die Barabra zeigen eine rötlichbraune Hautfarbe und sind in der Regel von mittlerer Statur, die Weiber auch etwas kleiner. Die Muskulatur ist schwach entwickelt, die Fettbildung fehlt beinahe ganz. Die Extremitäten sind lang, Füße und Hände klein und zierlich gebildet. Der Schädel ist länglich, nicht groß, Breite nieder, 73,72, die Stirne hoch, das Auge groß und schwarz, die Nase gerade und schön, das Haar schwarz und kraus, aber nicht wollig.

Die Barabra werden als ungemein arbeitsame und mäßige Menschen geschildert. Namentlich aber werden ihre Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gelobt,

durch welche Eigenschaften sie in Aegypten zu Vertrauensposten (Thorwärter, Diener, Beschließer) gerne angenommen werden. Es sind dies lauter Punkte, durch welche die Barabra zu den Negern in einen förmlichen Gegensatz treten.

Bei den Barabra gehen beide Geschlechter bis zum achten oder zehnten Lebensjahre völlig nackt einher; von da an bekleiden sich die Knaben mit einem Hemde oder legen ein Stück Leinwand um die Hüften; die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheiratung einen sogenannten „Rahat". Dieser besteht in einem den Unterleib umfassenden Riemen, von welchem dünne Riemchen von verschiedener Länge herabhängen. Nach der Verheiratung legt das Mädchen den Gürtel ab und zieht Beinkleider von enger, unschöner Form an. In der Fremde trägt der Berberi die Kleidung des gemeinen Arabers oder ägyptischen Fellah. Die Männer pflegen das Haupt zu scheren bis auf ein Büschel Haare am Scheitel, welches oft in einige dünne Zöpfe geflochten wird und bedecken es mit einem weißen „Takieh", tragen weißes Hemd, Leibgurt, ziemlich enge Kniehosen und den „Ferdah", Aermere auch wohl nur letzteren, Reichere außerdem ein blaues Hemd und einen weißen Shawl turbanartig um den Takieh gewunden. Bei Frauen und Mädchen hängt das Haar in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen; diese Flechten bilden spiralförmige Locken, wenn sie aufgeflochten werden. Das Haar wird von den Weibern mit Rizinusöl reichlich eingerieben, so daß dieses, vom Kopf auf Hals und Busen träufelnd, ihre Kleidung tränkt und ihnen einen widerlichen Geruch verleiht. Arme und Füße werden mit Ringen aus Metall oder Büffelhorn geschmückt, ebenso hängen vom Ohr zwei Ringe (der eine vom Ohrläppchen, der andere vom oberen Rande des Knorpels) herunter.

Die Wohnungen der Barabra bestehen in kleinen Hütten, die aus rohen lufttrockenen Ziegeln errichtet und mit trockenen Maisstengeln eingedeckt sind. Vor jeder Hütte befindet sich ein Vorratskasten, ein aus Nilschlamm errichteter inwendig hohler Cylinder von 1—1,30 m Höhe und 60—90 cm Durchmesser. In demselben werden zum Schutz vor den Mäusen, Vögeln und Ungeziefer die Vorräte, wie Getreide, Datteln u. a., aufbewahrt. Da in Nubien der Regen selten oder gar nicht fällt, und die Sonnenwärme oft das Thermometer auf 62,5° C. hinauftreibt, so sind diese Vorratskasten trotz dem schlechten Materiale dennoch als dauerhaft und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend zu bezeichnen. Der Hausrat besteht in einigen hölzernen Bettstellen, länglichen hölzernen Rahmen, die mit Rohr überspannt sind und auf vier Füßen ruhen, einigen Krügen für Wasser und Milch, Körben, Matten aus dünnen Dattelblättern und anderen Utensilien.

Die Nahrung ist beinahe ausschließlich vegetabilischer Natur. Man baut Duchn (Holcus sorghum), Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Bamie, Tabak, Rizinus u. s. w.; nebstdem werden die Dattelpalme und Feige kultiviert. Die Viehzucht ist äußerst unbedeutend; man findet außer einigem Hausgeflügel (Hühnern und Tauben) Ochsen, Esel, Schafe und Ziegen, aber nur sofern es die Landwirtschaft erfordert. Aus dem Mehle des Duchn wird ein Getränk „Merissa" bereitet, indem man es mit heißem Wasser begießt und eine Zeitlang gähren läßt. Die gelblich-trübe, mousserende säuerlich schmeckende Flüssigkeit wird durch Zusatz einiger Kräuter zu einem berauschenden Biere, dessen Genusse die Barabra leidenschaftlich zugethan sind. Der Tabak wird in Nubien nicht geraucht, sondern mit Zusatz von etwas Soda gekaut.

Als Muhammedanern ist den Barabra die Polygamie gestattet. Natürlich können von der gesetzlichen Erlaubnis, sich mehr als ein Weib zu nehmen, nur die Reicheren Gebrauch machen. Man heiratet sehr früh (die Mädchen mit dem elften bis zwölften Jahre). Durch das frühe Heiraten, sowie die zahlreichen Nahrungssorgen und häuslichen Arbeiten altern die Weiber sehr rasch und sollen im Alter von abschreckender Häßlichkeit sein, besonders dann, wenn sie ihr gebleichtes Haar mittelst Henna zu färben versuchen, wodurch dieses hellrot erscheint. Obwohl die Frauen unverhüllt einhergehen und auch sonst den Fremden gegenüber sich frei bewegen, sind sie doch von großer Eingezogenheit und Sittenreinheit. Unnatürliche Laster, sonst im Orient sehr verbreitet, kommen unter den Barabra nicht vor und werden mit Abscheu betrachtet; nach anderen Quellen indes ergeben sich beide Geschlechter gerne den größten Ausschweifungen, und Schweinfurth versichert: „Zwar sind dem Nubier die abscheulichen Laster der Türken gänzlich fremd, aber dieselbe tierische, faule Geilheit und das gleiche Haschen nach Reizmitteln, wo die physischen Kräfte nicht mehr den Anforderungen einer unersättlichen Einbildungskraft zu entsprechen scheinen, ist ihm ebensosehr zur zweiten Natur geworden, wie bei den entartetsten Völkern des Orients." (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. Bd. II, S. 347.) Trotz ihrer Geldgier sind die Barabra durch eine auffallende Ehrlichkeit ausgezeichnet.

Diebstahl, das Nationallaster der Neger, ist ihnen völlig unbekannt; allein nicht rechtschaffener Sinn treibt den Nubier zur Ehrlichkeit; es ist eben nur der Mangel an Mut, welcher jeder seiner Handlungen innewohnt. Mut, sowohl zum Guten als zum Schlechten geht ihm gänzlich ab. Ihre rührende Verträglichkeit untereinander, das beschwichtigende Eingreifen bei ausbrechendem Streit, wozu sich jedermann berufen fühlt, entspringt gewiß derselben Quelle. Der unbändige Freiheitsdrang des Nubiers ist entschieden nur die Aeußernng eines jeglicher Ordnung widerstrebenden Geistes. Lügenhaftigkeit ist dem Nubier zur zweiten Natur geworden. (Schweinfurth, a. a. O., S. 339.) Ein weiterer Charakterzug, der nicht nur die Barabra, sondern die ganze Nubarasse auszeichnet, ist ein tiefes religiöses Gefühl; die Barabra sind Muhammedaner, welche nicht etwa den Islam nur oberflächlich bekennen, sondern auch seine religiösen Vorschriften mit Gewissenhaftigkeit erfüllen. Daneben freilich stecken sie voll Aberglauben der wunderlichsten Art, worunter der „böse Blick" ganz allgemein und das Lebereſſen wohl das Ungeheuerlichste ist. In betreff der geistigen Fähigkeiten verhalten sich die Nubier, wie alle dunklen Rassen. Die auf Rezeptivität beruhenden Anlagen entwickeln sich ungemein rasch, während die auf Spontaneität beruhenden ganz zurückbleiben oder doch nur langsam und unvollständig zum Durchbruche gelangen. Die Barabra sind heiter, lieben Gesang und Tanz, können auch ihr Lieblingsinstrument, die „Tambura", eine fünfsaitige Leier, stundenlang klimpern. Ihre Gewerbthätigkeit ist sehr unbedeutend und für Handel zeigen sie nicht die mindeste Befähigung. Sie leben in Dörfern unter Dorfhäuptlingen „Samilgi", und sind ihrer armen Heimat mit unbegrenzter Liebe zugethan, so daß sie das in der Fremde erworbene Geld stets zu Hause verzehren.

Nubier, Offizier der ägyptischen Irregulären.

Zu den echten Nuba sind sprachlich auch die Bewohner von Dongola zu zählen, indem das Dongolawi vom Nubischen, das in den Dialekt von Kenus und Mahas zerfällt, sich nur dialektisch unterscheidet. Nahe Verwandte der Barabra sind auch die kordofanischen Nobah oder Nuba in den Nubabergen im Süden von Kordofan, gewöhnlich als Nubaneger bezeichnet. Die Sprachen dieser Gruppe sind speziell das Tumale, welches von den Jumale oder Sumale (Plural von Umale) gesprochen wird. Seine Grenzen liegen 47 bis 48° ſ. L. und 11—12° n. Br.; es hängt mit dem nördlich davon gesprochenen Teggele (Tekele) aufs innigste zusammen. Im Westen des Tumale liegt das Sprachgebiet des Koldagi oder Koldadschi nach Russegger, oder Kulfan nach Rüppell, und im Süden jenes von Scheibun. Die Nubasprache ist überdies auch über einen großen Teil des östlichen Dar Fur verbreitet, wo sie namentlich von den Kaufleuten gesprochen wird.

Die Nuba sind kraftvolle Menschen von gedrungenem Körperbau von 1,50—1,58 m Höhe, mit plattgedrückter Nase und leicht aufgeworfenen Lippen, starkem Haar- und schwachem Bartwuchs. Sie sind mit Lanzen, Keulen und Schilden, seltener mit Gewehren bewaffnet. Lanzen oder Gewehre erwerben sie meist durch Tauschhandel von den Baggara oder Dschellaba, während sie Keule und Schild selbst verfertigen. Die Keule schnitzen sie aus Babanus (Ebenholz); es sind dies sanftgebogene Stöcke, an deren einem Ende sich ein faustgroßer Knopf befindet. Für Schilde, welche die verschiedensten Formen haben, verwendet man alle Gattungen Antilopenhäute, jedoch sind solche von Giraffenhaut die beliebteren und wertvolleren. Die ganze männliche Bevölkerung, mit Ausnahme der von Gebel Delen, geht vollkommen nackt, während die Weiber einen etwa 20 cm breiten Baumwollstreifen über die Schamteile tragen.

Der „Kudjur kaijkum" ist politisches und kirchliches Oberhaupt zugleich und unter seiner Leitung stehen vier vom Volke gewählte Kudjur. Jeder derselben hat seinen eigenen Schutzgeist, der bei wichtigen Gelegenheiten in ihn fährt, um aus seinem Munde zu sprechen. So z. B. hat der Kudjur kaijkum von Gebel Delen den Arut el nimmer (Geist des Panthers) und vertritt bei den vier religiösen Hauptfesten die Stelle eines Propheten. Zu diesem Zwecke ist eine Art Betschemel im größeren Maßstabe errichtet, über dessen Oberfläche ein Pantherfell gebreitet ist. Indem er nun die Stufen dieser Tribüne ersteigt, beugt er sich über das vor ihm ausgebreitete Fell und ahmt den Schrei des Panthers nach. Bald darauf fährt der dadurch gerufene Arut el nimmer (Geist des Panthers) in ihn und nun verkündet der Kudjur kaijkum unter Verzückungen des Volkes künftiges Schicksal. Während dieser Zeremonie dürfen nur die Aeltesten des Volkes sich in die Nähe des weissagenden Kudjur begeben, um die Offenbarungen des guten Geistes direkt aus dessen Munde zu vernehmen, und diese haben es dann dem Volke mitzuteilen. Die Nuba glauben an die Unsterblichkeit der Seele, haben jedoch keine bestimmten Gebete oder befohlenen Religionsausübungen. Die Haare des Kudjur kaijkum werden heilig gehalten und niemand darf sie berühren, ohne der Rache des „guten Geistes" anheim zu fallen. Natürlich wäre der Kudjur selbst der Rächer des „guten Geistes", der ja durch diesen nur mit dem Volke verkehrt, doch ist es den Erzählungen der Nuba zufolge bis heute noch keinem Unterthanen eingefallen, die „heiligen Haare" zu betasten. Heiraten können nur von dem Kudjur kaijkum geschlossen werden, welchen man durch Geschenke dafür zu gewinnen sucht, auch kann man mit seiner Bewilligung die Frau eines anderen heiraten, doch muß man deren Kinder mit in den Kauf nehmen. Je nach dem Reichtume besitzt der Nuba mehr oder weniger Weiber, da, wie gesagt, die Heiratsbewilligung durch Geschenke erkauft werden muß. Bei vorkommenden Streitigkeiten seiner Unterthanen entscheidet der Kudjur kaijkum selbst und sein Urteil ist unwiderruflich; ebensolche Gewalt hat er bei Entscheidung zwischen Krieg und Frieden. Die durch Krieg erworbene Beute (Kriegsgefangene, Pferde ꝛc.) sind sein Eigentum, ebenso die Felle der auf der Jagd erlegten Tiere.

Die üppige Vegetation gewährt jeder Art von Tieren reichliche Nahrung und bietet der demzufolge reichliche Wildstand großen Jagdgewinn, der aber mehr von seiten der benachbarten Baggara ausgenützt wird. Der Hauptgrund, weswegen die Nuba weniger die Jagd betreiben, ist einzig und allein die große Zahl ihrer Haustiere. Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, von welchen selbst der Aermste einige besitzt, liefern alles Notwendige und zwar in solchen Massen, daß es die Nuba nicht nötig finden, sich Fleisch und Häute durch die immerhin beschwerliche Jagd zu erwerben. Das Augenmerk ist auf Vermehrung der Milchkühe und Ziegen gerichtet, ohne jedoch darauf besondere Sorgfalt zu verwenden. Durch den Verkehr mit Kordofan haben die Nuba den Wert des Geldes kennen gelernt, doch sind es nur zwei Münzen, welche von ihnen genommen werden, und zwar der türkische Medschidiethaler und der türkische Silberpiaster. Im Lande selbst ist noch Tauschhandel und wurde die Geldzirkulation erst eigentlich im Anfange des Jahres 1875 durch katholische Missionäre eingeführt. Die Preise der zum Verkaufe gebrachten Tiere waren jedoch unverhältnismäßig hoch. Man verlangte für eine Kuh 24—30 M., für ein mittelgroßes Schaf oder eine Ziege 3 M. Die durch diese Tiere erhaltene Milch wird teils frisch, teils im sauren Zustande getrunken und der Rest der auf solche Weise nicht konsumierten Milch einfach weggeschüttet, da man Käsebereitung nicht kennt. Im Verhältnis zur Viehzucht steht die Landwirtschaft auf keiner höheren Stufe. Außer Durrha wird noch etwas Melochie und Bamian gebaut und diese drei Kulturpflanzen machen den ganzen Stand der Landwirtschaft aus. Jedermann kann sich nach Belieben den Ort, der ihm zum Ackerbau geeignet scheint, wählen

und damit nach Gutdünken verfahren. Die Zeit des Anbaues ist während der Monate Mai und Juni. Hierzu werden die Bäume, wenn sich solche auf dem zum Anbau bestimmten Platze befinden, mit Aexten gefällt, während man das Unkraut vermittelst eines eigenen Werkzeuges entfernt und zugleich die Erde lockert. Dieses besteht aus einem etwa einen Meter langen, mit Handgriff versehenen Holzstiele, an dem vorne ein beinahe halbmondförmiges, ziemlich scharfes Eisenplättchen befestigt ist. Mit diesem stößt nun der Arbeiter vor sich in die Erde, zerschneidet oder zerstößt auf diese Weise das Unkraut und lockert dabei zugleich etwas die Erde. Der Same wird dann in die entstandenen Furchen gestreut und mittels des Fußes mit Erde leicht überdeckt; das weitere wird der Natur überlassen. Die Bestellung des Feldes besorgt der Mann im Vereine mit seinen Weibern, doch sind sämtliche Leute verpflichtet, ihrem ersten Oberhaupte (Kudjur kaiskum) das Feld zu bebauen, wogegen er die Arbeiter während der Zeit ihrer Thätigkeit auf seinen Feldern mit Merissa versorgt.

Zu den Nuba sind höchstwahrscheinlich auch die Bewohner der ägyptischen Provinz Sennar zu zählen, doch ist dies nicht vollkommen sicher. Am zahlreichsten und ausgebreitetsten unter diesen Schwarzen sind die Fundsch oder Funje (Singular Funge), ein Erobervolk, das im Verein mit den südlichen Nachbarn, den Schilluknegern, vielfache Züge unternommen und sich namentlich im Norden auch außerhalb des Landes festgesetzt hat. Robert Hartmann erklärt diese Fundsch für echte Neger, was nicht unsere Ansicht ist, denn dazu fehlen ihnen viele charakteristische Merkmale. Nach Ernst Marno können wir hingegen sowohl in linguistischer und anthropologischer Beziehung als auch teilweise durch die eigenen Angaben der Eingeborenen die hochsennarischen Völkerstämme als ein zusammengehöriges Ganzes betrachten, welches in seinen einzelnen Gliedern die Uebergänge von dem arabischen Typus zu dem der innerafrikanischen und subäquatorialen Negerrasse gleichsam vermittelt. Marno giebt folgende Zusammenstellung der Völker von Sennar, welche wir hier anführen wollen:

1) Die Hammedsch in drei Gliedern und zwar
   a. den eigentlichen Hammedsch von Roseres und Fassogl,
   b. den Fundsch in den Bergen Hochsennars,
   c. den Tabi, am Westufer des Blauen Nil.
2) Die Bertat südlich und westlich von Fassogl bis am Tumat und Jabos.
3) Die Gumus in den Bergen südlich und östlich von Fassogl an den beiden Ufern des Blauen Nil.
4) Die Burum, die heidnische Bevölkerung der südlichen Berge Sennars gegen den Sobat und Jabos zu. Diese Burum, deren fruchtbares Land südlich vom alten Fundschgebiete und westlich vom Dar Bertat liegt, sind ein schön gewachsener, muskulöser, kräftiger Menschenschlag; ihr krauswolliges Haar färben sie mit Ocker rot und die Angesehneren tragen einen Lendenschurz von gleicher Farbe. Sie führen große Bogen und vergiftete Pfeile, sowie von Widerhaken starrende eiserne Lanzen, welche im südlichen Dar Burum, an den Ufern des Jabos, verfertigt werden sollen.
5) Die von uns schon geschilderten Dinka in den Uferländern des Weißen Nil, Jabos und Sobat; die an diese südlich angrenzenden Dinka zeigen bereits den dolichokephalen, prognathen Negertypus in der ausgeprägtesten Form.

Die Hammedsch haben sich seit langer Zeit mit dem arabischen Blut vermischt, so daß von reiner Rasse hier kaum mehr die Rede ist. Dieser Umstand scheint jedoch nichts weniger als günstig zu wirken, indem speziell in dieser Mischung gerade die Fehler beider hervortreten, die Arbeitsscheu, Indolenz und Unreinlichkeit der Araber mit den schlimmeren Eigenschaften der Neger. Die Dörfer, häufig aus sehr liederlich und leicht errichteten Tukul bestehend, liegen inmitten großer Misthaufen; alles zeugt von der größten Nachlässigkeit und Faulheit. Auf dem „Angareb" (Ruhebett) liegen, Merissa trinken und der Jugend singen und tanzen zusehen, ist die Lieblingsbeschäftigung der Männer. Die Hammedsch haben heutigen Tages mit den Arabern Kleidung, Sitten und Nahrungsweise gemein, selbst ihre Sprache ist in dieser Gegend durch die arabische verdrängt.

Außer der Durrah wird von den Hammedsch auch viel Mais gebaut. Der Landbau beschränkt sich auf dasjenige Terrain, welches in der Regenzeit in der Nähe des Flusses von diesem überflutet wird; zu künstlicher Bewässerung des Bodens ist das Volk zu träge. „An den Flußufern wird auch Baumwolle, „Bamieh" (Hibiscus esculentus), Tabak, Wassermelonen und Gurken gepflanzt. Rinder, Schafe und Ziegen werden in großer Zahl gezüchtet, ebenso Hühner. Da das Kamel hier nur in der trockenen Jahreszeit gehalten werden kann, scheint es von untergeordneter Wichtigkeit, an seine Stelle treten in der Regenzeit als Lasttiere Ochsen und Esel. Die ganze Industrie erstreckt sich auf das Weben von sehr grobem Zeuge aus der selbstgewonnenen und zubereiteten Baumwolle; kaum der Rede wert ist die einheimische Eisenindustrie, sie beschränkt sich auf die Anfertigung von Lanzenspitzen und Messern.

Reiner haben ihre frühere Ursprünglichkeit in Sprache und Sitten die Fundsch bewahrt. Die Verwandtschaft dieser mit den übrigen schwarzen Völkern Sennars, wie mit den Schilluk, Burum, Gumus, Bertat, Dinka, geben sie selbst zu, indem sie dieselben als ihre Brüder, d. i. Stammesverwandte bezeichnen. Beachtenswert ist die Thatsache, welche Marno konstatiert, daß die Fundsch und Burum sich mit den Dinka verständigen, ohne daß eine Partei die Sprache der anderen spricht; eben die weitgehende Aehnlichkeit beider Sprachen ermöglicht hier das Verständnis. Dem äußerlichen Bekenntnis nach sind die Fundsch bereits Muhammedaner, ohne sich indes um die Pflichten und Satzungen, welche der Islam vorschreibt, viel zu bekümmern. Tief eingewurzelt ist ihr Glaube an Geheimmittel und Zauberei. Unter den Fundsch findet man die zahlreichsten Zauberer, sowohl gute als böse. Die Zauberer können sich nach ihrer Meinung mit Hilfe des bösen Geistes in Hyänen verwandeln, streifen als solche zur nächtlicher Zeit unter schauerlichem Geheule herum und halten ihre scheußlichen Mahlzeiten und Belustigungen ab. Am Tage sind sie wieder Menschen, aber auch dann muß man sich vor ihnen in acht nehmen, indem sie durch ihren bösen Blick die Eingeweide, wie die Extremitäten, Hand, Fuß, verhexen können, so daß diese verdorren und der davon Betroffene unter unsäglichen Qualen zu Grunde geht. Wie diese Zauberer den Menschen schaden können, so giebt es dagegen auch wieder Heilige, welche mit Hilfe des Allbarmherzigen die schädlichen Einwirkungen zu bannen vermögen. Glaubt jemand, von einem Zauberer krank gemacht worden zu sein, so geht er zu einem Fakir, welcher ihm Koransprüche auf Papier aufschreibt, dasselbe dann verbrennt und den Kranken davon den Rauch einatmen läßt.

Südlich von Fassogl am westlichen Ufer des Blauen Nil beginnt das Dar Bertat und zieht sich längs den Ufern des Tumat südlich fünf Tagereisen bis an den zwischen den Bergen Beledafa und Belbissu fließenden Selka, an dessen südlichen Ufern das Dar Bembeschi beginnt, welches aber noch von Bertatnegern bewohnt ist. Die Bertat (in der Einzahl: Berta), scheinen, soviel sich aus der bei wilden Völkern bestehenden Unveränderlichkeit der Sitten schließen läßt, schon den Alten bekannt gewesen zu sein. Plinius gedenkt der Ipsodoreä, welche sich mit Ockererde bemalen, wie dies noch heute die Bertat thun, und Ptolemäus erwähnt der Ptoemphanoi, welche einen Hund zum Könige haben. Nun ist es ein altes Herkommen bei den Bertat, daß sie alljährlich ihre Könige einem öffentlichen Gerichte unterziehen; besteht der König dasselbe, so wird ein in seiner Nähe angebundener Hund getötet, im entgegengesetzten Falle aber der König erdrosselt. Dem Aeußeren nach müssen die Bertat als eine noch ziemlich hochstehende Rasse bezeichnet werden. Die Extremitäten stehen mit dem übrigen Körper in mehr harmonischem Einklange, als dies bei den umwohnenden Negern, den Schilluk, Dinka, Nuer der Fall ist, deren schmaler Thorax, lange Hände und Füße denselben ein spindeliges, dürres Aussehen verleihen. Der Schädel und das Gesicht zeigen den dolichokephalen, prognathen Typus der Negerrasse, ohne jedoch denselben in seiner vollendeten Ausbildung darzustellen, und es stehen in dieser Beziehung die Bertat zwischen den Hammedsch-Fundsch

und den Negerstämmen am Weißen Nil. Die Männer sind im ganzen schöner als die Weiber, gerade das Gegenteil von dem, was bei den Dinka zu beobachten ist. Das Haupthaar ist vließartig, krauswollig, wird aber häufig ganz oder bis auf einen Büschel am Scheitel geschoren, mit Ockererde rot gefärbt und mit Federn, Haarbüscheln und Hautstreifen verziert, während das Haar der Weiber geschoren, aber auch häufig in vielen kleinen und kurzen Zöpfchen geflochten und wie das Haar der Nubier getragen wird. Als einzige Kleidung tragen die Männer einen schmalen Riemen um die Lenden, der rückwärts in zwei Zipfeln herabhängt und die Aehnlichkeit mit Tierschwänzen hat; die Weiber binden sich um die Hüften ein bis an die halbe Wade reichendes grobes Zeugstück, das mit Ockererde rot gefärbt ist. Beide Geschlechter tättowieren sich und tragen um den Hals Talismane von Affen- und Leopardenzähnen und Glasperlen als Schmuck.

Die Waffen der Bertat bestehen aus mehreren leichten Lanzen und verschieden geformten hölzernen und eisernen Hieb- und Wurfwaffen. Die Scheiche und die reicheren Leute besitzen wohl auch Feuerwaffen, jedoch von sehr geringer Tauglichkeit. Einen wohlthätigen Kontrast gegen die von Schmutz erfüllten Dörfer der Bewohner am Blauen Fluß bilden die meist an den Bergabhängen errichteten reinlichen Dörfer der Bertat, deren Hütten wegen Feuersgefahr meist weit auseinander stehen. Die Form derselben ist zwar dieselbe wie im ganzen Sennar, cylindrisch mit kegelförmigem Dache, aber die Ausführung zeigt hier viel mehr Genauigkeit, Sorgfalt, ja sogar Komfort. Selten begnügt sich eine Familie mit einer einzigen Hütte, sondern baut sich in der Regel mehrere, eine für den Hausvater, je eine für die Frauen, andere Hütten sind bestimmt für den Unterstand des Viehes, für Aufbewahrung der Getreidevorräte u. s. w. Ein solches Hüttenwerk wird dann regelmäßig mit einer Dornhecke umfriedet. Vor dem Eingange zu den Wohnhütten befindet sich eine Veranda zum Aufenthaltsorte der Familie in der heißen, trockenen Zeit. Diese Veranden gleichen denen bei den Barea und Kunama in Nordostafrika. (Vergl. Munzinger, Ostafrikanische Studien, Schaffhausen, 1864, S. 505 ff.)

Das Familienleben gleicht dem der übrigen Völker Sennars. Polygamie und Konkubinat mit Sklavinnen bei denjenigen, die es bestreiten können, sind allgemein Sitte. Die Untreue des Weibes soll regelmäßig mit dem Tode bestraft werden. Blutrache ist allgemein. Um die Leichen der erschlagenen Feinde wird ein Kriegstanz aufgeführt und den Gefallenen schlägt man die Köpfe ab, welche dann als unantastbare Trophäen die Spitzen der Hütten und der nächsten Bäume schmücken. Der Berta hat mit seinen verwandten Völkern den Abscheu vor jeder Arbeit gemein. Wie bei den Völkern am Weißen Nil baut man auch hier gerade so viel Durrha zur Regenzeit, als man ungefähr zu verbrauchen meint, bereitet daraus Merissabier und die festlichen Gelage nehmen zur Erntezeit kein Ende; man vergißt dabei nur allzuhäufig, das Saatkorn für die nächste Aussaat zurückzubehalten. So geschieht es, daß in Zeiten der Not für eine Eselsladung Durrha zwei bis drei Kinder verkauft werden. Der Hauptreichtum an Vieh besteht in Ziegen, Schafen und Eseln; Rinder und Kamele werden nicht gezüchtet.

Obwohl dem Berta religiöse Begriffe gänzlich abgehen, er auch keine Gottheit kennt, so ist er doch sehr dem Aberglauben ergeben. Gewissen Wurzeln, Kräutern und Tierteilen werden übernatürliche Wirkungen zugeschrieben und zwar sowohl von den heidnischen Bewohnern als auch denen, welche sich äußerlich dem Islam zugewendet haben. (Vgl. Ernst Marno, Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1859 — 1873. Wien 1874. 8°.)

So wie bei den Hammedsch, Fundsch und Bertat ist auch bei den Schangalla am Takazze und Atbara, deren Sprache Dalla genannt wird, die Zugehörigkeit zur Nubaraſſe noch nicht ausgemacht. Robert Hartmann erklärt auch sie für Neger, und damit übereinstimmend rechnen andere sie zu den Schilluk. Es sind wilde Jäger, Räuber und Fischer, welche die Sumpf- und Waldgegenden am Fuße des abessinischen Hochlandes bewohnen, zum Teil in Klüften und Höhlen hausen und meist mit den umgebenden kultivierten Völkern in ewiger Fehde leben. Dagegen kann man mit größerer Sicherheit zur Nubaraſſe die Wakuafi oder Eloikob, dann die Masaistämme rechnen, von welchen die

ersteren vom 2.° n. Br. bis zum 4.° s. Br. im Innern in einer Ausdehnung von etwa 7—8 Längengraden wohnen. Der Hauptsitz der Masaistämme, welche eine von jener der Wakuafi bloß dialektisch verschiedene Sprache reden, ist das Land Serengeddi. Beide Stämme werden den Somal ähnlich beschrieben, von großer, schlanker Statur, heller Hautfarbe und schlichtem, nicht wolligem Haar, wodurch sie sich ebenso bestimmt von den Negern als auch von den Bantu unterscheiden. Zu den Wakuafi gehören der Sprache nach die Wandurobo und die Elkonono, und zu Masai die Waman, wahrscheinlich Völker, die von den beiden in Rede stehenden Stämmen unterworfen wurden und deren Sprache angenommen haben.

Die Wakuafi sind ein Hirtenvolk, dem der Landbau ganz unbekannt ist. Die Abneigung gegen letzteren ist so groß, daß Wakuafisklaven, wenn sie bei den Suaheli der Küste zum Landbau verwendet werden sollen, sich entschieden weigern, eine solche Arbeit zu verrichten. Infolge dieser Beschäftigung leben die Wakuafi in beständigem Krieg mit den umwohnenden Ackerbau treibenden Völkern, deren Herden sie überdies von Zeit zu Zeit plündern. Sie wohnen in Dörfern, die mit Dornhecken und Palissaden umgeben sind. Die Hütten sind mit Fellen und Kuhdünger eingedeckt. Man wechselt alle vier oder fünf Monate die Stelle, um frisches Gras und Wasser zu finden, wobei die Habseligkeiten den Lasttieren aufgeladen werden. Die Viehstücke einer jeden Familie sind mit bestimmten Merkmalen versehen, durch die man sie aus der Zahl der Herden, welche einem Stamme gehören, alsogleich erkennt. Die junge Mannschaft zwischen 20 und 25 Jahren ist immerdar auf der Wache, auf der Jagd oder im Kriege beschäftigt. Die Verfassung der Wakuafi ist streng patriarchalisch mit Häuptlingen („Elkimirischo") an der Spitze. Dabei hat der Zauberer („Oleibon") einen großen Einfluß auf den Gang der Unternehmungen, welche stets nur nach dem, was er aus den Eingeweiden der Tiere herausgelesen, eingeleitet werden. Ihre Waffen sind Speer und Schild. Der letztere ist sehr groß und schützt sie hinlänglich vor den Pfeilen ihrer Feinde. Aber auch vor den Feuergewehren der Suaheli zeigen sie keine allzugroße Furcht. Sie pflegen sich in diesem Falle zu Boden zu werfen und zu warten bis der Feind seine Munition verschossen hat, worauf sie sich erheben und mit ihren Speeren erbarmungslos morden. Sie kämpfen oft mehrere Tage ohne Nahrung zu sich zu nehmen oder zu rasten, und hören nicht früher auf, als bis sie den Feind überwunden haben oder gänzlich geschlagen worden sind. Innerhalb der Familie herrscht Polygamie. Die Braut wird mit einer Anzahl von Rindern vom Bräutigam erkauft. Jede Frau hat für sich und ihre Kinder eine bestimmte Anzahl von Viehstücken zur Nutznießung angewiesen. Die Tracht beider Geschlechter besteht in einem ledernen Rocke, welcher die Brust bedeckt und an die Knie hinabreicht. Man färbt das Leder rot oder gelb durch den Aufguß zweier Baumrindenarten. An den Knaben wird die Beschneidung, jedoch in ziemlich später Zeit, vollzogen. Was die religiösen Ideen anbelangt, so herrscht der Glaube an ein höchstes Wesen, welches „Engai" (Himmel) genannt wird. Doch wendet man sich mit den Bitten und Opfern nicht direkt an dasselbe, sondern an „Neiterukob", eine Art von Gottheit, welche daher im gewöhnlichen Leben ein viel größeres Ansehen als Engai selbst genießt. Die Nahrung besteht aus Milch und deren Produkten, teils auch aus dem Fleische der geschlachteten Tiere. Als berauschendes Getränk ist eine Art Honigbier sehr beliebt. Der Tabak wird, wie in Nubien geschnupft. Tanz und Musik, die im Leben der ackerbautreibenden Völker eine so große Rolle spielen, sollen den Wakuafi beinahe unbekannt sein. Ihr einziges Musikinstrument ist das Kuhhorn, welches sie zum Kriegszuge einladet. (F. Müller, Allg. Ethnogr. S. 487—489.)

Die kriegerischen Masai sind nur sehr wenig bekannt, doch hat P. Horner, welcher einige Individuen zu sehen Gelegenheit hatte, das Nachstehende über sie erkundet. Auf dem Kopfe tragen sie einen sehr breiten Federbusch; Schultern und Füße sind mit Zebrafällen geschmückt und die Lenden mit einem Ziegenfell umgeben. Der Krieger trägt einen enorm großen Schild aus Büffelhaut, eine 2,30 m hohe Lanze und, wenn er einen Sieg davon getragen, einen etwa 2,60 m hohen Stock mit Ziegenhaaren und Vogelfedern verziert. Auch die Masai sind Nomaden und leben beständig in Krieg. Sie machen einen Schnitt in die Haut ihrer Ochsen und trinken das warme Blut; dann verbinden sie die

Wunde wieder; sie trinken auch die Milch ihrer Kühe, vermischen sie aber mit Ochsenblut. Aus Wegerich sollen sie Wein bereiten. Die Rinde dieser Pflanze dient zur Verfertigung von Stoffen, welche die Frauen und Häuptlinge tragen. Die Ehe ist ein tierisches Zusammenleben. Die Häuptlinge haben das Recht, die jungen Mädchen unter dem Vorwande von Tribut in Anspruch zu nehmen und sie selbst versehen ihre Diener mit Frauen, die sie im Kriege gefangen. Frauen, die sich schlecht betragen, werden als Sklaven verkauft oder gegeißelt; die Väter können ihre Kinder verkaufen wie sie wollen. Die Häuptlinge der Masewe und Masawa, beides Stämme der Masai, lassen sich von Frauen ohne alle Bekleidung bedienen. Wenn eine ihren Dienst schlecht versieht, so schneidet man ihr zuerst einen Finger ab, einen anderen morgen und so andere Glieder eines nach dem anderen, bis sie dem Schmerze unterliegt. Um die Frauen ihres Ranges würdig zu machen, fängt man im zartesten Alter an, sie mit Milch zu übersättigen und treibt es so weit, daß sie wegen Ueberfüllung nicht mehr stehen und wie Vierfüßler sich bewegen. Die Masai haben glatte Haare und lichte Hautfarbe. Uebrigens ist das sehr große Masailand von verschiedenen Stämmen bewohnt, deren Gebräuche und Sitten mehr oder weniger voneinander abweichen. (Horner, Reisen in Zanguebar in den Jahren 1867 und 1870. Regensburg 1873. 8°. S. 202—205.) So sitzen z. B. in Kikujo auch Masai, aber ein ackerbautreibender Stamm derselben, der seiner Beschäftigung entsprechend friedlich gesinnt ist und mit seinen kriegerischen und räuberischen Brüdern in Feindschaft lebt.

Nordwestlich vom Massiv des Kilima-Ndscharo und südwestlich von dem von Europäern noch nicht besuchten Baringosee gelangt man zu den Kavirondo, welche sich bis an den Ukerewesee erstrecken, dessen östliches Ufer sie zu bewohnen scheinen. Die Kavirondo sind Ackerbauer und ziehen Mtama, verschiedene Erbsenarten, Bataten, Maniok und Bananen; sie besitzen einen großen Viehreichtum: Rinder, Schafe, Ziegen, Hühner. Von dem „großen Wasser" her (Ukerewesee) bringen sie sehr große Fische zu Markte; jenen See sollen sie mit „Schombos" befahren. Neben ihrer friedlichen Beschäftigung sind sie auch sehr kriegstüchtig und ihren räuberischen Nachbarn, den Wakuafi, überlegen. Sie sind mit langen Speeren, die eine kleine eiserne Spitze tragen und einem Schilde bewaffnet. Ihre Häuser sind Doppelhäuser, aus Holz und Lehm gebaut und mit Gras bedeckt; sie haben eine runde Form und sind sehr geräumig; in dem größeren Umkreise werden die Rinder ꝛc. untergebracht. Ihre Städte umgeben sie mit Palissaden, innerhalb deren man bis zu 300 Häusern zusammenfindet. Sie gehen völlig unbekleidet und tragen langes Haar; die Vorderzähne im Unterkiefer werden ausgerissen. Rohes Fleisch und das noch warme Blut der geschlachteten Tiere ist ihre tägliche Speise; eine Brühe von Wasser, Mtamamehl und Harn ihrer Rinder ist ein Lieblingsgericht. Ueberhaupt spielt der Harn der Rinder in ihrem Haushalte eine große Rolle; mit Blättern gemischt dient er zu Einreibungen der Haut, und die Speisen werden häufig an Stelle des Salzes mit ihm gewürzt. Doch gewinnt man auch Salz aus gewissen Pflanzen. Den Mist der Rinder gebraucht man zum Brennen. Nördlich von den Kavirondo und unweit Samburu wohnt das Zwergvolk der Suku, welche, obwohl klein, doch Furcht und Schrecken verursachen und wegen ihrer Räubereien gefürchtet werden. Sie sind mit Speer und Schild bewaffnet und kommen nicht selten nach Samburu, um Vieh fortzunehmen.

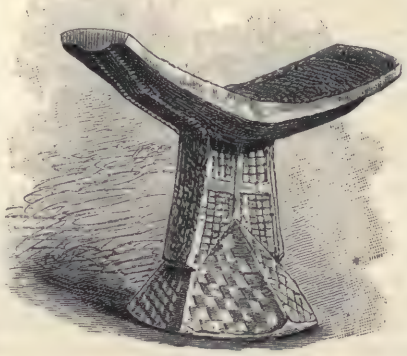
In den gleichfalls noch lange nicht genügend erforschten Regionen im Norden und Osten der Masai, in dem Gebiete längs dem Tanaflusse und der Küste bis zum Kilima-Ndscharo hat man es — abgesehen von Arabern, Suaheli, Wanika und einigen kleinen, südlich und an der Küste sitzenden Stämmen — besonders mit fünf Völkern zu thun, mit den Somal, den Wagalla, Wapokomo, Waboni und Wassaniä. Seit von der Deckens und Brenners Reisen, welche sich in diesen Gegenden nicht über Ngao hinaus erstreckten, änderten sich einzelne Völkerstände ganz erheblich. Die Somal sind das herrschende, mächtigste dieser Völker geworden; sie drangen mordend und plündernd über den Juba bis zum Tana und Sabaki, die einst vom Sabaki zum Juba sich ausdehnenden Wagalla vernichtend und vor sich hertreibend. Letztere zeigen sich seit ihren großen Niederlagen als dezimiertes, schwaches, in vieler Hinsicht ganz

verkommenes Volk. Infolge jener über sie verhängten Trübsal besserten sie sich in bezug auf friedlichen Verkehr aber ganz entschieden. Jetzt sind Araber und Suaheli, an der Küste sowohl als im Innern, frei von ihren früher so frechen, anmaßenden Belästigungen. Der sonst so stolze Galla, dem außer Fleisch, Blut und Milch seiner Rinder, andere Genußmittel ein Greuel waren, der mit Spott und Hohn auf Arbeitende, namentlich auf Ackerbauer herabblickte, ist jetzt verarmt und verrichtet Dienste als Hirt bei den Küstenbewohnern oder verdingt sich denselben als Lastträger und Feldarbeiter; ja sie sollen sogar am Sabaki, zur Deckung eigenen Bedarfs und für Handel, Reis- und Mtamafelder angelegt haben. Unter den Wagalla, und zum Teil auch unter den Somal, leben zerstreut Waboni, Wassaniä und Walangulo. Diese Stämme, einst vor den Wagalla mächtig in diesen Ebenen und von ihnen so verdrängt und unterdrückt wie gegenwärtig die Wagalla von den Somal, ähneln im Aeußeren, in Sprache und Sitten den Wagalla. Nicht so die Wapokomo, welche mit den letzteren, ihren Herren, nur die braune Hautfarbe gemein haben. Gestalt, Sprache, Sitten weichen weit von diesen und jenen der ihnen untergebenen Stämme ab; sie neigen darin weit mehr zu Suaheli, Wanika, Wakamba und Wadschagga. Die Wapokomo sind kräftige, schöngewachsene, große Menschen; viele ihrer Männer und Frauen messen an 2 m in der Höhe. Die Kopfbildung ähnelt derjenigen der Wanika, Wakamba und Wadschagga; nur sind sie im allgemeinen beleibter und bilden auch in dieser Hinsicht einen herben Gegensatz zu den überaus schlanken, dürrwadigen Wagalla. Zu den Negern zählen die Wapokomo nicht, obwohl ihr Haar kurz und gekräuselt ist. Das ganze Volk teilt sich in vier Familien, welche sich auch durch leichte sprachliche Abweichungen bemerklich machen. (Petermanns Geogr. Mitt. 1881, S. 15—17.)

Was nun die Wagalla oder Orma, d. h. die Heimatsuchenden, wie sie sich in ihrer eigenen Sprache nennen, betrifft, so scheinen die Quellen dieses mächtigen Volksstromes in den Bergen Südabessiniens und des östlichen äquatorialen Afrikas und in den weiten Plateaus, aus denen sie sich erheben, ihren Ursprung zu haben. Diesen Stammsitz halten sie jetzt noch inne. Ein Arm dieses Stromes ergoß sich südlich über schwächere Neger und bildete mit ihnen Masai, Wakuafi, Wanika, Wadoe und andere Stämme, bis er den von Süden andringenden Verwandten der großen Kafferrasse begegnete, die seinem Weiterschreiten entgegenstanden. Ebenso im Südwest und West, im Seen- und Nilgebiet. Nördlich verbreiteten sich die Orma als Somal, Afer oder Danakil und Schoho, vielleicht gar, daß die Hababvölker, die Bischarin und Hadendoa noch in das System dieses Volksstammes gehören. Gegen Abessinien hin scheint seine Scheide weniger scharf ausgeprägt. Die Zusammengehörigkeit dieser Völker läßt sich anthropologisch, sowie in einigen, allen gleichen Gebräuchen, dann durch die Sprachverwandtschaft vermuten und Friedrich Müller vereinigt sie zur äthiopischen Familie der hamitischen Völkerfippe. Innerhalb dieser ward der Somali, als der Islam auftrat, der eine scharfe Grenze zwischen Gläubigen und Heiden zog, immer mehr von seinem Urstamm, dem der Orma, entfremdet und überzog dessen Gebiet mit Feuer und Schwert, trotz der ungemein nahen Verwandtschaft

zwischen Somal und Galla, indem sich die beiderseitigen Idiome innerhalb des hamitischen Sprachkreises fast wie Dialekte zu einander verhalten. (Mitteil. der anthrop. Gesellsch. in Wien, 1870, Bd. I, S. 11.) Vom Neger ist der Somali, wie auch Rigby nachwies (Transactions of the Ethnological Society of London. New Series. Bd. V, S. 91—95), sowohl sprachlich wie leiblich zu trennen.

Die äußere Erscheinung der Somal (Plural zu Somali) ist sehr verschieden. Die Gudaburfi, welche die Farbe von Milchkaffee besitzen, haben zuweilen fast ganz kaukasischen Typus, die Isa dagegen, die sich das Körperhaar auszureißen pflegen, gehören, wie der britische Reisende Richard Burton versichert, zu den schwärzesten und häßlichsten. Nach Christopher sind die Mugdascho schwarz und von krausem Haar, aber von regelmäßigem Körperbau und Gesicht, haben gerade Nasen und nicht dicke Lippen. Burton, welcher hauptsächlich die nördlichen Somal schildert, sagt, daß sie einen mehr langen als runden Kopf haben, große wohlgebildete Stirn, große schöne Augen und Augenbrauen, vorstehende Backenknochen und Unterkiefer, dicke Lippen und vorstehendes Kinn, meist schlechten Bart. Das Haar ist hart, schlicht, geringelt und von nur mäßiger Länge, wird verschieden aufgeputzt und mit Kalk erst gelblich, dann rot gefärbt. Ueber die östlichen Somal hat der Franzose Guillain die ausführlichsten Mitteilungen gemacht. Darnach ist die Farbe schwarzrot. Ihre Stirn ist hoch, an den Schläfen merklich eingedrückt; die Haare sind schwarz, kraus, ebenfalls Augen schwarz, die Nase ist kurz, der Mund groß, die Lippen sind etwas dick. Im allgemeinen ist das Gesicht weder lebhaft noch angenehm.



Kopfhalter der Somal.

Nach J. M. Hildebrandt sind die Somal ein Mischvolk, in welchem man, trotz einer gewissen Nationalähnlichkeit, dennoch eine bedeutende Divergenz der Endpunkte zweier Typenreihen gewahrt. Die einen zeigen ein Verharren am Afrikanischen; sie sind charakterisiert durch flache Stirn, Jochscheitel, stumpfe, breite, flügelige Nase, wulstige Lippen, prognathen Unterkiefer und Zähne, krauses kurzes Haar. Der Bart fehlt meist oder ist nur schwach zur Seite des Kinnes ausgebildet. Die Gestalt ist plump, untersetzt mit kräftigen Gliedmaßen. Hautfarbe stets sehr dunkel. Die andere Gruppe deutet auf eine Annäherung des Afrikanischen ans Semitische. Ihre Repräsentanten zeigen eine hohe, seitlich schmale Stirn, bei hervorragendem Scheitel, leicht gekrümmte Nase mit weniggroßen Oeffnungen, Jochbein vorstehend, Augen tiefliegend, klein; Mund gut geschnitten, Unterlippe zuweilen etwas hängend, Kinn schmal, Zähne regelmäßig, wenig vorstehend, lockiges nicht krauses Haar, das bis 50 cm lang, etwas starr ist; zuweilen einen stattlichen, meist jedoch wenig entwickelten, seitlichen Kinnbart, Gestalt auffallend schlank, oft über 2 m hoch, Extremitäten mager, sehr auffällig lang, Hüften der Weiber schmal, Hautfarbe sehr wechselnd, von lichtbraun bis tiefdunkel. Dieser letztgenannte Typus ist der bei weitem vorherrschende und zugleich jener, welchem sich der andere, negerartige, von selbst unterordnet. (Zeitschrift für Ethnologie 1875 S. 3.)

Die einzelnen Abteilungen der Somal, nach Kapitän Cruttenden, lassen sich sämtlich in die zwei großen Edur- und Darrud-Gruppen einteilen; indes hat Guillains Einteilung mehr Beifall errungen: dieser unterscheidet 1) die Adschi von Seila bis zum Ras Aswad im Osten und zum Denokflusse im Westen und Südwesten; zu ihnen gehören die Mijertheyn, die Warsangeli oder Wer-Singelli, Lulbahanteh, Dechtschischeh, Tiuleh und Gobtanleh; 2) die Hawijah, südlich davon, bis zum Denok, welche die

Gurgateh, Abgal und Udschurah umfassen und 3) die Rahhan'win, zu denen die Gebrun gehören, zwischen dem Denok und dem Gananeh oder Dschub; ihr Land grenzt im Westen an das Gallaland. Jeder Stamm spricht einen besonderen Dialekt.

Stammesabzeichen, Tättowierung, Zahndeformation oder dergl. sind bei den Somal nicht üblich. Die Beschneidung wird bei Knaben und Mädchen zwischen dem achten und zehnten Jahre ausgeführt; an letzteren wird auch die Operation der Infibulation vorgenommen. Diese Sitte, welche von den Nilkatarakten aufwärts ganz allgemein gebräuchlich ist bei den Bedscha, Galla, Somal, den Einwohnern Harrars, Massauas u. s. w., besteht im allgemeinen darin, daß der hervorstehende Teil der Nymphen etwas beschnitten und dann die Wundränder bis auf eine kleine Oeffnung entweder zusammengenäht oder auch, und zwar in der Regel, ohne Naht zusammengeheilt werden. Die Operation hat den Zweck, die Keuschheit der Mädchen sicher zu stellen bis zur Heirat, vor welcher die entsprechende Gegenoperation gemacht wird. (H. Ploß, Das Kind. Bd. I, S. 314.) Das Haar wird vom Manne möglichst lang getragen, in der Mitte gescheitelt; es wird mit einem Stäbchen oder einer zwei- bis dreizinkigen Gabel geordnet. Dieses bei allen Völkern äthiopischer Verwandtschaft vorkommende Gerät, wird im Haare des Hinterkopfes stets mitgeführt und dient auch zum „Jucken". Die Stämme des Inneren tragen eine rötlichgefärbte Perrücke aus Schaffell, die strenggläubigen Somal aber scheren sich das Haupthaar und bedecken den Kopf mit einem Turban. Die Haartracht der Frauen ist sehr verschiedenartig. Ihr Kamm ist groß und hat viele Zähne, wird aber nicht im Haare getragen. Desgleichen sind auch Schleier bei den Somalfrauen gewöhnlich nicht Sitte. Zum Schutz der Frisur dient beim Schlafen die Nackenstütze, der „Korborschi." Die Bekleidung besteht aus weichgewalktem Schafleder; die Männer tragen es als „Neram", einen großen Lendengurt, der bei Tage durch einen Gurt festgehalten wird, bei Nacht gelöst den ganzen Körper bedeckt. Das „Du" der Frauen ist noch bei weitem größer und hüllt den Körper vom Halse bis zu den Waden ein; ein Gurt schnürt es um die Hüften. Sandalen, mitunter von Holz, werden häufig, jedoch nicht allgemein getragen. Außer Amuletten aus Holz und in Ledertäschchen ist nicht viel Zierat üblich; die Weiber tragen Glas- und Glasperlenschnüre, kleine Ringe im Ohrläppchen, Armspangen aus Porzellan- oder Glasfluß, die Männer gewöhnlich gar keinen Schmuck, nur sind bei ihnen zwei, bis faustgroße, rohgeschnittene Bernsteinperlen am Halse beliebt. Auf Reisen trägt der Somali außer den Waffen die „Masalla", eine rotgegerbte Ziegenhaut zum Beten über der Schulter und eine aus Bast oder Fasern geflochtene Flasche, in welcher Wasser zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen mitgeführt wird. Im Köcher werden die Feuerreibhölzer aufbewahrt, an seinem Gehänge findet sich die Zahnbürste und eine kleine Pinzette zum Dornausziehen. An Waffen führen die Somal zwei Speere: die „Dochana" zum Stechen, die kürzere „Haûta" zum Werfen, dann ein breites kurzes zweischneidiges Schwertmesser,

Lederner Wasserbehälter, überflochtenes mit Kauri verziertes Milchgefäß und hölzerner Schöpfbecher der Somal.

einen runden Schild von kaum 50 cm Durchmesser, dann meistens Bogen und Pfeile. Letztere vergiften sie mit dem zu dickem Brei eingekochten Safte gewisser Euphorbiaceen, der dick aufgetragen und durch Flechsenfäden festgehalten wird. Keulen, aus einem Stück Holz geschnitzt, führen nur Arme, die keine andere Waffe beschaffen können. (Zeitschr. f. Ethnologie. 1875, S. 4—8.) Die Somal schildert Kapitän Miles (Proceedings of the Roy. geographical Society. 1872, XVI. Bd., S. 149—157) als freundlich, ruhig und arbeitsam, jedoch in Armut versunken. Andere Beobachter schreiben ihnen Raubgier, Mordlust, Treulosigkeit und Europäerfeindlichkeit zu, von welcher es in der That an traurigen Beispielen nicht mangelt. Stolz ist eine hervorragende Nationaleigenschaft, desgleichen aber Neugierde und Zudringlichkeit; mit der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe leben sie sehr oft auf gespanntem Fuße; in Glaubenssachen nehmen es nur einige Stämme streng, den meisten Somal jedoch hängt der Islam, dem sie ohne Ausnahme zugethan sind, nur lose auf den Schultern. Ihre Obrigkeit besteht in dem Sultan, der übrigens nur geringen Einfluß besitzt, und in den Kadi oder Richtern der einzelnen Stämme. Ihre Hütten sind rund, mit Dornhürden (Kraale) für die wenigen Schafe und Ziegen versehen, aus Zweigen geflochten, mit Fellen bedeckt und mit Matten tapeziert; darin finden sich ein Bett, Matten und Strohgefäße. Im allgemeinen ruht alle Arbeit auf den Frauen; die Feldarbeit indes verrichten Sklaven, meist von Sansibar eingeführt; dieselben werden äußerst milde behandelt und leben kaum anders als Familienmitglieder. Doch giebt es unter den Somal auch Pariakasten, deren Hildebrandt drei erwähnt: die „Midgân", ihres Zeichens Eisenarbeiter, die „Tomal", Diener, Hirten und Kameltreiber, und die „Jibbin", welche familienweise als Gaukler und Wunderdoktoren durch das Land ziehen und allgemein verachtet sind. Die Stämme im Inneren sind nomadische Hirten, ziehen Vieh, jagen und sammeln Gummi, lieben Milch und Kamelfleisch und verstehen aus Kuh- oder Ziegenmilch flüssige Butter, „Semen", zu bereiten. Sie rauchen nicht, kauen aber die Tabaksblätter.

Auch die Galla, Wagalla oder Orma nehmen in physiologischer Beziehung einen hohen Rang unter den afrikanischen Rassen ein und haben mit dem Neger nicht mehr als die dunkle Hautfarbe gemein. Ihre Kleidung besteht aus einem doppelten Schurztuche aus grober Baumwolle; als Schmuck tragen die Männer messingene Halsketten, die Frauen eiserne Hand- und Fußringe, Perlen dagegen sind nicht beliebt. Die Waffen bestehen nur aus Speeren mit 15 cm breiter Klinge; außerdem tragen die Männer am kleinen Daumen und am Zeigefinger der rechten Hand eiserne Schlagringe mit einem 2 cm langen Stachel; ein wohlgezielter Faustschlag im Handgemenge, der beliebtesten Kampfweise der Galla, ist fast immer tötlich. Die Stellung der Frauen ist ausnahmsweise frei und geachtet; Mädchen genießen das Recht, einen ihnen nicht zusagenden Heiratsantrag abweisen zu dürfen; die Frau muß zwar die Lasten des Hauswesens tragen, hat aber dafür auch innerhalb der Schranken des Haushalts das gebietende Wort zu führen. Monogamie ist bei den Galla die Regel und auf Sittenreinheit vor der Verheiratung wird strenge gesehen. Die politische Organisation ist so wie bei den Somal eine patriarchalische; an der Spitze jedes Stammes steht ein „Heiitsch" oder Sultan, der jedoch keine absolute Gewalt besitzt; die Religion der südlichen Galla ist nicht der Islam, sondern besteht in dem Glauben an ein höchstes Wesen „Waka", dessen Definition oder vielmehr Nichtdefinition dem Gottesbegriffe hoch entwickelter Kulturvölker ziemlich nahe kommt.

Die Wohnsitze der Danâkil (Plural vom arabischen Dankali) erstrecken sich über das ostafrikanische Küstenland von der Bucht von Zula an bis hinab an den Golf von Tadschurra. Das Volk besteht aus 150 Stämmen mit je einem eigenen Stammfürsten oder König „Redanto", welche voneinander unab-

hängig sind. Nur in Zeiten äußerer Gefahr vereinigen sich diese Stämme zu einem Bunde. Es sind Nomadenvölker ohne feste Niederlassungen, ihr Besitz besteht in Kamelen, Rindern, Ziegen und Schafen, mit denen sie, nach Weide suchend, im Lande herumziehen, doch sind die Weidegründe der einzelnen Stämme durch gegenseitige Verträge scharf abgegrenzt. Die Danâkil sind von schöner kräftiger Gestalt, dunkelfarbig aber nicht schwarz, haben langes schlichtes Haar und scharfe Gesichtszüge, bekennen sich zum Islam, besitzen aber aus Armut keine Moscheen, sind faul, feig und diebisch nach den einen, tapfer und entschlossen nach anderen Angaben. Sie sind große Straußenjäger, suchen das Tier zu Fuß auf, locken dasselbe durch Schalmeienmusik und erschießen es mit vergifteten Pfeilen. Ihre Sprache nennen sie Afer. Enge verwandt mit ihnen sind die Saho, Schoho oder Schiho in dem Gebirgslande südwestlich von Massaua. Man schildert die Saho als wild, stolz, unbeugsam aber ehrlich; das gegebene Wort ist heilig, auch wenn es gilt, die größte Schurkerei ins Werk zu setzen. Gesang und Tanz sind ihr Lebenselement.

Somali.

Von dem Leben und Treiben dieser Nomaden hat Professor Leo Reinisch eine ausführliche Schilderung entworfen, welcher wir um so lieber uns anschließen, als sie mit nur geringen Abweichungen auch auf die übrigen Glieder der ostafrikanischen Aethiopier paßt. Der nördlichste der Danâkilstämme ist der von Buru auf der weit in das Meer vorspringenden Halbinsel gleichen Namens, südlich von Massaua. Das Volk von Buru erfreut sich eines bedeutenden Wohlstandes sowohl wegen seines Besitzes reicher Herden als auch wegen seiner Tüchtigkeit zur See. Die Buru liefern gute Matrosen und Lotsen und besitzen eine Menge von kleineren Handelsschiffen und Böten, mit welchen sie den Verkehr und Handel zwischen Massaua, Zula und der Insel Dahlak mit Hodeida an der gegenüberliegenden arabischen Küste besorgen; die Buru sind ferner geübte Taucher zur See und treiben entweder Perlenfischerei auf eigene Kosten oder verdingen sich als Taucher an die Perlenfischer auf der Insel Dahlak. Ein zweiter Industriezweig der Buru besteht in dem Gerben von Rinder-, Ziegen- und Schaffellen, worin sie ganz bedeutende Fertigkeit entwickeln. Die Produkte dieser Gerberei, die sich durch besondere Weichheit und Geschmeidigkeit und

ihre hellgelbe Farbe auszeichnen, finden ihren regelmäßigen Absatz nach Massaua sowie nach Hodeida und Dschedda in Arabien, aber auch nach Aegypten.

Jeder Stamm besitzt, wie erwähnt, ein Oberhaupt, „Redanto" genannt, dessen Würde vom Vater auf den erstgebornen Sohn vererbt wird. Der Redanto ist zugleich Heerführer und oberster Richter des Stammes, er versieht ferner das Amt des Oberpriesters und genießt als solcher das Ansehen eines Propheten und Sehers, der aus den Eingeweiden der Opfertiere, aus dem Fluge der Vögel und aus der Konstellation der Gestirne die Zukunft deutet. Das moralische Ansehen des Redanto ist demnach ein bedeutendes, insbesondere bringt es seine Stellung als Prophet mit sich, daß er genaue Einblicke und hierdurch den mächtigsten Einfluß auf Familienangelegenheiten gewinnt und durch diesen seinen Einfluß auf die einzelnen Familien die unbestrittene Herrschaft über den ganzen Stamm ausübt. So wird z. B., namentlich bei den Danâkil, keine Ehe abgeschlossen, bevor nicht der Redanto befragt worden ist, ob diese Ehe eine glückliche und gesegnete zu werden verspreche. Der Redanto beobachtet nun die Konstellation der Sterne und giebt dann seine Meinung ab, welcher als einer göttlichen Fügung unbedingte Folge geleistet wird. Es kursieren bei den Danâkil viele Sagen, dahin lautend, daß manche aufgeklärte Männer in Auflehnung gegen die Bestimmung in den Sternen Eheverbindungen eingegangen seien; die Pointe dieser Sagen aber gipfelt stets im Bericht eines unglückseligen Endes, welches die Verächter des göttlichen Geschickes ereilt hat. Familienverbindungen sind demnach gänzlich in die Hand des Redanto gelegt, und gerade durch dieselben ist seine Macht über den Stamm selbst eine festgegründete.

Dieser Einfluß des Redanto auf die zartesten Beziehungen des Menschen gründet sich aber auch auf den Glauben von Schutzgeistern, welche zu dem Menschengeschlechte in innigster Beziehung stehen und mit denen der Redanto in Verkehr gedacht wird. Jeder Mensch hat einen Stern am Himmel als Schutzgeist, den ihm Gott von der Stunde seiner Geburt an beigesellt und welcher ihm durch sein ganzes Leben hindurch bis an das Grab schützend und mahnend zur Seite wandelt. Das, was wir als Gewissen, als innere Stimme des Menschen bezeichnen, ist dem Dankali die mahnende oder strafende Rede des Schutzgeistes, und wehe dem, der sich dieser Stimme verschließt, denn der Verstockte verfällt der Rache der Geisterwelt.

Obwohl die Königswürde erblich ist, so ist die Thronfolge doch an eine Hauptbedingung geknüpft, nämlich daß der Kronerbe ohne körperliche und geistige Gebrechen sei; er muß, „ohne Fehl" sein; und zwar wirkt diese Bedingung auch fort während der folgenden Regierungszeit des Königs. Wenn daher demselben das Unglück widerfahren sollte, z. B. zu erblinden, taub oder blöd zu werden, so erlischt hiermit auch das Recht der Herrschaft und es geht dieselbe auf die oben beschriebene Weise auf den nächsten Thronerben über. Ferner erheischt es die Sitte, daß sich der Thronfolger einer Wahlkapitulation unterziehe. Dazu versammeln sich die Aeltesten des Stammes an einem festgesetzten Tage unter der heiligen Krönungssykomore, um den präsumtiven Thronfolger hinsichtlich seiner Befähigung zur Häuptlingswürde zu prüfen. Der erste Teil dieser Prüfung besteht in einer Art Assentierung, welche den Zweck hat, zu untersuchen, ob die Konstitution und die körperlichen Sinnesorgane des zu Kürenden in normalem Zustande sich befinden. Ist dieser Akt zur Befriedigung der Aeltesten des Stammes erledigt, so erfolgt die Wahlkapitulation, deren Durchführung mit eigentümlichen Vorgängen verknüpft ist. Damit nicht etwa der zukünftige König sich die Physiognomie der paktierenden Aeltesten merke und an denselben nachträgliche Rache nähme, wird der zu kürende Thronerbe in einen Sack gesteckt, dieser zugebunden und in diesem Zustande hat der Thronerbe die an ihn von seiten der Kurfürsten gestellten Fragen zu beantworten und die ihm gestellten Bedingungen zu beschwören. Sobald diese Handlung vollzogen ist, wird der Thronfolger aus dem Sacke befreit, auf einen großen Stein gehoben und nun erfolgt die Huldigung des gesamten Stammes durch die Aeltesten, bei welcher Gelegenheit ihm bestimmte Geschenke an Vieh dargebracht werden.

Das Leben der Danâkil und Saho gleicht bis in die einzelnen Züge dem der Beduinen Arabiens und der nomadisierenden Stämme von Ostafrika. Dem Manne obliegt die Bewachung und der Schutz der Herde und des Hauses gegen Räuber, der Frau aber die häuslichen Arbeiten, nämlich das Auf- und Abschlagen der Zelte, die Zubereitung der Speisen und die Beaufsichtigung der unmündigen Kinder. Als Nomaden haben diese Völker keine bleibenden Ansiedelungen, sondern wandern mit ihren Herden, nach Weide suchend, im Lande umher. Mit Beginn der heißen und trockenen Sommermonate,

in welchen der Graswuchs auf den Steppen der Samhara erstirbt, ziehen sie hinauf nach den Bergen, wo infolge der unmittelbar vorher stattgefundenen Regenzeit eine saftige Vegetation die Höhen bedeckt; zu Anfang Oktober tritt diese Regenzeit aber in der Samhara ein, rasch weicht die glühende Sonnenhitze einer erfrischenden Kühle und infolge reichlichen Regens bedeckt die kahlgebrannten Steppen bald eine üppige Flora: da steigen die Nomaden mit ihren Herden wieder in das Tiefland der Samhara herab und verweilen hier bis in den Monat April. Auf ihren Halteplätzen angelangt, errichten sie aus dichten dornigen Gesträuchen eine weite Umzäunung, um darin zu nächtlicher Zeit die Herden gegen reißende Tiere sicher zu bergen; um diese Seriba herum schlagen die Familien ihre Wohnhäuser auf und umgeben je einen Familiensitz gleichfalls mit einem schützenden Dornenzaune. Das Aufführen der Häuser, welches den Frauen obliegt, erheischt jedoch wenig Arbeit. Einige Stangen werden in solcher Anordnung in die Erde getrieben, daß sie ein Viereck bilden; an diese Stangen werden oberhalb und an den Seiten Rinderhäute oder Rohrmatten angebunden, und das Haus ist fertig. In Zeit eines einzigen Tages bedeckt den vorher öden Flächenraum eine ausgedehnte Stadt mit einer Bevölkerung von etlichen tausend Einwohnern.

Die öffentliche Sicherheit in einer solchen Stadt erfordert keine Polizeiorgane. Streitigkeiten in der Familie schlichtet der Hausvater, Zwiste zwischen Familien aber entscheidet der Häuptling, dessen Autorität, wenn auch auf keine bewaffnete Macht gestützt, doch hochgehalten und getragen wird durch sein moralisches Ansehen und die freiwillige Unterordnung des Stammes. Die Gerichtsbarkeit des Familienvaters erstreckt sich auf alle Angelegenheiten des Hauses und der Glieder der Familie, er hat auch das Recht über Leben und Tod seiner Kinder, aber nicht seiner Frauen, welche er wegen Vergehen ihren Familien wieder heimsendet, im Falle eines Verbrechens aber dem strafenden Gerichte des Häuptlings ausliefert. Vor das Forum des Häuptlings gehören alle Klagen vermögensrechtlicher Natur zwischen einzelnen Familien oder Angehörigen von verschiedenen Familien. Mord und Totschlag, aus welcher Ursache immer verübt, ob durch Ueberfall oder aus Notwehr begangen, zählt ebenfalls in die Kategorie vermögensrechtlicher Beschädigungen und wird entweder durch eine entsprechende Geldbuße oder durch Hinrichtung des Mörders, und falls dieser entfliehen sollte, durch Tötung eines seiner Blutsverwandten gesühnt, denn für das Blut haftet die gesamte Blutsverwandtschaft. Eingefleischte Habgier und Rachsucht treten bei solchem Anlasse grell zu tage. Die beschädigte Familie dürstet danach, das Messer in das Blut ihrer Feinde zu tauchen und so den Tod ihres Angehörigen zu sühnen, andererseits aber möchte sie die Gelegenheit nicht gern verabsäumen, sich durch ein bedeutendes Blutgeld zu bereichern. Die Rachgier überwiegt hier in der Regel bei den Frauen, die, sonst sanft und liebreich, in solchen Fällen zu leibhaftigen Furien und blutdürstigen Ungeheuern werden, während die bedächtigeren Männer weit eher mit dem Blutgelde sich abfinden lassen und zwar nicht allein aus Habsucht, sondern auch in Erwägung der weiteren, oft unabsehbaren, verheerenden Folgen der Blutrache, da die Glut der Leidenschaft, einmal angefacht, oft nicht eher sich abkühlt und legt, bevor nicht ganze Familien und Stämme in mörderischem Blutbade hingeschlachtet worden sind.

Ueberhaupt zeigen diese Nomadenvölker ein merkwürdiges Gemisch von Charaktereigentümlichkeiten. Die Frauen, von edlem Wuchse und schönen Formen, doch schnell verwelkend und alternd, sind züchtig und treu ihren Gatten, thätige Hausfrauen und gute Mütter; in ihrem Benehmen zeichnen sie sich durch Feinheit und Liebenswürdigkeit aus, sie sind leutselig und von aufopfernder Güte, aber, einmal erregt, von einer Glut der Leidenschaft in Liebe und Haß, gegen welche jedes vernünftige Auftreten machtlos zerschellt. Die Männer zeigen Entschlossenheit, sind aber nicht bar auch des Edelmutes. In ihrem Benehmen tragen sie gern eine gewisse, oft komisch wirkende Würde zur Schau, sind dabei große Windbeutel und eitle Prahler, jedoch ist dieser Stolz nicht gefährlich, wenn man sich hütet, ihre Empfindlichkeit wachzurufen; mit Scherz und guten Worten läßt sich bei ihnen alles erreichen. Wehe aber demjenigen, der durch ein verletzendes Wort, durch Schimpf oder thätliche Insulte ihr Selbstgefühl beleidigt oder durch unkluges Benehmen ihre Habgier reizt; dann erwacht in diesen Barbaren die verborgen schlummernde Bestialität, welche jede Schranke menschlichen Gefühles überlegungslos durchbricht und, keine Rücksichten kennend, nicht eher ruht, bevor sie nicht entweder selbst erlegt worden sind oder sich an ihrem Opfer geweidet haben. Es liegt daher eine Art richtiger psychologischer Selbstbeobachtung vor, wenn Männer dieser Nationen in öffentlichen Anreden bei Gelegenheit von Waffentänzen sich selbst mit dem Löwen, dem Panther

oder der Hyäne vergleichen, und europäische Reisende, welche mit diesen Völkern in Berührung getreten sind, schildern die Saho und Danâkil, sowie deren Stammesbrüder, die Somal und Galla, als die gefährlichsten Barbaren Ostafrikas. Das Urteil in dieser Form ist jedoch nach Professor Reinisch insofern ein unberechtigtes, weil der Maßstab der Beurteilung angelegt werden muß an den Menschen in seinem normalen Zustande und nicht in seinen erregten Momenten.

Unverbrüchlich gilt beiden Nationen ein gegebenes Wort oder ein abgelegter Eid. Sie schwören zu den Manen ihrer Väter, bei der heiligen Sykomore, bei der Liebe zu ihren Frauen u. s. w. Die letztere Form des Eides kann jedoch unter Umständen seine bedenklichen Folgen haben, und Reisende thun gewiß immer gut, einem Eide dieser Art keine Gültigkeit zuzugestehen. Wer nämlich bei seiner Frau schwört, ist durch Sitte verpflichtet, falls er sein eidliches Versprechen nicht einlösen kann oder will, sich von seiner Frau zu trennen. Weiß nun jemand genau, daß der so Schwörende seine Frau wirklich liebt und eine Trennung von ihr als Unglück fühlen wird, so hat ein solcher Eid gewiß seine gute Wirkung, der Schwörende wird sein Wort unter allen Umständen einzulösen bemüht sein. Häufig aber suchen die Danâkil einer mißliebigen Frau geradezu infolge eines Eides sich zu entledigen und zwar aus folgender Ursache: Wer seine Frau aus irgend welchem Grunde entlassen will, kann dies ohne weiteres thun, jedoch ist der Mann gehalten, seiner geschiedenen Frau ihre Morgengabe zurückzuerstatten, und falls diese für ihren Unterhalt nicht hinreichen sollte, noch überdies so lange für sie zu sorgen, bis sie sich anderweitig wieder verheiratet hat. Eine Frau aber, welche infolge einer verletzten Eidesleistung von seiten ihres Gatten von diesem verstoßen werden muß, hat keinen Anspruch auf weitere Schadloshaltung, daher habgierige Männer ihrer Frauen sich bisweilen auf diese Art zu entledigen suchen.

Die Danâkil sind wie ihre nächsten Stammesbrüder, die Saho, Somal und teilweise auch schon die Galla, seit geraumer Zeit Bekenner der muhammedanischen Religion, allein unter der äußeren Decke des islamitischen Bekenntnisses haben sie ihre altheidnischen Religionsanschauungen noch beibehalten. Noch ist die Sykomore diesen Völkern ein heiliger Baum und gilt ihnen als Lieblingssitz Gottes; noch heutzutage bringen sie, obwohl sie Muhammedaner sind, ihrem heidnischen Nationalgotte Schlachtopfer dar an Rindern und Schafen und zwar auf dem Altare unter einer Sykomore. Jedoch muß sich ihr Gott mit dem Fettdufte des Schlachtopfers allein begnügen, denn das Fleisch lassen sich die Danâkil und Saho bei solchen Opfermahlen selbst schmecken und trinken reichliche Humpen von Bier und Milch dazu. Solche Tage von Opferfesten werden in rauschender Freude begangen: während sich die junge Generation am Gesange und Tanze vergnügt und die erwachsenen Jünglinge Kriegsspiele und Turniere ausführen, sitzen die Greise in einem Kreise beisammen, rauchen die Pfeife und ergötzen sich an den Heldengesängen und Erzählungen ihrer Barden. Daher sagt auch ein Sprichwort im Dankali: „Kindern ziemt Munterkeit und fröhliches Spiel, der erwachsenen Jugend Mut und Thatkraft, den Greisen kluge Erfahrung und belehrendes Wort." Den Turnieren der waffenfähigen Männer gleichgeschätzt gelten die Turniere der Rede von seiten der Ergrauten, und das versammelte Volk horcht diesen Reden mit gespannter Aufmerksamkeit, denn die Alten gelten als Lehrmeister des Volkes und als Männer des Segens. Den Inhalt dieser öffentlichen Reden bilden geschichtliche Traditionen, Sagen, Märchen, moralische Unterweisungen, Erläuterungen goldener Lebensregeln durch Gleichnisse, Tierfabeln mit belehrender Anwendung auf das praktische Leben, Anekdoten u. s. w.

Bei den Saho wiegen nebst den altheidnischen auch christliche Anschauungen vor, da sie ehemals zur koptisch-abessinischen Kirche sich bekannt haben. Gesang und Tanz sind ihr Lebenselement. Man singt und tanzt bei Hochzeiten, bei Krankheiten, bei Sterbefällen. Wenn eine Frau stirbt, wird das einfache Ululugeheul erhoben; stirbt aber ein Mann, so geht es fürchterlich zu. War er angesehen, so versammeln sich Hunderte von Menschen um das Trauerhaus. Tief verhüllt erscheinen die Frauen des Verstorbenen und heulen. Dann tritt die Lieblingsfrau mit dem Schwerte des Mannes vor und rühmt, wie viele von der Hand ihres Gatten fielen — und nun beginnt ein bestialisch häßlicher Totentanz.

Die wichtigsten übrigen Glieder der äthiopischen Völkerfamilie sind die Agau oder Agow, die Falascha, Bogos und Bedscha. Die Agau bilden mindestens die Hälfte der Bewohnerschaft Abessiniens und sind die Aboriginer

der von den semitischen Grenzvölkern später eingenommenen Landstriche in Nordostafrika, in Sprache und Typus dem Stamme der Gongas verwandt. Gegenwärtig sitzen sie nur an einzelnen Punkten als kompakte Masse, so in Lasta, im Quellengebiete des Takazze und Damot; doch wird überall, wo unter der kultivierten Bevölkerung Tigre und Amharna herrschen, von den niederen Klassen Agau gesprochen. An allen Häusern der Agau befindet sich eine charakteristische Gestalt des Eingangs, nämlich die der altägyptischen Tempeleingänge. Agau sind auch die Falascha oder abessinischen Juden, fälschlich so genannt, weil sie dem Mosaismus anhängen. Mit den echten, semitischen Juden haben sie nicht das geringste zu thun. Ihre Sprache, das Huaraza oder Kwara steht dem Atalladialekte des Agau ungemein nahe. Die Benennung Falascha ist die amharische Form des Gheezwortes Fallasi (Plur.: Fallasjan) d. h. eingewandert. Ein anderer Name ist Kaïla, d. h. gehe nicht hinüber, nämlich nicht über einen Fluß, was der Falascha am Sabbat niemals thut. In Walkaït und Thegadieh nennt man sie wohl auch Foggara und bei den Galla heißen sie Fendscha. Unter sich sagen sie: Haus Israel oder auch nur Israel; der Name Aihud, Jude, ist beinahe unbekannt. Ihre Sitze sind in der Gegend von Gondar und Tschelga, im Gebirge Semen und auf der Nordwestseite des Tsanasees. Die Falascha sind wohlgewachsene, kräftige Leute. Ihre Hautfarbe ist wie der Abessinier, stark braun, die Frauen sind etwas heller. Ihr Haar ist ohne Ausnahme schwarz und gekräuselt, wie auch der Bart, welcher nie rasiert, sondern mit der Schere geschnitten wird. Da die Falascha Sklaven halten, welche sie sogleich beim Eintritt in die Familie zu Juden machen, so kommen Negermischlinge mit aufgeworfenen Lippen und auffallend schwarzer Farbe bei ihnen vor. Die Falascha wohnen in eigenen Dörfern oder abgesondert von den Christen durch Gehege und Hecken, um sich gegen Verunreinigungen zu schützen. In der Provinz Kuara haben sie eigenen Boden oder „Rest", Erbgut. Ihre Gesamtzahl schätzt Flad auf 200,000 Köpfe. Die Falascha sind mäßig und arbeitsam; Ackerbau ist ihre Hauptbeschäftigung, doch treiben sie auch alle Handwerke, sind gute Baumeister, Maurer, Waffenschmiede und Baumwollenweber, aber den Handel verschmähen sie. Sie sind mutige Leute und treten oft freiwillig in das abessinische Heer. Die Frauen sind dem Manne gleichgestellt, nicht verschleiert und bewegen sich in der Gesellschaft der Männer. Sie verheiraten und vermischen sich nie mit den anderen Völkern und halten strenge auf Einweiberei, obwohl sie zugeben, daß die Polygamie durch das mosaische Gesetz nicht verboten worden ist. Sie verheiraten sich früh; der Bräutigam giebt dem Vater der Braut kein Geschenk; Ehescheidungen sind selten und finden in einer öffentlichen Versammlung statt. Die Beschneidung verrichten sie am siebenten Tage und bei beiden Geschlechtern. Die Falascha bilden eine ganz besondere Sekte des Judentums, die mit keiner anderen zusammengeworfen werden darf. Sie beobachten buchstäblich die Reinigungsgesetze und den Sabbat strenger als die anderen Juden, dagegen wird es mit den übrigen Festtagen und den Opfern weniger streng genommen. In jedem Falaschadorf befindet sich ein gottesdienstliches Gebäude; neben demselben erteilen die Priester und „Debteras" (Schrift-

gelehrte) den Kindern Unterricht im Bibel- und insbesondere Psalmenlesen. Jerusalem bildet den Angelpunkt alles Denkens, aber merkwürdigerweise wissen die Falascha nichts von einem Messias und ebensowenig vom Talmud. Die Toten beerdigen sie auf Friedhöfen, die entfernt vom Dorfe liegen. Die Leichensteine erhalten keine Inschrift. (Richard Andree. Zur Volkskunde der Juden. Bielefeld und Leipzig 1881. 8°. S. 81—88.)

Die Bogos bewohnen das Gebirgsland nordwestlich von Massaua; ihre Sprache heißt Belen. Sie sind gelb bis schwarz und haben schöne Gesichtszüge; die Männer sind schön gebaut und lassen ihr Lockenhaar bis auf die Schultern fallen. Sie tragen nur ein Stück Zeug um die Lenden und wohnen in tukularartigen Hütten. Sie sind meist viehzüchtende Nomaden, die unter einem unverletzlichen Häuptling leben, und sehr arm; Blutrache geht bei ihnen im Schwange.

Die Bedscha bewohnen das Land, welches im Norden von Abessinien und im Osten von Nubien bis zum 24.° n. Br. längs des Roten Meeres sich hinzieht. Sie verbreiten sich jedoch auch über dieses Gebiet hinaus, teils nach Nubien, teils in das südlich gelegene Land Taka. Die Sprache der Bedscha (genannt To-Bedschauijjeh) wird nicht nur von den Bedscha, sondern auch von mehreren in diesen Gegenden nomadisierenden Araberstämmen (z. B. den Beni Amer, den Habab, den Homran-Arabern u. a.) gesprochen. Ob man die Bedscha für die direkten Nachkommen der Bevölkerung des alten Kulturstaates Meroe betrachten könne, wie Lepsius zu glauben geneigt ist (Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai. Berlin 1852. 8°. S. 181. 266), ist sehr zweifelhaft. Vielmehr innere Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht Quatremères, der in den Bedscha die Nachkommen der alten Blemmyer erblickt. (Friedr. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 501.)

Die Bedscha sind schöne, muskulös entwickelte Leute; ihre Farbe ist dunkles, fast schwarzes Braun, die Haare rabenschwarz, halb lockig, halb wollig, fallen, in unzählige Zöpfchen geflochten, auf die Schultern herab und werden mit so bedeutenden Quantitäten gekauten Hammeltalgs beschmiert, daß der Kopf einem grauen Fettklumpen gleicht. Der Bedschastutzer setzt sich nach dieser Salbung den direkten Strahlen der Sonne aus und fängt das herabfließende Fett mit dem Baumwollentuch, „Ferdah", auf, welches ihm als Ueberwurf und Lendentuch dient, um es dann auf dem ganzen Körper zu verbreiten. In der Partie der Haare, die entgegen der unteren nach oben gekämmt wird, steckt ein langer dünner Speiler aus Akazienholz oder Elfenbein; er dient zur Zerteilung der einzelnen Strähnen und Aufpuffer des Haares, damit dasselbe ja nicht zu geglättet erscheint. Die Waffen bestehen in Lanzen, mit breiter, vortrefflich gearbeiteter eiserner Spitze, Schilden aus Elefanten- oder Rhinozeroshaut, geraden zweischneidigen Schwertern, welche so scharf sein müssen, daß sie mit Leichtigkeit rasieren, und krummen Messern, die aber auch zu häuslichen Verrichtungen verwendet werden. Jenes Messer, „Schótel" genannt, trägt der Bedscha an einem etwa 5 cm breiten Ledergurt beständig bei sich; es ist zweischneidig und häufig hakenförmig gebogen. Die Schneide ist hart gehämmert und von bedeutender Schärfe; der „Schótel" steckt in einer halb offenen, mit grünem Leder verzierten Scheide und ist beim Einzelkampf eine furchtbare Waffe, da es dem gewandten Bedscha leicht gelingt, dem Gegner mittels des Hakens den Leib zu öffnen. Hirten und Kameltreiber bedienen sich häufig eines keulenartigen Stockes aus Eisenholz, welchen sie vortrefflich zu werfen verstehen und zur Jagd von Perlhühnern und Hasen verwenden. Den Pflug kennt der Bedscha nicht. Das einzige Ackerbauwerkzeug, dessen er sich bedient, besteht in einem eisenbeschlagenen spitzen Stock, mit welchem in gleichen Abständen Löcher in den Boden gestoßen werden, um die einzelnen Durrahkörner aufzu-

nehmen. Die Frauen der Bedscha sind in der Jugend nicht unschön; ihr zierlicher Leib mit sehr festen, gut entwickelten Brüsten altert aber frühe, da sie sich durchschnittlich im 12. bis 15. Jahre verheiraten. Ihr Gesicht ist lieblich, verrät aber natürliche, herausfordernde Sinnlichkeit. Die Tracht besteht in einem engen Leibrock aus Leder, der zierlich genäht und mit Kaurimuscheln besetzt ist, darüber wird ein Umhängetuch aus Baumwolle getragen, welches zugleich den Kopf bedeckt. Ringe in Ohren und Nase, in letzterer häufig ein Knopf aus Silber oder Messing, bilden den Schmuck; zuweilen sieht man auch eiserne Armspangen, während die Männer am Oberarm und Schwertgriffe zahlreiche in Leder genähte Amulette gegen Krankheit und Verwundung tragen. Die Wohnungen bestehen aus Holzgerüsten, über welche Dumpalmmatten gebreitet werden; sie gruppieren sich stets im Kreis, ähnlich dem südafrikanischen Kraalbau. Jeder Eingeborne führt eine kleine Dose mit gepulvertem Kautabak, der mit Asche und Natron versetzt ist; von Zeit zu Zeit schüttet er eine Dosis auf die Hand und führt ihn so zum Mund. Außerdem hat fast jeder ein Zweigstück der Pavetta longifolia, „Mesuak" genannt, zwischen den Lippen, mit dessen zum Pinsel gekauten Ende er die Zähne putzt. Infolge dessen sind dieselben durchaus gesund und blendend weiß. Die übrige Reinlichkeit der Bedscha ist nicht weit her; infolge der Massen ranzigen Hammeltalgs, von welchen der Körper trieft, verbreiten sie schon von weitem einen für den Neuling unerträglichen Geruch, an den man sich aber nach kurzer Zeit gewöhnt und den man nicht gerade unangehm findet. Der Charakter der Bedscha ist im allgemeinen wild und unbändig; sie sind Muhammedaner, doch halten sie nicht viel auf die Vorschriften des Islam.

Die Bedscha wurden lange als eingewanderte, reine unvermischte Araber angesehen und beschrieben, und noch jetzt werden einzelne, zweifellos zu den Bedscha gehörige Zweige Araber genannt. Zum Islam sind die Bedscha schon seit lange bekehrt. Ernst, zu Beschaulichkeit und religiöser Zerknirschung geneigt, haben sie gerne die moslimschen Missionäre, fast durchgängig ausgewanderte Araber und arabisch redende, mekkapilgernde Neger aufgenommen, ihnen Macht und Einfluß innerhalb des eigenen Stammes verliehen und sich der politischen Gliederung, der Sitte und dem Gesetz sogar der Hedschazbeduinen unterworfen, so daß sie nach ihren kommunalen Einrichtungen, Sprache und Religion größtenteils zu Arabern geworden. Sie hielten mit fanatischer Zähigkeit am Islam und dem ihnen so edel erscheinenden erworbenen Arabertum fest und nannten sich zum Teile mit Stolz Araber, wofür sie auch anthropologisch zu halten sich jedoch als Irrtum erwiesen hat. Denn selbst bei etwaiger Mischung mit Araberblut, bewahrten sie doch einen eigentümlichen Typus, der sich mehr den Aegyptern, Berabra u. s. w. nähert. Auch sprechen sie nebst dem Arabischen ihr eigenes altes Bedschaidiom, die Beduinensprache, welche auch den sich „Araber" nennenden Stämmen geläufig ist. Am reinsten werden nach Peschel die Bedscha vertreten von den Bischarin, welche Friedrich Müller allein als Bedscha bezeichnet, Hadenda und teilweise den Beni Amer. Robert Hartmann versteht aber unter Bedscha, im Gegensatze zu den allemal seßhaften Berabra, jene Oberägypten, Nubien, Sennar, Taka, Abessinien, Kordofan, Dar Fur, Wadaï, Bagirmi und Bornu bewohnenden, nebenbei etwas Ackerbau treibenden Hirtenvölker, welche einem gemeinsamen Typus angehören, in gewisser Eigenartigkeit inmitten der übrigen Afrikaner zur Erscheinung gelangen und als eine besondere afrikanische Familie betrachtet zu werden verdienen, die sich in zahlreiche Stämme gliedert. Hartmann rechnet zu den Bedscha die Ababdeh, Bischarin, die Takastämme (nämlich die Halenga, Hadendoa, Sabderat, Siqulab, Sobab, Homran und Beni Amer), die Schukurieh, Abu Rof, El Alawin, Da-

benah, El Hassanieh, Kababisch und Baggara; ferner außer diesen echten unzweifelhaften Bedscha noch eine Anzahl Stämme, welche meist als „reine Araber", „Hedschazaraber", „Koreischiten" und unter anderen unsicheren, mißverstandenen und willkürlichen Benennungen aufgeführt wurden.

Die Ababdeh (Einzahl Abbâdi), etwa 40,000 Köpfe stark, wohnen in Oberägypten und Nubien von Kosseir bis gegen 20° n. Br., auch nördlicher bis Ombos und stehen physisch zwischen den Berabra und den Bischarin, mit welch letzteren sie Tracht, Sitten und Gebräuche gemein haben; doch halten sie sich für edler als die Bischarin und wehren ihnen, wo sie können. Sie gelten als gutmütig, treu und zuverlässig. Viele sind schon Ackerbauer geworden, die anderen aber nomadisieren mit ihren Herden in entlegenen Wüstenteilen. (C. B. Klunzinger, Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Roten Meere. Stuttgart 1877. 8°. S. 245—262.) Die 200,000 Köpfe starken Bischarin mit dem Hauptstocke im Sotirbagebirge, dessen wichtigster Stock der Elba oder Olba ist, sind ein räuberisches, ziemlich sittenloses Hirtenvolk mit etwas Ackerbau, robust von Körper, ungastlich von Sitte, treulos, scheu und mißtrauisch, welches aber die Warentransporte durch die Wüste besorgt. (Globus, Bd. XXXIX, S. 285. 301). Unter den Takastämmen sind die Halenga, Hadendoa, Homran und Beni Amer die wichtigsten. Die Hadendoa, von allen die tapfersten, zugleich aber auch die größten Diebe, wohnen zwischen Suakin und Kassala und ihre Sprache steht mit dem To-Bedschauijjeh der Beni Amer in unfraglicher Verwandtschaft, wie einige Beispiele aus beiden Idiomen erkennen lassen:

To-Bedschauijjehsprache nach Munzinger	In deutscher Sprache	In Hadendoasprache
o'bêrâm	der Wind	o' bah-ramm
to' nē	das Feuer	to' nah
to' êin	die Sonne	to' î (do' î)
o' tekk	der Mann	o' tekk
o' hada	der Löwe	n' harda
to' kelei	der Vogel	oh' kla,
o' kam	das Kamel	oh' ká
lehéit	morgen	heht-fagger.

Die Beni Amer sind nächst den feigen aber etwas ehrlicheren Schukurieh der im Sudan zahlreichste Volksstamm und mehrere hunderttausend Köpfe stark; zu ihnen sind außer den am Barka, ihnen nahe verwandten Zweigen, wie die Helkota (Heikota) und Menna am Chor el Gash, auch bei Kassala in der Vorstadt und einige Familien in Algeden zu zählen. Ein wildes, kriegerisches, streitsüchtiges und räuberisches Volk sind sie bei ihren Nachbarn gefürchtet, und in letzterer Beziehung vielleicht nur von den ihnen ebenfalls verwandten Baria in neuester Zeit übertroffen, welche nördlich vom Gash gegen Senhit hin wohnen. Sie sind vom Islam noch wenig angekränkelt, werden häufig gestohlen und als Sklaven verkauft. Sie sollen nicht heiraten dürfen, wenn sie nicht wenigstens einen Feind ermordet haben. Die Beni Amer bestehen aus Adeligen, Unterworfenen, Scheichfamilien und Sklaven. Die Adeligen teilen sich in zwei Stämme, die sich ihrer Verschiedenheit immer bewußt sind, die Belon und Nebtab. Letztere bilden den eigentlichen Adel und ihnen entstammt der „Deglel" oder Stammfürst, welcher das ganze Volk beherrscht. Mit dem Adel leben die Unterthanen zusammen oder sie bilden eigene Zeltlager für sich. Während aber der Adel nur einer Familie angehört, zerfallen die Untertanen in viele einzelne Stämme und scheiden sich in zwei Gruppen, in Hassa und Bedaui. Ersteres bezeichnet einen Tigre redenden Stamm, letzteres einen Unterthanen, dessen Sprache Bedscha ist. Obwohl meist Nomaden, haben die Beni Amer doch einige feste Niederlassungen von Zelt- und Strohhüttendörfern. Neben Viehzucht und Ackerbau treiben sie hauptsächlich Kamelzucht. Esel, Maultiere und Pferde sind aber auch nicht selten bei ihnen. (Werner Munzinger, Ostafrikanische Studien. S. 278—289.) In ihrer äußeren Erscheinung, sowie in Sitten gleichen die Beni Amer und auch ihre Nachbarn, die Habab, mehr ihren nördlicheren Nachbarn, den Bedscha, als den Abessiniern im Süden. Die Beni Amer bekennen sich schon lange zum Islam, wogegen ein großer Teil der Habab, sowie ihre Nachbarn, die Mensa, Takué und Bogos noch vor wenigen Jahrzehnten dem Namen nach abessinische Christen waren.

Die Berge nördlich vom Paß Kaihat werden von einigen fremdartigen Stämmen

bewohnt, die Ziegenhirten sind und feste Hütten oder Höhlen bewohnen, also nicht nomadisieren. Sie sind den Beni Amer unterworfen. Die vorzüglichsten Stämme heißen Bét Male, Bét Aued, Bét Baſcho, und die Hamaſen. Alle dieſe Stämme leben ſehr abgeſchloſſen und ſind deshalb ziemlich wild, ſie nähren ſich nur von Milch. Sie haben Aelteſte, die den Tribut zum Deglel bringen, aber ſonſt ſind ſie ganz unabhängig, ſollen ſogar ihre Nachbarn durch Räubereien ſehr plagen. Sie reden teils Chaſſa (Tigre), teils To-Bedſchauijjeh (Bedſcha).

Südlich und öſtlich von der gezogenen Grenze leben die Bét Asgedé, d. h. der Adel mit einer Maſſe Klienten von verſchiedenen Stämmen. Der Adel teilt ſich in die Az Hibtes, Tekles und Temariam (Adomariam). Die Az Hibtes, der mächtigſte dieſer Stämme, bewohnen alles Land zwiſchen Kaihat und Kyſſet bis zur Rora hinauf. Ihr Land heißt Habab und der Name gilt zu gleicher Zeit für das Volk. Die Bét Asgedé gehören zur Provinz Maſſaua, ſie haben aber ziemlich unabhängige Rechtspflege; ihr Häuptling heißt „Kintebai“, von dem ſich aber Temariam und Tekles unabhängig gemacht haben. Uebrigens bringt die Unterwerfung unter die ägyptiſche Regierung, die natürlich nivelliert, nach und nach demokratiſche Ideen ins Land, da die Klienten von ihrem Adel wenig mehr zu fürchten oder zu hoffen haben. Die Bét Asgedé ſind ausſchließlich Hirten, nur die Tekles bauen etwas Durrah am Anſeba. Ihre Produkte ſind alſo nur Häute, Butter und Wolle, die ſie ſelbſt roh verarbeiten. Die Leute erinnern ſich wohl der alten Kultur. Die erſten Asgedé kamen von Az Nefas (im Hamaſen) und ſind den Tſana-beglé eng verwandt, ſie lebten als Ackerbauer lange Zeit auf der Rora, gewöhnten ſich erſt allmählich an Kamelzucht und vergaßen den Pflug. Muhammedaner wurden ſie erſt vor etwa 70 Jahren, haben aber noch faſt alle ihre alten Sitten beibehalten. Handelsverbindung haben die Asgedé beſonders mit Maſſaua, hie und da wird aber auch Butter ausgeführt. (Petermanns Geograph. Mitt. 1872, S. 204.)

Südlich von den Habab, zwiſchen ihnen und Hamaſen, im Oſten der Marea auf dem Ireplateau wohnen in den Gebirgen die Menſa, etwa 10,000 Köpfe ſtark und ausſchließlich Halbnomaden, zugleich die geſchwornen Feinde des im Norden hauſenden Hababſtammes der Temariam, doch werden die Fehden jetzt auf ungefährliche, mehr gemütliche Art geführt. Sobald die beiden Rivalen in Streit geraten und Thätlichkeiten unvermeidlich ſind, werden die Waffen, wie Lanze und Schwert, beiſeite gelegt und der Kampf wird mit kurzen dicken Prügeln ausgefochten, eine Kampfesart, die dem eiſernen Schädel eines Afrikaners aber keinen Schaden thut. Dadurch, daß die Menſa nun Unterthanen Aegyptens ſind, haben ſie einen jährlichen Tribut nach Maſſaua zu zahlen. Körperlich ſind die Menſa ein ſehr wohlgebauter Menſchenſchlag; die Männer ſind groß, ſchlank und kräftig gebaut, mit angenehmen, den Europäern ähnlichen Geſichtszügen. Die Hautfarbe iſt dunkelbraun, das Haar grob und ſtraff, der Bart iſt meiſtens ſchwach. Bei den meiſten werden die Haare in viele dünne Löckchen geflochten, die auf die Schultern fallen und mit Butter geſalbt werden, eine bei vielen afrikaniſchen Völkern beliebte Haartour. Andere raſieren den Kopf ganz oder laſſen bloß einen Schopf ſtehen, und noch andere laſſen das Haar wachſen, wie es ihnen gerade beliebt. Die Frauen ſehen weniger gut aus; in der Jugend ſind ſie wohl voll und rund, allein die frühen Heiraten und die harte Arbeit machen die Schönheit bald welken und die Geſtalt ſchrumpft zu einem wahren Gerippe zuſammen, ehe das dreißigſte Jahr erreicht iſt. Die Kleider beider Geſchlechter bildet das auch in Abeſſinien allgemein übliche Umſchlagtuch, wozu ſich die Männer zuweilen noch den Luxus abeſſiniſcher kurzer Hoſen erlauben.

Die Menſanomaden, die in kleineren und größeren Trupps im Lande mit ihren Herden von Buckelochſen, Schafen und Ziegen umherziehen und mit ihren bienenkorbartigen Mattenzelten überall zu treffen ſind, leben während der abeſſiniſchen Regenzeit, Juni bis September, im Hochland, während der Regenzeit der Samhara, November bis April, im Tiefland. Ebenſo wird auch zweimal der Ackerbau betrieben, doch lange nicht in dem Maßſtabe, wie es bei dem durchgängig fruchtbaren Boden möglich wäre; nicht einmal der eigne Bedarf wird gedeckt, ſehr häufig muß noch Getreide aus Tigre eingeführt werden. Gebaut werden Gerſte und Durrah von ſehr ſchlechter Beſchaffenheit, ſowie ein guter Tabak, der meiſtens aus Waſſerpfeifen geraucht wird. In keiner Verſammlung, bei keiner Gelegenheit darf die Waſſerpfeife fehlen: man kommt zu einigen Hirten im Freien und ſofort erſcheint die Pfeife aus ihrem Verſteck in irgend einem Buſch und macht die Runde, man beſucht einen Ackerbauer auf ſeinem Felde und nach der erſten Begrüßung macht die Waſſerpfeife ihre Aufwartung und mit indianiſcher Feierlichkeit

geht sie von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Außer von dem Ertrag ihres Ackerbaues leben die Mensa von ihren Herden, die gewonnene Butter wird in Schläuchen nach Massaua verkauft, die zurückbleibende Buttermilch bildet die Hauptnahrung der Hirten. Neben den transportabeln Nomadendörfern hat das Mensaland noch zwei feste Dörfer. Die Hütten derselben sind jämmerliche Bauwerke, einfache, aus Stäben gebildete Holzgerüste, die mit Stroh so notdürftig gedeckt sind, daß die Regen überall eindringen und des Nachts zuweilen die Hyänen dem Innern einen Besuch abstatten, wobei sie alles Genießbare, besonders die mit Butter gefüllten Schläuche, zuweilen aber auch ein Kind wegschleppen. Mit viel größerer Sorgfalt als diese Wohnungen der Lebenden sind die der Toten hergerichtet. Die Gräber bei Geleb bestehen aus kreisrunden, trocken ausgeführten Steinmauern, deren Kamm mit weißen Quarzstücken hübsch belegt ist; zuweilen sind es auch niedere weiße Pyramiden, die an hohen Punkten gelegen, wunderschön gegen die umgebende grüne Wildnis abstechen.

Die Religion der Mensa ist die koptische; sie sind Christen wie die Abessinier, wenn es erlaubt ist, die Bezeichnung Christentum auf ein Gemisch abergläubischer Gebräuche und unverstandener und sinnloser Zeremonien anzuwenden. Die blaue, um den Hals getragene Schnur, das Zeichen der abessinischen Christen, wird nicht von allen Mensa getragen. Doch wenden sie noch meistens beim Schlachten die abessinische Formel: „Im Namen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit" an, freilich ohne von Bedeutung und Ursprung dieser Formel eine Ahnung zu haben. Aber selbst diese geringen Spuren der koptischen Religion, die sich einst weit nach Norden verbreitet hatte, verschwinden mehr und mehr, bereits ist fast die Hälfte der Mensa zum Islam übergetreten und die andere Hälfte wird gewiß nachfolgen. Der Prozeß, der in ganz Abessinien stattfindet, spielt auch hier: überall gewinnt die Lehre Muhammeds an Boden und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß in nicht allzuferner Zeit in Abessinien die Muselmänner die Majorität bilden werden, falls nicht irgend ein außergewöhnliches, unberechenbares Ereignis dem Vorrücken des Islam Schranken setzt. Der Charakter, die guten und schlechten Eigenschaften der Mensa werden durch den Religionswechsel natürlich nicht geändert. Die Mensa sind nicht schlechter und nicht besser als alle Tigre sprechenden Nomaden des ganzen nördlich von Massaua sich erstreckenden Küstenlandes; ihre beste Eigenschaft ist Gastfreundlichkeit, die noch überall in Blüte steht, da das Mensaland an keiner der Haupthandelsstraßen liegt. Grenzenlose Habsucht und große Verschlagenheit und Tücke, sowie starke Indolenz und Faulheit sind die schlimmsten Eigenschaften der Mensa, denen es sonst nicht an natürlicher Begabung und scharfem Verstande fehlt. (Ausland 1876, S. 888—889.)

Der Stamm der Abu Rof oder Rufaharaber ist unstreitig der zahlreichste in der ganzen Gesireh Sennar. Wie alle Nomaden, wechseln sie ihre Lagerplätze mit den Jahreszeiten, halten sich zur Regenzeit im Norden der Gesireh auf, und ziehen mit abnehmender Regenzeit allmählich gegen Süden, wo sie teilweise stabile Niederlassungen haben. Auf dem alljährlich bei Haqra abgehaltenen großen Markte werden die gesammelten Erzeugnisse ihrer Viehzucht, Butter und Fett, sowie Mattendecken, zum Verkaufe gebracht, Stammesangelegenheiten geschlichtet und die „Tulbah" (Steuer) beglichen. Dann ziehen sie durch die Steppen in der südlichen Gesireh Sennar und unternehmen dort Beutezüge gegen die Burum, welche jedoch nicht jedesmal zu ihren Gunsten ausfallen. Die Bedschabebuinen in Kordofan sind nüchtern, stolz auf das Waffentragen und blicken verächtlich auf jede Handarbeit. Früher war Krieg der normale Zustand bei ihnen, jetzt aber sind sie friedlich gesinnt. Die Kababisch, welche Oberst Colston in Kordofan sah, sind ein schöner Menschenschlag und viele ihrer Weiber hatten angenehme Gesichtszüge. Sie tragen keinen Schleier und gehen nackt bis zum Gürtel, auch sprachen sie ungeniert mit den Soldaten der Expedition, zeigten sich aber trotz der ihnen gewährten Freiheit, streng tugendhaft. Wie die Ababdeh und Bischarin tragen die Kababisch keinen Kopfputz, doch frisieren sich die beiden erstgenannten so, daß sie sich dadurch etwas gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die Kababisch dagegen rasieren sich den Kopf. Zu el Obeid sieht man endlich auch viele Baggara (d. h. Kuhhirten), welche mit Speeren bewaffnet auf ihren Reitochsen nach der Stadt kommen. Mit ihnen gelangen wir wieder zu den Nubastämmen, die wir eingangs dieses Kapitels kennen lernten.

„Die Baggara reiner Rasse," schreibt Rudolf Slatin, „sind schlank gewachsene Männer von 1,65 bis 1,80 m Höhe, von kupferroter Hautfarbe, mit angenehmen Gesichtszügen und ziemlich starkem Haar- und Bartwuchs. Doch giebt es wenige reiner Rasse, sondern sind die meisten Kinder von Nuba und Baggara, deren Hautfarbe dann

mehr oder weniger dunkel, und je näher selbe den Nuba stehen, desto spärlicheren Bartwuchs haben. Diese beiden Stämme teilen sich in festsitzende und nomadisierende. Die Bewohner der Dörfer sind gastfreundliche Menschen, welche von Ackerbau und Viehzucht leben, und kann man in deren Mitte sich seines Lebens sicher betrachten; doch kaum das Dorf verlassen, ist man in der Gewalt der Nomadenbaggara, die weder Recht noch Gesetz kennen und von dem ägyptischen Gouvernement, dem sie tributpflichtig, mit eben nicht allzu großer Achtung sprechen; selbe können nur durch Raub und Diebstahl ihre Existenz erhalten, da sie weder Agrikultur noch Viehzucht betreiben. Die Dargeoad Baggara oder Pferdhirten betreiben, wie es eben schon der Name andeutet, Pferdezucht, doch auch nur, weil sie ohne Pferde keine Raubzüge unternehmen können, und in solch geringem Maße, daß an Verkäufe einer größeren Anzahl nicht zu denken ist. Die Pferde sind von guter Rasse, ausgezeichnete Renner, unermüdlich und mit wenigem zufrieden. Die Darschelong erkaufen sich durch Tausch die Pferde der Dargeoad. Männer, die nicht imstande sind, sich Pferde zu erwerben, reiten Ochsen, unter denen man sogar ziemlich gute Trabläufer findet. Dieselben Tiere werden auch von den Weibern der Baggara zur Fortschaffung des Hausgerätes verwendet. Ihre Raubzüge unternehmen die Baggara meist in Begleitung von Dschellaba, denen ein Anteil des Raubes zufällt. Manchmal unternehmen sie auch Kriegszüge, die wochenlang dauern, und senden dann während dieser Zeit die Beute unter Bedeckung nach ihren Teriks zurück, wo es dann Aufgabe der Frauen ist, dieselbe bis zur Rückkehr ihrer Männer im sicheren Verstecke zu verbergen. Die Nuba ziehen beinahe immer den kürzeren, da die Ueberfälle durch die Raschheit der Baggarapferde so schnell und meist unverhofft ausgeführt werden, daß sie ihren Raub schon in Sicherheit haben, bevor die Nuba imstande sind, sich zu sammeln, um sich jenen gegenüber zu stellen. Oft schleichen sie sich nachts in die Nähe der Weideplätze und umstellen sie. Die mit erstem Morgengrauen ahnungslos ankommenden Hirten werden überfallen, gebunden aufs Pferd gesetzt, ihre Herde in die Mitte genommen, und nun geht's im vollen Jagen mit den durch Schreien und Lanzenstichen scheu gemachten Tieren über Stock und Stein, durch Wiesen und Wälder. Natürlicherweise geht hierbei die Hälfte des Raubes verloren und fällt in die Hände der ihnen nacheilenden Nuba, doch können die Baggara eben nur auf diese Weise ihre Raubzüge ausführen, da die Nuba meist zahlreicher, mutiger und selbst besser bewaffnet sind. Leider sind die Nuba unter sich nicht einig und nur dadurch ist es den Baggara ermöglicht, Raubzüge in Nuba mit Erfolg zu unternehmen. Die einzige gute Eigenschaft, welche die Baggara im Vergleiche zu anderen Völkern im günstigen Lichte erscheinen läßt, ist ihr ausgezeichnetes Jagdtalent. Selten wird man Menschen finden, die bei Auffuchen von Tierspuren und Verfolgung des Wildes mit solcher Sicherheit und Ausdauer gehen wie der Baggara. Auf seinem Pferde sitzend, nicht die geringste Aufregung in seinen Mienen zeigend, ist er keinen Augenblick im Zweifel, nach welcher Richtung sich das Tier gewandt. Ein niedergebeugter Grashalm, abgestreiftes Laub, vertretene Zweige, einige, etwas tiefer in die Erde gepreßte Steine sind ihm sichere und untrügliche Zeichen bei Verfolgung des Wildes. Meist gehen fünf bis zwanzig Männer zusammen und nie traf ich einen einzeln jagenden Baggara. Ist das Wild nun aufgefunden, so wird es umstellt, im vollen Galopp darauf eingeritten und nun ist dem Tiere kein Entrinnen mehr möglich. Von allen Seiten umringt, fällt es durch Lanzenstiche in die Hände der Jäger. Nun wird es abgehäutet und das Fleisch in Stücke zerlegt, um es transportieren zu können. Ein Feuer wird angemacht und nach sudanesischem Jägergebrauch Leber, Herz, Nieren und Eingeweide („Kirscha") sogleich verzehrt, während Haut, sowie Fleisch meist bei Nuba für Durra umgetauscht wird. Mit Hilfe ihrer ausgezeichneten Pferde ist es ihnen auch möglich, die Straußjagd mit gutem Erfolge zu betreiben und werden dann die Federn an Dschellaba für Leinwand, alte Flinten ꝛc. verkauft. Kein schlechtes Geschäft für beide Teile ist der Verkauf resp. Ankauf von Sklaven (von Baggara geraubte Nuba), welche dann in allen größeren Städten des Sudans zum Verkaufe ausgeboten werden." (Ausland 1876, S. 781—782.)

Ob das Volk der Barea und der benachbarten Kunama oder Basen zu den hamitischen Aethiopiern zu zählen sind, wie Reinisch meint, ist noch nicht ausgemacht. Der Bau der von ihm untersuchten Bareasprache weicht vom Bedscha, Saho, Agau, Galla und Somali trotz mancher Berührungspunkte so bedeutend ab, daß es Friedrich Müller bis jetzt nicht geraten erscheint, sie diesen Sprachen unmittelbar anzureihen. Wir behandeln diese sehr interessanten Völker-

schaften indes dennoch an dieser Stelle, da sich sonst kaum ein schicklicher Platz für sie finden dürfte. Der Teil des nördlichen Hochlandes von Abessinien, der sich vom Barka an westwärts bis zum langgestreckten Höhenzug des Lebi oder Nebi hin ausbreitet, ist seit Menschengedenken von einem ackerbautreibenden Volke, den Barea, bewohnt. Im Norden und Osten hat dasselbe die Beni Amer-Stämme, im Süden die Kunama im Westen die Algeden zu seinen nächsten Nachbarn. Durch keine geschichtliche Ueberlieferung ist die Herkunft der Barea aufgehellt, Erinnerungen an ihre Vorzeit gehen denselben ab. Ehemals scheinen sie aber noch weitere Gebiete bewohnt zu haben, indem sie sehr wahrscheinlich auch im jetzigen Lande der Bogos und Takue angesiedelt waren. Der Name Barea, unter welchem dies Volk bekannt geworden ist, wurde durch die Amhara verbreitet, in deren Sprache das Wort barea einen Sklaven bedeutet. Ein einheimischer Gesamtname ist bisher nicht bekannt geworden; die Barea teilen sich in zwei Gaue, Nera und Mogoreb. Die Gesamtzahl des Volkes schätzt Munzinger auf 20,000 Seelen. Sie bewohnen 26 größere Ortschaften.

Das Verhältnis der Barea zu den benachbarten Völkern ist durch ihre Lebensweise bedingt. Da sie seit undenklichen Zeiten Ackerbau treiben, so sind sie in beständigem Kampf mit den nomadischen Beni Amer, gegen welche auch die geographischen Verhältnisse keinen Schutz gewähren, da die Barea in Ebenen wohnen, welche flach gegen das Barka, zu den Weideplätzen der Beni Amer auslaufen. Dagegen stehen sie auf freundschaftlichem Fuße mit ihren westlichen Nachbarn, den Algeden, welche ebenfalls Ackerbauer sind, und mit den südlichen Grenzanwohnern, den Kunama, mit welchen sie durch gleiche Lebensweise und Beschäftigung, Religion, Sitten und Rechtsgewohnheiten verbunden sind. Politisch hängen die Barea und Kunama insofern von Abessinien ab, als sie dahin jährlichen Tribut entrichten; in allen übrigen Verhältnissen genießen sie aber vollkommene Unabhängigkeit. Da aber ihr Land in der nächsten Nähe der ägyptischen Besitzungen (Nubien) liegt, so müssen sie sich gegen die Gefahr räuberischer Ueberfälle auch diesen gegenüber zu Tributlieferungen verstehen und sind demnach zweien Herrn zugleich unterthan.

In der inneren Verwaltung erfreuen sie sich der vollsten Unabhängigkeit. Die Verfassung des Landes ist eine echt demokratische; jeder Barea fühlt sich dem anderen gleich und frei; die Gemeinde allein beschränkt die persönliche Freiheit durch den Ausspruch der Greise, denen niemand widerspricht. Die unbedingte Ehrfurcht vor dem Alter ist der Inhalt ihrer Religion und die festeste Stütze der Gesellschaft, die einzige, aber auch wirksamste Waffe gegen Friedensstörer in der Gemeinde ist der Fluch der Greise, da hier jeder überzeugt ist, daß irgend ein Unternehmen, welches den Segen der Väter nicht für sich hat, scheitern, daß jeder von ihnen ausgesprochene Fluch vernichten muß. Den Gau bilden die Gemeinden, denen gegenüber die Familie keine Macht besitzt, daher kennen die Barea auch keinen Geburtsstolz. Die Gemeinde besteht aus den Männern des Dorfes, also aus Personen, nicht Familien. Selbst der eingewanderte Fremde wird, wenn er einmal der Landessprache mächtig ist, mit den Eingebornen ebenbürtig; nur der Gast muß sich einen Wirt suchen, um von ihm geschützt zu werden. Wird der Gast getötet, so rächt sich der Wirt dadurch, daß er des Mörders Gast tötet.

Nur die engere Familie ist vom Vater abhängig; was über sie hinaus ist, geht in der Gemeinde auf. Zur Schlichtung eines Streites versammeln sich die Greise unter einem Baum oder unter einer eigens errichteten Schattenlaube, „Logodat" (log: Erde, Ort, Platz; dat: Sitzen). Die Alten sitzen, das Volk lagert umher. Sobald die Klage vor-

getragen ist, hat jeder Anwesende das Recht, seine Meinung darüber zu sagen; der Jüngste beginnt und so aufwärts, und das letzte entscheidende Wort hat der Aelteste. Sein Ausspruch erlangt Gesetzeskraft. Diese Rechtssprüche „Onta" (Verdikte), bleiben als traditionelles Recht im Gedächtnisse des Volkes. Als Beweismittel kennen die Barea wie die Kunama das Zeugnis wie den Eid. Der Zeuge wird vor Gericht geladen und verhört, die Anzahl der Zeugen kann auf Verlangen des Klägers oder des Verklagten bis auf drei gebracht werden. Unfähig zum Zeugen ist der Dieb, der Räuber, der notorische Lügner, das Weib und das Kind. Der Zeuge macht eine einfache Aussage, ohne alle eidliche Bekräftigung. Fehlen Zeugen, so kann der Kläger den Eid ablegen oder den Verklagten schwören lassen. Es giebt verschiedene Arten des Eides: der Schwörende schlägt seines Sohnes Hand oder dessen rechten Oberschenkel, oder er tritt auf sein Schwert oder auf seines Verwandten Grab, oder er bricht einen Zweig im heiligen Hain Terbo-Wodeg. Auch politisch sind die Greise die einzige Behörde; sie schließen Krieg und Frieden. Wollen sie mit einem Nachbarstamme Frieden haben, so verbieten sie den Männern alle Raubzüge gegen denselben, indem sie darüber ihren Fluch aussprechen. Die Gesandten, welche von den Aeltesten der Gemeinde beauftragt sind, mit dem Ausland zu verhandeln oder den Tribut einzuholen, gelten als einfache Diener der Gemeinde und genießen in keiner Weise Vorrechte vor ihren Mitbürgern. Während der Zeit ihrer Sendung sind sie frei von Abgaben, außerdem werden ihre Felder von der Gemeinde bestellt. Niemand ist vornehm oder gering, niemand wähnt sich besser zu sein als die anderen. Reichtum und Armut hat politisch genommen keine Bedeutung. Kein Adel ragt über die Masse hervor. Nur das Alter hat seine ungefährlichen Vorrechte. Deswegen entbehren diese Völker der genealogischen Geschichte. Stammbäume sind da ohne Wert, wo die Familie politisch ohne Macht ist und die Verwandtschaft sich schnell vergißt.

Ihrer Religion nach sind die Barea und Kunama noch Heiden. Zwar haben viele Gemeinden sich bereits zum Islam bekehrt und die Barea, als die nächsten Nachbarn der Muhammedaner, werden sich wohl zunächst alle dem Halbmond zuwenden. Ihre Bekehrung besteht übrigens einfach nur in dem Bekenntnis zur Einheit Gottes und der Sendung des Propheten, gegen dessen Vorschriften und Verbote verhalten sie sich aber ziemlich gleichgültig. Der Inhalt der ursprünglichen Volksreligion besteht in einer tiefen Ehrfurcht vor dem Alter. Jünglinge mischen sich nie ins Gespräch der Aelteren und bejahrte Männer horchen schweigend den Worten der Greise. Vater und Mutter sind äußerst hoch gehalten, besonders die Mutter wird sehr geliebt und in ihrem Alter zärtlich gepflegt. Ein Eingreifen höherer Mächte in die Geschicke der Menschen erkennen sie nicht an. Zwar glauben sie an die Existenz eines höchsten Gottes, welchen die Barea „Ebberé", die Kunama „Anna" nennen; aber sie zollen ihm keine Anbetung, sie haben keinen Tempel, noch Gottesdienst, kennen kein Gebet und keine Offenbarung. Munzinger berichtet: „Während einige ein unterirdisches Leben nach dem Tode anzunehmen scheinen, erklärten mir die anderen unumwunden: tot sei tot." Alljährlich nach vollbrachter Ernte im Monat November feiern beide Völker ein Fest, das die Barea „Fiyot" nennen. Es ist ein Fest der Freude über die eingeheimsten Früchte, ein Fest allgemeiner Versöhnung und der Erinnerung an die Verstorbenen, ein Tag des Friedens, an dem alle Fehde ruht. Jedes Haus bereitet für diesen Tag eine Menge Bieres, „Alfa", auch für jeden Toten des Hauses wird ein kleiner Topf voll Bier zwei Tage lang hingestellt und dann von den Lebenden getrunken. An diesem Tage begiebt sich die ganze Bevölkerung eines Gaues an einen besonderen Platz, wo Spiel und Tanz den Tag verkürzen.

Gemeinsam mit fast allen Eingebornen Afrikas haben beide Völker den Glauben an die wunderthätige Macht von Talismanen, besonders werden den Wurzeln geheime Kräfte zugeschrieben; am Körper getragen, sollen sie die Krankheiten verhüten, Gift und die feindliche Waffe unschädlich machen. Eine besondere Furcht wird vor dem „bösen Blicke", gegen welchen man sich durch Amulette zu schützen sucht, an den Tag gelegt. Als wirksame Amulette gelten Hyänenzähne, Vogelklauen u. s. w., besonders aber geschätzt sind alle beschriebenen Papiere, der Inhalt der Schrift ist so ziemlich Nebensache.

Der Glaube an die Verwandlungen von Menschen in Tiere bei den muhammedanischen Völkern Ostafrikas scheint ziemlich neueren Datums zu sein und auf dem Boden des Islam in derselben Weise seinen Ursprung genommen zu haben, wie im christlichen Abendlande gewisse heidnische Nationalgötter, deren Kult bei dem Volke schwer auszurotten war, im Volksglauben in christliche Heilige umgewandelt wurden. Daher wissen diejenigen Stämme Ostafrikas, welche dem Heidentume noch nicht entsagt haben, nichts von in Tiere verwandelten Menschen, sondern erweisen noch gegenwärtig gewissen Tieren,

wie dem Pavian, der Schlange, dem Nachtraben u. s. w., geradezu göttliche Verehrung. Besonders merkwürdig sind in diesem Punkte die Kunama, deren Tierdienst von dem uralten Tierkult der alten Aegypter sich kaum unterscheidet. Wie im alten Aegypten jeder Gau seinen besonderen Gaugott besaß, der in einem bestimmten heiligen Tiere verehrt wurde, so verehrt noch gegenwärtig im Kunamalande jeder Gau ein bestimmtes Tier als seinen besonderen Gaugott, und Reisende haben sich daher wohl in acht zu nehmen, daß sie nicht ein solches göttlich verehrtes Tier verletzen oder gar erlegen. Diejenigen Kunama, welche bereits die muhammedanische Religion angenommen haben, enthalten sich zwar der göttlichen Verehrung von Tieren, bewahren aber vor diesen immer noch eine gewisse heilige Scheu. Dieselbe Scheu hegen sie auch vor den sogenannten gezeichneten Menschen; Rothaarigen, Schielenden oder solchen, welche einen unsicheren oder stechenden Blick haben, geht man gern aus dem Wege und meidet ihre Gegenwart. Von Geistern und Hexenglauben dagegen hat man bisher keine Spur entdeckt. Merkwürdig ist die Priesterschaft des „Alfai" (arab. 'alif, Kalif, Stammhaupt). Der Alfai der Barea lebt nahe bei Tembâde auf einem Berge allein (ein friedlicher „Alter vom Berge") mit seiner Familie. Das Volk bringt ihm Abgaben, Kleider und Früchte und bebaut ihm ein eigenes großes Feld. Er ist eine Art König, dessen Amt nach dem Erbrecht auf den Bruder oder den Schwestersohn übergeht. Sein Amt ist, Regen herabzubeschwören und die Heuschrecken zu vertreiben. Gelingt ihm diese Erwartung nicht, so wird der Alfai zu Tode gesteinigt, wobei seine nächsten Verwandten den ersten Stein auf ihn zu werfen haben.

Bei allen vorerwähnten Sudanvölkern haben wir ein deutliches Fortschreiten des Islams zu verzeichnen gehabt. Nach allen Beobachtungen ist er ihrer Sinnesart so angemessen, daß er dem Christentum den Eingang im Sudan sehr erschweren wird. Der Sudanese will nicht denken; Sittenlehre, Pflicht und andere christliche Anforderungen sind ihm so lästige Zwangsmaßregeln, daß der freie Sohn der Wildnis lieber mit Sonnenauf- und Untergang, sein Gesicht nach Osten gewendet, unter einigen Formeln ein Gebet murmeln, Muhammed den Prophet nennen wird, wenn er nur sonst thun darf was er will. Aber nur die äußere Form, nicht der geistige Teil des Islams ist in die Gemüter eingedrungen. Die gerühmte orientalische Gastfreundschaft macht Herbergen und Gasthäuser überflüssig; aber nicht bei allen Leuten geschieht es aus religiöser Pflicht, sondern der hergebrachten Gewohnheit wegen. Die bequeme, äußerlich leicht faßliche Lehre Muhammeds paßt diesen Ländern und deren Bewohnern besser und wird durch Fanatiker, die aus Mekka alljährlich zurückkehren, immer mehr und mehr ohne Aussendung von Missionären verbreitet.

Wir haben im Vorstehenden die hauptsächlichsten Zweige nicht bloß der mit den Fulah zusammenhängenden Nubaraſſe, sondern auch die wichtigsten Glieder der äthiopischen Völkersippe einer flüchtigen Musterung unterworfen. Mitten im Zentrum des von ihnen gebildeten Kreises sitzen nun auf dem abessinischen Hochlande, dieser afrikanischen Schweiz, inselartig Menschen von durchaus verschiedener Abkunft, weder Neger, noch Nuba oder Hamiten, sondern Semiten, die sich durch ein beträchtlich höheres Gesittungsniveau vor den umwohnenden Völkern auszeichnen. Es sind dies die Abessinier, richtiger gesagt der Hauptkern des mit diesem Namen bezeichneten Völkergemenges, an welchem die Aethiopier in hohem Grade beteiligt sind. Die gegenwärtigen Abessinier im politischen Sinne sind eben kein einheitliches Volk und scheinen drei Hauptstämmen anzugehören, so daß es schwer ist, für sie eine allgemeine Charakteristik aufzustellen; doch weist ihr physischer Charakter auf einen gemeinsamen Typus und auf eine Verwandtschaft mit den Arabern hin. In der That

sind die ältesten unter diesen drei Hauptstämmen, nämlich die Bewohner der Landschaft Tigre im Norden des abessinischen Alpenstockes nach Fried. Müller eine alte Kolonie der Himjariten in Südarabien, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über die Meerenge von Bab-el-Mandeb hinübersetzten. Die alte Sprache derselben, das sogenannte Aethiopische oder Gheez, ist die nächste Verwandte des in den Inschriften gefundenen Himjaritischen. Gegenwärtig ist das Gheez aus dem täglichen Leben verschwunden und gilt nur mehr als heilige Kirchensprache. Dagegen lebt es noch heutzutage in seinen Tochteridiomen, dem Tigre, der Sprache Nordabessiniens, und dem Tigrina fort. Diese Nordabessinier besitzen einen langen, bemerkenswert schmalen Schädel (Breitenindex 69, Höhenindex 76), eine lange gebogene Nase, wenig dicke Lippen, lebhafte etwas geschlitzte Augen, jener der Araber nicht unähnlich, vorstehende Backenknochen, dünnen Hals, wolliges Haar und einen wohlproportionierten Körper. Sie sind tapfer, geschickt und gewandt. Aus einer zweiten Kulturperiode stammen die Bewohner Lastas, d. h. des östlichen Berglandes in Mittelabessinien. Sie sind bemerkbar durch die Kleinheit ihrer Schädel, griechische Stirn, offene Gesichtszüge, Kleinheit der Extremitäten und zierlichen Körperbau. Zugleich haben sie eine verhältnismäßig sehr helle Hautfarbe und einen intelligenten, lebhaften, selbst heftigen, aber keineswegs zuverlässigen Charakter. Obgleich in sehr hohem Gebirgslande wohnend, gehören die Lastaer zu den besten Reitern und Kriegern Abessiniens. Der dritte Hauptstamm sind die Bewohner von Amhara, Schoa und Gurague, welche am meisten den Charakter einer Mischlingsrasse tragen. Sie haben breite Schädel, ein schönes großes Auge, angenehmen Blick, vorstehende Backenknochen, gekräuseltes Haar, wohlproportionierten Körperbau und im allgemeinen dunkelolivenbraune Haut. Ihr Charakter ist gastfrei, heiter, gefällig und ansprechend, dabei aber auch eitel, schlaff, aufschneiderisch und bei den Männern sehr träge, während die Weiber recht thätig sind. Die Leute reden jetzt das Amharna, die Landessprache in dem ganzen Gebiete zwischen dem Takazze und Abay, sowie in Schoa; es ist dies keine direkte Tochter des Gheez, sondern eines uns unbekannten Seitenzweiges desselben und wahrscheinlich aus dem Gemisch mit einem fremden Elemente entstanden, vielleicht der Huarazasprache, deren sich die Agau und Falascha bedienen. Das vom Tigre vollständig abweichende Amharna hat in Süd- und Mittelabessinien nach und nach immer mehr Boden gewonnen und ist auch zur Hofsprache geworden. Es wird geschrieben und seine Schriftzeichen sind nächst verwandt mit den Himjaritischen.

Außer den eigentlichen Abessiniern leben noch manche der uns schon bekannten Stämme in Abessinien; so die Agan besonders in Lasta und in Aguameder nebst den Falascha auf dem nördlichen Hochlande, dann die schwarzen Galla (deren Namen schon in griechischen Inschriften der Ptolomäerzeit vorzukommen scheint) in den südlichen trockenen Hochflächen und jetzt auch teilweise in Käffa, Yedschou und Godscham nebst den mit ihnen stammverwandten Danakil und Adal in den trockenen Flachländern längs dem roten Meere und dem indischen Ozean und landeinwärts bis zum Fuße des abessinischen Hochlandes; die Gonga in den südlichsten Bergländern und nördlich in einzelnen Stämmen bis zum Abai in Godscham, endlich die Schangala in den waldigen und sumpfigen Flachländern. Nebst den Danakil und Adal treffen wir in den wasserlosen Ebenen und Vorbergen des

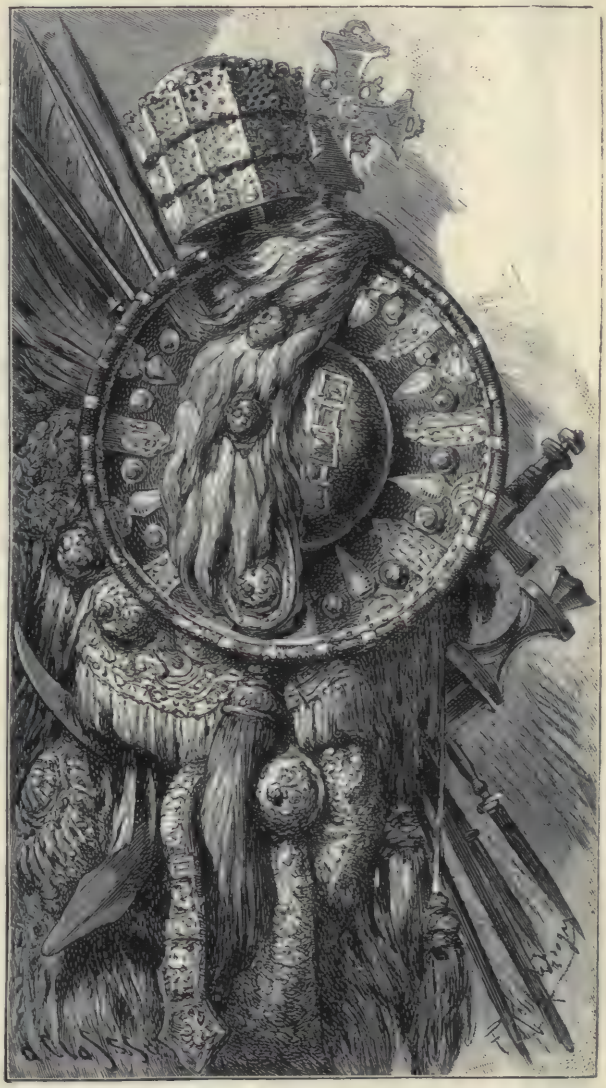
Osten noch die Teroa und Afaorta, muhammedanische, meist nur nominell der Pforte unterworfene Hirtenvölker, welche teils ein Idiom des Gheez, teils Galladialekte sprechen. In den Gebirgslandschaften der Nordgrenze wohnt ein Teil des Stammes der Beni Amer.

Den Gesamteindruck, den Land und Leute auf den Fremden machen, faßt der französische Reisende Achille Raffray in folgendem zusammen: „Der Reisende findet in Abessinien überall eine wirkliche Zivilisation vor, welche freilich seit Jahrhunderten stehen geblieben ist. Man betrachte diese Reihen von Mädchen, die, den Henkelkrug stolz auf dem Kopfe tragend, zum Brunnen gehen, die Greise in ihren Mänteln, die Fürsten im Kreise ihrer Krieger und Diener, einen Trupp Reiter auf reich geschirrten Maultieren, mit langen Wurfspießen, krummen Säbeln, silbereingelegten Schilden und im Winde flatternden roten und weißen Gewändern, und man glaubt, Rebekka, die Weisen Griechenlands, das Heer Alexanders wiedererstanden vor sich zu sehen. Und welche Landschaft als Rahmen dieses Bildes, welches Licht zu seiner Beleuchtung! Unsere Alpen unter der Sonne der Wendekreise! Alle Hautfarben finden sich vertreten, vom Hellgelb bis zur Ebenholzschwärze, nur der europäische Teint nicht; die vorherrschende Farbe ist aber kastanienbraun. Die Gesichtszüge sind ebenfalls sehr mannigfaltig, nähern sich aber dem europäischen Typus, dessen Schönheit sie oft, namentlich bei den Frauen, erreichen." Die Frauen sind fast ohne Ausnahme von klassisch-schönem Körperwuchse und besonders durch feine, regelmäßige Gesichtszüge und die ganz griechische Nase ausgezeichnet. Ihr ganzes Wesen atmet zarten Sinn und eine sanfte Seele. In Gesellschaft ihres Geschlechtes sind sie von übersprudelnder Munterkeit, zeigen aber im Verkehr mit Männern hohen Anstand und vornehmer Würde.

Die Regierungsform ist ursprünglich eine unumschränkt monarchische und erbliche. Der König oder „Negus" ist als solcher der oberste Lehens- und Kriegsherr von Abessinien. Nach ihm kommen die „Raz", Statthalter, welche früher sehr selbständige und zuzeiten dem Könige an wirklicher Macht weit überlegene Vasallen waren, aber jetzt in ihrer Bedeutung herabgedrückt sind. Sie müssen dem Könige Tribut und Heeresfolge leisten, sind in der Verwaltung ihrer Provinzen aber ziemlich unabhängig. Der jetzige König Johannes ist bemüht, ihre Macht in Güte zu beugen; er hält sie unter dem Vorwande von Auszeichnungen und Ehrenstellen an seinem Hofe zurück und vermehrt nach Thunlichkeit ihre Anzahl. An ihrer Stelle regieren inzwischen „Meslani" oder Unterstatthalter die Provinzen und diesen unterstehen wiederum die „Balambara", „Azadsch" und „Chum" als Verwalter kleiner Bezirke. Im Kriege bekleiden die Raz ebenfalls den höchsten Rang nach dem Könige, dessen Unterfeldherren sie sind; unter ihnen befehligen Oberste und Hauptleute von verschiedener Benennung.

Die Staatseinkünfte bestehen vorzüglich in den Zolleinnahmen, deren Erhebung meist verpachtet ist, in Gebühren, welche bei Verkäufen von Maultieren, Pferden ꝛc. zu entrichten sind, und in Lieferungen an Getreide, Schlachtvieh, Salz, Baumwollstoffen ꝛc. für den Unterhalt der Armee, die meist in Städten und Dörfern einquartiert wird; endlich in regelmäßigen Abgaben von Boden-

erzeugnissen und Ländereien. Es giebt kein eigentliches stehendes Heer, mit Ausnahme der Leibwache des Königs. Beabsichtigt dieser einen Kriegszug, so beruft er seine Vasallenfürsten, um die sich dann ihre speziellen Unterthanen und andere Reisige scharen.



Abessinischer Königsornat (Tiara des Abuna. Waffen und Königlicher Schmuck des Königs Theodoros von Abessinien). Dreifache Krone des Abuna, später im Besitze des Königs Theodoros, Schild mit schwarzem Sammt überzogen und mit getriebenen Goldblechen beschlagen, Gewänder mit silbernen Bukeln ꝛc.

Es giebt allerdings zahlreiche Leute, die das Kriegshandwerk zum Lebensberufe gemacht haben, aber sie sind in Friedenszeiten nicht zu einem Heerkörper vereinigt, sondern bilden das Gefolge irgend eines angesehenen Häuptlings, der für ihren Unterhalt sorgt oder auch sie selbst dafür sorgen läßt, indem er ihnen eine Ortschaft zuweist, welche für ihre Bedürfnisse aufzukommen hat. Diese Berufssoldaten bilden den Kern der abessinischen Armee; in Kriegszeiten kommt noch eine Menge von Rekruten hinzu, Bauern, die ihrem Herrn freiwillig, was meistens der Fall ist, oder gezwungen in den Krieg folgen und nach demselben wieder zum Pfluge zurückkehren. Ist der Anführer oder der Kriegsgrund in der von der Armee durchzogenen Landschaft populär, so schließen sich alle waffenfähigen Männer ihr an. Ihr Sold und Unterhalt macht dem Anführer wenig Sorgen, dafür giebt es Requisitionen und Plünderungen; der Krieg muß den Krieg ernähren und wenn er längere Zeit in einer Landschaft währt, ist dieselbe ruiniert. Die Armee besteht aus Reiterei und Fußvolk, das letztere aus Schützen und Lanzenträgern. Die Bewaffnung besteht durchwegs aus geraden oder krummen, ein- oder zweischneidigen Säbeln, die an der rechten Seite getragen werden; die Reiter und Lanzenträger führen noch einen großen runden Schild aus Büffel- oder Flußpferdhaut mehr oder weniger künstlich verziert, und einen oder mehrere Speere oder Wurfspieße.

Reiterlanze der Abessinier.

Die Abessinier handhaben diese Waffe sehr geschickt und treffen auf etwa dreißig Meter mit großer Sicherheit. Die Reiter schleudern ihre Wurfspieße im Galopp. Die Bewaffnung der Schützen ist eine sehr mangelhafte; es sind meistens Steinflinten orientalischen Ursprungs; der Schaft gleicht dem arabischer Gewehre, Lauf und Schaft sind von Lederriemen zusammengehalten. Man findet auch noch alte portugiesische Feuerwaffen, die manchmal mit Silber eingelegt sind, aber in einer Waffensammlung besser am Platze wären, als in der Hand eines Soldaten. Der Schießbedarf wird in großen ledernen Patrontaschen mitgeführt, worin kleine Futterale aus Schilfrohr als Pulverhorn dienen. Die Sättel sind den arabischen ähnlich, mit Sattelknopf und Lehne und mit einer fast bis auf die Erde reichenden Schabracke. Rote, grün verzierte Schabracken sind die Auszeichnung der Anführer; beim Könige und den Prinzen sind dieselben aus Leopardenfell. Die Pferde und Maultiere sind mit Schellen und Schnallen behängt. Der Troß der Armee besteht aus einer Unmasse von Knappen, Troßknechten und dienenden Weibern. Die Reiter lassen ihre Schlachtpferde zur Schonung von Dienern führen und reiten auf dem Marsche auf Maultieren. Der Schild hängt am Sattelbogen, die anderen Waffen werden von Dienern getragen. Eine Intendanz für die Verpflegung giebt es nicht; jeder muß für sich selbst sorgen und nimmt seine Dienerschaft mit ins Feld. Die Weiber tragen das Küchengeräte, holen Holz und Wasser und mahlen das Korn, ermuntern in der Schlacht die Kämpfenden, pflegen die Verwundeten und sorgen dafür, daß denselben nichts abgehe. So begleiten auch viele Frauen ihre Männer ins Feld zu Fuße oder auf einem Maultiere, je nach dem Vermögen, und oft auch noch mit einem Kinde auf dem Rücken oder hinter dem Sattel. Im Lager richtet sich jeder ein, so gut es geht. Um das Zelt des Anführers erhebt sich eine Anzahl von Hütten- aus Laubwerk, in denen die Soldaten mit ihren Familien Obdach finden.

Schon im vierten Jahrhunderte wurde von Alexandrien aus das Christentum nach Abessinien gebracht und das Volk gehört auch jetzt noch der christlichen Religion und zwar dem koptischen Bekenntnisse, d. h. der Sekte der Monophysiten an. Das kirchliche Oberhaupt führt den Titel „Abuna“, d. i. unser Vater, mit dem Range eines Patriarchen. Der Abuna wird in Alexandrien geweiht, sollte aber nur die Stellung eines Erzbischofs haben; er residiert in Gondar und seine Macht ist nur durch die des Königs beschränkt; ihm zunächst stehen die Bischöfe und der niedere Klerus. Das Land hat eine sehr große Zahl von Geistlichen, Mönchen, Nonnen und Schriftgelehrten, die im allgemeinen eben nicht sehr im Geruche der Heiligkeit stehen, sondern vielmehr durch Sittenlosigkeit und Indolenz hervorleuchten. Der Beruf der Mönche ist namentlich zu faullenzen; sie nähren sich von den reichlichen Kirchengütern, von Ablaßkrämerei, schmutzigem Bettel und Betrug. Die ganze Religion besteht in der Befolgung leerer, völlig unverstandener Zeremonien. Auch die eigentliche Geistesbildung steht noch auf sehr niedriger Stufe, wiewohl das Volk eine Menge gelehrter Werke, namentlich theologischer besitzt, und auch nicht der Geschichte entbehrt, die freilich nur im Chronikenstil gehalten und fortgesetzt wird. Die abessinischen Theologen sind sogar sehr stark in Spitzfindigkeiten und halten viel auf das Auswendiglernen. Der Abessinier ist überhaupt sehr wißbegierig, liest gerne, was man ihm giebt, und die Studenten in Gondar entwickeln

eine bewundernswerte Unverdrossenheit und rastlose Thätigkeit. Dafür sind sie abergläubisch und hängen an den absurdesten Lehren. Zauberer und Regenmacher von Profession halten noch eine reichliche Ernte. Besonders gefürchtet ist auch hier der „böse Blick", gegen welchen man sich durch teuer erkaufte Amulette zu schützen sucht. Träume gelten für göttliche Eingebungen und werden von alten Weibern tiefsinnig gedeutet und ausgelegt. Kometen verursachen allgemeinen Schrecken. Der Schrei der Schakale bedeutet Unglück und das Gekrächze der Raben gilt als Vorbote des Todes. Für Volksbildung und Aufklärung geschieht nichts, am wenigsten von seiten der Geistlichkeit. Nur die für den Kirchendienst bestimmten Kinder erhalten einen dürftigen Unterricht.

Die Kinder haben sich in Abessinien großer Nachsicht zu erfreuen. Man quält sie weder mit Volksschulen, noch Gymnasien. Das ganze Erziehungsprinzip für Kinder gipfelt darin, sie mutig und unbändig zu machen. Wenn sie heranreifen, so werden sie angehalten, ihren Eltern bei entsprechenden Arbeiten an die Hand zu gehen. Knaben und Mädchen wachsen zusammen auf. Täglich sammelt sich auf dem Hauptplatze des Dorfes die Jugend zu gemeinschaftlichem Spiel und Tanz. Dieses freie Verhältnis der beiden Geschlechter ändert sich jedoch völlig durch die Heirat.

Die Verlobung wird in der Regel sehr früh zwischen den Eltern oder den Vormündern abgemacht, die es dabei nur auf Familienallianzen absehen. Häufig erfolgt die Verlobung am Tage der Geburt und nicht selten schon vor der Geburt, indem Familien, die ihre Kinder ehelich verbinden wollen, sich gegenseitig das Versprechen geben, die allfälligen Kinder nur untereinander zu verbinden. Stirbt die Braut vor der Ehe, so tritt die nächste Schwester an ihre Stelle in die Eheverlobung ein, sowie im Falle, wenn der Bräutigam stirbt, entweder seine Brüder nach dem Range des Alters und in Ermangelung von Brüdern sogar der Vater des Bräutigams in dessen Heiratsrechte eintritt. Die Verlobte des Verstorbenen geht ohne weitere Förmlichkeit an seinen nächsten männlichen Erben über und es steht dem Vater der Braut kein Recht zu, dagegen Einsprache zu erheben. Hochzeiten werden in der Regel um Weihnachten vollzogen, weil die eingegangen Ernte die Festausgaben erleichtert, doch sind auch andere Jahreszeiten für Eingehung der Ehe nicht untersagt; nur in der Fastenzeit allein wird niemals eine Hochzeit gefeiert und zwar beobachten diese Sitte nicht nur die Christen, sondern auch die Muhammedaner. Eine Hochzeit wird nur an einem Samstag oder Sonntag begangen und zwar an einem Samstag, wenn die Braut eine Jungfrau ist, am Sonntag aber, wenn eine Witwe zum zweiten oder dritten Male verheiratet wird. Ist die Braut eine Witwe, so erfolgt ihr Einzug in das Haus des Bräutigams ohne Gepränge; ist sie aber eine Jungfrau, so gestaltet sich dieser Einzug zu einem glänzenden Feste, an welchem sich nicht nur die beiderseitigen Verwandten der Verlobten beteiligen, sondern auch die beiden Ortschaften, denen die Verlobten angehören. Der Vater des Bräutigams oder, wenn jener nicht mehr am Leben ist, der nächst Aelteste aus der Familie des Bräutigams, begiebt sich in Begleitung sämtlicher männlichen Verwandten auf den Weg um die Braut abzuholen. Spielleute mit Trompeten, Pauken und Flöten sowie Possenreißer schreiten dem Zuge voran, eine bekränzte weiße Kuh vor sich hertreibend. Beim Dorfe der Braut angelangt, führen die Jünglinge des Dorfes gegen die Ankömmlinge einen Scheinkampf aus, als ob sie ihnen den Eingang verweigern wollten. Endlich treten die Aeltesten der Familie der Braut den Angekommenen entgegen, reichen ihnen die Hand und führen sie zum Hause der Braut. Hierauf schlachten die Ankömmlinge vor dem Hause die weiße Kuh; deren Fleisch wird von den Verwandten der Braut gegessen, die Knochen und der Kopf aber werden sorgfältig und feierlich in einer Grube vergraben. Ist dieser Akt vorbei, so wird die von Kopf bis zu Fuß dicht verhüllte Braut dem Vater oder Stellvertreter des Bräutigams ausgeliefert und zwar horizontal auf dessen vorgestreckte Arme gelegt und in dieser Haltung eilenden Laufes nach dem Hause des Bräutigams getragen. Ist der Weg lang, so setzt sich der Brautführer oder vielmehr der Brautträger auf einen Maulesel und legt so den Weg reitend zurück. Im Dorfe des Bräutigams angelangt, wird die süße Last an der Schwelle eines neu errichteten Mattenzeltes niedergelegt. Inzwischen ist auch der Bräutigam, gleichfalls mit verhülltem Haupte, von seinen Freunden umgeben und geleitet, herangekommen. Vor der auf dem Boden liegenden Braut stehen bleibend,

wäscht er sich zuerst den ganzen Leib, setzt hierauf seinen Fuß leicht auf den Nacken seiner Braut, schreitet dann über dieselbe in das Zelt und zerbricht hier einen irdenen Topf, nach welchem Akte ihm die Braut zugeführt wird. Die Verwandtschaft bleibt mit dem Ehepaare vom Samstag bis auf den folgenden Montag, während welcher Tage dieselbe samt dem ganzen Dorfe auf Kosten des Bräutigams mit Fleisch, Kuchen, Bier und Honigwein bewirtet wird. Die Nächte vergehen unter lärmendem Jubel, Sang und Tanz. Diese Art der Eheschließung ist allgemein, bei den Christen sowohl wie bei den Muhammedanern, Juden und Heiden. Von einer kirchlichen Trauung wissen hier auch die Christen nichts. Jedoch ist bei den Christen auch eine Art Kirchgang der Eheleute üblich, der aber erst sehr geraume Zeit nach der Eheschließung gemacht wird, gewöhnlich nach Ablauf von vier Monaten oder wenigstens nach Abschluß desselben Jahres, in welchem die Ehe perfekt geworden ist.

Während der genannten Zeit, eigentlich einer Probezeit, kann der Mann seine Frau ohne weitere Verbindlichkeiten ihrer väterlichen Familie zurücksenden und sich dann um eine andere Lebensgefährtin umsehen. Anderenfalls setzt er nach genannter Frist den Ortspfarrer in Kenntnis, daß er gesonnen sei, den folgenden Sonntag mit seiner Frau das Abendmahl zu empfangen, welche religiöse Zeremonie als Vollziehung der Ehe gilt. Uebrigens steht es nach äthiopischem Brauche auch der Frau frei, sich von ihrem Manne zu scheiden. Die letztere Form besteht einfach darin, daß die Frau dreimal in das Haus ihrer Vaters sich flüchtet. Die Ehe ist ein Kaufgeschäft und der Vater des Bräutigams, welcher mit dem Vater oder Vormunde der Braut den Kauf abschießt, hat infolgedessen an letztere bestimmte Gebühren zu entrichten, welche nach den Vermögensumständen der kontrahierenden Teile bemessen werden. Diese Gaben werden am Tage der Hochzeit durch einen gleichen Wert an Kuchen dem Bräutigam ersetzt und außerdem hat die Braut auch noch das Ehebett, Linnenzeug und das Kochgeschirr mitzubringen. Der Schmuck der Frau besteht in Armbändern von Gold, Silber oder Elfenbein, in Fußbändern, welche über den Knöcheln getragen werden, in zwei Ohr- und einem Nasenringe; endlich aus einem Diadem und einem Steckkamme für die Haare. Dazu kommt noch ein kleiner Nürnberger Spiegel. Gold ist das Vorrecht der Adeligen, für die übrigen Stände wird der Schmuck aus Silber oder Elfenbein verfertigt. Der Nasenring wird an Werktagen durch einen Elfenbeinknopf von der Größe unserer Brustknöpfe ersetzt, der in dem durchstochenen linken Nasenflügel eingeknöpft wird.

Noch müssen wir der eigentümlichen Sitte erwähnen, wonach der Gatte der Frau durch Gesetz und Sitte dazu verhalten ist, seine Schwiegermutter zu fliehen und ihr auf allen Wegen sorgfältig ausweichen zu müssen, ihr niemals ins Antlitz schauen, sie niemals anreden oder ihr Antwort geben zu dürfen.

Die Frau, ob ledig oder verheiratet, ist rechtsunfähig. Sie kann nicht erben, keine Bürgschaft oder Zeugenschaft abgeben, zu keinem Eide angehalten werden. Sie hat keine Rechtsverantwortlichkeit, hat weder Pflicht, noch Recht. Eine Frau, des Mordes angeklagt, kann dafür niemals zu Gericht gezogen werden; die Sühne für ein von ihr begangenes Verbrechen hat ihr natürlicher Vormund, d. i. ihr Vater oder, wenn sie verheiratet ist, ihr Gatte zu leisten. Obwohl das Gesetz die Frau sehr niedrig stellt und andererseits die Rechtlosigkeit des Weibes nicht geeignet ist, den Charakter desselben zu veredeln, so ist doch das Los der Frauen nicht so traurig, als man nach dem bisher Gesagten vorauszusetzen berechtigt wäre. Während in den meisten muhammedanischen Ländern das weibliche Geschlecht die Zeit seines Lebens in den Haremen wie hinter Schloß und Riegel zubringen muß, genießt dasselbe in Aethiopien die volle Freiheit gesellschaftlichen Verkehres, begegnet allerwärts großer Achtung und Aufmerksamkeit und, ob reich oder arm, findet ein Mädchen stets eine anständige Versorgung. Der Hausfrau obliegt nur die Erziehung ihrer Kinder und die Aufsicht über das Hausgesinde, sie selbst aber ist jeder Arbeit überhoben. Der Gatte würde dem allgemeinen Spotte sich aussetzen, der seine Frau zu häuslichen Verrichtungen oder gar zu Feldarbeiten anhalten wollte. Aufmerksames Entgegenkommen der Ehemänner gegenüber ihren Frauen ist keine Seltenheit. Auf Putz, Schmuck und Schminke sind die Damen sehr versessen und widmen ihrer Toilette viele Stunden des Tages. Wenn sie den Gatten mit der ganzen Macht ihrer weiblichen Reize überwältigen will, so nimmt die Frau ein Bad von duftendem Rauchwerke, färbt sich dann Hände und Füße mit Henna, scheitelt ihre Haare auf, erfüllt sie mit stark riechender Pomade und besteckt dieselben mit Blumen, salbt ferner den ganzen Leib mit wohlriechendem Oele, so daß eine Dame schon von weitem die Atmosphäre auf eine Weise affiziert, die einem ungewohnten Fremden Schwindel verursachen muß, von den Ein-

gebornen aber als Vorgeschmack des Paradieses betrachtet wird. Das Tragen langer Fingernägel gehört zum guten Tone bei den Damen; sie machen aber von denselben auch gegenüber ihren Gatten nicht selten etwas unzärtlichen Gebrauch, deren einzige Hilfe dagegen nur in eiliger Flucht besteht, da es für entehrend gehalten wird, sich thätlich an Frauen zu vergreifen. Auch in Abessinien gilt der Grundsatz: „Der Mann ist das Haupt der Familie, darum muß er thun, was seine Frau will."

In der Zeit der rosigen Jugend erfreut sich hier das weibliche Geschlecht der ausgesuchtesten Huldigungen und tritt die Frau in das hilflose Alter, so sorgen Kinder und Verwandte für ihre Existenz. Alleinstehende Matronen verlegen sich auf das Wahrsagen und Werfen der Lose und verdienen sich auf diese Art ihren reichlichen Lebensunterhalt. Jedes Dorf beherbergt solche Wahrsagerinnen, welche in alle Verhältnisse der Familien Einblicke gewinnen und diese für sich auszunützen verstehen. Keine Heirat, kein wichtiges Geschäft wird abgeschlossen, keine Reise angetreten, ohne vorher die Wahrsagerin zu befragen. Man mutet ihnen die Gabe übermenschlichen Wissens zu und befolgt willenlos ihre Anordnungen; zugleich stehen viele, namentlich diejenigen Matronen, welche etwas fettleibig sind, im Geruche der Zauberei. Nächtlicherweile verwandeln sie sich in Vampyre, legen sich mit ihrem schweren Körpergewichte auf Schlafende und saugen ihr Blut aus, oder sie verwandeln sich in Hyänen und richten unter den Ziegen- und Schafherden Verheerungen an.

Die Mutter wird in ihren Nöten von alten, kundigen Weibern assistiert. Ist die Geburt eine schwere, so zieht der Vater seine Sandalen aus, umschreitet barfuß das Haus und führt mit der Breitseite seines Schwertes Hiebe auf die Außenwand, während im Inneren des Hauses die geburtshelfenden Frauen ein Gebet an die heil. Maria, die Schützerin der Mütter, anstimmen. Nach erfolgter Geburt wird von den beistehenden Frauen ein fünfmaliges Freudengeschrei ausgestoßen, wenn das neugeborne Kind ein Knabe ist; die Geburt eines Mädchens wird mit stummer Resignation aufgenommen. Vom Tage der Geburt an bleibt dem Vater und überhaupt jedem Manne das Haus auf die Dauer eines Monats verschlossen. Ist diese Zeit um, dann erhält der Vater Zutritt zu Frau und Kind und nun finden die Taufe und Beschneidung statt. Die Beschneidung ist in Abessinien allgemein, nicht nur bei den Muhammedanern und Juden, sondern auch bei den Christen. Bei den Danakil, Saho, Beduan, Bogos, Barea und Kunama ist, wie wir wissen, die Beschneidung sogar auf beide Geschlechter ausgedehnt, dagegen erstreckt sich diese barbarische Sitte der Incision der Mädchen, welche später in der Regel schwere Kindesnöten und Fehlgeburten im Gefolge hat, nicht nach dem eigentlichen abessinischen Stammlande.

Da die Regierung in diesen Ländern ihre Aufgabe hauptsächlich nur darin sieht, vom Volke Steuern zu erpressen, sich aber um alle übrigen Angelegenheiten nicht viel kümmert, so ist der Selbstschutz nicht nur berechtigt, sondern unerläßlich. Zum Zwecke dieses Volksschutzes besteht hier überall die legale Sitte der Blutrache. Die Nachkommen eines Vaters bis auf die siebente Generation bilden eine Blutsverwandtschaft, deren Glieder sich gegenseitig ihre Person garantieren. Ist ein Familienglied getötet worden, so hat die ganze Blutsverwandtschaft nicht etwa nur das Recht, sondern die heiligste Pflicht, den Mord zu rächen. Hat ein Familienglied einen Mord begangen, so wird die ganze Blutsverwandtschaft gleichmäßig des Blutes teilhaftig und gleich dem eigentlichen Mörder verantwortlich. Das Blutrecht unterscheidet ganzes und halbes Blut. Der ganzen Blutschuld verfällt eine Familie, wenn irgend ein Mitglied eine Person einer anderen Familie getötet oder in die Sklaverei verkauft hat, dann auch, wenn ein Vater seine verlobte Tochter einem anderen Manne giebt als ihrem ersten Bräutigam. Ob ein Mord vorsätzlich oder durch einen unglücklichen Zufall begangen worden, darauf wird keine Rücksicht genommen. Der Räuber, der einen Reisenden mordet, und der Reisende, der, wenn angegriffen, sich für sein Leben wehrt und den Angreifer tötet, verfallen der ganz gleichen Blutverantwortlichkeit und Blut kann in der Regel nur durch Blut gesühnt werden. Frei von aller Blutverantwortlichkeit ist nur der Kaiser. Das Gesetz drückt diesen Satz also aus: „Nur Gott und der Kaiser haben kein Blut." Ausländer sind rechtlich vogelfrei und haben durch genügende Deckung selbst für ihren Schutz zu sorgen. Alleindastehende Personen wählen sich einen Schutzherrn, der für die Sicherheit des Fremden mit seiner ganzen Blutsverwandtschaft einsteht. Halbes Blut vergießt: 1. Wer eine Person verwundet oder leiblich beschädigt, ohne jedoch den Tod herbeizuführen. 2. Dasjenige Individuum, mittels dessen Lanze oder Schwert irgend jemand ohne Mitwirkung oder Anlaß des Eigentümers eine Person tötet. 3. Wer seine Braut

tötet; er schuldet in diesem Falle nur den halben Blutpreis ihrem Vater, weil nach äthiopischem Rechte die eine Hälfte der Braut ihrem Vater, die andere Hälfte aber dem Bräutigam selbst angehört. Der halbe Blutpreis wird in Kühen entrichtet und beträgt 72 Stück vierjähriger Kühe. Im allgemeinen gilt hier überall der Grundsatz: Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sowohl im Guten wie im Bösen, und sich so gegenseitig quitt zu machen.

Wir wollen nun einige Blicke werfen auf die Gebräuche und Zeremonien bei Todesfällen. Wenn, wie der Abessinier sich ausdrückt, der Tod mit feindlicher Hand dem Menschen die Lanzenspitze in das Herz gebohrt und den Hauch des Lebens geraubt hat, dann stimmen seine nächsten weiblichen Anverwandten das Trauergeschrei an und die Todesnachricht wird durch eigene Alarmrufe im ganzen Orte und nach den umliegenden Dörfern verbreitet. Von allen Seiten eilen Verwandte und Bekannte herbei, um dem Verstorbenen nach seinem ewigen Hause das Geleit zu geben. Ereignet sich ein Todesfall während der Nacht, so wird die Beisetzung auf den folgenden Morgen verschoben; steht aber die Sonne noch am Himmel, so machen sich die Männer des Dorfes sogleich auf, das Grab zu graben, und überlassen die Klagen den Frauen, die von allen Seiten herbeiströmen. Alte Frauen waschen den Leichnam, salben ihn mit wohlriechenden Essenzen und wickeln ihn in ein neues Stück weißen Baumwollenzeuges; in den Mund legt man ihm einen weißen Stein. Sind die Männer vom Grabe zurück, so wird der Leichnam auf eine Tragbare gelegt und sofort zu Grabe getragen; die gesamte Familie und Genossenschaft giebt ihm das Ehrengeleite. Auf dem Wege wird die Tragbahre dreimal auf den Boden gestellt und der Leichnam mit Wasser, in welchem Weihrauch aufgelöst worden ist, besprengt. Am Grabe angelangt, wird dasselbe ebenfalls mit Wasser besprengt und hierauf der Leichnam in die Gruft gesenkt; unter den Kopf legt man ihm einen Stein. Die Oeffnung des Grabes wird hierauf mit Schiefertafeln sorgfältig verschlossen, rund um das Grab herum eine 1,30—1,50 m hohe Mauer aufgeführt, der innere Raum zwischen den Mauern mit runden Steinchen ausgefüllt und über diese Fläche eine Pyramide, ebenfalls aus kleinen Steinen gebildet, aufgebaut. Gräber von Stammesfürsten haben bisweilen sehr bedeutende Dimensionen; man sieht da Grabhügel von 6—10 m Höhe. Der Leichnam ruht frei in der steinernen Grabkammer und ist nicht mit Erde bedeckt. Für den verstorbenen Gatten windet die trauernde Witwe ihren Kopfschleier nach hinten und kleidet sich in rotwollige Stoffe; ihr Haupt bestreut sie mit Asche. Von sämtlichen weiblichen Verwandten werden Lamentationen ausgeführt. Zu diesem Zwecke gruppieren sich die Frauen in zwei Chöre, die sich respondieren. Die Lamentationen erinnern in der Sangweise genau an unser Requiem. Der Text der Lamentationen ist verschieden nach dem Stande und Alter des Verstorbenen. Außer diesen Klagen beweint die Frau ihren Mann, die Mutter ihre Tochter u. s. w., in den langen Nächten vor ihrem Hause sitzend, in oft sehr poetischen, sehnsüchtigen Gesängen, die improvisiert halb Lied, halb Recitativ sind.

Das Erbrecht ist fest ausgebildet und enthält die detailliertesten Bestimmungen. Die Grundzüge desselben basieren darauf, daß die Erbschaft vom Familienvater auf die Familie und zwar ohne Testament übergehe. Den Gebrauch, ein Testament zu machen und über den Tod hinaus durch Legate zu verfügen, kennt das äthiopische Recht nicht. Einmal tot, ist das Individuum auch rechtlich tot. Frauen und Mädchen sind von der direkten Erbschaft ausgeschlossen. Der Hauptanteil bei der Erbschaft geht an den ältesten Sohn über, der Rest verteilt sich zu gleichen Teilen unter sämtlichen Söhnen. Dafür ist der Erstgeborne auch verpflichtet, seine Schwestern zu erhalten und an Vaterstelle auszusteuern. Die Witwe des Verstorbenen erbt sein Bruder oder des Bruders Sohn und ist gehalten, dieselbe zu heiraten, auch dann, wenn er bereits verheiratet ist. In der Regel verursacht ein solch lebendes Erbstück keine sonderliche Freude. Dies ist deutlich daraus zu erfahren, daß ein Mann nicht empfindlicher verletzt werden kann als durch die Verwünschung: „Heirate zwei Frauen!“

Das Hauswesen der Abessinier ist in der Regel ein sehr einfaches. Die Häuser der Adeligen und Reichen sind bisweilen aus Steinen gebaut, in der Regel aber sind die Häuser aus Holz oder Strohmatten aufgeführt und meist ohne Fenster. Das Licht fällt durch die Thüre ein. Die Speisen bei Mahlzeiten sind meist in reichlicher Fülle vorhanden und gut und schmackhaft zubereitet. Da Messer, Gabel und Servietten nicht im Gebrauche sind, so wird vor und nach Tische Wasser zum Waschen der Hände herumgereicht. Geladene Gäste langen nicht eigenhändig nach den Speisen, sondern werden vom Wirte oder, was noch häufiger geschieht, von den Töchtern des Hauses geatzt. Zu

diesem Zwecke hat sich der Gast zwischen zwei Damen zu setzen, welche ihn während der Mahlzeit beiläufig in einer Weise füttern, wie man bei uns die Gänse stoppt. Eine der Nachbarinnen langt nach der Schüssel, reißt ein Stück Fleisch ab, kostet davon und schiebt es dann in den Mund des Gastes, der, kaum mit dem Zerkauen und Verschlingen glücklich zu Ende gekommen, von der zweiten Nachbarin den Mund vollgestopft bekommt. Zu Ende der Mahlzeit entfernen sich die Damen und nun beginnt ein langes Zechen von Bier und Honigwein. (Leo Reinisch in der Wiener Abendpost vom 29. und 30. März 1877.)

Die in Abessinien vorhandenen Muhammedaner und die jüdischen Falascha stehen in sittlicher Beziehung hoch über den Christen: die Moslemin beschäftigen sich mit Handel und Zollpacht, die Falascha hingegen sind fleißige Ackerbauer und Handwerker. Die christlichen Stadtbewohner hingegen sind größtentheils an Handelsunternehmungen beteiligt und stehen, wenn auch der Handel infolge der im Lande herrschenden Unsicherheit immer mehr abnimmt, ihren semitischen Brüdern, den Arabern und Phöniziern an Krämergeist nicht nach; ja, der Abessinier ist meist ein feiner Spekulant, wobei ihm sein weites Gewissen sehr zu statten kommt. Die übrige Bevölkerung lebt von Ackerbau und Viehzucht; der männliche Theil widmet sich häufig dem Soldatenstande, für den er nebst dem Kaufmannsstande die größte Vorliebe hegt. Er dient überhaupt lieber um wenig Lohn bei irgend einem großen Herrn, als daß er sich dazu verstehen würde, ein Handwerk zu lernen. Aermere höchstens treten als Diener bei Kaufleuten und Reisenden ein; viele suchen selbst in Aegypten Unterkunft und zeichnen sich durch Fleiß, Gewandtheit und Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten aus. Dem Aethiopier kann auch im allgemeinen ein hoher Grad von natürlicher Intelligenz keineswegs abgesprochen werden; ein gewisser Anstand drückt sich in seinem ganzen Benehmen aus und so indifferent und arbeitsscheu er ist, so zeigt er doch andererseits sehr lebhaftes Wesen in der Konversation.

Die hervorstechendsten Charakterzüge des Abessiniers sind Selbstbewußtsein und oft prahlerisches Wesen. Ein Mann verzweifelt nie; Selbstmord ist bei Männern unerhört, kommt aber nicht selten bei Frauen vor, die den Tod ihrer Gatten nicht überleben wollen. Straßenraub und frecher Ueberfall werden als Heldentugend angesehen und kühne Wegelagerer sogar von Liederdichtern gefeiert, dagegen gilt feiger Diebstahl für entehrend. Ein gegebenes Versprechen wird unverbrüchlich gehalten, wenn dasselbe auch Gefahren nach sich zieht; anvertrautes Gut wird niemals angetastet, wenn auch Not und Versuchung dazu Verlockung bieten. Gastfreundschaft gilt als unverletzliche Ehrensache: getrost kann der Wanderer jedes Haus betreten und findet freundlichen Gruß und herzliche Aufnahme. Treue Liebe und glückliche Gatten sind nicht selten und brave Söhne opfern oft jahrelange Arbeit, um ihrem alten Vater sorgenfreie Tage zu bereiten. Edelsinn und ein fühlendes Herz sind nicht das Alleingut nur des weißen Mannes, auch das schwarze Gesicht birgt nicht immer auch ein schwarzes Herz.

Die Sahara und die nördlichen Küstenländer.

Wenn wir von der Wüste hören, so denken wir zunächst an die große Sahara im nördlichen Afrika, das größte Wüstengebiet der Erde, welches einen Flächenraum einnimmt, dreimal so groß als das Mittelländische Meer, zehnmal so groß als das Deutsche Reich. Seit den letzten Jahrzehnten ist diese unheimliche Region öfter denn je von wissenschaftlich gebildeten Reisenden, darunter vielen Deutschen, durchwandert und unsere Kenntnis derselben ungemein erweitert worden; ja, man darf behaupten, daß die noch in den aus unserer Jugendzeit stammenden Lehrbüchern verbreiteten Ansichten über die Sahara eine gründliche Umgestaltung erfahren haben, von welcher indes merkwürdigerweise noch sehr wenig ins große Publikum gedrungen ist. Wir wissen zuvörderst, daß der Raum, welcher allein Anspruch auf die Bezeichnung „Sahara" erheben kann, bedeutend kleiner ist, als man früher meinte und noch jetzt meint, denn Sahara sind bloß jene Gebiete, in welchen der regelmäßige feuchte Niederschlag fehlt, wo also absoluter Mangel an Pflanzen ist, die des Regens bedürfen, und wo große reißende Vierfüßler nicht existieren. Der einst berühmte „Löwe der Wüste" ist heute völlig in das Bereich der Märchen verwiesen. Damit ist natürlich auch die alte Vorstellung von der Oede und Leblosigkeit ꝛc. des auf der Landkarte als Sahara bezeichneten Raumes hinfällig geworden. Es giebt in demselben Oasen in Menge, darunter einige, welche von Europäern kaum noch betreten wurden, und alle diese Oasen dienen Tieren und Menschen zum Aufenthalte. Nur beiläufig will ich erwähnen, daß das Wort „Oase" in der Sahara selbst nicht bekannt ist; dieses Wort kam den Griechen von den Aegyptern zu und steht im Zusammenhang mit dem im Osten der Sahara für Oase gebräuchlichen Worte „Uah", welches im Koptischen „Wohnung" bezeichnet. Größere Oasen werden in der Sahara „Bled" oder „Biled", d. h. Land genannt; kleinere nennt man „Rhabba", Wald, oder „Rhoud", kleiner Wald.

Die „Wüste" ist also viel mehr bewohnt, als man denkt, und selbst außerhalb der Oasen, in jenen Teilen des Landes, welche des Regens nicht entbehren und daher einer gewissen Vegetation sich erfreuen, ziehen besonders im Westen zahlreiche Nomadenstämme umher. Ihrer Rassenangehörigkeit nach gehört die Mehrzahl dieser Wüstenbewohner der Libyschen oder berberischen Völkerfamilie an, in welche jedoch mannigfache arabische Elemente bis tief nach Süden eingedrungen sind, so daß es in den meisten Fällen sehr schwer ist diese Menschen genau zu klassifizieren. Vorläufig ist es fast unmöglich, zwischen arabischen und libyschen Bestandteilen der jetzt in Afrika als „Araber" figurierenden Stämme mit Sicherheit zu unterscheiden, daher denn auch die Bezeichnung „arabisch" keineswegs besagen will, daß ein Stamm seinen Ursprung auf Arabien zurückzuführen berechtigt sei. Dazu kommt noch, daß alle diese Menschen dem Islam

ergeben sind, der ganz Nordafrika beherrscht und sie in Sitten und Gewohnheiten mit einem gleichförmigen Gewande überzogen hat. Immerhin lassen sich bei genauerer Prüfung einige große ethnische Gruppen unterscheiden, deren Grenzen untereinander und mitunter auch gegen die südlich benachbarten Neger hin freilich nicht immer scharf ausgeprägt sind und vielfach ineinander fließen. Am meisten gilt dies von der Gruppe des Tu-Volkes, der Tubu oder Tibbu, welche den Uebergang von den Negern, richtiger gesprochen von den Kanuri zu den Libyern oder Berbern zu vermitteln scheint. Diese Tubu zerfallen wiederum in zwei Abteilungen: die Teda und die Dasa, welche durch eine bedeutende Verschiedenheit der Dialekte, des Tedaga und des Dagasa, getrennt sind. Die Teda bewohnen das Gebirgsland Tibesti oder Tu, die Dasa aber die südlicheren Gebiete Borku, Kanem und Bahr-el-Ghazel.

Ehemals hatten die Teda, wie Gustav Nachtigal berichtet, eine weit größere Verbreitung in der Wüste als gegenwärtig. Diejenigen, welche früher die Oase Kufara bewohnten, haben sich nach dem Osten Tibestis zurückgezogen, und auch in Fezzan sind ihre Kolonisten spärlicher geworden. Dafür finden sich viele Tedastämme in Bornu und Kanem, und die Auswanderung dahin scheint sich besonders in jüngster Zeit allmählich vollzogen zu haben. Die Abgeschlossenheit des Gebirgslandes, seine Armut, seine engen Thäler und Schluchten, welche dem Eindringling Tod und Verderben brachten, hielt die Bewohner Tibestis in ihrer Eigenart und Unabhängigkeit, in ihrer Gleichförmigkeit und Unvermischtheit mit andern Völkern. Die Leute sind mittelgroß, ihr Körper wohlproportioniert und zierlich, von elastischer Leichtigkeit und Beweglichkeit, Enthaltsamkeit und Ausdauer, von ovaler Gesichtsbildung und regelmäßigen Zügen, und sie würden gefällig und einnehmend erscheinen, wenn ein finsterer, argwöhnischer und falscher Blick den ersten günstigen Eindruck nicht wieder verwischte. Bei dem gesunden Klima und der mäßigen Lebensweise haben die Bewohner von Krankheiten wenig zu leiden. Sehr interessant sind die Ernährungsverhältnisse des eine große Magerkeit des Körpers zur Schau tragenden Tu-Volkes und bewunderungswürdig die Widerstandsfähigkeit desselben gegen Hunger, Durst und Anstrengung. Nachtigal erzählt, die Teda könnten ohne Schlaf, ohne Nahrung fast ohne Wasser tagelang ausharren, ohne von ihrer Energie einzubüßen. Rastlos, frisch und leicht unterzogen sie sich körperlichen Anstrengungen, während der Doktor und seine Diener der Ermattung fast erlagen. Nach tagelanger Nahrungslosigkeit sollen die Tu die gebleichten Kamelknochen der Wüste pulvern und mit Wasser oder dem einer Ader ihrer Thiere entnommenen Blute in einen genießbaren Teig verwandeln oder den Lederring, welcher ihr langes Messer am Handgelenke befestigt, oder ihre Sandalen durch Klopfen, Zerschneiden und Kochen eßbar machen. Dr. Nachtigal schreibt, er könne es nach seiner kurzen Erfahrung für möglich halten, daß ein Tu-Mann vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen vermag, wenn er im Besitze eines Kameles ist, mit dem „Litham" wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tage regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder überflüssige Bewegung den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben und er zum letzten Mittel greifen, indem er sich am Sattel seines Kameles befestige, jeder eigenen Initiative entsage und sich rückhaltslos dem Ortssinne des Tieres anvertraue. Die Not ist übrigens den Teda eine energische Erzieherin und Bildnerin geworden, hat nicht bloß ihre Sinnesorgane geschärft und ihren Charakter gestählt, sondern auch ihr Urteil gebildet und ihre Erfindungsgabe entwickelt. Sie sind die überlegensten, listigsten und geschicktesten Kaufleute und Diebe geworden. Leider aber dieselben Gründe, welche zur Entwicklung der Intelligenz und Willenskraft beigetragen haben, haben das Gemütsleben übel beeinflußt. Zur Befriedigung seines Egoismus und seiner Gewinnsucht erlaubt sich der Teda die gemeinsten Mittel, er lügt, stiehlt und mordet. Von einem harmlosen Zusammenleben wissen sie nichts. Es hat sich deshalb ein hocharistokratischer Sinn bei diesem Volke entwickelt, welcher die Macht der Häuptlinge auf das bescheidenste Maß beschränkt. Die Teda teilen sich in Edle „Maina" und Volk, an deren Spitze die Häuptlinge „Dardai" stehen. Der Dardai präsidiert der Versammlung der Edlen, allein seine Macht und sein Einkommen sind gering. Das arme Volk hat keine Rechte und Pflichten und ist ganz

der Gnade der zahlreichen, armen, hochmütigen und habgierigen Edlen anheimgegeben. Die Paria des Volkes sind die Schmiede, welche als Teufelsbeschwörer geflohen werden, was sonst auch bei heidnischen und islamitischen Völkern Afrikas vorkommt. Die Teda sind Muhammedaner und werden durch die religiöse Genossenschaft des Snusija fanatisiert, welche in der Oase Wau ihren Sitz haben und von da aus sich über die Oasen Kufara und Wanjanga verbreiteten. Sie glauben an den übernatürlichen Einfluß von Koransprüchen, welche sie in Ledertäschchen, am Turban, Oberarm und Hals tragen. Sie haben in der Regel nur eine Frau, welche ein hartes Leben der Anstrengung und Entsagung führt, was die Energie ihres Charakters ausbildet. Bei der langen Abwesenheit ihrer Männer auf Reisen befleißigen sie sich der Sittenreinheit und Geschäftstüchtigkeit in ihrem Haushalt. Bei der Zornmütigkeit und dem Stolze der Teda giebt es viele Kämpfe, welche nicht durch Richterspruch der Dardai, sondern durch die Waffen entschieden werden. Ein Hauptkennzeichen ihres Argwohns und ihrer Treulosigkeit ist die Art, wie die Tubu sich begrüßen. Das Gesicht wird von einem Teil des Turbans so verhüllt, daß nur die Augen sichtbar sind; etwa sechs Schritte voneinander entfernt hocken sie nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der andern das Wurfeisen. Nun beginnt der eine mit der Frage nach dem Befinden des anderen, welche er abwechselnd durch „Lahaïnkenăho" oder „Lahadintschêda" oder „Lahanîhĕni" oder „Killahâni" ausdrückt, und dieser antwortet durch „Laha" oder „Killaha". Sobald diese Fragen etwa ein dutzendmal wiederholt sind, intoniert der eine ein lautes kräftiges: „Jhilla", auf welches der andere dasselbe Wort erwidert, und es folgt nun eine wechselseitige Wiederholung dieses Grußes, welche durch ihre Länge in Verzweiflung setzen kann. Anfangs in kräftiger Mannesstimme erschallend, steigt das „Jhilla" in allmählicher Tonleiter bis zum dumpfen unverständlichen Murmeln abwärts, und das Ganze wird mit einem so würdevollen Ernst ausgeführt, daß der Uneingeweihte viel eher irgend eine wichtige Zeremonie als eine einfache Begrüßung vermuten könnte. Sind sie am tiefsten Laut angekommen, und scheint ihre Stimme im leisesten Murmeln zu ersterben, so beginnt wieder einer von beiden ein lautes hochtöniges „Laha", und das „Jhilla" macht von neuem die ganze Tonleiter durch. Dabei scheinen sie aber durchaus kein gegenseitiges Interesse an ihren Personen zu nehmen, sondern sehen sich selten an und scheinen vielmehr geflissentlich entweder den Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen oder vor sich in den Boden zu bohren. Nach einiger Zeit wird das sonderbare Wechselspiel durch zahlreiche Variationen der Frage: „Wie geht es dir?" und durch Antworten: „Gut!" oder „Mit Frieden!" unterbrochen, und erst gegen das Ende des ganzen Begrüßungsaktes mischen sich andere Fragen nach dem Ausgangspunkt und Ziel der Reise, nach den Ereignissen des Landes, nach Lage und Zustand der nächsten Brunnen unter die stereotypen Fragen und Antworten. Zwar kehrt man immer wieder zum „Jhilla" zurück, doch kürzer und kürzer werden die Reihen desselben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewinnt und die Begrüßungsformeln ganz aufhören. Begrüßen sich Bekannte, so reichen sie sich vorher und nachher die Hand; außerdem unterbleibt das. Welche Zurückhaltung die Anverwandten, selbst Mann und Frau gegeneinander zeigen, bezeugt die Gewohnheit, daß, wenn sie zusammenkommen, sie einander nicht ansehen und den Litham über das Gesicht ziehen. Ihre Hauptwaffen sind die Lanze und das Wurfeisen, welche sie mit Sicherheit auf 50 m werfen. Bei ihrer Zank- und Streitsucht kommen deshalb viele Verwundungen vor. Ihre Kleidung besteht in einem Schleier, blauem baumwollenem Hemd oder in Ziegen- und Schaffellen. Auch teilen sie die Liebe zu Schmucksachen mit den andern Stämmen. Sie bauen ihre Häuser einfach und ihre Haus- und Reiseutensilien bereiten sie mit Sauberkeit. Reisen und Plünderzüge sind ihre Lieblingssache. In Fezzan tauschen sie Datteln und in den Hausaländern Kleidungsstücke gegen Schafe und Kamele ein. Fassen wir das Bild der Teda zusammen, so haben sie nach ihren geistigen und körperlichen Eigenschaften, Sitten, Anschauungen, Lebensweise und Beschäftigungen viel gemein mit den Berbern der Wüste und den Bewohnern Sudans, ihre Physiognomie zeigt aber nach Gerh. Rohlfs weit mehr negerische als berberische Elemente. Die Zahl der Bewohner im Lande Tibesti mag ca. 12,000 betragen. Ob dieselben Nachkommen der Garamanten und Höhlenbewohner Herodots sind, ist nicht nachweisbar, da von diesem Volk bei seiner Abgeschlossenheit bis auf die letzte Zeit keine bestimmten Nachrichten vorliegen.

Auch die Oase Kawar oder Kauar, halben Weges zwischen Mursut, der Hauptstadt Fezzans, und Kuka am Tschadsee wird von Tubu bewohnt, welche dort unter einem eigenen Fürsten stehen. Außer diesem weltlichen Herrscher giebt es in Kawar auch noch

ein geistliches Oberhaupt, das in dem Orte Sebimoneden residiert. Es ist ein Snussija-Scheich, dem die Eingebornen nur demütig sich nähern. Einer nach dem andern tritt auf ihn zu und küßt ihn unterwürfig auf die Brust, während der Scheich, wie in frommen Meditationen versunken, seinen Rosenkranz nachlässig durch die Finger der einen Hand gleiten läßt, und mit der andern scheinbar eine umarmende Bewegung macht. Letztere wird aber trotz der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit sehr sorgfältig nach Stand und Ansehen der Begrüßenden abgestuft und nüanciert.

Neben den Dasa im Süden treffen wir den räuberischen Nomadenstamm der Uelad Sliman oder Aulad Soliman, Welad Sliman, welche gemeiniglich in Kanem wohnen, weil dieses den Marktplätzen näher liegt, und Bodele und Borku als zinspflichtige Landstriche betrachten. Alle drei bis vier Jahre besuchen sie die fruchtbaren Dattelpflanzungen von Borku, um sich die Ernte anzueignen und ihre, sowie ihrer Kamele Gesundheit in dem kräftigenden Klima zu stärken. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn die beiläufig 5000 seßhaften Bewohner von Borku keine große Sorgfalt auf den Anbau des Bodens verwenden, dessen Erträgnis sie nur selten einheimsen. Nachtigal versuchte wohl, wenigstens mit den Besseren und Verständigeren der Uelad Sliman ein ernstes Wort zu reden und sie von den Vorzügen eines geordneten thätigen Lebens und ständiger Wohnsitze zu überzeugen. Aber was bekam er da zur Antwort? „Wir leben freilich," gestanden sie etwa, „ausschließlich von Unrecht und Sünde, doch auf welche andere Weise könnten wir unseren Lebensunterhalt erwerben, ohne zu arbeiten? Gearbeitet aber haben unsere Vorfahren nie, und es würde eine Schande und ein Verrat sein, von dieser Sitte der bevorzugten Erdenbewohner abzuweichen. Wozu sind auch diese verdammten Heiden auf der Welt, als um für die höher stehenden Menschen zu arbeiten!" Solcher Lebensweisheit gegenüber war freilich jeder Bekehrungsversuch verlorene Liebesmühe. Die Uelad Sliman, obwohl erst vor fünfzig Jahren nach Kanem eingewandert, haben den rein arabischen Typus bewahrt, denn sie brachten ihre Familien mit. Anders die Mgharba, die gleich den vorigen aus Borku eingewandert sind und nun unter ihnen leben. Diese ließen ihre Weiber zu Hause und vermischten sich vielfach mit den benachbarten Tubu, wie selbst mit den Negern. Wadjanga und Ennedi, im Nordosten und Osten von Borku, werden von den Bele oder Terrawia bewohnt, die in Sprache und Tradition von den Tubu verschieden und wahrscheinlich mit den Zoghawa des westlichen Sudans verwandt sind.

Wenden wir uns nach Norden, so breitet sich dort die ausgedehnte Landschaft Fezzan aus, welche gleich dem benachbarten Tripolitanien unter türkischer Herrschaft steht. Die Bevölkerung dieses großen Gebietes ist freilich eine überaus spärliche, desto mannigfaltiger ist sie indes in ihrer Erscheinung. Betrachtet man die heutigen Bewohner von Fezzan, so stellen sie ein nur schwer zu zerlegendes Völkergemisch dar. Da sind im Süden reine Tubu Tibestis, im Südwesten reine Tuarik und im Norden und Osten einzelne Kolonien nördlicher Berber: reine seßhafte Araber und arabische oder berberische Nomaden, Sklaven aus Bornu, den Haussastaaten und anderen innerafrikanischen Ländern und ihre Abkömmlinge. Freie und Sklaven finden sich über das ganze Land zerstreut, und endlich stößt man überall auf andere Leute, weder den einen noch

den anderen gleich, doch vielen ähnlich, welche wohl den kleinen Kern eigentlicher, doch im Laufe der Zeit mannigfach veränderter, Fezzaner darstellen. Die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Garamanten, haben sich demnach in ihrer Eigenart nicht rein erhalten, obwohl die Wüste mit ihren gewaltigen Entfernungen, ihrem beschränkten Verkehr und der Abgeschlossenheit der bewohnten Oasen dies sollte vermuten lassen. Aber der seit vielen Jahrhunderten bestehende Handelsverkehr der südlicheren Länder mit der Nordküste, die muhammedanische Eroberung und die spätere Bornuherrschaft, das alles erklärt es, daß die ursprüngliche Bevölkerung ihren besonderen Charakter verlor und nun den Eindruck eines Mischvolkes macht. „Wir sehen in allen ihren Eigenschaften und Bethätigungen, ihrem äußeren und inneren Leben einen Uebergang von den Bewohnern der Nordküste einerseits zu den Wüstenstämmen, andererseits zu den Sudanleuten. Von Norden her wurde durch berberische und arabische Elemente zuerst ihre Eigenart alteriert; von Norden her kam ihnen der ihnen zu teil gewordene Grad der Zivilisation; von dort wurden sie durch den politischen Einfluß ihrer Herren umgewandelt. Andererseits fand dasselbe periodisch von Süden her statt, und sudanisches Blut wurde ihnen bis in die neueste Zeit zugeführt. Mit den westlichen Nachbarn, den Tuarik, verbindet sie weder sehr viel Verkehr, noch Blutmischung; mehr mit den Tubu Tibêstis, und hier ist es wichtig festzustellen, daß trotzdem, und trotz der Aehnlichkeit der klimatischen Verhältnisse, in denen beide leben, der Unterschied zwischen Fezzaner und Tubu ein sehr ausgesprochener ist.“ (Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 196.)

Der Unterschied des Charakters der Fezzaner von dem ihrer nächsten Wüstennachbarn ist auffallend, so energielos, furchtsam, gutmütig, ehrlich und vergnügungssüchtig der Fezzaner ist, so mannhaft und streng ist der Târiki, so rastlos, egoistisch, schlau, diebisch und mäßig der Tedêtu (Sing. von Teda oder Tubu). Fast noch charakteristischer ist der Unterschied zwischen den Frauen der Fezzaner und denen der Teda. Diese letzteren verraten schon in der äußeren Erscheinung, den Zügen, der Haltung, dem Gang ihren entschlossenen Charakter, die Fezzanerinnen das Gegenteil. In der Kleidung nimmt der Fezzaner eine Mittelstellung zwischen den Leuten der Nordküste und den Nigritiern ein; zu dem wollenen Umschlagtuche der ersteren hat er das weite Sudanhemd angenommen; die Frauen tragen das lange Hemd und die schweren Armspangen der Araberinnen, aber in Haartracht und Schmucksachen schließen sie sich bald den Araberinnen, bald den Tubufrauen, bald den Negerinnen an. Diese charakterlose Vermischung von Nord und Süd geht durch alles hindurch. Geht man durch die mit Mauern umgebenen Städtchen, so erinnert manches an die kleinen Orte der Nordküste, manches wieder an die nördlichen Bornustädte. Wiederum ist dem Fezzaner durchaus fremd die niedrige, längliche, rechtwinkelige Hütte, aus dem mit Matten behängten Stangengerüst des Tubu; dagegen haben sie wieder gemeinsam die aus Palmblättern geflochtene Behausung, welche die ärmeren Bewohner der Dörfer und Gärten sich errichten. Was aber die Stammunterschiede am meisten verwischen mußte, war der von Norden eindringende Islam mit der durch ihn vermittelten Kultur. So haben in Fezzan die Schußwaffen fast alle anderen, und namentlich das Wurfeisen der Tubu verdrängt. Die sozialen Sitten, die Art der Begrüßung, die Familienfestlichkeiten bei Hochzeiten, Geburten, Beschneidung und Begräbnissen schließen sich ganz an die der Araber an und haben nichts gemein mit denen der Tubu und Tuarik.

Der Islam tritt in Fezzan nicht fanatisch auf; dazu sind die dortigen Bewohner zu harmlos und leichtsinnig. Die Sekten, welche ehedem unter den Berberstämmen Nordafrikas große Verbreitung gefunden hatten, sind jetzt nicht einmal dem Namen nach bekannt. Neuerdings aber gewinnt eine Sekte bedeu-

tenden Einfluß, welche in Lehre und Ritus sich von den Rechtgläubigen nicht trennt, sondern allein die Neubelebung des Glaubens und seine Ausbreitung sich zum Ziele gesetzt hat, die „Snûssija", so genannt nach ihrem Stifter Sidi Senusi. Sie haben ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Bewohner der östlichen Wüste gerichtet, welche einer Belehrung sehr zu bedürfen scheinen. Diese Leute gehen mit großer Klugheit und gleicher Beharrlichkeit vor. Von den Gelehrten — „Ulema" — halten sie sich fern; Tripolis scheint für ihre Thätigkeit kein geeigneter Boden zu sein; auch in Bornu treten sie bescheiden auf. Umsomehr suchten sie unter den Tubu, den unzivilisierten Stämmen von Wadai und in den Oasen Aegyptens Eingang zu gewinnen. Bisher entbehrte die östliche Wüste eines geistlichen Führers, bis ihr ein solcher in Senusi erstand, der durch Schroffheit und Strenge seiner religiösen Anschauungen und durch seinen Haß gegen die Zivilisation und ihre Träger sich auszeichnet. Im ganzen nordafrikanischen Wüstengebiet, in allen Oasen und an den Knotenpunkten des Karawanenverkehrs, in den Städten wie an den Sammelplätzen nomadisierender Araberstämme hat dieser geistliche Orden der Snussi, diese Jesuiten des Islam, seine mit Schulen und Moscheen ausgestatteten Niederlassungen, „Sauiya" genannt, angelegt. Das gegenwärtige Haupt der ganzen Bruderschaft, Sidi-el-Mahdi, hat seinen Wohnsitz an der ägyptischen Grenze zu Dschrabub oder Sarabub, 150 km westlich von der Oase Siuah; über alle Sauiya Nordafrikas, sowie über die Araberstämme der umliegenden Wüsten übt dieser Snussi-Papst eine unbestrittene Autorität aus.

Betender Mollah.

Die westlichen Grenznachbarn der Fezzaner und der Tubu sind die schon mehrfach erwähnten Tuarik, Tuareg (spr. Tuáredsch, Einzahl: Targi) oder Berber, richtiger noch Imoschagh (Imuhagh, Imazirghen) genannt,

woraus die verderbte Bezeichnung Amazirghen, Mazigh entstanden ist. Sie sind ein mit fremdem Blute nicht unbedeutend vermischtes Volk, was daraus hervorgeht, daß die Stämme, in welche sie zerfallen, sich in zwei Abteilungen gliedern, nämlich sogenannte freie (Ihaggaren) und unterworfene oder Vasallenstämme (Imrhad). Die letzteren sind offenbar die besiegten fremden Stämme, welche von den Berbern in sich aufgenommen wurden und Sprache und Sitten derselben angenommen haben. Die Imoscharh sind eine weit ausgebreitete nomadisierende Nation, welche das ganze Nordafrika bewohnt und namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nordafrikas und den Negerländern inne hat. Die einzelnen voneinander unabhängigen Stämme führen besondere Namen, unter denen sie näher bekannt sind. So nennt man die in den Gebirgen von Algier und Tunis wohnenden Stämme gemeiniglich Kabylen (arab. Qabail „d. i. Stämme"), die Gebirgsbewohner im südlichen Marokko Schuluh, Schlu oder Schellöchen u. s. w. Wie aus der Untersuchung der von den alten Autoren überlieferten Namen der Orte, Flüsse und Berge Nordafrikas hervorgeht, welche insgesamt in der heutigen Sprache der Imoscharh, dem Ta-Maschecq oder Ta-Maschirt, ihre Erklärung finden, ist die letztere als Abkömmling der altlibyschen Sprache zu betrachten. (F. Müller, Allgem. Ethnographie, S. 500—501.) In einem Lande, in welchem Phöniker, Römer, Karthager, Vandalen, Araber und Türken hintereinander aufgetreten sind, ist natürlich die heutige Bevölkerung buntscheckig genug. Hauptsächlich ist dies aber doch nur in den Küstenstrichen der Fall, das Innere des Landes zeigt viel einfachere ethnische Züge, und im großen und allgemeinen darf man wohl behaupten, daß wie geographisch so auch ethnographisch Nordafrika ein einheitliches Ganzes bildet. Ueberall in Marokko, in Algerien, Tunesien wie in der Sahara bilden den Grundstock der Bevölkerung die Berber, welche wir, wenigstens soweit die geschichtlichen Erinnerungen reichen, als die bodenständigen Ureinwohner Nordafrikas betrachten müssen. Nach Friedr. Müller sind freilich auch sie einmal, in unberechenbarer Vorzeit, aus Asien eingewandert, denn sie sind ihm zufolge Hamiten, und ein Zweig jener Völkerfamilie, welche im Altertum als Aegypter eine so hervorragende Rolle spielten, deren pyramidale Riesenbauten im Nilthale bis auf unsere Tage den Stürmen der Jahrtausende Trotz boten. Neuerdings hat zwar Professor Dr. Robert Hartmann den asiatischen Ursprung der Berber unter Verwerfung des Namens Hamiten bestritten und deren Zusammengehörigkeit zu den übrigen Afrikanern schwarzer Hautfarbe behauptet, höchst wahrscheinlich sah aber schon der alte Herodot schärfer als er, denn dieser unterschied die Libyer, wie im Altertum die Berber hießen, sehr genau von den Aethiopen, d. h. von den afrikanischen Negern. Ferner kannte er schon zwei besondere Gruppen dieser Libyer, nämlich nomadisierende und ansässige, was auch noch heutzutage zutrifft, in der Verschiedenartigkeit des Bodens, welcher im Westen Gebirgsland, im Osten Ebenen bietet, jedoch eine ziemlich natürliche Erklärung findet.

Die eigentliche Zentralsahara bis zu der Karawanenroute zwischen Tafilet und Timbuktu, d. h. ein Gebiet, das an Flächenraum das Deutsche Reich fünfmal übertrifft, haben jene Berber inne, die man besonders als Tuarik bezeichnet,

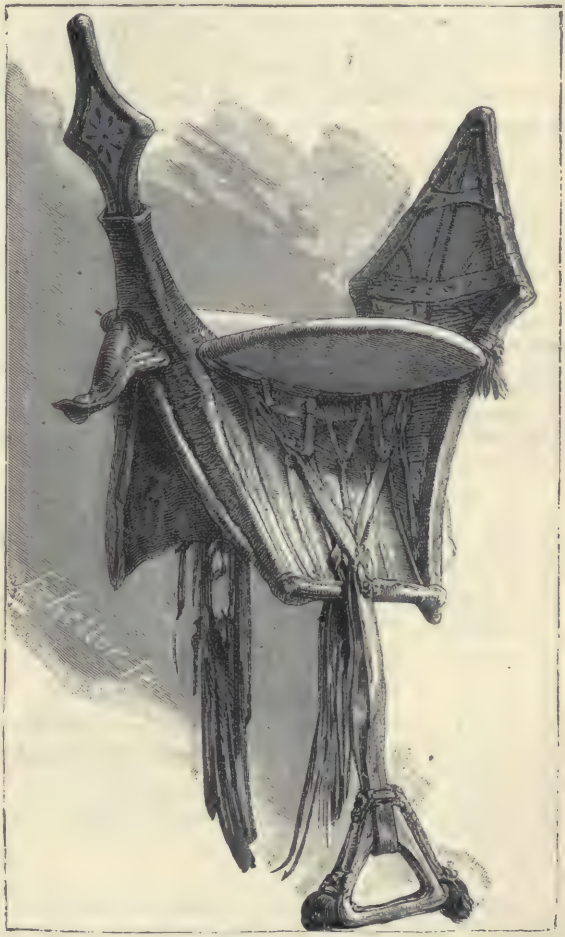
obwohl die Nation selbst diesen Namen als fremd zurückweist. Diese nomadischen Imoscharh, welche sich scharf von den Arabern und selbst von den Berbern und mauritischen Stämmen der westlichen Sahara trennen, erstrecken sich nach Südwest sogar über Timbuktu hinaus; im Norden streifen sie bis an die südalgerischen Oasen und von da senkt sich ihre Grenze nach Rhadames zu; doch trifft man sie noch, wie schon angedeutet, in der Nähe von Murzuk. Einige ihrer Stämme sind sehr ausgedehnt und von großer Macht, aber untereinander leben sie in beständiger Fehde und ein Stamm spricht von dem andern mit Verachtung. Sowohl das Land als auch die Nation umfaßt vier große Abteilungen, die in Bezug auf den Boden- und Landschaftscharakter des Gebietes und die Gebräuche des Volkes natürliche sind. Im Nordosten des großen Gebietes bewohnen die Asdscher das nördliche Tassiliplateau; im Westen dieses Stammes herrschen wie in einer unzugänglichen Bergfeste, den Nordwesten des Territoriums einnehmend, die Ahaggar oder Hoggar; wenden wir uns nach Südwesten, so finden wir in der Bergoase Air den Stamm der Kel-Air oder Kelowi, und endlich im Westen dieser und im Süden der Ahaggar tummelt sich bis über die trüben Fluten des Nigerstromes der Stamm der Auelemmiden; derselbe hat im bergigen Adghagh feste Wohnplätze. Die ersten zwei Fraktionen begreift man unter dem Namen der nördlichen, die zwei letzteren unter jenem der südlichen Tuarik. Die Asdscher zerfallen in sechs edle Stämme: Imanan-Oraghen, Imangasoten, Kel-Ishaban, Imettritalen und Ihadnaren, zu ihnen gesellen sich die beiden Stämme der Hogha und Ihehauen als Marabutin. Von diesen acht Stämmen ist die Bevölkerung von mehr als dreißig einzelnen Stämmen als Leibeigene abhängig, die größte Anzahl von den Oraghen und Imanan. Nominell erkennen diese Stämme im „Amenokal" (der berberische Name für Sultan) ihr gemeinsames Oberhaupt, thatsächlich ist aber seine Macht nur eine äußerst beschränkte und gänzlich von dem Ansehen der Persönlichkeit des diese Stelle bekleidenden Stammeschefs abhängig. Die Kelowi und ihre Blutsverwandten weisen als charakteristischen Zug auf, daß sie in Dörfern leben, welche aus festen unbeweglichen Hütten bestehen, nicht wie die Asdscher, Ahaggar und Auelemmiden in Zelten von Fellen und Matten. Gleich den übrigen Tuarik haben die Kelowi ihren ursprünglichen Charakter beeinträchtigt, indem sie sich mit den Frauen der im Lande vorgefundenen subäthiopischen Rasse verehelichten. Dadurch haben sich bei den Kelowi die strengen Sitten der alten Berber mit dem heiteren spielenden Charakter des Nigritiers vermengt; auch ihre schöne edle und hohe Gestalt haben sie zum großen Teile ganz eingebüßt und ihre helle Farbe mit der dunkleren der Hausaneger vermischt, wie ihnen auch deren Sprache ebenso geläufig geworden ist als das Temahak. Die Folge dieser Vermischung ist es, daß die nördlichen Tuarik mit einer Art von Verachtung auf die Kelowi herabsehen und sie selbst oft als „Ikelan" (Sklaven) bezeichnen. Die edelste Unterabteilung der Kelowi sind die Irholang, die Amenokalenfamilie, welche in der Umgebung von Tintelust ihren Sitz hat; sie und ihre verwandten Stämme tragen in ihren schönen männlichen Gestalten und ihrer feinen Gesichtsfarbe noch unverkennbare Spuren reinen Berberblutes,

einige der naheverwandten Stämme jedoch sind Räuber von Profession und beunruhigen sämtliche Landschaften zwischen Air und dem Bornureiche mit ihren Raubzügen. Die Mehrzahl der das Bergland bewohnenden Stämme der Kelowi unterstehen dem Amenokal von Assodi, die Minderzahl in Gemeinschaft mit den verwandten Kelgeroß erkennt die Oberhoheit des Sultans von Agades an.

Die Tuarik sind groß und wohlgebildet, der schönste Menschenschlag Afrikas. Sie bekleiden sich ganz und gar mannigfaltig; die westlicheren Stämme tragen ein enganschließendes Tobenhemd, andere vorherrschend ein weites Gewand; auch das Beinkleid ist im Westen kurz und eng, östlicher dagegen weit und lang. Der Stoff ist meist das baumwollene, dunkelblaue, fast schwarze Kanozeug. Charakteristisch ist auch für sie der den Tubu gleichfalls eigentümliche Gesichtsshawl, der „Litham" oder „Tessilgemist", der zweimal um das Gesicht gewunden wird, so daß er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittleren Teil des Antlitzes mit der Nasenspitze freiläßt; er wird hinten am Kopf mit einer Schleife befestigt. Das kurzgeschnittene oder einen Zopf bildende Haar bleibt oben unbedeckt; der Bart sieht zuweilen unten hervor. Durch den Shawl sind Augen und Mund vor dem Wüstensande geschützt. Sandalen tragen die Tuarik nur an den Grenzen der Wüste. Auch ein vollständiger Lederanzug scheint national zu sein. Die östlichen Stämme tragen am Ledergurt einen Lederbeutel, die westlichen eine kleine zierliche Tasche um den Hals, in der sie außer Zwirn und Faden auch Pfeife und Tabak verwahren. Die Freien führen ein gerades, sehr langes Schwert, einen Dolch am linken Handgelenk, einen 2 m langen Speer und oft eine Flinte, dann einen großen Lederschild, der zwar im Schwertkampfe schützt, aber gegen Kugeln ohnmächtig ist. Ihre Religion ist der Islam, von dem sie aber sehr wenig wissen. Aberglaube herrscht überall unter ihnen; Hals, ja selbst Arme und Beine, Brust und Gürtel sind mit Amuletten und Täschchen behängt, in denen sich Koransprüche als Schutzmittel befinden. Die herrschende Leidenschaft ist Liebe zum Putz und zu den Weibern. Die reineren Stämme zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus; sie befinden sich daher untereinander in stetem Kampfe und sind überall gefürchtet und gehaßt; sie sind jedoch nicht grausam. Bevor sich jedoch ein Stamm zum „Amdscher" (Kriegszuge) oder zur „Edschen" (Razzia, „Rheffi" der Araber) entschließt, wird eine Art Konferenz, „Miâad" einberufen und ein friedlicher Ausgleich angebahnt, denn der Targi, so sehr er ein geborner Streithahn und Krieger ist, liebt es nicht minder, auch die Lorbeeren diplomatischer und rhetorischer Erfolge zu ernten, um so mehr als damit stets ein homerisches Gastmahl verbunden ist, das seinen in der Sahara sprichwörtlichen Appetit reizt. Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte und haben Machtbefugnisse im eigenen Stamme. Im staatlichen Organismus der einzelnen Tuarikfraktionen spielen die „Marabutin" („Inislemin") eine hervorragende Rolle; es sind Edle, welche auf jede politische Rolle verzichten, um eine um so größere religiöse Autorität zu erlangen; so sind sie zugleich Vertreter der Religion und der Gerechtigkeit wie des Unterrichts, also Priester, Richter und Lehrer in einer Person. Im Gegensatze zu den arabischen Marabutin, die feste Wohnsitze (Klöster) haben, sind jene der Tuarik mehr Missionäre, die von Tribu zu Tribu reisend ihrer Aufgabe gerecht werden. Der Edle (Ihaggaren) ist absoluter Herr über das Hab und Gut der Leibeigenen, der „Imrhad", welche sich von den Sklaven dadurch unterscheiden, daß sie von einem Herrn auf den andern durch Erbrecht oder Geschenk übergehen, aber nie verkauft werden. Der leibeigene Targi kann sich niemals von der Leibeigenschaft befreien, niemals ein Edler werden, er kann sich nicht loskaufen und auch nicht entfliehen, denn der Edle hat über ihn unumschränktes Recht. Dennoch kommt nie ein Fall der Auflehnung gegen die Ihaggaren vor, denn die Imrhad sind ebenso stolz Tuarik zu sein wie die Edlen. Fast alle Tuarik haben Negersklaven, selbst die Imrhad können sich solche halten, welche zur persönlichen Dienstleistung in der Familie des Herrn verwendet und stets mild behandelt, ja nicht selten wie ein Mitglied der Familie gehalten werden. Die Frauen, welche bei den Tuarik unverschleiert gehen, mischen sich häufig in die Angelegenheiten der Männer. Sie werden geachtet und respektiert, und dürfen nach berberischem Gesetze selbst in der übrigens stets monogamen Ehe ihr Eigentum unabhängig verwalten. In der Jugend erhält das Weib eine dem Bildungsgrade des Volkes angemessene Erziehung, zur Jungfrau herangeblüht, verfügt sie nach freiem Willen über ihre Hand; die Autorität des Vaters erstreckt sich nur auf die Hintanhaltung unwürdiger Verbindungen. In der Familie obliegt ihr ausschließlich die Erziehung der Kinder, diese gehören

Tuareg, einen Ueberfall planend.

ihr mit größerem Rechte an als dem Manne, da nach targischer Auffassung ihr Blut den Kindern, den Rang, die Stellung in der Gesellschaft, in der Familie, im Stamme sichert. Nach Targisitte erbt der älteste Sohn der ältesten Schwester, was die Fortpflanzung und Reinerhaltung des Familienblutes und der Tradition derselben gegen jede Eventualität schützen soll; doch darf dies nicht zu der Annahme verleiten, daß diese vorsichtigen Bestimmungen der möglichen Untreue der Frauen und deren Folgen vorbeugen sollen, denn die Targifrauen stehen im Rufe, ebenso strenge über ihre Pflichten wie über ihre großen Rechte zu wachen. Die Tuarik sind reine Nomaden, welche auf den von ihnen gezüchteten vorzüglichen Sattel- oder Reitkamelen, „Meheri", von Markt zu Markt ziehen. Nur in den Oasen, wie Rhat, Dschanet, Ideles, Rhadames und jener Fezzans treibt der Targi spärlichen Ackerbau; auch die industrielle Thätigkeit, obwohl etwas entwickelter, überschreitet nicht die Grenzen unbedingter Notwendigkeit. Am angesehensten — ganz im Gegensatze zu den Tubu — sind bei ihnen die Schmiede, sie reihen dem Range nach sich an die Edlen und besorgen die Ausbesserung der beschädigten Waffen. Ein ziemlich ausgebreiteter Industriezweig ist die Gerberei, ihr folgen zunächst die Sattler, welche die eigentümlichen Sättel für die Kamele („Arhazer" bei den Tuarik, „Rachla" bei den Arabern) herstellen. Einige beschäftigen sich mit Korbflechterei und Thongeschirrfabrikation, andere verfertigen die landesüblichen Hausgeräte aus Holz und die Holzteile an der Ausrüstung des Targi. An Geschicklichkeit fehlt es dem Tuarikvolke nicht, doch fließt meist im Berufe des Führers, Kameltreibers, Reisenden, Jägers und als Hüter der Herden das Leben des Targi dahin.



Nordafrikanischer Kamelsattel.

Merkwürdig ist, daß die Tuarik von allen nordafrikanischen Stämmen und Völkern (mit Ausnahme der Aegypter und Abessinier) allein eine eigene Schrift, das Tefinagh besitzen, die freilich nie zu etwas anderem gedient haben mag, als nur, um kurze Sätze, Namen, Inschriften u. s. w. zu fixieren. Wenn irgendwo targische Bücher existieren, so sind sie mit arabischen Lettern geschrieben; es giebt kein targisches Buch mit targischen Lettern. Ob die Tuarik auch eigene Zahlenzeichen besitzen, ist nicht bekannt, wohl aber giebt es solche bei den Rhadamsern, deren Sprache mit dem Tamascheq eng verwandt ist. Doch scheinen dieselben nur im kaufmännischen Gebrauch vorzukommen. Sie dienen hauptsächlich im praktischen Leben dazu, den Preis der Waren zu merken, damit Uneingeweihte

denselben nicht ablesen können. Da die Rhadamser im Verhältnis zum übrigen vom Mittelmeere durch Handelsobjekte versorgten Afrika eine verschwindend kleine Gemeinde sind, schwach an Individuen gegen die ganze übrige Bevölkerung, so haben sie dadurch, daß sie nur von ihnen selbst verstandene Zeichen besitzen, einen großen Vorteil vor dem übrigen Publikum. Uebrigens haben wir auch eine ähnliche Einrichtung in unserer zivilisierten Welt. Nur der Eingeweihte im handeltreibenden Publikum weiß gleich zu entziffern, daß z. B. L, a gleich ist einer Geldsumme, dem Preise der vorgemerkten Ware, und vielleicht 3,50 ℳ bedeutet. In der ganzen Kaufmannschaft der Christenheit ist diese Zahlensprache vorhanden, aber jedes Land hat seine eigenen Zeichen, ja große Häuser haben ihre nur ihnen verständliche Zahlensprache.

Man sieht aus untenstehenden Zahlzeichen, daß die Schreibweise so ist, wie sie in den semitischen Sprachen von rechts nach links angenommen ist, aber nicht ausschließlich; die Rhadamser schreiben auch unter einander. 20 = 00, kann auch $\begin{smallmatrix}0\\0\end{smallmatrix}$ geschrieben werden, oder 44 = ||||0000 kann auch $\begin{smallmatrix}||00\\||00\end{smallmatrix}$ geschrieben werden. Raumersparung ist wohl maßgebend dabei gewesen. Daß indes das ganze Schreibsystem der Zahlen im allgemeinen von rechts nach links durchgeführt ist, ersieht man aus den zusammengesetzten Zahlen. Z. B. 6 = |> schreibt der Römer VI, das heißt dieser setzt erst die V, dann rechts davon die I, umgekehrt der Rhadamser, oder 15 = >0 schreibt der Römer XV, also erst die X, dann rechts davon die V, während der Rhadamser zuerst die 0 = 10, dann links davon die > = 5 setzt. Die Rhadamser Kaufleute sind natürlich sehr geheimnisvoll mit diesen Zeichen, und nicht nur sind die tripolitanischen, tunesischen und kahirinischen christlichen und jüdischen Kaufleute mit dem Sinne dieser Zeichen nicht vertraut, auch arabischen Kaufleuten hüten sie sich die Bedeutung der Zahlen mitzuteilen. Nur durch ein bedeutendes Geschenk, dann deshalb, weil er kein Handelsmann war, endlich weil sie dem Wort eines Christen trauen, gelang es Gerhard Rohlfs, die Zahlzeichen und die Bedeutung von einem Rhadamser zu bekommen. Es sind folgende:

0 = •	11 = |0	30 = 000	311 = |0ϭϭϭ
1 = |	12 = ||0	32 = ||000	422 = ||00ϭϭϭϭ
2 = ||	13 = |||0	44 = ||||0000	534 = ||||000Ƨ
3 = |||	14 = ||||0	55 = >Z	657 = ||>ZϬƧ
4 = ||||	15 = >0	67 = ||>0Z	765 = >Z0ϬϬƧ
5 = >	16 = |>0	78 = |||>00Z	876 = |>Z00ϬϬϬƧ
6 = |>	17 = ||>0	89 = ||||>000Z	900 = ϭϭϭϭϭƧ
7 = ||>	18 = |||>0	99 = ||||>0000Z	1000 = Ƨ
8 = |||>	19 = ||||>0	100 = ϭ	
9 = ||||>	20 = 00	201 = |ϭϭ	
10 = 0	21 = |00		

Größere Zahlen als 1000 können die Rhadamser sich bis 10,000 zusammensetzen, für 10,000 selbst scheinen sie indes kein eigenes Zeichen zu besitzen, wenigstens war sein Gewährsmann nicht imstande, Herrn Rohlfs ein solches anzugeben. Zu beobachten ist noch, daß während wir mit unseren 10 Zahlzeichen alle Zahlen zusammensetzen, die Rhadamser für die fünf ersten Zahlen besondere Zeichen haben, dann wieder bis neun aus diesen komponieren, für 10 wieder ein neues Zeichen bringen, und dann ferner noch für 50, 100, 500 und 1000 eigene Zeichen haben. Man ersieht aber leicht, daß zum Rechnen diese Zeichen ebenso unpraktisch sind wie die römischen Ziffern. (G. Rohlfs im Ausland 1872, S. 695.)

Ein anderer Menschenschlag als die Tuarik sind die berberischen Hirten, welche die westliche Sahara durchstreifen. Die Männer lassen den Oberleib unbekleidet; ihre Hautfarbe ist rot, das Auge voll Verstand, die Nase gebogen, die Haare eher kraus als lockig. Ihre Frauen verschleiern sich nicht, tragen

aber ein langes Gewand, welches von den Schultern bis auf die Ferſen fällt. Dieſe Berberſtämme ſcheinen von ſehr ſanfter Gemütsart, ſie zählen dafür auch zu der Marabutin. Auch bei ihnen herrſcht Monogamie und die Frauen beherrſchen offenbar ihre Männer, die ſich große Mühe geben ihnen zu huldigen. Als Entſchädigung für die Polygamie iſt die Eheſcheidung außerordentlich leicht. Die freien Frauen verrichten keine Arbeit und gehen nie zu Fuß. Die Männer ſind von der Sonne tief gebräunt, die Frauen dagegen würden völlig weiß erſcheinen, wenn nur ihre Hautfarbe erſt hinter der Schmutzrinde ihres Körpers zum Vorſchein käme. Sie hüten ſich aber vor jedem Waſſer und eine Frau, die der Reiſende Vincent befragte, hatte die Vorſicht ſoweit getrieben, daß ihr ſeit ſieben Jahren nie die Uebereilung begegnet war, ſich zu waſchen. Die Koſt dieſer Leute beſteht im Ertrage ihrer Herden. Die Tiyab ſind ein ehemaliger, ſpäter geiſtlich (Marabut) gewordener Kriegerſtamm von großer Gaſtlichkeit. An der Bank von Arguim hauſen berberiſche Fiſcherſtämme, welche mit Schleppnetzen ihr gefährliches Handwerk treiben, da das Meer dort von Haien wimmelt. Zwiſchen 21—23° n. Br. liegen die Reviere der Uled Delim, eines Nomadenſtammes des Innern, berühmt wegen der Schönheit ſeiner Frauen und Mädchen. Wirklich verdienen ſie auch Bewunderung wegen ihres glatten Haares, der großen ſchattig bewimperten Augen, der griechiſchen Naſe, der blendenden Zähne, ihrer ſchlanken Formen, und der außerordentlichen Zartheit der Füße und Hände, an welch letzteren die Nägel mit Henna roſig gefärbt werden. Die Familienbande ſind aber bei dieſen Berbern möglichſt locker, denn die Heiraten werden dort ſämtlich nur auf kürzeſte Kündigung abgeſchloſſen. In dieſem weſtlichen Teile der Sahara giebt es auch berberiſche Städte, deren Bevölkerung ſich bis auf 7000 Köpfe beläuft und die ſich vom Ertrage ihrer Dattelgärten, ſowie ihrer Hirſe-, Mais-, Gerſte- und Weizenfelder ernährt, die aus ſeichten, aber höchſt ergiebigen Brunnen bewäſſert werden. Die Berber miſchen ſich hier auch mit Negerblut und es ziehen daher halbſchlächtige Berberſtämme, wie die Trarza, Brakna und andere in der weſtlichen Sahara umher. Desgleichen ſind die Bewohner des tuneſiſchen Biled-ul-Dſcherid ein eigentümliches, lebensluſtiges Völkchen, in ihrem Charakter, ihrer Vergnügungsſucht, ihren Sitten ſehr an die ſchwarzen afrikaniſchen Völkerſchaften erinnernd. Die arabiſche Invaſion hat ihnen wohl die Religion gegeben, aber die Sittenlehren des Koran haben ſich ihnen lange nicht ſo eingeprägt, wie den Mauren in den Städten, und ſie können nach keiner Hinſicht ihre Abſtammung von den autochthonen Berbern verleugnen, ja man könnte gewiß noch weiter gehen und ihre Verwandtſchaft mit den Negervölkern nachweiſen. Schon ihr Ausſehen, die Kopfform, der Geſichtsausdruck neigen ſich dieſen letzteren zu. Wohl mag die Aehnlichkeit der klimatiſchen und ſonſtigen Verhältniſſe auch Einfluß auf dieſe Aehnlichkeit mit den ſüdlicheren autochthonen Raſſen gehabt haben. Aber dieſe iſt zu unbedeutend, um nicht auf eine gemeinſchaftliche Abſtammung ſchließen zu laſſen. (Ernſt v. Heſſe-Wartegg, Tunis. Land und Leute. Wien 1882. 8°. S. 219.)

Weder die phöniziſchen und puniſchen Anſiedlungen noch die Römer und ſelbſt die Vandalen ſind in ethnologiſcher Hinſicht für die Autochthonen Nord-

afrikas so wichtig geworden wie der Einbruch der Araber, welche die kulturelle Semitisirung des Landes zur Folge hatte. Die Berber, früher großenteils dem Christentum ergeben, wurden mittels Feuer und Schwert dem Islam gewonnen und arabisierten sich auch vielfach in Sprache und Sitte. In diesem Prozeß sind nun mehrere Perioden sorgfältig zu unterscheiden. Mit den ersten Eroberungszügen der Araber zu Ende des 7. Jahrhunderts kamen nur Krieger und einzelne Familien arabischer Abkunft nach Nordafrika, welche sich in den Städten, hie und da auch in einem Kastell niederließen, aber das ganze Flachland, die Gebirge und die Sahara blieben in den Händen der autochthonen Berber. So ist es eine gewöhnlich übersehene Thatsache, daß bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrika mit Ausnahme der Städte nur von Berbern bewohnt wurde. Bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts bildeten sie verhältnismäßig zivilisierte Staaten mit berberischer Bevölkerung und berberischen Dynastien. Erst in der sogenannten Epoche fand die mächtige arabische Einwanderung statt, welche den Bevölkerungsverhältnissen und damit zugleich der Kulturentwickelung in Nordafrika neue Gestaltung gab. Die arabische Eroberung im 7. Jahrhundert beschränkte sich kulturhistorisch auf die Annahme des Islam durch die Berber; eine Verdrängung ihrer Volkstums fand nicht statt. Als im Jahre 710 die Araber unter Musa und Tarik nach Spanien drangen, waren es ihrer gleichfalls nur wenige, in ihrem Gefolge befanden sich aber schon zahlreiche berberische Elemente, ja Tarik selbst war ein Berber. Sowie im Osten das echte Vollblutarabertum nur ein Fragment der Gesamtbevölkerung bildete, so auch in Spanien: auch hier mußten die natürlichen Verhältnisse eine allmähliche Verringerung des arabischen Volkstums zur Folge haben, das in solcher Entfernung von seiner Heimat keinen ausgiebigen Nachschub mehr erhielt. Die gesitteten Berber hingegen trennte nur die schmale Gibraltarstraße und sie konnten sich demnach leicht über Spanien verbreiten. Sie gewannen die Oberhand in der moslimischen Bevölkerung Andalusiens, wofür der Umstand, daß nach den Ommajaden fast überall berberische Dynastien entstanden, beredtes Zeugnis ablegt. Angesichts der Christen waren freilich Berber und Araber nur Muhammedaner oder Mauren, Moros, Moriskos. Von dem Lande Mauritania, wie die Römer den nordwestlichen Teil Afrikas hießen, war der Name auf die Bewohner übergegangen. Um ethnologische Unterschiede kümmerten sich die Europäer jener Zeit noch nicht. Das Wort Mauren deckte sich einfach mit Moslim. Die Gemeinsamkeit der Religion führte auch rasch die spanischen Berber zur Annahme der arabischen Sprache, der Sprache des Korans, welche es zugleich zu einer Weltlitteratur gebracht hatte. Die Seßhaftigkeit beider, sowohl der numerisch hinschwindenden Araber als auch der numerisch anwachsenden Berber trug noch mehr zu einer Verschmelzung bei, sodaß, als sämtliche Muhammedaner oder Mauren aus Spanien vertrieben wurden, Berber und Araber sich selbst nicht mehr unterscheiden konnten. Gerhard Rohlfs meint nun, daß, wenn gemeinsam Araber und Berber nach Spanien gekommen waren, doch nur Araber von dort zurückkamen, denn beide Völker giengen im fremden Lande derart ineinander auf, daß die Araber vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit, vermöge der Religion, deren Träger sie

besonders waren, äußerlich in jeder Beziehung die Berber absorbiert hatten. Die Wahrheit aber ist, daß in Spanien ein arabisch-berberisches Mischvolk entstanden war, in welchem allerdings die arabische Sprache und Gesittung, zugleich aber das berberische Blut die Oberhand gewann, was die zum Schlusse eingetretene auch äußere Gleichartigkeit erklärt. Und dieses Mischvolk war es, welches bei der Vertreibung aus Spanien nach Nordafrika zurückkehrte und dort dem Arabertum, d. h. arabischer Sprache und Sitte, nicht aber arabischem Blute, neuerdings zur Stütze diente. Zum Teil blieben die Flüchtlinge in den Städten, verheirateten sich mit den schon anwesenden Städtern, welche wieder aus Berbern und Arabern bestanden; ein großer Teil aber, vielleicht die Mehrzahl — denn sie wurden mit Mißtrauen und Feindseligkeiten empfangen — zerstreute sich über das ganze Land.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß das nordafrikanische Berbertum, obgleich es die verbreitetste Völkerschicht bildet, doch sehr verschiedene Modifikationen erlitten hat. Die um die Mitte des 11. Jahrhunderts einströmenden Araber waren durchaus ungesittete Nomaden, denen hauptsächlich der Untergang der nordafrikanischen Zivilisation zur Last fällt. Wären die neuen Eindringlinge zivilisationsfähiger gewesen, sie hätten ohne Zweifel in den eroberten Ländern neue Reiche und Dynastien gegründet, allein sie blieben „Beduinen" bis zur Stunde. Selbst unfähig, die eroberten Länder politisch umzugestalten, zerstörten sie zwar nicht gänzlich das staatliche Gebäude, das sie in ihnen vorfanden, aber sie ließen gleichsam nur dessen Umriß stehen. Aus den Städten und Seehäfen machten sich diese Beduinen nichts, deshalb ließen sie dort den alten Dynastien weiter die Herrschaft, ja sogar die nominelle Oberhoheit über die Länder. Fast der ganze Tell und die fruchtbarsten Oasen der Sahara bildeten die Weidegründe der Araber, aus denen sie die einheimischen Berberstämme teils in die Wüste, teils in die hohen Gebirge zurückwarfen. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß vielfache Vermischungen zwischen beiden Völkern vorkamen, und in einzelnen Landstrichen, wie z. B. im nördlichen Tunesien, war die Vermischung nicht nur zwischen Berbern und Arabern, sondern schon von früher her mit den ins Land gekommenen heterogenen Elementen so stark, daß man kaum von reinen Berbern oder Kabylen, reinen Arabern u. s. w. sprechen kann. Nur in Marokko hat sich das berberische Urvolk von den Arabern fern und unvermischt erhalten. Allerdings kommen wohl in den Städten und größeren Ortschaften Heiraten zwischen beiden Völkern vor, im ganzen stehen sich aber heute Araber und Berber so fremd gegenüber, wie zur Zeit der ersten Invasion.

Was die Zahl und Ausbreitung beider Völker anbetrifft, so finden wir in Marokko, daß die Berber nicht nur bedeutend zahlreicher, sondern auch über einen viel größeren Raum des Landes verbreitet sind. Ganz rein arabisch sind nur die Landschaften Rharb und Beni Hassan südlich davon, endlich Andjera und der Küstensaum vom Kap Espartel bis Mogador. Denn selbst die Landschaften Schauya, Dukala und Abda haben teils arabische, teils berberische Triben. Mit Ausnahme der großen Städte und Ortschaften, in denen die Araber überall das überwiegende Element bilden, kommen sie sodann nur noch sporadisch vor. Man kann also fast behaupten, daß an Land die Berber vier Fünftel besitzen, gegen ein Fünftel, welches auf die Araber kommt. Der Zahl der Bewohner

nach dürfte das Verhältnis so sein, daß zwei Drittel Berber, ein Drittel Araber sind. Die Araber nennen sich in Marokko „Arbi", d. h. Araber; wollen sie ihr spezielles jetziges Heimatsland damit in Verbindung bringen, so nennen sie sich „Rharbi" oder „Rharbaui" (der vom Westlande). Was die Berber anbetrifft, so nennen sie sich „Masigh" oder „Schellah"; das Wort „Berber" ist ihnen aber keineswegs unbekannt, namentlich südlich vom Atlas. Aber als ob sie sich des Ursprunges des Wortes bewußt seien, hören sie sich nicht gerne so bezeichnen und nennen sich selbst nie so, sondern „Brebber".

Daß die Völker, welche eine Zeitlang im heutigen Marokko seßhaft gewesen sind, Spuren zurückgelassen haben, ist unleugbar. Nur so können wir zwischen vorwiegend schwarzhaariger und schwarzäugiger Bevölkerung uns die helläugigen und blondhaarigen Individuen — wohl Nachkömmlinge der germanischen Vandalen — erklären. Indes kommen dergleichen Typen bedeutend seltener bei den Arabern vor, was sich hinwiederum daraus erklären läßt, daß nach der einmal erfolgten Invasion der Araber ein Eindringen blonder Völker in Westafrika nicht mehr stattfand. So sieht man denn auch häufig in Familien, wo Vater und Mutter beide schwarzhaarig und schwarzäugig sind, helläugige und blondhaarige Kinder. Die von den Berbern gesprochene Sprache, „Tamaschirt" oder „Schellah" genannt, ist dieselbe, welche die Tuarik Temahak im Norden und Temascheq im Süden nennen, und der wir in Audschila und noch ferner im äußersten Osten in der Oase des Jupiter Ammon begegnen. Allerdings sind die Unterschiede der verschiedenen Dialekte dieser Sprache äußerst groß, wie das ja auch nicht anders sein kann bei einer Sprache, welche über einen Raum verbreitet ist, welcher ungefähr den vierten Teil von Afrika ausmacht. Dennoch aber sind sie nicht so groß, um nicht leicht eine Verständigung zwischen den verschiedenen, berberisch redenden Völkern zu ermöglichen. Die Berber in Marokko haben und kennen keine Schriftzeichen wie ihre Brüder, die Tuarik.

Unterscheiden sich Araber und Berber wesentlich durch die Sprache, so sind die übrigen Unterschiede äußerst gering. Derselbe Körperbau auf dem Flachland wie im Gebirge (wegen der vielen Wanderungen), das heißt schlanker, sehniger Wuchs mit stark ausgeprägtem Muskelbau, gebräuntem Teint, kaukasischer Gesichtsbildung, stark gebogener Nase, schwarzen feurigen Augen, schwarzem schlichtem Haare, spitzem Kinn, etwas stark hervortretenden Backenknochen, spärlichem Bartwuchse — alles dies haben Berber und Araber gemein. Allerdings sind im allgemeinen die Gebirgsbewohner heller, aber das gilt sowohl für die berberischen Bewohner des Rif-Gebirges, wie für die arabische Bevölkerung der Gebirge der Andjeralandschaft. Bei den Frauen beider Völker muß allerdings auffallen, daß das Weib des Arabers durchschnittlich kleiner sein dürfte als das des Berbers. Im übrigen sind auch sie nicht äußerlich zu unterscheiden. Man kann von beiden sagen, daß, sehr früh entwickelt, sie in der Jugend hübsche volle Formen haben, meist regelmäßige Gesichtszüge besitzen, aber schnell altern, durch unzulängliche Nahrung äußerst mager und im Alter wegen ihrer überflüssigen Hautfalten überaus häßlich werden.

In Marokko herrscht nur Einweiberei, sowohl bei den Arabern als auch bei den Berbern; die wenigen Ausnahmefälle, wo ein reicher oder hochgestellter Araber sich einen Harem hält, kommen kaum in Betracht, und ein Berber, mag er eine noch so hohe Stellung einnehmen, noch so reich sein, heiratet nie mehr als eine Frau. Freilich durch die Religion begünstigt, kommen häufig genug Scheidungen vor, was dann oft zu unerquicklichen Verhältnissen führt; ein Mann trennt sich, nachdem er schon ein Kind mit einer Frau gehabt, von dieser, heiratet wieder, die Frau auch; sie zeugt dem neuen Mann nochmals ein Kind, wird abermals verstoßen, heiratet vielleicht zum drittenmal, und hat dann manchmal drei Familien Kinder gegeben. Es ist äußerst selten, daß sich ein unverheiratetes Mädchen einem Manne hingiebt, auch Ehebruch kommt fast nie vor. Desto ungebundener leben die Witwen; diese glauben ihrer Sittlichkeit, namentlich wenn sie merken, daß die Hoffnung auf Wiederverheiratung vorbei ist, „keine Schranken" auferlegen zu müssen. Ueberhaupt zeichnen sich Mädchen und Frauen in Marokko durch unanständige Gangart aus. Es scheint sich dies von den Araberfrauen den Berberweibern mitgeteilt zu haben (vielleicht ist es aber auch diesen eigentümlich), denn alle semitischen Frauen scheinen an einer unanständigen Allüre Gefallen zu haben.

In der Regel ist die Heirat eine zwischen Eltern oder Verwandten für die betreffenden Personen abgemachte Sache, doch kommen auch häufig genug Liebesheiraten vor. Es hat dies seinen Grund darin, daß alle Frauen und jungen Mädchen unverschleiert gehen, mithin hat der Freier Gelegenheit, seine Zukünftige kennen zu lernen. Solche Liebesheiraten gelten meist für Lebzeiten, während die Ehebündnisse, welche aus Konvention geschlossen sind, gemeiniglich keine Dauer haben. Ein eigentlicher Kauf der

Frauen findet nicht statt; der betreffende Bräutigam erlegt nur dem zukünftigen Schwiegervater die Geldsumme, welche dieser für die Anschaffung der Kleidungsstücke und Schmucksachen seiner Tochter nötig hat, der gewöhnliche Preis hierfür beträgt 60 französische Thaler. Giebt die Frau Grund zur Scheidung, oder aber beantragt sie die Scheidung, so muß das Geld zurückbezahlt werden, verstößt aber der Mann seine Frau, so bleibt sie Eigentümerin ihrer Sachen und ihr Vater behält obendrein das Geld.

Beschneidung ist durchweg eingeführt, doch giebt es einige Berberstämme, welche sie nicht üben. In Marokko hält man die Beschneidung als nicht unbedingt-erforderlich für den Islam. Ueberhaupt haben die Berber Eigentümlichkeiten bewahrt, die bei den Arabern nicht zu finden sind, so essen sämtliche Rif-Bewohner das wilde Schwein trotz des Koranverbotes. Alle Berber rechnen nach Sonnenmonaten und haben dafür die alten, von den Christen herrührenden Benennungen; ja südlich vom Atlas haben auch die dort hausenden Araber diese Zeitrechnung angenommen.

Das Leben in der Familie ist ein patriarchalisches und man hält außerordentliche Stücke auf Verwandtschaft und Sippe; eigentümliche Familiennamen nach unserem modernen Sinne haben weder Araber noch Berber, solche werden nur von der ganzen Sippschaft oder dem Stamme geführt. In diesen Stämmen setzt dann jeder den Namen seines Vaters, manchmal auch den seines Großvaters und Urgroßvaters hinzu. Bei den Arabern haben wir fast nur biblische und koranische Namen, sowohl bei den Männern als Frauen. Die Berber haben sich auch hierin apart gehalten und fahren fort heidnische und berberische Namen zu führen, z. B. Humo, Buko, Rocho, Atta ꝛc., obschon natürlich arabische Namen vorwalten. Eine eigentliche Erziehung wird den Kindern nicht gegeben, die ganz jungen Kinder bleiben zirka zwei Jahre auf dem Rücken ihrer Mütter, welche dieselben wenigstens zwei Jahre stillen. Allerdings hat jeder „Tschar“ (Dorf aus Häusern), jeder „Duar“ (Dorf aus Zelten), jeder „Ksor“ (Dorf einer Oase) seinen „Thaleb“ oder gar „Faki“, der die Schule leitet, aber die meisten bringen es kaum dazu, die zum Beten notwendigen Korankapitel auswendig zu lernen, geschweige daß sie sich ans Lesen und Schreiben wagten. Beim Heranwachsen stehen die Töchter den Müttern in der häuslichen Beschäftigung bei, während die männliche Jugend zuerst zum Hüten des Viehes verwendet wird, in der Pflanzzeit den Acker mit bestellen helfen muß und schließlich, nach einer kurzen Arbeitszeit im Jahre, die liebe lange Zeit mit Nichtsthun hinbringt. Tabak und Haschisch sind ganz allgemein, jedoch in keinem unmäßigen Gebrauch. Opium ist mit Ausnahme der Städte und der Oase Tuat nicht eingebürgert. Desto allgemeiner ist in der Weinlesezeit und kurz nachher der Genuß des Weines. Denn Marokko ist ein an Weinreben ungemein reiches Land. Von der dabei herrschenden Unmäßigkeit und Roheit entwirft G. Rohlfs ein wenig schmeichelhaftes Bild. Ueberhaupt zeichnet sich das ganze marokkanische Volk durch eine gewisse Roheit, wenig edle Gefühle und wenig sanfte Neigung aus. Bei den Berbern, namentlich am Nordabhange des Atlas streift die Roheit sogar ans Tierische.

So wie man zur Zeit Abrahams aß, aus einer Schüssel am Boden hockend, so ißt noch heute der Marokkaner. Er kennt noch nicht den Gebrauch der Messer und Gabeln. Auch der Löffel ist nicht überall eingebürgert. Am Atlantischen Ozean vom Kap Espartel südlich bis nach der Mündung des Sus, vielleicht noch weiter südlich, bedienen sich sämtliche Leute statt eines Löffels einer austerartigen Muschel, wie sie der Ozean dort an den Strand wirft. Die Männer essen getrennt von den Frauen, diese essen mit den Kindern des Hauses. Selbst bei den Berbern hat der Islam dies durchzusetzen gewußt. Fleisch wird auf dem Lande nur bei Gelegenheit eines Festes gegessen und auch dann nur in geringer Quantität. Der in den marokkanischen Städten so sehr beliebte Thee wird auf dem Lande nur noch bei vereinzelten Vornehmen und Reichen gefunden; das allgemeine Getränk ist Wasser. Nirgends kennt man in Marokko die Bereitung von „Busa“ (ein gegohrenes Getränk aus Getreide) oder „Lackby“ (Palmensaft). Es würde den Marokkanern ein großes Verbrechen sein, eine Dattelpalme derart für das Tragen der Früchte unbrauchbar zu machen oder gar zu töten. Ebenso ist in allen marokkanischen Oasen der Lackby vollkommen unbekannt. Der Gebrauch, die Palmen anzuzapfen, beginnt erst in den südlich von Tunesien gelegenen Oasen.

Indessen müssen wir doch auch einer guten Eigenschaft der Marokkaner gedenken, der Gastfreundschaft, welche ohne Prunk, ohne Zeremonie als etwas Selbstverständliches geübt wird. In den meisten Duar, in fast allen Tschar giebt es eigene Häuser oder Zelte, „Dar“ und „Gitun el Diaf“ genannt, welche für die Reisenden bestimmt sind. Der Fremde hat dagegen keinerlei Verpflichtung. Im Gegenteil, wird man nicht ordentlich

verpflegt, so hat man das Recht, Beschwerde zu führen. Natürlich wird man bei dieser Gelegenheit von allen über alles ausgefragt, denn Zurückhaltung und Schweigsamkeit kennt in dieser Beziehung der Marokkaner nicht. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die arabischen Stämme bedeutend liberaler sind als die berberischen.

Die Bevölkerung von Marokko hat keinen eigentlichen Adel in unserem Sinn. Die vornehmste Klasse sind die „Schürfa" (Plural von „Scherif"), das heißt Abkömmlinge Muhammeds, selbstverständlich sind diese arabischen Stammes. Da sie sich unglaublich vermehrt haben, giebt es ganze Ortschaften, die fast nur aus Schürfa bestehen; man erkennt sie daran, daß sie vor dem Namen das Prädikat „Sidi" oder „Mulei", d. h. „mein Herr" führen. Die gegenwärtige Dynastie von Marokko besteht aus Schürfa. Das Scheriftum ist nicht erblich durch die Frau. Heiratet z. B. ein gewöhnlicher Marokkaner eine Scherifa, so sind die Kinder keine Schürfa. Aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen, und die aus der Ehe entspringenden Kinder werden alle Schürfa. Sogar eines Scherifs Heirat mit einer Christin oder Jüdin (die in ihrer Religion verbleiben können), oder mit einer Negerin (eine solche muß aber den Islam angenommen haben) hat auf das Scheriftum der Kinder keinen vernichtenden Einfluß, ebenso sind die im Konkubinat erzeugten Kinder vollkommen gleichberechtigt mit den in gültiger Ehe erzeugten. Die Schürfa werden überall in Marokko als eine besonders bevorzugte Menschenklasse angesehen. Sie haben das Recht, andere Leute zu insultieren, ohne daß man mit gleichen Waffen antworten darf. Der Muhammedaner schimpft dann am stärksten, wenn er Beleidigungen auf die Vorfahren oder Eltern des zu Beschimpfenden häuft. Der Nichtscherif darf dies nicht erwidern, denn den Vorfahr oder Vater eines Nachkommen des Propheten beleidigen, wäre ein Verbrechen gegen die Religion. Er hat aber das Recht, die Person des Scherif selbst zu schimpfen. Die Marabutin stehen in Marokko in bedeutend geringerem Ansehen, sie werden zu sehr von den Schürfa verdunkelt.

Ueber die geistige Begabung der Marokkaner läßt sich wenig sagen. Hervorragende Männer hat die Neuzeit nicht hervorgebracht, und edlerer Regungen ist der Marokkaner kaum fähig. Indes ist die Unmoralität beim Landvolke lange nicht so schlimm wie in den Städten. Ausschweifungen, eheliche Ueberschreitungen oder andere Laster kommen fast nie vor, wohl aber oft genug Diebstahl, Lug und Betrug, namentlich einer Tribe gegen die andere, indes wird dies kaum als sündhaft betrachtet. Lügen ist überhaupt den Arabern und Berbern so eigen, daß es wohl kaum ein Individuum giebt, das die Wahrheit spricht. Und professionsmäßige Lüge hat wohl immer Betrug und Diebstahl im Gefolge. Faustrecht, Raub und Mord sind in all den Teilen des Landes, die nicht von der Armee des Sultans erreicht werden können, an der Tagesordnung, und niemand findet auch etwas Außerordentliches darin. Daß der Gastfreund den Marokkanern eine geheiligte Person sei, ist eine Farce, in vielen Gegenden respektieren die Bewohner nicht einmal die Schürfa. (Gerh. Rohlfs, Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Bremen 1873. 8°. S. 59—81.)

Das Berbersultanat Marokko bildet einen unabhängigen Staat, dessen socialpolitische Zustände zu den trostlosesten gehören, die man kennt. Das Volk wird nämlich nur nach religiösen Sätzen und Meinungen regiert, und lebt in religiösen Banden befangen, nur nach der Religion. Es giebt gar keine civile Gesetzgebung. Alles basiert auf die Religion, das ganze Leben dreht sich darum, d. h. um den „Koran", den Kodex der muhammedanischen Lehre. Denn wenn auch einzelne Berberstämme ihren „Kanun" haben, nach dem sie Recht sprechen, so ist doch die große Mehrheit des Volkes Richtern, „Kadi" unterstellt, welche nach eigenem Ermessen ihre Entscheidung, je nachdem es ihnen einleuchtet, im Sinne des Buches Gottes abgeben. Daher ist bei den muhammedanischen, und speziell bei den marokkanischen Völkern jeder Fortschritt von vornherein unmöglich gemacht. Man fühlt instinktartig in Marokko, daß eine Berührung mit den Kulturvölkern ein Ruin der Religion ist. Namentlich seitdem die jetzige Dynastie, die der Schürfa Filali, auf dem Throne sitzt, hat dieselbe geglaubt, mehr als je das Land von der Berührung mit den Christen fernhalten zu müssen. Man fühlte instinktartig, daß mit der Gesittung Freiheit der Anschauung, mit der Kultur Kritik in religiösen Dingen Platz greifen, und damit der persönlichen Willkür, der Despotie der Weg verbaut werden würde. Die Würdenträger der jetzigen Dynastie sind um so weniger geneigt, das Volk an den allgemeinen Kulturbestrebungen teilnehmen zu lassen, als die Dynastie die Religion des Islam gewissermaßen körperlich vorstellt, denn sie stammt direkt von Muhammed. Man kann sich daher den kolossalen Nimbus dieser Fürsten denken, welche nicht nur weltliche Beherrscher des Landes und alles was darinnen ist, sind; welche nicht nur die

oberste geistliche Behörde der Unterthanen mit vollkommenster Unfehlbarkeit in ihrer Person vereinigen, sondern noch den ungeheuren Vorteil haben, körperliche Nachkommen des Propheten zu sein. Deswegen glaubt kein Fürst der Erde sich so von Gottes Gnaden, so rechtmäßig und so erhaben über alle anderen Menschen, als der Sultan von Marokko, welcher sich „Hakem el Mumenin" oder „Emir el Mumenin", d. h. Beherrscher der Gläubigen nennt, und der seinem Titel vor allem hinzufügt: „Der Vorkämpfer des Herrn in dieser und jener Welt." Aber kein Volk der Erde sieht auch mit solch scheuer Ehrfurcht, mit solcher Hingebung, mit solcher von oben diktierten Liebe zu seinem Kaiser auf, wie das marokkanische. Der Sultan ist ein Gott, viel mehr als der türkische und als der russische Kaiser es ist, er ist weit unfehlbarer als der römische Papst. Er ist das Ideal eines Willkürherrschers, eines Despoten des Mittelalters, dessen Glorie sich unverändert erhalten hat, unberührt von allen Fortschritten. (Ausland 1877, S. 629.) Der jetzige Sultan scheint geneigter zu sein als alle seine Vorgänger, die Schranken aufzuheben, welche Marokko von der Außenwelt und namentlich von Europa trennen, und es läßt sich auch nicht verkennen, daß ein äußerlicher Fortschritt besteht. Das Leben am Hofe des Sultans ist grundverschieden von dem noch vor zwanzig Jahren. In Marokko ist aber der Sultan und sein Hof das Land. Mehr als irgendwo gilt das l'état c'est moi. Will der Sultan den Fortschritt, dann muß das Land folgen.

Dort, wo die Berber sich möglichst rein erhalten haben, zeigen sie, trotz der vielfach erfolgten Verschmelzung in Sitten und Charakter, wie wir sahen, mehrere Züge, welche sie von den Arabern auf das bestimmteste unterscheiden. Der Araber ist vorwiegend Nomade, will sagen „Beduine", der Berber neigt zur Seßhaftigkeit. Ein schwerer Irrtum freilich wäre es, zu glauben, der Araber sei nur Nomade, der Berber immer sedentär. Eins ist so wenig richtig wie das andere. Zunächst wissen wir heute, daß wir unter Nomadisieren uns nicht vorstellen dürfen, eine Sippe dürfe oder könne umherziehen, wie sie wolle und wohin es ihr beliebt. Ein Nomadentum in solchem Sinne kennt die Völkerkunde fast nirgends, nicht einmal bei den rohesten Völkerstämmen. Selbst die Australier haben ihre abgegrenzten Weide- und Jagdbezirke, um wie viel mehr erst die so hoch darüber stehenden Araber. In den meisten Klimaten bedarf der Nomade für das Ueberwintern des Viehes einen Beistand des Ackerbaues. Es kann uns also nicht wundern, daß auch bei den Arabern jeder Nomadenstamm Nordafrikas im Winter säet und pflügt. Rohlfs sagt ausdrücklich, die Araber sind in Nordafrika die hauptsächlichsten Ackerbauer und nur nebenbei Viehzüchter. Wenn sie im Frühjahre und Sommer den Tell verlassen, um ihre Herden nach bestimmten Gegenden hinzutreiben, bleibt immer ein Teil des Stammes zurück. Daß aber die Araber den Berbern den Pflug mitgebracht haben sollen, wie Rohlfs will, scheint nicht sehr glaubhaft, angesichts des Umstandes, daß schon die alten Aegypter, die doch auch Berber waren, den Pflug kannten, freilich in sehr primitiver Form, die aber noch heute die im Lande übliche ist. Rohlfs will indes beobachtet haben, daß die Berber dieses Ackerwerkzeug nur da kennen, wo sie mit den Arabern untermischt sind. Der letzteren Lieblingsaufenthalt ist dagegen der „Duar", die aus Zelten errichtete fliegende Niederlassung, welche innerhalb der ganz bestimmten Weide- und Ackerbezirke leicht aufgeschlagen und abgebrochen werden kann. Der Berber hingegen wohnt gern in gemauerten Häusern, nur dürfen sie nicht in Städten stehen. Keine von Berbern bewohnte Ortschaft überschreitet die Größe unserer Dörfer. Es gibt aber in Nordafrika, ganz abgesehen von den Tuarik der Sahara, auch große nomadisierende Berberstämme.

Jene von Tunis, darunter die Chumairs oder Krumir, sind z. B. nicht wie die Berber Algeriens durchgehends an feste Wohnsitze gebunden. Einzelne wohnen allerdings im selbstgebauten Häuschen von Lehmziegeln oder in den zahllosen römischen Ruinenstätten, welche die noch wenig erforschten Bergketten nördlich vom Medscherda bedecken, aber viele Stämme führen geradeso wie die arabischen Beduinen das Nomadenleben, wohnen in schwarzen aus Kamelhaar geflochtenen Zelten und treiben wie sie Ackerbau und Viehzucht. In einigen Teilen findet man die Berber jetzt vorzugsweise im Gebirge, weil sie sich dorthin vor den arabischen Eindringlingen zurückzogen; in ganz Nordafrika wohnen aber entschieden zahlreichere Berber in den Ebenen als auf den Bergen. In Algerien ist bei den Berbern der Schowiahdialekt vorherrschend und die Kabylen haben ihre ursprüngliche Mundart mit vielen arabischen Bestandteilen verquickt, schreiben dieselbe auch mit arabischen Lettern. In Tunesien nahmen die Berber gleichfalls viele europäische und arabische Ausdrücke in ihre Sprache auf, ja dies geschah in der letzten Zeit in so hohem Grade, daß sie ihre Ursprache nur wenig mehr benutzen und jetzt im Verkehr mit den Arabern der Ebene und der Städte nur das Tunesisch-Arabische oder „Machrebi" sprechen. Wenn sie indessen von Arabern häufig doch nicht verstanden werden, so ist es, wie Ernst v. Hesse-Wartegg versichert (Tunis, S. 163), weil sie dann einen Diebsjargon sprechen, dessen sich die räuberischen Beduinenhorden an der Süd- und Westgrenze Tunesiens und auch in Algier in ähnlicher Weise bedienen, wie etwa die Verbrecher unserer Hauptstädte ihres Slangs. Auch in manchen anderen Beziehungen verloren die tunesischen Berber die Eigentümlichkeiten ihrer Rasse, nahmen andere von den Arabern auf, gaben die ihrige an die Araber ab, und die Unterschiede, die zwischen den beiden großen Gruppen heute noch bestehen, sind demnach nur noch wenig auffällig. Auch in Algerien sind diese beiden Elemente längst nahezu in eins verschmolzen, wenngleich ein geübtes Auge sie noch beide leicht zu unterscheiden vermag. Bei den Kabylen, die in weit kompakteren Massen wohnen und nicht so häufig mit den Nomadenstämmen der Ebenen in Berührung kommen wie in Tunesien, ist der Körperbau des Berbers von dem des Arabers mehr verschieden. Sein Wuchs ist nur von mittlerer Größe, aber stark angelegt. Sein Kopf ist groß, das Antlitz mehr von viereckiger Form, die Stirn breit und gerade gestellt; Nase und Lippen sind dick, die Augen oft blau und die Haare häufig rot. Aber auch in Tunesien findet man, während z. B. die Beduinen sämtlich schwarze Haare, Augen und Bart besitzen, unter den Berbern häufig rote und blonde Haare, blaue Augen, hellen, struppigen Bart, im allgemeinen auch eine hellere Gesichtsfarbe. Man sieht, daß der Berber jenes Teiles Nordafrikas in seinem Aeußern mehr an einen Nordländer als an ein Kind des heißen Südens erinnert.

Ein hervorstechender Zug der Berber ist ihre Gewerbthätigkeit und ihr Kunstsinn, von welch letzterm die bekannten Silberfiligranarbeiten der algierischen Kabylen lautes Zeugnis ablegen. Der Kabyle ist ein unermüdlicher Arbeiter; im Winter, wo die Feldarbeit ruht, wird er Schreiner, Schmied oder was immer, und er ist es, welcher die geschätzten Yatagane („Flissa" genannt, nach dem Stamme, der sich besonders mit dieser Fabrikation beschäftigt), Gewehre, Kunstgefäße, Speisebretter und andere Gegenstände ver-

fertigt. Sommer und Winter, bei gutem wie schlechtem Wetter, ist sein Leben ein Bild rastlosen Schaffens. Er ist Weber, Fabrikarbeiter, Bergmann, Töpfer, Korbflechter, Oelpressenerbauer, vornehmlich aber Schmied, zwar zunächst Grob- und Waffenschmied, dann aber auch Gold- und Silberschmied. Die von Berbern errichteten Prachtbauten zu Tlemsen, Fez und Marokko zeugen von ihrem Geschmack und ihrer Kunstfertigkeit in der Architektur. Baron Henri Aucapitaine, einer der gründlichsten Kenner der Berber, nennt die Kabylen des Dschurdschura intelligente aber plumpe Bauern. Die berberischen Beduinen aber, wie sie in Tunesien die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, stehen mit den Arabern auf ziemlich gleicher Kulturstufe. Nur wenig unterscheiden sie sich von diesen in Tracht und Sitten. Der persönliche Mut der Kabylen und der Araber des Tell und der Sahara ist eine unbestrittene Thatsache; vielleicht darf man die Berber als noch etwas kriegerischer betrachten. Mit dem Araber haben sie die Gastfreundschaft, sowie die Abhärtung und die Nüchternheit gemein; indes ist diese letztere bei ihm mehr Folge seines außerordentlichen Geizes als einer Naturanlage. Der Berber lebt äußerst karg, so lange es aus seinem Beutel geht, wird er aber freigehalten, so verschlingt er wahrhaft unglaubliche Massen von Speisen. Ebenso ist er im Gegensatze zum Araber bieder und offen. Sein eben erwähnter Geiz äußert sich auch in seiner Kleidung, die, im Gegensatze zu dem fast immer sauberen und intakten Gewande des Arabers, stets schmutzig und lumpenhaft ist. Auf das Habit des Kabylen kann man passend das alte Witzwort anwenden von dem Rock, der aus Löchern besteht, die hie und da mit Zeug umgeben sind. Auch trägt der Berber außer dem „Burnus“ oder „Haïk“, welch letzterer meist von schwarzer Farbe ist, noch ein bis über die Knie hinabreichendes wollenes Hemd („Schelukha“) und bei der Arbeit ein breites ledernes Schurzfell („Tabenta“). Sein Haupt bleibt meist unbedeckt, dagegen trägt er an den Beinen fußlose Gamaschen, die aus Wolle gestrickt sind („Burrerus“). (Dr. Bernhard Schwarz, Algerien, Küste, Atlas und Wüste, nach 50 Jahren französischer Verwaltung. Leipzig 1881. 8°. S. 350.)

Der Hauptunterschied des Berbers vom Araber, freilich ein sehr wichtiger, zumal er das Berbertum in seiner gesamten Ausdehnung und auf all seinen verschiedenen Kulturstufen charakterisiert, ist seine nahezu christliche Behandlung des Weibes. Freilich ist das Lied der meisten Reisenden, als sei die Frau bei den Arabern weiter nichts als eine Magd, ein auf oberflächlicher Anschauung beruhendes. Kommt die Zeit der Arbeit für den Mann heran, dann ist der Araber sowohl wie der Berber bei der Hand: das Feld wird von den Männern bestellt, das Einheimsen des Getreides besorgen die Männer, ebenso die Abwartung der Gärten, das Hüten der Herde, das Abschlachten des Viehes, kurz alle schwereren Arbeiten. Immerhin hat die Berberfrau eine weit hervorragendere Stellung und genießt viel größere Freiheiten als die der Araber, und dies stammt jedenfalls noch aus vormuhammedanischer Zeit. Indes haben die Berberinnen, obschon auch sie Mislemata wurden, ihren Rang beizubehalten gewußt. Bei manchen Berberstämmen ist, wie bei den Tuarik, in der Erbfolge nicht der älteste Sohn, sondern der Sohn der ältesten Tochter oder Schwester erbberechtigt. Ja, in einigen Stämmen kann sogar eine Frau herrschen. In allen wichtigen Dingen hat die Berberfrau mitzureden und mehr wie bei andern Völkern fügen sich die Männer dem Ausspruche der Frauen. Während die Araberin sich niemals mit unverhülltem Gesicht zeigen darf und, selbst im Felde oder bei der häuslichen Arbeit überrascht, sich dasselbe mit den Händen bedecken muß, gehen die Berberfrauen nicht nur unverhüllt umher, sondern können auch im geschäftlichen Verkehr mit andern Männern sprechen. Während die Araberin niemals mit ihrem Manne gleichzeitig ihre Mahlzeiten einnehmen darf, sondern ihn dabei bedienen muß, ißt die Kabylenfamilie gleichzeitig aus derselben Schüssel. Jede geschiedene oder von ihrem Manne verlassene Berberfrau erhält damit ihre persönliche Freiheit zurück und niemand verübelt ihr etwaige Liebschaften und außereheliche Liebesfreuden. Für den Araber ist die Frau weder eine Gefährtin noch eine Freundin, nicht einmal eine Maitresse. Dem Berber ist sie Freundin und Gefährtin. Mann und Frau ergänzen sich gegenseitig, und selbst auf dem Schlachtfelde ist die Frau thätig, verbindet den Verwundeten, sorgt für Munition, ergreift wohl auch selbst das Gewehr und wird dann häufig zur Furie. Im Zelte des arabischen Beduinen Tunesiens und Algeriens walten gewöhnlich zwei oder drei Frauen und zwar je mehr, desto besser für ihn. Mit seinen wachsenden Mitteln sorgt er auch für die Vergrößerung seines Harems. Nur in Marökko herrscht nach Rholfs bei den Arabern Einweiberei. Der Berber ist aber überall fast ausnahmslos monogam.

Höchst merkwürdig ist auch das Gemeinwesen der Berber. Sie bilden in Algerien und Tunesien vollkommene Republiken mit einer an die Schweiz oder die Vereinigten

Staaten lebhaft erinnernden Organisation. In ihren Dörfern bestehen eigene Munizipalitäten, die aus der freien Wahl sämmtlicher Ortsbewohner hervorgehen. Der Vorsitzende kann aus eigener Machtvollkommenheit nur Geldstrafen auflegen, die indes ebenfalls schon gesetzlich normiert sind. Im übrigen ist er lediglich der Arm des Gemeinderats. Die kabylischen Dörfer nämlich, die beiläufig oft mehrere tausend Einwohner haben, zerfallen in „Kharuba", d. h. Vereinigungen von mehreren, einer Sippe gehörigen Häusern. Eine solche Kharuba nun wird in einer Art Gemeinderat durch „Dahman", d. h. stehende Repräsentanten, ständige Beamte, vertreten. Daneben entsendet sie zu demselben, je nach ihrer Kopfzahl, einen oder mehrere, durch Erfahrung und Intelligenz ausgezeichnete Mitglieder, die „Euqual", die eigentlichen Räte. Diese versammeln sich gewöhnlich des Freitags auf ihrem Marktplatze und erwählen ein- oder zweimal im Jahre einen „Amin", d. h. Obersten oder Vorsitzenden, dann einen „Ukil", Verwalter oder Kassierer, mehrere Polizeileute und Räte. Die beiden erstern bilden die eigentliche Exekutive, die übrigen stellen die beschließende Gewalt dar. Die ganze Körperschaft bildet zusammen die „Dschemma", wörtlich die Moschee. Der Ukil führt vor allem das Register, in welches die Einnahmen und Ausgaben unter Kontrolle der Gemeinde eingetragen werden. Die Dahman sind die Adjunkten des Vorsitzenden. Sie bilden die Mittelsperson zwischen ihm und der Versammlung und sind derselben für die genaue Ausführung ihrer Beschlüsse verantwortlich. Diese Versammlungen tragen zwar, entsprechend dem heißen Blute dieser Kinder des Südens und je nach der mehr oder minder aufregenden Natur des Beratungsgegenstandes, nicht selten einen stürmischen Charakter, gleichwohl aber wird stets eine wunderbare Ordnung aufrecht erhalten. Sämtliche Amine eines Stammes erwählen unter sich einen „Amin el Umena", d. h. einen Obersten der Obern, und diese bilden dann im Verein mit den religiösen Scheichen oder Marabutin eine Art Senat, der über Krieg und Frieden zwischen den einzelnen Stämmen, über wichtige innere Angelegenheiten u. s. w. entscheidet. Diese demokratischen Einrichtungen und parlamentarischen Formen sind uralt unter den Berbern; in Algerien hat Frankreich sie soweit als thunlich respektiert, nur müssen die Amine über die gefaßten Beschlüsse Bericht erstatten. Obschon es bei den Moslemin und noch weniger bei den Berbern eine Hierarchie giebt, so könnte man doch die Marabutin als solche betrachten, denn ihr Ansehen

Kabylenweib.

Kabyle.

und ihr Einfluß auf die Menge sind sehr bedeutend. Dies scheint aber weniger auf religiöser Ehrfurcht zu beruhen, denn die Berber sind niemals eifrige Muhammedaner gewesen, wie ja auch schon der Umstand beweist, daß sie das einzige Volk des Islam sind, welches nicht den Koran als Gesetzbuch betrachtet, sondern einen eigenen Kodex, die wahrscheinlich aus vorchristlicher Zeit stammenden „Kanun" besitzen. Im Gegensatze zum fanatischen Araber ist dem Berber religiöser Fanatismus in der Regel fremd. Eine Ausnahme machen nur die Marokkaner, welche ebenso fanatisch sind wie die Araber. Alle Berber besitzen aber eine ausgesprochene Neigung zum Sektenwesen, und in der That ist Nordafrika mit religiösen Sekten hinlänglich gesegnet, welche hauptsächlich aus dem Berbertume hervorgegangen sind. So bildet denn der Islam in Tunis, Algerien und Marokko keineswegs ein einheitliches Ganzes. Wohl sind die Gläubigen auch hier, wie anderwärts, durch das gleiche Bekenntnis und durch gleiche historische Schicksale lose aneinandergekettet; von einer Gemeinsamkeit der Interessen und religiösen Beziehungen kann aber hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil die ethnische Verschiedenheit der dortigen Moslemin eine solche Gemeinsamkeit nicht gestattet oder doch wesentlich erschwert. Die eingewanderten Araber und das berberische Urvolk haben nicht einmal im Kampfe gegen die Ungläubigen gemeinsame Sache gemacht, dem Aufgebot Abd-el-Kaders z. B. folgten immer nur die arabischen Stämme, während sich die berberischen Kabylen von ihren Glaubensgenossen abschlossen und auf eigene Faust handelten. Es scheint nur ein Gleichheitspunkt zwischen Berber und Araber zu bestehen, und das ist der Haß, den sie gegeneinander haben, und der Abscheu, den sie beide gegen Christen und Juden empfinden.

Die Zahl der in Nordafrika hausenden Berberstämme ist nahezu Legion. Unter den in Algerien ansässigen nennen wir als die hauptsächlichsten: in der Provinz Algier und zwar im Tell: die Zuaua, die Flissa, die Geschtula, die Nesliua, die Beni Aïdel (in der Gegend von Aumale), die Musaïa und die Sumata (nördlich und südlich von Medea), die Stämme in den Bergen von Scherschel und Tenes, die Stämme des Uaransenisgebirges, und vor allem die Beni-Raten, welche die Bergwelt zwischen Ued Isser und Ued Sahel, das sogenannte Großkabylien bewohnen; in der Sahara: die Uargla, die Tuarik und besonders die Beni Mzab. In der Provinz Konstantine und zwar im Tell (zwischen Sahel und Seybuse, dem Landstrich, der Kleinkabylien heißt): die Beni Mehenna, die Beni Tifut, die Ferdschiua, die Zerdesa, die Zuarra, die Stämme bei Dschidschelli, die Stämme von Babor und Gergur, die Beni Abbes im Sahelthale, die Mzaïa, die Tudscha und die Fenaïa, die Aït Amehr bei Bougie und die Schauia im Auresgebirge; in der Sahara: die Siban und die Ruarha. In der Provinz Oran: die Stämme des Dahragebirgs, die Beni Urarh, die Flita, die Ulhasa, die Trara, die Mfirda und die Beni Snus. Die numerisch stärksten, sowie auch hinsichtlich ihrer sonstigen Bedeutung wichtigsten aber sind, wie schon angedeutet, für das Tell die Bewohner Großkabyliens (Dschurdschuragebirg) und für die Wüste die Beni Mzab. Sie sind der echte Typus nicht nur des algerischen, sondern überhaupt des nordwestafrikanischen Berbertums.

Was zunächst die Kabylen in Algerien angeht, so krönen ihre Dörfer, der leichteren Verteidigung wegen, in der Regel die Höhen steiler Hügel. Im Gegensatz zu den zerstreuten Nomadenzelten der Araber sind die meist aus Stein oder doch Lehm erbauten und mit roten Ziegeln gedeckten Häuschen eng aneinander gerückt, so daß sie nur schmale, bergige Gäßchen bilden. Die Gebäude selbst stehen meist innerhalb eines Hofes, der von der Außenwelt durch eine mit einer Thür versehene Mauer abgeschieden ist. Auf einem solchen Hofraume finden sich nicht selten mehrere Häuser, in der Regel von Verwandten, oft aber auch nur von Bekannten bewohnt. Vor jedem Hause lagert der Düngerhaufen

von dem mit im Hause befindlichen Vieh. Die Gebäude haben meist nur eine Thüre und ganz kleine Fensteröffnungen, durch die man wohl von innen heraus, aber nicht von außen hinein schauen kann. Im Innern der Wohnungen sieht es meist sehr einfach aus. In der Regel sind außer dem Raum für das Vieh nur noch zwei Gelasse vorhanden; in dem einen schlafen die Männer, in dem andern, das sich nicht selten unter dem Dache befindet, die Weiber und Kinder. Das Hausgerät und zugleich den einzigen Schmuck bilden Töpfe und Krüge aller Art von meist recht zierlichen Formen, zwei Steinbänke von etwa 60 cm Höhe, einige Matten und Decken, eine primitive Handmühle, die im wesentlichen aus zwei übereinander lagernden Steinen besteht, und vor allem die für Aufbewahrung des Oels bestimmten Bottiche: kolossale, urnenartige Gefäße, aus einer Mischung von Lehm und Mist und von den Frauen an Ort und Stelle über einer Art Holzgerüst angefertigt, um dann niemals ihren Platz zu wechseln. Sie stehen auf einer der erwähnten Steinbänke wie auf einem Büffett, und wenn man sich auf einer der ersteren niedersetzt, dienen sie zugleich als Rückenlehne. Sie haben eine viereckige, meist nach unten verjüngte Gestalt und sind nicht selten mit zierlichen Arabesken bedeckt. An der Vorderseite befinden sich ein oder mehrere Löcher, durch Holz- oder Lehmpfropfen geschlossen. Die Füllung des Gefäßes geschieht durch eine oben befindliche, verschließbare Oeffnung. Nach Größe und Anzahl dieser Bottiche („Aschufi") läßt sich die Wohlhabenheit der Familie beurteilen. Eine Feuerstätte existiert nicht, da meist im Hofe gekocht wird. Das Vieh befindet sich in einem etwas tieferen Loche der Stube, zu welchem einige Stufen oder auch nur ein Absatz hinabführt. Je nach dem Handwerk, das der Hausvater etwa treibt, enthält das Gemach noch einen Ambos, einen Webstuhl oder dergl. In jedem Dorfe treffen wir auch zwei öffentliche Gebäude, nämlich zuerst die Moschee, einen einfachen Bau, der im Erdgeschoß die Wohnung des Imam, in der ersten Etage aber den für die Gottesdienste bestimmten Raum enthält. Das Ganze krönt ein viereckiges Minaret. Das andere öffentliche Gebäude ist das Rathaus, das charakteristische Merkmal der Kabylendörfer. Dasselbe enthält nur einen großen Raum, den Sitzungssaal, in welchem nichts als Steinbänke und Steintische sich befinden.

Die Einwohner des Mzab, die Mzabiten oder auch die Beni-Mzab genannt, sind ein Berberstamm von 50 bis 60,000 Seelen, die sich bis jetzt vor jeder Vermengung mit fremden Volkselementen zu bewahren gewußt haben. Wie alle Berber, so haben auch die Beni-Mzab den Islam angenommen, gehören aber keinem der vier großen Riten an, in welche sich die Muselmanen einteilen; sie sind in jener großen Anzahl Ketzer inbegriffen, welche die wahrhaft Gläubigen mit dem Namen bezeichnen. Der Glaube der Mzabiten ruht auf dem „Kamsia" (fünfte) Buchstaben des Korans; sie erkennen keinen Kommentar an und lassen den religiösen Adel der Marabutin in keiner Weise zu: sie glauben nicht, daß die Tugend durch die Verbindung mit einem Namen gegeben werden kann. In der Ausübung ihrer Religion haben sie mehrere Gebräuche beibehalten, die von dem Christen- oder Judentume herzustammen scheinen. Sie machen z. B. die Ablutionen, das Waschen der Finger der Priester nach der Kommunion; sie haben in ihren Moscheen kleine Kabinen, in denen sich Wannen zum Baden befinden, wie es die Israeliten thaten. Zu gewissen Zeiten des Jahres vereinigen sie sich, um auf den Friedhöfen zu beten, wonach sie in einem eigens dazu bestimmten Hause ein Mahl einnehmen. Dies war ein Gebrauch der Christen in Afrika, gegen welchen im vierten Jahrhundert St. Augustin als Bischof von Hippone predigte. Wenn ein Mann irgend einen ernsten Fehler begangen hat, so sprechen die Mzabiten gegen ihn die Strafe der Verbannung aus, eine wahrhafte Exkommunikation. Ein Verbannter gilt als ein vollkommen Fremder; seine Güter werden zum Besten der Moschee konfisziert oder an seine Erben verteilt. Der Verbannte wird als tot betrachtet; er wird ein unreines Ding; er kann in keiner Stadt des Mzab mehr eintreten; keiner seiner Mitbürger kann mit ihm unter einem Dache wohnen, ohne Gefahr zu laufen, strenge bestraft zu werden. Einem Verbannten irgend eine Nahrung zu geben, einen Trunk Wasser zu reichen, wird als großer Fehler angesehen, ebenso gilt es als ein Fehler und ist man zur Bezahlung einer Buße verpflichtet, wenn man, selbst nur aus Versehen, mit seinem Burnus das Kleid des Verbannten streift. Jeder Fehler, der größte wie der kleinste, kann von dem Mzabiten auf sehr sonderbare Weise gesühnt werden. Ein Beni-Mzab, dessen Gewissen nicht ganz rein ist, begiebt sich Freitags zur Gebetstunde in die Moschee. Dort fragt ihn der Priester um sein Begehren und der Sünder erklärt vor der ganzen Versammlung, daß er schuldig sei und zählt seine Sünden auf, zugleich um Vergebung bittend. Er erhält dann einen Verweis und das Versprechen der Vergebung, wenn er sich der vorgeschriebenen Buße unterzieht, die darin besteht, daß der

Sünder während einer mehr oder weniger langen Zeit des Umganges mit seinen Glaubensgenossen beraubt ist, trotzdem er unter ihnen wohnt.

Die Autorität der Priester, die den bescheidenen Titel „Tolba" (Studenten, in der Einzahl „Taleb") führen, ist im Mzab sehr bedeutend und über den ganzen Bund ausgedehnt, während die weltliche Macht auf die Verwaltung je einer Stadt beschränkt ist. Die Moschee, „Dschemma", hat eine vollständige Herrschaft über den ganzen Bund. Dieser Klerus erinnert an die Organisation der römisch-katholischen Priesterschaft; an seiner Spitze steht ein einziges Oberhaupt, „Scheich-el-Baba", der ehrwürdige Vater; er wird aus den Oberhäuptern der Tolba jeder Stadt ernannt, die ihn aus ihrem eigenen Kreise erwählen, und auf Lebzeit mit diesem hohen Amt betraut. Die ganze richterliche Macht ist in den Händen der Tolba; sie richten, ohne Zulaß einer Berufung, nach den Gesetzen des Mzab. Einige dieser Gesetze müssen hier angeführt werden: Es ist den Beni-Mzab untersagt, eine fremde Frau zu heiraten. Die Uebertretung dieses Gesetzes wird mit immerwährender Verbannung bestraft. Die Frauen oder Mädchen können unter gar keinem Vorwande das Mzab verlassen; auch darauf ist die Strafe der Verbannung gesetzt. Ein Mzabite darf erst dann eine Reise unternehmen, wenn er verheiratet ist; besitzt er in der Ehe noch keine Kinder, so muß er vor seiner Abreise schwören, daß er seine Frau schwanger hinterlasse. Von der Strenge der Anwendung dieses letzteren Gesetzes ist man in der jüngsten Zeit etwas abgegangen. Die Strafen, welche nach dem Gesetze die Tolba auferlegen können, sind für schwere Verbrechen die zeitliche oder lebenslängliche Verbannung; für geringere Vergehen die Bastonnade. Todes- oder Gefängnißstrafe ist gänzlich unbekannt. Geldbußen werden durch die „Dschemâa", weltliche Macht, auferlegt für die Verletzung von Munizipalverordnungen. Die Moscheen besitzen große Güter und jeder Bürger ist verpflichtet, nach seinem Vermögen an dieselben einen Tribut zu entrichten. Die Moscheenverwaltungen führen ordentliche Zivilstandsregister, in welchen die Geburten, Todesfälle und Trauungen eingetragen werden. Aber nicht bloß die Zivilstandsregister werden von den Tolba geführt, sie schreiben auch die Chroniken, in denen die Vorfälle verzeichnet sind, die sich im Mzab ereignen oder die sie interessieren. Man bewahrt auch die geschriebenen Verhandlungsberichte über die großen Versammlungen, welche der Scheich-el-Baba in unbestimmten Zwischenräumen einberuft, und in welchen alle religiösen und den Bund interessierenden Angelegenheiten entschieden werden. Auf diesen Versammlungen erscheint der ganze Priesterstand und auch die Djemâa ist vertreten. Jede Stadt des Mzab verwaltet sich besonders mittels einer Djemâa (Notablenversammlung), deren Glieder aus den Häuptern der alten Familien des Mzab erwählt werden. Jede Djemâa erwählt drei „Mokadem" (Wächter), welche sich speziell mit der Gemeindeverwaltung beschäftigen; sie müssen die Wege und Straßen in Ordnung erhalten, das Marktwesen beaufsichtigen und Verbrechen zu verhindern suchen; sie haben die Djemâa zu berufen und ihr über wichtige Dinge zu berichten und die Beschlüsse derselben auszuführen.

Einsam wie die Mzabiten in Mitte der Sahara stehen, mußten sie sich zu schützen suchen gegen die Angriffe und Räubereien der Tuarik und anderer Wüstenbewohner, welche lüstern sind nach den Reichtümern der auf ziemlich hoher Kultur stehenden Bewohner des Mzab. Es ist aus diesem Grunde eine gute Militärorganisation geschaffen worden, welche genügte, um die umwohnenden feindlichen Stämme von Angriffen abzuschrecken. In jeder Moschee befindet sich eine Stelle, worauf alle Namen der für den Waffendienst tauglichen Männer verzeichnet sind. Es ist auf dieser Tafel oder Rolle auch verzeichnet, ob die betreffende Person im Mzab anwesend oder auf Reisen ist, ob sie ein Pferd oder Maultier besitzt. Jeder Mzabite ist verpflichtet, eine Flinte, eine Pistole, einen Säbel und eine gewisse Menge Pulver und Kugeln zu besitzen. Jede Stadt des Mzab ist von einer sorgfältig gebauten Mauer umgeben, in deren Türmen beständig mehrere bewaffnete Einwohner Wache halten. Trotz dieser Organisation haben die Beni-Mzab oftmals die Nomadenstämme in Sold genommen und manchmal zu dem Zwecke, um eine Partei in den inneren Kämpfen zu unterstützen, die den Bund so oft schon zerrissen und geteilt haben.

Körperlich unterscheiden sich die Beni-Mzab von den anderen Berbern dadurch, daß sie nur wenig blondhaarige Stammesgenossen haben, und von den arabischen Völkern durch ihre sehr entwickelten Hände und Füße und kleine, stämmige Gestalt. Man glaubt die Ursache der kurzen Gestalt der Mzabiten in der schweren Arbeit zu finden, welcher sie als Knaben schon unterworfen werden, indem sie täglich viele Stunden das Wasser zur Bewässerung der Felder schöpfen müssen. Trotz der frühen Arbeitsausnützung der Knaben wird deren geistige Erziehung nicht vernachlässigt; sie verbringen jeden Tag

mehrere Stunden in den von den Tolba gehaltenen Schulen, die neben den Moscheen gelegen sind. Hier lehrt man sie neben der Religion und den Landesgesetzen auch lesen, schreiben und rechnen; die arabische Sprache dient zum Unterricht, die berberische Sprache wird nicht dazu angewendet, obwohl sie die allgemeine Umgangssprache ist. Mehrere Mzabiten lassen ihren Kindern auch die Anfangsgründe der französischen Sprache lehren, welche die jüngere Generation fast allgemein versteht und spricht, mehrere der jungen Männer auch schon schreiben. Die Erziehung der Beni-Mzab ist eine rauhe. Frühzeitig müssen die Knaben aufstehen, mehrere Stunden für die Gärten Wasser schöpfen, dann in die Schule gehen und in den freien Stunden in den Gewerben sich verwenden lassen; selten sieht man spielende Knaben. Die Mzabiten leben, wie alle Berber, in Monogamie, halten aber ihre Frauen streng eingeschlossen, und fleißig am Webstuhle sitzend. Die Heirat ist ein sehr ernster Akt. Der Mzabite kauft nicht seine Frau, im Gegenteil, sie bringt ihm eine Mitgift zu. Obwohl die verheiratete Frau ihr Haus nicht verläßt, so hat sie doch einen großen Einfluß auf ihre Familie und läßt sich vor Verwandten und Freunden sehen, die das Haus ihres Mannes besuchen. Ehescheidung existiert wohl, wird aber sehr selten angewendet; die Tolba gestatten sie nur bei sehr ernsten Beweggründen. Die tausend und aber tausend Kommissionen, welche unsere Frauen zur Besorgung des Haushaltes nötig haben, werden von den jungen Mädchen besorgt; sie sind es, welche den Städten des Mzab Leben und Heiterkeit geben; sie sind anmutig und beinahe alle hübsch, haben große Augen, regelmäßige Züge und sind beinahe ebenso wie die Mädchen der anderen Wüstenbewohner gekleidet; ein rotes oder blaues Wollkleid, das mit Metallagraffen befestigt und um die Taille mit einem Gürtel festgehalten ist. Das Haupt bleibt ohne Bedeckung und die Haare werden in bizarrer Weise geordnet; hinten am Kopfe bilden sie eine Art Krone und zu beiden Seiten der Schläfe eine Art Muschel. Diese Frisur giebt ihnen ein befremdendes Aussehen, welches noch gesteigert wird durch den Gebrauch, die Nasenspitze mit Teer zu bestreichen, um vor dem bösen Blick zu bewahren.

Alle männlichen erwachsenen Einwohner des Mzab beschäftigen sich mit Handel; sie haben sowohl im Mzab wie im algerischen und tunesischen Tell ihre Kontore oder Niederlassungen, aus denen sie alle möglichen Waren in Handel bringen und auch Wechselgeschäfte betreiben. Durch die Karawanen der Schaanba und der Bewohner von Tuat stehen sie mit den südlichen, östlichen und westlichen Oasen der Sahara in Verbindung, und namentlich mit Tuat und Tidikelt ist der Verkehr sehr lebhaft; sie beziehen von dort Henna, Salpeter, Federn, Neger und Negerinnen (Sklaven). Die Industrie der Beni-Mzab ist sehr entwickelt; sie betreiben die Pulverfabrikation im großen und haben bei fünftausend Webstühle, auf denen die Frauen Stoffe von ordinärem aber festem, sehr geschätztem Gewebe erzeugen; die Burnus, die Haik, die Teppiche des Mzab sind in Nordafrika und der ganzen Sahara verbreitet, und der niedrige Preis, der durch einen geringen Arbeitslohn bedingt ist, sichert diesen Erzeugnissen einen raschen Absatz. Infolge dieser Fabrikation erhält sich der Preis der Schafwolle im Mzab beständig auf einer sehr hohen Stufe. Das geschäftliche Debüt eines Beni-Mzab, wenn er nicht von einem Verwandten, einem Freunde oder einem ehemaligen Arbeitsmeister, Patron, kommandiert wird, besteht darin, im Tell seine eigenen wollenen Gewebe zu verkaufen. Wenn ein Mzabite in Algier, Tunis, Konstantine oder irgend einer Stadt des Tell angekommen ist, so verwendet er den Erlös seiner Gewebelast dazu, um eine Fleischerei oder einen Kramladen zu errichten, und betreibt auch gerne die Müllerei. Auf diese Weise beschäftigt verbringt er mehrere Jahre im Tell und kehrt dann nach dem Mzab zurück, sendet aber einen anderen Mzabiten, seinen Geschäftsfreund, der während seiner Abwesenheit seine Palmbäume und sein Haus besorgte, um im Tell die Geschäfte weiterzuführen. Auf diese Weise entstehen die Mzabiten-Kompanien, die zu einer großen Handelsblüte des Mzab führen. Der in die Heimat Zurückkehrende eröffnet dort einen Kramladen, der die Waren von seinem Genossen im Tell erhält. Es bilden sich auf diese Weise Handelshäuser, welche zahlreiche Filialen besitzen und in ganz Nordafrika angesehen dastehen. Unter den Beni-Mzab giebt es Millionäre, die vielfach als kleine Krämer angefangen haben. Die Emsigkeit der Mzabiten und die Ausnützung des Verkehrs zwischen der Sahara, dem Sudan und dem Tell hat im Mzab einen Reichtum aufgehäuft, wie man ihn kaum in anderen Oasen der Sahara finden wird.

Es ist eine kaum nach Gebühr gewürdigte Thatsache, daß selbst die echten, wirklichen Wüstenstreifen und Flecken, die traurigen „Hammada“ und die „Serir-

flächen", nicht unbesucht bleiben, wenngleich nur als Durchzugsgebiet für die Karawanen, welche den Handel in der Sahara vermitteln. Denn Handel und Wandel herrscht auch hier und zwar in verschiedener Form. Da ist vor allem der Handel, den einzelne nomadische Stämme treiben, um ihre Hauptbedürfnisse zu befriedigen; dann aber besteht in der Sahara ein ebenso umfassendes als regelmäßiges Handelssystem, das einen steten Verkehr zwischen den zivilisierten Staaten Europas und den Negerländern im Süden unterhält.

Es ist wohl eine der eigentümlichsten Erscheinungen im Handelsverkehr der Wüste, daß ein einziger Artikel, das Salz, der wichtigste Motor der im ganzen großartigen Handelsbewegung ist, und wunderbar genug, daß gerade in den nacktesten und unfruchtbarsten Teilen der Wüste die schöpferische Natur unerschöpfliche Salzlager ausgebreitet hat, während sie den herrlichen tropischen Gauen des fruchtbaren Innern Afrikas dieses dem Menschen zum notwendigen Bedürfnis gewordene Mineral gänzlich versagte, so daß einzelne Negerstämme in Gebieten, wohin der Salzhandel seine Wege noch nicht sich zu bahnen vermochte, durch Auslaugung gewisser Pflanzen sich ein Salzsurrogat erzeugen, um die Nahrung einigermaßen zu würzen. So tief eingegraben in den Gesetzen der Natur, schreibt der unvergeßliche Heinrich Barth, liegt das Prinzip des Völkerverkehrs, des Austausches der Bedürfnisse, daß der Bewohner der ungastlichen Wüste zu den Salzlagern aus weiter Ferne zieht, Hunderte und Tausende von Kamelen und Lasttieren beladet und in monatelangen, beschwerlichen und gefährlichen Märschen in andere fruchtbare Gebiete zieht, deren Bewohner ihm gern sein Salz mit ihrem Korn und den Produkten ihrer Industrie abkaufen. Ungewöhnliches Leben herrscht in allen Thälern der Gebirgslandschaft Air oder Asben in der Sahara, wenn die großen Salzkarawanen (Azri) nach der östlich gelegenen Oase Bilma ziehen oder mit der teuren Fracht beladen zurückkehren; dann widerhallen die Thäler von dem betäubenden Lärm allgemeiner festlicher Heiterkeit, von Spiel und Tanz. Die vielen lebhaften und munteren Szenen, welche sich bei dieser Gelegenheit über eine weite, malerische, von wild aus Blöcken aufgetürmten Felsmassen unterbrochene Landschaft abspielen und des Abends von großen Feuern beleuchtet werden, geben ein heiteres Bild eines regen Volkslebens ab, über welches der Reisende leicht die schwachen Seiten, welche das Wüstenleben hat, vergessen kann. Eine ganze Nation ist dabei in Bewegung, ihrem großartigen Beruf nachzugehen, die Bedürfnisse anderer Stämme zu befriedigen und dagegen dasjenige einzutauschen, dessen sie selbst bedarf. Das Bild des Aufbruchs einer solchen 2—3000 Lastkamele zählenden Karawane ist großartig und von eigentümlichem Reiz: die Männer zu Fuß oder zu Kamel, die Frauen auf Rindern oder Eseln, mit allem Hausbedarf, ja selbst den leichten Wohnungen, Matten und Stangen, Töpfen und Mörsern, Schüsseln und Trinkschalen — alles im bunten Gewirr umherhängend, ordnen sich in kriegerischer Ordnung zu einem großen Zuge unter der Führung der erfahrensten und zuverlässigsten Diener und Anhänger der einzelnen Häuptlinge.

Die Salzminen sind eine Quelle des Reichtums für die Stämme, die sich in deren Besitz befinden, und kommen an verschiedenen Stellen der Sahara vor. Die östlichsten sind wohl jene der großen Sebcha, ein ausgedehnter Landstrich in der Landschaft Adrar, sechs Tagereisen von der Hauptstadt Schinghit und acht von Wadan entfernt. Das Salz kommt dort in Schichten vor und geht bis $1\frac{1}{2}$ m in die Tiefe. Lager von grauem, bisweilen rotem Thon wechseln mit dem Salz, dessen dickste Schichten höchstens 8 cm messen. An der Oberfläche ist das Salz von schlechter Beschaffenheit, aber nach der Tiefe zu wird es allmählich sehr gut, und in den letzten Schichten findet man gelbe, krystallisierte Massen. Werkzeuge, die in Wadan verfertigt werden, dienen zur Bearbeitung der Salzlager, die keine Schwierigkeiten bieten kann, da ein Arbeiter als Lohn nur eine Platte von je sieben erhält. Dieses Steinsalz wird nämlich in Platten von je 1 m Länge und 25 cm Breite geschnitten und ist zugleich die Münzeinheit des Landes, bei jedem Geschäft dient es zur Basis. In gewöhnlichen Jahren gelten vier Platten ein Quentchen Gold, oft auch drei Platten; zu Tischit gilt gar eine Platte $1—2\frac{1}{2}$ Quentchen. Auch die Landschaft El Dschuf, d. h. der „Leib der Wüste", in der westlichen Sahara zeigt starke Salzauswitterungen, welche unterirdische Salzlager vermuten lassen, während im benachbarten Taudeni große Salzminen schon seit 1596 bearbeitet werden, wozu die mauritischen Stämme Negersklaven verwenden. Die Salzlager von Taudeni finden sich $1\frac{1}{2}$ m unter der Oberfläche des Sandbodens in mächtigen Schichten, aus welchen es in

großen Blöcken herausgebrochen wird. Man sägt sie auch hier in dünne Platten, in welcher Form das Salz verpackt und befördert wird. Seinen Salzminen verdankt Taudeni seine Wichtigkeit als Handelsplatz, welche freilich dadurch begünstigt wird, daß hier sich die Karawanenstraßen von Tafilet, Mogador, Wadi Draa und Tuat im Süden von Marokko und Algerien mit denen von Tripolis und Rhadames vereinigen. Taudeni ist nun das eigentliche Depot oder, besser gesagt, die Verfrachtungsstelle des Salzes, welches nach Timbuktu und Dschenne, sowie weiter nach dem westlichen Sudan exportiert wird. Auf dem Markt der berühmten Stadt Timbuktu ist Salz einer der hauptsächlichsten Handelsartikel und bildet zugleich mit Gold seit den ältesten Zeiten längs des ganzen Nigerlaufes den Hauptgegenstand des Austausches. Der Preis einer Platte schwankt hier zwischen 3—6000 Kaurimuscheln, er steigt gegen das Frühjahr, wo infolge der zahllosen Blutfliegen, welche die Stadt sowohl wie die Umgebung des Nigerstroms heimsuchen, die Salzkarawanen selten werden. Natürlich kann es auch nicht fehlen, daß, wenn die große Handelsstadt von Norden her infolge von Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen für eine längere Periode verschlossen ist, der Preis eine außerordentliche Höhe erreicht. Der Salzhandel im großen Maßstabe wird in Timbuktu mittels der „Turkedi" betrieben, d. i. das in Kano verfertigte Baumwollenzeug für Frauenkleidung. Zu den allerberühmtesten Salzregionen der Sahara gehören endlich die Minen von Bilma, der südlichsten Provinz der großen Oase Kauar, deren Hauptort Garu, die Residenz des Sultans, wegen der in der Nähe befindlichen Salzlager der Sammelplatz der größten Karawanen ist, welche die Sahara in der Richtung von Tripolis und Murzuk nach dem Tschadsee durchziehen. Diese Salzlager bestehen aus weiten, von 7—10 m hohem Salz- und Erdschutt eingefaßten Gruben, in deren Tiefe Wasser fließt. Dieses Wasser ist so salzhaltig, daß sich, begünstigt durch die außerordentlich starke Verdunstung, binnen wenigen Tagen eine 10—12 cm dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die durchgestoßen und abgefischt wird. Das Salz überzieht hier das Wasser wie eine Eisdecke, und vermöge der schnellen Kryställisation erzeugen diese sonst nicht besonders umfangreichen Gruben solche Quantitäten Salz, daß sie einen großen Teil Zentralafrikas, den ganzen mittleren Sudan damit versorgen.

Neben diesem ausgedehnten, auf das Salz gegründeten einheimischen Handel interessiert uns natürlich noch in viel höherem Grade das sehr komplizierte System, womit die europäischen Waren nach dem Sudan gelangen. Diese gehen nämlich nicht, wie man sich oft einbildet, direkt durch Karawanen, die in Marokko, Algier, Tunis oder Tripolis sich bilden, ins Innere. Nehmen wir z. B. einen Warenballen, der zu Tunis gepackt wird: zuerst kommt er durch einen tunesischen Kaufmann nach Gabes, der südlichsten Oase der Regentschaft an der Kleinen Syrte; hier wird er von den Kaufleuten aus der Wüstenstadt Rhadames gekauft, die ihn nach ihrer Stadt bringen, wo sein Inhalt in neue Hände übergeht und mit Erzeugnissen aus Algier, Tripolis und Aegypten vermischt wird. Diese solchergestalt gemischten Waren gehen mit der großen jährlichen Karawane nach dem Markt von Rhat, wo sie gegen die Produkte des Südens ausgetauscht werden. Von hier an stehen sie unter der Aufsicht der Tuarik und gelangen in das Land der Neger; aber was weiter aus ihnen wird, wissen wir nicht. Das ist die östliche Handelsstraße. Im Westen ist der Verkehr ähnlicher Art: Die Waren kommen aus den Städten Marokkos und Algeriens durch die Bewohner dieser beiden Länder in die Oasen im Norden der Sahara, wie Tafilet, Metlili u. s. w. Von hier gelangen sie auf den Zentralmarkt El Goleah, welcher jetzt unter französischer Oberhoheit steht, durch Vermittelung des heiligen Stammes der Schürfa oder des Kriegerstammes der Schaanba-Araber; dann werden sie in den Oasen von Tuat, besonders in Insalah, durch dieselben Stämme, zu denen noch die Ommady kommen, verbreitet. Um sie aber von Tuat nach Timbuktu zu bringen, bedarf es wieder der allmächtigen Tuarik. Eine noch westlichere Straße nach Timbuktu ist jene, welche von Tendaf ausgeht, wo sich gleichfalls alljährlich die große Karawane „Akbar" sammelt, welche 3—400 gut bewaffnete Leute und 1000—1200 Kamele zählt. Sie bringt Baumwollenzeuge, Zucker und Thee nach Timbuktu und holt von dort im Werte von dreiviertel Millionen Frcs. Straußfedern, Goldstaub, Elefantenzähne, Negersklaven u. a. m.

Nur wenige Kaufleute wagen es, ihren Waren auf diesen mannigfachen Wanderungen zu folgen. Meist sind es Leute aus Rhadames, welche die Oststraße unter dem Schutze der Tuarik durchziehen, oder die Schaanba, welche sich mit den Waffen in der Hand einen Weg im Westen zu bahnen wissen. Ganz besonders thätig sind die Bewohner von Rhadames. Obwohl eins der Haupthandelszentren der nördlichen Sahara, besitzt

Rhadames doch nicht mehr als eine einheimische Bevölkerung von 7000 Köpfen, zu welcher zur Zeit der Ankunft der großen Karawanen noch eine flottante Bevölkerung von 1000 Seelen kommen mag. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung liegt eben im Handel, welchen seine Bewohner treiben, und der nördlich bis Tunis und Tripolis, südlich bis Kuka in Bornu, Kano und Sokoto in den Fellataſtaaten und Timbuktu, westlich aber bis Insalah reicht. Die Rhadamſer ſind die hauptſächlichſten Vermittler des Handels zwiſchen dem Mittelmeere und Zentralafrika. Es iſt keine Seltenheit, in Rhadames Handelshäuſer anzutreffen, welche Sukkurſalen in den großen Märkten des Sudan haben, ebenſo wie in Tripolis. In ihrer Eigenſchaft als Handelsleute ſind die Rhadamſer gleich den Tuarik viel auf Reiſen und ihre Beziehungen zu dieſen Herren der Wüſte und Karawanenſtraßen durch gemeinſame Intereſſen gefeſtigt, denn ohne das Geleit der Tuarik oder ihre Freundſchaft wäre der Handel der Stadt lahm gelegt.

Wandern wir noch einen Schritt nach Süden, nach Rhat, ſo ſpiegelt ſich in dem bunten Gemiſch ſeiner Bevölkerung auch die Bedeutung des Platzes als Markt der zentralen Sahara ab, indem ein und dasſelbe Handelsintereſſe alle Nationen und Stämme der großen Wüſte hier zu einem Rendezvous verſammelte; wir finden hier nicht nur alle Hautfarben vertreten, ſondern auch alle Koſtüme, Sudanneger als Sklaven, Araber, Berber. Kaufleute aus Tuat, Timbuktu, aus Agades und Tibeſti verſammeln ſich auf der Ebene von Rhat, wo die großen Karawanenmärkte abgehalten werden. Jede Stadt von einiger Bedeutung in der Wüſte hat ihren periodiſchen Markt. In Rhat iſt die Zahl der Kaufleute aus verſchiedenen Ländern oft über 500. Man verkauft Straußenfedern, Häute, Gerätſchaften, die im Sudan verfertigt und in der Sahara gewöhnlich gebraucht werden, ſowie die blauen Baumwollenzeuge, in welche die Hälfte der Wüſtenbewohner ſich kleidet. Aus Europa ſind Arm- und Halsbänder, Seiden- und Baumwollenzeuge von glänzenden Farben da, Alles aber in ſchlechter Qualität. Die Karawanen aus Fezzan bringen die nötigen Lebensmittel, Gold iſt aber nur wenig und in Form roh gearbeiteten Frauenſchmuckes vorhanden. Gewöhnlich verwahrt der Kaufmann dieſe kleinen Gegenſtände, in Lumpen eingewickelt, in ſeinem Buſen oder in den Falten ſeines Turbans.

In Tuat ſind — dies hat ſich neuerlich herausgeſtellt — Handel und Wandel im ganzen nicht ſo umfangreich, als man gewohnt war, ihn anzunehmen. Die drei wichtigſten Marktplätze für den Lokalverkehr ſind Timmimun und Gurara, Adhrar und Tamentit; für den Tauſchhandel und als Sammelpunkt für die nach Timbuktu beſtimmten Karawanen iſt hauptſächlich Inſalah von Bedeutung. Für die Tuarik iſt Inſalah dasſelbe, was Rhat und Rhadames, ein Markt, auf dem ſie, ohne ihrem Beutel wehe zu thun, ſich mit den Vorräten verſehen können, die ihnen ihr armes Land verſagt. Ohne die Geſchenke, Lebensmittel und Kleidungsſtücke, welche die Ahaggar-Tuarik von den Handelsherren Inſalahs erhalten, wären ſie ſehr oft in bittere Not verſetzt, andererſeits würde ohne die Protektion der Ahaggar, welche die Karawanen der Handelsleute von Inſalah nach Timbuktu und Rhadames geleiten, jeder Handel, der den Reichtum der Stadt ausmacht, unmöglich ſein. Auch Abuam, der Hauptort der Oaſe Tafilet, iſt ein Zentralhandelspunkt für die Wüſte. Nicht nur die Waren Algeriens und Marokkos oder die Produkte Tuats und des Wadi Draa, ſondern auch die des Sudan kommen hier zuſammen. Ein bunteres und belebteres Bild, als der große Markt, der dreimal wöchentlich in Abuam abgehalten wird, läßt ſich kaum denken. Da das Bauholz ſelten iſt, ſo ſind ſämtliche Buden wie auch die Häuſer der Dörfer aus Thon in der Form eines Maulwurfshaufens aufgeführt, und gleichwie in den marokkaniſchen Städten bilden dieſe Buden Straßen und jede Straße hat ihren beſonderen Verkaufszweig. Links beim Eingang hat man die Krämergaſſe, rechts davon mündet die lange Straße der Tuch-, Seidenwaren- und Kattunhändler, faſt ausſchließlich aus Kaufleuten aus Fez beſtehend. An die Straße der Krämer ſchließt ſich die der Oel-, Butter- und Seifenverkäufer, dann kommen die Buden der „Kiſta"-Verkäufer, unſeren Reſtaurants ähnlich. Weiterhin treffen wir die Waffenhändler-, Trödler-, Wollenhändler-, Schreiner-, Schuſterſtraßen u. ſ. w., kurz jedes Handwerk, jede Ware hat eine eigene Straße. Dann giebt es außerdem mehrere große Plätze, wo im Freien verkauft wird, den Gemüſe- und Obſtplatz, den Dattelplatz, den Salzplatz, den Matten- und Teppichplatz und den Viehmarkt. Der Dattelhandel iſt ſehr bedeutend, denn die Tafileter Datteln ſind als die vorzüglichſten in der ganzen weſtlichen Wüſte bekannt. Andere bedeutende Handelsartikel ſind Felle, die hier gegerbt und nach Fez und Tlemſen verſendet werden, dann Straußenfedern und Sklaven, die vom Sudan über Tuat hierher gebracht werden; von europäiſchen Produkten findet man ziemlich alles in Abuam.

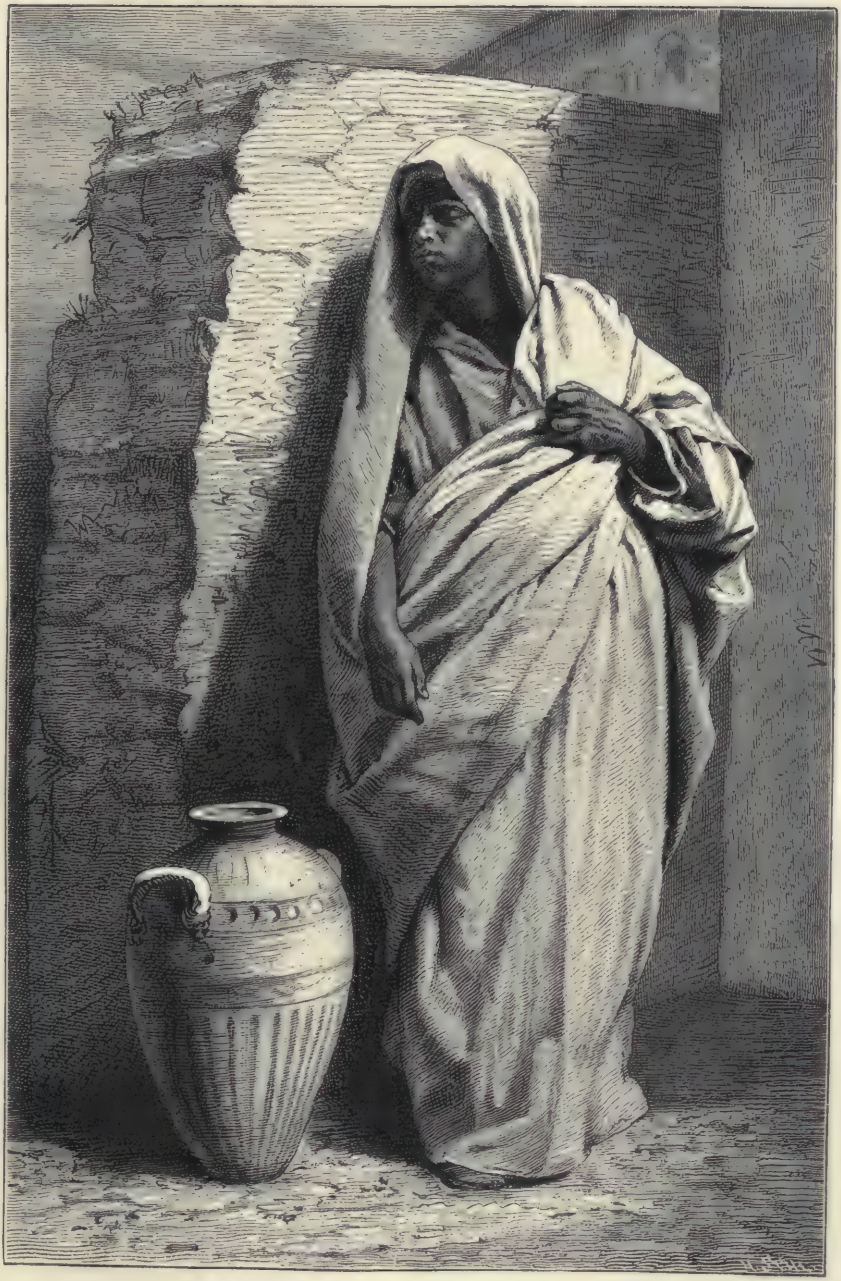
Eigentümlicherweise werden sie alle nach französischem Gewicht, das „Ratal" gleich 500 g, verkauft, auch ist das Fünffrankstück die herrschende Münze.

Von diesen Märkten unterscheidet sich Timbuktu, mit welchem wir unsere Umschau beschließen wollen, als Markt- und Handelsstadt hauptsächlich dadurch, daß es kein produzierender Platz ist; fast das ganze Leben der so berühmten, jetzt aber stark herabgekommenen Stadt ist auf fremden Handel basiert, der infolge der großen nördlichen Biegung des Nigerstromes hier den günstigsten Punkt zum Verkehr findet. Dieser auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen: erstens den Handelsweg am Strom entlang von Südwesten her, und zwei Straßen von Norden her, diejenige von Marokko und jene von Rhadames. In diesem ganzen Handel bildet nebst dem schon erwähnten Salz Gold den Hauptartikel, obwohl der Betrag nach europäischen Begriffen gering ist und nur die Höhe von 8—900,000 Frank erreicht. Der größte Teil des Goldes wird in Ringen gebracht und nach „Mithkal" gewogen, welcher einem Wert von 3—4000 Kaurimuscheln (5 Frank) entspricht. Auch die Kolanuß, im Lande der Schwarzen einer der größten Luxusartikel, welcher den Mangel des Kaffees verschmerzen läßt, bildet einen höchst wichtigen Handelsgegenstand. Ein Besuch des Marktes in Timbuktu bietet ein fesselndes, reich bewegtes Bild, das um so mehr Interesse erregt, als wir hier nicht nur die Typen der Sahara, sondern auch eine erkleckliche Anzahl des Sudans vereinigt finden. Es ist ein buntes Gewühl aller möglichen Hautfarben und Trachten. Kaufleute aus Rhadames, Insalah und Tafilet, Handelsleute aus Kano, Katsena und Sokoto des östlichen Sudan, aus Sansanfig und Segu des westlichen Sudan, Berber aus Mogador, Mauren aus Arauan, Walata, Wadan mengen sich unter die Masse der Leute aus Sonrhai und Fulbe, doch unter allen ragen die stolzen Wüstensöhne, die Tuarik von der Konföderation der Auelemmiden, hervor.

Der Handel der Wüste ist fast nur Tauschhandel, nur selten bedient man sich des Geldes. Die Münzen von Tunis sind in Fezzan und in Tuat am meisten verbreitet, weiter im Süden bemerkt man spanische Piaster, die über Marokko kommen, und türkische Münzen aus Tripolis, aber man nimmt sie nur sehr ungern, wogegen die französischen Fünffrankstücke allmählich Eingang gewinnen. Die gewöhnlich „Kauri" genannte Muschel dient den Negern als Münze, und jedes Jahr führen die Engländer über 100 Tonnen an solchen Muscheln aus Bengalen ein, wo ihr Wert zehnfach geringer ist. Kein Wunder, daß die Europäer ihr Augenmerk dem Saharahandel zuwenden und Projekte um Projekte auftauchen, um sich selbst den weitestgehenden Einfluß auf denselben zu sichern. Die transsaharische Eisenbahn, wie die Franzosen sie planen, steht freilich noch in ziemlicher Ferne, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß früher oder später das, was man vor fünfzig Jahren als eine öde Wüstenei betrachtete, ein nicht unwichtiges Gebiet des Welthandels bilden wird.

Die Betrachtung der verschiedenen Berbervölker forderte unwillkürlich zu einer Vergleichung mit dem in Nordafrika weitverbreiteten Volkstum der Araber heraus und wir haben dadurch schon ein gut Teil ihrer Eigenschaften und Charakterzüge kennen gelernt. Doch müssen wir dieses, seinem Ursprung nach in Afrika fremde Element noch genauer studieren.

Der Araber ist, wie schon bemerkt, vorzugsweise Beduine und der Berber, obgleich vorwiegend seßhaft, doch kein Städter. Indes fehlt es nicht an nordafrikanischen Städten, welche freilich meist uralte Anlagen sind und der Mehrzahl nach die Nordküste umsäumen. Im Innern des Landes sind in der Gegenwart wohl weniger wirkliche Städte vorhanden als zur Römerzeit. Die Neugründungen seit der Araberzeit sind wenige, und diese wenigen haben kaum Araber zu Stiftern. Fez und Marrakesch, jedenfalls die bedeutendsten unter allen, sind Schöpfungen der Edrisiden und Almoraviden, welche wohl arabische Dynastien waren, allein sie stützten sich durchaus auf Berberstämme, welche die Fürsten adoptiert hatten; die Herrschaft gehörte immer dem Berbertume, welches noch etwa ein Jahrhundert nach der arabischen Unterjochung, also bis etwa



Maurin (Nordafrika).

1150 in voller Lebenskraft dastand. Araberstämme aber waren vor 1050 gar nicht da, und nach Marokko gelangten sie überhaupt nie als Ansiedler. Algier wurde wahrscheinlich an der Stelle des altrömischen Ikosium durch die berberischen Ziriden gegründet, welche außerdem noch Budschia, Hammed und andere Plätze in Besitz hatten. Zahlreiche römische Städte, wie Neapolis, Horrea Coelia, Hadrumatum und vor allem Tysdrus lagen an der Küste des tunesischen Sahel und aus ihnen entstanden die heutigen Hafenorte Nebel, Hammamat, Susa, Monastir, Mechdia, von denen Susa der größte und bemerkenswerteste ist. Nur Kairuan, das in Tunesien des Rufes der Heiligkeit sich erfreut, ist von Sidi Okba, dem Freunde und Waffengefährten des Propheten, also von einem Araber gegründet worden. Die Araber waren überhaupt keine Städteerbauer, und so glänzend die Kultur, welche die Berührung mit den zivilisierten Oströmern und Persern bei ihnen ins Leben rief, so geringfügig blieben ihre Leistungen auf diesem Gebiete. Und so ist es bei ihnen von jeher gewesen. Waren sie doch in ihrem Heimatlande Arabien gleichfalls zum großen Teile „Beduinen", und waren es doch gerade diese Beduinen, und nicht der seßhafte Bruchteil der Nation, welche den Islam gebaren und siegreich durch die halbe Welt trugen. Diese Nomaden hatten in ihrem eigenen Lande kaum mehr als die zwei geschichtlich berühmt gewordenen Plätze, welche aber den Namen von Städten sicher nicht verdienen: Mekka mit seiner Kaaba, einem elenden Steinhaufen, und Yathrib, welches Muhammed in al Madyna (Medina) umtaufte, was die „Stadt" und auch der „Rechtsstaat" heißt. Wirkliche Städte finden sich bloß in Südarabien, wo sie auch in ein ungemein hohes Altertum hinaufreichen. Die Bewohner des südlichen Arabien, von Yemen und Nedschran, die alten Sabäer und Himjariten, bei welchen eine für ihre Zeit hochgestiegene Gesittung blühte, waren aber von den räuberischen Beduinen sprachlich geschieden; ihr Idiom ist eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabischen, mit dem es höchstens einen gemeinsamen Ursprung in einer südsemitischen Ursprache hat. Die Leistungen dieser Südaraber, welche heute noch Städtebewohner sind, darf man daher keineswegs auch den welterobernden Beduinen zugute schreiben. In den jetzigen Städten Nordafrikas herrscht freilich allenthalben arabische Sitte, doch kann man sich nicht mit Rohlfs der Ueberzeugung anschließen, daß der vorwiegende Teil der eingeborenen Bevölkerung in den nordafrikanischen Städten arabischen Ursprungs sei, weil es seit undenklichen Zeiten bei den Arabern „Städte" gegeben habe. Letzteres ist eben, wie gezeigt, nicht der Fall gewesen. Bislang herrschte die Gepflogenheit, die nordafrikanischen Städter als *Mauren* zu bezeichnen, und darunter verstand man hauptsächlich die Mischlinge von Arabern und Berbern; in Wahrheit aber sind sie ein Gemisch von allen Völkerschaften, die seit der Zeit der Argonauten bis zur französischen Invasion an die Gestade Nordafrikas geworfen wurden.

Ihnen selbst ist freilich der Name Maure absolut unbekannt, man nennt sie arabisch „Hadar", d. i. Hausbewohner, und sie selbst heißen sich einfach Araber. Rohlfs bestreitet nun, daß die Vermischung, welche auch nach seiner Meinung in den Städten größer war als auf dem platten Lande, bedeutender gewesen sei als bei uns in den Städten auch; desgleichen seien die äußerlichen, körperlichen Unterschiede zwischen den

Mauren und Arabern, z. B. die angeblich hellere Hautfarbe und die Neigung zur Dickleibigkeit, nicht größer als zwischen einem europäischen Städter und Landmann, obgleich die meisten neuern Beobachter den „Embonpoint" der Mauren betonen. Da sie arabisch sprechen, so will Rohlfs die Städtebevölkerung Nordafrikas ethnographisch zu den Arabern rechnen, und wenn man das einseitige Moment der Sprache als ausschlaggebend gelten lassen will, so ist dagegen nichts einzuwenden. Anthropologisch wird man aber nicht vergessen dürfen, daß hamitisches und semitisches, griechisches und römisches, jüdisches und christliches, weißes und schwarzes, germanisches und romanisches Blut in ihren Adern fließt, weshalb ich auch den dieses Mischlingswesen andeutenden und bisher üblichen Ausdruck Mauren nicht, wie Rohlfs, verwerfen möchte. Einen Teil dieser Mauren bilden die Nachkommen der aus Spanien und Sizilien zurückgekehrten Moslemin. Von all den Nationen, denen sie das Dasein verdanken, haben die Mauren mehr das Schlechte als das Gute angenommen. Ihr Aeußeres freilich erscheint vielversprechend. Der Maure ist im allgemeinen von hohem Wuchse und nur leicht gebräunter zarter Haut. Er hat eine schöne römische Nase, vollen Mund, große, feurige schwarze Augen und volles Haupt- und Barthaar von gleicher Farbe. (Schwarz, Algerien, S. 361.) Der Engländer George Gaskell entwirft jedoch eine ganz andre Schilderung der nämlichen algerischen Mauren. Ihm zufolge „haben sie nicht die ausgeprägten männlichen Züge, welche den Kabylen und den Araber auszeichnen. Der feurige, scharfe Blick, sagt er, mangelt ihrem Auge, die Nase, bei Kabylen wie Arabern adlerförmig und schön geschnitten, ist bei den Mauren so verschieden und vielgestaltet wie bei den Europäern. Vor allem mangeln ihnen die eigentümlichen ausdrucksvollen Lippen; von dem persönlichen Stolz und der Würde des Charakters, wie sie den Berber und Araber auszeichnen, findet sich bei ihnen keine Spur. Ihre Gesichtsfarbe ist bleich, das Antlitz oval und oft fett; mit wenigen Ausnahmen haben sie ein weibisches Aussehen. Ohne einen ausgesprochenen Gesichtstypus, könnten die Mauren für Europäer gehalten werden, wenn sie anstatt ihrer auffallenden Tracht unsre fränkischen Gewänder trügen." (George Gaskell, Algerien wie es ist. A. d. Engl. Wien 1877. 8°. S. 32.) Die Tracht der Mauren ist je nach den Oertlichkeiten etwas, doch nicht sehr wesentlich verschieden. In Tunis z B. sieht man sie „mit sorgfältig gewundenem weißen, zuweilen gelbgeblümten Turban, kurzer, gestickter Jacke und weiten faltenreichen Kniehosen, die um den Leib durch eine buntfarbige Schärpe zusammengehalten werden. Zuweilen werfen sie einen leichten, dünnseidenen Mantel um die Schultern; die blendendweiß bestrumpften Füße stecken in gelb- oder rotledernen Pantoffeln; das Taschentuch hängt, mit einem Zipfel an den Mantel gebunden, vorn herab; eine Rose steckt hinter dem rechten Ohr, und ein Rohrstock mit silbernem Knopf vervollständigt diesen Anzug. „Zuweilen begegnet man Mauren mit rotem Turban, dem Abzeichen der „Hadschi" oder Mekkapilger; oder andern mit grünem Turban, dem Zeichen der Abkömmlinge des Propheten, sogenannten Schürifa; bei wieder andern ist das weiße Turbantuch in viele eng aneinander gepreßte Wülste gewunden, das Abzeichen der Kadi; diese letzteren tragen dann häufig auch zwei oder drei Paar Schuhe übereinander an den Füßen, und schlürfen gravitätisch einher." (v. Hesse-Wartegg. Tunis. S. 45.) Die maurischen Weiber in Algier tragen auf dem bloßen Leib ein weites feinleinenes Hemd und darüber einen umfangreichen Kaftan von golddurchwirktem Samt oder Tuch. Der Kopf wird mit einem oder mehreren Streifen einer seidenen oder goldbrokatenen Hülle umwunden. Dem Charakter nach sind die Mauren im allgemeinen weichlich, treulos, lügnerisch, ehrgeizig, rachsüchtig, habgierig und sinnlich, die Weiber überaus gefallsüchtig, kokett und intrigant.

Je nach der Völkerstellung, welche man den übrigens eine große Minderheit bildenden Mauren einräumt, modifiziert sich das Urteil über den Kulturgrad der Araber. Identifiziert man die Mauren mit den Arabern, wie Rohlfs will, so kommen letzteren auch die freilich geringen industriellen Leistungen der Mauren zu gute. Etwas Töpferware, Korduanleder, seidene Tücher, schöne Gürtel und die bekannten roten Mützen (Fes) sind nahezu das einzige, was sie erzeugen. Die niedlichen „arabischen" Sächelchen, welche Reisende oft als maurische Ware aus Nordafrika mitbringen, stammen häufig aus Offenbach u. dgl. Immerhin ist das „arabische" Handwerk nur in den Städten, d. h. bei den

Mauren zu Hause, welche auch mit Geschick Handel treiben. Scheidet man also die Mauren aus dem Arabertume aus, so haben wir es bloß noch mit Beduinen zu thun, deren Industrieerzeugnisse sich auf Sättel, Geschirre und Zaumzeug oder — was die Weiber betrifft — auf Gewebe beschränken. Keinesfalls können die Araber, obwohl sie sehr intelligent sind und mit Unrecht der Faulheit beschuldigt werden, sich messen mit der Gewerbethätigkeit und dem Kunstsinne der Berber. Im Grunde läßt sich über die Araber nicht viel sagen, da sie wesentlich die nämlichen geblieben sind, die sie in der Heimat waren. Sie sind ja die Eroberer, das stärkere Element, sie haben den Berbern ihre Religion, ihre Sprache und teilweise selbst ihre Sitten zu oktroyieren verstanden, nicht umgekehrt. Im Grunde ist alles, was man über die Araber vorbringen kann, mit einem Worte zusammengefaßt. Sie sind durch und durch Nomaden. Darin liegt ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Die Beweglichkeit, mit der sie sich in wenig Jahrhunderten, ja oft nur Jahrzehnten über immense Ländermassen ergossen haben, sie erklärt sich aus ihrer heimatlichen Gewohnheit, ohne feste Wohnsitze weit umherzuschweifen. Daher kommen ferner auch

Arabischer Bettler.

ihre Abhärtung, ihre Bedürfnislosigkeit, ihr Schacherſinn und merkantile Gewandtheit, ihre geographiſchen Fähigkeiten, die Leichtigkeit im Verkehr mit Fremden, aber ebenſo auch ihr unſtetes Weſen, die Unluſt, an einem Punkte feſten Fuß zu faſſen, ihre Abneigung gegen das Gebirge und ihre Vorliebe für die Ebene, ihre Trägheit, ihre Verachtung dem Handwerk und Ackerbau gegenüber, ja ihre Unfähigkeit für die Kultur überhaupt. Das ihnen zur anderen Natur gewordene Nomadenweſen wird ihnen, wie es ehedem der Grundſtein zu ihrer tranſitoriſchen Größe war, dereinſtens auch das Grab graben. Ihr Gang über die halbe Welt war ein nomadiſcher Streifzug, der wohl gegenüber halbleeren Ländern und unkultivierten Völkern Erfolg haben, aber ſelbſtverſtändlich an den Grenzen der Kultur ſtehen bleiben, ja, je weiter dieſe letztere vorrückt, zum immer rapideren Rückgang werden mußte. Nomadenleben und Kulturleben ſind Widerſprüche. Daher hat es denn auch das Arabertum von der älteſten Zeit bis heute zu keinem eigentlichen Staatsweſen zu bringen vermocht. Nicht ein politiſcher, ſondern ein religiöſer Gedanke allein, der Islam, vermochte aus den Arabern eine in gewiſſem Sinne kompakte Maſſe zu machen (Schwarz, Algerien. S. 340 bis 341). Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die Araber ſich nicht ziviliſieren laſſen; ſie haben ſicher dieſelben Anlagen, Fähigkeiten, Gefühle wie wir, aber ſie *wollen* keine Ziviliſation, ihre Religion *erlaubt es nicht*. Wie vor Jahrhunderten ſind ſie fanatiſche Anhänger ihrer islamitiſchen Traditionen und verachten den Chriſten wie ſeinen Glauben. Sie bedürfen deſſen nicht. Sie ſind glücklich. Ihr Glaube verheißt ihnen das Himmelreich geradeſo wie der chriſtliche. Sie genießen die Freiheit im ausgedehnteſten Maßſtabe. Sie haben ihr Weib, ihr Zelt, ihr Pferd, ihren Lebensunterhalt und dazu ein Gebiet ſo groß wie halb Europa, auf dem ſie unumſchränkte Herren ſind. Was uns Geſittung dünkt, iſt es nicht in ihren Augen. Sie haben von Ziviliſation ganz andere Begriffe und betrachten uns, nicht ſich, als die Barbaren. Mit einer europäiſchen Ordnung der Dinge können ſie ſich niemals vertragen und alle Verſuche ſie zur Seßhaftigkeit zu bringen ſind völlig ausſichtslos.

Hier nur ein Beiſpiel: In Algerien dachten die Franzoſen, das beſte Mittel, um die Araber zur Seßhaftigkeit anzuleiten, ſei ihre Häuptlinge zur Erbauung feſter Wohnhäuſer zu veranlaſſen, denn der Araber hat eine große Verehrung für die Autorität und ahmt gerne dem Beiſpiele ſeiner Häuptlinge nach. Dieſe, wiederum aus Reſpekt vor der Autorität, duldeten gerne, daß die Franzoſen ihnen feſte Wohnhäuſer erbauten. Als nun einmal ein Scheich von dem Genieoffizier, welcher ihm ſein Haus erbaut hatte, befragt wurde, wie er damit zufrieden ſei, antwortete der Araber; „Ich bin ganz entzückt. Die Franzoſen ſind in der That ganz außerordentliche Leute. Seitdem mein Haus vollendet iſt, habe ich kein einziges Schaf mehr verloren. Ich laſſe ſie jeden Abend in das Haus ſperren und in der Frühe fehlt nie ein einziges Stück.“ — „Wie denn,“ frug erſtaunt der Offizier, „und wo bleibſt denn du?“ — Oh ich,“ antwortete der Scheich mit einer Miene ariſtokratiſcher Ueberlegenheit, „du begreifſt, ein Mann wie ich, ein Mann von Geblüt kann nur unter einem Kamelhaarzelte wohnen.“ (F. Hugonnet, Souvenir d'un chef de bureau arabe. Paris 1858. 8°. S. 123.) Hier mögen noch einige Worte über den „Duar“ das Zeltdorf der Araber (wie auch mancher Berberſtämme) Platz finden. Ein Duar beſteht gewöhnlich aus zehn, fünfzehn oder höchſtens zwanzig Familien, welche in der Regel durch verwandtſchaftliche Bande untereinander verbunden ſind; jede Familie hat jedoch ihr eigenes Zelt. Die Zelte ſind in Zwiſchenräumen von beiläufig dreißig Schritten in zwei parallelen Reihen derart aufgeſtellt, daß ſie in der Mitte gewiſſermaßen einen viereckigen, an beiden Enden offenen Platz bilden.

Diese Zelte sehen sich beinahe alle gleich. Sie bestehen aus einem großen Stück schwarzen oder schokoladefarbenen Stoffes, entweder aus Kamelhaar oder aus Fasern der Zwergpalme gewoben, welches von zwei starken Pfählen, über die eine Querstange das Dach bildet, getragen wird. Ihre Gestalt ist noch ganz jene der Wohnungen der Numidier des Jugurtha, welche Sallust mit einem umgestürzten, d. h. den Kiel nach oben gekehrten Schiffe vergleicht. Im Winter ist die Leinwand bis an den Boden gespannt und daselbst an Pflöcken befestigt, um Wind und Regen den Zutritt zu verwehren; im Sommer dagegen läßt man rings herum eine ziemlich breite Oeffnung zum Durchzug der Luft, wogegen das Zelt von einem Zaun aus Binsen, Rohr- oder Brombeerstauden umgeben ist. Auf diese Weise sind die Zelte im Sommer kühler und in der Regenzeit besser geschützt, als die weder mit den nötigen Oeffnungen noch aber mit Fensterscheiben versehenen maurischen Häuser in den Städten. Keines dieser Zelte ist über dritthalb Meter hoch, während die größte Länge zehn Meter beträgt. Eine Binsenwand teilt den Raum in zwei Teile; auf der einen Seite schlafen die Eltern, auf der andern die Kinder und sonstigen Familienglieder. Was den gewöhnlichen Hausrat eines solchen Zeltes betrifft, so besteht er in ein oder zwei aus Weidenzweigen geflochtenen Matten, einer buntbemalten Holztruhe, einem runden Venezianer Spiegel, einem Dreifuß aus Rohr, der als Waschgestell dient; ferner in zwei schweren Steinen zum Mahlen des Korns, einem altertümlichen Webstuhl, einem rohen Leuchter aus Blech, etlichen irdenen Gefäßen und dergleichen. In einer Ecke thront allemal eine Bruthenne.

Abgesehen von dem religiösen Faktor herrscht bei den Arabern und herrschte seit jeher nur der Familienbegriff. Vater, Mutter und Kinder, das waren für sie die unentbehrlichen, aber auch genügenden Bedingungen des Gemeinwesens. Und dieses von der Natur geordnete Zusammenleben mußte durch das Nomadentum noch eine besondere Verkittung und Ausprägung erfahren. Das Reisen bringt ja auch sonst die Menschen einander näher. Die Weltverlassenheit auf den endlosen Steppenweiden, die mancherlei Gefahren, das waren Dinge, die das einfache väterliche Zelt als trautes Heim erscheinen ließen und das Band, das die Natur geschlungen, noch verstärkten. Ganz besonders aber wurde die Stellung des Vaters durch das Nomadenleben gehoben. Doppelt notwendig mußte ja in einem so unsteten Dasein eine feste, leitende Hand, eine einheitliche Führung erscheinen. So wurde der Hausvater zum Hausherrn, zum unumschränkten Herrscher, dem gegenüber alle Familienglieder nur Unterthanen, Diener, willenlose Individuen waren. Wenn man nun auch dieses Unterwürfigkeitsverhältnis die Söhne im unwillkürlichen Vorgefühl davon, daß sie ja auch einst zu ähnlicher Machtstellung berufen sein würden, weniger fühlen ließ, wenn diese gewissermaßen als Erbprinzen vom Vater gehätschelt wurden, so mußten es dafür umsomehr die weiblichen Familienglieder empfinden, die ja niemals eine andere Geltung als die absolut Untergebener erlangen konnten. Daher die charakteristische Stellung der arabischen Frau, und zwar der Mutter wie der Töchter. Daher die Freiheit des Familienoberhauptes, der ersteren beliebige Nebenbuhlerinnen zur Seite zu stellen und die letzteren an beliebige Männer zu verkaufen. Die naturgegebene Gleichheit der Geschlechter war völlig verschoben, der Mann zum Halbgott, die Frau zur Sache geworden.

Der Koran sagt: die Frau ist ein unvollkommenes Geschöpf, welches nur für sein Aeußeres und seinen Schmuck lebt; stets bereit, ohne jeglichen Grund sich zu streiten und zu zanken; das man mit Güte behandeln, aber bei Gelegenheit züchtigen muß. Seit zwölfhundert Jahren herrschte diese Vorschrift unter den Arabern und wird stets dieselbe bleiben. Wir sehen heute wohl den Anhänger Muhammeds sich so mancher Anforderung unterwerfen; er trägt unsere Ballen — er ist der Knecht unserer Diener — er

nimmt unsere Almosen an u. s. w., aber eine Sache giebt es, der er sich nie und nimmer unterwerfen wird: nie wird er sich mit seiner Frau am Arm öffentlich zeigen, und niemals zu derjenigen, die er sich zur Mutter seiner Kinder erkoren, wie zu einer Gleichberechtigten sprechen. Bewohnt der Muselman die Stadt, so ist seine größte Angst, daß die Frau seinen Gast sieht; er versteckt sie, und sagt sehr naiv: „hat sie den Christen gesehen, so mag sie ihren Mann nicht mehr." Bewohnt er dagegen das Land oder die Wüste, so zwingt er die Frau zu allen jenen Arbeiten, welche der Mann unter seiner Würde hält. Um sich eine Idee von dem Schicksal eines weiblichen Wesens in diesen Ländern machen zu können, müssen wir irgend eine beliebige kleine Fatma von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode verfolgen:

Sowie das Kind zur Welt gekommen, stößt die Mutter Klagetöne und der Vater die Worte aus: „Ich unglücklicher Mensch!" „Ich habe eine Tochter bekommen!" d. h. ein Fluch für das Haus. Während der ersten Zeit trägt die Mutter das Kind auf dem Rücken; aus dem eigentümlich geformten Sacke von weißem Wollstoff sieht man von Zeit zu Zeit den kleinen Kopf mit wallenden Haaren und großen schwarzen Augen verwundert hervorgucken. Der Vater würdigt es fast nie eines Blickes; er hat nur Augen für seinen Sohn, den Stolz des Hauses, den die kleine Fatma sehr bald als ihren zukünftigen Herrn ansieht. Von dem Augenblick an, wo das Kind die geringste Last zu tragen imstande ist, hilft es der Mutter in allen häuslichen Arbeiten. Am frühen Morgen, mit bloßen Füßen und einem beliebigen Lumpenstück bekleidet, ist sie bereits in Bewegung. Sie macht Feuer, läßt die Grütze oder den Mais kochen, hält die gebackenen Brötchen bereit und melkt die Schafe und Ziegen; nur von Zeit zu Zeit versteckt sie sich auf Augenblicke, um sich in einem alten Stück Spiegel zu betrachten, ein bißchen Coheul unter die Augen zu streichen und ein wenig Henna auf die Nägel zu bringen. Ihr bester Moment des Tages ist derjenige, wo sie mit dem Wasserkrug, den man ihren Kräften angemessen hat, zur Quelle gehen darf. Da sämtliche Mädchen eines und desselben Duars dort zusammentreffen, so werden, nachdem die Krüge gefüllt worden, dieselben um den Brunnen aufgestellt, man lagert sich daneben und die Unterhaltung beginnt. Dies ist der Augenblick der Ruhe und des ungestörten, zur Erholung dienenden Geplauders. Bald jedoch ruft die unvollendet gelassene Arbeit alle weibliche Welt in die Hütten zurück.

Während Fatma arbeitet, spielt ihr Bruder, der kleine Ali, mit dem Pferde seines Vaters; er begleitet dasselbe überall, bewacht das Füttern desselben, wirft sich zwischen dessen Füße und schmeichelt dem Tiere mit allen denkbaren Liebkosungen, welche das schöne Pferd durch sein großes, sanftes Auge zu beantworten scheint. Zu klein, um selbst aufzusteigen, hält der verschmitzte Bengel dem Pferde eine Handvoll saftige Gräser hin, und sowie das Tier den Kopf zur Erde beugt, faßt der Junge die lange Mähne, und in demselben Momente, wo das getreue Roß den Hals erhebt, sitzt auch Ali auf demselben, und ist wie eine Katze auf dem Rücken, mit einem gellenden Schrei sein gelungenes Werk begrüßend. Alsbald bricht ein Tag heran, wo die arme Fatma die Hütte oder das Zelt im festlichen Gewande erblickt: Ali wird für erwachsen erklärt und mit der weißen „Dschellaba" bekleidet. Dieser Burnus des Arabers oder Dschellaba des Berbers ist das Nationalgewand desselben; in demselben lebt und stirbt er. Bald folgt ein anderes Fest: Ali hat seine ersten Fasten beendet und fängt an, Stellen aus dem Koran herzuleiern, und bei einem jeden dieser Familienfeste sieht die kleine Fatma mehr und mehr, daß es hier keinen Platz für sie giebt; sie wird weder an dem Tische ihres Vaters, noch in der Moschee, der Kirche ihres Gottes geduldet; d. h. für sie giebt es ebensowenig eine Familie, wie einen Gott. Und so wächst dies arme Wesen mit dem Gefühle seiner Zurücksetzung und seines untergeordneten Wertes heran, und bittet dennoch im stillen den Himmel, sie lieber im väterlichen Zelte zu lassen, als ihr das Schicksal ihrer Genossinnen in den Städten zu gewähren. Während sie aber diesen traurigen Gedanken nachhängt, ist die Zeit schnell verflossen und das Abendbrot noch nicht fertig. Sie hat den „Kuskus" zu machen, sie muß die Holztassen, den großen, kupfernen Präsentierteller, die Thonschüssel heranbringen, und kaum ist sie damit fertig, so tritt der Vater ins Zelt. Er bewegt sich langsam, mit der Würde eines Hohenpriesters, steht einen Augenblick stumm und unbeweglich inmitten der Seinigen und läßt sich von Frauen und Kindern die Hände küssen; dann weicht alles ehrerbietig in die Ecken zurück. Ein kurzer Ausspruch des Korans folgt — der Herr des Hauses läßt sich vor jenem großen hölzernen Teller nieder, kreuzt die Beine unter sich und greift mit der rechten Hand in die Schüssel. Er bringt den losen Stoff des Kuskus heraus und wirft ihn als Kugel gerollt in den Mund.

Das beigefügte Fleisch, sei es Huhn oder Hammel, wird stückweise und zwar stets nur mit den Fingern und Nägeln abgerissen, da der Koran den Gebrauch des Messers verbietet. Dabei geschieht es wohl zuweilen, daß der Junge in seiner kindlichen Dreistigkeit seine kleinen Finger in den Kuskus steckt und der Vater lächelt; sollte aber die kleine Fatma es wagen, dem Beispiele ihres Bruders zu folgen, so würde sie wahrscheinlich mit souveräner Verachtung in eine Ecke geschleudert werden. Hat der Hausherr „seinen Leib gefüllt", wie das arabische Sprichwort sagt, so ruht er einen Moment, beide Hände auf den Rand der Schüssel gelegt, und auf ein Zeichen bringt man ihm das Wasser zum Trinken. Man hält ihm das stark geteerte, in Form eines Beutels zugenähte Fell einer Ziege hin, er trinkt in langen Zügen aus der einzigen Oeffnung und gleich darauf läßt er denselben fortnehmen. Muhammed hat gesagt, man dürfe nur einmal beim Essen trinken.

Während dieser ganzen Zeit hat der Mann kein Wort gesprochen; Frauen, Kinder und Hunde warten demutsvoll, daß er gnädigst die sakramentalen Worte hören lasse: „Esset, ihr anderen". Mit diesen Worten stößt er die Schüssel von sich, in die er vorher sämtliche Knochen geworfen hat. Der Kuskus wird fortgenommen und in den Hintergrund des Zeltes getragen. Die Frauen gruppieren und drängen sich mit den Kindern um jene Reste, während ein jedes nach Möglichkeit sich den Leib zu füllen sucht, und die Hunde, in zweiter Linie, ungeduldig auf ihren Anteil warten. In diesem Augenblick erscheint ein Mensch am Eingange des Zeltes; es ist ein Reisender, der die Gastfreundschaft anruft. Sofort steht der Araber auf und empfängt ihn mit dem Worte: „Willkommen". Und ohne zu wissen, wer dieser Fremde ist, ohne zu wissen, woher er kommt, noch wohin er geht, läßt er sofort das fetteste Tier seiner Herde schlachten, bedient seinen Gast selbst, ohne mit einer Frage denselben zu belästigen; ja er wird ihn nicht einmal anreden, sollte das Gesicht des Gastes Müdigkeit oder Mißmut andeuten. Ein jeder Arme, der die Wohlthätigkeit des Arabers in Anspruch nimmt, ist sicher, nie abgewiesen zu werden; denn dieser stolze Hausherr, dieser wollüstige Faulenzer, der soeben noch seine Frauen und Töchter wie Sklaven behandelte, würde es für eine unverzeihliche Sünde halten, einen Reisenden oder Armen abzuweisen.

Die Sonne verschwindet am Horizont. Es ist die Stunde des dritten Gebets. Der Vater, die Söhne, die Diener, der Gast, der Arme, alle erheben sich und beten den ewigen Gott an; während die arme Fatma, in die äußerste Ecke gedrängt und mit den Hunden zusammengekauert, weit von jenen sitzt, die allein das Recht zu haben scheinen, die Gottheit anzurufen. Bald bedeckt die Nacht Berg und Thal und die Wache beginnt: eine Zeit des Schreckens und des Geheimnisses. Durch die Oeffnungen des Zeltes sieht das verlassene Kind den bestirnten Himmel, sie fühlt, sozusagen, die große weite Stille. Schon sind die Matten gelegt; man bringt die Teppiche, und jeder wählt sich seinen Platz, alles durcheinander; der Gast, die alten Frauen und die kleinen Kinder. Nachdem der Hausherr den letzten Blick in die nächste Umgebung des Zeltes geworfen, legt auch er sich nieder, den Kopf in die Richtung seiner Herde, die Frau auf einer Seite, sein langes Gewehr auf der andern. Das geringste Geräusch und er ist auf den Beinen: ist es ein Dieb, ist es ein Schakal, ist es der Panther oder ein Verliebter. Draußen halten Hunde von unnennbarer Farbe aber scharfem Gebiß Wache. An der Art ihres Bellens erkennt der Araber, ob er es mit wilden Tieren, einem Vorüberziehenden oder einem Feinde zu thun hat. Geschrei, Flüche, Gewehrschüsse und selbst harte Kämpfe unterbrechen wohl manchmal die Stille der Nacht. Aber auf die Nacht folgt der Tag, gestern wie heute — bis eines Tages Fatma plötzlich das Zelt abbrechen und die Wanderung nach einem andern Orte antreten sieht.

Endlich hat die Tochter ihr zwölftes Jahr erreicht; der Augenblick der Verheiratung ist gekommen. Wen wird sie heiraten? Sie weiß es nicht, und sie soll es auch nicht wissen; sie hat weder das Recht, sich ihren Mann auszusuchen, noch das Recht, nicht heiraten zu wollen. Sklavin, mit der einzigen Bestimmung die menschliche Rasse fortzupflanzen, kann sie ihrem Schicksal sich nicht entziehen. Jeder Vater hat stets das Recht, seine Tochter nach seinem Gutdünken, wie er will, zu verheiraten; ist kein Vater mehr da, so geschieht es durch den Onkel, durch den Kaïd oder irgend jemand anders. Also eines Tages erfährt Fatma, daß die Familie des X sie als Frau für einen der Ihrigen verlangt, d. h. sie zu kaufen wünscht. Der Bräutigam hat weder die Anzeige erhalten, noch ist er gefragt worden. Nachdem der Chef der Familie X seine Nachbarn vereint, das beste Schaf seiner Herde genommen und seinen Dienern alles, was zu einem Festgelage gehört, gegeben hat, begiebt er sich mit großem Gefolge zum Vater des jungen Mädchens. An Ort und Stelle angelangt, hält der Zug und die üblichen Begrüßungen

beginnen. Während der nur folgenden Verhandlungen halten Frauen und Kinder sich in gehöriger Entfernung und suchen an den Mienen der Beteiligten den Erfolg zu beurteilen. Lange genug währt es, bis man über die Preise einig ist, und die Art des Sprechens, ohne etwas Verständliches zu sagen, und der Ernst und die zur Schau getragene Würde sind höchst originell. Auf ein gegebenes Zeichen, das den Abschluß voraussetzt, brechen alle Frauen in ein Freudengeschrei aus. Kaum ist dies ertönt, so sieht man eine Masse der schmutzigsten Juden mit den ausgeprägtesten Galgenphysiognomien herbeieilen, die vor den erstaunten Augen der Familie gestickte Taschentücher, Perlenhalsbänder, Armbänder, Ohrringe u. s. w. zugleich mit kleinen ordinären Handspiegeln und ähnlichen europäischen Waren ausbreiten, ohne welche hier zu Lande keine Festlichkeit denkbar ist. Man beginnt die Braut anzukleiden. Alle alten Weiber helfen; die eine färbt ihr die Lippen, die andere die Augen, jene die Nägel und sogar eine derselben klebt ihr auf die Stirne und Backen kleine Goldsternchen von Papier, die nur durch die Küsse des Ehegatten fallen dürfen.

Während dieser Zeit spaziert selbstredend der Bräutigam sehr ungeduldig umher; umsomehr, als er seine Braut erst nach der Hochzeit zu sehen bekommt, und bestürmt die Verwandten mit Fragen, ob seine Zukünftige hübsch sei, welche Farbe ihre Haare, welchen Glanz ihre Augen haben. Und während dieser ganzen Zeit des Verlobtseins folgt ein üppiges Mahl dem andern, wo der sonst so frugale Araber unglaubliche Quantitäten Kuskus und ganze Hammelkeulen verzehrt — Mahlzeiten, die sich durch jenes eigentümliche Geräusch kund geben, welches unter zivilisierten Völkern verpönt, hier als ein Zeichen der Behaglichkeit und des Wohlseins von jedem Gastgeber gerne gehört wird. So geht es fort bis zum Hochzeitstage, wo unter dem Geknatter der Flintenschüsse und den seltsamen Rufen der Frauen die Braut endlich ihrem Herrn übergeben wird.

Der folgende Tag erscheint und alles ist zu Ende. Fatma ist im neuen Zelt mit ihrer neuen Familie. Jetzt beginnt die glücklichste Zeit ihres Lebens. Ungeachtet der anstrengenden Arbeit, ungeachtet aller Gesetze und Bestimmungen, und da Fatma schön ist, beherrscht sie diese wollüstigen Männer durch ihre Schönheit. Das Sprichwort schon sagt: „Lasttier am Tage, Königin bei Nacht". Dies ist auch die Zeit, wo sie Stunden vor ihrem Spiegel zubringt, sich kämmt und sich schmückt. Allein nur zu bald drückt sie die Einseitigkeit des Lebens zu sehr; je mehr sie sich Sklavin weiß, desto mehr träumt sie von Liebesabenteuern. Da, eines Tages als sie zum Brunnen gieng, begegnete ihr Mansur, der ihr einen seltsamen Blick zuwarf und bedeutungsvoll mit der Hand sein Kinn berührte. Fatma zitterte, denn sie verstand nur zu gut, was jenes Zeichen sagen wollte. — Sollte er es wagen, selbst zu kommen? Mit Angst und Bangen horcht sie nach jedem Geräusch. Ihr Gatte an ihrer Seite ist soeben eingeschlafen und sein Gewehr liegt zur Hand. Sie hört seine regelmäßigen Atemzüge. Sie fühlt den Griff des Dolches, den er an seiner Seite trägt; sie weiß, daß beim geringsten Argwohn er sie erbarmungslos niederstechen würde. Plötzlich glaubt sie ein leises Geräusch zu vernehmen, und doch bellen die Hunde nicht. Sie drückt ihr Ohr auf den Erdboden und erhebt sich mit Entsetzen. Die alte trockene Dornenhecke, welche das Zelt umgiebt, hat sich soeben bewegt; die Zweige werden vorsichtig auseinander gebogen, ein Kopf zuerst, sodann ein Körper erscheint. Es ist Mansur .... Mansur, der, einen Dolch zwischen den Zähnen und das Gewehr in der Hand, sich auf dem Bauche fortschiebend, vollständig nackt ist, da er weiß, daß kein Hund einen nackten Menschen anbellt. „Schweig, oder du bist des Todes!" murmelt Mansur. Und hier, an dieser Stelle, zwischen diesen Gewehren und diesen Dolchen, zwischen den Drohungen des Geliebten und dem schrecklichen Erwachen des Ehemannes, giebt sich die erschrockene und halb leblose Fatma dem Mansur hin. Von diesem Augenblicke an gehört sie ihm. Sie ist es, welche die Zusammenkünfte giebt; sie wird eifersüchtig sogar ihr Eigentum zu bewachen suchen, indem sie zu Vertrauten ihrer Liebe alte Verwandte und Kupplerinnen macht. Später nach Mansur wird es A sein; nach A kommt B u. s. w. Liebt sie wirklich irgend einen von allen diesen Männern? Keineswegs — es geschieht einzig und allein, um die schreckliche Einseitigkeit ihres Lebens zu brechen und ihre Zeit nicht unbenutzt zu lassen; sie weiß zu gut, daß sie nur noch einige kurze Jahre vor sich hat, daß sie mit zwanzig Jahren ausgelebt hat und daß es heißt: „Genieße, so lange du kannst." — Glücklicherweise ist Fatmas Gemahl ebenso leichtgläubig wie eifersüchtig; kommt er nach langer Abwesenheit zurück, und findet ein etwa unerwartetes Kind vor, so sagt sie ihm sehr ruhig: „Sei still, mein Freund. Es ist dies ein Kind, das in meinem Leibe seit deiner Abreise schlief. Ich wollte es nicht wecken, bevor ich deiner Rückkehr gewiß war." „Gelobt sei Allah!" antwortet der Mann,

und erzählt sofort sein vermeintes Glück seinen Nachbarn. Man beglückwünscht ihn; denn es ist eine Art Glaubenssatz, daß das Kind, im Mutterleibe in eine Art von Schlaf verfallen, darin willkürlich zurückbehalten werden kann. Da nun, je nach der Notwendigkeit des Sachverhältnisses, die Zeit beliebig angegeben werden kann, so ist es erklärlich, welchen großen Dienst dieser Glaube den arabischen Frauen leisten kann. Ungeachtet dessen wird doch bald Fatma, der die Hausarbeiten anfangen sehr lästig zu werden, ihrem Gatten eines Tages die Frage vorlegen: „Hast du nicht die Absicht, dir eine andere Frau anzuschaffen?" Sie ist nicht mehr auf ihren Mann eifersüchtig; sie verlangt eine Leidensgefährtin, die ihr nicht sowohl bei der Arbeit, als ihr vielmehr die Zeit hinbringen hilft. Sie wird diese zweite Heirat mit eben demselben Interesse verfolgen, wie ihre eigene; sie hilft die Augen und die Nägel der neuen Frau anmalen; sie wird mit den übrigen Frauen in die bekannten Jubeltöne ausbrechen und der neu Angekommenen die Geheimnisse des Zeltes klar legen. Und so geht es fort, bis auch Fatma so tief gesunken, daß sie den hübschesten Liebhaber wegen einer Hammelkeule an der Nase herumführt, und das Leben eines Menschen für einen Schmuck von fünf Franken bereitwillig opfert. Endlich kommt das zwanzigste Lebensjahr; sie ist alt. Es beginnt auch für sie jene Leidenszeit der arabischen Frau: ein verächtliches Geschöpf zu sein, manchmal Kupplerin, ein bißchen Hexe, aber stets unendlich verlassen und gemieden. Verachtet von dem einen, zurückgestoßen von dem andern, bleibt ihr einziger Schutz die Nähe der kleinen Kinder, die sie beaufsichtigt, und die der jungen Frauen, deren Liebesabenteuer sie vermittelt. Und so kommt der Tag, wo man die schöne Fatma, jene Fatma, für die so mancher sein Leben gewagt, wie einen Hund in einer Ecke des Zeltes kauert, mit ihren langen ungekämmten Haaren und in einige Lumpen gehüllt, die Reste der Reste gierig annagend antrifft. Derselbe Mann, der sie anbetete, würdigt sie keines Blickes mehr, und scheu verkriecht sie sich vor den Augen ihres Ehegemahls, der sie nur noch aus Gewohnheit beherbergt. Dies ist das Leben der arabischen Frau. (Adolf von Conring, Marokko, das Land und die Leute. Berlin 1880. 8°. S. 294—302.)

Die geschilderte Ausnahmsstellung des Familienoberhauptes zog natürlich gar bald auch eine Erweiterung des kleinen Familienkreises nach sich. Die Autokratie des Vaters dehnte sich unwillkürlich auch über andere als die nächsten Familienglieder, über Schwiegersöhne, Enkel, Schwäger aus. Sein Zelt wurde der Mittelpunkt eines ganzen Kreises von Zelten, des Duar. Es bildete sich die Sippe; das Familienoberhaupt wurde sozusagen Geschlechtssenior, „Scheich". Von der Sippe aber war nur ein Schritt bis zum Stamme (ursprünglich „Ul", später mit der Präposition „ad" oder „ed", die notwendig ist, wenn der Name des Stammes beigefügt werden soll, z. B. Ul ad Nail, in ein Wort verschmolzen, Ulad). Denn wenn auch das vagierende Weiden der Herden ein Zusammenleben größerer Menschenmassen verbot, so mußte doch auch wieder eine erfolgreiche Abwehr von Feinden und Gefahren eine gewisse größere Vereinigung wünschenswert erscheinen lassen. Solche Stämme zählten oft nur 5—600 Köpfe, wuchsen aber in einzelnen Fällen selbst bis auf 40 000 an. Immer aber blieb der patriarchalische Charakter dem Ganzen gewahrt. Der Stamm war im Grunde eben nur eine erweiterte Familie, der Häuptling („Kaid") nur ein einflußreicherer Vater. Ja, so wenig war auch jetzt noch das Volksbewußtsein ausgeprägt, daß die zahlreichen Kriege eines Stammes gegen einen anderen nicht als Bürgerkriege betrachtet und dementsprechend beklagt, sondern wie Feldzüge gegen Fremde angesehen, resp. in Liedern gefeiert wurden.

Mit dem patriarchalischen Charakter war, wie leicht ersichtlich, dem Arabertum auch ein gewisser aristokratischer Zug aufgeprägt. Sein Grundtypus, die Familie mit der hausherrlichen Despotie, eine absolute Monarchie von reinstem Wasser, war ja doch auch das vollkommenste Gegenteil einer Republik,

die naturgegebene Stellung des Hausvaters, der gegenüber es keine Gleichberechtigung, kein Parvenütum, keine erworbenen Rechte gab, ein rechter Geburts- und Erbadel. Kein Wunder, daß auf einem so vorbereiteten Boden die Adelsidee besonders gedieh. In der That, kaum ein anderes Volk kann sich eines solchen Adelskultus rühmen, als das arabische. Fest glaubt jedermann an die Macht des Blutes, an die Kraft der Rasse. „Nimm einen Dornbusch," pflegte der berühmte Emir Abd el Kader zu sagen, „und begieße ihn ein Jahr lang mit Rosenwasser, er wird nichts als Dornen geben; nimm einen Dattelbaum, laß ihn ohne Wasser, ohne Pflege; und er wird dennoch Datteln hervorbringen." Dem Araber ist der Adel dieser Dattelbaum, niemand denkt daran, sich gegen diese Meinung aufzulehnen, die man im Gegenteil mit friedfertiger Ergebenheit hinnimmt. „Der Kopf ist der Kopf, der Schwanz ist der Schwanz," sagt auch der geringste der arabischen Hirten, und keine Seele martert sich mit Auffindung der Mittel ab, wie sich diese Ordnung der Dinge abändern ließe. Charakteristisch genug erbt in seinen Augen selbst die Autorität auf einem Gebiete fort, auf welchem sie sonst in der ganzen Welt wohl nur erworben werden kann, auf dem religiösen. Die Nachkommen eines „Heiligen" (Marabut) behalten bis in die spätesten Geschlechter hinein das höchste Ansehen, auch wenn sie selbst alles Heilige längst verloren hätten. Daneben existiert noch ein militärischer Adel („Dschaud", Sing.: „Dschied", zweisilbig zu sprechen), die Abkömmlinge alter, durch Waffenthaten berühmt gewordener Geschlechter, namentlich der „Mehhal", der Kampfgenossen Muhammeds, umfassend, denen noch heute die Anführung in Kriegsfällen zufällt; — und endlich der eigentliche Geschlechtsadel, der allein denjenigen, „Scheriff" genannten Volksgenossen eignet, welche von Fatma Zohra, der Tochter des Propheten, und von Sidi Ali Abi Taleb, seinem Oheim, abstammen. Außerdem giebt es bekanntlich unter den Arabern selbst einen Pferde- und Hundeadel, indem auch hier die Stammbäume verfolgt und unter Umständen bis auf die Pferde und Hunde des Propheten zurückgeführt werden.

Die antike Poesie hat häufig die Menge von Klienten beschrieben, welche in Rom die Säulenhallen der patrizischen Paläste überschwemmten. Bei den Arabern ist ein großes Zelt in der Wüste dasselbe, was die prunkvollen Wohnungen der altrömischen Großen waren. Gravitätisch auf einem Teppiche sitzend, mit jener würdevollen Haltung, welche das Geheimnis der Orientalen ist, empfängt der Häuptling des Stammes der Reihe nach alle diejenigen, welche seinen Machtspruch anrufen. Seine vornehmste Tugend ist die Geduld. Der Mann, der mit all den verschiedensten Beschwerden bestürmt wird, leiht jedem einzelnen ein aufmerksames Ohr. Er bemüht sich, die Schäden aller Art zu heilen, die man vor ihm aufdeckt. Bei diesen Verhandlungen bietet er die ganze Intelligenz seines Geistes und die ganze Willenskraft auf, womit er begabt ist. Den einen giebt er Befehle, den anderen Ratschläge. Keinem einzigen verweigert er seine Einsicht oder seinen Beistand. Dabei muß er aber Edelmut mit der Weisheit vereinigen, sowie die etwas prunkvolle, aber edle Mildthätigkeit, wozu das muselmännische Gesetz alle Gläubigen verpflichtet, unaufhörlich üben. Sein Zelt muß die Zufluchtsstätte der Unglücklichen sein, niemand darf in seiner Nähe verhungern. Gewinnsucht muß seiner Seele frei bleiben. Niemals füllen auch Würfel oder Karten die müßigen Stunden im Zelte aus. Der arabische Edle kann ebensowenig spielen, wie auf Wucher leihen. Gleichwohl wird der Reichtum keineswegs etwa verachtet. Er ist im Gegenteil, wie überall, eine der unerläßlichsten Bedingungen der Macht; aber es kommt weniger darauf an, durch Fleiß, als durch seinen Arm sich zu bereichern. Hat ein Krieger eine Anzahl von Razzien (Raubzüge) gemacht, die ihm zugleich Geld und Ruhm erwarben, so nennt man ihn „Ben Derau", d. h.

„Sohn seines Armes", und er kann nach den ersten Würden seines Stammes streben. Der arabische Häuptling muß der Tapferste der Bewaffneten sein. Sein Einfluß wäre auf immer verloren, wenn man sein Herz einer Schwäche bezichtigen könnte, und die Araber wissen die Wirklichkeit zu würdigen, nicht den Schein. Sie bewundern eine Seele von starkem Gepräge, nicht aber etwa bloß eine athletische Gestalt. Was sie schätzen, ist Raschheit, Gewandtheit und Tapferkeit. Trotzdem haben sie vom Mute ganz andere Ideen, als wir. Für sie ist es durchaus keine Feigheit, sich vor einer Ueberzahl zurückzuziehen und sogar vor einem schwächeren Feinde zu fliehen, wenn sie kein Interesse dabei haben, zu siegen; sie wollen nur, daß ihre Kämpfe so viel als möglich ein praktisch nützliches Ziel haben. Voll von Feuereifer, wenn das Glück auf ihrer Seite ist, zerstreuen sie sich und verschwinden, sobald es ihnen untreu wird. Ihre Achtung für den Mut geht nicht so weit, daß sie maßlose Strenge gegen diejenigen übten, denen diese Tugend mangelt. Niemals wird natürlich ein Feigling Würden in seinem Stamme erlangen, aber er wird auch nicht Gegenstand der Verachtung. „Gott hat nicht gewollt, daß er tapfer sei; man muß ihn beklagen, aber nicht tadeln," sagen sie. Gleichwohl verlangt man von ihm, daß er seine Schwachherzigkeit durch die Klugheit seiner Ratschläge und durch beständige Freigebigkeit wett zu machen suche. Prahlerei wird mit größerer Verachtung behandelt, als Furcht. „Wenn du sagst, daß der Löwe ein Esel sei, so gehe hin und lege ihm ein Halfter auf", lautet ein orientalisches Sprichwort, das häufig Anwendung findet. Zweikämpfe sind bei ihnen etwas durchaus Unbekanntes. Wer beleidigt ist, rächt sich durch Mord, den er oft durch gedungene Schergen vollstrecken läßt; wenn man indes mehr auf des Beleidigers Geld, als auf sein Leben erpicht ist, so erlauert man eine Gelegenheit, persönlich über ihn herzufallen. Man tötet ihn oder wird von ihm getötet; wenn man unterliegt, so vermacht man häufig einem anderen die Blutrache, denn wenn dieselbe auch nicht unter dem Schutze des Zweikampfes steht, ist sie nichtsdestoweniger sehr üblich bei den Arabern und geht häufig von Geschlecht auf Geschlecht über. Die Blutrache ist entweder persönlich oder allgemein, je nachdem die verletzten Interessen persönliche oder allgemeine sind. Wenn aus irgend einer Ursache der Angehörige eines Stammes von der Hand des Häuptlings oder auch nur eines untergeordneten Mitgliedes eines Nachbarstammes gefallen ist, so kann der Mörder durch Bezahlung des „Dia" (des Blutpreises) an die Erben des Opfers den Streit gesetzlich für immer schlichten.

Wir haben flüchtig und in großen Zügen den Charakter des arabischen Wüstenadels skizziert; versuchen wir jetzt, das eigentliche Leben eines Edelmannes in einigen seiner feierlichsten Augenblicke darzustellen. Am Tage, wo in einem großen Zelte ein Knabe zur Welt kommt, herrscht unermeßlicher Jubel. Alles kommt zum Vater des Neugeborenen und spricht zu ihm: „Möge dein Sohn glücklich sein." Während die Männer sich um den Vater drängen, empfängt die Mutter Besuche von den Frauen des Stammes. Männer und Weiber haben die Hände voll von Geschenken, und diese Gaben sind den Glücksumständen angemessen. Der Empfänger aller dieser Beweise von Zuneigung und Ehrerbietung ist dagegen verpflichtet, großartige Gastfreundschaft zu üben. Manchmal währt die festliche Bewirtung seiner Gäste zwanzig Tage lang. Sobald das Kind sich hinreichend entwickelt hat, erhält es Unterricht im Lesen und Schreiben, was eine Neuerung bei den nordafrikanischen Dschuad ist. Früher beschäftigte sich der Marabut allein mit der Pflege der Wissenschaft. Der Mann des Degens verachtete alles Wissen; aber seitdem die Araber selbst bei dem geringsten der französischen Soldaten Kenntnisse bemerkt haben, die seine Tapferkeit unangetastet lassen, sind sie zu einer anderen Ansicht gekommen. „Früher," sagen sie, „konnten wir in Unwissenheit leben, denn Ruhe und Glück wohnten unter uns; aber in den unruhevollen Zeiten, die wir nunmehr durchzumachen haben, muß die Wissenschaft uns zu Hilfe kommen." Ueber jenem Unterricht werden in der arabischen Erziehung indes die Reitübungen und die Handhabung der Waffen keineswegs vernachlässigt. Sobald ein Junge sich auf einem Renner halten kann, läßt man ihn zuerst auf Füllen, dann auf ausgewachsenen Pferden reiten. Wenn er sich weiter entwickelt, führt man ihn auf die Jagd, läßt ihn auf die Scheibe schießen, lehrt ihn seine Lanze dem Eber in die Seite bohren. Wenn er sechzehn oder achtzehn Jahre alt wird, wenn er den Koran kennt und zum Fasten fähig ist, verheiratet man ihn.

Bis zu diesem Zeitpunkte hat die väterliche Zärtlichkeit mit einer Aufmerksamkeit, die sich keinen Augenblick verleugnet, über die Reinheit seiner Sitten gewacht. Man hat ihn niemals allein gelassen, ein Lehrer oder Diener hat stets seine Schritte begleitet. Er muß derjenigen, die man ihm zur Gefährtin giebt, mit kräftigem Körper und reiner

Seele entgegentreten. Man wählt ihm ein junges Mädchen von gleichfalls adliger Geburt, von unbeflecktem Rufe und womöglich von großer Schönheit. Die Hochzeitsfeierlichkeiten währen oft drei Tage und drei Nächte. Sie beginnen von neuem, so oft der Gatte eine neue Frau nimmt. Das Gesetz gestattet einem arabischen Häuptling, vier Frauen zugleich zu haben, aber diese Zahl genügt diesen beweglichen, flatterhaften Naturen nicht, so daß ihnen die Scheidung zu Hilfe kommen muß. Man nennt manchen Araberhäuptling, der zwölf oder fünfzehn rechtmäßige Frauen gehabt hat.

Unmittelbar nach seiner Verheiratung tritt der Edelmann der Wüste in ein neues Leben, in eine Sphäre persönlicher Thätigkeit. Er ist selbständig, jedoch nicht vollständig, wenn er nicht Oberhaupt des Zeltes, wenn er nicht Herr seines Vermögens ist, wenn sein Vater noch lebt. Gleichwohl wird er selbst unter diesen Umständen fortan in seinem Stamme als Mann des Armes und des Rates mitzählen, und er wird durch Erfahrung die Erziehung zu einem großen Herrn vollenden, welche ihm bisher durch die Gewohnheit guter Beispiele und guter Ratschläge nur flüchtig zu teil geworden war. Er hat bereits seine Klienten, seine Pferde, seine „Slugi" (Windhunde), seine Falken, seine ganze Kriegs- und Jagdausrüstung. Seine Klienten sind die jungen Leute seines Alters, seine zukünftigen Höflinge; seine Pferde sind unter denjenigen ausgewählt, welche für glückbringend gelten und von der echtesten Abstammung sind; seine Slugi hat er selbst mit in Milch zerstoßenen Datteln, mit dem Kuskus seiner Mahlzeiten herangefüttert; er hat sie selbst dressiert, und während die gemeinen Hunde des Stammes bei Nacht die Hyänen und Schakale anbellen, liegen die Slugi zu seinen Füßen unter dem Zelt und sogar auf seiner Lagerstätte; seine Falken sind unter seinen Augen von seinem Falkenmeister großgezogen worden, und er selbst hat sich's angelegen sein lassen, sie an seinen Befehl zum Aufsteigen und Zurückkommen zu gewöhnen. Unter seinen Kriegs- und Jagdgerätschaften befinden sich eine Menge Flinten von Tunis und Algier, damasziert und mit silbernen Zieraten geschmückt, die Schäfte mit Perlmutter oder Korallen eingelegt, Säbel von Fes mit ziselierten silbernen Scheiden, Sättel mit Samt- oder Saffianüberzügen und mit Gold und Seide gestickt. Zur Vervollständigung seines Aufzuges nennen wir noch die Säbeltasche, die mit einem Pantherfell geschmückt ist, die versilberten und mit Korallen eingelegten Sporen, den „Medol", einen hohen und breiten Strohhut mit einem Busch von Straußenfedern, die Patrontasche aus Saffian, gestickt mit Seide, Gold und Silber.

Araberscheich.

In diesem jugendlichen Alter geht der arabische Edelmann meist nur seinem Vergnügen nach. Man sieht ihn zu Pferd, gefolgt von seinen Freunden und einigen Dienern, die auf Kamelen reiten und seine Windhunde an der Koppel halten oder sie sogar

Arabiſcher Barbier.

vor sich hertragen, nach den fernen Weiden ziehen, um seine Herden zu besuchen; dies giebt dann wohl auch die Gelegenheit zu einer Jagd auf Strauße oder Gazellen, je nach dem Terrain und der Jahreszeit. Eines Tages aber, wenn sein Vater sein irdisches Dasein beschlossen hat, gehört ihm das große Zelt mit all seinen Luxusmöbeln, Teppichen, Ruhekissen, Juwelenbeuteln, silbernen Tassen, Jagd-, Kriegs- und Mundvorräten für die ganze Familie, welche nebst den Dienern 25—30 Köpfe ausmacht. Ihm gehören dann ferner die edlen Rosse, die im Angesichte des großen Zeltes mit Spannstricken umhergehen, die acht oder zehn Neger und Negerinnen des Vaters, seine Niederlagen von Korn, Gerste, Datteln und Honig, die man klüglich zum Schutze vor einem Handstreich in ein „Kfor" (Dorf) gebracht hat, seine 8000 oder 10,000 Schafe, seine 500 oder 600 Kamele, die unter Obhut der mit ihnen umherirrenden Hirten weithin auf den Weiden zerstreut sind. Sein Vermögen kann dann wohl auf 80,000—100,000 Mark geschätzt werden.

Mit zunehmendem Alter bekommt der Araber immer mehr Gravität. Jedes weiße Haar seines Bartes führt ihn auf ernstere Gedanken; er besucht jetzt lieber die Diener Allahs und zeigt sich freigebiger gegen sie; er ist religiöser, man sieht ihn weniger oft auf der Jagd, bei den Hochzeiten u. s. w. Seine Geschäfte als Häuptling lassen ihm überdies weniger freie Zeit: er muß Rechtspflege üben, sein Vermögen vermehren, seine Kinder erziehen, für Bündnisse sorgen. Gleichwohl ist der ritterliche Geist seiner Jugend nicht in ihm erloschen, sondern schlummert nur; ist seinem Stamme ein Schimpf widerfahren, so wird er nicht unter dem Zelte bleiben, sondern es als ein Glück schätzen, als Mann im Kampfe zu sterben. Gewisse große Familien rühmen sich laut, daß, soweit die Erinnerung zurückreiche, kein einziger ihrer Ahnen im Zelte gestorben sei. Immer aber stirbt der edle Araber unter der Bezeugung seines unerschütterlichen Glaubens an den alleinigen Gott, und niemals auch fehlt der menschliche Pomp bei der Bestattung des Edelmannes der Wüste, zumal wenn derselbe im Kampfe für seinen Stamm den Tod der Ehre gefunden hat.

Eine Aufzählung der über Nordafrika zerstreuten Araberstämme liegt nicht in unserem Plane; wir begnügen uns bloß einige der wichtigsten namhaft zu machen. Dahin rechnen wir in Marokko die ob ihrer Räubereien berüchtigten Beni Hassen; sie sind der unruhigste, kühnste, flinkste, diebischeste Stamm des Sebuthales. Schon von Jugend auf werden sie im Räuberhandwerk abgerichtet, und die Väter nehmen keinen Anstand zu erklären, daß ein Junge von acht Jahren wenig, ein zwölfjähriger schon mehr und einer von sechzehn Jahren viel einbringe. Auch herrscht unter ihnen gewissermaßen das Prinzip der Arbeitsteilung, denn es giebt eigene Getreidediebe, Rinderdiebe, Pferdediebe, dann Marktdiebe, Straßenräuber und endlich Duarplünderer. Letztere sind die häufigsten; sie schleichen sich in die Duar meist ganz nackt ein, weil die Hunde nackte Leute nicht anbellen, ferner den ganzen Leib mit Seife bestrichen, damit sie leichter aus den Händen ihrer Gegner entschlüpfen können, falls sie ergriffen werden. Eine andere Eigentümlichkeit zeigt der marokkanische Stamm der Sidi Hassen; das Land, das er bewohnt, bildet nämlich eine Art Militärkolonie, wo der Grund und Boden unter einer großen Anzahl Soldatenfamilien verteilt ist; in jeder dieser Familien ist der Kriegsdienst für die männlichen Kinder obligatorisch, d. h. jeder Sohn ist sozusagen von Geburt an Soldat; bevor er noch die Waffen zu tragen vermag, bezieht er schon eine Löhnung. Auch sind diese Soldatenfamilien von allen Steuern befreit und ist ihr Eigentum unveräußerlich, solange der Mannesstamm einer solchen fortbesteht. Auf diese Weise bilden dieselben eine reguläre, disziplinierte und verläßliche Miliz, mit deren Hilfe die Regierung getrost jede beliebige aufständische Provinz nach dem Landesausdruck „aufzehren" kann; man könnte sie ebensogut als eine Miliz von Steuereintreibern bezeichnen.

Sehr reich an Araberstämmen ist Algerien. Da sind in der Provinz Algier und zwar im Tell: die Attaf, die Kserr, die Khruïden, die Sbeah, die Arib, die Beni Dschaad, die Beni Sliman, die Beni Khrelifa, die Khraschna, die Beni Mussa, die Beni Hassen, die Moktar und die Stämme der Titri; in der Sahara: die Zenakra, die Schaïb, die Rahman, die Naïl Rharaba, die Larba und die Arazlia. In der Provinz Konstantine, im Tell: die Hanenscha, die Nemenscha, die Haracta, die Si Jaheïa ben Taleb, die Sellaua, die Senja, die Telarrma, die Ulad abd el Nur, die Elma, die Amer Rharaba, die Selem, die Sultan und die Ulad abi ben Sabor; in der Sahara: die Naïl Scheraga, die Rhaman, die Zekri, die Mulat und die Saïah. In der Provinz Oran, im Tell: die Flita, die Haschem, die Sdama, die Stämme der Jacubïa, die Dschafra, die Beni Amer und die Rhossel; in der Sahara: die Stämme des Dschebel Amur, die Harar, die Hamian und die Sidi Scheich.

Unter den hier genannten sind die Uled Sidi Scheich die mächtigsten; sie haben die Grenzgebiete zwischen Marokko und Algerien inne. In anderer Hinsicht bemerkenswert ist der Stamm der Uled Naïl, der seine Zelte bei Ba Sada, auf der Steppenebene des Hodna, südlich vom Schott von Saïda hat. Dieser Stamm, sonst von achtungswertem und namentlich gastfreiem Charakter, hat nämlich eigentümliche Begriffe von Sitte und Schicklichkeit. Sobald die Töchter im elterlichen Hause reif geworden, schickt sie der Vater nach der nächsten größeren Stadt, besonders nach Biskra, damit sie dort mit ihren Reizen so viel Geld als möglich verdienen. Die Töchter folgen den väterlichen Weisungen auch redlich und, seltsam genug! erhält diejenige, welche mit Schätzen reich beladen heimkommt, am frühesten einen Mann, und zwar nicht der Schätze wegen, die ja dem Vater gehören, sondern wegen des Anwertes, den sie in der Fremde gefunden. Diese Naïlijah, wie man sie nach ihrer Stammesangehörigkeit kurzweg benennt, treten in den Kaffeehäusern Biskras als Tänzerinnen auf, wobei sie übrigens höchst anständig gekleidet sind und sich im Grunde nur durch den massenhaften Schmuck auszeichnen, den sie zur Schau tragen. Dicke goldene und silberne Ketten zieren ihren Hals, dünne Spangen, vielfach mit Schellen und Glöckchen versehen, legen sich um Handgelenke und die Knöchel der Füße, und durch das Klappern mit diesen Schellen pflegen diese Mädchen, während sie bei Tage vor den Häusern liegen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Solche Tänzerinnen („Almeh") kommen auch in Ortschaften vor, wo keine Europäer ansässig sind und haben schon in grauester Vorzeit bei den Aegyptern existiert, wo sie auch heute noch gefunden werden. (Schwarz, Algerien, S. 228 u. 230.) Ueberhaupt wäre es ein Irrtum zu glauben, daß den arabischen Nomaden die Prostitution fremd sei. Zwar trifft man selbst in den großen Volkszentren Nordafrikas sehr selten öffentliche Häuser und von allen marokkanischen Städten hat nur Mikenes solche; wer aber tiefer ins muhammedanische Leben eingeweiht ist, sieht mit Entsetzen, daß die Hälfte der unverheirateten Weiber sich prostituiert. Durch die Leichtigkeit nämlich, mit der sich der Muselman unter dem nichtigsten Vorwande von seiner Frau scheiden kann, giebt es in jedem Dorfe, so klein es auch sein mag, eine große Anzahl von „Hadschela" (Witwen) oder geschiedenen Weibern, die sich ohne Scheu jedem preisgeben. (Rohlfs, Reise durch Marokko, S. 197.)

In Tunesien sind die Hamama nebst den Urgema im Biled-ul-Dscherid die gefürchtetsten Nomaden. Die Hamama besitzen zahlreiche große Herden, die den Bewohnern von Gafsa massenhaftes Rohmaterial zur Verarbeitung liefern; außerdem beziehen sie von Gafsa ihren Bedarf an Waffen, Munition, Kleidungsstücken und Gerätschaften, sofern sie nicht denselben von Karawanen rauben können, denn sie sind arge Räuber, leben aber mit den Bewohnern des Dscherid

gewöhnlich im Frieden. Ganz im Osten, auf dem Hochlande von Barka nomadisieren die Suyaaraber, etwa 5000 Köpfe stark, welche alljährlich im Juli zur Zeit der Dattelernte nach der Oase Kufara ziehen. Die Suya, die im Winter an der Großen Syrte und im südlichen Barka teils Feldbau treiben, teils mit ihren Herden als Nomaden umherziehen, verbringen den Hochsommer in Kufara und lagern daselbst, nach ihren einzelnen Rotten verteilt, an bestimmten Stellen in Gruppen von 50—80 streitbaren Männern, ohne eigentliche Zeltlager, indem sie große Palmenbüsche (Stammgruppen boskettartig von vielen Wurzelsprossen umgeben) zu ihrem Quartier, „Hausch" genannt, erwählen.

Was das Aeußere des Arabers betrifft, so hat er helle Haut, schwarze Haupt- und Barthaare, dünne Lippen, gebogene Nase, schwarze, lebhafte Augen, eine zurücktretende Stirn, ovales Gesicht und hohe, schlanke aber kräftige Gestalt. Die Weiber sind infolge des Haremslebens und ihrer elenden Lage körperlich zurückgeblieben. Die Tracht des Mannes ist der weite, wollene, meist weiße, ärmellose Mantel, der „Burnus" und der „Haïk" (letzterer von geringerer Qualität). Ueber den glattrasierten Kopf, der stets bedeckt ist, wird häufig zuerst ein kleines, gestricktes Mützchen, das etwa einem Kinderhäubchen ähnelt, gezogen und darüber dann der Turban gelegt. Was die Frauen anlangt, so ist die bekannte Verhüllung derselben nicht überall durchgeführt. Dieselbe wird vielmehr bei den Mauren oder da gefunden, wo eine häufige Berührung mit Europäern stattfindet, und scheint, obwohl ursprünglich jedenfalls aus Rücksicht auf die sengende Sonnenhitze hervorgegangen (bei den Tuarik verhüllen sich, wie wir sahen, selbst die Männer), doch jetzt zumeist nur von der Eifersucht diktiert zu werden. Schließlich sei noch auf die große Aehnlichkeit des Charakters zwischen Araber und Israeliten hingewiesen, welche das beste Zeugnis des gemeinsamen semitischen Ursprungs ist. Zwar ist das jüdische Element im allgemeinen etwas weicher, schmieg- und biegsamer, mutloser und scheuer als das arabische — ein Unterschied, wie er ja auch unter leiblichen Brüdern nicht selten ist — sonst aber teilen sie fast alle Vorzüge und Mängel. Beide kennzeichnet zäheste Energie, außerordentliche Opferfähigkeit beim Streben nach einem Ziele, Nüchternheit, Enthaltsamkeit, glühende Phantasie, schwärmerischer Hang mit Neigung zu Fanatismus und Intoleranz, hochpoetische Anlage neben der Fähigkeit, die lebhafteste Empfindung hinter der Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen, Abneigung vor den Geschäften der Industrie (die algerischen Beduinen verfertigen höchstens Sättel, Geschirre und Zaumzeug oder — was die Weiber betrifft — Gewebe) und des Ackerbaues, und dagegen Neigung und größte Befähigung zum Handel, sowie zu den Naturwissenschaften, Eitelkeit, Hochmut, eine gewisse Grausamkeit und Härte, höchste Sinnlichkeit und nicht am wenigsten Geiz. Dagegen hat der Araber keinen Zahlensinn; es ist ganz merkwürdig, wie unentwickelt die Zahlenapperception dieser Leute ist. Sie haben absolut nicht, was man „Augenmaß" nennt. Es passiert einem häufig, daß man einen alten Kerl um sein Alter fragt, und erstaunen muß, wenn man seine Antwort mit dem grauen Bart vergleicht, der seinen einzigen Stolz bildet. Wenn man während einer Reise einen vorüberziehenden Araber nach der Entfernung eines

bestimmten Ortes fragt, so antwortet er zuweilen: „Sechs Stunden", während man recht bald gewahr wird, daß man nach Ablauf einer unvergleichlich kürzeren Frist an dem in Rede stehenden Platze eingetroffen ist. Diese Eigentümlichkeit der geistigen Anlage der Araber erklärt viele ihrer auffallendsten Eigenschaften im geschäftlichen Leben und gesellschaftlichen Verkehr; ja sogar mancher Punkt ihrer Sprache gewinnt nach Berücksichtigung dieser Eigentümlichkeit an Beleuchtung.

Ueberall in Nordafrika giebt es Juden, „Jhudi" genannt, und zwar nicht bloß an den Küstenplätzen und in den Städten, sondern auch im Großen Atlas und in den Oasen der Wüste Sahara, sowie unter den arabischen Beduinen des tunesischen Biled ul Dscherid. Rohlfs glaubt nicht, daß diese Juden, wie einige wollen, Abkömmlinge der Ureinwohner, also Berber ihrer Herkunft nach sind. Sie zeichnen sich durch andern Körperbau, andere Gesichtsbildung und Sitten aus, sind unzweifelhafte Semiten. Im allgemeinen sind die Juden schöner und kräftiger als die Araber, aber der entsetzliche Schmutz, den sie zur Schau tragen, ihre nachlässige und armselige Kleidung entstellen sie über Gebühr. Die wohlbekannte Physiognomie der Hebräer tritt übrigens nicht so sehr hervor, wie bei ihren europäischen Brüdern; die Nase ist nicht so markiert und ebenso all die andern Kennzeichen. Sie sind alle hoch und gut gewachsen sowie, namentlich die Frauen, sehr schön; diese müssen dafür aber auch oft genug, sind sie in der Nähe eines Großen und Vornehmen, in dessen Harem wandern.

In Marokko, wo man sie ohne Uebertreibung auf 200,000 Köpfe schätzen darf, datieren die ersten und ältesten Juden von einer Einwanderung her, die vor unserer Zeitrechnung aus Palästina stattfand. Diese Juden sprechen berberisch, und leben von der marokkanischen Regierung ganz unabhängig, wenigstens ebenso unabhängig wie die Berber. Sie leisten wohl einem Berberscheich Heerbann und schließen sich ihm an; leben aber auf gleichem Fuße mit den Berbern und tragen ebenso gut Waffen wie sie. Sie sind also die einzigen Juden inmitten muhammedanischer Bevölkerung, welche Waffen tragen. Sie kleiden sich ebenso wie die übrigen Gebirgsbewohner und reden nicht die berberischen Moslemin, wie es sonst für die Juden Marokkos Vorschrift ist, mit „Sidi" (mein Herr) an, sondern mit dem einfachen Namen. Diese Juden sollen nicht die Bücher Mosis besitzen, keine Nachricht von der Existenz Christi haben und auch nicht in die babylonische Gefangenschaft gegangen, sondern schon um diese Zeit nach Afrika ausgewandert sein. Auch am Nun soll es Berber geben, die sich zur jüdischen Religion bekennen oder Juden, die berberisch reden. Ferner giebt es Juden, welche gleich mit den Arabern oder unmittelbar nach der muhammedanischen Invasion nach Marokko gekommen sind, die sich in Uojda, Tesa, Fez, Tafilet, Figig, Draa und anderen Orten aufhalten. Sie reden alle arabisch, aber sie bedienen sich zum Schreiben der hebräischen Lettern. Aber nirgends scheint der Jude die Landessprache erlernen zu können. Wir wissen, daß der Jude in Deutschland gleich an seiner lispelnden Sprache zu erkennen ist, ebenso die Juden aller europäischen Länder, die stets die Sprache des Landes anders sprechen als die christlichen Bewohner. So auch in Nordafrika. Selbst wenn nicht durch Tracht und Physiognomie verschieden von dem Araber, würde man unter Hunderten den Juden gleich an der Sprache herauskennen. Nichts lächerlicher als einen Juden arabisch schmunzeln zu hören, und die unter den Berbern ansässigen Israeliten, die berberisch sprechen, schmunzeln das Tamasirht, wie der Jude überhaupt in allen Sprachen schmunzelt. (Rohlfs, Reise in Marokko, S. 84.)

Sodann finden wir bedeutende Judeneinwanderungen 1350 aus den Niederlanden, 1290 und 1403 aus England, 1403 aus Frankreich, 1342 aus Italien und besonders 1492 und 1494 aus Spanien. Diese Juden bewohnen vorzugsweise die Häfen Marokkos; die englischen, französischen und übrigen europäischen Juden sind aber längst von den spanischen absorbiert worden. Alle reden spanisch, die meisten von ihnen auch arabisch,

aber untereinander bedienen sie sich ausschließlich der spanischen Sprache. Dieses Spanisch der Juden, sowie die verschiedenen Sprachen der Europäer faßt man im Lande unter dem gemeinsamen Namen el adjmia zusammen. Was die Juden in früherer Zeit gelitten haben, ist unglaublich und nicht zu erzählen. Aber auch heute noch werden sie im Innern des Landes nicht als Sklaven, sondern als „Sachen" betrachtet. Man kann sagen: es giebt zweierlei Vorschriften für die Juden, solche, welche gewissermaßen gesetzlich für sie sind und die im ganzen Reich auf sie Anwendung finden, und solche, die jede einzelne Stadt, jedes einzelne Individuum auf sie anwendet, und die von äußerster Willkür diktiert sind. Letztere sind manchmal viel vexatorischerer Natur als erstere. Nach den Gesetzen können die Juden außerhalb ihrer „Milha" (Ghetto) weder Land noch Häuser besitzen, noch den Boden bebauen. Sie dürfen auch keine Grundstücke und Gebäude als Pfänder entgegennehmen. Sie dürfen kein Pferd besteigen, sondern können nur zu Maultier oder zu Esel reiten. Sie dürfen nie Hand an einen Muselman legen, selbst nicht, um sich zu verteidigen, ausgenommen innerhalb ihrer eigenen Wohnung. Sie können vor Gericht kein Zeugnis ablegen und dürfen vor einem muhammedanischen Richter nur in hockender Stellung sprechen. Auf den Märkten und vor den Buden darf ein Jude einen Muselman nicht überbieten, wenn es sich um Lebensmittel handelt. Es ist ihnen verboten, arabisch zu lesen und zu schreiben; sie dürfen sich auf Reisen einem Brunnen nicht nähern, sobald er von Muhammedanern umstanden ist; auch dürfen sie sich einem Moslim nicht gerade gegenübersetzen, sondern schräg. Beim Begegnen auf der Straße müssen sie stets links ausweichen und beim Begegnen auf Reisen schon von weitem absteigen, falls sie zu Esel sind, um zu Fuße beim Muselman vorbeizukommen. Sie dürfen keinen roten, sondern müssen einen schwarzen Fes, sie dürfen keine gelben und roten Pantoffeln, sondern nur schwarze tragen. Den Burnus müssen sie derart überwerfen, daß die Oeffnung auf der rechten Seite sich befindet, mithin der linke Arm gar nicht benutzt werden kann. Um einigermaßen diese vielen Verbote zu kompensieren, haben sie aber auch eine Menge Erlaubnisse oder Gebote. So sind sie gehalten, bei jeder Geburt eines Prinzen eine gewisse Summe zu zahlen. Und dieses Ereignis kommt in Marokko oft genug vor, oder es wird fingiert, um ihnen Gelegenheit zu geben, dem Sultan ein Geldgeschenk darbringen zu dürfen. Sie haben auch die Obliegenheit, die Kadaver von Verbrecher einzugraben oder diese selbst zu köpfen und zu hängen, und sie sind damit betraut, die wilden Tiere des Sultans zu füttern. Glücklich der Jude, auf dessen hübsche Tochter ein Prinz oder Sultan ein Auge geworfen hat. Sie muß dann zwar Mislemata (Muhammedanerin) werden, aber ihre Familie ist nun in der Regel vor Vexationen und Verfolgungen sicher. (G. Rohlfs in der Allg. Zeitg. vom 27. Juni 1880.)

Aehnlich ergieng es den Juden in Algerien, denn überall in Nordafrika hatten sie seitens der mit bitterm Haß auf sie herabblickenden Eingeborenen eine wahrhaft raffiniert verächtliche Behandlung zu erdulden. Nannte man den Christen „Hund" („Rumi"), so mußte sich der Israelit gar den Namen „Aas, Sohn von Aas" („Dschifa ben Dschifa") gefallen lassen. Diese Verhältnisse haben sich in Algerien seit der französischen Herrschaft sehr geändert, und von all den verschiedenen Elementen der Bevölkerung haben die Juden den meisten Grund, sich über den neuen Stand der Dinge zu erfreuen. Desto seltsamer ist es, daß, nach Baron Henri Aucapitaine wenigstens, die Juden nur wenige Sympathien für die Franzosen hegen und überzeugt sind, daß sie bei den Engländern weit mehr Geld verdient hätten. Louis de Beaudicour schrieb 1856: Die meisten Juden des Innern könne man als Agenten Englands betrachten. Wie alle Juden, sind auch die von Algier unternehmend und intelligent; sie lieben das Geld, begnügen sich aber oft mit kleinem Gewinne. Von der Tyrannei ihrer früheren Zwingherren befreit und beschützt, wandeln die Kinder Israels nun froh durch das Leben hin, den fränkischen Sitten sich immer mehr nähernd und anpassend, wie ja alle ihre frühere malerische Kleidung zum Teil schon dem Pariser Modeanzug Platz gemacht hat. Ein ähnlicher Umwandlungsprozeß dürfte vielleicht mit den tunesischen Juden vor sich gehen, seitdem die Regentschaft in die Gewalt der Franzosen übergegangen ist. Bis dahin waren sie den ärgsten Bedrückungen ausgesetzt. Fühlte ein Moslim sich von einem Juden beleidigt, so stach er ihn ohne weiteres nieder und brauchte nur dem Staate eine gewisse Geldstrafe zu erlegen. Dennoch verstanden die Söhne Israels es auch hier Reichtümer zu erwerben. In den stets belebten engen Gäßchen von Tunis, wo sie, ihrer 30,000, ein eigenes Stadtviertel bewohnen, bilden sie heute das wichtigste Element. Den Juden kennt man durch seine Tracht wie durch sein Aussehen sofort heraus. Groß, kräftig gebaut, mit schönen, man

möchte sagen, edlen Gesichtszügen und stattlichen Bärten zeigen sie sich in ihrer malerischen Tracht nur noch vorteilhafter. Sie haben heute den roten Fes oder die „Schefchia" der Araber angenommen, sind aber bei dem schwarzen Turban geblieben, während die jüngere Generation gar keinen Turban mehr trägt. Als Kleidung dient eine hellfarbene, reich mit Goldstickerei gezierte kurze Jacke, die vorne offen ist, hellfarbene oder schwarze faltenreiche Beinkleider, die unter dem Knie festgehalten werden, endlich blendend weiße Strümpfe und Lederlackschuhe, deren Fersenteil jedoch immer niedergetreten wird. Ein breiter, meist reichgestickter Shawl umschlingt die Lenden; im Winter tragen die Juden meistens einen langen burnusartigen Radmantel von lichtblauer Farbe, den sie im Sommer durch einen zarteren, blendend weißen Mantel, den „R'fara" ersetzen. So schön und malerisch diese Männertracht der Juden ist, so häßlich ist jene der Frauen. Man kann sich eine Toilette von größerer Geschmacklosigkeit und Seltsamkeit kaum vorstellen. Von weitem gleichen die Jüdinnen Ballettmädchen, die den oberen Teil ihres Körpers bis zu den Hüften in einen Sack gehüllt haben und dafür den unteren Teil, von den Hüften abwärts, den profanen Blicken preisgeben. Das gewöhnliche Kostüm einer Jüdin, ob sie nun ein Kind von wenigen Jahren oder eine Greisin, besteht aus sehr wenigen Kleidungsstücken. Ueber dem weißleinenen untersten Kleidungsstücke tragen sie ein kleines, goldgesticktes Samtjäckchen, das die Büste hält, ein Paar weißleinene gespannte Beinkleider, die bis zum Knöchel reichen, das Bein aber so plastisch hervorheben, wie die Trikots unserer Ballerinen; kurze weiße Socken bedecken den in der Regel kleinen Fuß, dessen Spitze entweder in schwarzledernen, kaum die halbe Fußsohle schützenden Pantöffelchen oder in hohen hölzernen Sandalen steckt. Ueber den Oberleib fällt bis zu den Hüften herab ein bauschiges, faltenreiches Seidenhemd von roter, gelber oder hellgrüner Farbe und das Haar steckt in einem samtenen, goldgestickten Zuckerhute, „Kufia" genannt, der durch ein rotes oder gelbseidenes Band festgehalten wird. Nacken und Arme sind mit reichen, schweren Goldketten und Spangen bedeckt. Gesicht und Hände sind bloß. Die Gesichter sind schön, das Haar üppig und in langen Flechten herabfallend, das Auge von einer Größe und einem Glanze, der sogar den ganzen kolossalen Rest des Frauenkörpers entschuldbarer machen kann; denn die tunesischen Jüdinnen werden, kaum daß sie das zehnte Jahr erreicht haben, durch Einsperrung in dunkle enge Räume und Fütterung mit Mehlspeisen und dem Fleisch junger Hunde einer systematischen Mästung unterzogen, so daß sie binnen wenigen Monaten zu unförmlichen Fettklumpen anschwellen. Dazu haben die Jüdinnen eine ganz abstoßende Manier sich mit Henna zu schmücken, so daß selbst die hübschesten Gesichtszüge davon entstellt werden. Nichtsdestoweniger fanden manche Jüdinnen Gnade vor den Augen der Herrscher und die schwergedrückten Väter fühlten sich nur zu glücklich, ihre Töchter im Glanze der Machthaber sonnen lassen zu können. Damit nahm die krasse Unmoralität der tunesischen Juden ihren Anfang, und noch heute gilt die jüdische Damenwelt von Tunis für nichts weniger denn uneinnehmbar. (Hesse-Wartegg, Tunis, S. 89—100.)

Auch im Biled ul Dscherid leben Juden, hauptsächlich unter dem Beduinenstamme der Hamama, welchem die religiöse Unduldsamkeit der übrigen Tunesier fremd ist. Die Juden haben dort die Sitten und Gebräuche, endlich die Trachten der Nomaden vollständig angenommen und dürften von den letzteren kaum mehr zu unterscheiden sein. Nur die Beduinen selbst kennen sie heraus. Sie besorgen den Handel des Stammes, bei welchem sie wohnen, kaufen und verkaufen Wolle und Häute, verschachern die von den Beduinen erbeuteten Gegenstände und liefern diesen den berauschenden „Lakm" — den Schnaps der Araber — wie man sieht, tout comme chez nous. Indessen dürfen sie weder in den Stamm einheiraten, noch auch ihre Zelte unter den Arabern aufschlagen. Dies ist ihnen nur außerhalb des Lagers gestattet — eine Judenstadt aus Zelten. Jedenfalls ist die Anwesenheit von Israeliten unter den arabischen Nomaden sehr merkwürdig.

Auch die schwarze Rasse ist in Nordafrika vertreten. In Marokko sind es vorzugsweise Hausa-, Sonrhai- und Bambarageneger, die man antrifft. Sie haben dazu beigetragen, das arabische Element kräftig zu durchsetzen, obschon auf dem Lande die Mischung mit den Schwarzen seltener ist als in den Städten. Es ist weniger im arabischen Volke Sitte eine Negerin zu nehmen, als bei den Großen. Die ganze Familie des Sultans von Marokko, alle ersten Familien der Schürfa haben heute ebensoviel Negerblut in ihren Adern, als rein arabisches.

Die marokkanischen Berber mischen sich nie mit den Schwarzen; sie würden glauben, sich dadurch zu degradieren. Als Sklaven werden die Schwarzen in Marokko gut behandelt, und fast immer nach längerer oder kürzerer Zeit in Freiheit gesetzt. Die Zahl der Schwarzen in Marokko, welche stets durch neue Zufuhren aus Zentralafrika erneuert wird, dürfte sich auf circa 50,000 beziffern. Sie werden im allgemeinen „Gnaui" und ihre Sprache „Gnauyia" benannt. In Algier bilden die Neger eine stille Gemeinde, beinahe eine Art geheimer Gesellschaft. Sie sind nicht zahlreich und ihre Beschäftigung ist meist der untergeordnetsten Art. Eine Anzahl von ihnen fungiert als Straßenkehrer, eine andere als Pferdewärter oder Träger, und es ist merkwürdig, welch schwere Lasten sie mit der Kraft und Geduld eines Büffels auf ihren Köpfen tragen. Andere unter ihnen flechten auch Matten aus Halfastroh oder auch etwas schwere, aber sehr hübsche Körbe aus Binsenenden, die mit buntem Garne zusammengebunden werden. All diese Leute sind gleichmütig und oft von geradezu kindlicher Heiterkeit. Wenn sie in Lachen ausbrechen, so öffnet sich der Mund bis weit zurück, die Nasenflügel blähen sich, die großen Ohren, die weit abstehen vom wolligen Schädel, erzittern und jeder Zug in den schwarzen Gesichtern vibriert in ausgelassener Fröhlichkeit. Die Negerweiber sind in drei Klassen zu rangieren: in Mägde, Badedienerinnen und Brotverkäuferinnen. Letztere sind die zahlreichsten, und man kann sie im Maurenviertel an jeder Straßenecke finden, wo sie den Vorübergehenden ihre schmutzigen Brotlaibe aufzudrängen suchen. Sie sind vom Halse bis zu den Füßen in blaue „Haik" gehüllt, die mehr darnach angethan sind, ihre Ueppigkeit zu zeigen, als sie zu verhüllen, umsomehr, als sie meist ziemlich weit offen gelassen werden. Die Wangen der ältesten unter diesen Brotverkäuferinnen tragen meist noch das Brandmal aufgedrückt, mit dem ihr ehemaliger Herr seinen menschlichen Besitz stempelte, ehe noch die Franzosen diesem Landesbrauch ein Ende machten. Die meisten dieser Weiber sind auch „Ahrifa". Mit diesem Namen bezeichnet man eine weibliche Körperschaft an der Nordküste Afrikas, welche gewisse Bräuche der Bevölkerung als einen Gegenstand der Ehrfurcht erscheinen lassen. In Marokko z. B., wo auch in der Gesetzesvoll-

Amulette oder Grigri. In Form von mit Ledersäckchen besetzten Halsringen.

streckung kein Mann das Recht besitzt, Hand an eine Frau zu legen, besitzen sie heutzutage die Befugnis, Verbrecherinnen zu verhaften, der Tortur zu unterziehen und zu justifizieren. Diese Rechte sind ihnen zwar in Algier seit dessen Eroberung durch die Franzosen entzogen worden, allein sie sind auch da noch befugt, als Sibyllen und Kurpfuscherinnen zu fungieren. Die Araber ziehen sie häufig zu Rate, und sie behaupten, beinahe alle Krankheiten durch ihre geheimnisvollen Kräuter nnd Amulette heilen zu können. Fieber und Nervenkrankheiten, wie sie in diesem Klima häufig vorkommen, „behandeln" sie mit besonderem Schick und Glück. Ist der Zustand des Patienten ein besonders bedenklicher, so verstärken sie ihre Heilmittel noch durch eine religiöse Zeremonie zu Ehren Sidi Blens, des großen Marabut der Neger, dem sie sich für ihre Heilgeschicklichkeit verpflichtet glauben. Diese Zeremonien oder Feste werden von ihnen „Derbdah" genannt.

Wir besitzen über ein solches in Algier stattgefundenes Derbdah den Bericht eines Augenzeugen, welchen wir im nachfolgenden die Szene schildern lassen wollen. Die Derbdah, sagt er, werden zumeist in irgend einem alten Hause abgehalten, dessen Besitzer sich dadurch hochgeehrt und beglückt findet, da er überzeugt ist, daß der Marabut dafür zahllose Segenssprüche über ihn und seine Behausung sprechen werde. Diese Häuser werden meist durch eine niedere Thüre betreten, von der ein schmaler Gang nach einem kleinen viereckigen Hofe führt, der dem römischen Atrium, wie wir es in den wiedererstandenen Baulichkeiten Pompejis und Herkulanums sehen, nicht unähnlich ist. Leichte, elegante Säulen tragen eine um das erste Stockwerk laufende Galerie, welche in die den ebenerdigen gleichen Wohnräume führt. Das Ganze ist mit einem flachen, terrassenartigen Dache eingedeckt. Matten decken den Boden des Hofraumes, der nichts enthält als in irgend einer Ecke einen alten Kasten, ein Kohlenbecken und einige irdene Gefäße, die so ziemlich allen Hausrat bilden. Es war ein Haus dieser Art, in das ich in ziemlich geheimnisvoller Weise eingeführt wurde, da es eine ganz besondere Gunst ist, wenn ein Franke, d. h. Europäer, einem derartigen Feste beiwohnen darf. Ich war überrascht, ja geblendet von dem Anblicke, der sich mir bot. Ueberall, zur Rechten und zur Linken, auf dem teppichbelegten Estrich und der Treppe, traf mein Blick auf Gruppen von Negerweibern in beinahe „etruskischen" Stellungen. Und sie trugen nicht mehr ihre gewöhnliche ärmliche Kleidung, sondern so farbenglänzende Gewänder, wie wir sie an den Papageien bestaunen. Die Araber und Mauren besitzen keinen Sinn für die Harmonie der Farben, die Neger aber schwelgen in Farbenkontrasten, und keine Zusammenstellung vermöchte sie so sehr zu entzücken wie die von indigoblau, apfelgrün, kanariengelb und kirschrot. Die ganze Exzentrizität ihrer Geschmacksrichtung kam bei dieser Gelegenheit zu voller Geltung. Reichtum vertrat hier die Stelle des guten Geschmackes. Seidenstoffe aller Art, vornehmlich glänzender Atlas und orientalische Gewebe, Gold, Juwelen und auch kindischer Glasschmuck flimmerten da um die Wette. Es überraschte mich höchlich, daß simpler Brotverkauf und ein wenig Kurpfuscherei die Mittel dazu bieten sollten, doch wurde ich später belehrt, daß die Negerinnen lebenslang jeden Pfennig zusammensparen, um diesen Festtoiletten eine neue Zier hinzuzufügen. In der That waren auch die ältesten dieser Frauen die am glänzendsten herausgeputzten. Eine Anzahl maurischer Frauen blinzelte unter ihren Schleiern hervor von der Terrasse nieder. Ihre großen kohlegeschwärzten Augen kontrastierten seltsam mit ihrer bleichen Gesichtsfarbe und sprühten von Intelligenz und Frohsinn. Gelegentlich stießen sie sich mit den Ellbogen an oder auch flüsterten sie miteinander in einer Weise, die mutmaßen ließ, daß es nicht Lobeserhebungen seien, in welchen sie sich ergiengen. Ich bedauerte lebhaft, von ihrem Geplauder nichts verstehen zu können, als mich ein ungeheurer Lärm aus meinen Mutmaßungen darüber aufschreckte. Allein das Orchester hatte eben nur seine Thätigkeit begonnen. Es bestand ausschließlich aus Trommeln. Die ebbende und flutende Energie und Raschheit der Trommelschläge ist das einzig melodische Element in dieser seltsamen Musik. Es heißt, daß die Neger die Trommeln erfunden hätten, jedenfalls haben sie dieses Instrument in mannigfachster, jedoch immer unerquicklicher Weise variiert, von der kleinen, aus Thon gebrannten „Derbuka" bis zu der gigantischen „Tebbelt", die aus einem ausgehöhlten Baum-

stamme hergestellt wird. Nie vorher war mir eine ähnliche Kakophonie zu Ohren gekommen. Es war betäubend. Ungefähr zwanzig Neger schlugen mit schweren, am Ende gekrümmten Stöcken auf Tebbelt verschiedener Größe los. Mein Protektor bearbeitete nur eine Art kleines Tamburin in gleicher Weise. Die Zuseher vermehrten den Lärm noch durch Kastagnettenschlagen.

Das Fest begann. Eine Ahrifa-Frau erhob sich und schritt langsam in die Mitte des Hofes, von den Anwesenden durch tiefe Verbeugungen und über den Boden gekreuzten Händen begrüßt. Sie war in eine bunte „Sutah“ gekleidet, die sich eng um ihre Hüften schloß und an der vorn eine Brokatschärpe in reichen Falten niederhieng. Unter einer feinen und sehr durchsichtigen Musselinjacke wurde ein goldenes Mieder sichtbar, das die Brust beinahe ganz frei ließ. Ein roter und ein grüner Foulard liefen unter dem Kinne hin und waren hinten unter dem reich mit Straußenfedern und Jasminblüten geschmückten Kopfe zusammengebunden. Große, hohle Silberringe — deren Innenraum mit kleinen Metallkörperchen gefüllt waren, so daß es bei jeder Bewegung eine Art Geklingel verursachte — hiengen von den großen Ohren der Frau nieder, umspannten ihre Arme und Knöchel, und ein rückwärts niederhangender Schleier vervollständigte diese Toilette. Das Alter dieser Negerin auch nur zu mutmaßen, war mir ganz unmöglich; ihre platte Nase, ihre breiten Lippen und vorstehenden Augen ließen mich zu keiner Altersberechnung kommen. Sie beugte sich nach rechts und nach links und warf schmachtende Blicke im Kreise umher. Die enthusiastischen Zurufe, mit denen sie begrüßt wurde, bewiesen mir, daß sie eine gefeierte Tänzerin sein müsse. Mit geschwungenen Armen und turteltaubenartig vorgebogenem Kopfe begann sie ihren Tanz. Ist der Tanz der Araberinnen anmutig, reizend und sinnlich, so ist jener der Negerinnen geradezu grotesk und lächerlich. Er besteht beinahe ausschließlich in Umherwiegen und wilden Affensprüngen. Eine Ahrifa schloß sich nun der anderen im Tanze an, und die Tebbelt erklangen immer lauter und rascher. Die Arme wirbelten wild herum, und Körper stieß an Körper in dem wüsten Gewirre. Mitunter sank eine dieser Tänzerinnen erschöpft zu Boden, allein sie wurde stets rasch wieder durch den Zuruf des Zuseherkreises zu neuen Anstrengungen gespornt und begann von neuem sich zu wiegen und mit ihren angeschwollenen Füßen die wunderlichsten Kapriolen auszuführen. Ziemlich bald darauf trat jedoch Ruhe ein, und die Ahrifa trockneten sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne. Der Tag war schon im Verdämmern, und die Gestalten auf der Galerie waren nur undeutlich mehr sichtbar. Eine Menge kleiner bunter Kerzen wurde nun an den Wänden hin entzündet, und in ihrem flackernden Scheine nahmen sich die erregten Gesichter wahrhaft schreckhaft aus. Da erhob sich feierlich die hohle Stimme des Scheich-Dbah zum Gebete. Ein Dutzend Negerinnen kamen mit kleinen Irdentöpfen, die mit Asche und den anwesenden Ahrifa gehörenden Amuletten sowie verschiedenen Kräutern gefüllt waren, an den alten weißbärtigen Neger heran und verbeugten sich tief vor ihm. Weihrauch wurde nun auf die Glutbecken geworfen und der Priester erhob sich, in Nasaltönen einen Gesang anhebend, in dem wiederholt der Name Sidi-Blen vernehmbar wurde. Er segnete jedes der Amulette und reichte es dann seiner Besitzerin. Sodann trat er ein paar Schritte vorwärts, und die ihn umgebenden Negerinnen besorgten seine Toilette in höchst wunderlicher Weise. Die einen bekränzten ihn mit Blumen, die andern rollten seine weißen, weiten Beinkleider bis über die Kniee empor. Eine dritte schlang eine Schärpe um seinen Leib und eine vierte hieng eine Art schmaler mit Kupfermünzen gezierter Schnüre von seinem Nacken über seine Schultern herunter. Als diese Toilette vollendet war, nahm er aus den Händen der Ahrifa zwei lange, scharfe Messer. Er packte ein Huhn und einen Hahn, die ihm gebracht worden, bei den Füßen und schwang sie dreimal um seinen Kopf, das Gesicht gegen Mekka gewendet, und stieß einen gellen, heiseren Schrei aus, den Namen eines berühmten Marabuts nennend. Dann setzte er seinen Fuß auf die unglücklichen Tiere, schnitt ihnen tief in den Hals und ließ sie im Todeskampfe auf dem Boden zuckend herumflattern. Die Ursache dieser Grausamkeit wurde mir nachträglich erklärt. Je langsamer der Tod des Opfers ist, je mehr es im Todeskampfe leidet, um so annehmbarer ist es, denn nach der Ahrifa mindert sich das Leiden des Kranken um das Leiden des Opfertieres. Dieses widerliche Schauspiel war jedoch nur eine Art Prolog. Am Hofeingange entstand lebhaftes Geräusch, und vier Neger zogen ein Kalb herbei, das vergeblich äußersten Widerstand bot. Die Schreie, die das Tier begrüßten, waren dem Geheule der Schakale und Hyänen nicht unähnlich. Wieder wurden eifrig Gebete recitiert und das Tier dann durch Weihrauchwolken gereinigt, mit Blumen bekränzt und das noch mit Blutschaum bedeckte Messer fuhr ihm

unter einer Anrufung Sidi Blens tief in die Kehle. Das arme Tier sprang empor und suchte zu entfliehen, doch vergeblich, es wurde festgehalten. Das Blut strömte über die Blumengewinde, die es schmückten, und Todesqual starrte aus seinen vorgetriebenen Augen. Es brüllte tief auf und sank dann schwer auf eine Seite zu Boden. Bei dem Flackerscheine der schon halbverlöschenden Kerzen sah ich die Ahrisa sich wie Raubtiere auf das zuckende Kalb werfen und Arme und Füße in seinem Blute baden. Scheich Dbah tauchte die Finger in das Blut und machte ein blutiges Zeichen auf das Gesicht jeder Ahrisa. Dann wurde das Tier zerlegt, und der wilde Tanz begann von neuem, diesmal um die Blutlache. In der allgemeinen Erregung gelang es mir, zu entschlüpfen. (Wiener Abendpost vom 29. August 1878.)

Haben wir mit dem Nordrande Afrikas schon Gebiete betreten, deren Völker zum Teil der Geschichte angehören, so ist dies noch mehr der Fall, wenn wir noch einen Schritt nach Osten thun, der uns in das Nilthal führt mit seinen zahlreichen Riesendenkmälern, der Hinterlassenschaft der alten Aegypter. Die gegenwärtige, von der einstigen Gesittungshöhe tief herabgesunkene Bevölkerung dieses Landes, welche wir aus Gründen, die sich gleich zeigen werden, bei den bisherigen Betrachtungen unberücksichtigt ließen, um uns nunmehr eingehender mit ihr zu befassen, ist das Produkt von Mischprozessen, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen haben. Der altägyptische Volksstamm gehört ohne Frage der mittelländischen Rasse an und bildet einen besonderen Zweig der hamitischen Völkerfamilie; er war in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich über die Landenge von Suez in das Nilthal gekommen, wo er vielleicht schon afrikanische Ureinwohner vorfand, die er aber bald sich amalgamierte. Die erste historisch beglaubigte Invasion Aegyptens ist jene der semitischen Hyksos oder Hirten, welche vier bis fünf Jahrhunderte dort herrschten, sehr festen Fuß im Lande faßten und also semitisches Blut in beträchtlicher Menge in das ägyptische Volk übergeleitet haben mögen. Noch während ihrer Anwesenheit kamen abermals Semiten nach Aegypten, welche vielfach für die Israeliten der Bibel gehalten werden, obwohl diese Annahme in den neueren Forschungen keine Bestätigung findet. (Dr. Bernhard Stade, Geschichte des Volkes Israel. Berlin 1881. 8°. S. 128—129.) Mehrere Jahrhunderte später erfolgte von Süden her eine Ueberflutung durch die Aethioper, 525 v. Chr. aber fand die Eroberung durch die Perser statt, in deren Händen das Land zweihundert Jahre verblieb. Das ägyptische Volk erhielt auf diese Weise sogar arische Beimischungen. An die Stelle der Perser traten dann die Ptolemäer, unter welchen griechisches Wesen und Volkstum die uneingeschränkteste Herrschaft im Lande gewann. Aus ihren Händen gieng Aegypten in die Hände der Römer über, unter denen das Christentum sich verbreitete. Was aber von allen diesen Wandlungen unangetastet gelassen worden war, das alles überflutete nun die verheerende Macht des Islam im Verein mit der brutalen Barbarei seiner Bekenner; was die früheren Einwanderungen und Eroberungen nicht vermocht und nicht gewollt hatten, das brachten der Islam und die Araber fertig: nämlich alle die Dinge, welche das ägyptische Volk eben zum ägyptischen machten, und welche es durch die Jahrtausende ziemlich unversehrt hindurch gerettet hatte, bis auf einen geringen Rest zu zerstören und verschwinden zu machen, eine uralte Nationalität und Zivilisation einer fast vollständigen Vernichtung und Vergessenheit zu überliefern.

Seit der Unterjochung des Landes ergoß sich in dasselbe ein unaufhaltsamer und lange fortdauernder Strom arabischer Einwanderer. Bald hatten die Araber bis zu dem Grade Aegypten überschwemmt, daß sie bereits das numerische Uebergewicht über die einheimische Bevölkerung hatten, wodurch es ihnen gelang, diese letztere, die obendrein massenweise zum Islam übertrat, nach und nach beinahe ganz in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen. Einen noch stärkeren Mischcharakter aber erhielt diese Generation dadurch, daß schließlich Aegypten auch noch von den Türken erobert ward, die immerhin zahlreich genug erschienen, um auch ihrerseits einen Einfluß auf den Bildungsprozeß innerhalb der Bevölkerung auszuüben. Auch heute noch herrscht eine türkische Dynastie über Aegypten. Merkwürdigerweise ist trotz dieser tragischen Geschicke das ägyptische Volkstum nicht völlig verschwunden; ja es ist der lebendige und direkte Zusammenhang zwischen dem Volke des grauen ägyptischen Altertums und dem des heutigen Aegypters durchaus evident. Zunächst in den Kopten, den ziemlich rein und unvermischt erhaltenen direkten Nachkommen der alten Aegypter, welche auch die altägyptische Sprache bewahrt haben; dann aber ist selbst in der eigentlichen Masse der ägyptischen Bevölkerung eine durchschlagende Verwandtschaft mit ihren antiken Vorfahren zu erkennen. Namentlich ist dies der Fall bei dem Landvolk oder den Fellahin, d. h. „Pflüger", einem Mischlingsprodukt der eingewanderten Araber mit den Eingebornen; in den Städten haben sich natürlich die arabischen Einwanderer und überhaupt alles Fremde mehr zusammengedrängt. Die sämtlichen Merkmale des altägyptischen Geschlechts, wie die Denkmäler sie uns mit außerordentlicher Treue aufbewahrt, lassen sie mehr oder minder scharf ausgeprägt auch in dem gegenwärtigen Geschlechte erkennen und deshalb muß man es für unberechtigt erklären, wenn die gegenwärtige Bevölkerung Aegyptens stets Araber genannt wird, gleich den Bewohnern Arabiens und denen der Nord- und Nordostküste Afrikas. Man sollte nicht Araber, sondern eben Aegypter sagen. Indes ist jene Bezeichnung einmal gang und gäbe geworden und man muß sie wohl annehmen, schon um keine Verwirrung im Sprachgebrauche anzurichten. Man darf es allerdings auch insoferne, als alles dasjenige, was für das Volksleben das Wesentliche bildet, Sprache, Sitten, Religion, überhaupt die ganze Kultur, in der That arabisch geworden ist. (Moritz Lüttke, Aegyptens neue Zeit. Leipzig 1873. 8°. Bd. I, S. 7—20.) In der Wüste leben endlich arabische Beduinen, mit welchen wir uns nicht weiter befassen, da auf sie die Schilderungen der übrigen nordafrikanischen Nomaden Anwendung finden. Uns interessieren hier bloß die Kopten und die Fellahin.

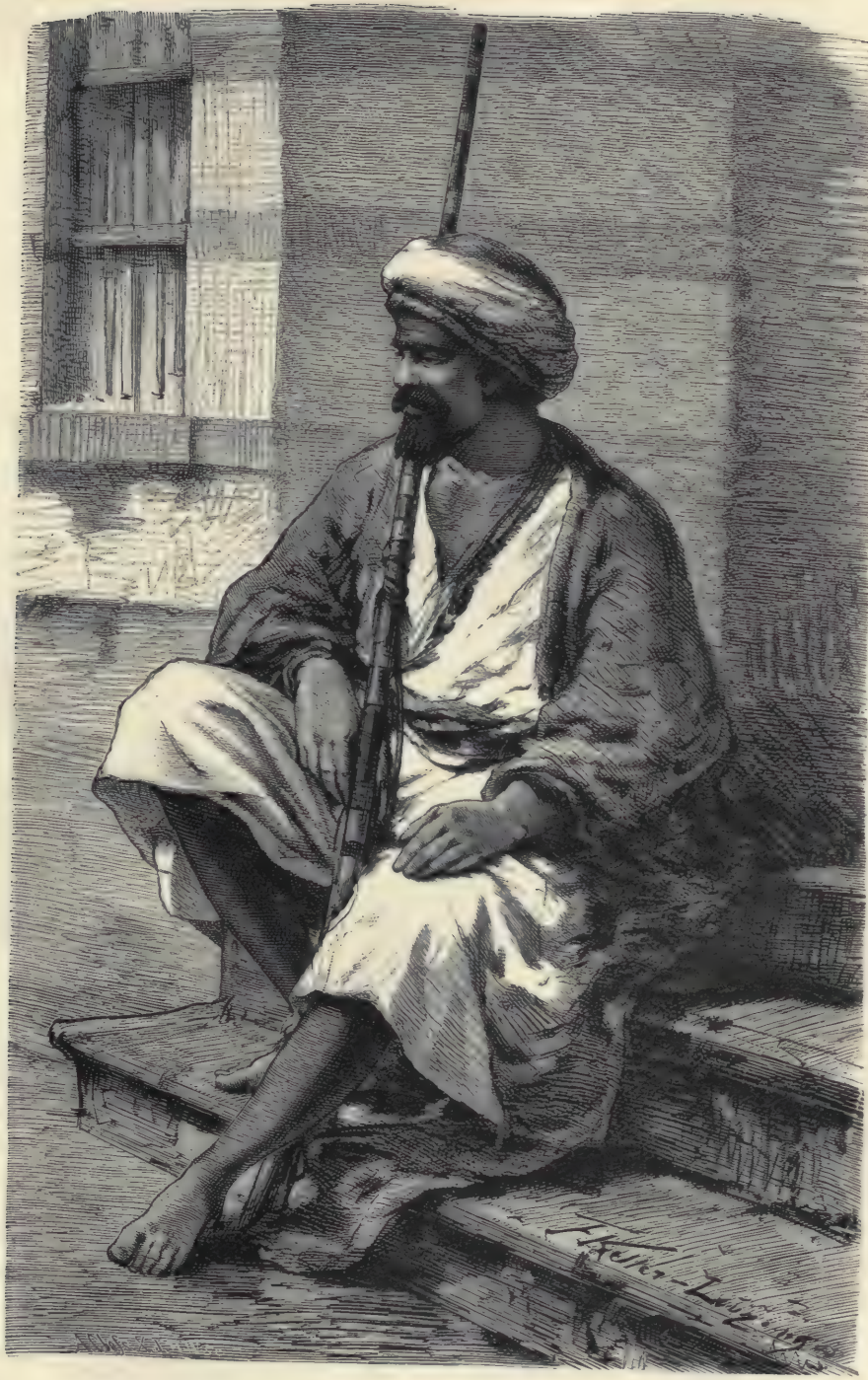
Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in den Kopten wirklich die direkten Nachkommen der alten Aegypter vor uns haben; freilich darf man dabei nicht allzuweit in das Altertum zurückgreifen. Streng genommen sind die Kopten ein unvermischter Stamm eben nur von jener Zeit an geblieben, als die islamitische Eroberung und Einwanderung begann. Denn das Festhalten am Christentume und der Abscheu, sowie der hartnäckige Kampf gegen den Islam, waren die Gründe, weshalb sie auch jeder Verschmelzung mit den Bekennern desselben aufs heftigste sich widersetzten. Vor jener Zeit und bis dahin hatten

aber auch sie teilgenommen an den Mischungen, welche der altägyptische Volksstamm erfuhr.

Die Sprache der heutigen Kopten ist bis auf geringe Abweichungen identisch mit dem Altägyptischen, nur daß sie mit altgriechischer Schrift geschrieben wird, wobei bloß einzelne Laute, für die es keine griechischen Buchstaben gab, durch solche Zeichen ausgedrückt werden, die man aus der alten demotischen Schrift herübergenommen. Jetzt existiert das Koptische nicht mehr als Volkssprache, wohl aber ist es als religiöse und gottesdienstliche Sprache immer noch in Gebrauch und wird auch in sämtlichen niedern Schulen der Kopten gelehrt. Kopf- und Gesichtsbildung der Kopten erinnern mehr als die aller andern Aegypter der Gegenwart an den alten Typus, den die Denkmäler zeigen. So die breite, aber meist niedrige Stirn, das schwarze, leicht gekräuselte Haar, die meistens gerade, scharf geschnittene Nase, besonders aber das Auge, das von länglichem Schnitt, aber groß und immer von einem merkwürdig strahlenden Schwarz ist. Auch erinnern manche ihrer Sitten und Gebräuche an das ägyptische Altertum, so die Beschneidung und die fast allgemeine Enthaltung von Schweinefleisch.

Die Kopten sind heute nicht mehr zahlreich; man schätzt sie auf etwa 200,000 Köpfe, die in steter Abnahme begriffen sind. In Unterägypten existiert keine kompakte koptische Bevölkerung mehr, sondern nur noch einzelne Gemeinden, deren stärkste in Alexandrien und Kairo sich finden. Die letztere Stadt bildet dabei den Mittelpunkt der koptischen Kirche, denn hier residiert der Patriarch, und die Gemeinde daselbst wird auf über 10,000 Seelen geschätzt. In Mittelägypten leben sie in ziemlich starker Anzahl, namentlich im Fayum sowie auch in manchen Dörfern den Nil entlang. In Oberägypten endlich sind sie verhältnismäßig am zahlreichsten und manche Städte und Dörfer daselbst sind fast ausschließlich von ihnen bewohnt. Abgesehen von ihrem christlichen Kultus unterscheiden sie sich in religiöser Hinsicht durch nichts von der muhammedanischen Bevölkerung: dort wie hier religiöse Formen ohne religiösen Inhalt, strenge Beobachtung und gewissenhafte Ausübung religiöser Bräuche ohne Beteiligung des Herzens und Gemütes, und selbst der Fanatismus der Moslemin findet sich in seiner Weise bei den Kopten. Daneben ist es auch mit ihrem Lehrchristentum, ihrer Kenntnis und Erkenntnis christlicher Wahrheiten überaus traurig bestellt, wie sich denn ein kaum glaubliches Maß von Aberglauben und abergläubischen Gebräuchen bei ihnen vorfindet. In ihrem Wesen vereinigen die Kopten alle diejenigen Eigenschaften, welche durch lange, fortgesetzte ungerechte Behandlung, durch Willkürherrschaft, Bedrückung und Gewaltthätigkeit verbunden mit Verachtung und Geringschätzung hervorgebracht zu werden pflegen. Dementsprechend sind die Kopten im allgemeinen von finsterer Gemütsart, mißtrauisch und verschlossen, habsüchtig und geldgierig im höchsten Grade, falsch und heuchlerisch, je nach den Umständen entweder kriechend und unterwürfig oder trotzig, hart und herrisch. Sogar der koptische Klerus steht sehr allgemein in dem Rufe, seine geistliche Würde höchst unwürdig und ungeistlich zu seinem persönlichen Vorteil zu mißbrauchen. Im übrigen leben die Kopten als Kaufleute, Handwerker oder Gewerbetreibende inmitten der Araber und wie die Araber, haben allerdings meist eine größere Geschicklichkeit und einen größeren Wohlstand vor ihnen voraus, unterscheiden sich aber sonst von ihnen kaum durch etwas anderes als durch äußere Abzeichen des schwarzen oder dunkelblauen Turbans und die meist dunkle Farbe ihrer Kleider. Sonst ist ihr öffentliches und häusliches Leben, soweit es nicht das religiöse Gebiet berührt, wozu hier auch die Monogamie im Gegensatz zur muhammedanischen Vielweiberei zu rechnen ist, ganz in Uebereinstimmung mit demjenigen ihrer islamitischen Landsleute. (Lüttke, a. a. O., Bd. I, S. 23—41.)

Das heutige Aegypten gewährt ein seltsames Schauspiel: hier blüht auf dem altehrwürdigen Boden der Pharaonen und Pyramiden das Zwitterding einer halb europäischen, halb orientalischen Kultur; hier vermittelt ein stattliches Schienennetz den Verkehr, hier erhebt sich stolz die muhammedanische Moschee neben dem europäischen Opernhause, hier streift der Burnus des trotzigen Arabers an den Frack des geschmeidigen Franken, hier endlich empfängt der unerfahrene Fremdling den Eindruck, als ob eine Kapitale Europas nur ihre Lage mit einer südlicheren vertauscht hätte, bis längerer Aufenthalt ihn belehrt, daß alles bloß



Beduine aus Kairo.

Schein, bloß Tünche ist, worunter sich noch die alte Barbarei des Orients verbirgt. Dicht neben den eleganten Stadtteilen der Europäer in Alexandrien und Kairo liegen die arabischen Viertel mit ihren engen, unregelmäßigen Straßen, im Sommer staubig, im Winter mit undurchdringlichem Schmutz erfüllt, die Häuser meist einstöckig und höchst launenhaft erbaut. Es ist nicht unsere Absicht, alle die Kontraste hervorzuheben, welche dieses Aufeinanderprallen zweier so heterogener Gesittungssysteme, wie das europäische und das orientalische, hervorruft und das sich vielleicht am besten in der Hauptstadt des Reiches, in dem glanzvollen Masr el Kahira, beobachten läßt. Auch hier ist der westliche Teil der Stadt beinahe ganz neu erbaut und gegen den Nil hin bedeutend ausgedehnt; in den anderen Stadtteilen wurden große Straßendurchschnitte durchgeführt. Inmitten dieser in der Umbildung begriffenen Welt wogt nun ein Meer echt orientalischer Gestalten. Da erblickt man den bedächtigen Muselman auf seinem weißen Langohr, den hochaufgeschossenen schlanken Araber (Aegypter), den weiße und grelle Farben liebenden Neger, den bedauernswerten „Sais", der jedem Wagen vorlaufen und mit den flüchtigen Hufen gleichen Schritt halten muß. Es sind junge Bursche, nicht selten Eunuchen, bei den Reichen in goldgestickte Westen, farbige Turbane und weiße Faltenhosen gekleidet, welche Beine und Füße nackt lassen. Sie tragen eine seidene Binde um den Leib geschlungen und in der Hand einen leichten Stock. Wohl die Hälfte derer, welche auf der Straße verkehren, reitet auf Eseln, der Schulknabe sowohl als der dicke, behäbige Bürger, der schwerer ist als das gute Tier, das ihn trägt. Man sieht die verhüllte Dominofigur der Haremsdame, Weiber, meist blau oder schwarz gekleidet mit weißem Schleier oder dem messingenen Röhrchen auf der Nase, an dem ein schwarzes Tuch, mit Münzen garniert, befestigt ist. Ueber ihrem langen weißen oder blauen Hemde tragen die vornehmeren Aegypter einen nach europäischem

Aegyptischer Lastträger.

Schnitt gemachten Tuchrock, seltener sieht man farbige Kaftane. Alles hat Fez oder Turban zur Kopfbedeckung, und auch beinahe alle Europäer tragen den ersteren. Besonders fallen die Lastträger auf, die oft solch schwere Lasten auf dem Rücken tragen, daß kein Europäer sie heben könnte. Daneben bemerken wir den Nilbootmann, den Führer der „Dahabiye" genannten eigentümlichen Nilschiffe, und den Wasserträger, der seine Ladung im bockledernen Sacke auf dem Rücken trägt und sich durch das Aneinanderschlagen von Blechschalen nebst dem Rufe: „Moje" (Wasser) bemerkbar macht; den schmutzigen Fellah im blauen Kittel; den gewaltigen „Kawaß", umgürtet mit einem Säbel und stolzem Selbstbewußtsein; er ist von der Regierung den fremden Konsuln zur Wache und Unterstützung beigestellt und fungiert mitunter als Polizei. Unbekümmert um die prächtige Erscheinung läßt ein blinder Bettler den rührenden Ruf erschallen: Ihr, die ihr sehend seid, gebt mir, dem Blinden! Der Eseltreiberjunge läuft stundenlang neben seinem galoppierenden Onokephaliden einher, das Weib des Fellah hält Gemüse feil, unverhüllten Antlitzes und ihr nacktes Kind rittlings auf der Achsel tragend. Neben ihr produziert ein Gaukler seine Kunststücke vor einer Schar zerlumpter Rangen und zeigt sich der „Haawi", der das Geheimnis jener Phillos, deren Schlangenkunststücke schon Herodot erzählt, überkommen hat; unter seinen Zuschauern befindet sich vielleicht ein ernster Schreiber, meist am grünen Turban und am altägyptischen Schreibzeug erkennbar, das in seinem Gürtel steckt. Und neben den breiten, mit europäischen Häusern besäeten und mit Gas erleuchteten Straßen schweift der Blick in winklige Gassen und Gäßchen, in welchen männiglich Arme und Beine brechen kann, der nicht mit einem „Fanus", der üblichen Straßenlaterne, in den Abendstunden ausgeht, in Gäßchen mit Häusern ohne Thüren und mit seltsamen balkonartig vorspringenden Fenstern, in deren Labyrinth sich alles drängt, was Beine hat; in den Bazaren schmutzige niedrige Gewölbe, in denen alles, was zum Haushalte und zum Luxus gehört, ausgeboten wird.

Alter Nilschiffer.

Wir begeben uns zuerst in den Bazar der Schuhmacher, wo eine Menge kleiner Buden und Werkstätten eine lange, teilweise bedeckte Straße bildet. Während innen Meister und Gesellen arbeiten, sind die Waren außerhalb aufgestellt und aufgehangen. Meist gelbe und rote Pantoffeln, Schuh- und Halbstiefel und Damenpantoffeln von farbigem Samt mit Gold- und Perlenstickerei. Viele Träger durchziehen von hier aus mit Pantoffeln beladen die anderen Bazare und die volkreichen Straßen der Stadt, um Absatz ihrer Ware zu suchen. An die Schuhmacher reihen sich die Sattler, die vor ihren Buden zierlich gemachte Sättel, Zäume, Gurten ꝛc. für Pferde und Esel hängen haben. Alles ist sehr billig und auf den ersten Anblick prächtig, aber kann an Dauerhaftigkeit mit europäischem Fabrikat sich nicht vergleichen; die Sattler weben die Gurten selbst, und man muß sich wundern, wie die Leute in ihren kleinen Lokalen sich bei der Arbeit zu behelfen wissen. In der Nähe ist eine überwölbte dunkle Halle, der Bazar der Teppich-, Seiden- und Wollenhändler. Diese sogenannten Kaufleute, und also vornehmer als die Handwerker, sitzen ruhig auf ihren Kisten, lesen oder rauchen die Wasserpfeife und ihre Waren sind ohne allen Geschmack und Auswahl zur Schau gestellt. Dasselbe gilt vom Bazar der Gold- und Silberschmiede, deren Schmuckwaren sich weder an Wert noch an Auswahl mit denen irgend einer größeren europäischen Stadt vergleichen lassen. Bei den Kunstschreinern, die auch ihre Werkstätten in einem besonderen Gange haben, sieht man zierliche, fußhohe Tischchen, kleine Kästchen, hölzerne Sandalen ꝛc., alles hübsch verlackt und mit Perlmutter ausgelegt. Der bei weitem größere Teil der Waren sind europäischen Ursprungs, gedruckte Zeuge, Kaliko und Schirting bloß englisches Fabrikat. Alte Waffen, Münzen und sonstige Altertümer findet man in verschiedenen Buden, ebenso wie Leopardenfelle, Straußfedern, Straußeneier, Perlmutterschalen und Kuriositäten aus den Negerländern des Innern. Am interessantesten sind aber die Bazare der Verkäufer von Lebensmitteln, Droguen, Farbwaren ꝛc., deren kleine Buden sich in langen Reihen durch die Gewölbe hinziehen. Hier giebt es Orangen, Feigen, trockene Datteln und zusammengepreßte Dattelkuchen, Gurken, Melonen, Kokosnüsse, Mandeln und Haselnüsse, alles in Säcken und Körben, dort wieder Salat und Gemüse, Erbsen, Linsen, Mais, Sesam, Saubohnen und andere Erbsenarten, hier eine Milchbude, wo weißer Käse, gestandene Milch, Milchcreme und andere aus Milch gemachte Leckereien feilgeboten werden, und daneben einen Garkoch, der kleine Stücke Hammelfleisch, an Spieße gesteckt, über Kohlenfeuer bratet. Eine andere Art des Bratens ist ebenso einfach als sinnreich. Etwa 8—10 übereinander stehende, fußlange und halb so breite eiserne Feuerbecken, in denen Kohlen brennen, bilden eine 75 cm hohe und 30 cm breite Säule. Vor derselben ist auf den Abstand von 15—30 cm ein 1 m hoher Spieß oder Spindel, der senkrecht gestellt, oben und unten in eisernen Löchern sich dreht. Am oberen Teil dieser Spindel befindet sich eine runde Scheibe von leichtem Blech, gerippt oder gefalzt, wie die in den Luftreinigungsapparaten unserer Wirtshäuser. An den Spieß werden nun von unten bis oben dünne, etwa 15 cm breite, runde Fleischstücke gesteckt, abwechselnd fette und magere, die gesalzen und gepfeffert sind; durch die Glut der Kohlen, bezw. der in die Höhe steigenden heißen Luft wird der Spieß gedreht, dessen Fleischstücke durch die Hitze gleichmäßig gebraten werden. Ist es nun genug gar, was natürlich der Koch beurteilen kann, so schneidet er mit einem scharfen Messer das äußere gebratene Fleisch ab und rückt die nun dünner gewordene Fleischspule dem Feuer näher; ist dieses ebenfalls gar, so wird wieder abgeschnitten, der Spieß abermals näher gerückt, bis zuletzt auch das Innerste gar ist, der Spieß abgenommen und aufs neue mit Fleischstücken besteckt wird. Das Fleisch schmeckt vorzüglich und wird so heiß als es vom Spieße kommt gegessen. Der Garkoch legt es auf einen Teller, auf dem feingehackter Salat, Lauch und Zwiebeln sind, fügt ein rundes, kuchenartiges Brot bei und versorgt so seine schon darauf wartenden Gäste. So geht es vom Morgen bis zum Nachmittag, wo dann die Bude geschlossen wird. Ein solches für den bescheidenen Magen eines Arabers splendides Frühstück, wozu er noch Wasser à discrétion erhalten kann, kostet etwa 2—2½ Piaster, d. i. 30—40 ₰. In den Fleischbuden des Bazars findet man nichts als Hammelfleisch, Därme und Eingeweide zur Schau gestellt, ebenso Hammelsköpfe, die manchmal gar nicht appetitlich aussehen, doch eine Lieblingsspeise des gemeineren Volkes zu sein scheinen. Viel seltener sieht man Rindfleisch, Schweinefleisch gar nicht. Tauben und junge Hühner werden in großen viereckigen flachen Körben auf den Markt gebracht. In den Bazaren ist besonders um die Mittagszeit viel Verkehr; verläßt der Kaufmann seinen Stand, um in den benachbarten Moscheen sein Gebet zu verrichten oder in eine Garküche zu gehen, so hängt er bloß ein Netz über seine Bude, zum Zeichen, daß er auf kurze Zeit abwesend ist; da

die Bazare meistens überwölbt oder durch darüber gespannte Tücher schattig sind, so ist es immer kühl und angenehm, und dienen sie zum allgemeinen Spaziergang. Es giebt übrigens in allen Teilen der Stadt eine Menge Läden, kleinere Restaurationen und besonders Kaffeelokale, die aber meistens höchst primitiver Art sind und mit europäischen Kaffeehäusern gar nicht verglichen werden können. Beinahe ebenso zahlreich wie diese Kaffeeschenken sind die Bäckerbuden, wo verschiedene Arten von Brot verkauft werden; das gewöhnliche und meist im Gebrauch ist ein runder, tellergroßer Kuchen, locker gebacken von grobem Mehl und ungesalzen; dann große, sehr hart gebackene Ringe oder Brezeln, die mit Salz oder Sesam bestreut sind; diese werden, auf Stöcken angereiht, überall durch die Straßen zum Verkaufe ausgerufen. (A. Kappler im „Schwäb. Merkur" vom 30. November 1882.)

Limonadenverkäufer in Kairo.

Mit Sonnenuntergang schließt der Tag in Aegypten; mit der Dunkelheit erstirbt alles Leben auf den Straßen, die Thore werden verriegelt und alles flüchtet unter sein Obdach, bis am andern Morgen der Gesang der „Muezzin" von den Türmen erklingt, Allah angebetet und der Prophet gepriesen wird. Und nun beginnt wieder das Leben. Die ersten Segel regen sich auf dem Nile; die Wasserräder lassen ihre melancholischen Laute erschallen; die Kamelkarawanen beginnen unter dem gewöhnlichen Rufe: „Bismillah Schech Abd el Kader" ihre Tagereise; die Araber in ihren weißen Turbanen, langem Kaftan und vollen Bärten, mit einem großen Palmenstabe in der Hand, schreiten würdig aus den Thoren und rufen sich den schönen Gruß: El salam aleikum! (Friede sei mit dir), sowie die noch schönere Antwort zu: Aleikum el salam wu rachmet lillahi wu baraktu! (Mit dir sei der Friede und Gottes Gnade und sein Segen). Die Hauptlehre des Koran: „Es giebt nur Einen Gott und Muhammed ist sein Prophet" wird fünfmal des Tages durch den Muezzin von jedem Minarete herab den Bekennern des Islam zugerufen, auffordernd zum Gebete. Ist dies ein schöner Brauch, der selbst den Christen feierlich anregt, so giebt es daneben

Wasserträger in Aegypten.

andere, die nur religiöse Raserei ersinnen konnte und anläßlich gewisser Feste zum Vorscheine kommen.

Es giebt in Aegypten zweierlei Volksfeste: 1) die rein muhammedanischen, wie das nach Beendigung des Ramadanfastens gefeierte „Beiram", der Auszug der Mekkapilger, das Opferfest, der Geburtstag des Propheten u. a., an denen selbstverständlich das nichtmuhammedanische Quantum der Bevölkerung sich nicht beteiligt, und 2) die nationalen Feste, die nicht religiöser Natur sind und die von Moslemin, Kopten und Juden mit gleicher Freude gefeiert werden. Zu diesen gehört das Fest des „Schem en Nasiim", d. i. das Einatmen des Zephyrs, welches vor dem Beginne der heißen Chamsinwinde begangen wird, sowie das Fest, welches jährlich um diese Zeit zu Ehren des steigenden Nil stattfindet. Unter den religiösen Festen ist der Geburtstag des Propheten eines der vornehmsten. Auf einem Platze sieht man zwei Reihen Zelte aufgeschlagen, Tag und Nacht mit Männern angefüllt, die im Kreise stehend in den wunderbarsten Bewegungen und Verrenkungen des Körpers laut beten, bald in singendem, bald in heulendem, meist in bellendem Tone, bis sie halbtot hinsinken vor Entkräftung. Es sind dies keine Derwische, sondern Nichtgeistliche, solche, in deren Gefühl es liegt, Gott und dem Propheten ihre Verehrung auf diese Weise auszudrücken, und besonders solche, welche nicht die Aussicht haben, nach Mekka zu pilgern. Sie treten durch diese Gebete, welche meist im Wiederholen derselben Worte bestehen, mit den „Hadschi" (Mekkapilgern) gleichsam in heilige Gemeinschaft. Geistig und körperlich erlahmt durch die Gebetübung, stärken sie sich hintendrein am Tschibuk und Kaffee, bis wieder das alte Lied beginnt. Dies Fest endete mit einer seltsamen Zeremonie, die nur noch in Kairo, und auch hier 1880 zum letztenmal zur Ausführung kam, und von welcher Graf Karl von Krockow die folgende Beschreibung macht. „Es war im Hofe des Scheich Bakri. Das Volk weiß sich an solchem Tage zu einer fanatischen Ueberspanntheit in die Höhe zu schrauben, und was anfangs als Zeitvertreib gilt, verwandelt sich zuletzt in ernste Schwärmerei. So treten mehrere nur halb gekleidete Gestalten auf, ihren Mut durch harte Proben zu bekunden. Hier schlingt einer sich große lebende Schlangen um Hals und Nacken und verzehrt unter den gräßlichsten Verzerrungen der Muskeln die Hälfte dieser wenig anziehenden Tiere. Dort schwingt ein andrer eine schwere eiserne Waffe, in Form eines kolossalen Nagels, bohrt sie mit scheinbarer Gewalt in den Winkel des Auges, oder wirft sie vielmehr hinein, anscheinend all seine Kraft anwendend, um die zarten Gefäße, die Träger der Sehkraft, mit einemmale zu zerstören. Noch ein anderer findet Vergnügen daran, sich gleich einem Hasen zu spicken; er sticht sich lange Nadeln, Spicknadeln ähnlich, durch die Haut an Brust und Armen. Wieviel Anteil Geschicklichkeit, wieviel Betrug an diesen Spielen hatte, wußte niemand zu sagen; vergessen werde ich aber nicht sobald die verzerrten Gesichter und Märtyrermienen dieser Leute, die sich erst wieder in die alten Falten hineinfanden, als die Umstehenden ihnen ein reichliches „Backhschisch" (Gabe) gespendet hatten. So rückte die Zeit heran, wo die Hauptaktion stattfinden sollte. Nahe dem Haupteingange in den Hof öffnete sich eine Gasse zwischen den Zuschauern. Die Mutigsten und für ihre Religion am meisten Begeisterten unter ihnen traten hervor, um sich, das Gesicht der Erde zugewendet, platt auf dieselbe hinzulegen. So entstand nach und nach eine Straße wie mit Menschen gepflastert. Andere waren beschäftigt, die Leute erst sorgfältig zu ordnen, damit ein Kopf genau neben dem andern liege. Als dies erledigt war, nahte der Moment der eigentlichen Festlichkeiten, der Feier des Geburtstags Muhammeds, oder nach anderen seines Einzugs in Mekka. Gebete murmelnd harrten die Liegenden, die sie umgebende Menge hatte die Blicke dem noch geschlossenen Thore zugewandt. Es öffnete sich, um einen Priester zu Pferd einzulassen. Das Tier schien erschrocken über den seltsamen Teppich, den es betreten sollte. Der Imam, ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblicks, zögerte es anzuspornen; endlich schritt es langsam, ja vorsichtig, als wollte es schonen, über die Märtyrer hinweg. Diese sprangen alsbald auf, einige wie wahnsinnig sich gebärdend. Sie verloren sich bald unter der Masse, die dem erschöpften Imam zuströmte, um ihn vom Pferde zu heben, denn hier war das Ziel seines langen Rittes durch die Stadt, wo er meist auf allen Plätzen und Hauptstraßen in gleicher Weise empfangen worden war. Scheich Bakri und seine Glaubensgenossen begrüßten ihn ehrerbietig; er ward von der jubelnden Menge wie getragen." (Ausland 1866, S. 214.)

Wie man sieht, berühren sich auf dem Boden Aegyptens die Extreme; unter den äußeren Formen europäischer Gesittung schlummert die Barbarei.

Die muhammedanische Religion vermag nicht die Freiheit des Geistes zu ertragen, sie zersetzt sich unter ihrem Einflusse und hört dann auf Religion zu sein. Muhammedanische Religion und Zivilisation zusammenschmieden zu wollen, ist absolut unmöglich. Die „zivilisierte" Regierung in Aegypten mit ihren von französischem Schliffe angehauchten Beamten beweist dagegen nichts. Diese sind gar keine Muhammedaner mehr, sie sind nichts, denn man muß sich hüten, auf sie das Wort Materialisten oder Philosophen anzuwenden. Uebrigens sind ihrer nur wenige, die Mehrzahl sind Vollbluttürken, welche die ganze europäische Invasion verwünschen, echte Moslemin, unbehelligt von jener Lebhaftigkeit und Rührigkeit, die ein Grundzug im Charakter des eigentlichen Aegypters ist. Wohl findet man noch in anderen hohen Stellen Leute von europäischer Bildung, Türken, Armenier, Franzosen und Italiener. Aber das sind meist Höflingsnaturen, recht anwendbar, um bei Gelegenheiten den Fremden gegenüber die liebenswürdigsten Führer zu spielen und mit viel Anstand zu repräsentieren, aber ohne Verständnis oder guten Willen für irgend eine höhere Mission, Leute, die das Land als Melkkuh betrachten. So werden Institutionen geschaffen, für deren gedeihliche Entwickelung es an den Vorbedingungen wie an den Lebensbedingungen fehlt. Das thut nichts, wenn nur der Name recht pomphaft klingt. Am besten wird dies ersichtlich, wenn man die Einrichtung der Zentralstellen mit der Administration und Rechtspflege im Lande selbst vergleicht. Da findet man Kabinette, Ministerien für Inneres, für Finanzen, für Unterricht, für öffentliche Bauten, und weiß Gott

Muezzin zum Gebete rufend.

was sonst noch, sogar eine Theaterintendanz, deren Chef den Titel Excellenz führt. Daneben aber schmachtet die Masse des Volkes, die Fellahin im Elende unter einem Steuerdrucke, dem gegenüber der Bauer thatsächlich hilflos ist. Gegen den Steuerdruck giebt es keinen Appell und keine Abhilfe giebt es gegen die Not, wenn die vom Steuereinnehmer ausgepreßten Landleute den Samen nicht mehr aufbringen zum Säen, wenn der Boden um sie her verwüstet ist und ihre hungrigen Kinder sich nackt im Schmutze wälzen. Das Geld, welches durch die Erpressungen des Türkenregiments einkommt, bereichert den Steuereinnehmer, den Pascha, den Chidiv, allen möglichen Leuten kommt es zu gute, nur nicht dem Volke und dem Lande. Neue Straßen und Paläste werden erbaut, neue Gärten und Hareme werden angelegt, Häfen und Leuchttürme, allein jene, welche das Geld dazu beitragen, ziehen keinerlei Nutzen daraus. Große Zuckerfabriken werden angelegt, in denen alle Augenblicke das ganze Maschinenwesen abgeändert wird, je nachdem der Werkmeister, ein Franzose oder Engländer oder sonstiger Europäer, es am vortrefflichsten — für sich findet. Dafür läßt man alte Bauten und Fabriken, die buchstäblich mit dem Blute und Schweiße der Leute zusammengekittet worden, gänzlich verfallen. Sowie man das Weichbild der Hauptstadt verläßt, ergreift den Fremden tiefe Melancholie, wenn er das Dasein des Volkes sieht.

Unbeschreiblich elend sind die Dörfer der Fellahin. Wenn man sie von weitem sieht, kann man kaum glauben, daß solch ein Kothaufen Wohnungen für Menschen enthalten solle. Erst wenn man näher tritt, bemerkt man an diesen aus Lehm aufgeführten dichten Massen Gänge, welche die Wohnungen voneinander scheiden und so schmal sind, daß keine zwei Menschen nebeneinander gehen können, dann Thüren und kleine fußgroße vergitterte Löcher, die als Fenster dienen, das Ganze bedeckt mit Lehm, trockenem Grase oder Mist. In diesen schmutzigen Dörfern, an deren Eingängen regelmäßig die tellergroßen geformten Scheiben des als Brennmaterial dienenden Kameldüngers, „Gilde", zum Trocknen ausgelegt sind, hocken die Menschen auf der Erde und greifen begierig nach den ihnen vom Schiff aus zugeworfenen Speiseresten; auf den mit Stroh oder Mist belegten Dächern stehen oder sitzen die in das dunkelblaue Gewand und den gleichfarbigen Schleier gehüllten Weiber mit den nackten Kindern, den roten Ziegen und den gelben Hunden, alles durcheinander; nackte koptische Mönche und muhammedanische Wasserheilige kommen an Bord der vorüberfahrenden Dahabiyen geschwommen und stürzen sich nach erhaltener Speise und Almosen mit dem Rufe: Katter cherak ketír! (Er, d. h. Gott erhöhe dein Glück!) wieder in den Strom. In den grünen Durrahfeldern oder an den oft von 200 zu 200 Schritt am Nilufer aufeinanderfolgenden Schöpfgestellen zur Bewässerung sieht man die meist nackten, dunkelgelben Fellahin oder die schwarzen und braunen Gestalten der Neger und Nubier eine mühsame Arbeit verrichten. Ueberall herrscht Thätigkeit; hier wird gepflügt: zwei Büffel oder auch ein Büffel und ein Kamel ziehen einen höchst einfachen Pflug ohne Räder, den der Fellah lenkt; dort wird Wasser in die durch den Pflug aufgerissene Furche geleitet; dieses Wasser liefern die eben erwähnten Schöpfbrunnen „Sakieh", tiefe gemauerte Zisternen, über denen ein Rad läuft, an dem eine Menge hölzerner, eimerartiger Kästchen oder irdene Gefäße hängen, die unten sich füllen und oben in einen Trog sich entleeren, aus dem das Wasser in die Gräben geleitet wird. Ein horizontal liegendes Kammrad, das durch einen Büffel oder Ochsen in Bewegung gesetzt wird, dreht das Schöpfrad. Dieses Bewässern der Felder dauert monatelang und ist die Hauptarbeit des ägyptischen Landbaues. Tausende solcher Sakiehen sind über das ganze Land verbreitet; viele bestehen schon seit uralten Zeiten und sind mit schattigen Bäumen umgeben und der Sammelplatz der Landleute. Auch einfache Zieh- und Schöpfbrunnen findet man, wo das Wasser mit der Hand heraufgezogen wird. So bewässert wird das Feld sogleich bepflanzt; Männer, Weiber und Kinder machen in die durchnäßte Erde Löcher für die Setzlinge von Gurken, Melonen und Zwiebeln, Lauch, Rüben u. s. w., dann wird gepflanzt, und einige Tage später das Feld wieder bewässert.

So gestaltet sich die Arbeit in Unterägypten, einem Lande so prosaisch, wie kaum ein zweites existiert. Von Poesie keine Spur; es ist höchstens die Poesie des Elends im Nil-Delta; aber es sieht und bedauert sie niemand, und der Fellah selbst weiß, daß fast seit zehntausend Jahren seine Vorfahren litten wie er, daß ihm nicht mehr geschieht als jenen, und warum sollte er es besser haben! Inschallah! Der Sorgho und die dürftige Bohne werden ja seinen Leib erhalten! Geschäftig, unermüdlich stehen die braunen Gestalten der jungen Fellahin bis an die Kniee in den Gräben am „Schaduf" und gießen in taktmäßig geschwungenen korbähnlichen Gefäßen das Wasser über das Feld. Mit stoischem Gleichmut geht das Eselein seinen Kreislauf von morgens bis abends an der plumpen Deichsel des Brunnenrades, dessen Thongefäße das Wasser herausschöpfen. Hochgeschürzt, die meist schöngeformten gelben Beine bis zur Lende im Wasser, das dunkle Antlitz unter dem indigofarbenen, weiten Hemd versteckt, die nackten Arme am Handgelenk mit Messing- und Silberspangen, die Finger mit Ringen geschmückt, stehen die Fellahinweiber am Ufer des Nils oder des Kanals, ihre Schüsseln und Krüge waschend, denn die ganze Wirtschaft wird am Ufer besorgt. Neben ihnen spielen die nackten Kinder, Knaben und Mädchen, mit den Gänsen im Wasser, oder sie hocken, am Zuckerrohr nagend, auf dem schlammigen Ufer. Kerzengerade, mit jener unnachahmlichen graziösen Haltung der Aegypterin, steigen die Fellahinnen vom Dorfe herab zum Ufer, den hohen und schweren Krug auf dem Scheitel, den Körper nur in das blaue Hemd gehüllt, das die Brise, vom Nil herüberwehend, an ihre Formen schmiegt. Ein Kind an der Brust, ein anderes rittlings auf ihrer Schulter, den Krug auf dem Kopf, einen kleineren Krug auf dem linken Arm, während der rechte das Kind hält, steigt die Mutter zum Ufer herab, hinter ihr die Tochter, eine Gans im Arm, die sie ins Wasser trägt, oder ein Zicklein, das sie am Ufer badet. Mit einer Kraftanstrengung, welche die Muskeln eines Mannes voraussetzt, hebt das junge Fellahweib den schweren Krug gefüllt

Fellahweib.

Kavaß in Kairo.

auf ihren Kopf, nimmt sie den zweiten auf die Hand, und mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs balancierend, steigt sie aufs Ufer zurück. Eine nach der andern kommen sie morgens, mittags und abends, um die Krüge zu füllen, die Schüsseln, das Gemüse oder ihre blauen Hemden zu waschen, ihre ganze Garderobe, wenn sie nicht den Luxus, eines bunten, gewöhnlich blaßrot gefärbten Beinkleids treiben.

Dort zieht auf dem hohen schmalen Deichpfade eine Gesellschaft von Fellahin einher. Einer nach dem andern, der eine auf dem Esel, sein Kind hinter sich, die Frau zu Fuß neben sich, ebenfalls mit einem Kind auf der Schulter; der Nachbar auf dem Kamel, das, gravitätisch den langen Hals biegend, mit Bersime, mit Klee beladen, einherschreitet, aus dessen Kraut hoch oben ein paar gelbe Kindergesichter herauslugen. Lustig trabt das Eselein, schwerfällig und gemessen setzt im Paßgang das Kamel seine hohen Beine mit den dicken Knieballen vorwärts. Ein Rudel nackter oder kaum halb bekleideter Kinder läuft dazwischen. So zieht die Gesellschaft dahin, schweigend, in der Durchsichtigkeit der Luft plastisch wie in einem Diorama, und elastisch wie auf einem Gummiboden. Dort ist eine Anzahl Fellahin beschäftigt, das Durrahkraut aus der Erde zu reißen oder mit der kleinen Sichel zu schneiden. Sie stehen bis über die Knöchel im Wasser, noch tiefer vielleicht im Reisfeld, von morgens bis abends, unermüdlich, die Beine in der Nässe, den Kopf in der Sonnenglut. Aber es ficht sie kein Rheuma, kein Sonnenstich an. Steter Druck, Elend und Not haben den Fellah zum Feiglinge gemacht, doch besitzt er Mut und Ausdauer, wo es gilt, Unvermeidliches zu leiden. Man kann einen mit schweren Eisenketten Beladenen mit heiterer Miene arbeiten und einen Bekannten lachend willkommen heißen sehen. Jedermann weiß, daß er kein Verbrechen begangen hat, allein ein Verbrechen ist begangen worden und jemand mußte ja doch dafür gestraft werden. Das „Kischmet" (Schicksal) verhängte die Anklage gegen ihn und da er kein Geld besaß, um den Richter zu bestechen, wurde er verurteilt. So nimmt der Fellah auch, ehe er eine erhöhte Steuer erlegt, eine Bastonnade hin und prahlt damit, wie viele Schläge seine Fußsohlen ausgehalten haben und wie viele Wochen er sie nicht auf die Erde setzen konnte. Er betrachtet die Regierung als seinen natürlichen Feind und der Chidiv ist ihm nur ein Abkömmling jener Beduinenfreibeuter, die seine Vorväter ausgeplündert. Er hat keine Stimme in der Steuerfrage und kennt kein Mittel, sich der Steuerbedrückung zu erwehren. Gäbe es gedruckte Steuergesetze, er vermöchte nicht, sie zu lesen. Seiner Naturanlage nach ist der Fellah fröhlich, mäßig und zum Sparen geneigt, doch kann er auch freigebig sein, und für Gastfreundschaft und Almosen kargt er niemals. Seine eigenen Bedürfnisse sind nur gering, doch zählt dazu Musik. Der Fellah thut nichts, ohne zu singen; er singt bei der Arbeit, bei jeglichem Spiele, im Felde, bei der Hochzeit,

Arabischer Geiger in Kairo.

bei dem Begräbnisse, wenn er hoch auf seinem Kamele sitzt oder sein Nilboot rudert, kurzum immer und überall. Mitunter, wenn er an den Pumpwerken arbeitet, klingen seine langgezogenen Kadenzen sehr schön, im allgemeinen aber wird es dem Europäer schwer, aus der ägyptischen Musik Melodie herauszufinden. Die Skala ist von der unseren so verschieden, daß es unmöglich ist, eine ägyptische Weise auf einem unserer Instrumente nachzuspielen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es eine Vermengung der griechischen und asiatischen Skala, und vielleicht findet sich darin auch noch ein Ueberrest ägyptischer Harmonie vor. Selbst dem Musiker von Fach wird es schwer, einem ägyptischen Musikstücke zu folgen, es zu erfassen; es präsentiert sich ihm wie ein Rätsel. Arabische Weisen auf unseren Instrumenten wiedergeben zu wollen, mißglückt stets. Die Eingebornen besitzen viel Geschick in der Behandlung eines Instrumentes, das nur zwei Saiten aufweist. Musik ist die einzige Kunst, die in dieser primitiven Lebensführung gepflegt wird.

Der Fellah trägt ein einziges Kleidungsstück und leidet im Winter sehr von der Kälte, denn er hat weder Feuerung, noch Bettzeug, außer allenfalls eine Decke. Er lebt von ungesäuertem Brote, von saurer Milch, von ungekochtem Gemüse und häufig wochenlang nur von getrockneten Datteln. In Städten wird gekochte Speise verkauft, aus verschiedenen Gattungen von Bohnen und Linsen bestehend. Das Haus des Fellah hat kein Dach, höchstens ist es mit ein paar Zuckerrohrstämmen überlegt und seine Lehmmauern enthalten keinerlei Einrichtung. In Oberägypten liegt gewöhnlich eine Matte an der Thüre und findet sich ein Diwan aus — Lehmerde aufgerichtet in der Fellahhütte vor. Das Weib des Fellah — er kann nur *eines* halten — hat gleichfalls nur *ein* Kleidungsstück und den Schleier; seine Kinder laufen nackt. Reisende beobachten darin von Jahr zu Jahr zunehmende Verarmung. Die ungeheure Sterblichkeit der Kinder ist wohl zum Teil auf den Schmutz zurückzuführen, in dem sie stecken — werden sie doch bis zu ihrem siebenten Jahre niemals gewaschen —, zum großen Teil aber wohl auch auf den gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe und das Nichterkennen der Erkrankungsursachen. Die Frauen stehen in jeder Beziehung gegen die Männer weit zurück. Sie sind zu arm, um Beschäftigung zu haben. Da giebt es keine Kleidungsstücke auszubessern, nichts zu kochen, kein Geschirr zu reinigen. Sie waschen ihre kärgliche Kleidung im Flusse und bedienen sich der Lehmerde als Seife dazu. Ihre Arm- und Halsbänder tragen sie auch bei der Feldarbeit oder wenn sie das Vieh hüten. In schweren Krügen schleppen sie alles für das Haus erforderliche Wasser vom Flusse herauf, an dessen Ufer sie gern plaudernd und Fliegen fangend sitzen. Die ägyptischen Frauen sagen keine Gebete her wie die Männer; ihre Gesichter erscheinen seelenlos und kontrastieren daher scharf mit dem edlen und intelligenten Aussehen, das ihre Gatten sehr oft an sich tragen. Ihr höchstes Lebensideal besteht im Nichtsthun. Man behält die Tochter so lange als möglich in der Familie und betrachtet es als ein Anzeichen der Respektabilität, wenn dies bis zu ihrem fünfzehnten Jahre geschehen kann, was jedoch nur in relativ reichen Familien durchführbar ist.

In Nubien ist die Stellung der Frauen eine bessere. Zwar ist ihre Kleidung eine noch kärglichere als in Aegypten, doch besitzen sie elementare Begriffe vom Sticken, Matten- und Korbflechten, auch halten die Nubierinnen ihr Haus besser in Ordnung, sie fegen die Flur und bestreuen sie mit goldgelbem Sande. Alle Häuser haben da Thüren und manche sogar eiserne Riegel. Oberhalb der Thüre befindet sich eine Art Ornament, in der häufig eine Schüssel oder eine Schale eingelassen ist, die einer vorüberziehenden Dahabiye abgebettelt worden ist. Auch finden sich gesonderte Taubenschläge. Die Tauben verzehren allenthalben weit mehr als sie wert sind und tragen sehr viel zu dem Schmutze in Unterägypten bei. Vor der Hausthüre findet sich eine Reihe runder Behälter von Lehmerde, um das Getreide zu bergen. Trotz dem unglaublichen Schmutze ist das Fieber eine nur seltene Erscheinung, dagegen werden die Fellahin von zahlreichen Magenleiden und schweren Hautkrankheiten geplagt. Ophthalmie ist in Kairo seltener, seit die Stadt durch breitere Straßen besser ventiliert ist; auf dem Lande aber ist sie stets noch ungemein verbreitet und die Fliegen tragen sie von Kind zu Kind. Sehr merkwürdig ist eine verhängnisvolle Schlafkrankheit, deren Natur die Aerzte noch nicht ergründet haben. Es kommt ein Eingeborner von seiner Arbeit heim, er legt sich ohne jede Klage hin, schläft drei Tage in einem Zuge und stirbt dann.

Ein traurigeres Los als das der Fellahin ist kaum denkbar. Ihr Teil ist Arbeit über ihre Kräfte, um deren Lohn sie zum größten Teil gebracht werden, so daß er kaum ausreicht zu des Lebens äußerster Notdurft, und ihre namenlose Ruhestätte bezeichnet nur ein Lehmhaufen, wenn sie, nachdem der Tod sie befreit, mit Korangesängen über den Nil gerudert werden, wie fünf Jahrtausende früher ihre mumifizierten Vorväter über den Fluß gerudert wurden, während die Fährmänner eine Hymne an Osiris, den Richter der Toten, sangen.

Madagaskar.

Im Osten des afrikanischen Festlandes entsteigt den Fluten des Indischen Ozeans die große Insel Madagaskar, die drittgrößte Insel der Erde, welche das deutsche Reich immer noch um die Größe manchen Königreiches übertrifft. Im Grunde genommen macht Madagaskar einen kleinen Weltteil für sich aus, dessen Loslösung von dem benachbarten Afrika in eine so frühe Periode unserer Erdgeschichte fällt, daß seither in Natur, in Pflanzen- und Tierwelt, ja selbst in ethnischer Hinsicht kaum mehr ein Zusammenhang zwischen beiden besteht. Es darf jetzt wohl als ausgemacht gelten, daß weitaus der größere Teil der Bewohner Madagaskars den afrikanischen Stämmen nicht verwandt ist, andererseits ist die Bevölkerung der Insel keine homogene, sondern zerfällt in eine ziemlich große Anzahl von Stämmen, worunter drei eine besondere Bedeutung besitzen: die Betsimisaraken an der Ostküste, die Sakalaven an der Westküste, und die Hova im nördlichen Zentrum der Insel. Letztere, die zahlreichsten von allen, haben sich zu politischen Herrn Madagaskars aufgeschwungen, ein eigenes Königreich aufgerichtet und sind bemüht, ihre Herrschaft auf alle übrigen Stämme auszudehnen. Alle aber sprechen dieselbe Sprache, wenn auch mit dialektischer Verschiedenheit. Dieses Idiom ist nun aber durchaus mit keiner irgend eines afrikanischen Stammes verwandt, sondern vielmehr mit den Sprachen von Java, Borneo, Celebes und der Philippinen.

Es ist eine leicht zu lernende Sprache, die eine sehr einfache Grammatik hat und in der alle Biegungen fehlen, da Zahl, Geschlecht und Person nicht unterschieden sind. Auch neue Buchstaben braucht man nicht zu lernen; denn da die Madegassen keine Schriftsprache hatten, ehe die englischen Missionäre sie lesen und schreiben lehrten, wird natürlich das lateinische Alphabet angewendet. Es ist eine sanfte, musikalische Sprache, reich an Vokalen und in einigen Redeteilen, z. B. in Fürwörtern und Adverbien des Orts, reicher als die englische. Die letzteren geben so feine Abstufungen der Entfernung von dem Standpunkte des Sprechenden mit so genauen Unterschieden, daß es zweifelhaft ist, ob andere als Eingeborne einen absolut richtigen Gebrauch derselben erlernen können. Auch das Zahlensystem ist sehr entwickelt. Die Sprache hat Namen für Zahlen bis zu einer Million, ein Beweis für die geistige Fähigkeit des Volkes, das sie anwendet. Der Ausdruck für Million heißt wörtlich „das Ende der Rechnung". In der Zierlichkeit, in den elliptischen Wendungen, sowie in dem beständigen Gebrauch des angehängten Pronomens hat die Sprache eine Aehnlichkeit mit der hebräischen. Die seltsame, allen polynesischen Sprachen gemeinsame Sitte, die Worte, welche die Namen ihrer Häuptlinge bilden, im gewöhnlichen Leben nicht auszusprechen, findet sich auch in Madagaskar und wird, da diese Eigennamen gewöhnlich auch Bezeichnungen von Bäumen, vierfüßigen Tieren, Vögeln u. s. w. sind, eine Quelle endloser Verwirrungen, ganz davon abgesehen, daß sie die Sprache beständig im fluktuierenden Zustand erhält. Das „Fady" oder die Tabuierung gewisser Worte wäre das also, wie wenn in England kein Wort gebraucht werden dürfte, in welchem die Silben der Namen Viktoria oder William oder Georg vorkommen; damit wären Worte wie Geographie, Geologie, Geometrie ꝛc. verboten! Das Madegassische ist reich an kurzen, zierlichen Sätzen und sprichwörtlichen Redensarten, welche der Rede Kraft und Nachdruck verleihen. Der Raum gestattet uns nur wenige davon anzuführen. So meint ihr Ausdruck für Feilschen wörtlich „ein erfochtener Verkauf"; denn wie im Osten ist ein Handel ein umständliches Geschäft. Das Wort für

Bezahlen ist genau dasselbe, welches sie für Erbrechen anwenden. Der Ausdruck für Ehescheidung ist ein Beweis von der Tendenz der menschlichen Natur, etwas Schlimmes durch einen schönen Namen zu bemänteln. So heißt sich von einem Weibe scheiden „ihr danken", als ob man ihr, indem man ihr für die Vergangenheit dankt und sie entläßt, eine Freundlichkeit statt einer Ungerechtigkeit erwiese. Denn wenn ein Madegasse wünscht, sich von seiner Frau zu trennen, braucht er sich an keinen Gerichtshof zu wenden. Er nimmt nur ein Geldstück und giebt es seiner Frau vor Zeugen mit den Worten: „Ich danke dir, Frau" — und die Sache ist abgemacht. Einen Heuchler bezeichnet man mit den Worten „Seine Güte besteht darin, daß er eine Matte übergebreitet hat". Die auf den ersten Anblick dunkle Bedeutung dieses Ausdrucks wird uns erklärt, wenn wir hören, daß der aus Lehm bestehende Fußboden der Häuser mit Matten bedeckt ist, welche, da die Madegassen sich nicht eben durch Reinlichkeit auszeichnen, bald schmutzig werden; aber man entfernt sie nie, sondern bedeckt sie nur mit frischen — ein Prozeß, der bis ins Unendliche fortgesetzt wird, so daß die untenliegenden vermodern. Sobald ein Fremder kommt, wird eine neue Matte hingelegt, und alles sieht rein und sauber aus, aber wehe dem, der tiefer blickt! Das Haus scheint nur rein, weil man „eine Matte übergebreitet" hat. Und so hat dieser Gebrauch die Bezeichnung für Handlungen geliefert, die äußerlich rein erscheinen, aber nur der Mantel für Unrecht und Niedrigkeit sind. Eine einfache Antwort wie Ja und Nein kann man schwer erhalten, denn wie alle Völker, die erst kürzlich eine Schriftsprache erhalten haben, ist der Madegasse ein geläufiger Sprecher und hüllt alles in eine Wolke von Worten ein.

Es zeigt sich also sprachlich eine eigentümliche Verwandtschaft mit den Menschen der malayo-polynesischen Rasse, aber nicht bloß in der Sprache, sondern auch in allerlei Sitten, Handfertigkeiten, in physischen und intellektuellen Besonderheiten. Die Malgaschen oder Madegassen hängen demnach unzweifelhaft mit den Völkern der malayischen und polynesischen Eilande zusammen und sind die westlichsten Repräsentanten des weitverbreiteten polynesischen Menschenstammes. Auch einzelne Körpermerkmale, die Gesichtszüge, Augen und Haare, weisen auf eine gemeinsame Abstammung mit den Malayen hin. Den drei vorhandenen Hauptstämmen entsprechend ist anzunehmen, daß die malayische Einwanderung zu drei verschiedenen Malen stattgefunden habe. Die Betsimisaraken, die an der Ostküste und den östlichen Gebirgsterrassen sich angesiedelt und in Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit von den übrigen Stämmen verblieben, haben die rauhe Sprache ihrer Vorfahren auf Sumatra in einfacher Form beibehalten. Hinsichtlich der Traditionen der Küstenstämme ist unsere Kunde noch eine recht dürftige, die Ueberlieferungen der Hova besagen hingegen klar und deutlich, daß ihre Vorfahren über die Ostküste nach dem Binnenlande der Insel gekommen sind. Wann sie auf Madagaskar selbst anlangten, wird sich freilich nicht ergründen lassen, ebensowenig wie der Zeitpunkt der wahrscheinlich viel früheren Invasion Madagaskars durch die anderen Stämme. Aus der madegassischen Sprache im allgemeinen glaubt ein neuerer Linguist, W. E. Cousins, indes schließen zu müssen, daß das auf der Insel gebräuchliche Idiom ein älteres Stadium der jetzt über so weite Gebiete des Indischen und des Stillen Ozeans verbreiteten gemeinsamen Sprache bezeichnet und nicht von dem abgeleitet ist, was wir gegenwärtig unter malayisch begreifen.

Infolge des langen Verkehrs der Europäer mit der Bevölkerung der Ostküste und der Binnenprovinz Imerina sind die Stämme dieser Gegenden der Insel die am besten gekannten; bei ihrer Klassifikation darf indes nicht unberücksichtigt bleiben, daß hier wie dort eine Beimischung fremder Elemente stattgefunden hat, so daß sich nicht so leicht ent-

scheiden läßt, inwieweit die letzteren den ursprünglichen Grundstock modifiziert haben. Im Osten rinnt in den Adern der Bewohnerschaft unleugbar einiges europäische Blut, von dem Konnex der Eingebornen teils mit den zu Anfang des achzehnten Jahrhunderts den Indischen Ozean unsicher machenden Piraten, teils mit den französischen und kreolischen Ansiedlern herrührend; weiter südlich und auch nördlich kommt arabisches Blut in das Spiel, den alten arabischen Niederlassungen entstammend, die sich bereits vor zwölfhundert Jahren auf Madagaskar bildeten. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich jedoch mit jeder der folgenden Generationen fremdes und einheimisches Blut mehr und mehr assimiliert, und Klima und andere ähnliche Einflüsse das Ihrige zu einer völligen Verschmelzung beigetragen. Auch die Hova des Innern sind nicht ganz frei geblieben von fremdem Blute, und die Bevölkerung der nördlichen und westlichen Gebiete Madagaskars, die im allgemeinen sogenannten Sakalaven, haben außer dem arabischen auch indisches und afrikanisches Blut in ihren Adern; das erstere von den vielen Kaufleuten aus Kutsch und Bombay, die sich in mehreren größeren Orten der Nordwestküste angesiedelt haben, das letztere durch Vermischung mit den zahlreichen Sklaven vom Festlande Afrikas, die seit unvordenklichen Zeiten von den arabischen Sklavenhows auf der Insel eingeführt worden sind.

Von den drei madegassischen Hauptgruppen haben die Hova und vielleicht noch die Betsimisiraka (an der Ostküste) mit einigen Nachbarstämmen die lichteste Hautfarbe; in der Färbung am nächsten stehen ihnen die im Süden des Innern lebenden Betsileo, die Tanala, Waldstämme des Ostrandes und möglicherweise die Bara in den mittäglichsten Strecken des Binnenlandes, obschon wir von den letztgenannten bis jetzt wenig Genaueres wissen, während die Sakalava, längs der Westseite des Landes, zum Teil auch in dessen nordöstlichem Winkel, am dunkelsten gefärbt sind. Die meisten dieser schwärzlicher kolorierten Madegassen erscheinen von etwas höherem und kräftigerem Wuchse als ihre lichtfarbigen Nachbarn. Die Hova hinwieder zeichnen sich durch wohlgeformte, hochstirnige Köpfe und oft einen fast europäischen Gesichtsschnitt aus, wie denn ihre gesamte äußere Erscheinung auf eine nicht geringe Intelligenz hindeutet. Doch will man an ihnen bisweilen schiefgeschlitzte mongolische Augen wahrgenommen haben. Die Wangen- und Kinnbärte der Männer sind dünn und spärlich, wohl aber tragen sie mitunter ganz stattliche, doch kurzverschnittene Lippenbärte.

Ueber die Vorgeschichte der Hova bietet eine Ueberlieferung einige Anhaltspunkte. Die Hova erzählen, daß ihre ursprüngliche Niederlassung sich an der Südostküste der Insel befunden habe, von wo aus sie sich, unter Absonderung der Betsileo und Ibara, über das Hochland verbreitet und vor 800 Jahren etwa die heutige Provinz Imerina erreicht hätten. Mit dem hier angesessenen Volke der Vazimba hätten die Hova wohl 120 Jahre lang in Freundschaft gelebt, bis Streitigkeiten ausbrachen und die Vazimba nach dem Südwesten in das „Unbekannte" vertrieben wurden. Ihre Ueberlegenheit in jenen Kämpfen hätten die Hova ihren eisernen Waffen zu verdanken gehabt, da die Gegner nur mit hölzernen Spießen versehen gewesen. Trotz dieser gewaltsamen Auseinandersetzung werden die Vazimba von den Hova als Vorfahren verehrt und ihre steinernen Grabstätten, ganz von der Form der heutigen Hovagräber, werden jetzt noch heilig gehalten. Von sieben Vazimbakönigen sind die Namen überliefert worden, die denselben Charakter, dasselbe Gepräge tragen wie die Namen der Hova, also auf einen gleichen Ursprung beider schließen lassen. Ein Umstand, welcher zu der Ansicht verleiten könnte, daß zwei Rassen unter den Madegassen vertreten, ist die hellere Färbung der Bergbewohner und die dunklere der Küstenbevölkerung. Dieser Unterschied wird aber nur durch das verschiedene Klima bedingt und ist überall zu bemerken, wo derselbe Menschenschlag heiße Fieberküsten und kühleres, trockenes Hochland bewohnt.

Ueber die Stärke der Bevölkerung Madagaskars, soweit sie nach eigener Anschauung zu schätzen möglich war, giebt der englische Missionär Joseph Mullens folgende Zahlen:

1) Betsimisaraken (einschließlich 40,000 Sihanaka, 20,000 Tanala, 50,000 Tankey und 20,000 Ikongo) =	300,000	Köpfe,
2) Sakalaven = ...	500,000	„
3) Hova (einschließlich 300,000 Betsileo und 200,000 Ibara ꝛc.) = ...	1,700,000	„
Summa	2,500,000	Köpfe.

Mullens schildert die Bewohner des Hovareiches als ein geistig befähigtes, gastfreundliches, rechtliches und religiöses Volk, das seit der Einführung des Christentums schon große Fortschritte in der modernen Kultur gemacht habe. Bei der Krönung der 1883 verstorbenen Königin Ranovalona II. waren nämlich infolge der Bemühungen englischer Missionäre alle Abzeichen des früheren Götzendienstes verbannt, wogegen sie zu ihrer Rechten die Bibel liegen hatte. Im folgenden Jahre wurde sie getauft und am 8. September 1869 wurden die Götzenbilder des ganzen Volkes auf ihren Befehl den Flammen übergeben. So gieng der Same auf, den die Londoner Missionäre siebzig Jahre früher ausgestreut. Ein so gründlicher und plötzlicher religiöser Umsturz ist wohl auf keinem anderen Erdenpunkte zu verzeichnen. Doch sind die Hova, wie der Reisende J. Audebert bemerkt, keineswegs aus Ueberzeugung Christen geworden, sondern aus Politik. Das Christentum ist ihnen das Mittel, sich die Vorteile der Zivilisation zu verschaffen und somit ihre Herrschaft über die ganz wilden Stämme auszudehnen und zu befestigen. Die christlichen Lehren sind den Hova unverständlich und werden von ihnen schon deshalb nicht geglaubt, weil ein Malgasche überhaupt nicht glaubt, was er nicht versteht. Es ist indes nicht denkbar, daß die Hova je imstande sein dürften, sich der Herrschaft über ganz Madagaskar zu bemächtigen, so lange die Insel unter die verschiedenen Völker verteilt ist, so lange keine einheitliche geistige Strömung daselbst herrscht. Auch sind die Hova weniger fortgeschritten, als sie scheinen; in ihrem ganzen Lande existiert weder ein angelegter Weg noch eine Brücke. An einzelnen Küstenpunkten hat die Zivilisation erfreuliche Fortschritte gemacht, aber ins Innere hat sie sich noch nicht gewagt. Dagegen haben unleugbar Wissenschaften und praktische Fertigkeiten einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Der Volksunterricht muß, mit Berücksichtigung der kurzen Zeit, seit welcher christliche Kultur auf Madagaskar Eingang gefunden, einen verhältnismäßig hohen Standpunkt einnehmen. Zu jeder Gemeinde gehört eine Schule; in der Hauptstadt ist ein theologisches Seminar errichtet worden, und alle diese Anstalten sind sehr besucht. Die Mission hat viele tausend Elementarbücher zum Schulgebrauch drucken lassen, und auch höhere Lehrbücher finden reichlichen Absatz. Es spricht für die Intelligenz der jungen Leute in der Hauptstadt, daß ein Werk über physische Geographie eines der gelesensten Bücher ist, so daß schnell eine zweite Auflage nötig wird, während „Die Anfangsgründe der Logik" gleichfalls viele Leser finden! Außerdem werden 3400 Exemplare von einem billigen Monatsheft „Gute Worte" verkauft; eine vierteljährlich erscheinende Schrift „Der Ratgeber", die vor einigen Jahren gegründet wurde und höhere Ziele verfolgt, hat einen großen Leserkreis gefunden, sowie andere ernsthafte Werke. In verschiedenen derselben erscheinen häufig Artikel von eingebornen wie von europäischen Schriftstellern und zeigen nicht selten Geschick und Beobachtungsgabe, während in den mechanischen Fähigkeiten der Buchdruckerei und Buchbinderei, sowie in der mechanische und künstlerische Geschicklichkeit verbindenden Lithographie das Talent der Madegassen unter europäischer Leitung Bücher hervorbringt, die sich dreist mit denen messen können, die aus europäischen Werkstätten hervorgehen. Dagegen besitzen sie keine Uhren; da aber alle Häuser in derselben

Art und in derselben Längenrichtung gebaut sind, so dienen die Häuser selbst als Sonnenuhr. Die verschiedenen Stunden werden nach den Teilen des Hauses benannt, welche die Sonnenstrahlen im Laufe des Tages nacheinander treffen, z. B. mittags 1 Uhr ist: Mitsidihandro, „das Hineingucken des Tages", wenn die abwärtsgehende Sonne zuerst in die offene Hausthüre hineinschaut. 3 Uhr wird bezeichnet durch ein Wort, das bedeutet: „an der Stelle des Kalbanbindens", nämlich wenn die Sonnenstrahlen auf den Mittelpfosten fallen, an welchem man während der Nacht das Tier anbindet u. dgl.

Die Formen des Hovaschen Staatswesens sind sehr einfacher Natur. Unter der Botmäßigkeit des Hovakönigs bilden die verschiedenen Stämme einen Bund. Die Hauptstämme zerfallen in zahlreiche Unterabteilungen, über welche die Nachkommen der von der Hovadynastie gestürzten Fürsten gesetzt sind. An der Spitze der Regierung stehen unter dem Staatsoberhaupte drei Minister mit den englischen Amtstiteln: Prime Minister, Commander-in-Chief und Chief Secretary of State. Sie bilden mit einigen anderen Beamten einen Staatsrat. Bei wichtigen Angelegenheiten werden Stämmeversammlungen angeordnet, in welchen die Fragen beraten und vom Herrscher entschieden werden. Die Gesetze sind unter der Regierung Ranovalonas II. gesammelt und gedruckt worden. Die Steuern werden in Naturprodukten oder in Frondiensten entrichtet und die Beamten werden mit Land oder den Leistungen einer bestimmten Anzahl Unterthanen bezahlt. Die Sklaverei ist trotz Einführung des Christentums noch rechtsbeständig, doch hat sie mehr die Form der Leibeigenschaft angenommen. Alle Arbeit, vom freien Mann verachtet, wird von Sklaven besorgt, und zu einer gesellschaftlichen Stellung ist der Besitz solcher Diener erforderlich; es giebt Leute, welche über 2000 bis 3000 Seelen gebieten. Die Sklaven gehen derzeit hauptsächlich aus den Reihen der Kriegsgefangenen, mögen diese hovaischen Blutes, Betsileo oder Sakalaven sein, und aus den verurteilten Dieben und Mördern hervor. Die Einfuhr von Negersklaven ist zwar gegenwärtig verboten, doch immerhin noch nicht unterdrückt worden, wie die große Zahl der der Landessprache unkundigen Schwarzen auf Madagaskar beweist. Die Sklaven genießen, wie schon angedeutet, einen gewissen Grad von Freiheit und Selbständigkeit; sie arbeiten vielfach mit ganz oder teilweise eigenem Gewinn in fremden Diensten und erlangen hierdurch die Möglichkeit, sich frei zu kaufen. Der Preis der Sklaven ist ein sehr niedriger, man zahlt für einen Mann nur 40—200 Mark.

Alles, was in den Binnenprovinzen der Insel nicht zu den vielen Sklaven zählt und nicht „blaublütig" ist, ist Hova, d. h. Gemeiner, freier Mann, erfreut sich in manchen Stücken indes einer gar beschränkten Freiheit. Die Hova scheiden sich wiederum in zwei große Gruppen, die „Borizano" oder Zivilisten und die „Miaramila" oder Krieger; beide können von Königin und Regierung zu irgend einer beliebigen Arbeitsleistung befohlen werden, zum Holzfällen in stundenweit entfernten Wäldern, zum Ziegelstreichen und Steinhauen, zum Mauern und Zimmern, und müssen das alles ohne jedwede Bezahlung verrichten, als Frondienst oder „Fanompoana", eine Institution, die aus leicht begreiflichen Gründen dem Kulturfortschritte des Landes zu schwerem Hindernisse wird. Außer den Schullehrern empfängt übrigens keiner der Staatsdiener, vom Statthalter und Oberrichter bis zum gemeinen Soldaten herab, irgend welche Besoldung.

Andererseits hat er freilich auch keinerlei direkte Steuern zu entrichten; die nicht unbeträchtlichen, aber meist keineswegs zum Nutzen des Reiches verwandten Staatseinnahmen fließen hauptsächlich aus den hohen Zöllen und ähnlichen Quellen.

Den Adel des Landes bilden die „Andrian", die zum Teil von den früheren Häuptlingen Imerinas abstammen, unabhängigen Herrschern, deren Besitzungen von dem dermalen regierenden Hause nach und nach absorbiert worden sind. Doch genießen die Nachkommen jener alten Fürsten noch gewisse Standesvorrechte, eines ihnen zukommenden besonderen Grußes, anderer Grabstätten als das übrige Volk, und einige sogar die Auszeichnung, den scharlachroten Sonnenschirm, das Abzeichen königlichen Ranges, tragen zu dürfen. Die madegassische Aristokratie ist folglich ein reiner Geburtsadel, nicht Produkt fürstlicher Ernennung; auch sind ihre Privilegien bis jetzt noch niemals an Mitglieder unterer Klassen verliehen worden. Die Mehrzahl der Andrian befindet sich indes in keineswegs glänzenden Glücksumständen; ja eine auf Madagaskar vielgehörte sprichwörtliche Redensart lautet: „So arm wie ein Andrian". In einzelnen Dörfern besteht fast die gesamte Bevölkerung außer den Sklaven aus Andrian, ähnlich wie in Polen ganze Ortschaften von Schlachta bewohnt sind. Neuerdings hat sich jedoch ein nicht erblicher Dienstadel entwickelt, die „Voninahitra" oder Ehrenerteilung, welche sechzehn verschiedene Rangstufen oder Ziffern umfaßt. Die höchste dieser Stufen nehmen aber bloß drei oder vier besonders bevorzugte Individuen ein. Wie der Hova mit keiner Sklavin eine eheliche Verbindung schließen darf, so ist es dem Andrian nicht gestattet, ein Hovaweib zu heiraten.

An das madegassische Königs- und Häuptlingstum knüpfen sich allerhand absonderliche Gebräuche. Bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers haben alle Standespersonen und die zu solchem Behuf in der Hauptstadt eintreffenden Abgeordneten der entfernteren Stämme eine Art von Huldigungseid zu leisten, der durch dreierlei verschiedene Formen ausgedrückt wird: das „Lefon'omby" oder Speisen des Kalbes, das „Veli-rano" oder Wasserschlagen und die Ueberreichung der „Hasina" oder Silbermünze. Bei der Zeremonie des Lefon'omby wird ein junges Kalb getötet und dessen Leichnam mit Speeren durchbohrt. Die Eidleistenden halten ebenfalls Speere in den Händen, während einer der mitanwesenden Richter ihnen eine Schwurformel vorspricht, den Eidbrechenden furchtbare Strafen androht und ihnen wünscht, daß es ihnen ergehen möge wie dem zerfleischten Tiere vor ihren Augen. Ein heftiges Schütteln ihrer Speere drückt die Zustimmung der Huldigenden aus. Diese Eidesform kommt nur einflußreicheren Persönlichkeiten gegenüber in Anwendung. Für niedrigere Rangklassen wird das Veli-rano als ausreichend betrachtet. Hierbei stehen die Beteiligten um einen Teich oder Tümpel herum, in den man vorher den Kot eines jungen Bullen, die Blüte eines gewissen Grases, eine Flintenkugel, einen Musketenpfropf, Zweige des Ambiatybaumes, einen langen Grashalm und eine Wasserblume geworfen hat. Einer der Richter spricht die Eidesformel und die Schwörenden erklären schließlich ihr Einverständnis, indem sie die Oberfläche des Wassers mit Baumzweigen peitschen, einen Speer in dasselbe hinab schleudern und ein Gewehr darüber abfeuern. Bei der Thronbesteigung Ranovalona I. ward indes eine andere Eidesform auf das Tapet gebracht, das „Misotro vokaka". Diese bestand darin, daß man eine Quantität roter Erde von einem der Königsgräber entnahm, dieselbe mit Wasser mengte und die dergestalt erhaltene dicke Flüssigkeit vom Volke trinken ließ, was über alle diejenigen, welche sich einer Verletzung ihres Eides schuldig machen würden, einen schweren Fluch verhängen sollte. Während die bisher geschilderten Eidesformeln lediglich bei dem Regierungsantritte eines neuen Souveräns gebraucht werden, findet die Hasina oder Silberthalerüberreichung auch bei jeder Audienz statt, welche die Königin einem Ausländer oder einem ihrer Unterthanen gewährt.

Das der Herrscherin gespendete Geldstück ist der „Ariary", jetzt immer ein französisches Fünffrankenstück, auch „Vola tsi vaky", unzerbrochenes Geld, geheißen, zum Unterschiede von dem in Handel und Wandel üblichen zerschnittenen Gelde. Bei der Darreichung der Münze, die gelegentlich auch wohl Statthaltern und anderen Stellvertretern der Monarchin offeriert wird, äußert man den Wunsch, daß Glück und Segen für die Königin die gebotene Münze begleiten mögen.

Scharlachrot ist auf Madagaskar die königliche Farbe, und bei dem Tode eines Herrschers oder einer Herrscherin wird stets eines der königlichen Gebäude vom Dachfirste bis zum Erdboden über und über scharlachrot bekleidet. Sowie das Volk, wenn auch in der Entfernung, den königlichen roten Sonnenschirm erblickt, verneigt es sich gegen denselben und salutiert auf diese Weise seiner Souveränin. Wer der letzteren selbst aber naht, der streckt beide Hände aus und spricht: „Mögest du ein hohes Alter erreichen, erhabene Herrin, nicht von Krankheit zu leiden haben und so lange leben wie dein Volk." Und wie der gläubige Muselman sich beim Gebete in der Richtung gen Mekka wendet, so kehrt der loyale Madegasse sein Antlitz der Stelle des königlichen Palastes zu, wenn er bei festlicher Gelegenheit auf die Gesundheit des Staatsoberhauptes trinkt. Deshalb gilt es auch für in hohem Grade unschicklich, wenn ein Jäger, wo immer er in Imerina auch sich dem Weidwerke widmen mag, sein Gewehr nach der Himmelsgegend abschießt, in welcher das Residenzschloß gelegen ist. Erscheint dies doch wie eine Bedrohung der im letzteren thronenden Majestät. Die gleiche Ehrfurcht wie seiner Person wird aber auch allen lebendigen und leblosen Dingen und Besitztümern erwiesen, die dem Staatsoberhaupt angehören. Alles weicht respektvoll aus, wenn in den Straßen Antananarivos ein Speerträger vorüberwandelt, der einem Zuge junger Stiere aus den königlichen Ställen oder einer Anzahl von Männern voranschreitet, welche in großen Krügen der Monarchin frisches Trinkwasser zuführen, und jedermann entblößt das Haupt, bis ihm der königliche Transport aus den Augen schwindet. Sollte jedoch ein armer Hund etwa den Pfad des Zuges kreuzen, so stößt ihn der Speerträger unerbittlich nieder und giebt das bedauernswerte Tier einem qualvollen Tode preis. Ist endlich eines der königlichen Gebäude zu renovieren oder umzugestalten, so schätzen alle Schichten der Gesellschaft, von den obersten bis zu den untersten, es sich zur hohen Ehre, mit ihren Händen an dem Werke mitzuhelfen. Unter den Augen ihrer Königin, die von erhabenem Sitze aus der Szene zuschaut, wetteifern die vornehmsten Beamten in der Arbeit mit ihren Sklaven, schleppen Steine herbei, graben die Erde auf, rammen Pfähle ein und verrichten die gemeinsten Dienste.

Unter den übrigen Sitten der Madegassen nimmt die Blutbruderschaft eine der ersten Stellen ein. Es ist dies ein Bund „auf Leben und Tod", der zwischen zwei Personen dadurch errichtet wird, daß sie gegenseitig ihr Blut trinken und so einer dem andern unverbrüchliche Kameradschaft und Freundschaft geloben. Man nennt diese Zeremonie das „Fato-dra", d. h. durch Blut verbunden, und begegnet ihr fast bei allen Stämmen der Eingebornen. Sie wird derart vollzogen, daß jeder der sich Verbündenden einige der Brust oder der Seite entnommene Tropfen Blut in eine Schale rinnen läßt und diese mit gewissen Ingredienzien vermischt. Hierauf wird das Ganze mit einer Speerspitze umgerührt und von den beiden Genossen gemeinsam getrunken. Bei dem Akte werden zugleich furchtbare Verwünschungen wider denjenigen ausgestoßen, welcher diesem feierlichen Gelöbnisse untreu werden sollte. Um sich die Gunst eines oder des andern mächtigen Häuptlings zu sichern, sind auch wohl Europäer dergleichen Blutbrüderschaften mit Madegassen eingegangen. So wurde der französische Reisende Grandidier ein Blutbruder Zomenas, eines Häuptlings der den Südwesten Madagaskars bewohnenden Tamosy, um dessen seinen Plänen förderlichen Schutz zu gewinnen. In diesem Falle ward das bindende Blut indes nicht den kontrahierenden Parteien selbst, sondern einem zu solchem Zwecke geopferten Ochsen entnommen. „Zomena und ich," erzählt der Franzose, „saßen auf der Ostseite des königlichen Palastes miteinander auf einer neuen Matte. Ein Ochse wurde gebracht und auf den Erdboden niedergeworfen, wo man seine vier Füße zusammenband. Ein Prinz aus der Familie Zafiraminia stach, während er dabei Gebete murmelte, dem Opfer in die Gurgel und fieng das zuerst hervorsprudelnde Blut in einer mit Wasser gefüllten Kalebasse auf. Nachdem er eine Handvoll Salz, eine kleine Menge Ruß und eine Bleikugel hineingethan hatte, stellte er die Flasche vor uns hin. Ich nahm den Ladestock meines Gewehrs, Zomena seinen Speer in die Hand, und wir tauchten dann die Spitzen beider Gegenstände in die geweihte Flüssigkeit. Der erste Häuptling des Dorfes, der währenddem fort und fort unsere Waffen mit einem Stocke

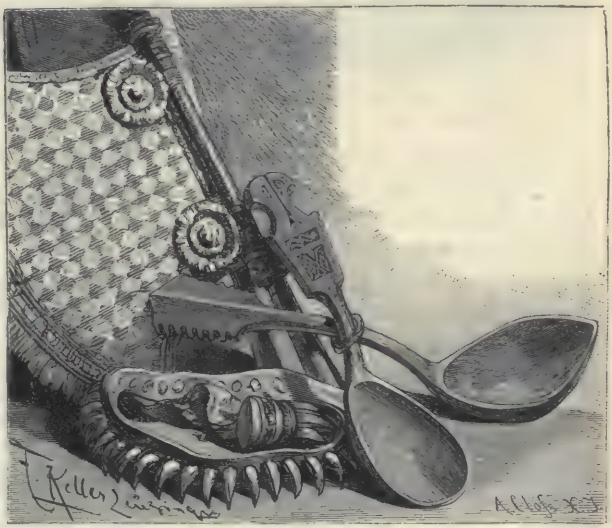
bearbeitete, hielt eine Rede, in welcher er die Pflichten aufzählte, die der Blutbund auflegt, und beschwor auf uns das entsetzlichste Unheil herab, wenn wir jemals eidbrüchig werden sollten. Alsdann füllte Zomena einen hölzernen Becher mit dem heiligen Tranke, führte ihn an meine Lippen und ließ mich seinen Inhalt hinabschlucken. Hierauf klopfte er mir mit dem geleerten Gefäße auf beide Schultern, auf den Rücken und auf die Brust. Ich wiederholte alsbald die nämlichen Zeremonien, und das ‚Famake' — die Blutbrüderschaft — war geschlossen. Meine neuen Verwandten sprachen mir ihre Glückwünsche aus, und eine Schar von Prinzen und Prinzessinnen, die mich die einen ihren Sohn, die andern ihren Vater oder Bruder nannten, kamen herbei, meine Hand zu ergreifen."

Ebenso verbreitet war, wenigstens bis vor kurzem, das „Tanghena"-Trinken, d. h. das Trinken eines starken Giftes, um durch diese Art Gottesurteil den Schuldigen, den Zauberer oder auch den durch Beherxung unrein Gewordenen ausfindig zu machen. Auch des Mordes, des Diebstahls oder Verrates Angeklagte mußten sich dieser Giftprobe unterziehen, um ihre Unschuld klarzustellen, oder als Schuldige sogleich zu büßen. So allgemein stand das Tanghena als Beweismittel für Recht und Unrecht in Ansehen, daß man ihm selbst bei Besitzstreitigkeiten die Entscheidung überließ. Nur daß in solchem Falle nicht die streitigen Parteien den Trank zu sich nahmen, sondern ihre Hunde die Probe machen ließen. Derjenige, dessen Hund dem Tanghena erlag, hatte nicht allein die Anforderungen des anderen zu erfüllen, sondern auch die gesetzlichen Strafen für unrechtmäßigen Besitz oder ungerechtfertigte Anklage zu tragen. Doch war die Tanghenaprobe nur in einigen Teilen Madagaskars eine auf Leben und Tod gehende. Derjenige, der dem Gifte zum Opfer fiel, der war in aller Augen unzweifelhaft auch der Schuldige. Die andere Methode der Schuldprüfung ist eine nur accidenziell lebensgefährliche, darum aber um nichts minder barbarische. Sie besteht in folgender Prozedur: Der Angeklagte hat, nachdem er so viel gesottenen Reis als nur möglich verzehrt, ungekaut drei Stücke Hühnerhaut von ungefähr Thalergröße zu verschlingen. Darauf folgt nun der Probetrunk: eine geringe Menge Geschabsel von der Tanghenafrucht in Bananensaft. Nun legt der „Skid" oder Wahrsager dem Angeklagten die Hände aufs Haupt, fürchterliche Flüche auf dasselbe herabbeschwörend, falls er wirklich der Schuldige sei. Nach dieser Zeremonie muß er große Quantitäten Wasser verschlingen, bis sein Magen, rebellisch geworden, sich seines Inhalts entledigt. Finden sich nun die drei Stückchen der Hühnerhaut vor, so ist der Beschuldigte gesetzlich wie moralisch über jeden Verdacht hinaus rehabilitiert, im anderen Falle ist die Schuld erwiesen, und die Schmach, ein Verbrechen begangen zu haben, haftet nun unauslöschlich lebenslang an dem Unglücklichen. In nicht seltenen Fällen jedoch wirkte das Gift so rasch, daß es gar nicht bis zu dieser Schuldprobe kam. Uebrigens war dies für die Angeklagten von rascher Verdauung ein Glück, denn im anderen Falle, waren sie nicht fähig, die Probe zu bestehen, wurde ihnen häufig von der empörten Umgebung der Schädel mit Holzkeulen eingeschlagen.

Seit dem Aufkommen des Christentums sind die rohen Sitten milderen Anschauungen gewichen; die fürchterlich grausamen Strafen sind abgeschafft. Die Vielweiberei, die neben allerlei Unsittlichkeit häufig genug war, ist in den Hauptprovinzen ganz beseitigt. Ehescheidungen, mit denen es ungeheuer leicht genommen wurde, sind seltener, die Heiligkeit der Ehe und die Forderung der Keuschheit wird immer mehr anerkannt. Die Bande der Familie sind stark, und Bruder- und Schwesterkinder werden fast wie die eigenen betrachtet. Auch die Heiraten werden meist innerhalb der Familie geschlossen, damit das Vermögen nicht zu sehr zersplittert werde. Wenn Kinder geboren werden, so ändern die Eltern ihre Namen in „Vater oder Mutter des oder der X. X.". Dagegen herrscht noch immer die Sitte des Kindermords, welcher mindestens der vierte Teil der Neugebornen zum Opfer fällt. Den Sakalaven gilt der Freitag für unglücklich und deshalb bringen sie jedes an einem Freitag geborene Kind in den Wald, legen es dort in eine Grube und überlassen es seinem Schicksale. Bei anderen madegassischen Stämmen gilt ein anderer Wochentag für unglückverheißend.

Jedes an einem Sonntage geborene Kind eines Prinzen oder einer Prinzessin wird ebenfalls ausgesetzt, gleichviel, ob sie schon andere Kinder haben oder solche erwarten, oder sich keine Hoffnung mehr darauf machen können. Denn ein solches an einem „großen Tage“ geborene Kind muß nach ihrem Glauben viel Glück haben und könnte, wenn es am Leben bliebe, mächtiger werden als seine Eltern. Der Aussetzung verfallen ferner auch alle an glücklichen Tagen geborene Kinder, welche irgendwie mißgestaltet sind, sowie die für unheilvoll geltenden Zwillinge; noch ganz kürzlich hat die Königin selbst zwei prächtige Knaben, die von ihrer Tochter geboren worden waren, im Walde ausgesetzt. Wenn eine Frau beim Nähren ermattet oder ihr die Milch fehlt, so wird der Häuptling davon in Kenntnis gesetzt und erscheint alsbald in Begleitung des Scharfrichters, der, wenn die Erzählung für richtig befunden wird, sofort das kleine Wesen umbringt, weil es undankbarerweise seine eigene Mutter töten will. Kommt ein Kind um Mitternacht zur Welt, und zwar zwischen einem Tage, der „faly“ (unheilvoll), und einem anderen, der nicht faly ist, so entscheidet über sein Los eine Art Gottesurteil: man legt es auf den schmalen Pfad, auf welchem die Ochsen Gehege verlassen. Weichen die Tiere sämtlich aus, so ist das Kind dem Leben erhalten; berührt es aber nur ein Ochse leicht mit dem Fuße, so wird es sofort getötet. Nach Angabe von Hova soll ein ähnlicher Gebrauch in Tananarivo herrschen. Pater Piras, ein lange Jahre in Madagaskar thätiger, kürzlich verstorbener französischer Missionär, hat sich vergeblich bemüht, einzelne solcher ausgesetzten Kinder, die zufällig gefunden worden waren, zu retten; denn nie hat sich eine Frau auch gegen hohe Belohnung dazu verstanden ein solches „verworfenes“ Geschöpf zu ernähren.

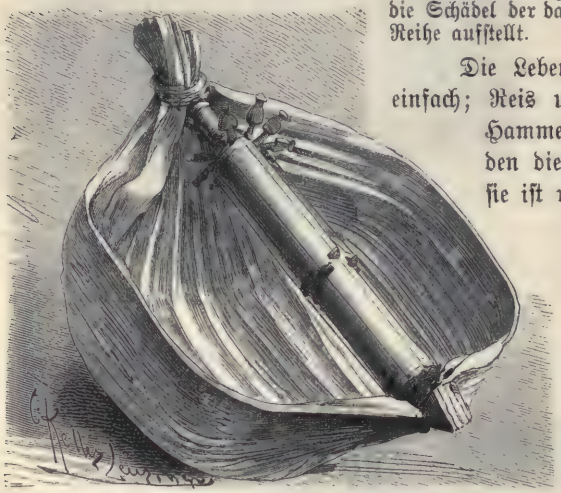
Toilettegegenstände (hölzerner Kamm und eiserne Zängelchen) der Madegassen.



Madagaskar. Aus Holz geschnitzte Löffel. Halsband mit Silberornamenten in Klauenform. Amulette und aus Stroh geflochtene Fächer.

Wir ersehen daraus, daß das Christentum noch nicht so tief eingedrungen ist, als man meint und der alte Heidenaberglaube noch kräftig im Volke wurzelt. Zu einem System hat sich der madegassische Götzendienst allerdings nie entwickelt. Man findet weder Tempel, noch regelmäßigen Gottesdienst, noch Priester. Die Religion ist Fetischismus

oder Verehrung von Zaubermitteln, die aber auf die einzelnen Familien beschränkt bleibt, und jeder Mann ist Priester in seinem Hause. Ueber den Zustand des Menschen nach dem Tode sind die Ideen der Malgaschen sehr dunkel. Man spricht von den Toten als „in der Luft zerflossen" oder „zur Gottheit geworden", ein merkwürdiger Ausdruck, dem ein pantheistischer Gedanke zu Grunde zu liegen scheint. Doch glauben sie an ihre Existenz, beten zu ihnen und verwenden viel Zeit und Mühe auf Gräber und Begräbnisfeierlichkeiten. Wir wissen, daß sie ihren Toten Kleider, Schmuck und Gebrauchsgegenstände, die ihnen im Leben besonders teuer waren, mit in die großen Steingräber geben — eine Sitte, die ebenfalls bei polynesischen Malayenstämmen und bei nordamerikanischen Indianern zu finden ist — und ferner, daß man am Grabe in der Weise den Grad der Ehre, welchen der Verstorbene im Leben genoß, zum Ausdruck bringt, daß man die beim Leichenmahl benutzten Kochsteine und (auf Pfählen) die Schädel der dabei verwendeten Ochsen in einer Reihe aufstellt.



Sesando. Musikinstrument von Rote (Madagaskar).

Die Lebensweise der Madegassen ist einfach; Reis und Kartoffeln, Rind- und Hammelfleisch, sowie Geflügel, bilden die gewöhnliche Nahrung und sie ist reichlich vorhanden. In den Zentralprovinzen sieht man nur selten einen Betrunkenen; freilich an der Ostküste, wo europäische Kaufleute immer viel Branntwein einführen, ist es anders. Es werden wenige Kleidungsstücke getragen, so daß die Stoffe für einen ganzen Haushalt von einer einzigen Frau gewebt werden können; denn die Madegassen kleiden sich in Gewebe aus Pflanzenfasern wie die Polynesier. Ein Haus zu bauen, verursacht wenig Kosten. Die Erde, auf der es gebaut wird, liefert die Wände, Gras das Dach. Fensterscheiben oder Dielen werden nicht gebraucht; auf den Boden breitet man hübsche starke Matten. In den größeren Städten jedoch hat man in neuerer Zeit anspruchsvollere Häuser nach europäischem Muster errichtet; es scheint, daß die Madegassen mit zunehmender Zivilisation, wie natürlich, auch mehr Bedürfnisse haben und sich nicht mehr mit Behausungen begnügen, die nur einen Wohnraum und eine Luke in dem hohen spitzen Dach haben. Besonders in Tananarivo gehen manche Veränderungen vor und dabei zeigt sich, daß es den Leuten durchaus nicht an Handgeschicklichkeit fehlt. Alle Arten von Schmiedearbeit in Eisen, Kupfer und Messing werden in wahrhaft vollendeter Weise hergestellt. Die Goldschmiede machen wunderbar zierliche Schmucksachen und feine Filigranarbeit, sind auch imstande, jedes beliebige Muster nachzuahmen. Als Musikinstrument dient das „Sesando", dessen Konstruktion unsere Zeichnung veranschaulicht. Doch haben sie im ganzen wenig Kunstgewerbe, während die malayischen Polynesier darin exzellieren.

Asien.

Allgemeines.

Asien, der größte aller Erdteile und sehr wahrscheinlich auch die Wiege unseres Geschlechtes, ist die Heimat einer Unzahl sprachlich und rassenhaft verschiedener Menschen, welche sich auch auf den verschiedensten Kulturstufen bewegen. So wenig wie die Völker stellen die Sprachen Asiens einen einheitlichen Typus vor; vielmehr finden wir dort wie in keinem anderen Weltteile fast alle Stufen sprachlicher Entwicklung vertreten. Ethnologisch ist mit dem Ausdrücke „asiatische Völker" ebensowenig anzufangen, als die Bezeichnung „asiatische Sprachen" für die linguistische Systematik irgend einen Sinn besitzt. Wir können uns hier demnach kurz fassen, denn allgemein Gültiges läßt sich für die Bewohner Asiens überhaupt nicht vorbringen. Wir müssen uns also mit einer einfachen übersichtlichen Aufzählung der wichtigsten Völkergruppen begnügen. Da

finden wir zunächst im Westen und Südwesten semitische Stämme: die Araber in Arabien, in Syrien und Mesopotamien mit ihren Stammverwandten. Oestlich daran stoßen Indogermanen, wozu die Kurden, Armenier, Perser und eine Reihe kleinerer Völkerschaften gehören, die hauptsächlich die Thäler des Hindukuhgebirges bewohnen und, wie die Dardu, Siah-posch Kafir u. a., sich zwischen die eranische und die indische Völkergruppe einschieben. Die Hindu beherrschen den größten Teil der Gangeshalbinsel bis hinab zum Dekkan und ins Brahmaputragebiet hinein nach Osten. Südlich von den arischen Hindu bildet die Rasse der Dravida, die auch über Ceylon verbreitet ist, den Stock der indischen Bevölkerung; ostwärts aber, auf der Goldenen oder hinterindischen Halbinsel treffen wir im äußersten Süden, sowie auf den Eilanden des Ostindischen Archipels die seekundigen Malayen, nördlich von ihnen die Besitzer einer sehr eigentümlichen, keineswegs zu unterschätzenden Gesittung, die Siamesen, Birmanen und Annamiten, deren einsilbige Idiome den Uebergang zu der Sprache des ältesten Kulturvolkes Asiens, der Chinesen, herstellen. Letztere sind in der That, wie sie sich selbst nennen, das Volk der „Mitte", denn sie sitzen, von dem Ostrande Asiens bis in das Herz des Weltteiles hinein, als nächste Nachbarn der abgeschlossenen Tibetaner und Mongolen. Im asiatischen Nordosten leben die Japaner, ein hochentwickeltes Inselvolk und die Koreaner, deren ethnologische Stellung noch nicht genau bestimmbar ist. Den ganzen Norden nehmen die Uralaltaier mit ihren vier großen Familien, der tungusischen, mongolischen, samojedischen und türkischen ein, mit welch letzterer sie den Bewohnern Europas die Hand reichen. Das Bergland zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere füllt endlich das Völkerkaleidoskop der Kaukasier, deren Sprachen vorläufig noch ziemlich isoliert dastehen. Soviel als thunlich wollen wir in den nachstehenden Schilderungen die hier bezeichnete Ordnung einhalten.

Die asiatischen Araber.

Die Geographen zählen die arabische Halbinsel zu den verrufensten Erdräumen. In der That, große weite weiße Flecke gähnen den Beschauer des arabischen Kartenbildes an und legen Zeugnis ab von der Dürftigkeit unserer Kenntnis des Geburtslandes des Islam. Selten nur hat des Europäers Fuß den glühenden, wandelnden Wüstensand Arabiens betreten, und noch vollständig unerforscht ist fast die Hälfte dieses kolossalen Gebietes, welches nach seiner ganzen Natur, in seinen klimatischen Verhältnissen, wie in seinen Pflanzen und Tieren, in seinen ethnographischen und historischen Verhältnissen dem benachbarten Afrika, von dem es nur der schmale Wasserstreifen des Roten Meeres trennt, so nahe steht, ja ihm so gleich ist, daß man es mit größerem Rechte diesem Weltteile als Asien zuzählen könnte. Auch die Bevölkerung ist hüben und drüben die nämliche. Die Araber des nördlichen Afrikas können ihre Herkunft aus dem arabischen Wüstenlande nicht verleugnen; dennoch bestehen zwischen beiden Unter-

schiede, welche nicht gestatten, die asiatischen Araber mit völligem Stillschweigen zu übergehen. Zudem wird die arabische Halbinsel, der Urſitz der südlichen Familie der Semiten, von wo aus die dahin gehörenden Völker über die Meerenge von Suez nach dem nordöstlichen Afrika sich verbreiteten, gar nicht von einer gleichartigen Bevölkerung bewohnt; sondern wir müssen zwei große, scharf geschiedene Gruppen darin unterscheiden: die Zentral- und die Südaraber.

Der Zentralaraber oder Araber schlechthin (Ismaeliten), die Bevölkerung des nördlichen und mittleren Arabiens, tritt unter den semitischen Völkern zuletzt auf den Schauplatz der Geschichte und zeigt die größte Altertümlichkeit in Sprache und Sitte. Das Arabische des zehnten Jahrhunderts n. Chr. ist viel primitiver als die Sprache, welche von den nördlichen Semiten ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung gesprochen wurde. Der Araber kann also ethnologisch für den Urtypus des Semiten gelten. Die Sprache Arabiens zerfiel ursprünglich in eine Reihe von Dialekten, welche von den einzelnen Stämmen, in welche das Volk sich teilte, gesprochen wurden. Durch die Zentralisation und litterarische Bildung, welche der Islam mit sich brachte, giengen sie nach und nach in einer einheitlichen Sprache auf. Diese Sprache verbreitete sich durch die Eroberungen der Araber über die von ihnen gegründeten Reiche. Durch sie wurden die einheimischen Idiome Mesopotamiens, Syriens und Aegyptens beseitigt, und den Sprachen Persiens und der eingewanderten Tatarenstämme ein neues Pfropfreis aufgesteckt. Durch den Islam jedoch und die ausgebreiteten Handelsverbindungen der Araber übte das Arabische auch über jene Länder hinaus, wohin die Moslemin mit der Gewalt der Waffen eindrangen, einen nachhaltigen Einfluß. Fast in allen Sprachen des östlichen Asiens und nördlichen Afrikas zeigen sich mehr oder weniger sichtbare Spuren seiner Einwirkung. Gegenwärtig ist die arabische Volkssprache abermals in mehrere Dialekte zerfallen, welche sich am besten unter die folgenden drei Typen bringen lassen: 1) Westlicher Dialekt, Sprache des sogenannten Maghrib; 2) Mittlerer Dialekt, Sprache von Aegypten samt Dependenzen und 3) Oestlicher Dialekt, Sprache von Syrien und von den östlichen und südlich daran grenzenden Landstrichen.

Die Sprache von Malta, das Maltesische, ist ein arabischer Jargon, welcher stark mit italienischen Elementen gemischt ist.

Die Südaraber (Joktaniden) sind die Bewohner des südlichen Arabiens, welche im Altertume Himjariten genannt wurden. Sie sind von den im Norden wohnenden Arabern sprachlich geschieden. Ihr Idiom, das Himjarische, ist eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabischen. Wir besitzen von demselben eine Reihe von Denkmälern, welche in der neuesten Zeit herausgegeben und entziffert worden sind. Zu den direkten Nachkommen des Himjarischen gehört das sogenannte Hakili oder Ehkili, welches im Süden von Arabien, in der Landschaft Mahra, gesprochen wird. (F. Müller, Allgem. Ethnogr., S. 506—507.) Sonst hat freilich der nordarabische Dialekt, die geheiligte Sprache des Korans, weit sein ursprüngliches Gebiet überströmt und in Yemen, Jafa und Hadhramaut durchaus die nationale Sprache verdrängt, so

daß außer in Mahra nur noch in Omân eine Mundart des alten südarabischen Idioms ihre Herrschaft behauptet. Die Völker Omâns und der angrenzenden Gebiete sonderten sich auch als „Charidschiya" oder „Chuaridsch" (Ketzer) von dem kompakten Glaubenskörper der Orthodoxen ab. In Hadhramaut und dem südwestlichen Südarabien bekennt sich dagegen die in Städten und Dörfern ansässige Bevölkerung zu der schroffsten Auffassung des sunnitischen Glaubensbekenntnisses. Diese südlichen Araber sind es, mit welchen wir uns zunächst befassen wollen.

Arabisches Mädchen aus Aden.

Alle Südaraber sind fast so schwarz wie die Abessinier, dabei aber meist von einer Formenreinheit, einer Regelmäßigkeit des Körperbaues, wie man sie nur bei den schönsten Mitgliedern der weißen Rasse sieht, und weit entfernt von jeder Annäherung an den Neger oder selbst an den subäthiopischen Typus. Merkwürdig ist es auch, daß alle diese Araber des Südens, die immer nackt gehen und das rauheste Leben führen, keineswegs mager sind, sondern sich einer sehr wohlproportionierten Körperfülle erfreuen; fette Leute sieht man ebensowenig wie skeletthaft magere. Der einzige Luxus, welchen die Leute kennen, sind kostbare Waffen. So hatte Heinrich von Maltzans Geleitsmann einen silberbeschlagenen Gurt für sein massiv silbernes Kugelbecken, das einer silbernen Zuckerdose glich, aber sehr kunstvoll ziseliert war, ein kleines silbernes Pulverhorn für die Ladung der Pfanne und ein großes schneckenförmiges, gleichfalls von Silber, für die Vorderladung seiner Luntenflinte. Letztere war auch reich mit Silber beschlagen und überhaupt ein Prachtstück, würdig in einem Museum zu figurieren. Diese Leute haben es nämlich noch nicht bis zu Steinschlössern gebracht, wie die Araber Nordafrikas. Sie kennen diese sogar nicht einmal dem Namen nach, sondern nur Luntenflinten, ganz wie die Soldaten des Mittelalters. Der Stolz jedes

Südarabers ist die jedoch die „Dschembiye", ein krummes Dolchmesser, halbmondförmig gebogen, das in einer hufeisenförmigen Scheide steckt, so daß es aussieht, als beschreibe die Dschembiye einen größeren Kreisabschnitt als den Halbkreis. Dem ist jedoch nicht so, sondern der eine Ausläufer der Scheide ist hohl, nimmt sich aber imposanter aus als der Griff, da er von einem köcherartigen Aufsatz „Amud" (Säule) genannt, gekrönt ist, der, meist von Silber und kunstreich geschmückt, eine der Hauptzierden der Bewaffnung bildet. Maltzans Begleiter hatte eine Dschembiye, die, so zu sagen, ganz in Silber gekleidet und wenigstens 90 Mark wert war. Seine Waffen mochten ihn zusammen das Vierfache dieser Summe gekostet haben, und dennoch war er ein armer Teufel, der sonst nichts besaß, keinen Lohn bekam und keine Nahrung hatte als Durrahbrot und Sesamöl, die gewöhnliche Speise des ungemein genügsamen südarabischen Volkes. Fleisch und Weizenbrot ißt nur der Sultan. (H. von Maltzan in der Allg. Zeitung vom 2. März 1871.)

Das südliche Arabien steht nur in der südwestlichsten Ecke, in Yemen, unter türkischer Herrschaft, woran sich das britische Gebiet von Aden schließt. Weiterhin leben die unabhängigen Stämme unter der mehr oder minder ausgeprägten Herrschaft von eignen kleinen Sultanen oder Häuptlingen, und soziale Sitten wie staatliche Einrichtungen wechseln oft innerhalb eines geringen Raumes. Was aber Südarabien charakterisiert und in Gegensatz zu dem nördlichen Teile der Halbinsel bringt, das ist das Zurücktreten des Beduinentums gegenüber der seßhaften Bevölkerung, die sich in größeren Orten, eigentlichen Städten, zusammenschart. Selbst die südarabischen Beduinen sind aber nicht die Nomaden des Nordens oder Afrikas, sondern besitzen dörfliche Ansiedelungen, hassen und verachten indes im übrigen die Städter. An vielen Orten, z. B. in der Landschaft Hadhramaut, steht jede Stadt oder jedes Dorf unter einem eigenen Sultan; es sind dies voneinander zwar unabhängige aber höchst ohnmächtige Fürsten, da sie alle unter dem Schutze oder vielmehr der Herrschaft der Beduinen stehen. Diese sind die wahren Herren des Landes, und die Sultane, deren Gebiet sich nicht über ihre Stadtmauern erstreckt, im vollen Sinne des Wortes ihre Vasallen.

Wenn man, so erzählt Adolf von Wrede von den Beduinen Hadhramauts, diese Menschen zum erstenmale sieht, flößen sie gewiß wenig Zutrauen ein. Man denke sich dunkelbraune, nervige Kerle, deren ganze Kleidung aus einem Schurz um die Hüften besteht, der kaum bis zu den Knien hinabreicht, und deren langes, schwarzes, etwas gekräuseltes Haupthaar zu einem Büschel am Hinterkopfe zusammengebunden ist. Ein sehr spärlicher Bart beschattet das Kinn, während der Schnurrbart sorgfältig geschoren ist (der Schnurrbart gilt bei vielen Moslemin für „Makruh", d. h. unanständig). Unter ihren buschigen Brauen blitzt ein feuriges Augenpaar hervor, dessen nächste Umgebung durch den Gebrauch des „Kohels" (Collyrium, Spießglanz) eine dunkle, stahlblaue Färbung erlangt hat. Endlich spielt um den feinen, mit perlweißen Zähnen besetzten Mund ein Zug, welcher die Verachtung ausspricht, mit der die wilden Söhne der Wüste auf alle diejenigen blicken, welche nicht, wie sie, frei und dem Raubtiere gleich in Steppen und Einöden herumstreifen. In ihrem Gürtel blitzt die Dschembiye neben dem großen, blanken Pulverhorn; ein kleineres Horn, in dem nur feingeriebenes Pulver für die Pfanne enthalten ist, hängt an einem mit Metallknöpfen besetzten Riemen über die linke Schulter auf die Brust. Fortwährend liegt die unzertrennliche Begleiterin, die Luntenflinte, in Bereitschaft, um entweder einen Angriff abzuwehren, oder bei günstiger Gelegenheit selbst einen auszuführen. Je länger man jedoch mit diesen Beduinen umgeht, um so williger

söhnt man sich mit ihrem wilden Aeußern aus. Sitten und Gebräuche, durch die Länge des Bestehens geheiligt, bannen ihre Raub- und Mordlust in engere Schranken und geben ihrer Handlungsweise einen ritterlichen Anstrich, der seltsam mit ihrem sonstigen Thun und Lassen kontrastiert. So ist zum Beispiel dem Beduinen sein gegebenes Wort heilig, nicht etwa jedoch aus religiösen oder moralischen Gründen, nein, weil es die Stammesehre verlangt, weil ihn sein Vater diesen Grundsatz gelehrt hat, weil der Wortbrüchige vom ganzen Stamme verachtet wird und ihn die schreckliche Strafe der Ausstoßung trifft. Die Kaufleute vertrauen daher auch ihre Waren, und wären sie noch so kostbar, einzelnen Beduinen zum Transport ins Innere an, und mit der größten Gewissenhaftigkeit, aber auch mit blutendem Herzen liefert der Beduine sie ab, denn er kann sich des Gedankens nicht erwehren, wie schön es wäre, wenn ihm diese Gegenstände ohne Schutz begegneten, wo er sie dann unbeschadet seiner Ehre hätte rauben können. Dasselbe gilt vom Reisenden und seinem Geleitsmann. Einen solchen Geleitsmann nennt man „Dachail" und dieses Wort bezeichnet keineswegs einen im Dienstverhältnisse stehenden Führer, sondern den Beschützer und Gewährsmann des Reisenden, der sich zwar für seine Mühe bezahlen läßt, aber doch dem Reisenden außer seinem Schutze keinerlei Dienste erweist. Der Dachail muß stets ein Beduine sein, da die Beduinen das ganze innere Land beherrschen und die Herrschaft der Sultane sich wie erwähnt nicht über ihre Stadtmauern erstreckt. Der Fremde, der sich einem Beduinen, als seinem Dachail, anvertraut, tritt dadurch in ein Schutzverhältnis zu dessen ganzem Stamm und allen seinen Verbündeten. Er ist, so lange die Reise währt, gleichsam vom Stamme adoptiert, und jedes ihm zugefügte Unrecht ist eine Beleidigung gegen den ganzen Stamm. Der Dachail, als Repräsentant des Stammes, pflegt die Verpflichtung, welche er eingeht, den ihm anvertrauten Reisenden zu schützen, zuerst feierlich zu bestätigen. Wrede schildert diese Feierlichkeit folgendermaßen:

„Nach Abschluß des Kontrakts legte mein Wirt die Hand des Beduinen in die meinige und fragte ihn, ob er mich und meine Habe während der Reise beschützen wolle? Auf sein gegebenes „Ja" benetzte der Kaufmann seinen Zeigefinger mit Speichel und schrieb meinen Namen auf die Stirn des Beduinen, indem er sprach: Der Name dieses Fremden steht auf deiner Stirn geschrieben. Daß deine Stirn sich nie mehr vor deinem Stamm erhebe, wenn ihm etwas zuleide geschieht. — Der Beduine erwiderte mit großer Lebhaftigkeit: Wenn das geschieht, so erhebe sich meine Stirne nie mehr, weder in Städten, noch in den Gebirgen! Sein Tod ist mein Tod! Mein Tod ist der seinige! Es ist nur ein Gott und Muhammed sein Prophet. Alles kommt von ihm! — Hiermit endete die Zeremonie, und mein Wirt versicherte mir, daß ich nun dem Beduinen volles Zutrauen schenken könne." Ein ähnliches Verhältnis finden wir auch im arabischen Hedschâs. Der Reisende verschafft sich unter den Beduinen einen „Rafik", und ein solcher „Freund" bleibt ihm auch getreu. „Nanu Malihin," „wir haben Salz miteinander gegessen," bedeutet ein Freundschaftsband. Burton bemerkt indes, daß bei einigen Stämmen diese Bürgschaft, welche der Beduine übernimmt, alle 24 Stunden erneuert werden müsse, weil, wie sie sagen, sonst „das Salz nicht mehr in ihrem Magen ist". Ganz ebenso denkt der Beduine Südarabiens. Er verteidigt den Fremden, der sich seinem Schutze anvertraut, bis zum letzten Atemzuge, — aber denselben Fremden wird er ohne Skrupel ermorden und berauben, wenn er ihn nach beendigtem Schutzverhältnis, und von keinem andern beschützt, auf der Straße findet. In den Beduinendörfern, die jedoch selten mehr als 400 Einwohner zählen, wird der Reisende als Gast des befreundeten Stammes meist gut aufgenommen, aber auch entsetzlich mit Fragen gequält, und beim Essen steckt ihm ein reicher Gastwirt wohl auch die Hammelschnittchen selbst in den Mund. Das Fleisch essen die Beduinen am liebsten roh und ohne Salz, dessen Gebrauch sie sogar lächerlich finden.

Adolf von Wrede, dem wir die ersten Nachrichten über die Bewohner Hadhramauts verdanken, wohnte einmal auch einer jener großen Vereinigungen von den Stämmen und Stammesgruppen einer ganzen großen Provinz bei, welche Versammlung die Araber „Kabayl Bakri" d. h. „Verbrüderungsfest der Stämme" nennen. Zuerst mußten die Glaubenswächter bestimmen, ob auch die Stunde hierzu günstig sei, und als sie dies aus dem Laufe des Mondes ermittelt hatten, wurde ein Fatiha gebetet und den versammelten Beduinen die Eröffnung des Festes angezeigt. Nun erscholl von allen Seiten laut donnernd der Ruf „Allah Hafits el Kabayl!" d. h. „Gott behüte die Stämme", und wurde von Berg zu Thal, von Lager zu Lager getragen. Das Fest hatte jedoch seinen wichtigen Zweck, nämlich die politischen Beratungen zweier großer Stammesgruppen, deren Angehörige die eigentlichen Hauptpersonen dabei waren, während außerdem noch eine Menge anderer Beduinen, zu neutralen und nicht mitberatenden Stämmen gehörig, nur müßige Zuschauer

und Teilnehmer am Feste, nicht aber an den Beratungen abgaben. Diese Beratungen wurden durch Reden der zwei Stammeshäupter eingeleitet. Es handelte sich diesmal darum, den Krieg gegen eine benachbarte Provinz zu beschließen oder zu verwerfen. Die Kriegspartei siegte, und der Krieg wurde beschlossen, alles in ziemlich kurzer Zeit, nachdem nur wenige, aber sehr heftige Reden gehalten worden waren. Der Beschluß wurde der Menge verkündigt, die ihn mit einem neuen „Allah Hafits el Kabayl" aufnahm. Darauf wurde noch eine seltsame symbolische Handlung vorgenommen, durch welche der Beschluß seine religiöse Weihe erhalten sollte. „Das Feuer, welches in der Mitte der Versammlung brannte, wurde durch einen großen Haufen Holz neu belegt und die auflodernde Flamme mit lautem Jubel begrüßt. Man brachte dann einen Ast des Nebekbaumes und einen fetten Hammel, welchem der älteste Scheich die Füße band. Darauf ergriff er den Ast, sprach ein Gebet über ihm und übergab ihn den Flammen mit den Worten: „So wie dieser Ast verdorrt, so mögen unsere Feinde verdorren!" Als alles grüne Laub verbrannt war, entzog er ihn dem Feuer, sprach nochmals ein Gebet und durchschnitt mit seiner Dschembiye die Kehle des Hammels, mit dessen Blute der noch brennende Ast gelöscht wurde. Dabei sprach der Scheich: „Wer in der Stunde der Gefahr zurückbleibt und diesen blutigen Ast, unser Banner, verläßt, der verdorre, er und die Seinigen, so wie der Ast verdorrt ist." Er riß dann mehrere kleine Zweige von dem verbrannten Aste und übergab sie ebensoviel Beduinen, welche damit nach verschiedenen Richtungen eilten. Der schwarze, blutige Ast wurde in die Erde gepflanzt. Die Beduinen lösten ihre gewöhnlich zusammengebundenen Haare, schürten abermals das Feuer und begannen einen ausdrucksvollen Kriegstanz um dasselbe, welcher von dem „Tar" (Tamburin) und dem Kriegsgesange begleitet wurde. Tanz und Gesang dauerten bis nach Mitternacht, bis sich die beiden Scheiche, dem neuen, seltsamen Banner (d. h. dem blutigen Ast) folgend, nach Osten wandten und im Dunkel verschwanden." Der Hauptast, so erfuhr Wrede, bildet nun das Banner, um das sich alle Verbündeten scharen; die abgerissenen Zweige werden in die einzelnen Stämme getragen, und die dort Zurückgebliebenen sammeln sich um sie, als ihre Fahnen, und eilen dem Hauptheere zu. Beim Friedensschlusse werden alle Zweige feierlich verbrannt, und die Scheiche sprechen dabei: „Unsere Feindschaft ist vernichtet, wie diese Zweige vernichtet sind!" Ein jeder schlachtet dann einen Widder zum Opfer. Hat eine Partei mehr Tote, als die andere, so sagt der im Vorteil stehende Scheich: „Wähle zwischen Blut und Milch!" d. h. zwischen der Erbrache oder dem Blutgelde. Gewöhnlich wird jedoch beim Friedensschluß das Blutgeld angenommen. Für dieses besteht in Hadhramaut kein bestimmter Satz, wie in anderen Gegenden Arabiens, sondern es wird je nach dem Reichtum des Totschlägers bald höher, bald niedriger taxiert.

Sehr eigentümlich gestalten sich bei einigen dieser Beduinen die Hochzeitsfestlichkeiten, bei welchen von Wrede die uralte Sitte des simulierten Brautraubes noch aufrecht erhalten fand. „Alle Männer," so erzählt er, „begaben sich beim Anfang der Hochzeit vor die Höhle des Bräutigams (diese Beduinen sind Höhlenbewohner), und die Frauen vor die der Braut. Die Väter des Brautpaares schlachteten jeder mehrere Schafe, große Feuer loderten auf, und nun wurde geschmaust und gesungen bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Die jungen Männer nahmen hierauf den Bräutigam in die Mitte und zogen nach der Höhle der Braut, um sie abzuholen. Hier aber wurde ihnen der Bescheid, daß die Braut sich geflüchtet habe, und man nicht wisse, wohin? Nachdem nun die Jünglinge die ganze Höhle durchstöbert und nichts gefunden hatten, eilten sie mit einem gräßlichen Geschrei zu ihren Waffen, zündeten die Lunten an und machten sich auf, die Flüchtige zu suchen. Ich schloß mich dem Schwarm an und zog nun wenigstens zwei gute Stunden mit umher. Endlich entdeckten wir einen Trupp junger Mädchen, welche eine Höhle bewachten, in die sich die Braut versteckt hatte. Der Bräutigam forderte sie auf, die Flüchtige auszuliefern, allein statt der Antwort warfen sie mit Steinen und zwar dergestalt, daß man es wohl für Ernst nehmen konnte. Nun liefen die jungen Männer mit vor das Gesicht gehaltenem Arm Sturm, wurden aber mit einem Hagel von Steinen empfangen. Dies war übrigens der letzte Verteidigungsversuch, denn als die jungen Männer ihnen näher kamen, flüchteten sich die Mädchen mit Wehklagen nach allen Seiten und ließen die Braut als gute Beute zurück. Der Bräutigam setzte sich nun ungehindert in deren Besitz, und die übrigen zogen sich darauf an die hundert Schritte zurück, wo sich denn auch die Mädchen wieder einfanden. Es dauerte nicht lange, so kam das Paar, welches als Braut und Bräutigam die Höhle betreten hatte, als Mann und Frau wieder hervor, letztere mit einem großen Tuche verhüllt. Sie wurden jetzt in

die Mitte genommen und unter Gewehrsalven und Frauengetriller nach der Höhle des Mannes gebracht, an deren Eingang dieser zwei Lämmer schlachtete, die sogleich gebraten und verzehrt wurden. So endete das Fest.

Was nun das Aeußere der Beduinenfrauen betrifft, so besteht ihr einfacher und origineller Anzug aus einem braunen Wollenhemd, dessen hinterer Teil bis auf die Fersen reicht, während der vordere kaum die Knie bedeckt. Oben wird eine runde Oeffnung gelassen, welche auf beiden Schultern durch einen Einschnitt erweitert ist, der, nachdem man das Hemd angezogen, zugeknöpft werden kann. Die Aermel reichen nur bis zur Hälfte des Oberarms. Ein breiter lederner Gürtel, der mit messingenen Ringen und kleinen weißen Porzellanmuscheln, sogenannten „Otterköpfchen", besetzt ist, hält dieses Gewand über die Hüften zusammen und dient zugleich zum Tragen eines Beils, welches sie stets mit sich führen, um während des Weidens ihrer Tiere das nötige Holz zu schlagen. Eine enge Hose aus blauem Baumwollenstoffe reicht bis unter die Waden. Kopf und Gesicht sind unbedeckt, und die Haare fallen ohne Pflege unordentlich herab. Wie die Männer, gehen auch die Beduinenfrauen fast immer barfuß; der Sandalen bedienen sie sich nur, wenn sie im dornigen Gesträuch Holz holen. Als Zierate tragen sie an den Beinen Messingringe von drei Zoll Breite und einer Linie Dicke, an den Armen glatte Ringe von einem Zoll Breite, um den Hals Glaskorallen und in den Ohren und durchbohrten Nasenflügeln messingene oder silberne Ringe. Wenn sie die Herden ins Freie treiben, tragen sie an einem Riemen einen mit Leder überzogenen Korb, der die Gestalt eines Viertelkugelabschnitts hat. Beim Tragen ist die Oeffnung dem Körper zugewandt. Dieser Korb dient jungen Müttern zum Tragen ihres vollkommen nackten Säuglings, und anderen Frauen zum Fortschaffen neugeborner Lämmer und Zicklein, die zum Laufen noch zu schwach sind. Auch in den Städten, wie in Chorayhe, der Hauptstadt des Wadi Doan, gehen die Frauen, der moslemischen Sitte entgegen, unverschleiert. Sie tragen fast dasselbe Kostüm, wie die Beduininnen, nur aus reicheren und feineren Stoffen. Ihre Oberhemden sind hellblau, der Rand ist mit grünem Stoffe besetzt und bei den Reicheren mit Silberstickerei verziert, das Beinkleid rot und weiß gestreift, der Gürtel oft mit einem Silberschlosse versehen. In jedem Ohre tragen sie zwölf ziemlich starke Silberringe, zu welchem Zwecke das Ohr an zwölf Stellen durchbohrt ist. Einige tragen auch Nasenringe. Auf jeder Seite des Kopfes ordnen sie das Haar in Kugelformen zusammen, welche sie traubenförmig vereinigen. Um recht viel solcher Kugeln aufweisen zu können, nehmen sie ihre Zuflucht zu alten Fetzen und Lumpen, um die sie die Haare wickeln (man sieht, es gab eine Art von Chignons lange vor Erfindung der europäischen). Die ganze Figur wird mit Gummi arabicum überstrichen, um ihr die gehörige Konsistenz zu geben. Von einer Schläfe zur andern geht ein farbiges Band, an dem eine Menge viereckiger Kästchen von Silber oder sonstigem Metall hängen; in diesen sind Amulette verwahrt. Außerdem ist noch das Haar mit fingerbreiten roten Streifen, die von vorne nach hinten gehen, bemalt. Gesicht, Hals, Arme und Füße sind mit dem Extrakt der Curcumawurzel gelb gefärbt, und auf dem Gesicht außerdem noch rote und indigoblaue Blümchen aufgemalt. Die Augenlider sind mit „Kohel" schwarz gefärbt.

Die Kinder im Wadi Doan gehen bis zum vierten Jahre vollkommen nackt. Ihr Haupthaar haben sie auf eine seltsame Weise geschoren. Einige tragen nur einen runden Büschel oberhalb der Stirn, andere solche Büschel an den beiden Schläfen und auf dem Mittelkopfe einen aus Haaren gebildeten Kamm: bei noch anderen teilen zwei derartige Kämme das Haupt in drei Felder. Die Frauen tragen ihre Kleinen nicht wie die Aegypterinnen auf der Schulter, sondern setzen sie rittlings auf die Hüfte. Alle Kinder sind mit Talismanen behangen, die sie vor dem Bösen Blicke schützen sollen. Einige tragen deren an die fünfzig.

In Haura wohnte Wrede einem Begräbnisse bei, dessen Eigentümlichkeiten er folgendermaßen schildert: „Der Tote lag auf einem „Kafen" (Leichentuch) in einer sargartigen Bahre, neben welchem auf jeder Seite aus einem kupfernen Gefäße Weihrauchdämpfe aufstiegen. Zu seinen Füßen saßen zwei Geistliche und lasen im Koran. Die Hände des Toten waren über dem Leibe zusammengelegt und die Zehen zusammengebunden. In den Ohren und Nasenlöchern, zwischen Daumen und Zeigefinger und den entsprechenden Zehen der Füße steckten große Stücke Baumwolle, ebenso auf den Augen und im Munde. Bald nach unserer Ankunft wurde das Leichentuch über den Toten zusammengelegt und oberhalb des Kopfes, in der Mitte des Körpers und unterhalb der Füße zusammengebunden. Hierauf betete die Versammlung ein „Fatiha" und der Leichenzug

setzte sich in Bewegung. Bis hierhin hatten die Frauen nur ein leises Wimmern vernehmen lassen, jetzt aber brachen alle, nicht nur die des Hauses, sondern auch die fremden in ein so durchdringendes Klagegeschrei aus, daß man seine eigene Stimme nicht mehr vernahm. Am Eingange der Moschee setzte man die Bahre auf eine eigens dazu bestimmte Erhöhung, und der Imam betete dann über derselben mehrere Kapitel des Koran. Hierauf trug man den Toten an sein Grab, wo noch ein Fatiha gebetet wurde. Neben und zur Seite des 2,5 m tiefen Grabes hatte man in der ganzen Länge eine nischenartige Vertiefung ausgegraben, so hoch, daß ein Mann bequem darin sitzen konnte. In diese Nische legte man den Toten, löste die Bänder des Leichentuchs, stellte Aeste schräg vor die Nische und bedeckte sie mit einer Strohmatte. Dann warf jeder dreimal eine Hand voll Erde ins Grab, betete ein Fatiha, und überließ es den Totengräbern, es vollends zu füllen. Diese Grabnische soll folgendem Zwecke dienen. Kaum hat sich das Grab über einem Menschen geschlossen, so kommen die beiden Grabesengel „Monkir" und „Nakr" (d. h. der Untersucher und der Erforscher) zu ihm, um ihn über seinen Glauben u. s. w. zu befragen. Diesen muß er in sitzender Stellung Rede stehen und damit nichts ihn hindere, diese Stellung aufzunehmen, wird ihm eine hinlänglich geräumige Nische erbaut.

Ganz anders ist die Sitte des Begrabens bei den Beduinen in Hadhramaut. Einem solchen Begräbnisse wohnte Wrede einige Tage später auf der Reise von Haura nach Sfahwa bei. Die Beduinen nahmen bei dieser Gelegenheit ihrem gestorbenen Stammesgenossen alles, bis auf einen kleinen Schurz, vom Leibe, wuschen ihn an einer Zisterne und banden ihm dann die Knie dergestalt an den Hals fest, daß sie das Kinn berührten. So gekrümmt legten sie die Leiche auf den Sand in der Weise, daß ihr Gesicht nach Osten gewendet war und bedeckten sie dann mit einem Haufen Steine. Dieser Gebrauch ist offenbar aus dem Heidentum überkommen, denn nach moslemischer Sitte müßte das Gesicht nach Mekka gewendet liegen, auch muß die Leiche in die Erde und nicht auf dieselbe gelegt und dort mit Steinen bedeckt werden. Bei Strabo finden wir eine ähnliche Beschreibung der Beisetzung von Leichen bei den Troglodyten des nahen Ostafrika.

Der fragliche Beduine war von seinem eigenen Sohne, einem zwölfjährigen Knaben, in einem Zornanfall ermordet worden, und bei dieser Gelegenheit erfuhr Wrede, daß Vatermord bei den Beduinen nichts Seltenes sei, auch meist ungestraft bleibe, da ja nur die nächsten Verwandten hier den Mord bestrafen, und der Mörder selbst der nächste ist. Nur dann, wenn der Großvater oder ein väterlicher Oheim vorhanden ist, können diese den Mord durch die Tötung ihres Enkels oder Neffen rächen.

Die Art und Weise, wie die Gerechtigkeit in einem Lande gehandhabt wird, ist vielleicht das sicherste Kriterium für den höheren oder niederen Kulturgrad seiner Bewohner. Eine unparteiische Justiz finden wir nicht einmal in allen Staaten des hochzivilisierten Europas, geschweige denn in den zur halben Barbarei zurückgekehrten Gebieten des Islams. Umsonst sucht man hier nach Zuständen, die das Rechtsgefühl befriedigen, und es fällt schwer zu entscheiden, ob nicht der ursprüngliche Zustand der Selbstjustiz, vulgo Faustrecht, wie er noch in den entfernteren Gegenden des Orients herrscht, jenem modernen Zerrbild einer Gerechtigkeit vorzuziehen sei. Sicher werden durch letzteres mehr Ungerechtigkeiten begangen als durch ersteren. Auch ist dieses Faustrecht nur in den seltensten Fällen eine Einzeljustiz, die der Stärkere sich selbst nach eigenem Gutdünken dem Schwächeren gegenüber verschaffen kann, wie dies im Mittelalter in Europa sprichwörtlich geworden war, sondern eine Stammesjustiz, nach welcher der Einzelne nur in Verbindung mit seinem Volke handelt. Das Faustrecht findet in der Regel nur von Stamm zu Stamm seine Anwendung. Dann ist es allerdings vollkommen willkürlich und der schwächere Stamm muß, selbst in der gerechtesten Sache, erbarmungslos unterliegen. Jeder Stamm ist eben ein kleiner Staat, und die Verhältnisse von Staat zu Staat werden nicht mehr nach den gewöhnlichen Justizbegriffen geregelt. In Südarabien treffen wir

beide Arten von Justiz. In den kleinen Sultanaten, in welchen die Fürsten nicht nur die nominelle, sondern die wirkliche Herrschaft haben, finden wir die alte arabische und türkische Justiz, das unerbittliche Gesetz des Korans, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Türkei und Aegypten herrschte, von despotischen Fürsten mit äußerster Strenge gehandhabt. In den freieren Stammesgebieten, die sich zwar auch oft einem Sultan unterordnen, welcher aber nur in Kriegszeiten eine Autorität und dann auch nur eine militärische Macht ausübt, herrscht das Faustrecht in der oben angedeuteten, weiter unten zu beschreibenden Weise. In einzelnen Gebieten sehen wir beide Arten von Justiz nebeneinander, je nachdem die Autorität des Sultans sich bei dem einen geltend machen kann, bei dem andern dagegen auf unüberwindlichen Widerstand stößt.

Unter den ihren Fürsten wirklich unterworfenen kleinen Staaten Südarabiens steht das jetzt von Engländern ihren Besitzungen um Aden unterworfene Sultanat von Lahedsch insofern obenan, als es dem Ideal eines moslemischen Staates am nächsten kommt. Hier ist der Fürst in der That alles, Gesetzgeber, Verwalter und oberster, in den meisten Fällen sogar einziger Richter, denn das Ländchen ist nicht groß, so daß selbst die Fälle erster Instanz oft vor den höchsten Richterstuhl gebracht werden können. Die Kriminaljustiz wird hier streng nach dem Korangesetz „Blut um Blut, Aug' um Aug', Zahn um Zahn" ausgeübt. „Blut um Blut," d. h. wer getötet hat, wird getötet, „el katel yuktal," wie der kurze arabische Spruch lautet. Einerlei, ob die Absicht des Tötens vorhanden war, oder nicht. Nicht nur der Totschläger, sondern auch der zufällige Beibringer einer tödlichen Verletzung wird wie ein Mörder bestraft. Dagegen entgeht der absichtliche Mörder dann der Strafe, wenn die von ihm beigebrachte Wunde zufällig nicht den beabsichtigten Tod zur Folge hatte. Das Faktum allein entscheidet, die Absicht gilt für nichts.

Der Sultan von Lahedsch gestattet nicht die Ausübung der Blutrache, die sonst überall in Arabien, wo die Fürsten nicht die Stämme in ihrer Gewalt haben, das einzige Kriminalgesetz ist. Er gestattet sie nicht einmal in der Weise, wie andere gleichfalls nur den Koran als Gesetz anerkennende moslemische Staaten, wo zwar auch der Fürst den Mörder verurteilt, aber doch dem natürlichen Bluträcher, d. h. dem nächsten Verwandten des Ermordeten die Genugthuung gewährt, das Henkeramt an dem Schuldigen auszuüben. Ein Nachrichter wird bei dieser Hinrichtungsweise überflüssig. In Lahedsch dagegen besteht das Amt eines Scharfrichters. Die Hinrichtung wird nicht durch Hauptabschlagen, sondern durch Erstechung vermittelst der Dschembiye vollzogen, und findet auf dem Friedhof neben dem bereitgehaltenen offenen Grabe des Verbrechers statt. Diebstähle aller Art, von der Entwendung eines Schnupftuches bis zum ansehnlichsten Raube, werden ganz gleich, mit dem Abschlagen der rechten Hand durch den Scharfrichter bestraft. Die abgeschlagene Hand wird der moslemischen Tradition zufolge, die auf dem Auferstehungsglauben begründet ist, auf dem Friedhof begraben, damit ihr Eigentümer einst neben ihr ruhen und sie am jüngsten Tage wiederfinden könne. Die Operation wird meist auf barbarisch ungeschickte Weise vollzogen, die Hand mit der Dschembiye mehr abgesägt als abgehauen. Dennoch verraten die Gerichteten selten ihr Schmerzgefühl. Erst die grausame Handlung, welche dem Handabhauen folgt, vermag ihnen einen Schmerzensschrei zu entlocken. Diese Handlung soll eigentlich keine Strafe mehr sein, sondern ein Heilverfahren; es ist aber ein so plumpes und rücksichtsloses, daß wohl niemals der Satz: „das Heilmittel ist schlimmer als das Uebel," mehr zur Wahrheit geworden ist. Statt nämlich die Wunde zu verbinden, und das Blut auf eine die Schmerzen sanft lindernde Weise zu stillen, kennen diese primitiven Aerzte kein anderes Mittel als das, den blutigen Stumpf in kochenden Teer zu tauchen, wodurch allerdings das Blut gestillt, den Patienten aber die entsetzlichsten Schmerzen verursacht, und die erste schwere Verletzung noch durch eine Brandwunde kompliziert wird. Nicht selten wird diese Operation so ungeschickt ausgeführt, daß noch eine Amputation des Vorderarmes nötig wird, welche die Unglücklichen meist in Aden von englischen Aerzten vollziehen lassen. Bei Rückfällen wird dem Diebe zuerst die noch übrig gelassene Hand abgehauen und, bessert ihn auch dieses nicht, so trifft ihn der Tod. Alle sonst Gerichteten werden übrigens freigelassen. Einsperrungs-

strafen werden nie zuerkannt. Ein Gefängnis ist zwar auch in Lahedsch vorhanden und fast immer vollgepfropft, aber zum Gefängnis eigentlich verurteilt wird niemand. Diese Delinquenten werden meist wegen Polizeivergehen oder Uebertretungen religiöser Vorschriften von den Soldaten des Sultans, die sie auf der That ertappen, festgenommen, und mehr zur Unschädlichmachung, als zur Strafe festgesetzt. Alle sind gefesselt, und zwar an den Beinen, an denen sie schwere Ringe tragen, die zusammengelötet sind, so daß sie nur mit äußerster Mühe vorwärts gehen können. Nur die schweren Verbrecher, die aber nie lange im Gefängnis bleiben, sondern gleich gerichtet werden, tragen Ketten um den Hals, an deren Ende eine schwere Kugel befestigt ist. Die Sorge der Ernährung der Gefangenen bleibt lediglich ihrer Familie überlassen. Der Sultan giebt ihnen nichts. Die Wohlthätigkeit der Araber ist jedoch so groß, daß selbst die, welche keine Familie in Lahedsch haben, selten Not leiden. Besuche dürfen sie, soviel sie wollen, empfangen.

Außer Mord und Diebstahl kennt die Kriminalpraxis von Lahedsch fast nur noch den Ehebruch. Er kommt jedoch selten zur Bestrafung. Entweder rächt sich der beleidigte Gatte selbst, und in diesem Fall wird ihm die Selbstjustiz nachgesehen, oder — was sehr häufig vorkommen soll — er ignoriert die Sache öffentlich und läßt sich im geheimen mit Geld abfinden, bei freien Stämmen kann aber nur Blut, das des Frevlers und das seines Opfers, solche Schande sühnen. Auch hierin entscheidet eben nur das Faktum, die physische Thatsache. Der Moslem sieht das Weib fast wie willenlos an. Aber der gültige Ehrenkodex verlangt, daß die Frau auch für das büße, was sie gegen ihren Willen fehlte, ja was an ihr verbrochen wurde, wenn nur die physische Thatsache festgestellt ist. (H. v. Maltzan im Ausland 1871, S. 601—604.)

Ein ganz anderes Justizverfahren finden wir in einem an Lahedsch und an Aden grenzenden Duodezstaat, dem der Akâreb, die in einem ähnlichen halben Vasallenverhältnis zu England stehen, wie ihre früheren Todfeinde, die Abâdel (so heißt der Stamm von Lahedsch). Hier ist vielleicht mehr als irgendwo die Annäherung an das patriarchalische Ideal erreicht. Der Stamm ist so klein, daß Fürst und Unterthanen eine große Familie bilden, was sie im weiteren Sinne auch sind, denn der Scheich (der den Titel „Sultan", welchen ihm die Engländer beilegten, verschmäht) ist selbst ein Akrabi (Singular von Akâreb), während das Fürstengeschlecht von Lahedsch mit den Unterthanen nicht stammesverwandt ist. Ein wahrhaft rührendes Band scheint hier Fürst und Unterthanen zu umschlingen. Erkundigt man sich, wie man dort Mord, Diebstahl, Ehebruch bestrafe, so erhält man stets die Antwort, „so etwas kommt bei uns gar nicht vor, wir sind alle Brüder!" Allerdings sind die Verbrechen selten, da eben auch der Einwohner nicht viele und diese meist von sanfter Gemütsart. Aber ein unschuldsvolles Paradies ist auch Bir Hameb, der Hauptort der Akâreb, nicht. Jedoch bestraft man die Verbrecher nur im äußersten Fall, d. h. dann, wenn sie durchaus nicht den zarten Wink verstehen wollen, daß sie wohl thäten, sich für einige Zeit aus dem Staube zu machen. Geldstrafen scheinen die einzigen gerichtlichen Heimsuchungen zu sein, denen die Akâreb in den letzten Dezennien ausgesetzt waren, aber auch sie sind meist illusorisch, da der Stamm arm und der Delinquent fast niemals zahlungsfähig ist; dann sperrt man ihn wohl ein, um der Gerechtigkeit zu genügen. Entspringt er aber, wozu er die schönste Gelegenheit hat, so giebt man sich keine weitere Mühe, ihn zu suchen; dergleichen Zustände sind natürlich nur in einem Duodezstätchen möglich, gegen welches Liechtenstein und San Marino als ehrwürdige Mächte erscheinen.

Ein ungleich mächtigerer Staat ist der der Fodhli, auch Othmâni genannt, der mit der Hauptstadt Seriya und der Hafenstadt Schughra, sich östlich von Aden an 80 km an der Küste ausdehnt und etwa halb so weit ins Innere sich erstreckt. Die Othmânidynastie besitzt die physische Eigentümlichkeit, daß alle ihre Mitglieder mit einem fingerartigen Fleischauswuchs neben dem kleinen Finger an beiden Händen und einem ähnlichen neben den kleinen Zehen geboren werden. Man nennt sie deshalb die „Sechsfingerdynastie", obgleich der „sechste Finger" einen solchen Namen kaum verdient.

Das Fodhliland gehört schon zu den Staaten gemischten Volksrechts. Ein Teil der Bewohner sind „Raya", d. h. despotisch beherrschte, machtlose Unterthanen, ein anderer „Kabayl"; das Wort Kabayl bedeutet „Stämme", aber man versteht darunter nur „freie Stämme". Eine Gruppe von Raya, sollte sie selbst eine Stammeseinheit darstellen, wird nie des stolzen Namens „Kabayl" gewürdigt. Die Raya allein unterliegen der Justiz und Willkür des Sultans. Das Strafverfahren ist im ganzen dasselbe wie in Lahedsch. Nur macht man mit den Dieben kürzeren Prozeß. Man schneidet ihnen nach dem ersten Diebstahl die Hand ab, nach dem zweiten wird der Delinquent in einen

Sack gesteckt und ins Meer geworfen. Im allgemeinen kann man annehmen, daß alle Städtebewohner „Raya“, alle Beduinen „Kabayl“ sind, die Grenze ist aber nicht immer so scharf gezogen. Alles hängt von der kriegerischen Macht des Stammes ab. „Der Schwache hat immer Unrecht,“ das ist die Basis alles öffentlichen Rechts in Arabien. Ist ein Beduinenstamm schwach, so sinkt er zum Unterthanenverhältnis herab. Die Kabayl aber sind mehr die Bundesgenossen als die Untergebenen des Fürsten. Er kann es nicht wagen, ihre Verbrechen zu strafen. Hier herrscht die erbliche Blutrache in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Bei Eigentumsverbrechen behält der Stärkere Recht. Ist der Dieb der Schwächere, so wird er zur Restitution des Gestohlenen, ist er sehr schwach, außerdem noch zu einer Entschädigung verurteilt. Die Kabayl sehen übrigens alle den Diebstahl als ein sehr verzeihliches Vergehen an. Nur in einzelnen Fällen, wenn die Parteien gleich mächtig sind, wird die Intervention des Fürsten angerufen, der dann die Rolle des Friedensstifters übernimmt.

Die Vermittlung des Sultans kommt jedoch vorzüglich in einem auf Aberglauben gegründeten Prozeßverfahren zur Geltung. Es ist dies das Gottesgericht, welches fast in allen Staaten Südarabiens sich noch einer gleichen Blüte erfreut, wie bei uns im Mittelalter. Die Feuerprobe ist die gewöhnliche Form desselben. Dem Sultan allein kennt man das Recht zu, sie anwenden zu lassen, aber nicht er selbst, sondern sein Vetter, der Sultan der kleinen Stadt Mahr, genießt den Wunderruf, die Entscheidung rechtsgültig herbeiführen zu können. So giebt es fast in jedem kleinern Staat Südarabiens eine (immer nur eine einzige) Person, welcher man die Wunderkraft zuschreibt, durch Auflegung des glühenden Eisens Recht oder Unrecht klar zu machen. Diese Wundermänner sind übrigens rarae aves, und nicht jeder kleine Staat ist so glücklich, einen zu besitzen. In diesem Fall wendet man sich an den Wundermann des benachbarten Staates.

Die Feuerprobe wird wie folgt angewendet. Der des Mordes Verdächtige, den man wegen Zeugenmangels nicht überführen kann, wird vor den Sultan gebracht, welcher von den Bluträchern des Ermordeten umgeben ist, letzteres jedoch nur, wenn der Delinquent kein Raya ist, denn bei einem solchen vertritt der Sultan selbst die Stelle eines Bluträchers. Der Wundermann ist natürlich die Hauptperson und geht, nachdem er sich vom Kläger und Verklagten die Hände oben und unten küssen ließ, ans Werk. Er legt das Eisen auf ein Kohlenbecken, murmelt Gebete, zieht es glühend hervor, spricht nochmals einen Segensspruch und appliziert dann das glühende Metall auf die Zunge des Delinquenten. Verursacht das glühende Eisen eine Brandwunde, so gilt die Schuld für erwiesen. Ist der Mörder ein Raya, so läßt ihn der Sultan gleich hinrichten. Gehört er aber zu den Kabayl, so dürfen ihn die Bluträcher keineswegs sogleich überfallen. Sie müssen ihn vielmehr frei zu seinem Stamm zurückkehren lassen. Der Sultan ist für sein freies Geleit verantwortlich. Erst dann, wenn der durch die Feuerprobe überwiesene Mörder wieder bei seinem Stamme ist, tritt die Blutrache in ihr Recht ein, der Stamm ist natürlich auf seiner Hut, der Mörder noch mehr, und da er keineswegs allein, sondern jedes Mitglied seines Stammes für den von ihm vollbrachten Mord verantwortlich ist, so kommt es nicht selten vor, daß ein anderer, irgend ein Hirtenknabe, den die Bluträcher vereinzelt auf dem Felde fanden, für ihn büßt. Selten ist es jedoch, daß die Sache dabei ihr Bewenden hat. Meist nimmt der Stamm des ersten Mörders durch einen weiteren (den dritten) Mord Genugthuung, dieser führt zu einem vierten und so oft ins Unabsehbare, bis endlich wieder die Vermittlung des Fürsten angerufen wird, die dann auch meist, wenn beide Parteien des Blutes genug haben und die Zahl der Opfer bei jedem Teil eine gleiche ist, die Friedensstiftung zur Folge hat. Sehr oft hat übrigens die Feuerprobe einen Freispruch zur Folge. Trotz alles Wunderglaubens soll es nämlich sehr heilsam sein, mit dem Wundermanne auf gutem Fuße zu stehen, denn von dessen Geschwindigkeit beim Ueberstreifen der Zunge mit dem glühenden Eisen soll alles abhängen.

Nördlich vom Fodhlilande liegt Yâfia, das in drei unabhängige Stammesgruppen zerfällt: Ober- und Unter-Yafia und Rezâz. Die Justiz ist hier dieselbe wie bei den Fodhli; die Blutrache herrscht ungehindert. Die „Diyn“, das Blutgeld, wird hier fast nie genommen und gilt für Schande; nur diejenigen, welche zu schwach sind, um die Blutrache auszuüben, nehmen die Diyn, werden aber verachtet. Im Lande wird die Feuerprobe nicht ausgeübt. In der Stadt werden Diebe und solche, die mit liederlichen Weibspersonen zu thun hatten, mit 20—24 Stockschlägen bestraft. Handabhauen findet nicht statt. Prostitution ist streng verboten, meist ignoriert man jedoch die Prostituierten und straft nur ihre Kunden. Gefängnis für Prügeleien, Messerstiche, auch oft für kleinere Diebstähle. Alles dies in der Stadt und für die Raya. Auf dem Lande und bei den Kabayl herrscht Faustrecht.

Bei den Rezâz findet eine scharfe Unterscheidung zwischen Kabayl und Raya statt. In letzterem Verhältnisse stehen alle Einwohner von Bedha, der einzigen Handelsstadt des Landes, ferner die bei allen Stämmen zerstreut wohnenden Achdam (Sing. Châdem) und Schumr (Sing. Schimri), die Pariakasten Südarabiens (H. v. Maltzan, a. a. O., S. 630—632), welchen wir einige Worte widmen müssen.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung daß in einem arabischen Lande, in dem sonst der Freiheitssinn und Stammesstolz der Bewohner aufs höchste ausgebildet ist, neben diesen freien Stämmen zwei Menschenklassen existieren, welche, obgleich sich nicht zu andrem Glauben bekennend, dennoch ebensosehr in den Bann gethan sind, als wären sie die ärgsten Ketzer. Ueberall sonst, wo es Paria giebt, sind sie durch das Bekenntnis oder wenigstens durch ein sektenartiges Abweichen von der herrschenden Religion unterschieden. In Südarabien ist dieses nicht der Fall, und diese Thatsache macht die dortigen Paria zu einer Merkwürdigkeit, wie sie selbst Ostindien nicht aufweist. Der Umstand, daß der befreiende und soziale Gleichheit für alle „Rechtgläubigen" predigende Muhammedanismus in Südarabien nicht soweit zur Geltung kam, um jene Kasten zu emanzipieren, zeigt uns dieses Land in einem ganz andern Lichte als Zentralarabien. Es war eben ein uraltes, eigenartiges Kulturland, das selbst in seinem Verfall noch dem zentralarabischen Element Widerstand leistete, und wenn es auch im großen und ganzen diesem allmählich unterliegen und seine Eigenheiten mehr oder weniger einbüßen mußte, so trotzte es doch im Beibehalten einzelner tiefgewurzelter Eigentümlichkeiten. Zu letzteren gehörte auch das Bestehen der Pariakasten. Die Paria glaubten vielleicht durch Annahme des Islam sich zu emanzipieren. Aber sie irrten sich. Das angestammte Element der Kastenscheidung erwies sich kräftiger als der befreiende Einfluß des Muhammedanismus. Weit entfernt, sie zur Gleichheit zu führen, gab die südarabische Auffassung des Islam noch Gelegenheit, eine neue Scheidewand zwischen ihnen und der herrschenden Klasse aufzurichten, indem letztere eine dieser Kasten sogar vom Besuch der Moscheen ausschloß. Ein unerhörtes und eigentlich ganz „unarabisches" Verfahren, denn nur Heterodoxie soll nach echt muhammedanischen Begriffen von diesem Besuch ausschließen, und diese war hier nicht vorhanden. Aber alle unsere Begriffe von dem, was „arabisch" oder „unarabisch" ist, sind eben ausschließlich aus zentralarabischen Quellen entlehnt.

Der Name Achdam (im Singular Châdem) bedeutet „Diener", und dies Wort bezeichnet genau ihr Verhältnis zu der herrschenden Rasse. Eine Menge von Gewerben ist bei den stolzen Beduinen verachtet, und diese verrichten die Achdam. Sie sind Gerber, Wäscher, Töpfer, Schlächter, und gelten für besudelt durch diese mehr oder weniger unreinen Gewerbe, aber doch nicht in dem Grade für unrein, um auch den aus ihren Händen hervorgehenden Gegenständen ihre Unreinheit mitzuteilen. Letzteres soll bei den Schumr der Fall sein. Die Achdam kommen in Moscheen, aber nicht in die Häuser der Araber. Sie wohnen stets abseits, gewöhnlich außerhalb der Städte und Ortschaften. Sogar in Aden, wo doch die Kastenbegriffe durchaus keine offizielle Geltung haben, lieben es die Achdam, sich abzusondern, und bewohnen ihr eigenes Viertel.

Wie ein Sträfling, den man in der Strafanstalt antrifft, seine Eigenschaft nicht verleugnen kann, so müssen auch die Achdam im Innern des Landes, wo die Kastenbegriffe Geltung haben, eingestehen, zu welcher Klasse sie gehören. Natürlich gestehen

sie nur ungern, daß sie zu den Paria gehören. Fragt man einen der Achdam, ohne daß ein anderer Araber dabei ist, was er sei, so wird er sich für einen Beduinen ausgeben. In Gegenwart eines Beduinen aber kann er dies nicht wagen. Schimpf und Prügel würden sein Los sein, denn der Beduine ist unbändig im Stammesstolz. Aber auch die Achdam haben ihre Art von Stammesstolz. Man kann ihnen keine größere Beleidigung anthun, als wenn man sie fragt, ob sie nicht etwa zu der Klasse der Schumr gehörten? Von dieser Beschuldigung reinigen sie sich mit den heiligsten Eiden, und nichts ist ihnen schrecklicher, als so etwas hören zu müssen. Sie können freilich dem Fremden oder dem Araber gegenüber diese Unbill nicht ahnden. Wehe aber dem Schimri (Singular von Schumr), der sich für einen Châdem ausgiebt. Dies geschieht nämlich immer, wenn man einen Schimri nach seiner Kaste fragt, ohne daß ein Châdem dabei ist, denn die Schumr sind sich wohlbewußt, tiefer als die Achdam zu stehen, und versuchen gar nicht, ihre Kaste für etwas Besseres auszugeben. Jeder verleugnet die seinige. Die Kaste ist eben etwas ihnen Aufgedrungenes, dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von anderen Rassenunterschieden. So steht z. B. der Jude in Südarabien in sozialer Beziehung gewiß ebenso schlecht, ja oft schlechter als Achdam und Schumr. Aber nie wird es einem Juden einfallen, sein Judentum zu verleugnen. Im Gegenteil, er ist stolz darauf, wie einst die Märtyrer auf ihr Christentum, durch das sie doch auch dem sozialen Bann verfielen.

Die Achdam sind im Vermeiden der Schumr ebenso skrupulös wie die Beduinen im Vermeiden der Achdam. Die Kaste der Schumr ist eine ganz eigentümliche Erscheinung und von merkwürdiger lokaler Begrenzung. Während es nämlich in ganz Südarabien, d. h. von Yemen bis Omân, Achdam giebt, existieren Schumr nur im eigentlichen Yemen. Schon in Yâfia, welches doch auch einst zum Reiche der Imâme gehörte, sind sie gänzlich unbekannt. Auch bei den Beduinen scheinen sie nicht vorzukommen. In allen Städten von Yemen kommen sie aber vor, wohnen auch dort abseits wie in Aden, wo sie sich in einer noch abgelegeneren Gasse als die der Achdam angesiedelt haben. In Aden natürlich kann man sie nicht verhindern, die Moscheen zu betreten, aber in keiner Stadt des Innern werden sie in denselben zugelassen, obgleich sie, wie gesagt, sich im Bekenntnis nicht von den Herrschern unterscheiden. Wo diese Sunniten sind, da sind es auch die Schumr; in Zentral-Yemen, wo die Sekte der Zâidi vorherrscht, bekennen sie sich zu dieser. Der Grund, warum man sie vom Gottesdienst ausschließt, muß eine tiefere traditionelle Bedeutung haben, denn die Ursachen, welche die Araber gewöhnlich dafür angeben, scheinen alle nicht stichhaltig. Es heißt, die Schumr seien Abdecker, folglich durch Aas besudelt (sie stehen sogar im Verdacht, Aas zu essen); viele Schumr führen aber durchaus nicht jenes Gewerbe. Die meisten scheinen sich als Bänkelsänger, Musikanten, Trommler, Pfeifer zu ernähren, und das ist ein Gewerbe, welches zwar auch verachtet wird, aber doch an und für sich keine tiefere Stellung als die der Achdam mit sich bringen würde. Dennoch erweist sich der Kastengeist so mächtig, daß ein Schimri, und treibe er, was er wolle, sich nicht über seinen tiefen Stand zu erheben vermag. Er gehört ihm durch die Geburt, nicht durch ein Gewerbe an.

Da in Yemen die Achdam die meisten derjenigen Gewerbe ausüben, welche die andern Araber verschmähen, so bleiben den Schumr nur wenige. Dazu gehört allerdings auch das der Abdecker. Daß die Schumr so meistens in großer Armut schmachten, ist begreiflich. Daß auch ihre Moralität nicht immer die beste ist, läßt sich vermuten, obgleich die Araber gewiß in ihren Beschuldigungen übertreiben. So scheint es ganz widersinnig, die Schumrweiber des Feilbietens ihrer Reize zu beschuldigen, denn wem sollen sie diese feilbieten? Wenn man die Araber darnach fragt, wissen sie keine Antwort, denn ein Araber würde sich nie mit einer Paria einlassen und besäße sie auch die Reize einer Kleopatra. Also vielleicht den Achdam? Diese aber sind noch mehr von Vorurteilen gegen die Schumr erfüllt. In Aden freilich ertappt man die herumziehenden Sängerinnen von der Schumrkaste zuweilen auf Kuppelei. Aber, recht bezeichnend, sie verkuppeln nicht ihre Stammesangehörigen, sondern fremde. Dieselbe Schumrfrau, welche die Kupplerin spielt, wird, wenn sie selbst zu Männern ins Haus bestellt wird, um dort zu singen, sich von ihrem Ehemann als Tugendwächter begleiten lassen. Alle Schumr, namentlich aber die Frauen, sind von einer ganz besonderen Lebhaftigkeit. Gewöhnlich treiben sie ihr Wesen auf der Straße. Dort musizieren sie, singen und sind dabei in beständiger aufgeregter Bewegung. Die Lieder dieser Frauen sind meist erotischer Natur, niemals jedoch die Grenze des Anständigen überschreitend. Auch läßt sich weder in der Sprache noch in der Physiognomie der Schumr irgend etwas Fremdartiges auffinden, so daß wir über ihren Ursprung völlig im Dunkeln sind. Daß sie die Reste eines eigenartigen, nun als Nation

untergegangenen Volkes sind, scheint annehmbar, obgleich es sich auch nicht beweisen und noch viel weniger bestimmen läßt, was dieses Volk war. Sie sind in Südarabien ungefähr das, was einst die Heloten in Sparta waren.

Der Ursprung der Achdam dagegen scheint ein anderer, und nicht auf eine ethnologische Quelle zurückzuführen. Es kommt nämlich noch heutzutage, wenn auch selten, vor, daß ein Araber, meist immer aus der untersten Klasse der Städtebewohner, zum Verhältnis eines Châdem hinabsinkt. Die befreiten Neger werden auch oft in diese Kaste eingereiht. Schimri dagegen wird man nur durch die Geburt. Der Stand der Achdam knüpft sich an Gewerbe, die freilich meist auch erblich sind, die aber auch zuweilen von Leuten in die Hand genommen werden, denen sie nicht angeerbt waren. Die Paria genießen übrigens insofern eine Entschädigung für den sozialen Unglimpf, den sie erleiden, als sie gänzlich frei von Abgaben sind. Man hält es für Schande, wenn ein Sultan oder Scheich etwas von den Achdam erhebt. Im Gegenteil, es gilt für sehr ehrenvoll, dieselben reichlich zu beschenken, besonders wenn sie jemand zu Ehren musiziert haben. Bei festlichen Gelegenheiten lieben es die Araber, prahlerische Geschenke zu machen, und dieser Brauch kommt den Musikanten sehr zu statten. Man soll sogar den Achdam nichts abschlagen dürfen. Besonders der Hochzeiter wird manchmal von ihnen durch Betteln ausgeplündert. (H. v. Maltzan im Ausland. 1871. S. 1024—1028.)

Der Name Achdam ist außerhalb Yemens nicht in demselben Sinne gebräuchlich; aber die Sache existiert, wenn auch unter anderem Namen, in ganz Südarabien. Im Lande der Audeli, östlich von Safis, heißen sie „Merâfai", „Deschân", Bezeichnungen, welche sich auf die Instrumente beziehen, die sie spielen, denn wo es keine Schumr giebt, versehen die Achdam dieses Gewerbe. In der Nähe von Goder, Hauptort der Audeli, giebt es ein eigenes Dorf, Mesfegga, nur von Merâfai bewohnt. In den Ländern der Aulagi und Wâhid führen sie den Namen „Ahl Haik", d. h. das „Webervolk", weil sie sich diesem Handwerk hingeben. Es giebt ganze Städte von diesen „Ahl Haik" bewohnt, z. B. die Stadt Raudha zwischen Hôta und Hatbân. In Hadhramaut dagegen sind es die Metzger, deren Gewerbe den Namen für die Paria abgeben mußte. Sie heißen dort „Zabih", d. h. Schlächter.

Ueberhaupt sind in Hadhramaut die Standesvorurteile besonders lebhaft. Man unterscheidet fünf Rangstufen: 1) Die Scherife, die vermeintlichen Nachkommen des Propheten. 2) Die „Amudi", die Nachkommen Isa ben Amud, die Sultane und Herrscher in Wâdi Dô'an; im eigentlichen Hadhramaut sind die Kethiri das herrschende Geschlecht. 3) Die Beduinen. Da sie Krieger sind, so gelten sie immer mehr als 4) die ansässige Bevölkerung, die „Harrat" (Bauern). 5) Die Zabih, Schlächter, wozu auch die Töpfer kommen. Die Ahl Haik sind in Hadhramaut nicht Paria.

Im Wahidilande sind die Abteilungen folgende: 1) Die Scherife. 2) Der Sultan und seine Familie. 3) Die „Meschaich", ein anderer religiöser Adel, ähnlich dem der Scherife, nur durch Abstammung von Heiligen, nicht vom Propheten begründet. 4) Die reichen Kaufleute. 5) Die Beduinen. 6) Die Bauern. 7) Die „Ahl Haik", die oben erwähnten Paria. Alle andern Klassen dürfen übrigens in einem Hause und Zimmer miteinander Platz nehmen, doch so daß sie den Bevorzugten stets den Ehrenplatz geben, nur die Paria müssen vor der Thüre bleiben.

Sehr eigentümlich sind die sozialen Zustände im Dschauf, welche uns der französische Reisende Josef Halévy mit dankenswerter Umständlichkeit kennen

gelernt hat. Dort gliedert sich die Gesellschaft in die Scherife, die Herren oder Adligen und die Unterthanen, die „Oerâwi". Zu den letzteren gehören auch die Juden, welche jedoch einem in mehreren Punkten abweichenden Gesetze unterworfen sind.

Die Scherife sind die wirklichen oder vorgeblichen Nachkommen Muhammeds und genießen als solche das höchste Ansehen. Als Adolf von Wrede seinem Wirt und dessen Söhnen, die alle Scherife waren, zum Willkomm die Hand geküßt hatte, mußte er noch eine andere höchst seltsame Zeremonie absolvieren, die wir ihn lieber selbst beschreiben lassen wollen. „Nachdem ich dem Scheich die Hand geküßt, wandte ich mich an die Versammlung und sprach der Sitte gemäß die Worte „Hak esch Scheraf", d. h. das Recht der Scherife, worauf sogleich alle Scherife und Sayid (so heißen im Speziellen die Nachkommen Hassayns), worunter auch ein zwölfjähriger Knabe, mir ihre Hände entgegenhielten. Diese Hände mußte ich nun, eine nach der andern, nicht etwa küssen, sondern — beriechen, da nach den hier gültigen Anschauungen die Hände der Scherife einen Geruch der Heiligkeit ausduften, durch dessen Einatmung dem sie Beriechenden alle möglichen Segnungen zu teil werden." Wie in Hadhramaut ist ihre Zahl sehr bedeutend auch im Dschauf, wo sie auf die Sitten der Beduinen einen verderblichen Einfluß üben. Ihr geistlicher Charakter steht auch dort in hoher Achtung, trotz ihrer mitunter skandalösen Aufführung, denn nach arabischer Auffassung sind der Prediger und die gepredigte Moral zwei gänzlich voneinander unabhängige Dinge, und es können deshalb Menschen von anerkannt schlechtem Lebenswandel unbeschadet die höchsten und heiligsten Aemter im Moscheendienste versehen. Ja, Halévy steht nicht an zu bekennen, daß die praktische Durchführung dieses Axioms die wahre Kraft des Islams begründet und die wichtigste Ursache der weiten Verbreitung ist, welche er noch heutigestages in Asien und Afrika gewinnt. Mit Ausnahme von Sana und einiger anderen großen Städte weiß die Masse des Volkes in Yemen nichts vom Koran. Das Gebet ist vernachlässigt, und Halévy versichert, unter den Arabern niemals jene religiöse Exaltation getroffen zu haben, welche die Muhammedaner in Afrika auszeichnet. Das Gleiche ist nach Wrede in Hadhramaut der Fall. Die Beduinen sind dort ebenfalls lax im Glauben, beten nie, nehmen nicht die Ablutionen vor, hegen aber doch eine Art von abergläubischer Furcht vor den „Morâbit", den heiligen Gräbern und vor der fanatisch-religiösen Geistlichkeit der städtischen und seßhaften Bevölkerung. Dies gewährt jenen ein Mittel, sich den Beduinen gegenüber geltend zu machen, sie beuten nämlich deren Aberglauben aus; sie haben eine entsetzliche Angst vor Zauberei und halten jeden, der schreiben und lesen kann, für einen Kenner der verborgensten Wissenschaften und somit auch der Zauberei. Im übrigen besitzen die Vorschriften des Islam in Südarabien nur geringe Geltung. Bei den Kabayl des Dschauf haben die Zivil- und Strafgesetze des Korans keinen Eingang gefunden. Jede Kabaïl besitzt ihre eigene Gesetzgebung, die nur mündlich besteht und nur von den einflußreichsten Männern gekannt ist. Die Jurisdiktion der Arhab wird häufig als von der der Nachbarstämme völlig abweichend gelobt. Halévy kam nach Südarabien mit der vorgefaßten Meinung, dort dem reinen Islam zu begegnen; indessen fand er nur eingeborne, traditionelle und wechselnde Einrichtungen. Ist ein Gesetz nicht mehr zeitgemäß, so wird es in einer Versammlung der Aeltesten abgeändert, welche zugleich den Text des neuen Gesetzes feststellen. Es giebt sogar eine Art internationalen Kodex, um die Beziehungen zwischen den einzelnen Triben zu regeln. Es existiert ferner eine permanente Defensivallianz zwischen den Yâm (Stämme im Nedschrân), den Dhu-Huseyn und den Dhu-Muhammed, was sie jedoch nicht hindert, sich gegenseitig zu bekriegen und beständig in Blutschuld zu einander zu stehen. Bei all diesen Vereinbarungen, sei es im Stamme selbst, sei es zwischen mehreren Kabaïlen, führen die Scherife häufig das große Wort, hüten sich aber sehr, die traditionellen Gewohnheiten zu Gunsten der religiösen Vorschriften zu verletzen. Die Scherife erblicken in den Stammesfehden eine Quelle des Reichtums, die sie gerne unversiegbar machen. Fast stets sind sie es, welche die inneren Zwistigkeiten nähren, indem sie ihnen eine religiöse Färbung verleihen. Sie sind die natürlichen Verbündeten jedes Angreifers. Als gute Reiter ist ihre Mitwirkung bei einem Treffen auf offenem Felde von hohem Werte; sie erhalten einen starken Anteil der Beute und einen mitunter bis zu 105 Franken betragenden Monatsgehalt. Ihre Beihilfe ist zudem unerläßlich zu einem anderen Geschäfte, ohne das kein Feldzug in Arabien unternommen wird. Ehe die Feindseligkeiten beginnen, versichern sich die Kriegführen-

den eines, oder besser mehrerer Scherife, denen der Ruf, in dem verborgenen Sinne des Korans wohlbewandert zu sein, zur Seite steht, um ihre Feinde zu verfluchen und zu anathematisieren. Nach ausgesprochenem Fluche schreiten die Scherife zu gewissen mystischen Handlungen, um ihn unauslöschlich zu machen. Eine Armee, welche Scherife in ihren Reihen zählt, fühlt sich moralisch gestärkt, nicht nur, weil sie sich durch die Verdienste der Nachkommen des Propheten beschützt wähnt, sondern weil sie auch volles Vertrauen zu den Amuletten hegt, welche die Scherife gegen Bezahlung an die Krieger verteilen und die angeblich unverwundbar machen sollen. Die Enttäuschungen, weit entfernt das Ansehen der Scherife zu schmälern, erhöhen dasselbe nur, denn der Mißerfolg der einen Partei beweist bloß, daß die Scherife des Gegners die anderen an Heiligkeit und kabbalistischer Wissenschaft übertreffen. Im nächsten Kriege wird der besiegte Stamm alle Anstrengungen machen, um die Scherife seiner früheren Besieger diesmal für sich zu gewinnen. So kennen die Söhne Muhammeds keine andere Existenzbedingung als den Krieg, denn es ist natürlich für Leute ihres hohen Ranges unmöglich, sich zu einer Handarbeit zu erniedrigen, oder in geringe Unternehmungen einzulassen, welche wenig Ehre und noch weniger Gewinn verheißen. Die Scherife vermehren sich ins Unglaubliche, und Arabien wäre davon überschwemmt, wenn die Kriege nicht alljährlich eine gute Anzahl vertilgen würden. Hadhramaut und Afrika verschlingen viele dieser frommen Ritter; auf afrikanischem Boden verwandeln sich die Scherife in Apostel und richten dort ein System der Strenge und Frömmigkeit ein, wozu die ruhigeren Söhne Arabiens sich nicht verleiten ließen. Dank dem raschen Fortschritte des Islam bei den Negervölkern, sind die Scherife stets sicher, gute Stellen als religiöse oder politische Führer einzunehmen. Die Mehrzahl der muhammedanischen Königreiche im Sudan wurde von ausgewanderten arabischen Scherifen gestiftet.

Nächst den Scherifen sind die zweitwichtigste Kaste die der freien oder mit Privilegien ausgestatteten Männer, welche einen, den mittelalterlichen Grundherrn sehr ähnlichen Ziviladel bildet. Sie sind in der That die Besitzer des Bodens und der Immobilien im Lande. Ihre Felder lassen sie durch Sklaven oder durch ihre Unterthanen bebauen, denen sie dann einen Teil der Ernte überlassen. In Handarbeit wenig geübt, beschäftigen sie sich doch mit Handel und führen auch Karawanen. Hat er keine sonstigen Existenzmittel, so unternimmt der junge Freie wohl auch eine Razzia zu den Nachbarstämmen: ist der Ort erlauscht, wo eine Herde Kühe oder Pferde weiden soll, so legt er sich in Hinterhalt, um einige Tiere zu stehlen: manchmal muß er tage-, ja wochenlang, Hunger und Durst leidend, in seinem Verstecke verweilen, ehe ihm sein Plan gelingt; hüten mehrere Wächter die Herde, so zieht sich die Sache in die Länge; giebt es aber nur einen Hirten, so thut der Räuber sein möglichstes, um sich seiner zu entledigen, sei es in nächtlichem Ueberfalle, sei es in körperlichem Ringkampfe. Erficht er den Sieg, so nimmt er die erbeuteten Trophäen mit; sein Glück ist dann gemacht, er wird berühmt bei seinem Stamme und die Dichter stimmen Loblieder für ihn an. Diese Räubereien gehören derart zu den Sitten des Dschauf, daß die Mütter selbst die Söhne mit dem Schwerte umgürten, wenn sie zu einer solchen Expedition sich rüsten. Doch herrschen bei diesen Raubzügen gewisse Gesetze der Ehre; alle Mittel sind erlaubt einem Feinde gegenüber, den man widerstandsfähig hält; es ist aber entehrend, Wehrlose zu töten. Zu letzteren rechnet man die Weiber, die Juden und alle noch unbeschnittenen Männer. Die Cirkumcision wird überhaupt als der erste Akt der Männlichkeit und der feierliche Eintritt in das Kriegerleben erachtet. Wer nicht den Mut hat, diese Operation als Erwachsener an sich vornehmen zu lassen, gilt als Feigling und seine Berührung könnte einen auf seinen Ruf eifersüchtigen Gegner nur beschmutzen. In Zeiten großer Krisen, wenn alle waffenfähigen Männer ins Feld rücken, vertraut man alle Herden der Obhut der Weiber und Unbeschnittenen an, um sie wenigstens gegen einen gewaltsamen Angriff zu schützen.

Die dritte Klasse der Bevölkerung trägt die Benennung Oerâwi. Sie ist durchaus untergeordnet, ausgeschlossen von jeder Teilnahme an den Beratungen des Stammes und in jeder Hinsicht der Willkür des Grundherrn preisgegeben, welche sie ihren Erben hinterlassen. Kurz, die Oerâwi sind wahre Leibeigene. Obwohl in ihren Bewegungen freier als die Sklaven, können sie doch kein persönliches Eigentum besitzen. Was sie erwerben, gehört ihrem Grundherrn, welcher es ihnen nach Belieben nehmen kann. Der Oerâwi ist verpflichtet, eine bestimmte Zeit im Jahre die Felder seines Herrn zu bearbeiten, ihm den Zehnten von seiner eigenen Ernte zu geben und ihm in den Krieg zu folgen, um die Stellung des Feindes auszukundschaften. Der Oerâwi darf keine Feuer-

waffe führen, doch steht es ihm frei, sich mit einer Lanze oder einem Schwerte zu bewehren; es ist ihm verboten zu reiten und einen Turban zu tragen. Der Herr verpflichtet sich, seinen Unterthan gegen die Angriffe von Fremden, seien sie Adlige oder sonst wer immer, zu schützen. Diese Gattung Händel nehmen sehr oft einen für die Familie des Grundherrn fatalen Ausgang, aber das Wort Noblesse oblige genießt in Arabien die allgemeinste Geltung; der Titel „Dschâr" (plur. „Dschirân"), d. h. Beschützer, welchen der Herr seinem Oerâwi gegenüber annimmt, schmeichelt zu sehr seiner Eigenliebe, als daß er nicht die oft damit verbundenen Gefahren mit in Kauf nähme. Dieses Feudalsystem ward in Arabien nicht durch die moslemische Eroberung eingeführt, sondern bestand schon zur Zeit des uralten Sabäerreiches; die Hierarchie selbst scheint durch Traditionen aus unvordenklichen Epochen geregelt; die sabäischen Inschriften enthalten eine Menge Namen zur Bezeichnung der verschiedenen Grade des Adels und der Leibeigenschaft.

Außer der eingebornen Bevölkerung, meist sabäischer Abkunft, leben im Dschauf noch eine geringe Anzahl Juden, die trotz des Zustandes tiefster Erniedrigung, worin sie sich befinden, eine eigene, nähere Betrachtung verlohnende Klasse bilden. Die israelitischen Gemeinden des Dschauf erhalten sich meist durch beständige Einwanderung; die alten Mitglieder kehren in die Gebirgsländer zurück nach einem Aufenthalte von fünf bis zehn Jahren; länger im Dschauf zu verweilen, gilt für gefährlich. In der That wüten Fieber, Gelbsucht und Leberkrankheiten in den Niederungen; letztere Krankheit, von den Arabern „Sedem" genannt, ist überaus häufig und kündigt sich durch den plötzlichen Verlust von Appetit und Schlaf an. Der Monat nach dem Ende der Regenzeit ist besonders gefürchtet, und alle Bemittelten trachten denselben im Hochlande zuzubringen. Deshalb bestehen die Israelitengemeinden im Dschauf fast ausschließlich aus jungen Leuten, deren Familien anderwärts wohnen.

Wie die Oerâwi, gehören die Juden als Eigentum einem Gutsherrn, der sie beschützt; nur wählt sich der Jude, bei seinem Eintritte in das Dschauf selbst den Herrn, dem er dienen soll. Um den Schutz des Adligen zu gewinnen, bringt er Geschenke an Leinwand und Schmuck für die Damen: ist sein Empfang günstig gewesen, so beginnt er für seinen Herrn ein Haus oder auch nur eine Gartenmauer zu bauen und sendet ihm dann eine Kuh oder eine Ziege. Dieses Zeremoniell setzt das Leibeigenschaftsverhältnis des Bittstellers fest und nötigt den Herrn, ihn zu schützen. Der Jude wendet sich häufig an mehrere Beschützer zugleich, was ihm die arabischen Sitten gestatten; er wird dergestalt der Sklave einer großen Anzahl Adelsfamilien, deren gegenseitige Eifersucht ihm eine verhältnismäßige Sicherheit gewährt; denn wenn ihn einer seiner Herrn mißhandeln wollte, würden ihn die anderen in Schutz nehmen. Natürlich raubt ihm dieses System viel Zeit von wegen der für seine vielen Herren zu verrichtenden Arbeit, und dabei wird er von niemanden ernährt. Zudem schützen ihn all diese Maßregeln nicht gegen die beständigen Mißhandlungen des Volkes, welche er mit sprichwörtlicher Schüchternheit hinnimmt, ohne zu murren. Nur in der Synagoge rächt sich der Jude, und seine Rache ist grausam, denn er benutzt die ihm gewährte religiöse Freiheit, um den nächtlichen Schlaf der Araber durch stundenlanges Geschrei zu verkümmern. Eine andere Eigentümlichkeit des arabischen Lebens verstattet dem sonst so gedrückten Juden seine Peiniger öffentlich von der Höhe seines Hausdaches herab zu beschimpfen. Davon machen denn die jüdischen Weiber reichlich Gebrauch, indem sie eine Flut von Schmähungen und Verwünschungen auf das Haupt der Bedrücker ihrer Gatten von dort oben herabregnen lassen. Das Haus des Juden, wenngleich von ihm selbst erbaut, gilt nämlich als Eigentum seines Herrn: deshalb bildet die Dachterrasse eine Art Asyl, das man nicht verletzen könnte, ohne die Rache des Eigentümers zu gewärtigen. Ist der Jude oder der Oerâwi von einem Mitgliede des Stammes seines Schutzherrn bestohlen worden, so hat dieser den Dieb zu bestrafen, oder wenigstens zur Herausgabe des gestohlenen Gutes zu zwingen. Dies thut er auf folgende Art: Gegen Mitternacht, wenn alles im tiefem Schlafe ruht, tritt er vor sein Haus und schreit unter fortwährendem Geheule: Weh mir, weh mir, mein Antlitz ist schwarz geworden wie Kohle! Damit will er auf die durch den Diebstahl ihm widerfahrende Schande anspielen. Dann giebt er, besonders wenn es sich um ein Tier handelt, eine übertriebene Schilderung von dem gestohlenen Gegenstande. Drei Nächte hintereinander wiederholt sich diese Zeremonie, dann beginnen die Feindseligkeiten zwischen der Familie des Schutzherrn und jener des Diebes, die oft blutig enden, wenn der Friede nicht bald geschlossen wird. Diesen verkündet, wenn er noch lebt, sonst sein Erbe, der erste Kläger mit den Worten: Genugthuung, Genugthuung, mein Antlitz ist wieder weiß wie Milch!

Sehr selten ist der Diebstahl hinterlassener Gegenstände im Dschauf; Karawanen lassen oft Kolli, welche sie nicht mitnehmen können, an einer Straßenecke stehen und finden sie unversehrt nach mehrmonatlicher Abwesenheit. Dies ist um so überraschender, als der Diebstahl hier weniger scharf bestraft wird als in Ländern, wo eine Zentralregierung besteht und dem Diebe die Hände abgehauen werden. Das Ehrgefühl ist das einzige Motiv dieser Handlungsweise; der Mann vom Dschauf, der vor keinem Verbrechen zurückbebt, gilt es seine Leidenschaften oder seine Habsucht zu befriedigen, fürchtet sich, eine Feigheit zu begehen, die ihn der allgemeinen Verachtung preisgeben würde. Dagegen ist Mord, selbst unter nahen Verwandten, an der Tagesordnung, doch zieht er nicht notwendig den Tod des Mörders nach sich, wenn dieser ein vom Gebrauche bestimmtes, je nach dem Reichtum des Landes wechselndes Lösegeld zahlen kann. Im Dschauf beträgt dasselbe für einen Adligen nicht weniger als 2000, für einen Qerâwi nur 500 Kühe. Ist der Erschlagene ein Jude, so macht das Lösegeld 501 Kühe aus, wovon 1 Stück der Familie des Toten, die übrigen 500 wie beim Qerâwi dem Schutzherrn zufallen. Seltsamerweise spricht dieses Gesetz dem ungläubigen, verachteten Juden einen höheren Wert zu, als dem Qerâwi, der doch ein orthodoxer Muselmann ist. Der Unterschied zwischen diesen beiden Elementen der leibeigenen Klasse ist in der That sehr groß und augenfällig. Während der Qerâwi, in sein Schicksal ergeben, die Gunst seines Herrn durch grenzenlose Unterwürfigkeit zu erlangen strebt, ergreift der Jude jede Gelegenheit, um diesem, den er aus tiefstem Herzensgrunde haßt, zu schaden. Keine List, kein Vorwand ist ihm schlecht genug, um den Bedrückungen zu entrinnen. Wenn nichts anderes hilft, beginnt er zu weinen, zu seufzen und zu klagen, wodurch es ihm oft gelingt, sich von einem Teile seiner Leistung zu befreien. Wenige Augenblicke später lacht er mit seiner Familie aus vollem Halse über die Dummheit des Herrn; wollen die Juden über die Araber sich lustig machen, so bedienen sie sich eines mit Hebräischem gemengten, den Moslemin unverständlichen Jargons. Mehrere jüdische Damen sprechen ziemlich gut hebräisch und wohnen den religiösen Erörterungen an, die am Sabbate und an Feiertagen stattfinden.

Folgender Bericht zeugt von dem gegenseitigen Hasse zwischen Arabern und Juden. Letztere, die fast alle Goldschmiede sind, gehen frank und frei in den Frauengemächern aus und ein, wo sie ihre Ware zum Verkaufe feilbieten; man kennt sie als zu schüchtern und sittsam, um den geringsten Verdacht zu hegen. Dennoch machte eines Tages ein aus Mekka eingetroffener Scherif den Leuten Vorwürfe wegen dieser Vertrauensseligkeit. Da riefen die Araber die Juden herbei und frugen sie, was sie von den arabischen Weibern dächten. Ohne Zaudern erwiderten diese, sie hielten sie für so unreine Wesen, daß ihre einfache Berührung besudelt, eine Antwort, die mit allgemeiner Befriedigung vernommen ward. Nicht geringer ist die Antipathie der Araber gegen die jüdischen Weiber, welche unverschleiert gehen und nicht ohne Reiz sind. Dennoch kommen in dieser Hinsicht zwischen den beiden Völkern fast nie Klagen vor. Auch im materiellen und intellektuellen Alltagsleben herrscht wenig Harmonie zwischen Arabern und Juden. Erstere arbeiten nur notgedrungen und trachten, sich ehebaldigst einer Beschäftigung zu entledigen, die sie für entehrend halten; die Juden arbeiten, weil sie einer heiligen Pflicht, welche die Tradition ihrer Rasse ihnen auferlegt, nachzukommen glauben. Arabien verdankt fast seine ganze Industrie den Juden, die Waffen-, Kupfer- und Goldschmiede, Schneider, Schuhmacher, Maurer, Gerber, Färber, Töpfer, Zimmerleute und Schmiede sind; kürzlich waren sie auch Ackerbauer und Branntweinbrenner, doch sind ihnen diese Beschäftigungen durch die letzten Imame untersagt worden. Die Artikel des notwendigsten Bedarfes wie des Luxus sind größtenteils von Juden erzeugt, welche bei den Horden der Wüste einen gewissen Schönheitssinn erhalten, ohne den sie längst schon in völlige Barbarei versunken wären. Sie legen allerdings wenig Originalität an den Tag, doch sind sie Meister in der Nachahmungskunst; die yemenischen Schreiber sind die besten hebräischen Kalligraphen: ihre Manuskripte sind von merkwürdiger Schönheit und Reinheit.

Alle diese mühseligen Beschäftigungen wenden sie nicht von geistiger Thätigkeit ab. Der elendeste Jude in Yemen kann lesen und schreiben; bei den Arabern ist ein Schriftkundiger ein Phänomen. Die Kindererziehung ist natürlich ganz religiös und geschieht nach einer Routine, welche indes den Vorzug besitzt, die reine Aussprache des Hebräischen zu erhalten, die, wie es scheint, ihnen von den massoretischen Schulen Westsyriens in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera überkommen wurde. Die talmudische Gelehrsamkeit, der Stolz und Ehrgeiz der osteuropäischen Juden, fehlt gänzlich in Arabien, wo man nicht einmal Manuskripte vom Talmud findet: dagegen ist vielleicht nirgends die Kenntnis der religiös-rituellen Vorschriften („Dinim") so verbreitet. Fast

jeder ist mit rabbinischen Zeugnissen versehen, wonach er befähigt ist, Tiere zu schlachten und das Fleisch koscher zu machen, was, wie man weiß, mit einer Menge sehr eingehender kasuistischer Vorschriften verbunden ist. Endlich exzellieren die yemenischen Juden, allerdings ein höchst zweifelhaftes Verdienst, im Studium des Mystizismus, der nach dem Zohar und der kabbalistischen Schule von Lurya gemodelt, hier einen neuen Zweig getrieben hat. Es ist für einen Fremden überraschend, zwei Schmiedearbeiter zu hören, die, während sie das Eisen auf dem Amboß hämmern, miteinander die Theorie der göttlichen Emanationen und die gewagtesten und subtilsten Spekulationen der neuplatonischen Philosophie erörtern. (Joseph Hálevy. Voyage au Ned'jan im Bull. Soc. géograph. de Paris. 1873. II. B. S. 587—599.)

In einem sehr merklichen Gegensatz zu den geschilderten Bewohnern Südarabiens befindet sich die Gruppe der Ismaeliten, nämlich jener Araber, welche das Zentrum und den Norden der Halbinsel, sowie darüber hinaus weite Teile Syriens, der Syrischen Wüste und Mesopotamiens inne haben. Diese nördlichen Araber sind vorwiegend Beduinen; seßhaftes Leben ist auf die spärlichen Küstenorte am Roten Meere beschränkt; diese aber, ja selbst Mekka und Medina, die eigentlichen Geburtsstätten des Islam, können auf die Bezeichnung von „Städten" kaum einen Anspruch erheben. Nie hat übrigens ein unfruchtbarerer Boden der Religion irgend eines Volkes zur Wiege gedient, als der arabische. Kahle, sich in unabsehbare Ferne verlierende Sandhügel; Felsgebirge, aus deren Spalten dürres Gestrüppe, spärlich vom nächtlichen Tau genährt, hervorsprießt; nur hie und da an rinnenden Quellen eine Grasflur, duftendes Balsamgesträuch und Dattelpalmen, vereinzelt hingestreut; darüber der Sturmwind, der den glühenden Sand in Wirbeln emportreibt und die flammende Sonne, die ihre sengenden Strahlen herabgießt. Einzig wenn ein Gewitter, lang ersehnten Regen kündend, in aller Pracht der Tropen heraufzieht oder nachts am klaren tiefblauen Himmelsgewölbe die scheitelrechten Plejaden und der Wandelstern Panopus funkeln, kommt ein Wechsel in die traurige Einsamkeit. Auf diesen unermeßlichen Einöden, die sich von den Klippenufern des Roten Meeres bis an den Euphrat und Persischen Golf, von den Weihrauchgestaden Yemens und Hadhramauts bis gegen Syrien hin erstrecken, streifen seit den frühesten Zeiten der Geschichte wandernde Hirten oder Beduinen umher, und diese wilden, ein abenteuerndes Räuberleben führenden Wüstenkinder waren es, bei denen nicht bloß die Dichtkunst vorzugsweise ihre Heimat hatte, sondern auch eine Weltreligion, der Islam, — unter den Kulturreligionen der Gegenwart freilich die niedrigste — geboren ward.

Eine ausführliche Darlegung des islamitischen Glaubenssystemes gehört nicht in den Rahmen dieses Buches; eine kurze Kritik seines inneren Wertes dürfte dagegen vielen nicht unwillkommen sein. Wir lassen daher eine solche hier folgen mit Anlehnung an Ludolf Krehl: Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islam. Leipzig 1877. 8°. Daß der Islam echt religiöse Elemente in sich faßt, ist von jeher anerkannt worden; nicht minder bekannt ist, daß diese Elemente mit anderen versetzt sind, welche es zu einer wahrhaften religiösen Innerlichkeit nicht gelangen lassen wollen. Der tiefen Selbstberuhigung, welche der Moslim in seinem gläubigen Bewußtsein findet, geht eine Selbstbescheidung des Denkens zur Seite, welche den Islam als eine für die Massen ausreichende Religion erscheinen läßt, aber bei dem mit europäischer Kultur vertraut gewordenen Moslim nicht auf die Länge vorhalten kann. Dieser wird im Hinblicke auf die Ueberlegenheit der christlich-europäischen Kultur über jene der zum Islam sich bekennenden Völker sich nicht nur dazu gedrängt fühlen, den Glauben an die exklusive

Alleinberechtigung des Islam aufzugeben, sondern er wird in der christlichen Religiosität auch bildende Momente entdecken, welche der Gläubigkeit des Islam abgehen. Die Religion des Christen hält demselben ein Ideal sittlicher Vollendung vor, welches im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit successiv Gestalt gewinnen soll; durch die werkthätige Anstrebung dieses Ideales wird ein Prozeß fortschreitender ethischer Entwickelung im Leben des einzelnen und der Gesamtheit angeregt, welche der auf die Erfüllung bestimmter religiöser und sittlicher Gebote sich beschränkende Islam nicht kennt. Er reicht aus, eine bereits begründete und bestehende ethisch-soziale Ordnung zu erhalten; es wohnt ihm aber keine treibende Macht der Entwickelung und des Fortschreitens zu Höherem und Vollkommenerem inne. Er ist eben nicht etwas den ganzen inneren Menschen Ausfüllendes; er ist seiner Natur nach nicht geeignet, alle Seiten des menschlichen Wesens zur vollkommenen und ebenmäßigen Entwickelung und Ausbildung zu sollizitiren. Man kann gemeinhin den Satz aussprechen, daß jede Religion, welche nicht die Religion der Humanität selber ist, jederzeit nur ein unzulängliches Kulturprinzip sein könne; das Christentum erweist sich als das Höhere über dem Islam durch die ihm innerlichst eigenen und mit einander aufs engste verwachsenen Ideen der Humanität und der Perfektibilität der Menschengattung, worauf alle menschliche Kulturentwickelung zutiefst gegründet ist. Es ist sicher nicht etwas rein Zufälliges und in bloß äußeren Verhältnissen Begründetes, daß die zeitweilige Befreundung der muhammedanischen Araber mit griechischer Bildung, die allerdings eine Glanzperiode muhammedanischer Kultur begründete, rein vorübergehend war und gar keine Spuren im Leben der muhammedanischen Völker zurückließ, während das Christentum vom Anfange her zur römisch-griechischen Kultur sich ins Verhältnis setzte und in seiner ältesten Litteratur alle besseren Elemente griechisch-römischer Bildung in sich aufnahm und die christlich gewordene Welt förmlich als Erbe in den Besitz der von der antiken Kulturwelt hinterlassenen Bildungsschätze eintrat. Damit ist eine Bildungsfähigkeit des christlichen Denkens konstatiert, welche dem gläubigen Denken der zum Islam bekehrten Völker abgeht. Dr. Krehl hebt die expansive Macht der islamitischen Glaubenskraft in den ersten Jahrhunderten des Islam hervor; die nachfolgende Ermattung dieser Expansionskraft beweist, daß ihr die in einer wahrhaften Geistigkeit der Welt- und Lebensanschauung begründete Nachhaltigkeit und Dauer abgieng.

Seinen religiösen Vorstellungsinhalt betreffend, teilt der Islam mit dem Judentume und Christentume den Vorzug, eine monotheistische Religion zu sein; es ist eine bekannte Thatsache, daß die Religion des Islam diesen Vorzug der Bekanntschaft ihres Gründers mit den beiden anderen monotheistischen Religionen verdankt. Die muhammedanische Auffassung des monotheistischen Gottesbegriffes steht jedoch weit hinter jener des Christentumes und der alttestamentlichen Bibel zurück. Der Begriff des lebendigen Gottes hat im Denken Muhammeds nicht angeklungen; Gott ist ihm einfach nur der höchste, allmächtige, mit den Attributen eines absoluten Weltherrschers ausgestattete Herr, welcher gegen die ihm treu Ergebenen auch gnädig und barmherzig ist, der Leben und Tod in seiner Macht hat, alle Menschen dereinst richten und den von ihm treu Befundenen die Wonnen des Paradieses zuwenden wird. Diese Form des monotheistischen Religionsdenkens darf man wohl die allerelementarste nennen, die nur einem noch unentwickelten religiösen Denken genügen kann. Etwas Geistbildendes liegt im monotheistischen Religionsgedanken erst dann, wenn man aufhört, Gott als ein singuläres Wesen zu denken, das einsam über der Welt thront; der wahre lebendige eine Gott muß als die absolute Fülle alles Seins und Lebens, als der absolute Ort der Seelen und der Geister, als die absolute Fassung des Weltganzen gedacht werden, wenn das menschliche Denken in dem Gedanken Gottes als des höchsten einen eine volle Befriedigung gewinnen soll. Eine Philosophie der Religion ist auf dem Standpunkte der Religionsdogmatik des Islam nicht möglich; die Religionsgeschichte des Islam lehrt, daß die Religionsdogmatik desselben eine innigere Verschmelzung derselben mit einer philosophischen Fassung ihres Inhalts jederzeit abgelehnt oder von sich ausgestoßen hat. Man mag zugeben, daß dieses ablehnende Verhalten primär einer Versetzung der Religonsdogmatik mit pantheistischen und naturalistischen Ideen galt; es ist aber nebenher niemals zu einer Vertiefung derselben in den Anschauungen eines spekulativen Theismus gekommen, was nicht unterblieben sein würde, wenn nicht der ursprüngliche Geist der islamitischen Religionsanschauung eine solche Verschmelzung und Vertiefung ausschließen würde.

Der Wert einer Religionsanschauung bemißt sich nach dem Grade, in welchem die Auffassung des Wechselverhältnisses zwischen Gott und dem Menschen durchgebildet ist. Es handelt sich hier um die Kommensuration der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade mit

der gegebenen sittlichen Zuständlichkeit des Menschen. Die Begriffe von Sünde und Schuld, Reue und Buße fehlen keineswegs in der islamitischen Dogmatik; was aber durchaus fehlt, ist die Wahrnehmung des durch das gemeinmenschliche Bewußtsein bezeugten Unterschiedes und Gegensatzes zwischen dem Menschen, wie er in Wirklichkeit ist, und zwischen der Idee des Menschen. In dem lebendigen Gefühle des Widerspruches zwischen dem wirklichen Menschen und dem Menschen, wie er sein sollte, wurzelt das christliche Heilsbedürfnis, das Bedürfnis nach den Gnaden der Erlösung und nach dem in der lebendigen Erfahrung der christlichen Heilsgnade begründeten Troste der Versöhnung mit Gott. Die ethischen Antriebe, die in dem Verlangen und Streben nach Bewahrung des Friedens, der Versöhnung enthalten sind, fallen in der islamitischen Religionsdogmatik aus; gebricht es doch bei der durchaus naturalistischen Auffassung des Menschenwesens auch an der Kenntnis der Unvollkommenheit und Schuldhaftigkeit des in der Erfahrung gegebenen Menschen, somit an der Kenntnis dessen, was durch fortgesetzte sittliche Läuterung des inneren Menschen gewonnen werden soll, um des Trostes der Versöhnung bleibend sich zu vergewissern. An die Stelle dessen tritt bei dem Moslim eine Art fatalistischer Selbstberuhigung, mit der allerdings ein höchster Grad von Zuversicht, zugleich aber ein schlaffer Quietismus gegeben ist, dessen natürlicher Gegenpol die fanatische Erregtheit ist. Schwärmerische Erregtheit war in den Zeiten der ersten frischen Lebenskraft des Islam die natürliche Wirkung einer Gläubigkeit, welche der psychologisch wahren und ethisch begründeten Vermittelung der religiösen Zuversicht ermangelte; fatalistische Resignation muß die religiöse Grundstimmung des Muhammedanismus dort werden, wo er das Vorgefühl des Erliegens im Kampfe gegen überlegene historische Kulturmächte hat. Daß das Gefühl schmerzlicher Resignation in der That auch seine geweihten Träger in den Gliedern eines religiösen Geheimbundes hat, ist eine bekannte Thatsache; diese beweist übrigens, daß es auch im Islam eine religiöse Innigkeit giebt, wie es denn sowohl vom gemeinschaftlichen als auch vom christlichen Standpunkte aus unzulässig wäre, ihn einfach nur als religiöse Superstition aufzufassen. Er hat in seiner monotheistischen Anschauung das Heidentum des alten Orients als etwas geistig Ueberwundenes hinter sich, stellt aber zugleich auch eine unentwickelte und veräußerlichte Form des monotheistischen Religionsgedankens dar und erscheint in dieser seiner Gestalt als die charakteristische Signatur der islamitischen Kultur.

Eine höchst auffallende Erscheinung ist es, daß die arabische Halbinsel — diese Urheimat des Islam — von religiösem Antagonismus förmlich zerklüftet ist. Von einer einheitlich religiös-politischen Bewegung war hier niemals die Rede und wird auch in Zukunft vielleicht kaum die Rede sein. Durch die großen innerarabischen Sandwüsten voneinander getrennt, stehen die großen Stammesgruppirungen der autochthonen Völkerschaften im Norden, Osten, Süden und Westen, sowohl in Glaubenssachen als hinsichtlich ihrer historischen Vergangenheit, ja sogar in ethnischer Beziehung sich zumeist feindlich gegenüber. Während beispielsweise an der Westküste der Halbinsel, wo die heiligen Städte des Islam liegen, dieser seinen Ausgang nahm und trotz des nachmaligen Uebergangs der weltlichen Macht an Damaskus und Bagdad, Mekka der wahre Mittelpunkt der Prophetenlehre verblieb, wurden die Südostgestadeländer von den gewaltigen Erschütterungen, welche der Muhammedanismus im Gefolge hatte, gar nicht berührt. Die Ostküste Arabiens wieder bildete seit jeher das Ausgangsgebiet für religiöse Reaktionen, sei es nun, um dem Islam die Stirne zu bieten, wie die Karmaten, oder um den alten unverfälschten Einheitsglauben herzustellen, wie die Wahabiten. Im Westen und Süden der starre Stillstand, das von alters her Festgefügte — im Innern und Osten die neubelebende Gährung, der Reformationsdrang, der früher oder später zweifellos wieder einmal die engen Fesseln durchreißen wird.

Die merkwürdigste Erscheinung in der Welt des Islam ist der Wahabismus. Er gehört unserer Zeit an und verdient deshalb doppeltes Interesse. Im Jahr 1750 war in Horeimla im Nedschd (Hocharabien) ein Prophet aufgetreten, dem die ketzerischen Ausartungen des wahren Glaubens sehr zu Herzen giengen. Er hieß, wie jener andere Religionsstifter, Muhammed, und war der Sohn Abdul Wahabs. Was er anstrebte, war nicht eigentlich eine Reform des Islam, sondern vielmehr eine Wiederherstellung des ursprünglichen reinen Monotheismus, mit Ausschluß jeder göttlichen Verehrung des Propheten. Auch sollte alles beseitigt werden, was mit der Verehrung von Sterblichen oder Verstorbenen irgendwie zusammenhieng, wie beispielsweise Grabmäler und Heiligenkapellen, dann alle Dinge, die zur Abgötterei führen, zu denen der Sohn Abdul Wahabs in erster Linie die Prachtmoscheen, ferner den ganzen wunderthätigen Kram der Derwische rechnete. Hand in Hand mit diesen Grunddogmen liefen Verordnungen und Gesetze, welche eine einfache, streng moralische Lebensweise dekretierten, Luxus und Tand verboten und den Genuß von Tabak und Kaffee untersagten.

Wenn wir im übrigen Arabien Umschau halten, so machen wir zunächst die Wahrnehmung, daß neben dem Nedschd auch Oman und das südöstliche Gestadeland in der Welt des Islam seit jeher Ausnahmsstellungen einnahmen. Aus Sahar, einem Städtchen des Küstenlandes von Maskat, gieng seinerzeit die streitbare Sekte der „Charidjiten" hervor, die zu den wildesten Bekämpfern des Omanejadischen Chalifats zählten. Auch der Wahabismus hatte — wenigstens im omanitischen Hinterlande — frühzeitig Wurzel geschlagen, und die Beduinenstämme im südlichen Oman (Beni Abi Hassan, Beni Abi Ali, Dschenaba ꝛc.) sind auch heute noch Wahabiten, wenn in ihnen der Islam je tiefere Wurzel geschlagen. Vollends unabhängig von den großen religiös-politischen Einflüssen, welche zu Zeiten den ganzen Orient aufwühlten, blieben die Stämme des Küstenlandes Hadhramaut.

Auch an der Westküste von Arabien finden wir keineswegs ein homogenes mosleminisches Glaubensbekenntnis vor. Die nördlichen Clane von Yemen, deren kriegerischen Geist die Osmanen erst in den letzten Jahren kennen zu lernen Gelegenheit hatten, gehören der weitverbreiteten Sekte der „Saidi" an, die eine schiitische ist. Das Schiitentum der nördlichen Yemeniten erscheint übrigens insofern modifiziert, als die Saidi nicht eigentlich als Anhänger der „Schia" gelten wollen (sie erkennen bedingungsweise Abu Bekr und Omar als legitime Nachfolger des Propheten an, nicht aber Othman), sondern sich für die Mitglieder einer fünften orthodoxen Sekte (neben den vier bestehenden: Hanbaliten, Malebiten, Hanefiten und Schafaïten) erklären. Da die Sunniten diese Pluralität nicht anerkennen wollen, so ist das Verhältnis zwischen den Saidi und den übrigen Muhammedanern seit jeher ein sehr gespanntes gewesen. Ein ähnlicher Antagonismus herrscht zwischen den Bewohnern des Alpenlandes Asyr (zwischen Hedschaz und Yemen) und den benachbarten Araberstämmen. Sie sind meistens Wahabiten, oder doch wahabitisch gesinnt.

So gestalten sich im allgemeinen die religiösen Verhältnisse Arabiens. In der Lebensweise macht sich die Trennung in ansässiges Volk („Hadarije") und Zeltbewohner („Wabarije") oder Beduinen geltend, doch läßt sich unschwer nachweisen, daß auch die Hadarije in den wenigen Städten des Nordens, welche sich übrigens vielfach mit Abessinier- und Negersklavinnen vermischt haben, ursprünglich Beduinen gewesen, welche besonders günstige Umstände zur Seßhaftigkeit gebracht. Wie nun der Araber des Nordens den Urtypus des Semiten darstellt, so ist der Beduine, der allein sein Blut rein erhalten hat, der eigentliche Araber und somit der Semite κατ' ἐξοχήν, er allein der Träger der wahren semitischen Stammeseigentümlichkeiten. Der Name Beduine ist verderbt aus dem arabischen Bedawi (Mehrzahl Bedu), d. h. Bewohner der Wüste, doch ist diese Erklärung nicht wörtlich zu nehmen, denn als Nomaden sind die Beduinen an Pflanzenwuchs gebunden und man trifft sie daher in der Steppe, in den Wady (Flußthälern), in den Oasen und auch an den Rändern der eigentlichen Wüste. Das Zusammenbleiben der Verwandtschaft bedingt die Gliederung in

Stämme, deren jeder je nach seiner Kopfzahl und der Größe seiner Herden ein bestimmtes Wohn- und Wandergebiet einnimmt. Die Anzahl der in Haupt- und Unterabteilungen zerfallenden, von erblichen „Scheichen" oder „Emiren" regierten Stämme ist sehr groß, über ihre Statistik läßt sich aber nichts Genaues sagen, da die Beduinen in der Furcht, daß Zählen Unglück bringe, die Stärke ihrer Herden und Stämme gern unerörtert lassen. Der Engländer William Gifford Palgrave beziffert die Beduinen des nördlichen Arabiens, ausschließlich des großen Stammes der Aneſe, auf 40,0000, jene des mittleren Arabiens auf 80,000. Das Aneſevolk schätzte Burckhardt, freilich zu Anfang dieſes Jahrhunderts, auf 300,000 bis 350,000 Köpfe. Zu den wichtigſten Stämmen der Beduinen Arabiens gehören ferner die Scherârât, vom Dſchebel Schera bis zum Wadi Sirhân und el Dſchauf; die Schammar oder Schomer im Dſchebel Schammar und Umgebung; ein großer Theil dieſes Stammes iſt ansäſſig. Wir nennen weiter noch die Huetât im nördlichen Roten Meer-Gebirge, die Maaſe und Beni Atie in der Hismaebene zwiſchen Dſchebel Schera und Schefa, die Ateibe, Oteibe oder Ektebe in der großen Ebene öſtlich von Medina. Oeſtlich davon leben die Meteïr, früher die Herren des nordöſtlichen Nedſchd. Ihnen folgen gegen die Landſchaft El-Haſa, wo die Beni Hadſchar ſitzen, die Adſchmân und Beni Khalid, an welche ſich im Norden über das Irak verbreitend die Montefik anſchließen. Von den Grenzen Syriens bis in die Täler des Nedſchd leben bis über das ganze nördliche Arabien zerſtreut die Soliba oder Selaba, die wahrſcheinlich ſyriſcher Abſtammung ſind, während auf der Sinaihalbinſel die Towarah (Einz. Turi) hauſen, ſo benannt nach Tor, dem alten Namen der Halbinſel. In Paläſtina wohnen große Araberſtämme öſtlich vom Jordan, andere in der Wüſte Tih. Die Stämme des Jordanthales ſcheinen ſich mit Negern vermiſcht zu haben und der der Ta'amireh iſt von Fellahurſprung. Unter dieſen Beduinen, welche ihre Wanderungen auf kleine Diſtrikte mit feſt anerkannten Grenzen beſchränken, ſind die bedeutendſten die Meſ'aid und K'abneh, die Abu Nuſeir in der Ebene von Jericho, in der Wüſte Juda nebſt den genannten Taamireh, welche Turbane tragen und Getreide ſäen, die Dſchahalin, ferner die Sugr im Oſten des Jordan. (Globus, Bd. XXXV, S. 252.) Ein mächtiger Stamm iſt jener der Beni Aduan, der von der Nordſpitze des Toten Meeres bis zum Wadi Zerka hin wohnt, dann der mit den Aduan in Feindſchaft lebende Nachbarſtamm der Beni Sacher, welcher beſuchsweiſe zu den Beni M'ſchalcha ins Ghôr kommt; letztere, welche nördlich bis ungefähr zum Tell Wehadine ſich ausbreiten, ſchließen ſich an die Beni Abbad an, die in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältnis zu den Aduan zu ſtehen ſcheinen. Von da bis zum Wadi Jabis ſitzen die Beni Chſum, denen ſich die Chſawije, die ſchon erwähnten Meſaid und die B'ſchawe anſchließen. Miſchlinge wurden unter dieſen Beduinen nicht geſehen und keiner der von Paul Langerhaus gemeſſenen Schädel deutet auf ſchwarzes Blut. (Arch. f. Anthrop., Bd. VI, S. 44.)

Die Geſtalt der Beduinen iſt im allgemeinen von mittlerer Größe, regelmäßigem Bau und namentlich bei den Frauen von ſchönen Verhältniſſen. Die Haltung iſt ſtolz,

der Gang leicht. Fettleibigkeit wird selten beobachtet; Magerkeit und sehnige Muskelentwickelung herrschen vielmehr vor. Die dünnen Arme haben Muskeln wie Peitschenschnüre, Hand und Fuß bilden in Bezug auf Größe und Feinheit das Mittel zwischen jenen der Indier und der Europäer. Der Daumen der Araber ist sehr lang und reicht fast bis an das erste Glied des Zeigefingers; die innere Hand ist dünnknochig und sehr elastisch. Die Hautfarbe schwankt je nach der Höhenlage des Wohngebietes von Weiß bis zum Schokoladebraun, letzteres bei den Bewohnern der Küstenstriche. Die Araber Bagdads sind großenteils weiß, weißer als die Perser; ihre Gesichtsfarbe ist nicht dunkler als die der Italiener, Spanier, Portugiesen, obwohl die Hitze im Sommer bis 49° C. steigt und, wie der arabische Dichter sagte, „die Sonne auf sie blickt". (Beil. zur Allg. Zeitg. vom 29. Juli 1875.) Wenn uns ferner gesagt wird, daß die Araber sich der Grenze der Schmalschädel nähern, aber noch zu den hohen Mesokephalen zählen, so ist eine solche Angabe so lange ohne besondern Wert, als wir nicht erfahren, auf welchen Teil des arabischen Volkes sie sich bezieht. Bei den Beduinen ist das Gesicht meist oval, die Stirne breit und gewölbt, die Nase gerade und von mittlerer Größe, der Mund schön geschnitten und mit wohlgebildeten weißen Zähnen besetzt. Die Ohren, ebenfalls wohl geformt, sind etwas nach vorwärts gebogen. Die Augenbrauen, schwarz und buschig, beschatten ein schwarzes, tiefliegendes, lebendiges Augenpaar, das bei den Beduinen durch seinen außerordentlichen Glanz auffällt. Das Haar ist vorherrschend schwarz, hie und da aber auch blond; der Bartwuchs ein spärlicher und zumeist auf das Kinn beschränkt.

Die in Europa herrschende Meinung über die nomadische Lebensweise der Araber ist in vielen Stücken irrig. Gewöhnlich schildert man sie als mit ihren Zelten von Ort zu Ort wandernd; in Wirklichkeit giebt es vielleicht kein Volk, das weniger wandert und mehr an der Heimat hängt als die Beduinen. Sie haben ihr Winter- und ihr Sommerzeltlager und ändern ihren Aufenthaltsort nur selten, außer um sich von dem einen zum andern zu begeben, wie es die Jahreszeit erheischt. Auf Reisen machen sie nie Gebrauch von ihren Zelten, sondern schlafen, in ihre Mäntel gehüllt, unter freiem Himmel. Ihre Lager sind denen der Zigeuner ähnlich, nur sind die Bewohner wilder und malerischer. Der romantische Glanz, welchen die morgenländischen Erzählungen und so manche blumenreiche Berichte europäischer Reisenden um diese Völkerschaften verbreitet haben, schwindet jedoch allmählich, wie man mit ihrem häuslichen und geselligen Leben vertrauter wird. Wohl besitzen die Beduinen manche gute, treffliche Eigenschaften, welche den Bewohnern der Städte und Dörfer abgehen. Sie zeichnen sich durch Mäßigkeit im Essen und Trinken aus; ihre Kraft, ihre Ausdauer, ihr Unabhängigkeitsgefühl werden mit Recht gepriesen; sie sind von anmaßendem Hochmut ebenso weit entfernt, wie von kriechender Unterwürfigkeit. Diese Eigentümlichkeiten gehen aber fast notwendig aus ihrer Lebensweise hervor, und das Land, das sie bewohnen, die Regierungsform, welche unter ihnen besteht, sind dabei in Anschlag zu bringen. Man kann sie nicht für mutig im Kampfe halten, sie müßten denn eine günstige Stellung inne haben und dem Feinde an Zahl beträchtlich überlegen sein, oder die Verzweiflung müßte wirken. Ihr Mut ist in der That fast mit Feigheit verschmolzen, denn sie greifen eine Karawane, welche nur von Treibern oder von wenigen unerfahrenen Wächtern begleitet ist, furchtlos an, selten aber werden sie sich einem Geleite regelmäßiger Truppen nähern, so klein deren Zahl auch sein mag. Unrichtig wäre es dennoch, die Araber von Haus aus für einfache Räuber zu halten. Allerdings stimmen ihre Ansichten über Eigentum mit den unsrigen nicht überein, sobald

es sich um Fremde handelt. Unter sich aber und gegen die, welche sich ihrem Schutze anvertraut haben, sind sie ehrlich und treu. Auch ist es wohl der fürchterlichen Strenge der Blutrache („Thar") zu danken, daß Ermordungen bei ihnen seltener vorkommen, als selbst in gesitteteren Ländern. Ihre vielfach gepriesene Gastfreundschaft verdient indes in keiner Weise höher angeschlagen zu werden, als die der meisten Orientalen, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Beduinen irgend etwas geben, ohne eine vierfache Vergeltung zu erwarten. Die Reisenden berichten gewöhnlich in glänzender Weise, welche Aufnahme sie bei den Arabern der Wüste gefunden haben, sie sagen uns aber nicht, was sie für diese Artigkeiten bezahlen mußten. Habsucht ist nämlich ein hervorstehender Zug in dem Charakter der Araber; selten sind sie mit der Belohnung zufrieden, welche man ihnen für geleistete Dienste bietet, und werden mit der größten Unverschämtheit und Zudringlichkeit um des Reisenden Stiefel, Halstuch, Flinte und was ihnen sonst ansteht, bitten. Ihre Unreinlichkeit in Kleidung und Küche ist sprichwörtlich; so pflegt das Hemd, welches sie anziehen, weder gewechselt noch gewaschen zu werden; sie tragen es gewöhnlich, bis es ihnen in Fetzen von dem Leibe fällt. Von Erziehung und Unterricht ist bei ihnen keine Rede; jeder Stamm hat einen oder zwei Mollah bei sich, welche für den Scheich schreiben und Stellen aus dem Koran vorlesen müssen. Dieses Amt steht jedoch nicht in hoher Achtung, denn die Beduinen sind eigentlich ein irreligiöses Volk, obgleich sie in mancher Hinsicht eine blinde Anhänglichkeit an Muhammeds Lehre bethätigen. Sie beobachten selten die zum Gebete angesetzten Stunden; meist beten zwei oder drei abwechselnd für das ganze Lager, und sie sind der Ansicht, daß dies ebenso gut sei, als wenn jeder einzelne seine Andacht verrichte. (Ausland 1852, S. 503—504.) Ihrer Gemütsanlage nach sind sie fröhlich und sogar zum Scherze geneigt; oft erdulden sie die größten Mühen und Entbehrungen, ohne über ihr Los zu murren; sind dabei glücklich und zufrieden, wie ihr Sprichwort sagt: „Ein Maghrebischwert, eine hübsche Frau, ein schönes Dromedar, wer diese drei sein eigen nennt, des Herz ist froh." Ihr Benehmen ist höflich und außerordentlich fein. Aus Besorgnis zu verletzen, ist der Araber sehr vorsichtig in der Wahl seiner Ausdrücke, und wo diese die Möglichkeit eines Mißverständnisses zulassen oder als boshafte Anspielung gelten könnten, fügt er mit Hast eine Phrase hinzu, wie: „ohne dabei etwas Böses zu meinen, das dich etwa hätte erreichen sollen", oder: „in guter Absicht", oder: „ohne Nebenbedeutung", oder: „ohne Hintergedanken". Je ungebildeter jemand ist, desto peinlicher salviert er sich jeden Augenblick. (Dr. Wetzstein im Ausland 1871, S. 1150.) Dagegen wird bei einem Streite, der fast ausnahmslos ausbricht, sobald es sich um Geld handelt, ebenso heftig geschimpft und gezankt, als die zivilisierte Welt nur wünschen kann. Bei Abschluß eines Handels nimmt der Araber keinen Anstand zu lügen und auf alle Art zu übervorteilen, hält aber das geschlossene Uebereinkommen. Diebstahl und Betrug sind fast unbekannt. Im schlechtesten Lichte zeigt sich aber der Beduine in seinem Verhältnisse zu seinen Eltern, namentlich da das weibliche Geschlecht wenig gilt, zu seinem Vater. Sobald ein Bursche soweit mannbar geworden, daß er ein eigenes Zelt sich zulegen und

heiraten kann, bekümmert er sich nicht im Geringsten mehr um seinen Vater, der, wenn alt und gebrechlich, oft von der Mildthätigkeit des Stammes leben muß, während der Sohn in Hülle und Fülle sitzt. Den Männern fällt natürlich die Ernährung des Stammes anheim, aber die Mittel zu dessen Unterhalt sind oft sehr knapp und unzulänglich.

In großer Armut leben besonders die Towarah, die den öden Bergdistrikt des Sinai bewohnen. Die Araber in einigen Gegenden Syriens und in den fruchtbaren Bezirken von Yemen, Hadhramaut u. s. w. sind oft sogar reich; es sind Scheiche unter ihnen, die tausende von Kamelen und Pferden und zahllose Scharen von Herden besitzen. Im Sinai dagegen gilt der Scheich, welcher Eigentümer von drei oder vier Kamelen ist, für einen wahren Krösus. So arm sie auch sind, besitzen doch manche, besonders unter den Garrásheh, Negersklaven, welche die Kamele besorgen und die niederen Dienste verrichten. Sie werden von ihren Herren gütig behandelt und nicht als untergeordnete Geschöpfe angesehen, obgleich sie natürlich nicht das Recht haben, ein Beduinenmädchen zu heiraten.

Die Towarah sind ein abgehärtetes, wohlgebildetes Geschlecht und die Männer, obwohl nur in elende Lumpen gehüllt, benehmen sich mit einer gewissen Würde. Ihr Anzug besteht in einem weißen Hemde mit langen offenen Aermeln (die zur Aufbewahrung kleiner Kostbarkeiten dienen), welches mit einem ledernen Gürtel um den Leib befestigt wird; über diesem tragen sie den „Abba", d. i. ein langes, aus Ziegen- oder Kamelhaar gewebtes Gewand. Nur selten findet sich bei ihnen der „Kefiyeh", d. i. der buntgestreifte Kopfputz, den wir aus den Abbildungen von Beduinen kennen; sie ziehen meistens den Turban oder den Fez vor. Sandalen aus „Fischhaut" oder vielmehr der Haut einer Delphinspezies aus dem Roten Meere werden auch von den Männern getragen. Die Frauen gehen alle tief verschleiert; Thackeray nennt das, was sie verbirgt, sehr passend und bezeichnend „Nasensack". Sie tättowieren ihr Kinn; die verheirateten Frauen kämmen das Haar vorn in eine Art Knoten oder Horn, über dem sehr oft eine rote Glaskugel angebracht ist; selten oder nie ist es losgebunden. Die Mädchen ringeln ihr Haar über der Stirn in kurze Locken und befestigen eine Verzierung, „Schebeikeh" genannt, darüber, aus rotem Tuche mit Anhängseln aus Perlmutter. Ein weiter blauer Rock, eine Reihe Glasperlen, Stückchen glänzenden Metalls, Glas u. dgl., darüber ein faltiger blauer Mantel — und das Kostüm ist vollständig. Die Kinder sind meist ohne alle Kleidung; bei kaltem Wetter bedecken sie sich manchmal mit einem Stück Ziegenfell oder Fetzen eines abgelegten Abba und drehen dasselbe nach der Seite, von welcher der Wind kommt. Natürlich entstehen in Folge der schlechten Nahrung und der mangelhaften Bekleidung viele Krankheiten, hauptsächlich unter den Alten und den Kindern. Wechselfieber, Fieber, Asthma, Neuralgie sind ganz gewöhnlich. Auch werden die Towarah manchmal von einer Epidemie heimgesucht, die sie „El waj el asfar" (die gelbe Pest) nennen. Sie kommt mit den heißen Winden und überfällt die Menschen plötzlich mitten in der Arbeit, aber man sagt, niemals komme sie in das „Land unsres Herrn Mose, wo Schiah und Myrrhen wachsen", das ist die erhabene Granitregion um Dschebel Musa.

Jeder Stamm der Sinaibeduinen hat drei Scheiche; die Würde ist erblich und geht direkt vom Vater auf den Sohn über. Der Scheich ist mehr Geschäftsträger und Schiedsrichter als Herrscher; seine einzigen Pflichten bestehen im Stipulieren und Einsammeln der Mieten für die Kamele, in der Vertretung seines Stammes bei allen Händeln mit der Regierung und endlich im Schlichten der Streitigkeiten unter den Beduinen selbst. Für die erstere Bemühung erhält der Scheich eine geringe Provision. Die Weise, Schulden einzutreiben, ist folgende: Hat ein Araber eine Forderung zu machen und der andere verweigert die Zahlung, so begiebt er sich zu dem obersten Scheich und deponiert bei ihm als Pfand ein Messer, eine Flinte, ein Kamel oder irgend etwas ihm Gehöriges, je nach dem Werte oder Betrage der Forderung; das Pfand heißt „Rizgah". Der Beklagte ist genötigt, ganz das Gleiche zu thun, und der Klagende ist im Falle der Weigerung ermächtigt, durch List oder Gewalt das Pfand sich zu verschaffen. Beide Parteien legen ihre Sache dem Scheich vor; wird der Schuldner überführt, so ist sein Pfand verfallen, er erhält es nur zurück, wenn er den vollen Betrag dafür zahlt. Es kann zwar gegen das Urteil des ersten Scheich an die beiden andern appelliert werden, in jedem dieser Fälle aber muß ein neues Pfand hinterlegt werden und der Verlierende

kann so möglicherweise alle drei Pfänder einbüßen und außerdem gezwungen sein, die ganze erstgenannte Summe zahlen zu müssen. In der Regel ist das Urteil des Scheich gerecht und unparteiisch; Fälle von Bestechung sind aber unter den Towarah wenigstens nicht ganz unbekannt. Bei Diebstählen schätzt der Eigentümer den Wert des entwendeten Gutes, der Scheich versucht, einen Vergleich oder ein billiges Uebereinkommen unter den streitenden Parteien zustandezubringen. Ist der Preis oder die Ersatzsumme einmal festgestellt, so darf der Beraubte von dem Besitztume des Diebes, falls dieser die Zahlung verweigert, nehmen und verkaufen, was er nur will, bis zu dem bestimmten Betrage. Diebstahl ist eine solche Seltenheit, daß er nur als bürgerliche Streitsache behandelt wird.

Der „Agyd" ist ein militärischer Beamter, der in Kriegszeiten den Befehl über die ganze Macht der Towarah übernimmt. Seine Autorität erstreckt sich nur auf wirklich militärische Operationen, in Friedenszeiten gilt er als Privatperson. Diese Würde ist dem Sawáliheh-Stamme erbeigen.

Die Beduinen haben kein Kriminalgesetz, was man eigentlich so nennt, außer in Fällen von Ermordung; dann aber wird das Gebot der Blutrache mit äußerster Strenge gehandhabt: der nächste männliche Verwandte des Erschlagenen tötet den Mörder bei der ersten Gelegenheit. Doch kann sogar in diesem Falle eine Geldentschädigung, ein Blutpreis („Dieh") geboten und angenommen werden, indes übersteigt die geforderte Summe meist die beschränkten Mittel eines Turi.

Die eigentliche Ritterschaft der Wüste hat manche unbestreitbar treffliche Eigenschaften. Ihr Palladium ist die Familie und im engeren Sinne die Trägerin desselben, das Weib. Ehre den Frauen, Achtung dem Greise, Freigebigkeit den Armen, Recht für Alle! Dies sind die vier Hauptglaubenssätze der Beduinenmoral, deren goldenes Büchlein für jede dieser Tugenden einen schönen Spruch besitzt: „Des Weibes Liebe ist die goldene Frucht, die im Schatten des Mannes reift, sie speist den Verzweifelnden." „Wer einen Greis beim Barte faßt, schändet seine Hand; wer heute Almosen giebt, wird morgen gesättigt sein, und eine Stunde Gerechtigkeit ist mehr wert als 77 Stunden Gebet." Kaum siebzehn Jahre alt, nimmt der Beduine ein Weib. „Verheiratet euch frühe, die Heirat bändigt den Blick des Mannes und zügelt das Betragen der Frau," sagt man unter den Zelten. Von dem Tage der Heirat an beginnt eine neue Existenz für den Beduinenjüngling. Fehdezüge, Falkenjagd, Straußen- und Gazellenhetze, brillante „Phantasia" (kriegerische Feste) und Sternennächte voll Wundergeschichten und Liebe bilden nun sein junges Leben. Manche Stunde füllen poetische Ergüsse aus, zu denen er viel Zuneigung hegt, und ein paar schöne Strophen irgend eines fahrenden Poeten über den Reiz der Frauen im allgemeinen und die Vorzüge seiner Lieblingsstute im besonderen finden bei ihm allezeit Ohr und Beutel offen. Das Liebste jedoch bleibt ihm immer sein Weib, obwohl seine Verleumder behaupten, er ziehe ihr eigentlich sein Lieblingsroß vor. Allerdings liebt er beide unendlich, denn sie entsprechen seinen beiden mächtigsten Instinkten — Familie und Freiheit. Für Weib und Pferd besitzt er Liebkosungen und Schmeichelworte von unwiderstehlichem Zauber, und ihnen giebt er im geheimen süße Namen, die sonst kein Ohr vernehmen darf. Leidenschaftliche Liebe ist den Arabern der Wüste nicht unbekannt. Die größere Freiheit, deren die Beduinenmädchen sich im Vergleiche mit der strengen Abgeschiedenheit des Haremlebens in den Städten erfreuen, und der ungezwungene Verkehr der Geschlechter, besonders bei den großen Volksfesten an den Heiligengräbern, geben dazu Gelegenheit.

Der deutsche Orientalist Dr. Wetzstein sammelte unter den Beduinen der Syrischen Wüste eine Novelle, deren Analyse wir hier um so lieber mitteilen, als das Schriftstück ganz angethan ist, einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der Araber im allgemeinen und des Liebeslebens im besonderen zu geben: Ein Scheich der Beni Chalid, welcher bei seinen Stammesgenossen das höchste Ansehen genoß, geriet, „als ihn Gott stürzen wollte", in schweres Mißgeschick. An seiner Stelle trat ein anderer auf, „dem die Welt tanzte und dessen Erfolg glänzend war". Dieses Mißgeschick veranlaßte ihn mit seinem Weib und einem jungen Sohn, sowie dem Rest seiner Habe, von dannen zu ziehen, und weit im Osten eine Gegend, wo kein menschliches Wesen wäre, aufzusuchen. Auf dem Zug, nicht mehr weit weg von seinem Ziel, stieß er auf einen Mann, welcher nicht säumte, die Flinte auf ihn anzulegen. Der Chalidit rief denselben an: „Wer bist du?" Die Antwort lautete: „Ich bin der, den du siehst, und wer bist du?" Der Araber liebt es nämlich nicht, unter fremden Leuten seinen Namen und den seiner Heimat oder seines Stammes zu nennen, weil das nicht selten gefahrbringend für ihn ist. Der Chalidit erwiderte: „Und ich bin der, den du siehst; aber ich habe das Schwert, du die Flinte, und das Recht des Schwertträgers ist dem Flintenträger gegenüber ein schlechtes." Der andere sprach: „Was hat dich hieher gebracht?" Und er antwortete: „Bei Gott, mein Sohn, nichts als das Ungemach der Zeit." Jetzt senkte sich die Hand des Flintenträgers, denn was dem Chaliditen widerfahren war, war auch ihm widerfahren, und er fragte denselben nach seinem Stamme. Dieser antwortete: „Bei Gott, lieber Gefährte, ich bin ein Chalidit zu Schimpf und Glimpf." (D. h. es mag sich nun zeigen, ob ich als Chalidit dein Feind oder Freund bin.) „Wahrhaftig," rief der andere, „dann sind wir Feinde: ich bin ein Schemmarit, aber die Einöde ist eine Scheidewand zwischen Ehrenmännern; doch erzähle mir nunmehr, was dich hieher gebracht." Die Erzählung hatte die Folge, daß die beiden eins wurden, eine und dieselbe Au miteinander zu beziehen. Der Chalidit nahm nun seinen Sohn her, und sprach: „Mein Kind, ich traf mich mit einem Schemmariten, und obgleich er unser Feind war, machten wir Freundschaft und übernachteten zusammen. Am andern Tage fragte ich ihn nach seinen Kindern, und er sagte mir, daß er eine Tochter habe; auf seine Frage nach meinen Kindern erklärte ich gleichfalls eine Tochter zu haben, und wir bestellten uns nach dem Orte, wo wir uns getroffen hatten. Ich will dir also Mädchenkleider anziehen, mein Sohn; wessen darf ich mich zu dir versehen? Hüte dich zu ihr unnütze Dinge zu sprechen! Wenn sie dich küßt, so wirst du sie nicht küssen; wenn ihr zusammen schlaft, so ziehe deine Kleider nicht aus! Die Mädchen baden sich in Wasser, hüte dich, vor ihr dich zu baden! Hörst du, mein Sohn, braucht es noch weitere Ermahnungen?" Der Sohn, Namens Habbâs, erwiderte: „Mein Vater, du hast von mir alles Gute zu erwarten."

Nach erfolgter Zusammenkunft, wobei das Schemmarmädchen auf das vermeintliche Chalidmädchen zulief, es grüßte und küßte, pflegten die Mädchen gemeinschaftlich ihre Kamele auf die Weide zu bringen; abends schliefen sie zusammen. Die Schemmaritin zog ihre Kleider aus, legte sich (nach der Sitte der Nomaden) ausgezogen zu Bette, und sprach zu ihrer Gefährtin: „Schwester, ziehe dich aus!" Diese antwortete: „Es ist mir unmöglich mich auszuziehen; ich schlafe nur in Kleidern." Da legte sich jene, unterhielt sich mit der andern und küßte sie; diese aber küßte sie nicht. Des Morgens saßen sie, strichen summend die Euter der milchenden Kamelinnen, und molken sie; dann nahm jede ein Stück Brot, setzte sich auf ihr Lettier und zog, den Lockgesang anstimmend, vor ihren Kamelinnen her, bis sie an das Ufer des Gießbaches gelangten. Dort stiegen sie hinunter und unterhielten sich miteinander, am Wasser sitzend, während die Tiere um sie herum weideten. Wenn die Sonne heiß wurde und die Mittagsglut eintrat, sagte das Schemmarmädchen: „Schwester, wollen wir uns baden und einander waschen?" Und da die andere nicht wollte, rief sie: „Ich beschwöre dich bei meinem Leben, warum badest du dich nicht?" Die Chalidin antwortete: „Schwester, ich hatte einen jüngern Bruder, der stieg ins Wasser und ertrank; da scheue ich mich lebenslang meine Haut ins Wasser zu tauchen." Das Schemmarmädchen gieng und badete sich, und als sie ihre Kleider auszog, entfernte sich die andere von ihr, der Einöde zugewendet. Da die erstere nun einmal bei ihren Eltern Klage über ihre Genossin führte mit den Worten: „Wie kommt es, ich küsse sie und sie küßt mich nicht? Ist denn mein Mund übelriechend, daß sie mich nicht küssen mag? Ich ziehe meine Kleider aus, und sie zieht sie beim Schlafen nicht aus; ich bade, und sie badet sich nicht;" ward ihr die Antwort: „Liebes Kind, vielleicht daß sie sich schämt; dergleichen geschieht nach Belieben."

So gieng geraume Zeit alles gut. Da geschah es eines Tags, daß Gott einen

Raubzug über sie schickte, der sie überfiel und die Herde nahm. Da schrieen die Mädchen: „Die Herde ist genommen. Zur Hilfe, ihr Reiter!“ Ihre Väter hörten den Ruf, sattelten ihre Rosse, ritten und erreichten die Herde, um sie zu befreien und die Mädchen liefen hinter ihnen her. Die Alten riefen dem Feinde zu: „Die Okla, ihr Reiter!“ (Die „Okla“ ist die Rückgabe eines Teils der Beute; sie wird in der Regel zugestanden, wenn die Mannschaft der Raubzüge überzeugt ist, daß die Geplünderten ohne dieselbe aus Mangel umkommen würden.) Der Anführer wollte ihnen zehn Stück zurücklassen, später „der hübschen Mädchen wegen“ noch weitere sechs. Da die Geplünderten das für ungenügend erklärten und die Plünderer ehrenhalber, im Hinblick auf „die Müllerinnen der Reisekost“ (d. h. ihre Weiber, Schwestern u. s. w., welche die Mühe hatten auf der Handmühle das Mehl zu mahlen, ihren Reiseproviant), auf ein weiteres Freigeben der Geplünderten nicht glaubten eingehen zu können, entspann sich ein heißer Kampf, der unentschieden blieb. Aber die Greise waren erschöpft. Als Habbâs wahrnahm, daß sie die Kraft verloren, konnte er sich nicht länger mehr zurückhalten; er eilte zu den Zelten und streifte im Laufen die Kleider ab, so daß er nur noch sein Frauenhemd anbehielt. Als seine Mutter anfieng das Füllen zu satteln, ihm den Zaum anlegte, das Schwert, die Pistolen und den roten Mantel hervorholte, kam das Schemmarmädchen und sprach: „Du sattelst dieses Füllen, wo ist sein Reiter?“ „Jetzt wird er kommen,“ antwortete die Mutter, „du wirst ihn mit deinen Augen sehen.“ Und während sie noch sprachen, eilte der Jüngling herbei und seine Mutter erhob die „Zagruta“ (den Jubelruf). Hoch zu Rosse paradierte er vor Hamda und sprach: „Für deine Augen, Hamda (d. h. ich gehe in den Kampf und Tod deinen Augen zuliebe); gewähre dem Habbâs die Zagruta!“ Sie antwortete: „Mein Bruder, wer ist Habbâs?“ Er sprach: „Deine Gefährtin; du siehst, daß sie ein Jüngling, kein Mädchen ist.“ Da ließ sie die Zagruta ertönen gleich dem Wiehern der Füllen, und die Kampflust fieng an in seinem Kopfe zu lodern, und er stürzte sich auf die Reiter, rufend: „Auf Hamdas Glück zu Beuteross en!“ Er schlug den Feind, erbeutete vier Rosse und befreite die Herde.

Hamda liebte von da an den Habbas leidenschaftlich; er ward nicht weniger in Hamda verliebt. Der für die Unschuld seiner Tochter besorgte Vater zog nun heimlich mit derselben ab. Und der Vater des Habbâs sah sich durch seinen Sohn, der es bei der leeren Lagerstätte der Nachbarn nicht aushielt, veranlaßt, zu seinem Stamme zurückzuziehen. Dort gelangte er wieder zu seinem früheren Ansehen. Aber Habbâs, immer an Hamda denkend, unterließ Essen und Trinken, so daß er endlich das Bett hüten mußte. Weinen und Aechzen war sein einziger Trost, bis ihn eines Tages ein gewisser Hosên besuchte, mit dem er von früher her verbrüdert war, und dieser erbot sich ihn mit seiner Geliebten zu vereinigen, zu ihm sprechend: „Es wird das ein Leichtes sein mit Gottes Hilfe!“ Nach einem Ritte von acht Tagen und acht Nächten trafen sie auf den Stamm der Schemmar und erkundigten sich hier nach Hamdas Familie. Aber wehe, sie kamen zum Polterabend, der Hamda mit einem Vetter, Namens Ali, verbinden sollte. Doch Hosên wußte auch hier zu raten und zu helfen. Ihm stund eine Schwester des Ali, welche in die Liebesgeschichte der Hamda eingeweiht war, treulich bei. Der Zorn des Vaters der Hamda, der den Habbâs mit den Worten empfieng: „Wehe, wehe! Verderbe dich Gott, du Schändlicher! Der Mensch folgt mir bis hierher! Hätte ich dich vor dem Salze gesehen (ehe du Salz in meinem Zelte genossen), wahrlich, ich hätte deinen Kopf auf dieses Land herunterfallen lassen,“ legte sich, „er hütete sich vor dem Satan,“ als ihm Hosên entgegnete: „Stelle deine Sache Gott anheim! Es ist dies eine Schickung, die nicht allein über dich ergeht. Danken wir Gott, es geschah bisher nur Gutes.“ Hosên verstand es, den Habbâs statt des Ali in die Berza oder das Zelt des Beilagers zu bringen. Der gutmütige Ali hatte Einsicht. Er erklärte seiner Base: „Ich sage mich von dir los. Was du begehrst, fordere zwischen mir und dir, und fürchte dich nicht, du hast mein Wort darauf.“ Und sie erwiderte ihm: „Ali, ich verlange nur Habbâs, den Gast unsrer Nachbarn“, worauf sie ihm alles erzählte, was sich zwischen ihm und ihr zugetragen von Anfang bis zum Ende. „Willst du dich nicht an mir versündigen, so verlange ich nun den Habbâs, denn ich bin mit meinem Herzen bei ihm und bei niemandem außer ihm. Gott müsse dich nicht von deinem Leben trennen — trenne mich nicht von Habbâs!“ Ali willfahrte, indem er bemerkte: „Gott hat mir den Edelmut noch nicht entzogen!“ Und er ward aufs beste dafür belohnt. Denn da er den Neuverehelichten das Geleit gab nach ihrer Heimat, durfte er dort ein Mädchen kennen lernen und gewinnen, die an Schönheit und Liebenswürdigkeit keiner zurückstund, Hisna (die Schönste), die Schwester des Hosên. Diese ward, als sie von seinen Handlungen gehört hatte, von Liebe zu ihm erfüllt. Zum Beweise dieser Liebe pflegte sie ihn

zu kämmen, ihm den Kopf zu waschen und den Mantel vom Ungeziefer zu reinigen. Beiden war es am liebsten, wenn niemand zu ihnen kam und sie keinen Menschen sahen. Hosên verband den Edeln mit seiner Schwester. Der Erzähler schloß also: „Als Ali nach Hause kam mit einem Mädchen lieblicher als Haana und mit einer Stute (die ihm Habbâs als Vergeltung geschenkt hatte), versammelten sich die Stammgenossen bei ihm und begrüßten ihn. Er veranlaßte eine Versammlung, und erzählte von der ehrenvollen Behandlung, die ihm von Hosên, Habbâs und ihrem Stamme zu teil geworden und von den erhaltenen Geschenken. Das Pferd, sagte er, ist von Habbâs und das Mädchen ist Hosêns Schwester. Die Anwesenden sprachen: So wahr Gott lebt, du bist dessen würdig! Dann tranken sie Kaffee, und jeder gieng nach Hause. Wir verlassen sie in Wonne und Wohlstand. Beglücke Gott das Leben der Zuhörer!“ (Dr. Wetzstein im Ausland 1869, S. 60—61.)

Der Beduine kennt wirklich Liebe, denn er weiß, was Treue in der Ehe ist, er weiß auch, daß diese Treue den Grundstein seiner Familie bildet, denn das Beduinenweib duldet keine Teilung von Zelt, Herz und Lager ihres ritterlichen Gefährten. Die Familie aber macht hier allein den ganzen Staat aus, sie bildet und hält die Wanderstämme zusammen; zerfällt sie, so zerstieben diese wie Flugsand in alle Winde. Höchst selten ist darum im Beduinenzelte der Ehebruch. Was bei uns meist nur als pikantes Laster, als Quintessenz lebemännischer Liebeskunst gilt, das erscheint dem Beduinen ein abscheuliches Todesverbrechen. Man nenne den Araber feig, er kann es verwinden, denn, ist er feig, so war's so bestimmt, — man schelte ihn Dieb, er wird lächeln, ein schlauer Diebstahl gilt ja als rühmlich, — man zeihe ihn der Wortbrüchigkeit, er wird die Achseln zucken, vielleicht erheischt der Vorteil seines Stammes, daß er das Wort breche, man schleudere ihm jedoch das Wort: „tahan“ (Hahnrei) ins Antlitz, und er stößt dem Beleidiger sein Messer bis ans Heft in die Brust. Entweihung des ehelichen Lagers ist denn auch der einzige Fall, wo der Vater den Sohn und dieser den Vater, ohne daß eine Blutsühnung nötig wäre, zu töten das Recht hat. Unter den Sinaibeduinen bestrafen die Sawaliheh und Dschibaliyeh den Ehebruch mit Tod; wie bei der Blutrache für einen Mord wird der Verführer von dem beleidigten Ehemanne oder seinen Verwandten erschossen, wann und wo er immer gefunden wird. Die Einzeineh und Teyâhah brauchen das Blut des Verführers nicht zu vergießen, sondern nehmen eine Summe Geld oder eine Anzahl Kamele dagegen an. Die Höhe des Schadenersatzes wird von dem Schiedsrichter wie bei gewöhnlichen bürgerlichen Streitigkeiten abgeschätzt.

Die Feierlichkeiten bei einer Eheschließung der Beduinen des Sinai sind folgende: Der künftige Bräutigam begiebt sich mit fünf bis sechs Freunden zu dem Vater des Mädchens, welcher eine Schüssel mit Speise und Kaffee ihnen vorsetzt. Haben sie die Erfrischung zu sich genommen, so eröffnet der Bräutigam die Unterhaltung mit dem Wunsche, in nähere Beziehung mit der Familie zu treten. „Einverstanden“, erwidert der Vater, „ich meinerseits verlange tausend Piaster als Brautschatz.“ Nach langem lärmenden Hin- und Herreden giebt er sich mit der halben Summe zufrieden und der Handel ist geschlossen. Dies ist das Signal zu großen Freudenbezeigungen; die jungen Leute der Gesellschaft ergötzen sich mit allerhand Spielen und Kunststücken; eines der Lieblingsvergnügen ist das Schießen nach einem als Ziel über der Zeltthüre aufgestellten Ibexkopfe. Dann wird der „Khatib“ oder öffentliche Notar des Stammes herbeigerufen; er nimmt ein Stückchen „Gassâleh“ genanntes Kraut und wickelt es in den Turban des Bräutigams. Hierauf faßt er die Hände beider in die seinige, legt den zusammengefalteten

Turban zwischen sie, drückt sie fest zusammen und richtet an den Vater der Braut die Frage: „Willst du deine Tochter diesem zur Ehe geben?“ worauf er entgegnet: „Ich will.“ Dann wird der Bräutigam gefragt: „Willst du das Mädchen zum Weibe nehmen in guten wie in bösen Tagen?“ Hat er geantwortet: „Ich nehme sie“, so sagt der Khatib: „Wenn du sie schlecht behandelst oder lässest ihr Nahrung und Kleidung mangeln, so falle die Sünde auf dein Haupt.“ Fragen und Antworten werden dreimal wiederholt und damit ist die Verlobung geschlossen. Das Mädchen selbst wird bis zu dem Augenblicke in Unwissenheit gehalten; ahnt sie etwas von dem Ereignisse, so erfordert es der Anstand, daß sie in die Berge zu entfliehen sucht.

Sitzt sie des Abends, nachdem sie vom Hüten der Herden zurückgekehrt ist, in dem Zelte ihres Vaters, so wird hinter ihr Weihrauch auf glühende Kohlen gestreut; der Rauch, von dem sie nichts weiß, soll Schutz gegen das böse Auge gewähren. In diesem Augenblicke tritt der Khatib heimlich mit dem Abba des Bräutigams hinter sie, wirft ihn unversehens über sie, ruft dabei: „Der Name Gottes sei mit dir! es soll dich keiner nehmen als N. N.“ und nennt den Namen ihres künftigen Ehemannes. Das Mädchen springt auf und sucht zu entfliehen, ruft Vater und Mutter zu Hilfe unter lautem Weinen und Schreien; die versammelten Weiber bemächtigen sich ihrer, wiederholen lärmend die Worte des Khatib und stoßen dabei die gellenden, „Zagharit“ oder „Zagruta“ genannten Rufe aus. Ein Zelt wird vor ihres Vaters Wohnung errichtet, sie selbst in dasselbe gebracht und mit dem Blute eines zu diesem Anlasse geopferten Schafes besprengt. Drei Tage bleibt sie darinnen. Dann begleitet ein Zug Frauen sie an eine „lebendige Quelle“ (d. i. eine immer fließende) und nachdem die Waschungen vollzogen sind, wird sie in die Hütte des Bräutigams geführt, der ihr zu Ehren ein großes Fest veranstaltet. Die Nachbarn opfern auch ein Schaf als Beitrag zu der Festlichkeit und empfangen, wie auch die Weiber, die bei der Zeremonie zugegen waren, ein Geldgeschenk vom Vater der Braut. Nur die Enzeineh weichen in diesen Gebräuchen einigermaßen von den andern ab; bei ihnen läuft das Mädchen davon und versteckt sich drei Tage in den Bergen, statt in einem Zelte in der Nähe des Vaters zu bleiben. Hat ein Mädchen den Mann ihrer Wahl gefunden und die Ihrigen wollen sie zwingen, einen andern zu heiraten, so benützt sie die gestattete dreitägige Gnadenfrist, flüchtet in das Zelt eines Nachbars, begiebt sich damit unter dessen Schutz und verläßt es nicht eher, als bis der unwillkommene Bewerber sich zurückzieht und Unterhandlungen mit dem Geliebten und dessen Verwandten angeknüpft worden sind. Sobald ein Kind geboren ist, wird es von der Mutter in ein Loch im Boden gelegt, welches „Girbús“ heißt. Alsdann schlägt sie es in ein Tuch oder in Leinwand ein, umwickelt es von den Knieen bis an die Hüften, steckt es in eine Wiege oder eigentlich in einen „Zangúb“ genannten Sack und bemalt die Augen und Augenbrauen mit Kohel. Der Kopf wird in die richtige Form gedrückt und festgebunden. In die Hand bekommt es ein Stückchen wohlriechenden Gummi; Ringe von Glasperlen und kleinen Kupfermünzen an Armen und Beinen vollenden des Kindes Toilette, welche nur morgens und abends erneuert wird. Nach der Geburt eines Kindes verläßt die Frau sieben, manche sogar vierzig Tage lang das Haus nicht. Am siebenten Tage werden alle ihre Gewänder sorgfältig gewaschen. Ist das Kind ein Knabe, so wird ihm zu Ehren ein Fest veranstaltet; ein Mädchen ist dessen nicht wert, denn der Beduine sagt: „el Benát battáleh“ (die Mädchen sind zu nichts gut). Dies Mißfallen an den weiblichen Kindern hatte bei den vorislamitischen Arabern am Sinai eine furchtbare Höhe erreicht und die Abschaffung der Sitte, die Töchter lebendig zu begraben — „Wad el Benát“, wie es hieß — war eine der eingreifendsten und wohlthätigsten Reformen der Muhammedaner. (Nach: E. H. Palmer. Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Fußreisen in der Sinaihalbinsel und einigen angrenzenden Gebieten. Gotha 1876. 8°.)

Die Stellung der Frau im allgemeinen ist bei den Arabern, ganz besonders aber bei den Städtern, auch heute noch keine günstige. Der Orientale will von Gleichstellung mit dem Weibe (welche freilich bei dem Yankee bereits dem Götzendienst gegen die Dame weicht) nichts wissen. „Herr, ich danke dir, daß ich kein Weib geworden bin,“ betete schon in vorchristlicher Zeit der Hebräer. „Mit Respekt zu melden, ein Weib“ lautet noch heute die wegwerfende arabische Aeußerung. Von seiner eigenen Frau zu sprechen oder gar sich nach

einer andern zu erkundigen, setzt den Europäer in den Augen des Morgenländers tief herab; es ist ihm gleich viel, als ob man nach dem Befinden einer Magd oder Köchin sich erkundigen wollte. Dies hängt natürlich mit dem Haremsleben und der Sklaverei zusammen. Ueber wenige Institutionen des Orients gehen falschere Vorstellungen im Schwange als über das Haremswesen, mit welchem man gemeiniglich den sogenannten „orientalischen Luxus“ in Verbindung bringt.

Freiherrn Heinrich von Maltzan ist es auf seinen Reisen, namentlich in Arabien, geglückt, öfters Hareme zu sehen, und zwar wirkliche, die nicht zur Parade hergerichtet waren und deren Insassen nicht wußten, daß sie einen Zuschauer hatten. Unter anderm einmal in Mekka den Harem eines wohlhabenden Mannes, der eine ziemlich große Anzahl von Schönen hielt, aber auch einige, denen das Beiwort „schön“ nur insofern gebührte, als sie dem Geschlechte angehörten, das man vorzugsweise das „schöne“ nennt. Er besaß drei Gattinnen, eine ältliche, eine mittlere und eine junge, die beiden ersten stattliche korpulente Damen, die letzte aber von ganz außerordentlicher Zartheit und Feinheit der Züge; daneben einige schwarze Nebengattinnen, mehrere Sklavinnen und ein ganzes Nest von Töchtern jeden Alters unter fünfundzwanzig, sowie eine nicht geringe Anzahl kleiner männlicher Kinder: denn die größeren Knaben bleiben nicht im Harem. „All dies Volk lebte in einem großen Saale, an den winzige Schlafzimmer für die drei Gattinnen stießen (denn alle andern brachten die Nacht im Saale selbst zu), in einem ziemlich chaotischen Zustande beisammen. Da wurde gegessen, getrunken, geschlafen, gewaschen, gesungen, geplaudert und namentlich viel gezankt, denn die Eintracht gehört nicht zu den dort herrschenden Tugenden; aber auch die Zwietracht dauerte nicht immer, sondern machte zuweilen einer gewissen allgemeinen schwesterlichen Zärtlichkeit Platz. Der Erisapfel war natürlich der Herr des Hauses. Stand eine Frau oder Sklavin momentan bei ihm in Gunst, flugs stellte sich die intimste Freundschaft zwischen all ihren Rivalinnen ein. Nur eine hielt sich abseits von diesem niederen Treiben; das war die junge, schönste Gattin, welcher jeder Mensch, der Geschmack besaß, weitaus die Palme der Anmut zuerkennen mußte, die aber ihr etwas roher Gatte doch nicht gehörig zu schätzen wußte; sonst hätte er der ganzen Vielheit Valet gesagt und sie allein behalten. Sie war freilich ein wenig stolz und zurückhaltend, und das gefällt dem Orientalen nur selten, das heißt, nur eine feiner organisierte Natur weiß es zu schätzen; die roheren wollen rücksichtslose, rein sinnliche Hingabe. Da der Herr des Harems aus dem Verkehre der Pilger, deren immer viele in seinem Hause wohnten, reichliche Einkünfte bezog, so herrschte auch im Harem Ueberfluß. An kostbaren Gewändern war kein Mangel; Schmuck bedeckte alle Frauen, von der Sklavin bis zur ersten Gattin. Der Schmuck der Orientalinnen ist eben kein Luxus, sondern die sicherste, wenn auch eine tote Kapitalanlage. Aber Zinsen kommen ja unter strengen Moslemin nicht vor. Das meiste bare Vermögen bleibt also tot, und man muß noch obendrein Steuer und zwar hohe Steuer dafür zahlen. Nur der Schmuck zahlt keine Steuer, und da bei ihm auch nichts auf Façon gegeben wird, sondern er fast immer seinen vollen Ankaufspreis im Metallwert repräsentiert, so erklärt sich die Profusion desselben in den Haremen. Also mit Diamanten und anderem Schmuck beladen, mit kostbaren Gewanden geschmückt waren die Schönen dieses Harems. Das war, wenn man will, „orientalischer Luxus“. Aber dennoch war es nicht das, was wir Europäer uns darunter vorstellen; denn mit Luxus verbinden wir den Begriff, daß eben alles an einer Frau, die solchen Luxus zur Schau trägt, luxuriös ist. Was würden wir sagen, wenn eine Dame eine echte Spitzenmantille und dabei ein verwaschenes, gedrucktes Baumwollkleid trüge? Im Orient gehört ähnliches zu den gewöhnlichsten Erscheinungen. Ja noch Schlimmeres! Dieselbe Person, deren Hals Juwelen, deren Schultern ein teuerster Kaschmirshawl bedeckt, ist im stande, ihren Unterkörper in Lumpen und Fetzen zu hüllen. So war es auch im Harem meines Gastwirts. Ein Beispiel möge hier für viele gelten. Ich sah einmal, wie der ersten Gattin ein kostbares, golddurchwirktes, indisches Tuch als Geschenk gebracht wurde. Obgleich ihre Haare, damals in etwas ungekämmtem Zustande, Diamanten schmückten, so war ihr übriger Anzug doch so, daß man glauben konnte, sie müsse in einem Kohlenladen geschlafen und einen Spaziergang durch eine Dornenhecke gemacht haben. Dennoch wurde das kostbare Tuch dieser Aschenbrödeltracht unverzüglich einverleibt, mit der es natürlich einen äußerst seltsamen Kontrast bildete. Aehnlich war es in fast allen Haremen des Orients, die ich verstohlen zu beobachten das Glück hatte, und

ähnlich ist es auch in den Haremen der Großen, ja der reichsten orientalischen Fürsten." (Heinr. Frhr. von Maltzan in der Neuen freien Presse vom 20. August 1873.)

Der nämliche Reisende unterrichtet uns auch über die Frauengesellschaften der Araber, worüber er zu Dschedda im Hedschaz verläßliche Nachrichten zu sammeln Gelegenheit hatte. „Scheicha", das ist der Titel, mit dem die vornehmen Damen von Hedschaz einander anreden. Scheicha bedeutet ursprünglich „Aelteste", wobei man aber beileibe nicht daran denken darf, als ob die sogenannte „Aelteste" wirklich immer alt sei. Sie kann sehr jung und schön und doch eine „Aelteste" sein, weil sie eben einen „Aeltesten" zum Mann hat, und dieser Mann braucht ebenfalls gar nicht alt an Jahren zu sein; auch an Weisheit ist er es nicht immer, führt aber doch den ehrwürdigen Titel, der einmal eine Rangesbezeichnung geworden ist, mit der man in Hedschaz sehr freigiebig ist und die man dort eigentlich jedem anständigen und nicht ganz armen Mann giebt. Die Begrüßungen unter Damen sind einigermaßen zeremoniös, die Worte natürlich überschwenglich. Gewöhnlich sagt die Wirtin zur Neuangekommenen etwa folgendes: „Meiner Hütte ist Gnade widerfahren, daß dein erhabener Fuß, o Scheicha, ihre niedere Schwelle betreten hat," worauf dann die Angeredete noch ein bischen dicker aufträgt und sich etwa derart vernehmen läßt: „Der matte Stern erblindet vor dem Glanze der Sonne, o Scheicha, und wagt es kaum, sein Licht vor all diesen strahlenden Monden zu zeigen." Der Stern ist natürlich die Redende selbst, die Sonne die Wirtin und die strahlenden Monde die bereits angekommenen andern Eingeladenen. So geht es fort zwischen Scheicha und Scheicha durch einige zwölf ähnliche Phrasen hindurch. Dann kommt die Reihe an die andern Eingeladenen. Kennt man sie noch nicht, so werden sie im Laufe des Gesprächs indirekt vorgestellt; direkte Vorstellungen finden nicht statt. Dazu bedient man sich gewöhnlich des Titels „Es Sitt" (die Herrin), nicht des „Scheicha", wie bei der direkten Anrede. Hierbei geht es etwa so her: die Wirtin deutet auf eine Dame und sagt dann zu der, welcher sie dieselbe vorstellen will: „Die Herrin So und So (Madame N. N. würden wir sagen) hat vorhin schon dein schönes Kleid bewundert, o Scheicha! u. s. w." Damit ist Frau N. N. vorgestellt. Dann folgen die andern, und wenn sich endlich alles kennt, scheint die ganze Schwesterschaft in Eva vom süßen Bande inniger Herzlichkeit umschlungen. So ist nämlich der Ton der guten Frauengesellschaft im Orient. Es ist, als seien sie alle verliebt ineinander; wir würden sagen, sie fressen sich vor Liebenswürdigkeit schier auf. Doch schließt auch hier das anscheinend friedliche Wasser die Möglichkeit der Stürme nicht aus. Auch der Erisapfel ist hier oft ganz derselbe, der in Europa die schlimmsten Rivalitäten erregt, nämlich die Sucht, es an Toilette der Nächsten zuvorzuthun. Zwar wird alles überschwenglich gelobt, was die andre trägt; aber welcher tiefe Schmerz wurmt im Herzen, wenn die andre das Lob wirklich verdient; welche Schadenfreude lacht im Innern, wenn dies nicht der Fall ist; wie schwer wird endlich der Jubel unterdrückt, wenn die andre wirklich einmal geradezu schlecht gekleidet ist! Nur die Gattinnen und Töchter eines Würdenträgers stehen unverletzlich da. Sie werden sogar im weiblichen Areopag gewissermaßen offiziell für schön erklärt, sollten sie selbst häßlich sein wie die Nacht.

Eine Periode giebt es übrigens im Leben einer jeden Orientalin, wo sie, und sei sie auch keineswegs sehr vornehm, dennoch von allen mit Weihrauchwolken überflutet wird. Das ist im seligen Brautstande oder vielmehr im Stande einer Neuvermählten. Eine solche ist für vierzehn Tage oder drei Wochen über die Reihen der Evatöchter zu einer Art von Göttin emporgerückt. Dieser Stand hat allerdings sein Unbequemes. Die Schöne muß während der ganzen Dauer ihrer Hochzeitsfestlichkeiten (immer einige Wochen) jeden Morgen in Händen ihrer „Verschönerin" zubringen, das heißt einer Frau, deren Gewerbe es ist, die Bräute anzukleiden, zu salben, zu ölen, zu schminken, ihr das Gesicht mit Goldplättchen zu belegen, sie zu frisieren, kurz jeden Verschönerungsprozeß an ihr vorzunehmen. Geht sie dann um Mittag strahlend aus den Händen der Künstlerin hervor, so muß sie den ganzen Rest des Tages auf einer Art von Thron dasitzen und die Huldigungen ihrer zahlreichen Besucherinnen entgegennehmen. Bei solchen Gelegenheiten werden alle Frauen, bekannte wie unbekannte, vornehme wie geringe, ins Brauthaus eingelassen, und natürlich ist dieses dann immer gestopft voll. Dabei hört dann alle Rivalität auf. Die Besucherinnen putzen sich nicht einmal besonders heraus, damit ja nicht der Gedanke aufkomme, als wollten sie mit der Glückseligen wetteifern. Man bestellt Sängerinnen, die ihr Lob in schönen arabischen Versen singen. Auch bezahlte Tänzerinnen müssen zu ihrer Verherrlichung beitragen. Diese Hochzeitsfestlichkeiten bilden die beliebtesten Gelegenheiten für weibliche Geselligkeit. Die Frauen des Volkes kennen kaum andere Vergnügungen.

Die vornehmen freilich haben ihre Frauenkränzchen, wobei es, wie oben beschrieben, hergeht. Ueberhaupt wird man, je mehr man das Leben der Orientalinnen kennen lernt, finden, daß dies nicht so sehr von dem der Europäerinnen verschieden und nicht so freudenarm ist, wie man glaubt. Der Umgang mit der Männerwelt ist freilich auf ein Minimum beschränkt, aber desto mehr mit dem Schleier des Mysteriösen umhüllt, das ja auch seinen Reiz hat. Daß sich einzelne jener Haremsgeschöpfe nach der Freiheit der Europäerinnen sehnen, ist gewiß; aber im ganzen kennen sie diesen Wunsch nicht. Ihre Mütter und Großmütter haben ja auch so gelebt wie sie und sind dabei nicht unglücklich gewesen. Warum sollten sie sich nach der Freiheit sehnen, die der Mehrzahl, wie alles Unbekannte, sogar eine Art von Furcht einflößt? Auch würde sie diese Freiheit, bei ihrem heutigen Bildungszustand, nur zu ihrem Verderben führen.

Trotz der niedrigen Stellung, die er dem Weibe anweist, erkennt der Araber, nicht bloß der Beduine, sein höchstes Glück, ja seine Ehre im Besitze einer Familie. Der Schmerz über den Verlust eines Familienmitgliedes, sei es der Vater, Gatte oder Sohn, findet auch noch seinen natürlichen Ausdruck und die Trauer um den geliebten Toten dauert bei einigen Stämmen ein volles Jahr. Stirbt bei den Towarah ein Beduine, so wird der Leichnam sofort aus dem Zelte entfernt und nach einem passenden Platze gebracht, wo er mit Seifenwasser gewaschen und eingewickelt wird. Ein Sack mit etwas Korn („Schedâdeh" genannt) wird neben die Leiche gelegt und dieselbe augenblicklich begraben. Ist sie in die Grube gesenkt, so schlagen die Freunde des Verstorbenen mit Stöcken auf die Erde, sagen die „Fâtihah" und rufen: „O Allbarmherziger! sei uns gnädig, o gnädiger Gott!" Dann berühren sie das obere Ende des Grabes mit einer kleinen Hacke und reden den Geschiedenen mit den Worten an: „Wenn die grünen Engel dich fragen und prüfen, so sprich: Der Schmauser ist lustig, der Wolf geht auf Raub; das Los des Menschen ist immer das gleiche, für mich ist alles vorbei. Der Sidrbaum ist deine Muhme, der Palmbaum deine Mutter." Nachdem hierauf ein jeder etwas Erde mit den Worten: „Gott sei dir gnädig" ins Grab geworfen hat, begeben sich alle in das Zelt des Verstorbenen zu einem Gastmahle. Nach vier Monaten wird seinem Andenken noch einmal durch eine Festlichkeit Ehre erzeigt. Wenn ein Todesfall sich in einem Lager ereignet, so verlassen die weiblichen Verwandten ihre Zelte, nehmen ihre Kopfbedeckung ab und erheben ein lautes, leidenschaftliches Wehklagen, welches während des ganzen Tages andauert.

Syrien und Mesopotamien.

Als Alexander der Große auf seinem Siegeszuge gegen das persische Reich das kleinasiatische Grenzgebirge, den Amanus, überschritt, stieß er zum erstenmal auf eine große, zahlreiche Nation, von der heutigen Tages nur noch spärliche, ein kärgliches Dasein fristende Reste übrig geblieben sind. Sie fußte im Osten an der Mündung des Euphrat und Tigris, erstreckte sich im Nordosten und Norden bis an die medischen, armenischen und kleinasiatischen Grenzgebirge, und im Westen hat ihre Sprache, wenn auch ihre Nationalität nur sporadisch, zu Zeiten bis zur Sinaihalbinsel heruntergereicht; ihre südliche Grenze gegen Nordarabien ist nicht mehr genau zu fixieren. Sämtliche Bewohner dieser ausgedehnten Länderstrecken sprachen eine und dieselbe Sprache, differenziert in verschiedene Dialekte, die unter sich ebenso nahe verwandt waren, wie vergleichsweise die heutigen deutschen Mundarten. Alle Stämme dieser Nation scheinen sich mit demselben Namen Aramäer bezeichnet zu haben, während sie von den Griechen Syrer genannt wurden. Dem Einfluß des Christentums ist es zuzuschreiben, daß sie späterhin ihren einheimischen Namen aufgegeben und an

seiner Stelle den griechischen Namen angenommen haben, der im Laufe der Zeit zur Bezeichnung für die westlichen Aramäer verengt wurde. Diese Syrer haben sich niemals zu einer nationalen Einheit zusammengeschlossen und in ihrer Vereinzelung waren sie nicht stark genug, den periodischen Völkerstürmen, welche gegen sie hereinbrachen, zu widerstehen. So ist es gekommen, daß die syrische Nationalität es im Laufe der Zeit nicht zu einer eigenartigen Entwickelung bringen konnte, und daß sie heutigen Tages mit Ausnahme weniger Zerrbilder syrischen Wesens gänzlich vom Erdballe verschwunden ist. Die alten Aramäer waren gleich den Arabern Semiten, gehörten aber wie die stammverwandten und in nächster Nachbarschaft lebenden Hebräer dem nördlichen Zweige dieser Völkerfamilie an. Heute verstehen wir unter Syrer nicht nur die Aramäer, sondern alle Nachkommen der verschiedenen Völker, welche bei Beginn unsrer Zeitrechnung aramäisch redeten, die Juden ausgenommen. Diese Syrer bilden nun weitaus das christliche Element im heutigen Syrien und sind auch par excellence die Träger des Christentums im Orient, obwohl sie sich schon frühzeitig in Nestorianer und Monophysiten spalteten. Der Widerstand der syrischen Nationalität gegen das von jugendlicher Kraft strotzende arabische Wesen konnte indes kein nachhaltiger sein. Ein großer Teil der Syrer gieng frühzeitig zum Islam über und nahm mit der neuen Religion eine neue Sprache, das Arabische, an. In der Folgezeit vollzog sich dann das Aussterben der syrischen Sprache; zur Zeit des Barhebraeus, des letzten bedeutenden syrischen Schriftstellers im dreizehnten Jahrhundert, scheint sie schon eine tote Kirchen- und Gelehrtensprache gewesen zu sein. Die Syrer fingen an, arabisch zu schreiben, aber nicht mit arabischer, sondern mit syrischer Schrift. Schriftwerke dieser Art werden mit einem bisher noch unerklärten Namen Karschûnî, „Karschunisch", bezeichnet.

Was wir schließlich von den noch in der Gegenwart existierenden Resten syrischer Nationalität und Sprache zu berichten haben, ist in wenigen Worten abgethan. Die Ostküste des Sees von Urmia, sowie die Stadt Urmia im nordwestlichen Persien ist von Nestorianern bewohnt, welche einen syrischen Vulgärdialekt reden. Die amerikanische Mission hat sich unter ihnen niedergelassen, Schulen gegründet und die Bibel in diesen Dialekt übersetzt. Zerstreute nestorianische Gemeinden, welche denselben Dialekt reden, finden sich auch in den kurdischen Gebirgen. Ferner giebt es syrische (monophysitische?) Gemeinden in Turabdin, im Norden Mesopotamiens, die einen verschiedenen syrischen Vulgärdialekt reden. Drittens leben monophysitische Christen in dem Dorf Malula in der Nähe von Damaskus, denen gleichfalls eine besondere Mundart eigentümlich ist. (Eduard Sachau in der Oesterr. Wochenschrift 1872, Bd. II, S. 289—294.) Die Bevölkerung des heutigen Syriens zerfällt ethnographisch in eigentliche Syrer, in Griechen, Araber, Türken, Juden und Franken; nach Religionen in Muhammedaner, Christen, Juden, Nasairier, Ismaelier, Drusen, Metawile, Maroniten u. a. m. Die Mehrzahl bekennt sich zur griechischen Kirche; die übrigen christlichen Syrer spalten sich in unierte griechische, unierte syrische Christen und Maroniten, als Anhänger der römisch-katholischen Kirche, dann in nicht unierte syrische Christen oder sogenannte Jakobiten, ferner in Kopten und Armenier.

Es sind diese syrischen Christen, erzählt Alfred von Kremer, eine höchst intelligente Rasse, die eine außerordentliche Empfänglichkeit für die Aufnahme und Aneignung europäischer Kultur an den Tag legt. Nicht umsonst waren ihre Urahnen, die Phöniker, eines der höchst begabten alten Kulturvölker. Freilich mag in den Adern der modernen Syrer nur ein verschwindend kleiner Teil phönikischen Blutes rollen, aber die Vermischung mit griechischen und arabischen Elementen hat ihren natürlichen Anlagen keinen Abbruch gethan. Und Phöniker sind sie noch immer geblieben in ihrem Unternehmungsgeist, ihrem Handelstalent und ihrer Reiselust. In Marseille, Liverpool und Manchester sind schon zahlreiche syrische Kolonien, die den Geschäftsverkehr mit dem Mutterlande besorgen, ja selbst bis nach Schweden, Norwegen und Nordamerika erstrecken sich ihre Handelsverbindungen. Es herrscht auch im ganzen unter den Christen von Beirut eine recht erfreuliche Wohlhabenheit, die ganz in dem richtigen Verhältnisse zu ihrer Betriebsamkeit steht. Ein ebensosehr Ekel als Besorgnis erregendes Proletariat wie in den europäischen Großstädten giebt es dort nicht. Alle Welt ist Kaufmann oder betreibt irgend einen bestimmten Erwerbszweig. Am besten gefiel mir ihr einfaches, echt patriarchalisches Familienleben. Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bücherbildung, brave Mütter und sparsame Hausfrauen, den Männern kindlich ergeben. Sie verkehren wenig mit der Außenwelt und leben still zufrieden im häuslichen Kreise. Romanlesen und Klavierklimpern ist glücklicherweise noch recht selten; nur wo mit der französischen Halbbildung die Krinoline ihren Einzug gehalten hat, steht es schlechter. Dort schwand die alte Sitteneinfalt, und europäische Nachäfferei trat in recht häßlicher Weise an deren Stelle. An Mädchenschulen fehlt es nicht; leider aber ist der Unterricht daselbst vorzüglich auf das Erlernen des Französischen oder Englischen gerichtet. Die Soeurs de charité haben eine recht gute Mädchenschule, wo auch weibliche Arbeiten gelehrt werden und einheimische Erzieherinnen herangebildet werden sollen. Das Konkurrenzinstitut der Soeurs de Nazareth wird noch mehr gelobt, und auch über das Institut der preußischen Diakonissen hörte ich sehr viel Gutes. Eine reiche Engländerin, Madame Mott, verwendet ihr großes Vermögen zu wohlthätigen und frommen Zwecken; sie gründete und unterhält ein Blindeninstitut, ein Mädchenpensionat und zahlreiche evangelische Primarschulen, die zugleich im Interesse des Protestantismus äußerst thätig sind. Religiöse Propaganda ist überhaupt in Syrien ein Haupthebel aller auf den Volksunterricht bezüglichen Unternehmungen. Ganz besonders müssen in dieser Hinsicht die Bestrebungen der amerikanischen Missionäre erwähnt werden. Ihre Schule, die sie etwas bombastisch Universität nennen, verfolgt vorzüglich praktische Zwecke und zeichnet sich hierdurch vorteilhaft gegen die andern Institute aus, wo das Hauptgewicht auf sprachlichen Unterricht gelegt wird. Junge Syrer, denen so

Syrer.

ziemlich alle solide Vorbildung fehlt, werden in dieser amerikanischen Schule in einem vierjährigen Lehrkursus zu Aerzten gemacht und erhalten Doktorendiplome. Diese jungen Aeskulape, denen sich ein Europäer wohl nur aus Lebensüberdruß anvertrauen würde, sind aber immer noch weit überlegen den alten landesüblichen Quacksalbern, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die amerikanische Universität trotz aller Oberflächlichkeit des Unterrichts durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, besonders durch die Pflege der Naturwissenschaften, dem Lande einen nicht geringen Dienst erweist. Die amerikanischen Professoren sind insgesamt zugleich eifrige Sendboten des Evangeliums und machen Propaganda mit echt amerikanischer Energie. Die eingeborne protestantische Gemeinde in Beirut ist auch schon auf mehrere hundert Familien gestiegen, und nächst Schule und Dampfpresse haben die reichen aus Amerika zuströmenden Beiträge es gestattet, eine sehr schöne amerikanische Kirche zu erbauen. Auch im Libanon machen die Ideen des Protestantismus rasche Fortschritte. Diesen protestantischen Instituten stehen einige katholische gegenüber. Das beste ist das Kollegium der melkitischen Griechen, das gut geleitet wird, und einige hundert wohlgenährte und nicht schlecht eingedrillte Zöglinge zählt. Die Unterrichtssprache ist arabisch, und was bei einem katholischen Institute immer Anerkennung verdient, in konfessioneller Beziehung wird mit vieler Unbefangenheit vorgegangen. Vorzüglich geleitet soll das Kollegium der Jesuiten in Ghazir und der Lazaristen in 'Antura sein, beide sind ausschließlich französisch. Die meisten jungen Beiruter haben dort ihre Studien gemacht, und von dort verbreitete sich immer mehr das Französische als Sprache der Gebildeten, so daß es jetzt fast ganz das Italienische verdrängt hat, das vor zwanzig Jahren noch vorherrschte. (Ausland 1872, S. 150—151.)

Syrischer Teppichhändler.

Die ländliche Bevölkerung Syriens und Palästinas bilden, wie in Aegypten, die Fellahin oder Bauern, auf welche die nomadischen Beduinenstämme mit Verachtung herabblicken. Diese Fellahin, die häufig mit den Beduinen oder gar der herrschenden Nation, den Türken, von welchen aber nur eine geringe Anzahl im Lande lebt, verwechselt wurden, leben in der elendesten Weise gedrückt, als ein Spielball in den Händen der türkischen Beamten, besonders in jenen Ortschaften, die, wie z. B. im Hauran, an der Grenze des Machtbezirkes der Regierung liegen. Doch selbst in den ganz unterworfenen beduinenfreien

Gegenden Syriens ist der Wohlstand der Fellahin kein besserer. Sie bewohnen kleine elende Lehmhütten und teilen in diesen den beschränkten Raum mit dem gesamten, freilich meist herzlich kleinen Viehstande des Haushaltes. Ihre Sprache ist überall die arabische, ihre Konfession meist der Islam; stellenweise finden sich vereinzelte Christen, nirgends Juden. Eine gleiche Reinheit des Blutes, wie sie sich die Nomaden der Wüste bewahrt haben, läßt sich bei ihnen wohl kaum voraussetzen. Indes ist im großen und ganzen kein großer Unterschied im Aeußeren wahrzunehmen, nur daß die härter arbeitenden Bauern in der Regel etwas muskulöser sind und, ihrer stets gedrückten Lage entsprechend, im Benehmen durch Scheuheit und Furchtsamkeit von den sicher auftretenden und stolzeren Beduinen sich unterscheiden. Nach Paul Langerhans' Messungen sind die Köpfe dieser Fellahin in allen Dimensionen etwas größer als die der Nomaden und gehören, wie letztere auch, zu den Orthokephalen. (Arch. f. Anthrop., Bd. VI, S. 202, 211.)

Ein Fellahdorf besteht aus 20—100 um das hohe, zweistöckige Haus des Scheichs zusammengedrängten Hütten, die gewöhnlich auf einer Erhöhung in der Nähe eines Gewässers liegen. Ein Schornstein ist nicht vorhanden und außer Bettgerät, einigen Matten und Kochgeschirr enthält das Innere des Hauses gewöhnlich kein Mobiliar; nur bei den Wohlhabenderen findet man Teppiche und erhöhte Diwane. Außerhalb des Dorfes liegen die Feigen- und Granatäpfelgärten, auch schöne Olivenhaine; ganz in der Nähe ist das „Mukam" mit seiner weißen Kuppel, ein heiliger Ort, meist ein Heiligengrab, das oft noch aus der Heidenzeit stammt; ferner der Brunnen oder die Quelle, zu der schlanke Mädchen und behäbige Matronen unter unbeschreiblichem Gekreisch, Gekeif und Geschnatter ihre großen schwarzen oder braunen Krüge tragen. Im Dorfe selbst führt der „Ghufr" oder Wächter den Fremden nach dem Gasthause, wo er auf öffentliche Kosten mit Kaffee bewirtet und gespeist wird und wofür er beim Abschiede dem Wächter ein kleines Geschenk macht. Die Bevölkerung eines Dorfes schwankt zwischen 30—40 und 1000 Personen. Die Männer bestellen das Feld, die Knaben hüten die Herden, die Frauen kochen und holen Wasser. Die Nahrung, fast ausschließlich vegetabilisch, besteht aus ungesäuertem Brot, das in Oel getaucht wird, Reis, Oliven, Weinsyrup, geschmolzener Butter, Eiern, Obst, Erbsen und Gurken. Fleisch wird nur an großen Festen genossen. Getränk ist Wasser und Kaffee, beides in unglaublichen Mengen. Die typische Kleidung der Bauern besteht aus dem Turban, d. i. ein wollener oder seidener Shawl, der um eine rote Mütze („Tarbusch") mit blauer Troddel gewunden ist. Unter dem Tarbusch befinden sich eine zweite oder auch zwei Filzmützen („Libdak") und unter dieser wieder eine enganschließende weiße baumwollene gesteppte Mütze („Takijeh"). Diese Kopfbedeckung, welche öffentlich niemals gern abgelegt wird, wird hinter die Ohren herabgezogen, wodurch diese rechtwinklig abwachsen oder sogar noch unten umschlagen. Das Haupthaar wird konsequent völlig abrasiert. Ein außerordentlich weites, vom Halse bis zur Hüfte offenes Hemd fällt bis zum Fußgelenk herab, durch einen breiten Ledergurt zusammengehalten. Beim Marsche zieht der Fellah den Saum des Hemdes zwischen den Beinen bis zum Gürtel durch, so daß die Beine bis zur Mitte der Lende entblößt bleiben. Dann folgt der Wollenmantel, („Abba"), wie bei den Beduinen. Die Füße stecken in roten Lederschuhen mit spitzen Zehen. Die Reicheren tragen noch ein rot oder purpur, auch weiß und gelb gestreiftes Oberkleid („Kumbâz") sowie die bei den Städtern übliche kurze Tuchjacke („Dschubbeh"). Die Frauenkleidung besteht aus einer weiten blauen Robe mit Schleppe, schwarzem Kopfschleier, einem mit Fransen aus Gold- und Silbermünzen geschmückten Gesichtsschleier, welcher von den Augen bis zur Taille reicht. In den Gebirgen von Jerusalem und Hebron ist das blaue Hemd nicht ganz so weit, aber länger als das der Männer; die Aermel sind spitz, ein Gesichtsschleier fehlt, dagegen fällt ein schwerer, weißer Kopfschleier bis auf die Taille herab. In Samaria tragen die Frauen eine Kappe, die vorne wie ein Pferdehuf gestaltet ist. Von der Stirn bis zu den Ohren zieht sich ein halbmondförmiger Schmuck aus über einander gereihten Silbermünzen, der durch ein Tuch am Kopfe festgehalten wird und oft die ganze Aussteuer einer Frau im Werte von 100 Mark darstellt. Die

Frauen haben schöne Augen, verunstalten sich aber durch die schwarzen oder indigofarbenen Tättowierungen auf Gesicht, Brust, Füßen und Händen; ein einzelner Strich zwischen den Augen ist gewöhnlich. Zum Zeichen der Freude färben sich Männer und Frauen Nägel, Fingerspitzen und Handflächen mit Hennah. Die Christen, die in Obergaliläa am zahlreichsten sind, unterscheiden sich von den Moslemin durch eine buntfarbigere Tracht und tragen den Tarbusch ohne Turban. Die Fellahin leiden meist an Augenentzündung, Dysenterie und Fieber mit Leberaffektionen, sowie am Aussatz, einer relativ häufigen und dunklen Krankheit, im großen Ganzen sind sie aber gesund, kräftig gebaut und ausdauernd, dabei freilich faul, verschwenderisch und tückisch. (Globus, Bd. XXXIV S. 359—360.) Prof. Sepp dagegen bezeichnet sie als willige und billige Arbeiter, nur verstehen sie ohne Anleitung wenig von Kultur. (Beil. zur Allg. Zeit. vom 21. August 1874.) In ihren religiösen Gebräuchen und Heiligtümern finden wir wie in ihrer Sprache ein getreues Abbild der Geschichte ihres Landes. Auf der Basis eines uralten polytheistischen Glaubens erhebt sich ein Gebilde der heterogensten Art: christliche Ueberlieferung, muhammedanische Geschichte und fremder Götzendienst sind oft unentwirrbar durcheinander gemischt; kurzum der sogenannte Muselman ist anzutreffen bei den Altären von Juden, Samaritern, Christen und selbst Heiden. Und in dem Gottesdienst bei diesen Altären besteht nun die Religion des Landvolkes. Moslemin von Bekenntnis kommen sie oft ihr ganzes Leben lang in keine Moschee, weil sie mehr Gewicht auf die Gunst und den Schutz ihres Mukam legen als auf Allah selbst und seinen Propheten. (A. a. O. Bd. XXXII. S. 251.)

Mitten unter diesem Volke syroarabischen Schlages hat sich aus dem Altertum ein merkwürdiger Völkerrest herübergerettet, dessen baldiges Aussterben freilich unausweichlich erscheint. Es sind dies die Samariter, welche am Fuße des Berges Garizim in engem Kreise zusammenleben. J. Sepp hat 1874 ihren Hohepriester besucht, welcher ihm die Gesamtzahl der kleinen Gemeinde auf 160 Köpfe angab. (Beil. zur Allg. Zeit. vom 9. Juni 1875.) Von den alten Juden als Blutsverwandte mit dem brennendsten Glaubenshasse verfolgt und heute Taubenanbeter gescholten, weil ihre Vorfahren, die Cuthäer, die assyrische Weltmutter unter diesem Symbol auffaßten, sind sie das Opfer teils dieses Sektengrolles geworden, teils darum dem Erlöschen nahe, weil ihr so geschwächter Stamm aus Religion das Konnubium mit allen Nachbarn verschmäht.

Syrien und insbesondere der Libanon ist ebenso die Wiege der Religionen, wie der Kaukasus mit seinen unerschöpflichen Volksgenossenschaften die Vagina gentium heißt. Die Berge beherbergen dort ein Völkchen um das andere voll religiösen Fanatismus. Da sind es Drusen neben Maroniten und Melchiten, Noseiryer oder Ansarier, Sunni und Schiiten in der Sekte der Metuali, welche einander die Erde und den Himmel streitig machen. Sämtliche Christen heißen bei allen semitischen Nationen „Nasrani", Nazaräer, in Erinnerung an Nazareth, die Heimstätte Jesu. Man zählt im Libanon etwa 50 000 griechische Christen, die sich in zwei Parteien spalten: in orthodoxe, d. h. solche, die unter dem Patriarchen von Jerusalem und Antiochien stehen und ihren Gottesdienst in arabischer Sprache halten, — man nennt sie auch Melchiten, — und in griechisch-katholische, die unter dem Patriarchen von Damaskus stehend, die Autorität des Papstes anerkennen und seitens Roms eine Reihe von Konzessionen genießen hinsichtlich der Liturgie, der Priesterehe und des Abendmahles. Die Jakobiten, deren es nur drei Klöster im Libanon mehr giebt, bilden den Rest der alten Monophysiten, wie die Maroniten den Rest der früheren Monotheleten. Unter den syrischen Christen nehmen zweifellos die Maroniten die erste Stelle ein. Dieselben bewohnen den Libanon von Tripolis im Norden bis Tyrus und

dem See Genezareth im Süden, namentlich aber den Distrikt Kesruan, welcher ihr Hauptsitz und ihre eigentliche Heimat ist; außerdem leben sie in Haleb, Damaskus, auf Cypern und in andern Städten und Dörfern Syriens in kleinerer oder größerer Anzahl mit andern Völkern untermischt. Die Maroniten waren ursprünglich Syrer, welche schon zu den Zeiten der Apostel das Christentum angenommen hatten; dies beweist die syrische Sprache, welche sie bis heutzutage beim Gottesdienste beibehalten haben, obgleich die wenigsten Maroniten das Syrische verstehen, da alle die Landessprache, das Arabische, sprechen.

Maronitischer Priester.

Die Zahl der Maroniten wird von verschiedenen Reisenden in abweichender Weise angegeben. Sie war einst sehr groß, ist aber durch die vielen Kriege und Verfolgungen sehr herabgemindert worden. Nach einer authentischen Angabe aus dem Jahre 1875 beträgt die Gesamtzahl aller Maroniten 280 000 Köpfe, welche sich auf acht Diözesen verteilen. Die übrigen katholischen Riten, Armenier, Griechen (Melchiten), Lateiner, Chaldäer, Syrer und Kopten zählen 153 000 Seelen, so daß die Maroniten fast die doppelte Zahl der übrigen Katholiken ausmachen. Sie bewohnen allein 370 Ortschaften und sind in 287 Dörfern, welche die Türken gemischtes Gebiet nennen, mit Andersgläubigen vermengt. Der Libanon allein zählt 300 000 Einwohner, von denen 230 000 Christen sind; der Libanon ist daher als ein christliches Land zu betrachten. Die Jakobiten, der Ueberrest der alten Monophysiten, besitzen nur drei Klöster im Libanon. Seit den letzten Blutszenen ziehen die Drusen allmählich nach dem Hauran, so daß ihre Zahl im Libanon noch 40 000 betragen mag.

Der maronitische Klerus — wir schließen uns hier an Prof. Dr. H. Zschokke an, welcher den Maroniten eine detaillierte Schilderung (in der Beil. zur Wiener Abendpost vom 22., 23., 24., 26. und 27. März 1880) gewidmet hat — besteht aus dem Patriarchen, den Bischöfen und Priestern. An der Spitze der Hierarchie steht der Patriarch, welcher von den ihm untergebenen Bischöfen aus ihrer Mitte mit zwei Dritteln der Stimmen gewählt wird; derselbe bedarf der Bestätigung des Papstes und muß dem obersten Kirchenoberhaupte alle zehn Jahre über den Zustand seines Patriarchates Rechenschaft ablegen. Er führt seit 1254 den Titel „Patriarch von Antiochien und des ganzen Orients", und weil der Apostelfürst Petrus erster Bischof von Antiochien war, trägt der jeweilige Patriarch den Beinamen Petrus (Botros). Ihm untergeordnet sind die Diözesanbischöfe, welche teils Erzbischöfe, teils Bischöfe sind, und mehrere Bischöfe in partibus infidelium, die dem Patriarchate und den Erziehungsanstalten zugeteilt sind, von denen zwei das Spirituelle und Temporelle beim Patriarchen versehen, einer die Diözese des Patriarchen verwaltet, der vierte als Vertreter der Maroniten in Rom wohnt und der fünfte das Richteramt ausübt. Den Bischöfen unterstehen an 1200 Weltgeistliche, welche entweder Pfarreien vorstehen oder aber ohne Gemeinden sind und von den Bischöfen anderweitig verwendet werden. Die Zahl der Kirchen beträgt 356. Die Pfarrer werden von den Gemeinden gewählt, müssen der syrischen und arabischen Sprache mächtig sein und vor der Ordination ein Examen über Moral und Pastoral bestehen. Bei der Wahl mehrerer Kandidaten entscheidet der Bischof und in streitigen Fällen der Patriarch. Mit Ausnahme des Landbaues ist ihnen der Betrieb jedes Handwerkes oder Handels streng untersagt. Außerdem giebt es 67 Männerklöster, welche 1400 Mönche zählen, und 15 Frauenklöster mit etwa 300 Nonnen. Die Mönche befolgen die Regel des h. Antonius. Sie enthalten sich jeder Fleischspeise und leben bloß von Milch, Oliven, Feigen, Bohnen und Weinbeeren; in Oel gebackene Eier gelten als eine seltene Speise; ihr Getränk ist nebst Wasser Kaffee, äußerst selten Wein. Außer dem Chorgebete verrichten sie noch harte Feldarbeiten. Dagegen wird das Studium und die Pflege der Wissenschaften, wodurch die abendländischen Klöster einst so sehr hervorragten, ganz vernachlässigt. Sie tragen ein dunkelbraunes Gewand mit Kapuze und einen schwarzen Ledergurt. Außer diesen Klöstern giebt es auch mehrere sogenannte irreguläre Konvente, die keine so strenge Ordensregel beobachten; sie sind meist für Nonnen von frommen Familien aus Privatinteresse gegründet mit der Bedingung, daß ein Glied der Familie darin Vorstand sei. Diese Konvente stehen unter der Aufsicht des Diözesanbischofs. Die Kleidung der Geistlichen ist gleich; sie tragen ein Unterkleid mit langen engen Aermeln und einen in der Mitte ausgebauschten Turban; nur in der Farbe ist ein Unterschied; denn die der Priester ist dunkelblau, die der Bischöfe violett, die des Patriarchen rot. Im allgemeinen ist der maronitische Klerus sehr arm, weil er sehr zahlreich und überdies mit Familie belastet ist. Schon an der äußeren Erscheinung und Kleidung merkt man dem maronitischen Priester die Armut an. Nur der Patriarch und einige Klöster besitzen ausgedehnte Güter; auch mehrere Kirchen haben zu ihrem Unterhalte Ländereien von beträchtlichem Umfange. Die Bischöfe haben etwas größere Bezüge, die aber von gewissen Verhältnissen abhängen.

Mit dem Unterrichte und der wissenschaftlichen Ausbildung der Maroniten ist es nicht zum besten bestellt. Für den Klerus sind allerdings verschiedene Lehranstalten vorhanden, dagegen ist für den mittleren Unterricht der Laien bis jetzt sehr schlecht vorgesorgt. Eine Besserung dieser Verhältnisse wird indes angestrebt. Eine Erscheinung ist von Bedeutung, daß der Mangel an Aufklärung bei dem maronitischen Volke weder Roheit, noch sittliches Verderben, noch Barbarei im Gefolge hat, wie wir dies bei den übrigen asiatischen Völkern sehen; die Religion, die tief im Herzen des Volkes wurzelt, hat die moralische Erziehung dieses armen, vielgedrückten und verfolgten Volkes bewerkstelligt. Innig verkettet mit ihren Priestern, sind die Maroniten in stiller Zurückgezogenheit in ihren Thälern und Schluchten ein sanftmütiges, gefälliges, edelsinniges, der Aufopferung und edler Gefühle fähiges Volk geblieben, welches nie durch religiöse Spaltungen in Sekten zersplittert wurde, noch sich gegenseitig anfeindete, sondern mit der Nationalität auch ihre Religion unverfälscht bewahrt hat. Es ist gewiß ein ehrendes Zeugnis, wenn unter den 300 000 Maroniten kaum hundert gefunden werden, welche ihren religiösen Obliegenheiten nicht nachkommen, ungeachtet daß es nicht an mannigfachen Verlockungen in einem Lande fehlt, das jetzt der Sammelpunkt aller Religionen und Riten geworden ist. Die Maroniten sind alle Landbebauer, ist ja der ganze Libanon nur ein großes Bauerndorf ohne Städte, ohne eigene Häfen, ohne Kommunikation mit den Nachbarländern, und doch können die meisten lesen

und schreiben. An Milde und Reinheit der Sitten, an Gastfreundschaft, Freundlichkeit, Offenheit, unerschütterlicher Beharrlichkeit, leutseligem Umgange und geweckterm Geiste sind sie den übrigen Landbewohnern weit überlegen. Sie haben weder Fabriken, noch Eisenbahnen, weder Romane, noch Zeitungen, weder Schauspielhäuser, noch Polizeiagenten, aber ihre Weiber weben Stoffe und sind ihren Männern treu, die Autorität des Familienoberhauptes vertritt die Stelle der bewaffneten Macht; und die Schönheit des Himmels, die Großartigkeit des Meeres, die Fruchtbarkeit der Natur, die sie im Schweiße des Angesichts errungen, bieten ihnen jeden Tag ein Schauspiel, mit dem sie sich zu begnügen wissen. Vergehen sind nicht häufig, Verbrechen fast unerhört. Allerdings lauten die Urteile mancher Reisenden über die Maroniten sehr absprechend; diese kamen aber, meint Prof. Zschokke, entweder schon mit Vorurteilen ins Land oder betrachteten die Verhältnisse dieses Volkes mit europäischen Brillen.

In ihrer Lebensweise weichen die Maroniten von den übrigen Landesbewohnern nicht viel ab. Die meisten Dörfer sind an den Bergabhängen gebaut. Das Haus besteht aus vier Steinwänden, welche mit Baumstämmen überdacht sind. Die Zwischenräume der Dachbalken werden mit Gestrüpp ausgefüllt und sodann wird über demselben Lehm festgestampft, der öfters, namentlich zur Regenzeit, durch eine Steinwalze in einen festen Estrich verwandelt wird. Das Erdgeschoß dient für das Vieh. Das Haus hat gegen die Wetterseite zu kein Fenster, die übrigen Seiten aber enthalten die Thüre und je ein Fenster, die mit Läden geschlossen werden. Das Innere zeigt bloß einige Holzgerüste für die Hausgeräte und eine mit farbigem Stoffe oder einem Polster bedeckte Holzwand. Fast jedes Haus wird von einem Nuß- oder Feigenbaume beschattet und hat ein kleines Hausgärtchen oder Baumpflanzungen, welche durch Gräben oder Rinnen von dem durch den Ort sich schlängelnden Bache bewässert werden. Die Wohnungen der Reicheren gleichen ganz diesen beschriebenen Häusern, nur umfassen sie gewöhnlich mehrere Steinhäuser und sind mit schönen Möbeln, Spiegeln und Bildern geziert. Die alten, teilweise verfallenen Burgen der Emire sind im alten Sarazenenstile mit Spitzbögen und Säulenhallen erbaut. Die Maroniten tragen wie die übrigen Orientalen die weite Pluderhose, welche durch einen breiten seidenen oder wollenen Gürtel um den Leib festgehalten wird; die Farbe der Hose ist weiß oder blau, die des Gürtels aber bunt. Dazu kommen die enganschließende Weste oder Jacke, über diese ein Mantel oder Ueberwurf mit kurzen, offenen Aermeln, welcher mit Schnüren und Litzen reichlich besetzt ist, der mehr nach rückwärts getragene Tarbusch und große Schnabelschuhe. Die Farbe der um den Tarbusch geschlungenen Binde ist bei den Geistlichen schwarz oder blau, bei den Drusen weiß, bei den übrigen blau oder grün. Das Kopfhaar ist kurz geschoren; die Maroniten tragen nur den Schnurrbart, die Geistlichen den Vollbart. Noch malerischer ist die Kleidung der Frauen; nach der allgemeinen Sitte des Orients trägt das weibliche Geschlecht den Schleier, und zwar Mädchen grüne, gelbe, rote oder blaue, Frauen aber dunkelblaue oder schwarze Schleier, die nach hinten hinabhängen, während die muhammedanischen Frauen mit ihren Schleiern das Gesicht verhüllen. Frauen und Mädchen tragen weite Beinkleider, darüber einen kurzen Rock, einen Kopfputz und an den Füßen hölzerne Sandalen, welche beim Gehen ein auffallendes Klappern verursachen; durch diese oft hohen Sandalen wird der Gang ein unsicherer und langsamer. Der Kopfputz der reicheren Frauen besteht in einem Häubchen oder einer Art Diadem, welches mit Goldstücken reich behangen ist. Der Kopfputz der ärmeren enthält auf beiden Seiten eine Reihe von Silbermünzen, deren Zahl und Größe von dem Vermögen derselben abhängt. Als eine eigentümliche Sitte des Orients, welche auch im Libanon bei beiden Geschlechtern, bei Drusen und Maroniten, Moslemin und Griechen, ohne jeden Unterschied der Religion und Konfession, heimisch ist, erscheint das „Datt“ oder Tättowieren. Der zivilisierte Araber von guter Familie enthält sich neuerdings des Tättowierens, schämt sich auch in europäischer Gesellschaft seiner blauen Hände, aber trotzdem wird die Prozedur noch häufig genug vorgenommen. Mittelst eines Nadelstiches werden verschiedene Zeichnungen in der Haut gemacht und sodann ein blauer oder roter Farbstoff eingeätzt. Gewöhnlich tättowiert man Hände und Arme. Bei den Christen sieht man an denselben Kreuze, Tauben, einen Kelch oder eine Monstranz, ein Häuflein von Sternen, bei den Männern gekreuzte Säbel, den heil. Georg u. dgl. m. Besonders liebt man es, die Mittelhandknochen mit solchen Zeichnungen zu versehen; allein nicht selten ist die Stirn und die Gegend um den Mund mit tättowierten Zeichnungen versehen. Ferner färben die Frauen die Nägel gelb oder rot, die Augenlider schwarz, die Lippen blau, die Wangen rot und weiß. Mädchen und Frauen lieben das Tabakrauchen,

namentlich die Wasser- oder Nargilehpfeifen, wobei sie oft viele Stunden in Gesellschaft verplaudern. In den übrigen Sitten herrscht die größte Einfachheit. Die Libanesen bedienen sich gleich den übrigen Morgenländern beim Essen keiner Tische; es werden auf den Boden Teppiche oder Matten ausgebreitet; in die Mitte stellt man einen kleinen Schemel und darauf eine runde hölzerne oder blecherne Tafel, welche die Speisen enthält. Bevor man sich zum Essen niederlegt, wäscht man sich die Hände, welche den Dienst von Messer und Gabel versehen müssen. Die großen dünnen Brotfladen dienen zugleich als Löffel und Serviette. Hammelfleisch mit Reis, Gurken in Reis, Aepfel, Rosinen, Pistazien und Brot bilden schon eine sehr reiche Mahlzeit. Mit Likör oder Wein beginnt man das Mahl, mit Kaffee und Pfeife beschließt man es.

Sind die Maroniten die verhätschelten Schoßkinder Roms und Frankreichs, so darf man ihre Todfeinde, die Drusen, den Sauerteig in der kompakten Masse der Libanonbewohner nennen; sie sind das ewig gährende Element und reichen, nur sporadisch allerdings, von Beirut bis nach den Basaltstädten des Haurân, von wo sie den Arm nach Damaskus und in die Wüste ausstrecken. Die Drusen, El Deruz, von El Derzi oder El Derazi, umgiebt bis zum heutigen Tage ein gewisses Mysterium. Ihre Abstammung, ihre besondere Religion sind noch nicht endgültig festgestellt. Allem Anscheine nach sind sie ein Mischvolk aus syrisch-arabischen Elementen, wobei jedoch das syrische entschieden überwiegt; nicht unmöglich, daß sie auch mit indogermanischen Elementen vermischt sind. Dr. Langerhans konstatiert, daß dieser interessante Stamm, ein prachtvoller Menschenschlag, auffallend von allen andern arabisch redenden Bewohnern Syriens abweicht. Blaue Augen und rötlichblonde Haare kommen sehr häufig unter ihnen vor, auch zeigt der ganze Schnitt des Gesichtes eine fundamentale Verschiedenheit von den andern semitischen Syrern. Die braune Iris und die hellen Haare haben schon seit lange die freilich sonst nicht weiter unterstützte Hypothese entstehen lassen, die Drusen ständen in einer gewissen Verbindung mit den germanischen Elementen der Kreuzfahrer. (Arch. f. Anthrop., Bd. VI, S. 207.) Weder Christen noch Muhammedaner — doch den letzteren näherstehend — scheinen die Drusen eine Art Geheimlehre eifersüchtig zu bewahren, die ihnen über Aegypten zugekommen sein soll. Prof. Sepp zufolge sind sie ihrer Sektenbildung nach Schiiten, ihr Bekenntnis aber mit heidnischen, jüdischen und christlichen Dogmen verwebt. So scheint es in der That, als ob Aegypten oder das ferne Indien den Bodensatz ihres Glaubens ihnen vererbt habe.

Nach G. W. Chasseaud spricht für das hohe Alter der Gewohnheiten und Gebräuche der Drusen die merkwürdige Thatsache, daß wenn einmal ein Mann von einem Baum herabgestiegen und so viele Früchte heruntergeschüttelt hat, als seine Kraft erlaubte, er diesen Baum unter keinen Umständen wieder schüttelt, wie viel Früchte daran auch noch hängen mögen. Was daran geblieben, wird als Anteil der Armen und Nachlesehaltenden betrachtet. Hierin handeln nun die Drusen gleich allen Syrern noch streng nach der mosaischen Vorschrift (Mos. V, Kap. 34, V. 4). In demselben Geiste heimsen sie das Getreide nicht ein, ohne den Aehrenlesern noch ein vollgerütteltes Maß zurückzulassen. Danach wäre wohl die Annahme zulässig, die Drusen seien ein arabischer Völkerstamm, welcher die Religion der Propheten nicht annehmen wollte und deshalb von den Moslemin in seine jetzigen unzugänglichen Sitze gedrängt worden sei. Diesem arabischen Ursprunge widerspricht indes doch der gut beglaubigte Mangel des semitischen Typus. Ihre Sprache ist nach einigen ein völlig reines Arabisch, nach anderen eine Mundart des Arabischen. Was nun ihre Religion anbelangt, so bekennen sie sich äußerlich zum Islam, innerlich zu geheimen Glaubenslehren, die sie nur den Vertrautesten mitteilen, daher ihre beiden

Kaſten: „Akkâl“ oder Eingeweihte und „Dſchohâl“ oder Unwiſſende. Indeſſen ſind ihre heiligen Bücher in Abſchriften bekannt geworden (Sacy: Exposé de la religion des Druses, Paris 1838) und man weiß, daß ihre Lehre ein muhammedaniſcher Gnoſtizismus iſt, in welchem ohne innern Zuſammenhang Ideen aus dem Chriſtentum, den alten philoſophiſchen Syſtemen und dem perſiſchen Magiertum aufgenommen ſind. Sie ſelbſt nennen ſich Unitarier (Muwahhidun), denn ihre Grundlehre iſt die Einheit und Unbegreiflichkeit Gottes, der nur von ſeinen berufenen Kindern, d. h. von ſeinen menſchlichen Inkarnationen erkannt werden kann. Entſprechend den zehn Avatara oder Verkörperungen Wiſchnus iſt Gott nach druſiſcher Lehre zehnmal Menſch geworden. Vermittelt wird die Inkarnation durch die Seelenwanderung, welche ſich übrigens auf alle übrigen Menſchen erſtreckt. Schon Benjamin von Tudela im XII. Jahrhundert ſchreibt den Druſen die Lehre zu, daß die Seele des Tugendhaften in den Körper eines neugebornen Kindes, die des ſchlechten Menſchen in Hunde oder andere Tiere einwandern. Hauptpflichten ſind: Wahrhaftigkeit, doch nur gegen Druſen, Unterſtützung der Glaubensgenoſſen, Bekenntnis der Einheit Gottes und ſtete Ergebung in ſeinen Willen. Eigentliche Prieſter haben die Druſen nicht, doch gelten als ſolche die Akkâl, die wieder in verſchiedene Kaſten zerfallen. Sie führen ein ſehr aſketiſches Leben, beſonders die „Akkija“ und „Abſchawîd“, d. h. die vorzüglich Frommen, welche auf hohen Bergſpitzen als Einſiedler wohnen und ſich jahrelang vom Genuſſe des Fleiſches, ſelbſt auch des friſchen Obſtes enthalten. Jeder Druſe, Mann oder Frau, kann Akkâl werden, doch muß er gewiſſe Erklärungen abgeben und allen Freiheiten entſagen, die dem Dſchohâl gewährt ſind. Die Akkâl ſind unbeſoldet und arbeiten wie jeder andere, ſind aber ſehr hoch geachtet; den höchſtgeſtellten iſt das Cölibat vorgeſchrieben. Zu den Akkâl gehören etwa ein Viertel aller Druſen. Alle Donnerstag kommen die Akkâl des Dorfes zu einer religiöſen Verſammlung zuſammen, in welcher politiſche Geſpräche gehalten, Auszüge aus den heiligen Büchern vorgeleſen und Kriegshymnen geſungen werden. Während der Zeremonien ſind Wachen ausgeſtellt, damit kein Ungeweihter ſich einſchleiche. Augenblicklicher Tod wäre die Strafe des Verwegenen. Dieſe geheimen Verſammlungen tragen ein entſchieden freimaureriſches Gepräge, wie denn in der That die Aehnlichkeit der Druſenlehre mit der „ſchottiſchen“ Freimaurerei von Druſen ſelbſt anerkannt wird. (W. A. Neumann, Ueber das Volk der Druſen und den Emir Fachreddin. Wien 1878. 8°. S. 8.) Die Orte der Zuſammenkunft heißen „Holans“ und ſind ohne Embleme oder Zieraten. Die Akkâl tragen geſetzlich nur kurze bis zum Knie reichende Kleider, weiß oder blau, eine „Abba“ oder „Abaja“, d. i. einen wollenen Ueberwurf mit weißen oder ſchwarzen Streifen, dann einen langen Bart. Bei den ähnlich gekleideten Weibern reicht der meiſt weiße Ueberwurf „Izâr“ bis zu den Knöcheln und iſt mit einem Gürtel befeſtigt. Eigentümlich iſt der „Tartura“ oder „Tantur“, ein hornartiger Kopfputz aus Blech oder Zedernholz, auch aus Silber und Edelſteinen, oft 80 cm hoch und vom Schleier umgeben, der jedoch nur ein Auge bedecken darf. Die Dſchohâl ſind in der Religion unwiſſend und daher gleichgültig gegen dieſelbe, woraus wohl die Meinung entſtanden iſt, die Druſen hätten gar keine Religion. Sie haben allerdings weder religiöſe Geſetze noch Verbote und treiben was ihnen beliebt, daher ſie den Kultus jedes Volkes, mit dem ſie verkehren, mit beobachten können. Sie haben weder Beſchneidung, noch Gebete, noch Faſten, keine Feſte und kein Verbot, trinken Wein und eſſen Schweinefleiſch. Gleichwohl ſind ihnen die geheimen Erkennungszeichen der Sekte bekannt und ſie achten überkommene Sitten und Gebräuche. Vielweiberei iſt erlaubt, aber ſelten, dafür werden die Ehen ebenſo leicht getrennt wie geſchloſſen. Die Weiber leben völlig abgeſchloſſen und ſind immer verſchleiert; ſtrenge Regeln normieren das eheliche Zuſammenleben und die Keuſchheit der Druſinnen macht es überflüſſig, daß die Dolche der Verwandten über die Reinheit der Frau wachen. Im Eſſen und Trinken herrſcht Mäßigkeit, auch rauchen die Druſen weder Tſchibuk noch „Nargileh“ (Waſſerpfeife), wenn ſie gleich ihren Gäſten damit aufwarten. Ebenſo enthalten ſie ſich aller geiſtigen Getränke. Prof. Oskar Fraas ſchildert die bei einem Druſenſcheich genoſſene Gaſtfreundſchaft: „Das erſte iſt ſtets ein parfümiertes Zuckerwaſſer, nach zehn Minuten kommen gezuckerte Orangen und andere eingemachte Früchte (grüne Mandeln ſind entſchieden das Beſte) und ein Gläschen Schnaps, d. h. irgend ein mit Anis oder Münze verſetzter Weingeiſt, aber nach zehn Minuten kommt Kaffee und die Zigarrette oder der Tſchibuk. So oft ich nun etwas annehme und mein „Katachérak“ ſage, winken mir die Anweſenden mit der üblichen Handbewegung vom Herzen zur Stirn zu und murmeln ihr: „Allah ſegne dir, was du trinkeſt und iſſeſt“. Folgt dann eine lange Stunde, bis draußen die Tafel gedeckt wird, während der ich meine Einträge mache in die Karte oder Notizen ſchreibe über die Er-

lebnisse des Tages. Zwischen hinein werde ich durch Fragen unterbrochen, ob ich mich wohl fühle, ob ich nicht wieder Kaffee wünsche, ob ich doch zufrieden sei. „Taib Kebir!" antwortete ich mit freundlicher Herablassung. Endlich ist serviert. Die Besucher verlassen das Haus, ich setze mich zu Tisch und es war serviert. 1) Reissuppe, in bessern Häusern Nudelsuppe. Ist sie mit Huhn gekocht, so schmeckt sie vortrefflich, leider aber ist sie häufiger mit Hammelfett gekocht — unaussprechlich! 2) saure Bohnen, d. h. die jungen Kerne der Saubohnen, sehr gut; 3) Reisknödel in junges Weinlaub gewickelt und in Butter gebraten, dazu sauren Rahm, sehr gut; 4) ein gebratenes Huhn, das nicht tranchiert wird, sondern zerrissen; 5) in der Nähe des Meeres kommt jetzt der Fisch, im Gebirge Schaffleisch, nie fehlt dabei der Peterlingsalat, von dem mir eine Gabelspitze voll genügt, während der Araber einen Teller voll ißt. Statt Peterling kommt auch abgesottener Majoran oder Thymian mit Essig und Oel; 6) süße Speise: gewöhnlich stark gezuckerter, mit Rosenwasser versetzter Reisbrei oder eine Art Straubezen, d. h. in Hammelfett gebackener Zuckerteig; 7) Desserts, getrocknete Weintrauben, Mandeln, Feigen in der Niederung, Orangen im Gebirge. „Djebbes", das heißt dick eingekochter Traubensaft oder Honig. Dies ein feineres arabisches Mahl bei einem Kaimakan oder Mudir (Oberamtmann oder Oberamtsrichter). Das Brot ist im ganzen Libanon bei hoch oder niedrig das gleiche Brot, das in jeder Familie jeden Tag frisch gebacken wird und gar nicht schlecht schmeckt. Mittag wird nicht gemacht, sondern einfach wo man hält und essen will, in das nächste beste Haus gegangen, in welchem die Brotfladen, Milch, Oliven und Feigen geholt werden. An Wein fehlt es nur selten, nur ist es gewöhnlich süßer Wein, der gekocht wurde, daß er hält. Sämtlicher Wein wird nämlich nur in großen Steinkrügen aufbewahrt. Keller und Fässer giebt es nicht. Der nicht gekochte Wein dagegen ist ganz vortrefflich und so fürchterlich stark, daß er pure nicht getrunken werden kann." (Oskar Fraas, Drei Monate im Libanon. Stuttgart. 1876. 8°. S. 21—22.) Heilig halten die Drusen Gastfreundschaft und Blutrache. Geringe Streitigkeiten legen die Scheiche der betreffenden Dörfer oder Familien bei. Stirbt ein Druse, so versammelt man sich um sein Grab und vernimmt Zeugnisse über sein Leben. Die Leichen werden in den besten Kleidern ausgestellt und in kammerähnlichen Felsengräbern bestattet. Die Trauernden wetteifern um die Ehre den Sarg zu tragen. Die Drusen sind im Umgang sehr förmlich und reich an Ausdrücken der Höflichkeit. In Anrede und Gruß haben sie besondere Sätze, aus deren Beantwortung sie sofort den Fremden erkennen. Für Wissenschaften, Künste und Gewerbe haben sie keinen Sinn, doch besitzen sie viele Schulen, in welchen man im Koran lesen und auch schreiben lernt. Die Erwachsenen treiben Politik, Ackerbau und kleinen Krieg. Im Geschäftsleben herrscht meist das islamitische Gesetz, doch machen die Erbschaftsverhältnisse eine Ausnahme. Um das Vermögen in der Familie zu erhalten, erben die Weiber nichts und können von ihrem Eigentum auch nichts aus der Familie vererben. Die Drusen sind ein ziemlich unabhängiges Volk mit halb patriarchalischer, halb feudalistischer Regierungsform. Ihr Vasallenverhältnis zur Pforte beschränkt sich auf Tributpflichtigkeit, die Scheiche sind die strengsten und intelligentesten Männer, haben die besten Landstriche inne und sind bedacht, ihr Blut rein zu erhalten, heiraten daher auch nur untereinander. Von Damaskus nach Westen bis zur Meerküste zählt man ihrer 75,000; jetzt ziehen jährlich mehrere Hundert aus dem Libanon nach dem Haurân, so daß in ersterem kaum noch 40,000 Köpfe leben. Einige wohnen in größeren Städten und Dörfern der christlichen Maroniten, mit denen sie sich erst in diesem Jahrhundert entzweit haben. Blutige Reibungen zwischen ihnen und den Maroniten sind wiederholt vorgekommen. Das ganze Volk lebt stets kampfbereit und mit fanatischem Hasse sehen sie auf alle Andersgläubigen herab. In der Praxis ist indes der Druse gegen jeden Glauben tolerant und es ist viel angenehmer mit ihm zu verkehren, als mit den mehr oder minder fanatischen Maroniten. In den Augen der letzteren ist freilich jeder Druse ein Teufel. Maronitische Zeugnisse über Drusen sind daher mit der größten Vorsicht aufzunehmen. (Oskar Fraas, a. a. O. S. 98.)

Die Drusen sind das hauptsächlichste Bekehrungsobjekt der englischen Missionäre, welche die übrige Bevölkerung gern ihren Spezialagenten, meist armenischen Konvertiten, überlassen. Der Bekehrungsschwindel, den die protestantische Mission in Syrien in Szene setzt, ist häufig nur eine politische Finte, welcher die katholischen Lazaristen, deren Herzenseinfalt nicht leicht ans Arge denkt,

kaum entgegenzuarbeiten in der Lage sind. Uebrigens sind die „Herren von der Bibel" zu ihren Geschäftsreisen mit glänzenden Geldmitteln ausgestattet. Dem Orientreisenden Karl von Vincenti erzählte solch ein Missionär manches über die Geheimnisse seines Metiers. „Ueber die Drusen beklagte er sich, daß sie ganze Maultierladungen von Bibeln konsumierten, welche sie aber nachher wieder um ein paar Piaster an die jüdischen Hausierer verkauften. Im allgemeinen bekehrten sich die ‚Anbeter des Kalbes' ungemein rasch, aber es kostete sehr viel. Dieser verlangte ein Gewehr, jener ein Kaschmirtuch, ein anderer wieder ein Frauengeschmeide und ein vierter einen Ehrenmantel. Die meisten aber forderten Gold, dessen Empfang sie mit ihren Unterschriften und Siegelabdrücken in einem besonderen Buche bescheinigten, welches mir der Missionär, stolz auf seine Triumphe, vorzeigte. Alle Leute, welche auf diese Art durch Gold oder Geschenke auf den rechten Weg gebracht worden waren, figurierten in diesem wunderlichen Register als zur protestantischen Religion ernstlich Bekehrte, eine ebenso grobe, als behagliche Selbsttäuschung der Bekehrungsorgane, die das traurigste Licht auf den moralischen Wert ihrer eigenen Bemühungen wirft. Allerdings gieng auch, wie ich bemerkte, der Apostel für seine Mühewaltung nicht leer aus, indem bei jedem Konvertiten gewissenhaft die ‚Goldprämie' verbucht war, welche Mr. E. . . . von der Bibelgesellschaft zu erwarten hatte. Man sieht, daß ein englischer Missionär im Oriente die Kenntnis der doppelten Buchführung dringend notwendig hat. Die Missionäre der katholischen Propaganda sind in ihren Bekehrungen weniger glücklich, da sie weder ihre Konvertiten bezahlen können, noch selbst ‚Prämien' zu erwarten haben. Da fehlt denn auf beiden Seiten ein nicht zu unterschätzender Faktor des Erfolges. Am meisten Glück machen sie noch mit polnischen und deutschen Juden, welche die mannigfachsten Schicksale ins Morgenland verschlagen haben. Solche Schiffbrüchige, meist moralisch entsetzlich verkommen und faul, werfen sich dann den Lazaristen in die Arme, wenn sie schon alle andern Konfessionen und Religionen durchgekostet haben. Der Religionswechsel ist nämlich für diese Leute ein höchst einträgliches Geschäft, das ihnen mit der Zeit zu einer ganz anständigen Zahlungsfähigkeit verhilft. Meist fangen sie beim Protestantismus an, erhalten nach der Bekehrung sogleich eine Pension, bis sich ein honettes Amt für sie vorfindet. Bald verlassen sie jedoch dieses Amt, lassen sich nach der Bekehrung zum griechischen Schisma eine Zeitlang in den griechischen Klöstern abfüttern und bietet sich eine günstige Gelegenheit dar, dann werden sie Moslemin. In der türkischen Provinz ist ein muhammedanischer Neophyt allezeit des Wohlwollens der Bevölkerung sicher. Man nimmt ihn überall auf, hält ihn frei und beschenkt ihn, kurz er führt ein wahres Schlaraffenleben. Läßt auch da die Gastfreundschaft nach, dann bleibt diesen frommen Chamäleons als letzte Zuflucht ein römisch-katholisches Kloster, wo's immer noch manchen guten Bissen zu erschnappen giebt. Der Orient wimmelt von solchen Industriellen, welche ihren jedesmaligen Glauben wie einen abgebrauchten Rock wechseln und auf diese Weise allein in der Lage sind, immer etwas Warmes zur Bekleidung zu besitzen." (Wanderer vom 2. Februar 1872.)

Außer den Drusen leben noch 15 000 Moslemin in den Grenzen des Libanon und beiläufig ebensoviele Metuoli, Meteolli oder Metawile, die von Christen und Moslemin als sehr zweifelhafte Nachbarn angesehen werden. Sie sind Schiiten, d. h. Anhänger des Kalifen Ali und ihr Name bedeutet „Erklärer", wegen ihrer mystischen und allegorischen Auslegung des Korans, von dem sie kein wörtliches Verständnis annehmen, sondern einen innern Sinn. Mit welchem Rechte die Metuoli von vielen neueren Reisenden wegen ihres Fanatismus verschrieen werden, weiß Professor Fraas nicht zu beurteilen. Sie erscheinen ihm nicht schlechter und nicht besser als Drusen und Maroniten. Auch Prof. Sepp schienen sie völlig harmlos und unbefangen und an Lebensheiterkeit von den „Rumi" oder christlichen Arabern nicht überboten. (Beil. zur Allg. Zeit. vom 16. August 1874.) Endlich leben noch einige hundert Ismaeliten an der Nordgrenze des Libanon von Viehzucht und Ackerbau, Reste der alten Assassinen und bekannten Meuchelmörder, deren fanatische Sekte unter dem „Alten vom Berge" (Scheich el Dschebel) das Abendland zur Zeit der Kreuzzüge mit Entsetzen erfüllte. Sie deuten ähnlich den Koran wie die Metuoli, so daß außer Geheimlehren nichts mehr vom Koran übrig bleibt.

Vom Nahr el Kebir die ganze nordsyrische Küste entlang über die amanischen Pässe nach Kilikien hinein, bis Adana und Tarsus bildet endlich das rätselhafte Volk der Nosairyer die Hauptbevölkerung des meistens in geringer Entfernung von der Küste, parallel mit derselben sich hinziehenden Gebirgswalles. Sie leben und sterben in ihren heimatlichen Bergen, die sie fast nie, dann nur gezwungen, verlassen. Ackerbau und Viehzucht geben ihnen die Mittel zu einem, wenn nicht üppigen, so doch genügenden Lebensunterhalt. Am dichtesten wohnen sie um Ladakija und Antiochien, und in beiden Städten halten sich viele Nosairyer des Handels halber auf; aber wo immer sie mit Muhammedanern zusammenkommen, verbergen sie ihren Glauben und gebärden sich in allem als rechtgläubige Moslemin: ihre Sprache ist die arabische, in dem Dialekte der syrischen Gebirgsbewohner. In Adana und den umliegenden Dörfern beträgt ihre Zahl an 5000, ebenso sind sie in Tarsus selbst und der Umgegend ziemlich zahlreich. Die Gesamtzahl der Nosairyer in Syrien wird auf 120—180 000 angegeben. Hievon kommt ungefähr die Hälfte auf das Gebiet von Tripolis und Ladakija. Von den Muhammedanern werden sie gründlich gehaßt, als Fellahin gescholten und bei jeder Gelegenheit mißhandelt; die Nosairyer erwidern diese Gefühle im vollsten Maße. Dabei stehen sie in ganz Syrien im Rufe unverbesserlicher, verwegener Räuber, und eine Reise durch ihr Gebiet wird immer als ein gefährliches Unternehmen bezeichnet. Von ihrer Religion, ihren Sitten werden die abenteuerlichsten Dinge berichtet. Sie selbst halten ihre Glaubenslehren sehr geheim und beobachten darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen.

So viel sich aus den Mitteilungen Alfred von Kremers ersehen läßt, dem wir einen ausführlichen Aufsatz über die Nosairyer verdanken, ward ursprünglich eine Trias der höchsten Mächte angenommen: Himmel = Aly, Sonne = Muhammed, Mond = Selmân, und diese Trinitätsidee fand eine allgemeine Entwickelung, die zu den sonderbarsten Ab-

irrungen führte, indem die Nosairyer eine gleichzeitige dreifache Menschwerdung der Gottheit annahmen, die sich ins Unendliche wiederholt. Uebrigens ward die Manifestation der Gottheit in den verschiedensten nicht bloß menschlichen, sondern auch tierischen Gestalten angenommen. So behaupten die Nosairyer, daß der Hund, welcher in der im Koran erwähnten Legende der Siebenschläfer vorkommt, eine Verkörperung der Gottheit gewesen sei; ebenso soll das Kamel des Propheten Sâlih, welches die Tamuditen schlachteten, eine Inkarnation Gottes (Aly) gewesen sein. Solcher Offenbarungen der Gottheit in irdischen Gestalten sollen nach ihrer Lehre sehr viele und verschiedenartige stattgefunden haben. Man sieht, es ist ein System in diesem Wahnsinn. Unter den beiden Hauptsekten der Nosairyer bestanden aber gewisse dogmatische Streitpunkte. So behaupten die Mitglieder der Schimâlysekte, Aly sei identisch mit dem Himmel, während die Kiläzysekte ihn mit dem Monde für eins erklärt. Es geht jedenfalls ihre Lehre auf eine ursprüngliche Dreifaltigkeit von Himmel (Aether), Sonne und Mond zurück, die dann verschiedenartig personifiziert wurden, wobei die drei Hypostasen der Gottheit mit dem Namen: Ma'nâ, Bâb und Higâb bezeichnet, und in ein gewisses gegenseitiges Unterordnungsverhältnis gebracht wurden, das in manchem der gnostischen Auffassung der christlichen Trinität sich zu nähern scheint. Aus demselben Ideenkreis hervorgegangen, und ganz der gnostischen Emanationstheorie entsprechend, ist die Lehre von der Weltschöpfung. Die heilige Trias ist Aly (Himmel), Muhammed (Sonne), Selmân (Mond); der letzte, also das unterste Glied der Trias, erschuf die fünf „Vaterlosen" (Aitâm), und erst diese riefen die Welt ins Dasein. Die Leitung des Himmels und der Erde liegt in ihrer Hand. An die Lehre von der Weltschöpfung reiht sich die der Menschenentstehung und des Sündenfalles.

Das Zeremoniell des Kultus ist sehr merkwürdig. Bei ihren Gebeten wenden sich die Nosairyer gegen die auf- oder untergehende Sonne, wobei sie eine gewisse Anzahl von Prosternationen verrichten. Der Kelch mit Wein nimmt im religiösen Zeremoniell eine wichtige Stelle ein. Die Einweihung des Jünglings in die Geheimnisse der Religion findet gewöhnlich im 18. Jahre statt. Der Priester reicht ihm in Gegenwart der Gemeinde einen Kelch mit Wein, den er zu leeren hat, dann wird ihm der Schuh des Priesters aufs Haupt gelegt, während derselbe ein Gebet über ihn verrichtet. Nach vierzig Tagen wird der junge Mann abermals in die Gemeinde berufen, der Priester reicht ihm wieder den Kelch und befiehlt ihm denselben zu leeren, mit den Worten: „Ich trinke auf das Geheimnis von 'Ams." Das 'A bedeutet 'Aly, den Ma'nâ, M bedeutet Muhammed, den Bâb, und das S bedeutet Selmân, den Higâb. Dann befiehlt der Priester dem Firmling dieses heilige Wort täglich fünfhundertmal zu wiederholen. Nach sieben Monaten erfolgt der Schluß der Einweihung. Der Jüngling wird durch seinen Pathen („Wakyl") vorgeführt, dieser selbst hat einen Vikar („Nakyb") rechts und einen Priester („Neqyb") links vor sich. Jeder hält einen Kelch mit Wein. So führen sie den jungen Mann dem Iman (Oberpriester) entgegen unter Absingung frommer Lieder, dann wenden sie sich zum Religionslehrer („Morschid") und legen ihm die Hände auf, er aber erhebt sich, nimmt den Becher aus der Hand des Pathen, verrichtet eine Prosternation, recitiert einige Gebete und leert den Kelch. Dann wird der Firmling dem Imam vorgeführt, der ihn fragt: ob er auch Kraft und Mut besitze das Geheimnis seiner Religion zu bewahren. „Bist du," fragt er, „bereit dir Hand und Fuß abhauen zu lassen, ohne dies gewaltige Geheimnis zu verraten?" Dann verlangt der Imam, daß der Jüngling Bürgen stelle. Diese treten nun vor und zu ihnen sich wendend, spricht er: „verratet er dieses Geheimnis, so bringt ihn mir, daß wir ihn in Stücke zerhauen und sein Blut trinken." Trotzdem läßt der Imam zum Schlusse den jungen Mann einen Eid auf das heilige Buch schwören, daß er das Geheimnis bewahren wolle, und fügt hinzu: „Die Erde, o Jüngling, wird deinen Leib ausspeien und nie wieder wirst du in das Gewand eines menschlichen Körpers zurückkehren, wenn du dies Geheimnis verratest, sondern du wirst die Gewänder der Tierkörper anziehen und auf ewig daraus keine Errettung finden!" Hierauf läßt man ihn niedersitzen, entblößt sein Haupt und breitet ein Tüchlein darüber, dann legen die Bürgen ihm die Hände auf und beten, leeren den Kelch, recitieren einige Gebete, lassen dann auch ihn den Kelch leeren mit den Worten: „Im Namen Gottes, bei Gott und dem Geheimnis des Herrn Abu Abdallah, desjenigen, der Gottes Erkenntnis in der tiefsten Erinnerung trägt, des Frommen, den Gott beseligen wolle!" Nun erst erfolgt der eigentliche Religionsunterricht. Das erste Gebet, das er lernt, ist die sogenannte Fluchlitanei, worin die vier ersten Kalifen, viele andere Gefährten Muhammeds, ferner Mo'âwijah, der erste omajjadische Kalife, dessen Sohn Jazyd, Haggâg, der Statthalter von Irak, Abdolmalik und Harun Raschyd verflucht werden, ebenso aber auch andere spätere Heilige des Islam,

z. B. Scheich Ahmed Badawy, Ahmed Rifâ'y, Ibrahym Dasuky u. s. w., zum Schlusse aber sogar Johannes Maro, der Schutzpatron des Maroniten. Zu bemerken ist, daß die oben beschriebene Art der Einweihung nur für Söhne edler Leute gilt, für solche aus dem gemeinen Volk ist die Zeremonie noch umständlicher und langwieriger.

Auch bei den sonstigen religiösen Festen, deren es eine große Zahl giebt und die mit dem Namen „Koddâs", d. i. Messe, bezeichnet werden, spielt der Priester (Nakyb) mit dem Weinkelch eine hervorragende Rolle. Die Frauen sind vom Religionsunterricht ganz ausgeschlossen, und nur eine einzige Gebetformel lernen sie auswendig, sie lautet: „Ich strecke meine Hand in das Wasser, das fließende, das leitende, das von einer Perle zur andern, bis zur strahlenden Fâtimah gleitete. Ich besprenge damit meine rechte Seite und vertraue auf Aly, den Fürsten der Rechtgläubigen; ich besprenge damit meine linke Seite und vertraue auf den Erhabenen, Gewaltigen; ich besprenge damit mein Haupt und all meine Glieder: o mein Herr, Herr der Menschen! Hebe von mir diesen Schmutz hinweg, von meinen .... bis zu meinem Haupte, und allen meinen Gliedern — sowie der Himmel von der Erde hinweggehoben worden ist. Ich sprenge hinter mich und vertraue auf den Mond und auf die Sonne; ich sprenge nach vorne und vertraue auf die Plejaden und die Wage; ich sprenge auf ...., der in der Person des N. N. ist (und nun folgt der Fluch auf die genannte Person)." Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir hier eine uralte Beschwörungsformel vor uns haben, die nur insofern umgestaltet worden ist, daß man statt der heidnischen Götter, die man anrief, muhammedanische und andere Namen eingefügt hat. Auch die Männer nehmen ohne diese Formel keine Reinigung vor, hierin einer von den Vorfahren überkommenen Sitte folgend. Ihre Feste, die alle einen religiösen Charakter haben, sind sehr zahlreich, indem sie in den Städten sich jenen der Muhammedaner und Christen anschließen. In den Dörfern, wo sie nicht von Fremden umgeben sind, feiern sie die Ramadânfeste, wie die Muhammedaner, dann das Opferfest (Kurbân-Bairam) am 10. Dul-Higgeh, das Fest des Neujahrs am 1. Januar, welches von den Dorfbewohnern viel höher gehalten wird als die beiden vorhergehenden. Zu den religiösen Gebräuchen der Nosairyer gehört es auch, daß die edle Klasse der Schimâlyfekte sich den Bart nicht schert, dann enthalten sie sich des Genusses der gelben Kürbisse, der Bamia (Hibiscus esculentus), des spanischen Pfeffers und der Paradiesäpfel, sowie des Tabakrauchens. Die Kilâzyfekte ist aber weniger streng hierin. Das Verbot des Genusses weiblicher Tiere ist allgemein.

Ihre Hierarchie ist einfach gegliedert. An der Spitze jeder Gemeinde steht ein Oberpriester, der Imam, dessen Befehlen das Volk mit abergläubischer Verehrung gehorcht und den es für unfehlbar hält; unter ihm stehen Geistliche niederen Ranges (Nakyb, Negyb). Alle sind verheiratet. Die Masse des Volkes selbst zerfällt in Edle und Gemeine.

Im Verkehr mit Fremden ist es den Nosairyern gestattet, ihre Religion zu verbergen. Sie erkennen sich an gewissen geheimen Losungsworten; eines davon ist, daß man fragt: „Wo sind sie?" Die richtige Antwort lautet: „Vor dem Thore der Stadt Harrân!" Es bezieht sich dies auf das Kap. XIII ihres Korans, wo von dem Stifter der Nosairyreligion, dem Scheich Abu Abdallah Chasyby, und seinen 51 Aposteln die Rede ist, von denen es daselbst heißt: „Und sie stehen am Thore der Stadt Harrân." Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß sie überaus abergläubisch sind und eine große Zahl von Heiligen verehren. Sie haben heilige Orte auf Hügeln und Bergen, wo sie Steine aneinanderreihen, Opfer, Rauchwerk und Gebete darbringen. Die Sternschnuppen halten sie für Engel, welche die Gräber der Heiligen besuchen, oder für die Seelen dieser Heiligen selbst. Nicht zu vergessen ist, daß sie am Schluß jedes Gebetes um baldige Vernichtung der türkischen Herrschaft beten. (Ausland 1872, S. 553—558.)

Die Nosairyer (Einzahl: Nusairi), in der syrischen Vulgärsprache auch Anṣairieh genannt, hängen, wie A. v. Kremer sehr wahrscheinlich gemacht hat, mit den alten Manichäern zusammen und gelten im Munde des Volkes für reine Heiden, für Ueberreste der Astartediener. In der That sind sie als „Lichtauslöscher" verschrieen; einem auf einem Altare sitzenden schönen Weibe sollen sie in eigentümlicher Weise ihre Verehrung darbringen. Dann huschen verschleierte Weiber durch die Vorhänge in den geheiligten Raum, worauf plötzlich alle Lichter erlöschen und die wildesten Orgien stattfinden. Mit diesem Vorwurfe beliebiger Vermischung im Dunkeln sind aber die Orientalen schnell bei handen.

Die Nosairyer sind ein schöner Menschenschlag, von stärkerem Knochenbau und Muskeln als sonst im Orient gewöhnlich, dunkler als die Türken, aber hellfarbiger als die Araber, öfter mit braunem Haar. Die Weiber sind in der Jugend schön und haben oft helles Haar mit schwarzen Augen, verblühen aber rasch. In der Kleidung herrscht

die weiße, die heilige Farbe vor: weiß ist der Turban, weiß das auf der Brust offene Baumwollenhemd, rot und schwarz aber der Gürtel. Eine syrische Jacke und weite kurze Hosen aus Baumwollenzeug vollenden den Anzug. Die Weiber sind ähnlich gekleidet, tragen auch Hosen, aber keinen Schleier, doch halten sie sich in ihren ärmlichen und schmutzigen Häusern stets zurückgezogen. Die Nosairyer üben die Beschneidung und zwar in verschiedenen Altersstufen. Ihre Blutfehden, „Hack-el-Dum", werden nur in Friedenszeiten ausgetragen, können aber durch Blutgeld gesühnt werden. Im Kriege fordert der Totschlag keine Blutrache. Der Mann kauft seine Frau; dann muß er noch dem „Hirce", dem Dorfeigentümer, ein Abstandsgeld zahlen, um die Erlaubnis zur Hochzeit zu erlangen. Scheidung ist nicht gestattet, aber die Polygamie bis zu vier Weibern erlaubt.

Das kaleidoskopartige Gemenge der syrischen Stämme und Religionsgenossenschaften läßt sich bis in die Städte nicht bloß der Küste, sondern auch des Innern, wie Damaskus und Haleb, verfolgen. Im allgemeinen hat aber doch den Städten das arabische Wesen in erster Linie seinen Stempel aufgedrückt. Sie alle tragen den Charakter, den wir den spezifisch „orientalischen" nennen, und welcher auf die Araber und die von ihnen vertretene Kulturrichtung zurückzuleiten ist. Oder stammt er vielleicht aus noch weit älterer Vergangenheit? Sicher ist, daß seit Abrahams Tagen sich die Redeweisen und Sprachwendungen in der semitischen Welt kaum verändert haben und auch sonst im Orient alles beim alten bleibt. Jedenfalls haben aber die Araber mit den Satzungen des Islam wesentlich dazu beigetragen, diesen Typus zu verbreiten und zu befestigen. Die Bauart der orientalischen Städte ist fast überall die nämliche. Die Gassen sind meist eng und schmutzig, die Häuser einstöckig, aus Stein gebaut, mit flachen Dächern versehen, deren Boden, aus Sand und Mörtel festgeschlagen, für Regen undurchdringlich ist. Haleb rühmt sich ausnahmsweise gut gepflasterter, reinlicher Straßen, doch sind auch sie eng und mit vielen Schwibbogen überdeckt, die einen höchst eigentümlichen Eindruck hervorbringen. Ueberall in Syrien und auch in Mesopotamien herrscht diese Bauweise vor, kleine Thüren mit Eisen und großen Nägeln dicht beschlagen, kein Fenster nach außen, alles nach innen gebaut. Furcht vor dem Feinde und Vorbedacht räuberisches Eindringen ins Haus zu erschweren haben schon in alter Zeit dahin geführt, daß die eisenbeschlagene Eingangsthüre nur 1—1,20 m hoch ist. Gar zu hoch darf also keiner den Kopf tragen, wenn er bei allen Thüren aus- und einkommen will. Derlei Thürlein sind häufig in das Hauptthor eingesetzt, das sich nur öffnet, wenn ein großer Transport dies unumgänglich nötig macht. Solche Miniaturpforten führen bei den Arabern den bezeichnenden Namen „Nadelöhr", und auf sie bezieht sich wohl das evangelische Gleichnis vom Kamel, das eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher durch die Himmelspforte. Im ganzen Orient pflegt man an der Thüre des Empfangszimmers die Schuhe auszuziehen und aus der Menge derselben auf den Rang und das Ansehen des Effendi zu schließen. Bei dem gewöhnlichen Zustande der Straßen gilt es nämlich die Matten und Teppiche, worauf man sich im Hause des Besuches setzt, sauber zu erhalten. Aber noch mehr: der Diener pflegt seinem Herrn beim Besuche der Moschee eigens Pantoffeln oder Ueberschuhe nachzutragen, da niemand mit Stiefeln oder Sporen ins Heiligtum eintritt. Keinen Bart zu tragen, ist wider den Anstand, macht verächtlich und wegen Weichlich-

keit verdächtig. Er ist das Zeichen der erwachten Manneskraft und des ehrwürdigen Alters. Ein arabischer Segensspruch lautet: „Allah lege Wohlfahrt auf deinen Bart!“ und uralt hergebracht ist der Brauch beim Barte zu schwören. Ebenso uralt ist die Praxis der Araber, sich der Schlachtung möglichst zu enthalten. Der Araber schlachtete bisher kein Rind, wie sie alle, die christlichen nicht ausgenommen, auch keinen Wein genießen. Der Mensch hat kein Recht über das Leben der Tiere, ist orientalischer Religionsglaube. Die Erde ist des Herrn und der Mensch nicht Eigentümer darauf, sondern nur in die Lehennutzung eingesetzt; er hat eine höhere Heimat. Wo aber der Mensch bloß Nutznießer, nicht freier Eigentümer ist, läßt er Grund und Boden in dem Zustande, wie er ihn vorgefunden oder ererbt hat. Der Araber bewahrt noch die Natur des Nomaden: er baut keinen Weg, er kennt keinen Wagen. Die Kamele sind seine Eisenbahnen. Man sieht sich auf Landreisen zu Pferde angewiesen, was, ein paar Wochen fortgesetzt, doch erstaunlich ermüdet. Hindernisse des Weges zu beseitigen, Umwege zu vermeiden, fällt dem Eingebornen gar nicht ein. Wir gelangen an einen Brunnen, doch erwarte man ja nicht, daß auch nur eine ganz einfache Vorrichtung zum Wasseraufzuge sich irgendwo finde. Der Brunnenkranz zeigt vielmehr die Einschnitte in Stein, die von der seit Jahrhunderten fortwährenden Reibung der Stricke herrühren, womit jeder Teil das Wasser heraufholt. Kommt man an einen Fluß, so reißend und tief er auch sei, es fehlt die Brücke. Der eine Bogen ist eingestürzt, wird aber nicht ersetzt, bis die andern nachstürzen. Man schwimmt also auf dem Rücken des Saumtieres über, so gut es geht. Gegen Abend ist in den Städten alles tot und still, nur hie und da sieht man eine Schöne, dicht

Syrische Frau.

in ihren „Izar" nach Nonnenart gewickelt, und nur mit Nase und Augen hervorblickend, scheu von einer Gasse in die andre schlüpfen.

Wo es an Bildung und Erziehung fehlt, verliert auch die körperliche Schönheit alles Anziehende. Wer sein lebenlang eingesperrt ist und der Bewegung entbehrt, sitzt und kauert, verliert auch an Taille, oder wie soll der Rhythmus des Gliederbaues sich entwickeln? Im Morgenlande tanzt der Mann für sich allein. Die arabische Musik, „Phantasia" geheißen, besteht in abgemessenem Trommeln auf der Handpauke, fast wie es die Bärenführer bei uns zu Lande zu halten pflegen. Dazu pflegen die Anwesenden mit ausgestreckten Armen zu klatschen, als gelte es mit dieser Handarbeit die Kastagnetten zu ersetzen. Inmitten der Sitzenden erhebt sich der Tänzer, um auf engem Raume die zierlichsten Körperwindungen und Armbewegungen auszuführen. Plötzlich wirft er wie entzückt die Blicke zur Höhe, einige Schritte vorwärts und wieder rückwärts, graziöses Gestikulieren mit der Hand ist alles; endlich setzt er sich auf die übereinander geschlagenen Beine zur Ruhe, um als erkorener Tänzer und „Freund des Bräutigams" für mehrfache Produktion den Applaus der Zuschauer zu ernten. Dies ist ein arabischer Tanz. In Aegypten führen die Almeen ihre verführerischen Tänze ebenfalls allein aus, und zwar unter anstandlosem Balancieren des Unterleibes. Ein Beduinentanz macht den Eindruck eines räubermäßigen Ueberfalls, als wollten Bestien, in Reihe und Glied bald vor-, bald rückwärts tappend, unter tierischen Tönen und Gebärden sich auf uns stürzen. Die Frau trägt im Orient nichts zur Bildung des Mannes noch zur Gesellschaft bei, sie bleibt isoliert. Allerdings ist sie auch unverletzlich und in ihrer Nähe, gleichsam unter ihrem Schutze, kann man sicher sein. Die arabischen Frauen, selbst das Weib jedes Fellah, trägt ihre ganze Aussteuer in oft ein Kilo schweren Spangen am Kopfe, und dieser Schatz gilt für unantastbar. Kein Räuber wird sich daran vergreifen, auch steht dem Manne durchaus keine Verfügung darüber zu. Kein Helm ist durch so feste Bänder am Kopfe befestigt, welche die Schläfe gegen jeden Säbelhieb schützen, wie so ein Weib in ihrem silbernen und goldenen Staate sich trägt. Das ist aber auch alles. Der Ausspruch ist schnell hingeworfen: Wenn die Polygamie beseitigt sei, und die Hareme sich öffneten, würde auch die Frau im Morgenland, in die ihr gebührende Stellung eingesetzt, ihren sittlichen Einfluß üben! Dieser Ansicht glaubt Prof. Sepp, dem wir in vorstehendem gefolgt sind, nach aller bisherigen Erfahrung widersprechen zu müssen. Die Vielweiberei ist so viel wie ein überwundener Standpunkt, man zeigt bei den syrischen Moslemin, wie vereinzelt bei den Juden, mit Fingern auf den Mann, welcher zwei oder mehr Weiber hat. Der besondere Haushalt für jedes macht das Experiment zu kostspielig. Selbst die Pascha gehen mit dem guten Beispiel voran, durchschnittlich nur eine Gemahlin zu wählen, ein ungeheurer Fortschritt! Nichtsdestoweniger besteht auch bei den Christen in der Oeffentlichkeit die abstoßende Entfremdung zwischen Mann und Frau fort. Ergehen wir uns in der Abendkühle am Strande von Tyrus, so begegnen uns die Stadtbürger, Männer und Jünglinge, in gesprächiger Unterhaltung bis in die Nacht. Abseits aber an der Stadtmauer hin wandeln wie Gespenster in hellem Ueberwurf und Schleier die armen weiblichen

Wesen streng gesondert; bald sitzen sie wie weiße Tauben an den Grabsteinen, und erheben gellen Schrei, wenn der Franke unversehens um die Ruinenecke biegt und zu seiner eigenen Ueberraschung in die gefährliche Nähe kommt. Die Moslema erkennt man an dem bunten Gesichtsvisier, die Christinnen wagen doch das Antlitz zu zeigen. (Beil. zur Allg. Zeit. vom 31. Juli und 21. August 1874.)

Zu dem hier entworfenen Gemälde der Bevölkerung Syriens vermag Mesopotamien oder El Dschesireh keine neuen charakteristischen Züge hinzuzufügen. In den wenigen Städten des Landes ist die Bevölkerung eine ungemein gemischte; wir treffen da ein seltsames Gemisch aus den ursprünglich chaldäischen Einwohnern mit den Arabern, Persern und Türken, welche nacheinander ihre Herrschaft über sie geübt; die allgemeine Sprache ist überall die arabische. Der Konfessionen giebt es gleichfalls eine Unzahl: muhammedanische Sunniten und Schiiten, Jesiden oder „Teufelsanbeter", chaldäische, syrische, armenische und lateinische Christen, Nestorianer und Jakobiten, endlich Juden, welch letztere an vielen Orten die einzigen Fanatiker sind und selbst ihre europäischen Glaubensgenossen unter dem Namen „Eschkenasi" als schlechte Anhänger des alten Testaments verschreien und mit scheelen Augen betrachten. Sie bilden ein wichtiges und nützliches Element in der Bevölkerung, leben anscheinend im Frieden mit den Moslemin, sind aber, wie im ganzen Orient, sowohl bei Christen als Muhammedanern durchaus unbeliebt. Auf dem platten Lande sind die Araber, mit syrischen und chaldäischen Christen untermischt, über das ganze Euphrat- und Tigrisland bis zu den nördlichen Bergbezirken verbreitet, welche die Kurden bewohnen. Wir werden diese wilden Bergstämme, von welchen einzelne Individuen schon in den mesopotamischen Städten zu treffen sind, im nächsten Abschnitte kennen lernen. Die Araber zerfallen in mehrere Haupt- und zahlreiche Unterstämme. In den Gebieten des untern Euphrat und Tigris und des Schatt el Arab hausen die Montefik-, Beni Lam-, Kaab- und Madanstämme, in Mittelmesopotamien die Mosul, Aschirat und Schammar. In den Ufer- und Sumpflanden des Zwillingsstromes leben sie größtenteils als Ackerbauer und Schiffer unter unmittelbarer Herrschaft der Türken, soweit dieselbe zur Geltung kommt, aber in den Steppen- und Wüstengegenden sind sie Beduinen und erkennen nur nach Gutdünken die Oberhoheit des Sultans an.

Das Volk der Kurden.

Die nördlichen Nachbarn der Araber in Mesopotamien sind die Kurden, welche über einen großen Teil von Westasien verbreitet sind, vorherrschend aber im eigentlichen Kurdistan vom Wansee bis südlich von Suleimanieh, auch in einem großen Teile des südlichen und östlichen Adzerbeidschan oder Nordwestpersien, im Süden von Chusistan und in einem Teile Mesopotamiens und in dem größten Teile der Gebirgslandschaften westlich und östlich vom Tigris.

Einzelne kurdische Stämme und Familien wohnen in größter Entfernung vom eigentlichen Kurdistan, besonders in Luristan und bis zum Persischen Golf. Andere sind bis Choraſſan und in die Paschalik vor Damaskus und Haleb verbreitet. Kleine kurdische Nomadenlager trifft man zwischen Erzerum und Baiburt in Armenien, desgleichen auf der Hochebene des Araxes, sowie im Süden und Osten der Alpenlandschaften des Goktschapri, zum Teil gemischt mit jesidischen Nomaden. Im allgemeinen kann man sagen, die Kurden leben in jenen gebirgigen Gegenden, welche die Grenzgebiete der asiatischen Türkei, Persiens und Rußlands umfassen, so daß es türkische, persische und russische Kurden giebt. Sehr bedeutend ist die Zahl der ersteren, nur gering die der letzteren. Im Kaukasus schätzt man ihre Zahl bloß auf 44500.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die heutigen Kurden ein Mischvolk, in dessen Masse aber das Blut jenes Barbarenvolkes der medischen Bergbewohner vorwalten mag, welche die altgriechischen Geschichtsschreiber Karduchen nannten. Dieser Ansicht Moritz Wagners (Ausland 1852, S. 54) stimmt auch Hermann Vámbéry bei, welcher im Kurden den treuesten Typus der altmedisch-persischen Rasse erkennt, denn er sieht ihm zufolge mit seinen länglich schmalen Zügen den durch die Skulptur verewigten Ueberresten altpersischer Physiognomien viel ähnlicher, als die durch türkisch-arabische Rassenkreuzung ziemlich entstellten heutigen Perser. (Globus, Bd. XVII, S. 29.) Jedenfalls — dies ist nicht dem leisesten Zweifel unterworfen — gehören die Kurden zu der großen arischen oder indogermanischen Völkerfamilie, sind also mit den zivilisierten Nationen Europas stamm- und sprachverwandt. In der That ist ihre Sprache, obwohl sie eine starke Mischung verschiedener Idiome zeigt und auch in mehrere, voneinander sehr beträchtlich abweichende Dialekte gespalten ist, eine durchaus indogermanische und ihrer grammatischen Struktur nach am nächsten der neupersischen verwandt, aber mehr als diese verderbt und nicht wie diese als Schriftsprache fortgeschritten und entwickelt. Wegen der allerrauhesten Gutturale, an denen es sehr reich ist, klingt das Kurdische sehr unangenehm, und es fehlt ihm gänzlich die Harmonie und der Wohlklang des Persischen. Die Litteratur beschränkt sich auf Volkslieder, Biographien von Heiligen und einige nichtssagende Werke religiösen Inhalts.

Ein einheitlicher Typus existiert unter den Kurden wohl kaum. Jene, welche die Umgegend von Diarbekr bewohnen, bilden einen schroffen Gegensatz zu den Arabern. Es sind nach Lothar Becker stämmige Leute mit oft hellem, zuweilen in Locken herabhängendem Haar und Bart von gleicher Farbe, meist grauen oder blauen Augen, vorstehenden Backenknochen, gesunder Gesichtsfarbe und weniger hervortretender Nase als bei den Arabern. (Globus, Bd. XXIII, S. 184.) Ganz besonders sind es die Augen, diese ewig funkelnden, auf Unheil oder Trug sinnenden Lichter, durch welche der Kurde unter Hunderten von Asiaten erkennbar wird. In den nordwestlichen Bezirken werden die Kurden beschrieben als sehr starke, breitschulterige Leute mit regelmäßigem Körperbau, deren ganze Erscheinung keinen unangenehmen Eindruck macht. Sie werden oft hundert Jahre alt und bleiben dabei im vollen Besitze ihrer geistigen und physischen Kräfte. Uebrigens kann man unter den Kurden zwei scharf geschiedene Typen unterscheiden, welche den beiden Klassen der Krieger und der Ackerbauer entsprechen. Die ersteren haben grobe eckige Gesichtszüge, dicken Vorderkopf, tiefliegende blaue oder graue starre Augen und ein hartes festes Auftreten, während die letzteren durch eine viel sanftere Gesichtsbildung mit regelmäßigen, oft griechischen Zügen sich auszeichnen. Die Kurdenkinder sind von reiner Haut, rosenwangig, ungemein gewandt, gut gebaut und hart gewöhnt.

Die Kurden sind in zwei Stände oder Kasten geteilt: in den Kriegerstand, welcher nur Herden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, — es sind dies die „Assireda" oder „Kermani," nämlich die Adligen — und in den meist in elender Lage befindlichen Bauernstand, „Guran" genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Die auffallende Körperverschiedenheit dieser beiden Stände läßt von vorneherein darauf schließen, daß wir es hier mit zwei ursprünglich verschiedenen Volkselementen zu thun haben und in der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß ein Teil der kurdischen Häuptlings- und Fürstengeschlechter aus den Reihen der erobernden Araber hervorgegangen sei. Arabischer Ursprung gilt übrigens in dem größten Teil des islamitischen Orients als ein besonders edler. Im südlichen Kurdistan nennen sich die Krieger „Sipah" oder Soldaten und die Bauern „Rajah". Bei den Nomadenstämmen im nördlichen Armenien existiert diese strenge Kastenscheidung nicht. Im Paschalik Bagdad sind nur wenige Spuren davon übrig geblieben, im russischen Armenien hat sie ganz aufgehört.

So sehen wir denn gerade bei den westlichen Kurden im sogenannten eigentlichen Kurdistan keine jener nationalen und sozialen Einrichtungen mehr bestehen, die den heutigen Ostkurden, wie in früheren Jahrhunderten, den Stempel einer ungeschmälerten Völkerindividualität aufdrücken. Populär sind jene westlichen Kurden einzig nur dadurch geworden, daß sie, obgleich zuerst unter türkische Botmäßigkeit gebracht, bis in unsere Tage hinein stets die widerhaarigsten Elemente des Landes waren und blieben, und in zahlreichen Rebellionen die Autorität der Pforte zu brechen bestrebt waren. Völlig abgetrennt von ihrer engeren und engsten Heimat — Ost- und Westkurdistan — sind endlich alle jene Stämme, welche, zum Teil aus eigenem Wandertrieb, zum Teil infolge der wachsenden politischen und militärischen Machtentfaltung der Pforte und schließlich infolge eines konstanten Drucks der anwohnenden turkmenischen Bevölkerung, das Hochland zwischen den Zwillingsströmen dauernd verlassen haben und in die Nachbarprovinzen als eine Art Völkergeißel eingebrochen sind. Zahlreich dürften nun gerade diese Stämme nicht sein, aber sie sind zweifellos die entartetsten, selbst in ihren hervorragenden Tribuscheichs in nichts an die stolze selbstbewußte Art der Hochlandsclane von Ardelan, Tschaldiran oder Rowandiz erinnernd. Ihr angebornes, mit großer Virtuosität betriebenes Handwerk ist der Raub, der meist noch durch Mord und Totschlag befleckt zu sein pflegt. Obgleich Muhammedaner, sind sie dennoch dem türkischen Glaubensbruder und nicht minder den Christen spinnefeind, und zwar nicht so sehr aus religiösen oder nationalen Motiven, denn aus rein sozialen. Der beste Besitz, die Frucht mühevoller Arbeit, fremdes Eigentum, ja selbst das Korn im Feld und die Frucht am Baum reizen ihre Instinkte, die eine kommunistische Färbung der bedenklichsten Art haben. Daß nur die soziale Seite den herrschenden Antagonismus zwischen diesen versprengten Stämmen und den übrigen Bewohnern jeder ethnischen Individualität aufrecht erhält, beweisen — in nationaler Hinsicht — die blutigen Stammesfehden in ihrem eigenen Fleisch und Blut, und — in religiöser Hinsicht — die bemerkenswerte Zersplitterung der großen Kurdenmasse in mehrere sehr bedeutende

Sekten, wie Kyzilbasch, Jeziden, Nestorianer, Ali-Ilahi, mit Hinzurechnung einer Anzahl Geheimbünde, was alles den geringen Einfluß des Islam auf die Bergvölker beweist. Man wird daher auf alle Fälle gut thun, so oft von Kurden die Rede ist, die drei großen Hauptgruppen wohl voneinander zu trennen und zu unterscheiden, und zwar: die Ostkurden, deren ethnische Individualität am unverwischtesten blieb, weil ihre Berührung sowohl mit Türken als mit Persern eine nur sehr weitläufige ist; dann die Westkurden (geographisch richtiger die Zentralkurden), im eigentlichen Kurdistan ansässig, das ein Aggregat von Gauen, Gemeinden und Ortschaften ohne allen politischen Verband ist, der Herd aller Kurdenrevolten der letzten Jahrzehnte, und schließlich die aus Kurdistan abgedrängten oder freiwillig emigrierten Kurdenstämme in Armenien und Anatolien, die weder ein nationales Bewußtsein wie die Ostkurden, noch ein politisches wie die Westkurden haben, sondern als Auswürflinge vom Erwerb anderer leben, d. h. sich ihn durch Raub und Diebstahl verschaffen.

Nach diesem Verhältnisse der Hauptgruppen zu einander richtet sich auch die geographische Verbreitung der Kurden. Im Osten nehmen sie einen großen Teil des westlichen Persien ein, und finden sich besonders dicht südlich des Urumiahsees vor, mit den Hauptstämmen der Milki, Beji und Bilbas, an welche die Ardelan-Kurden mit ihrem östlichsten Zweige zu Senna und ihrem südlichsten in Kirind, dem Hauptorte der „Ali-Ilahi", einer Zweigsekte der im Orient allenthalben verrufenen Jesidi oder „Teufelsanbeter", anschließen. Alle diese Kurden, welche zu den östlichen zählen, wohnen auf persischem Gebiete, zumeist auf weitläufigen Plateaus oder in den Terrassenlandschaften Westerans, die einerseits nach dem mesopotamischen Tiefland abfallen, andererseits in die wilden Alpengebirge von Rowandiz und Djulamerk oder Hakkiari übergehen. So hausen, bereits auf türkischem Gebiete, in den Schneethälern des mächtigen Kandil die Khornav-Kurden, in Rowandiz die Hinderin- und Piratini-Kurden, in Suleimanjeh endlich die herrschende Kriegerkaste der Kermani. In einem Teile des östlichen Kurdistan hat die Pforte ihrer Autorität eine gewisse Geltung zu verschaffen gewußt, doch gilt dies keineswegs für die verschiedenen Hochgebirgsschlupfwinkel, wo die einzelnen Stämme unabhängig und ohne jeglichen Verkehr mit der Regierung schalten. Besonders im Bezirke von Rowandiz und dann weiter westlich im Landstriche der Zibari-Kurden gab's seit jeher blutige Fehde mit den offiziellen Machthabern. Nordwärts dieser Territorien wären noch die Heimstätten der Herki- und Duschki-Kurden zu erwähnen, welche knapp an der persischen Grenze liegen. Noch weiter nordwärts, wo die Plateaulandschaften bereits zum Wansee sich hinabsenken, haben sich die Grenz-Tribus der Haiderly-Kurden berüchtigt gemacht. Sie wohnen zu gleichen Teilen auf persischem und türkischem Gebiet.

Das wilde Alpenland zwischen dem großen Zarb und dem Tigris einerseits und dem Wanbecken andererseits ist von Natur aus wie geschaffen zu jenen intensiven Unabhängigkeitsbestrebungen, welche die fraglichen Bergvölker daselbst seit jeher auszeichneten. Wir lenken unsere Schritte zuerst stromauf des Zarb, etwa vom Tafellande Kermetis, wo heut ackerbauende Chaldäer das fruchtbare Flachland dicht bevölkern. Unvermittelt baut sich dahinter gegen Norden das sogenannte Alpenland der Nestorianer auf, ein räumlich beschränktes, aber ungemein romantisches Gebirgsmassiv. Die Herren dieses Gaues waren bis zu Anfang der Vierziger Jahre die Nestorianer oder nichtunierten Chaldäer — ein Volk, das neben seinen kriegerischen Eigenschaften über keinerlei geistige oder kulturelle Potenzen verfügt, und in letzterer Zeit in bedauerlichem Grade abendländischen Proselytenmachern sein Ohr geliehen hat, wodurch die Verführten intrigant wurden und so Anlaß zu den ersten Reibereien mit ihren kurdisch-moslemischen Mitbewohnern gaben, die später zu blutigen Schlächtereien führten. Aus diesen letzteren nun sind die Kurden als Sieger hervorgegangen, und seitdem galten sie in „Hakkiari" als das herrschende Bevölkerungselement. Ihr Hauptsitz ist Uschitah, wo der mächtigste Stammchef der Leichun-Kurden in uralter Felsburg gebietet. Die vielen Tribu siedeln allenthalben in den rauheren Hochthälern, während sich die Nestorianer mehr in die Thäler

gezogen haben, wo ihre Steinhütten aus prächtigen Gärten und Bauminseln hervorlugen. Nördlich der Leichun-Kurden, in geographisch gänzlich unbekannter Gegend, stoßen wir auf die unbotmäßigen Hertôschi-Tribu. Dieses Land senkt sich nordwärts mehr und mehr nach dem Wanbecken. Dort treffen wir eine Anzahl von Wanderstämmen, die man mit dem Kollektivnamen der Wan-Kurden zu belegen pflegt. Ihre Wintersitze sind die weitläufigen Plateaulandschaften zwischen dem See und der persischen Grenze — ein Gebiet ohne alle Kultur. Die Hauptstämme dieses Gebiets sind die Haideranly-Kurden, im Norden des Sees, bis auf die Randketten des Muradbeckens versprengt, und die Schamseddürly-Kurden, östlich des Sees, und in ihrer weiteren östlichen Ausbreitung mit den früher genannten Grenztribu der persischen Haiderlykurden in Verbindung stehend. Streng genommen gehören die Wan-Kurden nicht mehr zum eigentlichen Kurdistan, da sie aber noch allenthalben in überwiegender Mehrheit die dortige armenische Bevölkerung durchsetzen, so können diese Stämme kaum in jene dritte Gruppe, die der versprengten Kurden, einbezogen werden.

In allen Taurauszweigen ringsum, ostwärts in Buhtan bis gegen Hakkiari hinab, im Süden längs des rauhen Tigrisdefilés; dann im Nordwesten bis ins Weichbild der Stadt Diarbekr, in allen diesen wilden, schwer zugänglichen Gebieten wimmelt es von zahllosen Tribu unbotmäßiger Bergkurden, mit denen die Pforte niemals eins geworden ist. Das Gleiche gilt auch von den Euphrat-Kurden, welche sich in die Schlupfwinkel der sogenannten Kataraktenstrecke zwischen Malatia und Samosat eingenistet haben. Mit ihnen findet das Gebiet der Westkurden und des eigentlichen Kurdistan sein Ende. Zwischen Euphrat und Tigris, südwestlich von Diarbekr, wären noch die Milli-Kurden mit ihren Haupttribu der Museſſan, Kiki und Sadjeli hinzuzuzählen. Nordwestlich des Euphrat aber, gegen den Antitaurus hin, beginnt die Reihe der ausgeschiedenen Wanderstämme, deren Tribu bis tief nach Anatolien hineinreichen, in dem sie ihre schwarzen Filzzelte ebenso an den Ufern des Halys bei Angora und Kaisarjeh wie auf den Grenzweiden gegen die pontische Gartenwildnis des „Djanik" aufschlagen und mit der Zeit allenthalben der Schrecken der christlichen wie der moslemitischen Landbewohner geworden sind. Selbst Koniah, an den Nordabhängen des cilicischen Taurus, ist vor ihren Räubereien nicht sicher, und in der großen Salzsteppe östlich von Kutahia und Karahissar plündern sie, wenn es nur immer angeht, die Handelskarawanen aus Karamanien. Ein ähnliches entartetes Raubgesindel sind die Hormakly-Kurden, welche das hohe Schneegebirge Bingöl Dagh südlich von Erzerum bewohnen, dann die Bergstämme sämtlicher Randgebirge des östlichen und westlichen Euphrat. Von den ersteren sind namentlich die Selanly-Kurden, in der Nachbarschaft Bajazids wohnend, berüchtigt. (Beil. zur Allg. Ztg. vom 27. Dezember 1877.)

Alle Kurden treiben der Hauptsache nach Viehzucht und beschäftigen sich nur wenig mit Ackerbau; ihre Winterwohnungen stellen sie einfach und schnell her. Sie führen ein halbes Nomadenleben und wohnen von den ersten Frühlingstagen angefangen bis in den späten Herbst hinein, unter Umständen auch wohl den ganzen Winter hindurch in warmen, geräumigen Zelten („Karatschadyr"), die Ansässigen aber in niederen Steinhäusern mit plattem Dach. Beim Uebersiedeln von einem Lager zum andern werden die Zelte vorzugsweise auf Pferden übergeführt; im südlichsten Kurdistan sind aber Pferde nicht allgemein im Gebrauch. Die Kurden sind kühne, aber nicht immer gute, oft sogar schlechte Reiter, die von der Pferdezucht wenig verstehen. Doch sieht man sie selten zu Fuß und niemals ohne Waffen. Sie sind sozusagen bis zu den Zähnen bewaffnet, eine mächtig lange Lanze, ein Paar und oft mehr Pistolen, welche in einem breiten, aus bunten Shawls gebildeten Gürtel stecken, ein krummer Säbel und ein runder Schild, das ist ihre Bewaffnung. Flinten haben sie im allgemeinen nicht. Ihre Tracht nimmt sich recht malerisch aus: sie besteht aus einer Jacke aus rotem oder anderem grellfarbigem Tuche, mit offenen, weiten Aermeln und mit Goldbrokat oder Seidenschnüren besetzt, ebensolchen Beinkleidern, hohen roten

Saffianstiefeln und einem riesigen, aus verschiedenfarbigen Shawls und Tüchern zusammengesetzten Turban. So die reicheren Kurden, die ärmeren kleiden sich einfacher. Die Türken rufen die Kurden in Friedenszeiten auch unter die Fahnen des regulären Heeres, aus dem sie aber gern zu desertieren suchen. In Kriegszeiten bildet man kurdische Reiterabteilungen, in der Art der Baschi-Bozuk, und solcher Kriegsdienst sagt ihnen mehr zu, da ihnen mehr Raub und Beute winkt. Uebrigens kann die türkische Regierung selbst auch in diesem Verhältnisse sich nicht auf sie verlassen, da sie bei jedem momentanen Stillstande in den Kriegsoperationen oder gar bei einem etwaigen Mißerfolge sofort auseinander und nach Hause zu ziehen pflegen.

Die Kurden haben den Ruf, der kriegerischeste Volksstamm Kleinasiens zu sein; die Russen, welche mit ihnen schon zu wiederholtenmalen zu thun gehabt haben, bezeichnen sie dagegen als feige. Jedes Handgemenge vermeiden sie und stellen sich überhaupt nicht dem Feinde gegenüber ins offene Feld, sie überfallen nur friedliche Einwohner, kleinere Truppenabteilungen, vorzugsweise aber Proviantransporte, wo man sich etwas holen kann, ohne sich dabei allzugroßer Gefahr auszusetzen. Die geringste aggressive Bewegung eines numerisch viel schwächeren Feindes jagt oft eine zehnfach überlegene Anzahl Kurden in die Flucht. Schädlicher als im Kriege gegen den Feind sind sie in Friedenszeiten als Nomaden, indem sie sich oft Morde und Raubanfälle zu schulden kommen lassen, und jedem angrenzenden und in geordneteren Verhältnissen lebenden Volke zur Plage werden, worüber ihre gegenwärtigen Nachbarn, die Aisoren (Ueberreste aus dem ehemaligen assyrischen Reiche) und die Armenier, welche zu einem ruhigen seßhaften Leben geneigt sind, sich bitter zu beklagen wissen. Die Schilderungen über ihren Charakter sind übrigens nicht übereinstimmend. Wie es scheint, teilen sie mit den meisten barbarischen Gebirgsvölkern des Orients fast alle guten und schlechten Eigenschaften. Sie sind kraftvoll, tapfer, freiheitsliebend, gastfrei, ziemlich keusch, auch bis zu einem gewissen Grade worttreu, lieben Krieg, Raub, Jagd und Müßiggang, sind große Freunde der Musik, besonders der Flöte, huldigen der Sitte der Blutrache, leben in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold, aber Stolz und ritterliche Züge sind ihnen, besonders ihren Häuptlingen, nicht fremd (Ausland 1852, S. 70). Ihre Stammesältesten stehen bei ihnen stets in großem Ansehen und in ihrem Hause oder Zelte versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer. In den großen Kurdenclans ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält.

Die Gäste werden bei ihnen in weiten, aus mehreren Abteilungen bestehenden Zelten aufgenommen. Derjenige Zeltraum, der ausschließlich für den Gast bestimmt ist, wird mit flockigen Seidenteppichen und seidenen Polstern ausgestattet. Diese Teppiche, die jedenfalls einen originellen Schmuck des schönsten europäischen Kabinetts darstellen würden, werden von den Kurdenweibern aus reiner Seide bereitet und kommen niemals in den Handel. Morgens, nach dem Mittage und am Abende wird dem Gaste ausgezeichneter schwarzer Kaffee in Porzellanschälchen angeboten, die ihrerseits in tiefen silbernen Schälchen von achalzicher Filigran-Arbeit stecken. Zum Mittag- wie zum Abendmahle wird ein ganzer Hammel gebraten oder gekocht, oder ein Lamm mit ausgezeichnetem „Plow" (der bekannten orientalischen Reisspeise) gleichzeitig mit anderen Nebenspeisen aufgetragen, als da sind: „Kaimach" (eingedickter gekochter Rahm, gewöhnlicher Milchrahm),

Käse u. dgl. Angesehene Nachbarn setzen sich auf Aufforderung des Wirtes mit dem Gaste zugleich zum Mittag- oder Abendmahle, wobei statt der Teller runde tellergroße, auf rundem Bleche gebackene Brotfladen dienen. Man speist gewöhnlich mit aufgeschürzten Aermeln und nach Beendigung des Mahles erwartet die fettglänzenden Hände der Gäste zum Waschen herumgereichtes lauwarmes Wasser. Nach diesen Zeremonien reicht der gutherzige Wirt seinem Gaste die Pfeife mit Bernsteinmundstück und ausgezeichnetem türkischem Tabak. Bemerkenswert ist es, daß sich bei vielen Kurden, trotz der ihnen eigenen Weitsichtigkeit, ausgezeichnete Binocles finden.

Trotz der bedeutenden Wohlhabenheit vieler Kurden sind sie in ihrer Häuslichkeit äußerst unrein: ihre Weiber und Kinder gehen fast nackt einher, völlig schmutzig und Abscheu erregend. Dagegen steht es fest, daß die kurdischen Frauen freier, geachteter und bei den Wohlhabenderen auch glücklicher sind als Türkinnen oder Perserinnen. Nur die vornehmen Frauen gehen verschleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern sind immer unverhüllt. Jene werden „Khanun", letztere „Jaja" genannt. Die Kurdinnen sind nicht auf die Wohnung im Harem beschränkt, sondern gehen in und außer dem Hause frei herum, sprechen und verkehren auch ohne Scheu mit andern Männern. Eheliche Liebe und Treue sind keine Seltenheit, und ihre Kinder lieben sie zärtlich, selbst wenn diese krüppelhaft oder schwächlich sind. Die Männer heiraten in der Regel zwischen dem zehnten und zwölften Jahre, nachdem die Bedingungen zuvor zwischen den Eltern der Braut und des Bräutigams festgesetzt worden. Der Bräutigam muß für die Braut bezahlen. Ist man beiderseits einig, so wird der Mollah gerufen und der Ehevertrag („Kjubin") abgeschlossen. Nur reiche und vornehme Kurden heiraten mehrere Frauen, die gemeinen Krieger und die Gurani sind froh, wenn sie eine Frau erkaufen und ernähren können.

Wir haben schon oben angedeutet, daß die schwache Seite des Kurdentums nicht allein sein uralter Stammesantagonismus ist, sondern auch seine religiösen Spaltungen. Unter der Million türkischer Kurden sind höchstens 700 000 Muhammedaner, der Rest Sektierer. Im Vilajet Erzerum allein sind nach offiziellen Angaben von den 360000 kurdischen Bewohnern 185000 sogenannte Kyzilbaschi oder „Rotköpfe" und 2000 Jesiden oder „Teufelsanbeter;" im Vilajet Djarbekr sind unter 500000 Kurden etwa 50000 Kyzilbaschi und 10000 Jesiden; auch die Sindjarjesiden, beiläufig 10 000 an der Zahl, sind Kurden, freilich arg mit arabischem Blute vermengt. Aehnlich verhält es sich auch mit dem Grenzstrich bei Suleimanjeh im äußersten Osten des Osmanischen Reiches, wo am oberen Holtwanflusse die kurdische Sekte der Ali Ilahi auch auf türkischem Boden zu finden ist.

Welchem religiösen Vorstellungskreise gehören nun diese kurdischen Sekten an? Ohne uns des näheren mit der theologischen Seite dieser Frage zu beschäftigen, wollen wir in Kürze erwähnen, daß sowohl die Jesiden als die Kyzilbaschi Ultraschiiten sind, das heißt an die Menschwerdung Gottes in einem Propheten glauben, im übrigen aber sehr viele heidnische Formen in ihrem Ritual beibehalten haben, und so mit dem Islam in nur sehr losem Verbande stehen. Die inkarnierte Gottheit der Jesiden ist der Scheich Adi, der Sohn Mosafirs, der ein Syrer war. Außerdem haben diese Sektierer zum Teile den sabäischen Sonnenkultus beibehalten, und sie verehren das Tagesgestirn als Scheich Schems in seinem Heiligtum im romantischen Thale, das seinen Namen nach dem Propheten Adi erhalten hat. Auch dieses letztere Heiligtum, ein weißgetünchter Bau mit weithin sichtbarer Kegelspitze, liegt in dieser Landschaft, und alljährlich zur Feier des

Patrons finden sich die Gläubigen von fern und nah unter den Platanen und Nußbäumen ein, die den heiligen Quell Adis umschatten. Eigentümlich, von geradezu berauschender Wirkung, sollen die nächtlichen Festlichkeiten sein, welche unter Fackelschein bei Flötenklang und Paukenschall stattfinden, die Männer im schwarzen Kopfbund und weißen „Maschlah“ (Talar), die Weiber unverschleiert und in fliegenden Gewändern phantastische Tänze ausführend, indem sie gleichzeitig Jubelrufe ausstoßen. Derlei nächtliche Bacchanalien haben zunächst bei ihren andersgläubigen Nachbarn der Fabel Geltung verschafft, daß sich die Jesiden hierbei der schrankenlosesten Zuchtlosigkeit hingeben, was erwiesenermaßen Verleumdung ist, da derlei nur von den sogenannten „Lichtauslöschern“, zu denen auch die kurdischen Kyzilbaschi am oberen Euphrat gehören, bekannt geworden ist. Wie so die Jesiden die Bezeichnung als „Teufelsanbeter“ verdienen, ist wohl schwer überzeugend auszuführen; ihr ganzer Satanskultus dürfte auf verschiedene Elemente der sabäischen Saturn-Religion, die sie in ihr Ritual aufgenommen haben, zurückzuführen sein. Sie haben aber für den „gefallenen Engel“ nur eine gewisse Achtung, keineswegs eine abgöttische Verehrung, und gehen von der Ansicht aus, daß derselbe früher oder später von Gott, der jede Sünde, welche abgebüßt ward, verzeiht, wieder rehabilitiert werde. Gleichwohl ist es bei ihnen verpönt, beim Satan zu fluchen, und schon aus diesem Grunde ist ihnen der Verkehr mit den Türken und den Arabern, welche bekanntlich mit Vorliebe den „Gesteinigten“ (durch Abraham im Thale Mina bei Mekka) in ihre Redensarten einflechten, ein höchst unliebsamer. Andererseits wieder werden die Jesiden von den Rechtgläubigen, namentlich aber von den Türken, die weniger tolerant als die Araber sind, grimmig gehaßt, und dies einzig nur deshalb, weil sie keine geschriebenen religiösen Ueberlieferungen haben und infolgedessen laut Koran, der nur die „Schriftbesitzer“ als achtungswert bezeichnet, der unerbittlichen Verfolgung verfallen sind.

Weit weniger behelligt sind, sowohl von der Behörde als von ihren andersgläubigen Nachbarn, die Kyzilbaschi oder, wie sie die Türken nennen, Tscheragh Sanderans, d. i. Lichtauslöscher. Die wildesten, unbändigsten Kurdenstämme des oberen Euphrat gehören ihnen an; ihr Gewerbe ist Raub und Plünderung, und namentlich sind es die Moslemin, welche von ihnen tagein und tagaus furchtbar zu leiden haben, umsomehr, als die Behörde sich gegenüber diesen Banden vollends machtlos fühlt. Die Christen fahren hierbei im allgemeinen besser, denn auch die Kyzilbaschi trinken Wein und verschleiern ihre Weiber nicht. Sie haben übrigens rituale Gebräuche, die nichts weiter als die nackteste Unzucht sind, denn sie gipfeln in jenen mystischen Tempelfeierlichkeiten in dunklen Räumen, zu denen beide Geschlechter Zugang haben. Von den 400 000 Kyzilbaschi in Kurdistan, Armenien und Teilen von Mesopotamien sind mindestens 250 000 Kurden, der Rest Turkmenen; nur wenige sind Araber.

Die große Masse des Kurdenvolkes bekennt sich zu einer Nebensekte der Sunniten, „Schufi“ genannt und ist geschworener Feind der Schiiten, welche sie noch mehr meidet und verachtet als die Christen. Der Name „Adschami“, welchen die Kurden den schiitischen Persern und Tataren geben, ist nach ihren Begriffen ein brandmarkender Schimpfname. Auch bei den Kurden besteht der muhammedanische Gottesdienst in einem Herplappern arabischer Stellen aus dem Koran, die selbst wenige ihrer Mollah verstehen, in oft wiederholten Niederbeugungen der Stirne bis zur Erde, in Aufstehen und Niederknieen, mit dem Haupte gegen Mekka gekehrt. Jeder Kurdenstamm, auch in den „Jailak“ oder Nomadenlagern, hat einen Mollah, der das Arabische lesen, aber nicht gerade verstehen muß und in der Regel durch grenzenlose Unwissenheit sich auszeichnet.

Die Armenier.

In dem hohen Gebirgslande zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, im Norden vom Kaukasus, im Süden von Persien, Kurdistan und Kleinasien begrenzt, liegen die Ursitze des armenischen Volkes. Ja, allem Anscheine nach weisen die Thatsachen, welche die ethnographische Wissenschaft hat feststellen können, darauf hin, daß Armenien die Heimat der ganzen mittelländischen Rasse

in jener Urzeit gewesen, als die Hauptstämme noch ungeteilt zusammen saßen. Einer dieser Stämme sind nun die Armenier, welche somit unzweifelhaft ein Glied der arischen Völkergruppe sind. Noch vor nicht langer Zeit war man geneigt, den Armenier den Semiten zuzuschieben, jetzt hat man ihn zu den Ariern herübergezogen. In der That teilt das Armenische die Natur der Sprachen des nahen Kaukasus, besonders der Osseten; es entnahm aber auch Wörter und Bildungen aus den verschiedensten Sprachstämmen. Da die Armenier lange von einer parthischen Dynastie beherrscht wurden, so kamen viele parthische Wörter schon in den alten Sprachschatz, außerdem giebt es im Armenischen noch ein fremdes Element, welches in Ermanglung von präziseren Ausdrücken skythisch, turanisch, kuschitisch genannt worden ist. Auch semitische Einflüsse in Armenien konstatiert die Geschichte schon vor dem Islam, ja vor dem Christentume; nicht aber ist der Sprache eigen das knapp Logische, nicht der Naturlaut des Semitischen. Dafür besitzt sie größeren Reichtum und mehr Geschmeidigkeit, und, was besonders in die Wagschale fällt, man entdeckte darin die einsilbigen Wurzelwörter. Deshalb rechnet man jetzt das Armenische zu den eranischen Sprachen, von welchen es sich jedoch in vielen Beziehungen unterscheidet. Dieses altertümliche Idiom wird mit 36 besonderen Lettern geschrieben, klingt wegen der Häufung sonst unerhörter Konsonanten etwas rauh, ist im übrigen jedoch reich und wohlgebildet. Die moderne Umgangssprache, welche in mehrere Dialekte zerfällt, weicht von der alten Schriftsprache nicht unbedeutend ab.

Die Armenier nennen sich selbst Hai, welches Wort wahrscheinlich nichts anderes als „Herr" (alteranisch: pati, paiti) bedeutet und dem Worte Setrut (Sklave, ursprünglich Feind) entgegengesetzt ist. Es läßt dies auf eine noch ältere Bevölkerung im heutigen Armenien schließen, und in der That ist dasselbe im grauesten Altertume von kaukasischen Aboriginern bewohnt gewesen, welche Herodot unter dem Namen Alarodier als ein Volk am Pontus anführt, das mit den Kolchiern verwandt gewesen sein muß. Diese Alarodier sind identisch mit den Urardu der assyrischen Keilschriften und haben in dem Namen des Berges Ararat eine Spur ihres ehemaligen Daseins zurückgelassen. Sie hat man wohl als die Vorfahren der heutigen Armenier anzusehen, von welchen diese Alarodier unterjocht wurden. Die Armenier selbst führen ihren Ursprung zurück auf Haik oder Haigh, den Stammvater des ersten armenischen Titanengeschlechts, welcher nach der ältesten Tradition ein Urenkel Japhets gewesen sein soll.

Infolge der in Armenien stattgefundenen starken Völkermischungen ist der Typus des heutigen Armeniers etwas zweifelhaft. Wo er unvermischt geblieben, da gab ihm die Natur auf dem Lebenswege einen großen Vorteil mit: einen starkknochigen Körper von hohem Wuchse, wohlgebaut, aber zur Dickleibigkeit hinneigend, sonst mit breiten gedrungenen Muskeln und eisernen Nerven. Wer einmal mit Armeniern zu thun gehabt, kennt sie auch anderswo leicht heraus: so eigentümlich sind das schwarze Gebüsch in Haar, Brauen und Bart, das schwarze, große, nicht selten tiefliegende, halbverschleierte Auge, die breite aber niedrige Stirn, die ausnahmslos lange, adlerartige, aus dem ovalen Antlitze

stark hervortretende Nase, der sinnliche Mund mit fast tierischem Gebisse, das Stierartige, Kraftvolle und doch so Glanzlose in der ganzen Gestalt. Aeußerlich erscheint der Armenier wie geschaffen zum ausdauernden Lasttiere. Seine Schädelform ist entschieden eranisch und dolichokephal; bei jungen Leuten zeichnet sich die Haut durch Weiße und Feinheit aus, während sie im Alter, bei beiden Geschlechtern, eine gewisse Kupferröte annimmt.

Der Charakter der Armenier wird gewöhnlich nicht im rosigsten Lichte geschildert und es läßt sich nicht leugnen, daß derselbe manche dunkle Flecke aufweist; doch wäre es unrecht, zu verkennen, daß des Armeniers Tugenden leicht seine Schwächen aufwiegen. Das ganze Volk ist nüchtern, mäßig, fleißig, sparsam und bescheiden. Stilles sanftes Wesen, ungemeine Höflichkeit, Zurückhaltung, Beharrlichkeit und ausgesprochene Erwerbslust sind die übrigen nationalen Charakterzüge. Dazu gesellen sich eine ungemeine Schmiegsamkeit, ein hoher praktischer Sinn mit ebensoviel Intelligenz, welche sich in jeder Laufbahn wie auch auf den Gebieten des Wissens bekunden.

Ackerbau und Handel sind die Lieblingsbeschäftigung. Als Landwirt verwertet er seine körperliche Stärke, die das Vieh und das Werkzeug und den Boden bezwingt. Als Kaufmann oder Mäkler oder Unternehmer macht er keine großen Sprünge, ruhig und bedächtig faßt er ein Ziel nach dem anderen ins Auge und verfolgt es hartnäckig und gleichmütig. Vom Großhandel in der Türkei und in ganz Vorderasien gehört den Armeniern ein so mächtiger Anteil, daß er außer allem Verhältnisse zu ihrer Anzahl steht, und noch zehnmal größer ist ihr Besitz an gemünztem Golde. Wo all das Geld bleibt, das sie am Bosporus fort und fort einnehmen, wer weiß es? Fast könnte man denken, sie speicherten es auf für eine künftige hohe Bestimmung ihres Volkes. Denn von den ungeheuren Summen, die in ihre Truhen fließen, kommt nur ein Teil wieder zum Vorscheine, nämlich was sie für Wohlleben, Frauenschmuck und Juwelen — Perlen und Edelsteine lieben sie sehr — ausgeben oder für ihre Schulen und nationalen Stiftungen. Von der Wage- und Unternehmungslust, welche den Juden anreizt, sein Kapital wieder aufs Spiel zu setzen, läßt kein Armenier sich Ruhe und Behagen rauben. Höchst vorsichtig in allem, was er beginnt, läßt er sich auf kein Geschäft ein, das nicht klar überschaulich ist und sich sicher berechnen läßt. Im ganzen Orient sind die Armenier gefürchtet wegen ihres Handelsgeistes oder vielmehr wegen der unwiderstehlichen Schärfe und Rührigkeit dieses Geistes, der zugleich eine wunderbare Geschicklichkeit besitzt, seine Schneide zu verbergen. Es ist, als könnte ein Armenier durch Holz und Eisen hindurch sehen, wie viel Geld in des Geschäftsfreundes Kasse liegt, und ihm seine Pläne von der Nasenspitze ablesen, während das eigene Gesicht in marmorner Ruhe bleibt und Lippe und Auge nur das ewig gleiche verbindliche Lächeln bekunden. Was auch ein Armenier betreiben möge, jeder macht endlich seinen Weg. Das taktmäßige Uhrwerk in seinem Geiste steht niemals still. Auch der arme Lastträger in den Seestädten, während er gebückt unter einer Last daherschreitet, die uns für einen Menschen ungeheuer dünkt, berechnet im Gehen, wie viel Geld er am Abende übrig hat, wie viel das im Monate ausmacht, wie er es sicher verwahrt, und ob er nicht übers Jahr ein kleines Kapital verdient habe, um ein Geschäft anzufangen. Der armenische Diplomat, der sein Talent weit hinten in Tunis oder Marokko verwertet, scheint, wenn man ihn abends unter seinem Dache sitzen sieht, das herzlichste Behagen selber zu sein, und doch erwägt er fortwährend, was er des anderen Tages thue, um diesen oder jenen Gegner zu schlagen oder zu gewinnen, damit seine Stelle noch einträglicher werde.

Eine nationale Kunst muß man es nennen, wie jeder Armenier sich zu schicken und zu drücken, zu krümmen und zu schmiegen weiß, damit er an harten Ecken vorbeikomme. Trifft ihn ein Stoß, ein Schicksal, das jedem andern ans Leben ginge, sein Gleichmut verläßt ihn keinen Augenblick. In Leib und Seele steckt ihm eine gewisse grobe Härte und Zähigkeit, etwas Unverwüstliches, das jede Erschütterung verwindet. Diese Biegsamkeit des Charakters kommt schon in den zahlreichen Sprichwörtern zum Vorscheine, welche die armenische Sprache besitzt und woraus wir nur einige typische auswählen:

Wenn du siehst, daß das Wasser dir nicht folgt, so folge du ihm.
Fange mit Kleinem an, damit du das Große erreichst.
Drehe so, daß weder Bratspieß noch Braten verbrennt.
Gehe nach Hause, wenn der Tisch gedeckt ist und in die Kirche, wenn sie bald aus ist.
Wünsche deinem Nachbar eine Kuh, damit Gott dir zwei giebt.
Beobachte die Mutter und nimm die Tochter.
Hast du die Hälfte verloren und hörst dann auf, so ist's schon Gewinn.
Man schmiede das Eisen, wenn es heiß ist.
Bestechungen erleuchten dunkle Pfade.
Wenn das Brot nur schmackhaft ist, ist mir's gleich, ob es ein Jude oder ein Türke gebacken hat.
Strecke die Füße nach der Decke. (Ausland 1871, S. 403—404.)

Das alles sind vielleicht nicht liebenswürdige Eigenschaften, aber für Bestand und Fortkommen eines Volkes gewiß höchst schätzenswert. Doch fehlt auch die starke Kehrseite nicht. Der Armenier niederen Standes ist ein biederer redlicher Mensch, gerecht und gütig gegen alle Welt, friedsam und geduldig. Seinen Gast ehrt er von Herzen und auf sein Wort kann man sich verlassen. Dies gilt vom gemeinen Armenier, und dadurch zeichnet sich dieses Volk höchst vorteilhaft vor den Griechen aus, denen leichter Wankelmut, Untreue und behende Raubluft in allen Adern sitzt. Wehe aber dem, der einem gebildeten Armenier in die Hände fällt! Er ist in einen dunklen Abgrund von Listen und Ränken gefallen; ein Netz umgiebt ihn, das unsichtbar, unentwirrbar, unzerreißbar; er kommt nicht wieder hinaus, ehe ihm die letzte Habe genommen ist. Kein anderer betreibt dies Geschäft der Plünderung nur entfernt mit solcher entsetzlichen Kälte und Unbarmherzigkeit als der Armenier. Das ist das allgemeine Urteil im Orient, und damit stimmt zusammen, daß dort zum geschmeidigen und tückischen Ausspionieren, zum spitzbübischen Geldbeschaffen niemand geschickter ist als ein halbwegs gebildeter Armenier. Der Türke haßt den Armenier aus Leibeskräften, kann aber doch nicht ohne ihn fertig werden. Dieser ewig Unterthänige, dieser feine Schmeichler wird erst sein ergebener Diener und dann sein Vertrauter in allen Geld- und Familienangelegenheiten, und endlich der Schwamm, der ihm das Lebensblut wegsaugt. Die Lügen und Ränke in den türkischen Zeitungen kommen großenteils auf Rechnung der Armenier. Auch auf die Politik der Pforte üben sie beständig einen viel größeren Einfluß, als er zu Tage tritt. Des Türken geistige Fähigkeiten lassen sich nämlich nur mäßig steigern; anders bei dem Armenier. Man erleuchte einen armenischen Kopf durch ein paar Funken europäischer Bildung, und sofort fängt es darin an zu sieden und zu sprühen. Er wird sofort ein feiner Kopf, kundig in Finten und Hilfsmitteln und nicht zu fassen und entschlüpfend wie ein glatter Aal.

Im Hause bewahren die Armenier einfache, reine Sitten, hegen große Abneigung gegen jede Art verzehrender Unsittlichkeit, üben alle häuslichen Tugenden, sind wohlthätig und gastfrei. Die Masse der ländlichen Bevölkerung Armeniens lebt freilich arm, roh und elend, wohnt mit dem Vieh zusammen in nackten Stein- und Erdhütten, und führt ein jämmerliches Leben in ewiger Furcht vor Plünderung durch Kurden und andere Räuber. Ihre Städte sind Ruinen, ihre Häuser voll Gestank und Unrat, ihr Familienleben ist aber rein und dieses wie die Familienverfassung weicht tief und wesentlich von jenen der übrigen asiatischen Völker ab in der Stellung des Weibes, in der Anerkennung der Selbständigkeit, der Gleichberechtigung und der Würde desselben, die sich in der Familienverfassung wie in der Person ausspricht. Das armenische Hauswesen hat einen streng patriarchalischen Zuschnitt.

Die Armenier ehren Vater und Mutter, halten ihre Frauen gut, und für Weib und Kind ist der Hausvater eine Art Halbgott. In seinem Daheim verlebt der Armenier seine köstlichsten Stunden. Er schmückt Frau und Töchter mit den kostbarsten Gewändern und sorgt väterlich, daß alle im Hause viel zu essen haben und sich warm kleiden. Dafür will er aber auch sein Haus für sich allein haben und kann sich gar nicht darein finden, die haremartige Abgeschlossenheit nur ein wenig zu lüften. Solange die Häupter

der Familie, Vater und Mutter, leben, bleibt stets die ganze Familie ungetrennt und ohne irgend eine Vermögensscheidung in unbedingtem Gehorsam gegen das Oberhaupt. Kein Glied kann etwas für sich erwerben; es sammelt stets nur für das Ganze. Nach dem Tode der Eltern tritt gewöhnlich der älteste Sohn an die Spitze der Familie, erst bei den Enkeln beginnen die Teilungen. Die jungen Mädchen genießen die vollkommenste Freiheit des Verkehrs, sie gehen unverschleiert wohin sie wollen; die jungen Männer dürfen sich offen um ihre Liebe bewerben und auf Liebesbündnisse gegründete Ehen sind nicht selten. Anders aber die junge Frau. Diese verhüllt sich, wie die Muhammedanerin, das Gesicht mit dem „Jaschmak", oft von roter oder blauer Farbe; außerdem ist sie auf Jahre hinaus zum Schweigen verurteilt. Nur mit ihrem Gatten spricht sie, wenn sie mit ihm allein ist. Mit allen übrigen im Hause soll sie bloß durch Zeichen sich verständlich machen. Erst nach sechs bis sieben Jahren ist sie völlig frei und tritt dann in die vollen Rechte der unabhängigen Hausfrau, welcher im Todesfalle des Mannes die Ehrfurcht eines Hauspatriarchen gezollt wird. Schwere Arbeiten haben die Frauen niemals zu leisten, sie verrichten nur die kleinen Hausgeschäfte und die leichten Gartenarbeiten.

Einem Familienliede, dem Landsmanne, dem Geburtsorte mit gutem Rate und offener Hand zu helfen, erscheint den meisten Armeniern als Gewissenspflicht. Sie alle bindet fest zusammen die gleiche religiöse Ueberlieferung mit ihren heiligen Sagen und Gebräuchen, und keinen Augenblick verläßt sie das lebhafte Bewußtsein, daß die Armenier eine besondere Kirche bilden. Volk und Kirche sind wie *ein* Pulsschlag und *ein* Gedanke. Deshalb ist ihr Nationalgefühl so tief, so zähe, so empfindlich. Wohl sind sie schmiegsam und diensam, weichlich und eindrucksfähig. Im russischen Heere geht der Armenier auf Kommando blind darauf los, auf deutschem Boden ist er der feine Wiener und in Konstantinopel umgiebt er sich mit all dem weichlichen Luxus und Dienertroß eines Pascha. Kein anderer schmiegt sich türkischen Sitten so sehr an, als der gebildete Armenier. Das Volk aber nennt ihn feige, und der Türke verachtet ihn wegen seines weichen und unterwürfigen Wesens. Gleichwohl bleibt der Armenier stets Armenier. Ein letztes scheues Stück seines Volksgefühles sitzt immer noch, das sich in den Tiefen des Gemütes versteckt und niemals sich vertreiben läßt. Alle Völker stellen ihre Leute zu den türkischen Renegaten, am meisten Griechen und Juden, sodann Franzosen und Italiener, am wenigsten Deutsche und Engländer, aber niemals Armenier. Keinem wäre der Uebertritt zum Islam so leicht gemacht, keinem böte er soviel Reizmittel als dem Armenier, — aber vergebens, der Armenier verleugnet nicht Volk und Glauben. Das ist eine schöne nationale Ehre des vielgeschmähten Volkes. Um das Jahr 300 nahmen sie das Christentum an, und schon vier Menschenalter später war es bei ihnen so stark und eingewurzelt, daß auch die blutigsten Gewaltthaten der Perser und die ränkevollsten Maßregeln den Christenglauben nicht mehr ausrotten konnten. Zur selben Zeit, wo diese Verfolgung wütete, verfochten die armenischen Gelehrten standhaft die Meinung, Christus, um welchen sie so vieles litten, sei rein Gott und von der menschlichen Natur nichts mehr in ihm vorhanden gewesen. In diese monophysitische Lehre des übernatürlichen Gottessohnes hatten sie sich so vertieft, daß ihre Trennung von der byzantinischen Kirche nicht mehr ausbleiben konnte. Noch heuzutage sind die Armenier diesem Bekenntnisse treu geblieben, noch heutzutage glauben sie an kein Fegefeuer, feiern die Messe gern des Nachts und brauchen zum Abendmahle gesäuertes Brot und

unvermischten Wein. Noch heutzutage sitzt der „Katholikos", d. h. der allgemeine Bischof, nicht in einer großen Hauptstadt, sondern in ihrem nationalen Mekka, welches jeder echte Armenier einmal im Leben besuchen soll, in dem Bergkloster Etschmiadsin bei ihrer alten Hauptstadt Eriwan, d. h. „die Sichtbare", und stellt die armenischen Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, die Erzbischöfe und Bischöfe an, in sehr vorsichtiger Weise immer nur auf drei Jahre. Die Priester aber müssen in die heilige Ehe treten, jedoch, wenn die Frau stirbt, Witwer bleiben. Nur ein sehr kleiner Teil ist zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, als die persische Verfolgung sich erneuerte und nur zwischen Tod und Islam die Wahl ließ, zu diesem übergetreten. Ein noch viel kleinerer Bruchteil und zwar bloß von denen, die in Europa und in Syrien leben, hat sich durch die Anstrengungen der römischen Kurie dazu bringen lassen, sich mit der katholischen Kirche zu unieren; und gerade diese bestritten lebhaft die päpstliche Unfehlbarkeit und brachen auf dem vatikanischen Konzile zum zweitenmale mit dem Papste.

Hervorstechend ist der Lerntrieb der Armenier, ihre Achtung vor der Wissenschaft, ihre Freude an geistiger Beschäftigung. Wo immer sich eine Handvoll Armenier niederläßt, gleich haben sie neben der Kirche auch eine Schule und lassen Zeitungen kommen. Kein anderes Volk hat sich in der Fremde soviel geistige Mittelpunkte seines nationalen Lebens geschaffen. Die Armenier besitzen ihre eigenen höheren Schulen und Druckereien in Etschmiadsin, Tiflis, Konstantinopel, Smyrna', Jerusalem, Madras, Kalkutta, Wien, Moskau, Petersburg, Venedig, Paris und Amsterdam. Aber auch in ihrem alten Heimatlande werden fleißig besucht die Schulen in Wan, Erzerum, Erzingian, Baiburt, Charput, Musch und Diarbekr. Die Zeitungen in armenischer Sprache werden mit jedem Jahre zahlreicher und besser. Das Beste und Geistreichste, was in türkischen Zeitungen erscheint, ist von Armeniern geschrieben, denen für Journalistik ein besonderes Talent angeboren scheint. Nach den deutschen Universitäten und der Hochschule zu Paris schickt verhältnismäßig kein anderes Volk soviele Studenten als die Armenier. Ihr Bildungstrieb umfaßt aber weniger das Große und Weite als das Viele und Kleine. Sie zeigen sich nicht besonders schöpferisch, halten sich vielmehr gern an dasjenige, was ihnen von den Vorfahren an Wissen und Büchern überliefert ist. Die Gebildeteren sind in ihrer Geschichte wohl zu Hause, verweilen beständig bei deren Glanzpunkten und sprechen von Assyriern und Römern, von Persern und Arabern, als hätte mit diesen ihr Volk nicht vor tausend, sondern vor hundert Jahren gekämpft. Deshalb lassen sie auch in der Fremde, wo immer sie sich ansiedeln, selbst wenn sie zu hohen Ehrenämtern emporsteigen, auf ihrem Herde das nationale Feuer niemals ausgehen, und wenn die Griechen viel thun für ihre Lehranstalten, ihre Spitäler und Genossenschaften, die Armenier thun für die ihrigen noch viel mehr, nur machen sie nicht soviel Redens davon.

Obschon ihr Geist wenig wissenschaftliche Originalität besitzt, haben es die Armenier doch bei ihrem hohen natürlichen Verstande zu einer nicht unansehnlichen Litteratur gebracht, die bis in das vierte Jahrhundert unserer Aera zurückgeht. Ihre Schriften zeichnen sich aus durch geschmackvollen Stil und

durch eine gewisse klare Verständlichkeit. Für die Geschichte gehören sie zu unseren besten Quellen. Die armenischen Päpste standen fast beständig an der Spitze der litterarischen Thätigkeit, denn bei ihrer oben bezeichneten Stellung war es natürlich, daß die Religion die Schöpferin und das Leben der nationalen Litteratur wurde. Andererseits war aber gewiß die enge Verbindung der Litteratur mit der Kirche die Ursache, daß das armenische Geistesleben sich niemals zu origineller kraftvoller Poesie oder zu tüchtiger naturwissenschaftlicher Forschung erhob. Sonst haben die Armenier nicht nur in Ackerbau, Handel und Gewerbe, in Litteratur und Wissenschaft ihre Talente bewährt, sondern auch durch eine Menge tüchtiger Staatsmänner und Generale, wie Nubar Pascha, Dadian Bey und Ossian Effendi oder wie die russischen Heerführer Lazarew, Loris Melikow und Tergukassow bewiesen, welch ein politisches, diplomatisches und militärisches Geschick in den Armeniern steckt.

Die Armenier sind nicht mehr ein zusammenhängendes Volk, sondern nur der Hauptteil wohnt noch im alten Lande, zerteilt unter türkische, persische, russische Herrschaft. Die sich Geld und Bildung erwarben, wohnen fast alle durch weite Länder zerstreut, als reiche Handelsherren in Geld und anderer Ware, Wirte und Köche, Kürschner, Goldarbeiter, Fuhrleute, Bediente höherer und niederer Art, Aerzte, Gelehrte, Offiziere und Beamte.

Rechnet man nun die armenischen Volksteile zusammen, die zwischen Kleinasien, Persien und dem Kaukasus noch einigermaßen zusammenhängen, so werden etwa drei Millionen herauskommen. Einige meinen zwar, es seien nicht viel mehr als eine einzige Million, während die Armenier selbst fünf Millionen annehmen. Ueberschlägt man aber die große Anzahl armenischer Wohnungen, das weite Gebiet, über welches sie zerstreut, und die Menge von Erwachsenen, Kindern und alten Leuten, — denn Armenier pflegen sehr alt zu werden, — die in einer einzigen Hütte beisammen wohnen, so darf man wohl für das eigentliche Armenien bei der Annahme von drei Millionen stehen bleiben, während die Gesamtzahl aller Armenier wohl auf etwa neun Millionen zu veranschlagen ist.

Der Glanz Armeniens zeigt sich in und um Konstantinopel. Dort stellen sie, die Zuwanderer, selbst die alten griechischen Besitzer in Schatten. Am Bosporus liegt ja für ganz Vorderasien und die Länder am Balkan und an der unteren Donau der große Geldplatz, auf welchem alle Münze einströmt, und in Geld- und Wechselgeschäften schwimmt der Armenier wie ein Fisch im Wasser. In Konstantinopel wohnen 200 000 Armenier, die als Steuerpächter, Bankiers und Kaufleute, als Mäkler und Dolmetscher, als Berater und Hausverwalter türkischer Großen, als Juweliere, Schneider und Pelzhändler, als Köche, Bediente und Lastträger sich rührig umthun und ein jeder sein kleines oder großes Vermögen machen. Viele besitzen in der herrlichen Umgegend die schönsten Landhäuser, angefüllt mit allem orientalischen Luxus. Der Türke hat viel lieber als mit Griechen und Europäern mit dem schmiegsamen und verschwiegenen Armenier zu thun, und es giebt kein vermögliches türkisches Haus, das nicht seinen armenischen Bedienten oder Unterhändler hätte. Dasselbe ist der Fall in allen größeren Handelsstädten der Türkei: in Adrianopel, Philippopel und Salonich, in Smyrna, Brussa, Trapezunt, Beyrut, Damaskus, Jerusalem und Bagdad, überall ist der Armenier der vielkundige und bedächtige Geschäftsmann, der sich niemals einen Augenblick aus dem ruhigen Gleichgewichte bringen läßt, insgeheim aber in aller Taschen und Herzen Bescheid weiß. Im ganzen darf man auf die europäische Türkei außer Konstantinopel noch hunderttausend Armenier rechnen und auf die asiatische, außer Armenien selbst, ebensoviel. Nächst der Türkei ist Rußland der Boden, auf welchem sie am besten gedeihen, und hier wissen sie nicht bloß

im Handel und Wandel, als Baumeister und Unternehmer gewerblicher Anlagen, sondern auch als Aerzte, Professoren, Offiziere und Beamte ihren Weg zu machen. In Odessa, Astrachan, Charkow, Moskau, St. Petersburg und Warschau giebt es nicht wenige der ersten Häuser, die armenischen Ursprunges sind. Im diesseitigen Kaukasus oder dem Gouvernement Stawropol, ferner rings um das Schwarze Meer in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Taurien, der Krim, aber auch in Polen haben sich armenische Ansiedler zahlreich ausgebreitet. Im ganzen darf man auf das europäische Rußland gut eine halbe Million Armenier rechnen. Auch im übrigen Europa, namentlich in Siebenbürgen, Ungarn und Galizien, giebt es ihrer nicht wenige, in Oesterreich-Ungarn zusammen gegen zwanzigtausend. Wohlbekannt sind die armenischen Handelshäuser in Wien, Triest, Venedig, Marseille, London und Amsterdam. In Persien wohnen mindestens noch hunderttausend Armenier, von dort zogen sich an fünftausend nach Ostindien. Auch an der Nordküste von Afrika ließen sie sich nieder in der Zahl von einigen Tausenden. Nur nach Amerika sind sie nicht gewandert oder, kamen sie hin, hielten sie nicht aus: die fliegende Hast des amerikanischen Geschäftslebens wollte ihnen nicht behagen. Also mehr als der vierte Teil des armenischen Volkes, weit über eine Million, ist in aller Welt zerstreut. Jedermann denkt dabei an die Juden und Zigeuner, allein es besteht doch ein großer Unterschied. Von zigeunerischer Wandersucht ist im Armenier kein Funken, im Gegenteile ist er schwerfällig und klebt an der Scholle, auf welcher er sich einmal angesiedelt hat. Gewaltige Schicksalsschläge, wie sie das jüdische Volk in seiner Heimat ausmerzten und vertrieben, haben die Armenier nicht getroffen. In ihrem Hauptbestande wohnen sie noch in ihrer uralten Heimat, und ihre Auswanderer zogen freiwillig fort, entweder weil Not und Druck in der Heimat unerträglich wurden, oder weil Landsleute, denen es in der Fremde gut ging, sie herriefen. (Franz von Löher in der Wiener Abendpost vom 5., 6., 7. und 8. November 1878.)

Die Perser und ihre Nachbarn.

Mit den Kurden und Armeniern sind wir in den Kreis der großen eränischen Völkerfamilie eingetreten, dessen vorzüglichste Vertreter die heutigen Perser sind. Sie sind die freilich nicht unvermischten Nachkommen jener Perser des Altertums, welche mit den Medern und den Bewohnern der mit dem Ausdrucke Ariana bezeichneten Provinzen des persischen Weltreiches den Grundstock der eränischen Familie bildeten. Alle diese Völker scheinen sich den Namen Arier beigelegt zu haben, von welchem die Bezeichnung des ganzen Länder- und Völkertypus Eran oder Iran stammt. Erstere ist die ältere, letztere die moderne Sprachform. Sehen wir von den schon geschilderten Kurden und Armeniern, sowie von den an späterer Stelle zu erwähnenden Osseten im Kaukasus ab, so haben wir als Mitglieder der eränischen Gruppe die eigentlichen Perser, die Tat mit den Guran, die Belutschen und die Afghanen zu betrachten.

Die Perser, welchen wir uns zunächst zuwenden, sind die ansässige, ackerbauende Bevölkerung Erans und sprechen durchgehends die persische Sprache. Wir finden sie in Osteran, in Kabul, Herat, Segestan, ferner in Balch, Chiwa, Bochara sowie in Badachschan bis gegen die Hochebene Pamir und sogar im Kwenlün unter dem Namen Tadschik, während sich im westlichen Eran, d. h. im eigentlichen Königreiche Persien der alte Name Farsi, d. i. Perser, erhalten hat. Doch versteht man darunter gewöhnlich nur den Bewohner der südlichen Provinz Fars, denn der Perser selbst nennt sich im allgemeinen Irani und sein

Land Iran. Doch wäre es wohl ein Irrtum, den heutigen Perser für einen Vollblutarier zu halten. Mit der Annahme des Islams trat er auch häufig in geschlechtliche Verbindung mit semitischen wie auch später mit türkisch-tatarischen Stämmen, so daß es hauptsächlich die Sprache ist, die ihm seine Stellung im eränischen Völkerkreise sichert. Doch giebt es noch einen kleinen unverfälschten Ueberrest der alten Bevölkerung; es sind dies die sogenannten Parsi oder Gebr, die dem Glauben ihrer Väter, der uralten Lichtlehre Zarathustras treu geblieben und der Ehe mit Andersgläubigen absolut abgeneigt, nach der Zertrümmerung des Sassanidenreiches durch die Araber sich anfangs in die Gebirge Choroſſans geflüchtet und später, zu Beginn des achten Jahrhunderts, nach vielfachen Wanderungen in Gudscherat und in anderen Orten Indiens niedergelassen haben. In Persien selbst giebt es ihrer noch zwei Gemeinden zu Yezd und Kirman, welche ungefähr 5000 Köpfe stark sein sollen.

Der Menschenschlag der Parsen muß unbedingt ein schöner genannt werden. Es sind meist große, kräftige, nervige Gestalten, deren männlich schöne, sympathische Gesichtszüge an jene der antiken Köpfe auf den persepolitanischen Skulpturen, sowie an die Sassanidenmünzen, namentlich von Schapur I. und Narses, einigermaßen erinnern. Das zierliche Oval des Antlitzes, eine kräftige, leichtgeschwungene Adlernase, hohe Augenbrauen über den schöngeformten dunklen Augen, aus dessen wehmutsvoll umflortem Blicke die tausendjährige Knechtschaft, Mitleid erregend, zu uns spricht, ein voller, wenn auch nicht allzu üppiger Bartwuchs, bilden dieses Volkes äußere Zierden, die von Reisenden und Schriftstellern ausdrücklich hervorgehoben werden. Geistig stehen die Gebr im Durchschnitt auf einer niedrigeren Stufe als die Perser, was wohl darin seinen Erklärungsgrund findet, daß ihnen die Mittel zu jeder Ausbildung fehlen. Hingegen überragen sie ihre Herren weit an moralischem Gehalt. Denn wenn den heutigen Persern im großen und ganzen das richtige Verständnis für die Begriffe von Ehre, Wahrheit und Rechtschaffenheit abgeht, so gereicht es den verachteten Gebrn zum Lob, daß sie, gleich ihren Vorvätern, die Lüge verabscheuen und entschieden die ehrlichsten Leute in ganz Iran sind. Freilich gilt das soeben Gesagte nicht ganz ausnahmslos und absolut, denn auch auf die Gebr findet das allgemeine Gesetz seine Anwendung, daß die Sinnesart eines Menschen von der Beschaffenheit der ihn umgebenden Gesellschaft bedingt ist. Die Parsen hängen mit Pietät an ihrem alten Glauben; die Hüter der Religion sind die „Destur“ (höhere Priester) und „Mobed“ (Priester niederen Rangs). Destur giebt es in Persien nur zwei, und zwar einen in Yezd und einen in Kirman. Ihre Würde ist nach und nach eine erbliche geworden, wiewohl nach der Vorschrift Zarathustras nur derjenige hiezu erwählt werden soll, der am meisten gute Werke aufzuweisen hat. Doch kann ein Destur, der sich unwürdig macht, seiner Stelle entsetzt werden. Sie üben als die angesehensten ihres Volkes auch richterliche Funktionen aus, indem sie als Schiedsrichter allerlei Streitigkeiten zwischen ihren Glaubensgenossen zu regeln und in Fragen des Eherechts, Erbrechts u. s. w. rechtsgültig zu entscheiden haben. Dieses Richteramt wird ihnen von der persischen Regierung um so mehr eingeräumt, als ja dasselbe auch nach islamitischen Anschauungen nur ein Ausfluß der geistlichen Würde ist. Mobed finden sich in allen Gebrgemeinden und ihre Funktionen beschränken sich auf die Versehung des Gottesdienstes. Gotteshäuser („Ateschgah“, Feuertempel) dürfen sie nur in ihren Hauptsitzen unterhalten, und auch dort nicht öffentlich, sondern es werden dieselben im verborgenen, in Privathäusern, stillschweigend geduldet. Gegenwärtig zählt man in Yezd und in den umliegenden Dörfern 26 und in Kirman samt Umgebung 3 Feuertempel. Dieselben sind sehr einfach in Bau und Einrichtung. An einen von Mauern umschlossenen Hof stößt ein saalähnlicher Raum, in welchem sich die Gemeinde zum Gebet versammelt, und in dessen einer Ecke ein Altar steht, auf welchem von einem Mobed sechsmal innerhalb 24 Stunden eine kleine Flamme angezündet wird. Zur Verrichtung der bestimmten dem Zendavesta entnommenen Gebete lösen alle Anwesenden, Männer wie Frauen, das Gürtelband („Kosti“), das sie als ein Zeichen der Glaubensgenossenschaft stets um die Lenden tragen, und wenden sich gegen die Flamme. Dieses Gürtelband soll nach den alten Vorschriften aus 72 Fäden gewunden sein, und wird mit dem achten Jahr unter besonderen Zeremonien und Feier-

lichkeiten angelegt, wodurch der junge Parse erst eigentlich als in die Glaubensgenossenschaft aufgenommen erscheint. Gegenwärtig benützen die Gebr dazu ein schmales, aus Schafwolle gewebtes Band, das sie dreimal um den Leib schlingen und auf eine besondere Art knüpfen. Anstoßend an den obenerwähnten Hauptraum befindet sich noch ein zweites, kleineres, dunkles Gemach, das Sanktuarium, worin auf einem gemauerten Altar unter einem Aschenhaufen das eigentliche heilige Feuer bewahrt wird. Zu diesem Gemach haben nur die Priester Zutritt. Die mannigfaltigen Zeremonien, unter denen in alten Zeiten der Gottesdienst abgehalten wurde, sind bei den meist armen und durchweg schlichten Leuten nach und nach sehr vereinfacht worden, ebenso nimmt auch das Volk von den umständlichen Waschungen Umgang, deren es je nach dem Grad der Verunreinigung mehrere Arten gab; nur die Priester beobachten in dieser Hinsicht noch etwas genauer die alten Vorschriften.

Die übrigen, mit arabischen, türkischen, mongolischen, afghanischen und anderen Elementen stark versetzten Perser, also das Gros der heutigen, höchstens auf 6—7 Millionen Köpfe zu veranschlagenden Bevölkerung, ist gleichfalls ein schöner, feiner Menschenschlag, meist unter Mittelgröße und selten korpulent.

Dr. J. E. Polak, ein österreichischer Arzt, der Persien durch langjährigen Aufenthalt kennt, beschreibt die äußere Erscheinung des Persers folgendermaßen: „Er ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie so weiß wie der Europäer oder der unter ihm lebende Armenier; die Iris ist hellbraun (selten schwarz), das Haar schlicht (nie kraus) und dunkelkastanienbraun, der Bart sehr entwickelt und dicht, der Schädel schön oval, die Stirne nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet; die Augen sind groß mit gewölbter Hornhaut und langem obern Lid, das oft einen großen Teil der Cornea bedeckt, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Wangen wenig fleischig ohne Inkarnat, die Lippen dünnanliegend, das Kinn schmal, der Hals nie lang, der Kehlkopf wenig hervorragend, der Brustkorb breit und entwickelt, die Hüften und das Becken der Frauen weit, die Knochen dünn, die Extremitäten gut entwickelt, um die Gelenke zart, die Hände und Füße von besonderer Schönheit, der Haarboden sehr dicht, der Körper stark behaart. Er setzt unter keinen Verhältnissen des Lebens viel Fett an, während man andererseits exquisite Magerkeit ebensoselten findet. Seine Statur ist über der mittleren Infanteriegröße; auffallend hohe und schlanke, andererseits sehr kleine Individuen finden sich sehr selten. Seine Gesichtszüge sind ernst, doch weder so scharf noch andererseits so schlaff oder karikiert, wie die mancher Europäer, denn der Perser läßt sich nicht durch heftige Gemütsaffekte erregen, vielmehr ist es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, sich wenigstens äußerlich zu beherrschen. Daher vermeidet er Gebärdenspiel und Gestikulationen, die ihm am Europäer wenigstens vor allem auffällig sind. Im ganzen bietet er in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationen." (Polak. Persien. Das Land und seine Bewohner. Leipzig 1865. 8°. Bd. I, S. 6—7.) Die Frauen müssen in ihrer Jugend sehr schön sein, das verraten die bildschönen Kinder weiblichen Geschlechts, welche man bis zum neunten Jahre unverhüllt sieht. Die Perserin ist von mittlerer Statur, weder mager noch dickleibig; sie hat große, mandelförmig geschlitzte, von Liebe trunkene Augen — das „tscheschme chumar" der lyrischen Dichter — und feingewölbte, über der Nase zusammengewachsene Brauen; ein rundes Gesicht wird hoch gepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht (mah-ruje) besungen. Besonders schön geformt sind bei den Perserinnen die Extremitäten; dagegen ist die Hautfarbe nur selten schön weiß — welch letztere Eigenschaft hochgepriesen wird — und muß solchen Mangel die Schminke ersetzen. Auch die schönen kastanienbraunen Haare fallen in der Regel der Hennah zum Opfer. Die Augenbrauen werden schwarz, die inneren Handflächen, Nägel und Fußsohlen orangegelb gefärbt. Die Sitte, den Körper stellenweise zu tättowieren, ist allenthalben außer Gebrauch gekommen.

Von den moralischen Eigenschaften der heutigen Perser entwerfen die Reisenden kein allzu schmeichelhaftes Gemälde. Die Perser selbst nennen sich gerne die Franzosen des Orients, und es ist diese Bezeichnung nicht ganz unberechtigt. Mit den besten Geistes- und Körperanlagen versehen, haben sie einen

hochfeinen Geschmack, ein ungewöhnliches Geschick in allen Zweigen der Kunst und der Industrie, eine bis ins hohe Alter andauernde Lust zum heiteren Leben und wahrhaft französischen Leichtsinn. Nächst den Chinesen sind sie das höflichste Volk des Orients, höchst liebenswürdig im Umgange, redselig, geschwätzig, zungenfertig; ihre Rede duftet von poetischen Blumen, ist aber zugleich voller Uebertreibung und Unwahrheit. Der Perser liebt sehr seine Aussage zu beteuern, was jedoch keineswegs deren Wahrhaftigkeit verbürgt. Auch macht er keine Ansprüche darauf, daß man ihm glaube, sondern giebt, wenn ertappt, lächelnd die Falschheit seiner Worte zu. Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, obwohl sie sonst sehr fein ausgebildet ist. In hohem Grade vermag der Perser seine Leidenschaften zu beherrschen. Seine Gesichtszüge, welchen man auch das Alter nicht leicht ankennt, weil der Perser nicht bloß die Haare färbt, sondern auch Hände, Nägel, die Wangen bis an die Augen und selbst seinen rabenschwarzen Bart mit gelblichem Hennahpulver ziegelrot anstreicht, verraten nichts, was in der Seele vorgeht; sie sind eine tabula rasa. Lange kann er den Groll in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und der Rache eintritt. Er huldigt dem Grundsatz nil admirari oder weiß es wenigstens, wenn sein Temperament ihn dennoch hinreißen sollte, so einzurichten, daß man seine Bewunderung nicht merkt. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Er ist witzig, aber unlogisch in seinem Denken. Höchst intelligent faßt er rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich, das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerten. Er ist durchaus nicht erfinderisch, jedoch sehr tüchtig in der Nach-

Vornehmer Perser.

ahmung; alles, was er sieht, kann er nachmachen; selbst mit den unzureichendsten Werkzeugen versteht seine geschickte, kunstfertige Hand europäische Fabrikate nachzubilden; aber es fehlt den Persern an Ausdauer in der Arbeit, die nachhaltige Kraft. Als echte Sanguiniker geben sie sich dem ersten Eindrucke hin; sie können gleich Kindern in einem Moment zu Thränen gerührt werden und wieder lachen, und im nächsten Augenblick ist alles wieder vergessen. Höchst sinnlich sind sie allen sinnlichen Reizen hingegeben, trunkliebend, wollüstig, zum üppigen Wohlleben geneigt, leidenschaftliche Spieler, aber auch, echt orientalisch, wieder der größten Entbehrung fähig, in Armut und Schmutz noch gute Laune bewahrend, zu witzigen Einfällen und Spottreden aufgelegt. Glück wie Unglück trägt der Perser mit vollkommenem Gleichmut. Im Essen ist er äußerst mäßig und genügsam; die Kost der wohlhabenderen Klassen besteht meist aus Reisspeisen mit gedünstetem Schaffleisch und Geflügel, das ist ihr „Pilau" und Tschilaw"; außerdem lieben sie noch „Schirini", d. h. Zuckerbäckereien aller Art, dann in Essig und Zucker eingemachte Früchte und Gemüse. Das allerallgemeinste Nahrungsmittel für arm und reich ist das Obst aller Sorten, dann ein recht schmackhafter Schafkäse. Unter Umständen ist der Perser mit einigen Wüstenkräutern zufrieden, doch liebt er geistige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt auch Ruhe und Bequemlichkeit, ist aber andererseits beweglich, liebt alle körperliche Uebungen, besonders das kühne und andauernde Reiten, liebt Reisen, so beschwerlich sie auch sind und ist passionierter Jäger zu Pferd. Von Natur nicht grausam, behandelt er die Tiere mit mehr Nachsicht als den Menschen; auf Befehl ist er zu jeder grausamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf andere wälzend. Jede Autorität hassend, versteht er doch, sich einer jeden zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn aber endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unterdrückung und Willkür; doch kaum bietet sich ihm die Gelegenheit, so ist er der ärgste Tyrann und eignet sich ohne Skrupel Gut und Vermögen anderer zu. Geldgier und Habsucht gehen in Persien übrigens durch alle Stände, besonders zeichnen sich indes in dieser Hinsicht die „Dellale", d. h. die Kommissionäre, aus. Der Perser ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung meist auf sehr zweideutigen Boden. Trotz seiner Gewinnsucht und der Neigung, Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, giebt er es doch ebenso leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten, auch kann er der Sitte nicht widerstehen, sobald man einen Gegenstand bewundert, denselben als Geschenk anzubieten. Ebenso liebt er es, Gäste zu bewirten. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt seine Gäste nur, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, sein Brot allein zu essen, ohne hiermit die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Ueber die Maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selbst ein geborener Schauspieler und weiß eine gute Darstellung zu schätzen; jeder Spektakel zieht ihn an.

Während der ersten zehn Tage des Monats Moharem enthält man sich im ganzen Islam besonderer Festlichkeiten, in Persien aber, in der Schiitenwelt, hält man sich schon einen Monat früher in Trauer und beschäftigt sich bloß mit Fasten, Elegienrecitierung und „Tazie"-Beiwohnung. H. Vámbéry schildert uns sehr anschaulich eine solche der letztgenannten theatralischen Vorstellungen:

„Der Menge mich anschließend, gelangte ich bald in den Hof des Gouverneurs, in dessen Mitte sich eine 2 m hohe viereckige Terrasse, hier Saku genannt, erhob, um welche herum auf hohen langen Stangen Tiger- und Pantherhäute, stählerne und lederne Schilde, schwarze Fahnen und nackte Schwerter aufgehängt sind, mitunter auch einige Lampen zur Beleuchtung der nächtlichen Vorstellung. Dies ist die eigentliche Bühne. Während auf der linken Seite den geräumigen Hof entlang die Frauenwelt Platz nahm, wurde die andere Seite von den Männern eingenommen. Der Taziegeber aber selbst, nämlich der Gouverneur mit seiner Familie und den Vornehmen der Stadt, sah dem Schauspiel vom ersten Stocke aus zu. Alles war in tiefe Trauer gehüllt, alles machte eine düstere, unbeschreiblich trübe Miene. Bevor das eigentliche Stück beginnen sollte, stellte sich ein Derwisch von verwirrtem Aussehen, welches wahrscheinlich dem unmäßigen Genusse von Opium zuzuschreiben ist, auf die Bühne mit einem gewaltigen Rufe: Ja Mu menin! („o, ihr Rechtgläubigen") und es war augenblicklich stille. Er fing ein langes Gebet zu recitieren an, in welchem er die Tugenden, Heldenthaten der schiitischen Großen hervorhob und in ebensolch hyperbolischen Ausdrücken die Laster und die Bosheit der sunnitischen Welt schilderte. Als er zu den hervorragendsten Männern der letzteren Sekte kam, rief er: „Brüder, diesen wolltet ihr nicht fluchen, diese nicht verdammen? Ich sage, Fluch den drei Hunden, den Usurpatoren Abu Bekr, Omar und Osman!" Er blieb stehen und die ganze Versammlung hob an, einstimmig mit bischbad, bischbad („noch mehr sei es, noch mehr sei es") seine Flüche und Verwünschungen zu beteuern. Er gieng weiter, er fluchte Ajeschah, der Frau des Propheten, er fluchte Moawia, dessen Nachfolger Jezid, Schamr und allen notorischen Feinden des Schiismus. Bei jedem Namen blieb er stehen und bei jedem Namen donnerte von der Menge ein gewaltiges bischbad entgegen. Darauf fing er an, in einer schwulstigen Lobrede den Schah, die jetzigen Ulema Persiens und den Gouverneur zu preisen, und als er geendet, verließ er in höchster Aufregung die Plattform, schnell der Menge zueilend, um sein Honorar für den dargethanen Eifer zu erhalten. Dies war der Prolog.

„Es erschienen bald auf der Bühne mehrere mit Tüchern vermummte Gestalten, die teils im Chor, teils abwechselnd eine Elegie sangen, um die Menge zu erweichen und zum erhabenen Spiel vorzubereiten. Dieses begann mit dem Auftreten Imam Husseins, der, von seinen Weibern und Kindern umgeben, jene Szene repräsentierte, als er auf seinem Wege nach Kufa, wohin ihn eine kleine Zahl der treuen Anhänger berief, von den Truppen Jezids umgeben, von Durst gepeinigt, die Qualen seiner lechzenden Familie mit Trostesworten besänftigen will. Im Hintergrunde erhebt sich indessen der Thron des Kalifen Jezid, der, im vollen Ornate dasitzend, seiner gepanzerten Umgebung die grausamsten Befehle gegen Hussein und die Seinigen erteilte. Ali Ekber, der jüngste Sohn Husseins, gerührt von den Qualen des Durstes, die seine Eltern und Geschwister auszustehen haben, schlägt vor, trotz der sie umringenden Feinde, an das nahe Ufer des Tigris sich zu begeben, um Wasser zu holen. Eltern und Angehörige widerlegen ihn in den zärtlichsten Ausdrücken und den wärmsten Liebkosungen. Die Bitten der schreienden Mutter, das Flehen des Vaters sind höchst rührend, und man kann sich vorstellen, wie das Schluchzen der unglücklichen Schar von der Zuschauermenge beantwortet wird. Besonders waren es die Weiber, die so bitterlich weinten und schrieen, daß mir mehrere Worte des wirklich schönen Dialoges entgiengen. Ali Ekber läßt nicht nach, die Mutter fällt in Ohnmacht, doch ermannt sie sich bald, sie will ihren Sohn als Helden sehen und betet für sein Heil. Der Vater gürtet ihm selbst das Schwert um, er besteigt das Roß, und kaum war er einige Schritte um den Saku herumgeritten, als von der Schar Jezids ein gewaltiger Reiter sich aufs Pferd schwingt und ihn unter den bittersten Invektiven verfolgt. Der Kampf wird heftig, die Szene interessant, die Spannung vermehrt sich immer mehr; endlich erreicht der Reiter den heldenmütigen Jüngling, Hiebe regnen auf Hiebe, das Blut (eigens dazu bereit gehaltene rote Farbe) strömt Ali Ekber von allen Seiten herab und ein Zetergeschrei ertönt aus der Mitte der mit zerknirschtem Gemüte den Ausgang abwartenden Familie. Ali Ekber sinkt zusammen, er wird als halbe Leiche vom Pferde auf die Bühne getragen, und als Mutter, Vater und Geschwister über seine klaffenden Wunden herfallen, als sie elterliche Thränen statt Balsam in die-

selben träufeln, da hat das Auditorium den Gipfel seines Klagens erreicht. Die Weiber fangen an die Brust zu schlagen, man streut sich Sand und gehacktes Stroh (anstatt Asche) als Zeichen der Trauer aufs Haupt, und man ist wirklich in solcher Ekstase, in welche ein Publikum durch den größten Tragiker europäischer Kunst nie versetzt werden kann. Durch den Anblick des sterbenden Sohnes wird das Feuer Husseins entflammt. Auch er begiebt sich zu Pferde, er will den Tod seines Kindes rächen, wird aber bald von Schamr, einem Reiter der jezidischen Truppe angehörig, verfolgt und tödlich verwundet. Das Erscheinen seiner Leiche macht das Weinen und Klagen noch heftiger. Sie wird neben die seines Sohnes gelegt und mit schwarzen Tüchern zugedeckt. Es folgt bald darauf ein großes Gemetzel, in welchem die übrigen Mitglieder des sehr geliebten Hauses fallen. Alle liegen der Reihe nach ausgestreckt auf der Bühne, und während die frommen Zuschauer, in Thränen gebadet vor Grauen und Widerwillen, kaum auf die Bühne hinzublicken wagen, entfernen sich die Schauspieler und die Tragödie ist zu Ende.

„Dieses war ein Stück. Das zweite, das darauf folgte, sollte die Aufopferung Isaaks durch Abraham vorstellen und wurde auch ziemlich treu gegeben. Der alte Patriarch, der nach erhaltenem Gottesbefehl sein Kind liebkoste und küßte, hatte Geistesstärke genug, um es bald darauf zu binden und auf den Altar niederzulegen. Er zieht das Schwert, legt die Schärfe auf den nackten Hals und als er eben schneiden will, erscheint ein Engel mit zwei Schafen. Das Kind springt auf, die Tiere werden anstatt seiner geschlachtet, aus denen die Schauspieler sich dann ein gutes Nachtmahl bereiten. So wie beim ersten Stücke fiel mir auch hier die Geschicklichkeit und der Ernst der mitspielenden Kinder auf. Man findet unter ihnen solche, die kaum das sechste Jahr erreicht haben, und dennoch können sie ihre beinahe auf einige hundert Verse sich belaufende Rolle gut auswendig. Auch Mimik und Gestikulation ist eine derartige, die selbst bei uns in Europa nicht getadelt werden könnte. Das Wunderlichste von allem ist aber, daß sämtliche Recitate gesungen werden müssen, und oft finden sich Leute mit guter Stimme vor, die, besonders was klägliche und schwere düstere Töne betrifft, auf jedwelche Gesellschaft eine tiefe Wirkung ausüben würde. Die Tazie, denen zumeist derartige Stoffe zu Grunde liegen, werden sehr verschieden dargestellt. Sie wechseln meistens in Auffassung und Reichhaltigkeit der Episoden, als auch in äußerem Luxus, je nachdem die Künstlergesellschaft in ihren Rollen besser eingeübt ist, oder je nachdem die Veranstalter der Tazie zur Ausstattung mehr oder weniger Luxus spenden können. Die schönsten Tazie sind unstreitig die, welche in Teheran am Hofe gegeben werden, wozu von den Gesandtschaften nur die türkische als die einzige muhammedanische geladen wird. Als Gast der letzteren war es auch mir vergönnt, einer solchen beizuwohnen und die Pracht, die bei einer derartigen Vorstellung zur Schau getragen wurde, ist mir wahrlich unvergeßlich. Die Schauspieler waren alle in die feinsten und theuersten Shawls gehüllt, ihre Waffen waren mit echten Diamanten und anderen Edelsteinen geziert. Gefäße waren aus Gold und Silber, und wenn wir noch hinzufügen, daß die Darstellung hier die treueste ist, so wird sich niemand wundern, wenn ich sage, daß beim Anblick eines derartigen Schauspieles in Teheran man sich wirklich in die Zeit des Kalifen Jezid, und zwar in seine nächste Umgebung, versetzt zu sehen glaubte. So täuschend ist das Ganze." Was freilich die Täuschung bedeutend beeinträchtigt, ist, daß Personen beiderlei Geschlechtes nur durch männliche Akteure vorgestellt werden, da das öffentliche Erscheinen der Frauen nach islamitischem Gesetze verboten ist.

Von dem häuslichen Leben der Perser läßt sich sagen, daß sie mit Sonnenaufgang sich erheben, daß sie im Sommer den Mittag verschlafen und erst abends wieder zu leben beginnen. Zum Besuche zu einem Vornehmen wird man daher immer entweder eine oder zwei Stunden nach Sonnenaufgang oder vor Sonnenuntergang gebeten. Kommt man zu einem Würdenträger, so muß man gewöhnlich die Kur mit zwanzig und noch mehr Besuchern mitmachen, sich im Kreise um den Hausherrn herumsetzen und seine Angelegenheiten in Gegenwart aller verhandeln, bekommt aber dabei schwarzen Kaffee, Thee und die Wasserpfeife serviert, welche von Mund zu Mund geht, ohne daß irgend wer daran Anstand nimmt, man wischt höchstens mit der Hand das Mundstück ab. Die Unreinlichkeit in Persien ist überhaupt oft unbeschreiblich. Man ißt ohne Messer, Gabel

und Löffel, kleidet sich zwar verschwenderisch, dem äußeren Anscheine nach sogar äußerst nett und reinlich in bunte Farben und gold- oder silberdurchwirkte Stoffe, nimmt es dagegen mit Ungeziefer nicht so genau, hält sich vielmehr an den Spruch: leben und leben lassen.

Die persische Männertracht ist malerisch. Für den wichtigsten Teil der Kleidung gilt die Kopfbedeckung, jetzt meist die spitze, schwarze, tatarische Lammfellmütze („Kullah"); nur gewisse Stände, die Seiide, Priester, Schullehrer, Aerzte, Droguisten u. s. w. tragen den Turban. Einen Gast barköpfig zu empfangen, gilt durchaus für unanständig. Der Hals wird immer frei getragen, ein kurzes Hemd („Pirahen") reicht vom Schlüsselbein bis an den Nabel, über dem Hemd folgt zunächst das Wams („Archeluk") und darüber der fast immer einfarbige Rock, der „Käba". Er reicht bis über das Knie, die Schöße sind so weit, daß sie vorn überschlagen und die geheimen Teile bedecken. Jedes Kleid, welches diese Eigenschaft nicht besitzt, gilt für unanständig. Mittels eines Gürtels wird der Käba zusammengehalten. Bei mäßig kühlem Wetter wird noch ein Leibrock („Kaledscheh") mit kurzen, nur bis zum Ellbogen reichenden Aermeln angethan, der nicht selten auch mit Pelzwerk ausgeschlagen ist. Will der Perser seinem Vorgesetzten eine Aufwartung machen, so wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock („Dschubbeh") um, der ihn vom Hals bis zu den Füßen einhüllt und dessen Aermel so lang sind, daß er auch die Hände darin verbergen kann. Die Beinkleider („Schalwar") aus Halbseidestoff von blauer oder Purpurfarbe sind weit und schlotternd, damit sie die kniend sitzende Stellung nicht hindern. Unterbeinkleider sind nicht in Gebrauch, daher beim Gange selbst im Winter die Unterschenkel entblößt erscheinen. Die Füße sind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen („Dschurab"), dann mit Pantoffeln oder weit ausgeschnittenen Schuhen („Käfsch") bekleidet, die so eingerichtet sind, daß sie vor dem Eintritt ins Zimmer schnell abgestreift werden können. Handschuhe trägt der Perser nur auf Reisen; sonst gelten sie für unanständig. Eine bedeutende Rolle spielt dagegen das Taschentuch („Desmal"), das ihm aber nicht wie bei uns als Schnupftuch, sondern zum Abtrocknen der Körperteile nach den gesetzlichen Waschungen dient; auch werden darin die verschiedensten Gegenstände: Akten, Briefe, Fleisch, Gemüse u. s. w. eingeschlagen. Den Frauen dient das Taschentuch zu mancherlei symbolischen Zeichen und Andeutungen, sowie zur Bildung verschiedener Figuren beim Tanz. (Polak. Persien. Bd. I, S. 138—148.) Zu Hause trägt die Frau den Kopf mit einem leichten Shawlkäppchen bedeckt, aus welchem nach hinten die Zöpfe hervorwallen. Das Hemd besteht aus dünnem Flor, von reizenden Goldarabesken durchädert, durch welche der Busen vollständig durchscheint, während es den Bauch ganz frei und unbedeckt läßt. Ein kurzes Leibchen, eng anliegend und vorn weit ausgeschnitten, reicht bis zu den Weichen; ein Wams, im Schnitt dem der Männer gleichend, ergänzt die Kleidung des Oberkörpers. Statt der Röcke trägt die Perserin mehrfache Unterhosen und darüber eine sehr faltenreiche Pluderhose aus feinem Seidenstoff, welche sämtlich bis gegen das untere Drittel des Unterschenkels reichen. Durch die Menge der übereinander getragenen Unterhosen und die faltenreiche Oberhose erhält der Anzug das Ansehen eines Reifrockes. Wie alle Orientalinnen hält die Perserin große Stücke auf Kleider, Putz und Schmuck. Als Schmucksachen sind besonders Arm- und Fußbänder, meist aus Perlensträhnen bestehend, beliebt. Im übrigen hängt jede Frau soviel Tand auf sich, als die Kasse ihres Mannes es zuläßt. So bildet denn auch, wie bei den vornehmen Stadtarabern, der immer noch im Wachsen begriffene Luxus in den Enderun ein stehendes Kapitel des Jammers bei den Ehemännern.

Das Familien- und Geschlechtsleben der Perser ist im allgemeinen nach dem bekannten muhammedanischen Muster zugeschnitten. Auch der Schiite sperrt seine Frauen hinter die Haremsgitter, nachdem er dieselben durch Zahlung größerer oder kleinerer Summen an die Eltern gewissermaßen käuflich erworben. Zwar sind Eheverbindungen aus Neigung nicht ausgeschlossen; in der Regel aber verbindet der Perser mit dem Begriffe „Liebe" etwas ganz anderes, trotz der herrlichsten Dichtungen seiner Nationaldichter, in denen jenes Wort eine so große Rolle spielt. Der Mann geht abends ins „Enderun", so heißt auf persisch der

Harem, und verläßt es zeitlich früh und bleibt den Tag über im „Birun“ oder Männerhause oder auch außer Haus. Obwohl die Perser mehrere Frauen halten können, so ist doch bei ihnen Monogamie die Regel, doch bevölkert das Enderun noch ein Trupp von weiblichen Dienerinnen, die alle die unbedingt ergebenen Sklavinnen des Hausherrn sind. Perser niederen Standes haben häufig aus wirtschaftlicher Politik mehrere Frauen, weil diese den Haushalt besorgen, durch Handarbeit verdienen und dem Manne das Leben erleichtern, ja sogar möglich machen, daß er das höchste Ziel aller Wünsche erreicht, nämlich leben zu können, ohne arbeiten zu müssen.

Sehen wir uns nun den Lebenslauf des Mädchens, beziehungsweise der Frau etwas näher an. Die Mädchen legen zumeist vom neunten Jahre ab den Schleier an, das heißt, sie dürfen sich in diesem Alter außer dem Hause nicht mehr mit freiem Gesichte zeigen. Man könnte diesen Moment als eine Art Volljährigkeitserklärung ansehen, denn die Perser haben es mit der Verehelichung ihrer Kinder sehr eilig, namentlich wenn sie den unteren Ständen angehören. Der hauptsächlichste Grund zu solcher Eile liegt darin, daß ein hübsches Mädchen für arme Eltern ein lebendes Kapital bildet, das ehemöglichst einzulösen alle Wünsche und Hoffnungen derselben ausfüllt. Erwägt man, daß auf Grund der theo-demokratischen Einrichtungen im Islam Standesunterschiede wenig oder gar nicht zu Tage treten, so ergiebt sich hieraus die Folgerung, daß jene Spekulation oft ein sehr glänzendes Resultat nach sich ziehen kann, denn selbst das ärmste Mädchen kann, wenn es mit außergewöhnlicher Schönheit bedacht ist, die Frau eines hohen Staatsbeamten, ja selbst die des Königs werden. Eine ganz spezielle Einrichtung des Schiitismus ist die sog. „Ehe auf Zeit“, von der allenthalben im „Lande der Sonne“ Gebrauch gemacht wird. Die Ehe ist dort eine zweifache; sie wird entweder auf die Dauer geschlossen, oder auf eine bestimmte vertragsmäßige Zeit, deren Dauer sich von einer Stunde bis zu 99 Jahren beläuft. Die erste Gattung Ehefrauen nennt man „Aekdi“, die zweite „Sighi“. Dadurch erhalten die moslimischen Ehegebräuche eine wesentliche Modifikation. Zwar darf auch der Schiite nicht mehr als vier Aekdi, oder legitime Frauen besitzen, ganz so, wie es der Koran befiehlt; das Gesetz wird aber dadurch umgangen, daß eine Sighi an die Stelle einer durch (gesetzmäßige) Scheidung verstoßenen Aekdi treten kann, indes letztere wieder in Gnaden als Sighi aufgenommen wird. Da es sich bei solch wunderlichen Prozeduren häufig nur um Formalitäten handelt und der Koran die Bestimmung enthält, daß eine geschiedene Frau nach der ersten Scheidung sofort, nach der zweiten aber nur dann, wenn die Geschiedene mittlerweile an einen zweiten Mann verheiratet war, ins Haus aufgenommen werden kann, so resultiert daraus zweierlei: erstlich kann der Perser auf diese Art seine legitimen Frauen fortwährend wechseln, und zweitens kann dadurch auch eine Art Frauenaustausch unter den einzelnen Männern bei Wahrung aller gesetzlichen Normen stattfinden. Die Schiiten entschuldigen übrigens diese Wirtschaft damit, daß sie, ihren Sitten gemäß, Frauen niemals auf Reisen und Expeditionen mitnehmen. In Asien kann, bei den dortigen ungeheuren Distanzen, eine solche Abwesenheit vom heimatlichen Herde allerdings viele Monate währen, und der Perser sieht sich dann genötigt, in der Fremde eine Sighi „auf Zeit“ zu heiraten. An solchen Sighi ist da und dort immer Vorrat; meist sind es die Mollah selbst, welche sie den Reisenden vorführen und für die Vollstreckung des rituellen Aktes (auch die Sighiehe muß eingesegnet werden) ihre Gebühren einstreichen. Uebrigens soll die Zeitehe auch bei den Sunniten zeitweilig in Uebung treten, und es fällt diesfalls die Initiative auf die — Frau. Das Korangesetz verbietet nämlich den Frauen die Wallfahrt ohne Begleitung ihrer Ehemänner. Will nun eine Frau dennoch nach Mekka pilgern und kann ihr Gatte ihr aus irgend einem Grunde nicht folgen, so nimmt sie für die Zeit der Pilgerschaft einen Ehemann „auf Zeit“, einen sog. „Muhalil“, der nach abgelaufener Vertragspflicht die Scheidung beantragen muß. Andernfalls behält er zwar die Frau, aber er darf nicht wieder das einträgliche Geschäft eines Muhalils ausüben. Diese letzteren rekrutieren sich nahezu ausschließlich aus der Gilde der Fremdenführer („Metuafin“ oder „Delil“). Die Förmlichkeiten, welche in Persien einer ehelichen Verbindung vorausgehen, sind so ziemlich die bekannten. Der Mann bekommt seine zukünftige Gattin für gewöhnlich nicht zu Gesichte, und er muß sich daher einer Unterhändlerin („Delaleh“) bedienen, der es obliegt, das betreffende

Mädchen aller seiner Vorzüge wegen hoch anzupreisen. Daß dieses Lob hinterher, wenn der Gatte seine Angetraute zu Gesichte bekommen hat, sich zuweilen als der Wahrheit keineswegs entsprechend erweist, gehört nun einmal mit zu dem gewagten Glücksspiel, das mit solchen Verbindungen verknüpft ist. Natürlich macht sich der Perser aus solchen Enttäuschungen nicht sonderlichen Kummer, denn Ehen werden ebenso leicht gelöst als geschlossen (Schweiger-Lerchenfeld. Das Frauenleben der Erde. Wien. Pest. Leipzig. 1881. S. 92–95).

Vom Leben der persischen Frauen weiß man kaum viel mehr, als man vom Hörensagen erfährt, und dabei mangelt es nicht an Widersprüchen. Nach Heinrich Brugsch hat die Familie allen Halt verloren. Ins Enderun gelangt kein Fremder und gewöhnlich auch kein Moslim, der nicht zur engsten Familie gehört, die Weiber wissen sich jedoch Zugang zu ihren Liebhabern zu verschaffen, wobei gewöhnlich keineswegs die Liebe, sondern das Geld es ist, was sie treibt und blendet. Die Kinder, um die sich niemand kümmert, wenn sie laufen gelernt haben, sehen von Jugend auf die unzüchtigsten Szenen im Harem, und hören ohne Scheu und Verhüllung von den schmutzigsten Dingen reden. Die Männer sprechen von den Frauen, mit Ausnahme ihrer eigenen, verächtlich und lieben es, skandalöse Geschichten zu erzählen. Ein moderner Beobachter schildert dagegen das Familienleben der Perser als ein recht anständiges; der Mann von Bildung behandle seine rechtmäßige Frau sehr gut und liebe seine Kinder außerordentlich, er bringe für deren, nach orientalischen Begriffen, gute Erhaltung, Pflege und Erziehung die größten Opfer (Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat. Wien. 1882. 8°. S. 91). Wenn man unter Behandlung rein nur den äußeren Verkehr verstehen will, so behandeln in der That die Perser ihre Frauen ziemlich gut, soweit dies bei den islamitischen Ehegesetzen überhaupt möglich ist. Die Frauen verlassen ziemlich ungeniert ihr Enderun und gehen ihren Geschäften oder ihrer Lieblingsbeschäftigung, in den Bazaren Einkäufe zu machen, nach. Dabei sind sie dann freilich mit einem blauen Mantel („Tschader"), der über den Kopf gezogen ist und ein vor dem Gesicht hängendes dichtes weißes, langes und schmales Tuch derart verhüllt, daß man die Gestalt nicht beurteilen kann und vom Gesichte nur die schwarzen glänzenden Augen durch die Augenluken sprühen sieht; nur aus der Stimme kann man allenfalls erkennen, ob eine Alte oder Junge hinter der Maske steckt. Der Anstand erheischt, daß man bei Begegnung einer Frau die Augen abwende. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhose angezogen, welche die Füße von den Zehen bis zu den Hüften bekleidet. Darüber tragen sie Schleppschuhe, ihre Bewegung und ihr Gang sind immer wackelnd, die ganze Erscheinung im höchsten Grade ungraziös. In der Behandlung durch die Männer entscheidet viel die weibliche Individualität. Frauen von ausgesprochener geistiger Begabung, dann solche, die die Kunst verstehen, Einfluß auszuüben und auszunützen, gelangen auch in Persien in kurzer Zeit innerhalb und außerhalb des Enderun zur Herrschaft. Auch hängt sehr viel davon ab, wie es mit dem Einflusse und dem Range des Gatten einer solchen Frau bestellt ist. Der Perser, obwohl in gewisser Beziehung geizig, kennt doch in Sachen der Liebe keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, an seinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniedrigung als solidarisch betrachtend. Verrat in der Familie ist fast unerhört und findet dann die allgemeinste Verachtung, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente. Bei diesem ungemein entwickelten Familiensinn der Perser gilt es als eine selbstverständliche Sache, daß ein zu Ehren und Würden gelangter Mann den ganzen Kreis seiner Verwandtschaft aus der bisherigen Obskurität hervorzieht und sie in irgend einer Form (durch Ernennungen zu Provinzbeamten, Geldspenden, Auszeichnungen ꝛc.) zu Macht und Ansehen bringt. Fällt dann ein solcher Emporkömmling, so sinken natürlich auch alle Familienmitglieder mit ihm in ihr früheres Nichts zurück, und auch mit der partiellen Herrschaft der Frauen hat es dann ein Ende. Charakteristisch sind auch die Schimpfwörter und Flüche des Persers. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich seine Familie, besonders den Vater, die Frau oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft als die des Individuums.

Die Perser leben unter einer völlig despotischen Regierung; an ihrer Spitze steht der „Schah" oder König, der sich gerne als „Schahinschah", d. h. König der Könige bezeichnen hört; er hält seine Minister, diese die Statthalter, diese

ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Christen, Juden und Gebr unter despotischem Drucke. Die persische Gesellschaft der Städte zerfällt in Priester, Beamte, Krieger, Kaufleute, Handwerker und „Luti", d. h. Bummler.

Tanzender Derwisch.

An der Spitze steht die Geistlichkeit; sie besitzt die größte Macht im Lande, die meisten Ländereien und Stiftungen und zieht auch noch vom laufenden Staatsvermögen; es genügt sich zum „Mollah" zu machen, um eine Staatspension zu erlangen. Diese Träger und Lehrer der Religion stehen beim Volke im größten Ansehen und ihre Beredsamkeit hat den größten Einfluß auf die Menge. Sie sind zugleich die Rechtsgelehrten. Eine hochinteressante Kaste ist die der „Derwische" oder fahrenden Apostel und Wanderprediger, zugleich die geübtesten und unverschämtesten Bettler, von Gestalt aber meist schöne Leute. Sie lassen, entgegen der persischen Sitte, nach welcher die Männer sich das Haupthaar scheren, während sie den Bart mit großer Sorgfalt pflegen, ihr schwarzes Haupthaar wachsen und herabhängen, so lang es will, tragen aber auch keine Kopfbedeckung. Unermüdlich schreien sie ihr Jahu, „o Er!" und Ja hay, „o Gott" und erzählen unter Gesten, Grimassen und Sprüngen ihre Heiligenlegenden. Der zweite Stand, die große weitverzweigte Beamtenwelt umfassend, wird am besten durch den Namen der „Mirza" (Schreiber, Sekretäre) bezeichnet. Eine Rolle Schreibpapier und ein Schreibzeug („Kalamdan"), welche in den Gürtel gesteckt werden, sind die Abzeichen der Mirza, mit welchen der Europäer am häufigsten in Berührung kommt und unter

denen er die meisten „Fuzul" kennen lernt. Der „Fuzul" ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen versteht. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet sie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, ist er voll Anmaßung gegen den Untern, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intrigiert und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citieren und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er beteuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: gau churdem, d. h. „ich aß Kot". (Polak. Persien. Bd. I, S. 8.) Merkwürdigerweise soll sich gerade der dritte Stand, jener der Kaufleute („Fudschir", „Furusch"), noch am meisten durch Redlichkeit auszeichnen. Die Handwerker sind meist nach Zünften geordnet, stehen unter einem Altmeister und haben in bestimmten Quartieren ihre Buden nebeneinander aufgeschlagen. Die gedrückteste und bedauernswerteste Kaste bilden die „Serbazen" oder Soldaten, welche den ärmsten Familien in Städten und Dörfern entrissen werden und in den elendesten Verhältnissen bis zum Greisenalter dienen müssen; die gefürchtetste aber sind die „Luti", wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten vom heimlichen Diebstahl und Straßenraub leben, käufliche Mörder, die jedem zu Gebote stehen, der sie bezahlt, dabei arge Säufer und Opiumesser, Faulenzer und Tagediebe.

Vielleicht die Hälfte der Bewohner Persiens, welche nicht in Städten leben, sitzen dennoch in festen Wohnstätten und bebauen ihren naheliegenden Grund und Boden. Ihre Dörfer liegen nur an stetigen Wasseradern und links und rechts der Wasserläufe sind die Felder so weit ausgedehnt, als darauf Wasser geleitet werden kann. Darüber hinaus und dazwischen ist immer wieder Wüste. Die Dörfer bestehen aus Lehmhütten und diese sind allgesamt gewöhnlich mit einer hohen Lehmmauer umgeben, zum Schutze vor Räubern und Raubtieren. Im Dorfe leben Menschen und Tiere eng und traulich im Schmutze beisammen. Die Dörfer sind durchwegs Eigentum großer und reicher Familien; meistens hat der Feudalherr dabei einen großen Garten, einen großen Turm als Kornspeicher und ein Herrenhaus, das sich aber meist nur wenig von den andern elenden Häusern unterscheidet, weil es der Besitzer doch nur selten und zwar zur Regenzeit benützt, und im Sommer auf seinem Besitze meist unter dem Zelte wohnt. Die Dorfbewohner zahlen ihrem Schutzherrn den Tribut in Naturalien, dieser zahlt davon die Abgaben für den Staat an den Gouverneur und letzterer führt diese in einer Pauschalsumme jenem Minister zu, welchem die Provinz für dessen Etat zugewiesen ist.

Sowohl die Städtebewohner als auch die Dorfinsassen und Nomaden Persiens bekennen sich zum schiitischen Muhammedanismus. Leichtlebig, wie sie sind, halten sie es aber auch mit dem Religionskultus. Durchaus nicht fanatisch, will der Perser doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perser, welche

zu Hause nie ihr Gebet verrichten, werden, sobald sie zusammenkommen, in diesem Punkte dem Gesetze genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß sie sich gegenseitig nur täuschen wollen. Ebenso hält er es mit den übrigen Geboten des Korans und insbesondere mit dem Weintrinken. Die religiösen Funktionen der Perser sind nicht sehr in die Augen fallend, ihre minaretlosen Moscheen ziemlich unscheinbar. Sehr feierlich wird bloß „Nauruz", der Neujahrstag (21. März) begangen; die Männer küssen sich, wo sie sich treffen und üben Wohlthätigkeitsakte, soviel sie können. Die Hochzeiten kann man wohl nicht zu den religiösen Akten rechnen; sie finden nur in den Privatwohnungen statt; auch öffentliche Leichenbegängnisse giebt es nicht; die Trauer wird außer dem Hause nicht gezeigt und der Verstorbene in aller Stille beigesetzt. Die gewöhnlichen Begräbnisplätze liegen mitten in den Ortschaften; sie sehen immer einem wüsten Steinfelde gleich und erst ganz in der Nähe bemerkt man, daß die unordentlich herumliegenden Steine, meist in Dreispitzform, mit eingemeißelten Schriftzeichen versehen sind. Eines der Religionsgebote, welches der Perser so oft als möglich im Leben erfüllt, ist, wie in allen muselmännischen Ländern, das Wallfahren. Wallfahrtsorte giebt es in Menge und schließlich wird jedem gut erhaltenen „Imamzadeh", als dem Grabe eines heiligen Mannes, solche Verehrung gezollt, daß Wallfahrer dahin pilgern, welche sich dann einen der Wichtigkeit des besuchten Wallfahrtsortes entsprechenden Titel beilegen. Wer in Mekka gewesen, wird „Hadschi", „Meschhedi" und „Kerbelahi", wenn er in Meschhed oder Kerbelah war. Die Perser wandern zahlreich zum Grabe Alis und seiner Söhne nach Kerbelah bei Bagdad und die alljährliche Pilgerkarawane nach jenem Platze, wo auch der Prophetenenkel Hussein, nächst dem Kalifen Ali der größte Schiitenheilige, begraben liegt, fällt meist in die Meßzeit zu Basra, welches dann als Sammelplatz der schiitischen Pilger aus den arabischen Küstenstrichen, aus Persien und dessen indischen Nachbarländern dient. Doch nicht allein die Lebenden pilgern nach der heiligen Wüstenstadt, sondern auch die Toten, denn in der durch das Märtyrerblut Husseins geweihten Erde zu schlummern, giebt schon eine gewisse Anwartschaft auf Paradiesesfreuden. So werden die Toten in großen Karawanenzügen, wohl einbalsamiert und in kostbare Spezereien gebettet, aus den fernsten Schiitenländern herbeigebracht, um der Gnade des Märtyrers teilhaftig zu werden.

Niemand hat diese Totenkarawanen der Perser und sonstigen Schiiten nach Kerbelah so farbenreich geschildert wie C. v. Vincenti. Es ist ein Wüstenbild, ein Stück ureigensten Orientlebens so voll Poesie und fremdartigen Zaubers, daß wir uns nicht versagen können, dasselbe hier mitzuteilen: „Den Sammelplatz der Pilgerkarawanen," schreibt der genannte Reisende, „bildet der große Platz vor der Husseinmoschee. Dort ruhen mitten im Gewühle in langen Reihen die Trauerkamele mit ihren shawlbedeckten Truhen. Ein seltenes Schauspiel des buntesten Wechsels ist's, wie sich's kaum irgendwo wieder darbieten dürfte. Im Schatten jener Platane schmaucht ein reich gekleideter Mann seine „Huka". Es ist ein fürstlicher Kaufherr aus Schiraz, der dem Grabe seines Heiligen prächtige Geschenke mitbringt. Sein Dienertroß trifft eben Anstalten, ein leckeres Mahl aufzutragen, dessen würzigen Duft ein paar struppige Bettelderwische aus Kandahar mit hungriger Begierde einschlürfen. Diese Gesellen haben sich für die Pilgerfahrt auf das wunderlichste herausstaffiert. Auf ihrer nackten Brust kreuzen sich allerhand stachlige Gebetschnüre und an ihren Gürteln klirrt ein Amulettenkram aus Haifischzähnen und Muschelwerk. Ueber

die Schultern flattert ein Schakalpelz und an ihren Köpfen starrt empor die fletschende Schnauze des Raubtieres. Sie belauern die Sklaven des Persers; kaum haben jene das Mahl aufgetragen, so stürzen jene herbei, sich ihre Kokosschalen anzufüllen, ohne daß jemand es ihnen zu verwehren wagte.

„Nicht weit davon unter seidengesticktem Schutzzelte schäkert eine glänzende Frauengruppe. Zwischen dieser und dem Perser spielt der Augentelegraph, was Wunder also, daß die trostbedürftige Witwe von Bahrein, wenn der Schirazit herüberschaut, auf das Geplauder ihrer Sklavenmädchen zu antworten vergißt, und natürlich keine Zeit hat, sich mit dem Sarge ihres trefflichen, sattsam beweinten Ehegemahles zu beschäftigen, den eben zwei Mohren auf einem Dromedare festschnallen. Um des teuren Toten letztem Wunsche Folge zu leisten, geleitet sie seine Reste nach der ewigen Friedensstadt, und um dem Verlangen eines Lebenden freundlich zu willfahren, kehrt sie, so Gott will, wieder verheiratet nach der Perleninsel heim. Für glückliche Heimfahrt aber, täuscht uns nicht alles, mag der reiche Mann aus Schiraz sorgen. Daß übrigens auch die Bursche im Schakalpelz trotz ihrer Gefräßigkeit die verstohlene Augensprache der beiden Gruppen richtig gedeutet haben, geht zur Genüge aus ihren unzweideutigen Glossen über die vielversprechende Gefühlstüchtigkeit der interessanten Schiitin hervor. Ein anderes Bild! Es ist ein lurischer Fellahpilger, der sein reisefertig Kamel am Strickzaume hält. Aus dem palmzweiggeflochtenen Tragkäfige lugen große, begehrliche Kinderaugen nach dem üppigen Schmaus der Fremdlinge. Still knaupeln die Kleinen an ihrem harten Durrahfladen, und der Vater schaut finster ins Gewühl. Weiterhin tafelt das Reisegefolge eines indischen Radschahs. Des greisen Fürsten Lippe aber berührt keine Speise; schmerzgebrochen kauert er auf dem Prachtsarge seines letzten Sohnes, des Lieblings seines verwaisten Alters. Sein Leibderwisch liest ihm mit lauter Stimme die Passionslegende Husseins vor, wie dieser mit seinen siebzig Getreuen in der Wüste, wo heute Kerbelah liegt, gar jämmerlich erschlagen wurde, der Alte aber hört ihn nicht.

„Doch horch, wie die Schallbecken klingen und die Turitrompete stöhnt! Welch prächtiger Zug bewegt sich dort dem Tempelvorhof zu? Ist's ein Königskind oder eine Kalifenbraut? Der blanke Palankinknauf blitzt weithin, die hohe Federzier nickt von den Köpfen der Dromedare; silbergeschirrt, mit betroddelten Schabracken traben die feisten Maultiere und ein verbrämter Mohrentroß tummelt hinterdrein. Am Brokatvorhange des Reitzeltes erscheint jetzt das vielfach bemalte Antlitz der iranesischen Kurtisane, in deren Gefolge manch Edelgeborener von des Perserschahs Hofhaltung reitet. Die „narzissenschlanke Tochter der Freude" geht nicht Ablaß suchen am Grabe Husseins; sie pilgert lächelnd und sorgenledig unter den Bekannten und Freunden. Sie bringt dem toten Heiligen keine teuren Geschenke, läßt sich aber von den Lebenden ihr Lächeln gern teuer bezahlen. Mit Kennermiene mustert sie die gedrungenen Kraftgestalten der Eskortebeduinen und ihr funkelnder Blick entzündet geheime Begierden. Jetzt schlägt dumpfrasselnd die Pauke in den heitern Zimbelklang und ein tiefschauerlicher Grabgesang hebt an. Rasch taucht die lebenslustige Iranesin das schimmernde Köpfchen hinter die Vorhänge. Langsam wallt der blinde Bettlerchor, die grünen Fahnen fliegen und durch das Kreischen der Klageweiber bricht die wirre Psalmodei der Koransänger: „Wehe! Wehe! Ach, wie schade um ihn!" heulen die Weiber, ihre blauen Tücher über den Schultern schwenkend. Aus Silberkassoletten duften Yemens Wohlgerüche und die meckernden Stimmen der Chorknaben preisen den Verblichenen aus vollem Halse glücklich. Brot und Wasser schleppend für die Armen kommt jetzt ein langer Kamelzug daher, vom Trauerkamele gefolgt. Lange, schwarzseidene Haarflechten, von Geschmeide umklimpert, hängen über die Totentruhe herab, wo eine jugendliche Frauenleiche schlummert. Hellauf schreien die dünnstimmigen Leichensänger und die tanzenden Bettelmönche rasseln mit ihren Blechschüsseln dazu.

„Nach dem Moscheenvorhof schreiten die Kamele, wo bereits in weitem Kreise die Totentruhen um den Ablutionsbrunnen stehen. Dort unter der Säulenhalle kauert eine Gruppe indischer Pilger aus Karnatika, die eifrigsten Schiiten von allen. Das Auge starr auf die primitive Wasseruhr zu ihren Füßen gerichtet, wo die durchbohrte Elfenbeinkugel zwischen den auf dem Glase gezogenen Stundenlinien fast unmerklich hinabsinkt, erwarten die Pilger die Gebetstunde. In der Nähe kauert auf einer Matte der „Reis" der Karawane, ihr verantwortliches Oberhaupt, ihr kundiger Führer. Meist ist's ein gottesfürchtiger, reicher, angesehener Mann, der mit den Verhältnissen der Pilgerterritorien genau vertraut ist und alle Garantien einer besonderen Ehrenhaftigkeit darbietet. Oft wird er vom persischen Könige ernannt, oft auch beruht seine Wahl auf dem Ueber-

einkommen einiger Hauptteilnehmer an dem Karawanenzuge. Der „Reis" ist mit seinem Vermögen verantwortlich für den Transport der Waren, welche seiner Führung anvertraut werden; er findet sich mit den Araberscheichen der Eskorte und der zu passierenden Landstriche ab; bestellt die Karawanenpolizei und übt die Karawanenjustiz, welche ihm unter Umständen das Recht über Leben und Tod einräumt. Zu ihm kommen denn auch alle, um ihm den bindenden Handschlag zu geben, der gewissermaßen einen Segen zur Weggehrung in sich schließt. Vor ihm sind alle gleich, oder sollen es nach altem Karawanenbrauch wenigstens sein; der Nabob aus Golkonda, dem indischen Schiitenreiche, wie der arme Pilgrim von der Fieberküste des Germsir, der hochfahrende Schriftgelehrte aus Bahrein, wie der demütige Pilgermandatar aus dem Iran, der vornehme Vollblutalide aus dem königlichen Ispahan, wie der letzte der ehrsamen Kesselflickerzunft aus dem Basraner Perserviertel. Der Karawanenführer hat seinen armenischen Schreiber, der ihm zugleich als Dolmetsch dient, denn er ist zu stolz, eine andere Sprache, als die Saadis und Firdusis zu sprechen. Der Armenier trägt die Namen der Pilger, ihre Waren, ihre Toten in ein Register ein und empfängt das Weggeld, denn auch die Pilger der Ewigkeit werden hier noch einmal besteuert. Die Karawane besitzt außerdem noch ihre Ordner, Wächter und Aufseher in hierarchischer Abstufung; mehrere Feldkapläne und Gebetrufer, sowie ein Arzt vervollständigen das Beamtenpersonal.

„Doch man rüstet zum Aufbruch, denn es ist heute Donnerstag, fürs Reisen ein besonders glücklicher Tag. Die Sonne sinkt tiefer und über dem Spitzbogenthore des Vorhofes zeigt die Sonnenuhr durch einen doppelt so langen Schatten, als der dunkle Zeiger, die Gebetstunde des „Assr" an. Des Muezzins melodische Mahnung ertönt und die Pilger drängen sich um die Waschkrahnen. Darauf schreitet der Reis zum Opfer und ein Zicklein muß für die glückliche Heimkehr unter dem Messer verbluten. Jetzt giebt der Führer ein Zeichen mit der Karawanenglocke, der Ruf der Wächter ertönt, die Eskortebeduinen stäuben dahin und der Chef besteigt sein Reittier. Darauf führen die „Schuaf" (Wächter) das schwarze Leitkamel vor und befestigen an seinem Sattelknopfe die hohe Stange mit der Pechlaterne, welche dem ganzen Zuge als leuchtendes Augenmerk dienen soll. Von Reihe zu Reihe rollt der gurrende Lockruf der Kameltreiber: Krri ... Krri ... und die schwerbelasteten Tiere erheben sich. Heller erklingt die Glocke, Zimbeln und Pauken fallen ein und der ganze Pilgerzug setzt sich nach dem Zobeirthor in Bewegung. Es ist Abend geworden, und weithin erglänzt die Karawanenleuchte wie ein Stern in der Wüste. Am dunkelvioletten Horizonte glüht die große, stille Mondscheibe, und aus der Tiefe des Himmels treten, eines nach dem andern, die symbolischen Sternbilder des arabischen Himmels hervor, zu denen einst die Söhne Ismaels gebetet. Ihrer leuchtenden Spur folgt die Karawane nach alten, unwandelbaren Orientierungsgesetzen. Bald schwindet die Stadt und die Wüste empfängt den Pilgerzug. Die Kameltreiber langen nun ihre langen Rohrflöten hervor, und ihren sanft kadenzierten Klagelauten folgen die Tiere in willigem Taktschritt, indes die Pilger ein uraltes Karawanenlied anstimmen, dessen verworrene Töne in die Wüste hinausirren. Vor Mitternacht wird, wenn möglich, Halt gemacht. Man stellt Schildwachen aus und trifft alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall. Dann wird's gemach ruhig im weiten Lager. Bald klingt eine tiefsonore, getragene Weise durch die ersten Träume der Pilger:

„O Diener Alis höret:
Wer bösen Herzens uns umschleicht, den fassen
Unsere Toten und nimmer kehrt er heim.
Doch wen's nach Brot und Trostgebeten hungert
Und wen's nach Trank und ewigem Frieden dürstet,
Der kehr' zu uns; wir speisen ihn, wir tränken ihn,
Wir preisen seine Frömmigkeit ...."

Es ist des Karawanenführers Wachtlied ...
Und eine Stunde später ruft dieselbe Stimme:
„Ihr Wächter, schlafet ihr?"
Und die „Schuaf" rufen zur Antwort:
„Wir wachen, wir bewachen die Toten von Kerbelah,
Sie schlafen süß die Toten, die schlafen zu Kerbelah.
Wir wachen, wir bewachen ...."

Und die letzten Worte verhallen wie Geisterruf in der Wüste und auf die Karawane lagert sich tiefe Stille.

„Und so wandern sie Tage und Nächte mit ihren Schätzen und Totentruhen, bis eines Abends ein goldener Punkt am Westhorizonte keimt. Es ist die Minaretspitze des heiligen, prächtigen Husseintempels, wo der Prophetenenkel schlummert. Und wenn sie näher kommen, taucht eine weiße, stille Stadt aus oasengrüner Gräbereinsamkeit hervor. „Kerbelah!" braust der begeisterte Ruf von Mund zu Mund, die Augen strömen über und alle Herzen fliegen dem gewaltigen Glaubensmagnete entgegen! Anbetend werfen sie sich nieder und küssen die geweihte Erde und netzen sie mit ihren Jubelthränen. — Vergessen ist die ferne Heimat, denn das Weichbild der verheißenen Erde hat sich den Blicken aufgethan. „Kerbelah!" Den Toten wird wohl sein. O glücklicher Glaubensfanatismus!" (C. v. Vincenti im Wanderer vom 3. August 1862.)

Einen eigentümlichen Hang hat der Perser zur Spekulation, zum Geheimen und Rätselhaften. Jede geheime Gesellschaft erregt sein Interesse, jede neue Religionssekte findet bald zahlreiche Anhänger. So findet z. B. das Freimaurertum bei ihm lebhafte Sympathie. Unter den Sekten ist keine wichtiger als jene des Bâb, welche sich von den Jahren 1847—1852 fast in ganz Persien ausgebreitet hat. Ihr Stifter, ein gelehrter „Seïd", d. h. Prophetenabkömmling, nannte sich Bâb ed-Din, d. h. Pforte des Glaubens; er schrieb einen Kanon in arabischer Sprache, leugnete den Koran, führte den Kommunismus der Güter und die volle Emanzipation der Frauen ein und lehrte, daß, wer für die Verteidigung und die Ausbreitung des von ihm verkündeten Glaubens falle, unsterblich sei und im Momente des Todes an einem andern Orte wieder auflebe.

Das erste Auftreten des Bâb fällt in das Jahr 1843. Damals war derselbe ein junger Mann von 19 Jahren, der den Namen Mirza Ali Muhammed trug. Eine Pilgerreise, welche der nach etwas Besserem Ringende, mit vielem Fleiß und Ernst nach Erkenntnis Strebende von Schiraz aus, seiner Heimat, nach Mekka machte, hatte die Folge, daß er sich in seinem Innern von der herrschenden Form des Islam lossagte. Bald fühlte er sich berufen, eine tiefe vollständige Reform des väterlichen Glaubens, oder vielmehr eine neue Religion aus einer Vermengung muhammedanischer, jüdischer und christlicher Vorstellungen, auch solcher der Feueranbeter, ins Werk zu setzen. Von verschiedenen Seiten strömten ihm, dem reichbegabten, insonderheit mit hoher Redegabe ausgerüsteten frommen Schwärmer eifrige Jünger zu, denen sich auch bald eine Jüngerin beigesellte, deren innere und äußere Vorzüge nicht genug gerühmt werden können, und die später eines Märtyrertodes gestorben ist, der unsere höchste Bewunderung verdient. Es ward derselben der Name Qurrat el Ain, d. h. Erfrischung des Auges, beigelegt. Die eifrigsten der Jünger des Bâb oder, wie ihn seine Anhänger nannten, Hezret-e-Ala, d. i. der erhabenen Hoheit, wurden von demselben ganz in ähnlicher Weise, wie das früher von den Häuptern der Ismaeliten und Karmaten, sowie von denen der Drusen geschehen ist (vgl. Sacy, Exposé de la religion des Druzes, Einleitung, S. 148 ff.), als „Dai", d. h. als Werber oder Apostel, da und dorthin, selbst nach der Residenzstadt Teheran gesendet. Durch den ersten derselben ward das Werk des geistreichen Mystikers auf eine andere Bahn, auf die gefährliche und verderbliche Bahn der Politik gebracht. Der Bâb ließ, ohne Widerspruch zu erheben, seine Apostel, 18 an der Zahl, gewähren, obwohl ihr Treiben seinem Wesen und seinen Absichten nicht entsprach. Da er solchen Widerspruch unterlassen hatte, konnte auch er dem traurigen Schicksal, das diese durch Waffenerhebung gegen die gesetzlichen Autoritäten auf sich gebracht hatten, nicht entgehen. Nach zweijähriger Gefangenhaltung, während welcher er zahlreiche Schriften verfaßte, wurde er auf die schauderhafteste Weise ums Leben gebracht, nachdem alle Qualen der Verhöhnung und Erniedrigung an ihm ausgeübt worden waren. Die Einzelheiten, welche Graf v. Gobineau (Les religions et les philosophies de l'Asie centrale. Paris 1866. 8°) hierüber beigebracht hat, lauten ebenso empörend als abenteuerlich. Seine Hinrichtung hatte übrigens die entgegengesetzte Folge von der, welche die herrschenden Mächte der Mollah und des obersten Ministers erwartet hatten. Im stillen vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger außerordentlich, und von den Leitern ward die Ermordung des regierenden Schah beschlossen. Das mißlungene Attentat auf das Leben des Fürsten hatte eine allgemeine fürchterliche Verfolgung aller Bâbi zur Folge. Seither ist wenig mehr über sie in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Menschen persischer Abstammung bilden auch die Hauptmasse der seßhaften Bevölkeruug des turkestanischen Beckens, wo sie, soweit sie persisch reden, Tadschik genannt werden. Viele von ihnen haben sich aber mit türkischem Blute gekreuzt und im Laufe der Zeit ihre Muttersprache mit der türkischen vertauscht; man bezeichnet letztere dann als Sarten, welcher Name freilich auch sehr häufig einen „Ansässigen" ohne Ansehung der Nationalität, im Gegensatze zum Nomaden bedeutet. Tadschik und Sarten zählen ganz sicher weit über eine Million Köpfe und ihre Verbreitung beschränkt sich, von einer geringen Anzahl in den östlichen Distrikten abgesehen, auf das Gebiet des Aralsees und seiner Zuflüsse, des Syr- und Amu-Derja. Hier wohnen sie bald in einzelnen Ansiedlungen, bald in Dörfern oder Städten, in letzterem Falle gewöhnlich mit mehr oder weniger Oesbegen, einem türkischen Volksstamme, gemischt.

Der Religion nach sind Tadschik wie Sarten sunnitische Muhammedaner, sind also Gegner ihrer schiitischen Stammesgenossen in Persien, mit welchen sie sonst im Charakter übereinstimmen; gutmütig, dienstfertig und unterwürfig einerseits, sind sie ebenso falsch, betrügerisch und habgierig, während ihrer Intelligenz alles Lob gebührt. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die genannten schlimmen Eigenschaften die Waffen sind, womit die unterdrückten Tadschik den Kampf ums Dasein gegen die rohe Gewalt ihrer türkischen Unterdrücker kämpften. Die Lebensweise dieser turkestanischen Perser ist eine durchaus friedliche und nur auf ruhigen Erwerb bedacht. Als Landbewohner benutzen sie Grund und Boden für die Zwecke des Feld- und Gartenbaues, als Städter aber sind sie Handwerker, Kaufleute, Litteraten. Der Tadschik bewohnt ein festes Grundstück, welches überall, in dem Dorfe wie in der Stadt, ja selbst wenn es isoliert im Lande liegt, im wesentlichen dieselbe Einrichtung zeigt; namentlich fehlt nirgends die hohe, fensterlose, mit einem verhältnismäßig nur kleinen Zugange versehene Umfassungsmauer aus Lehm, welche wie in der Stadt so auch auf dem Lande das Thun und Treiben der Insassen überhaupt, sowie das Leben der Familie insbesondere vor fremdem Einblicke schützt. Hauptbeschäftigung des auf dem Lande wohnenden Tadschik ist der Ackerbau, und man kann geradezu behaupten, daß der turkestanische Ackerbau im wesentlichen in der Hand dieser Leute liegt. Die von dem städtischen Tadschik betriebenen Gewerbe sind fast ausnahmslos solche, die dem Bedarfe der eingebornen Bevölkerung Rechnung tragen. Die Mehrzahl der Gewerbtreibenden übt ihr Gewerbe ganz öffentlich auf dem Bazar aus, nur wenige verrichten ihre Arbeit im Hause, wie z. B. die Töpfer, Gerber, Seidenspinner, Weber, Färber u. s. w. Die Leistungen des Tadschikschen Handwerkers, besonders in der Verarbeitung von Leder, in der Herstellung von seidengestickten Gegenständen (Schuhen, Mützen, Tischdecken, Kleidungsstücken, namentlich der sog. „Chalate" in der Form unserer Schlafröcke), Posamentierarbeiten, Sättel und Satteldecken sind durchaus lobenswert, ja manche derselben erscheinen sogar bewunderungswürdig, wenn man die zum Teil ganz elenden instrumentalen Hilfsmittel berücksichtigt, deren sie sich bedienen. Als Handels- und Geschäftsmann sucht der Tadschik seinesgleichen; er ist gewandt und gerieben wie ein Jude. Auch fehlt es nicht in den turkestanischen Städten an wahren „Bummlern". Der Tadschik als Bummler besucht jeden Tag den Bazar, auch wenn er gar nichts dort zu schaffen hat, lediglich um sich die Zeit zu vertreiben, und in den dortigen Theebuden, am Rande beschatteter Wasserbecken, im kühlen Vorhofe der Moscheen u. s. w. findet man stets Gruppen müßig plaudernder Männer gelagert. (Alex. Petzholdt. Umschau im russischen Turkestan. Leipzig. 1877. 8°. S. 354—366.)

Ein anderer Zweig des eränischen Stammes sind die im ganzen noch wenig bekannten Galtscha oder Goltscha in den mittelasiatischen Hochgebirgen. Man hat sie, jedoch irrtümlich, oft als Bergtadschik oder Bergsarten bezeichnet. Nun gehören sie zwar zweifellos zur Familie der Tadschik, unterscheiden sich aber von dem, was man den Tadschiktypus nennt, so bedeutend, daß es unzulässig ist, sie mit diesen zu vermischen, wie es bisher geschehen.

Die Galtscha sind von den Tadschik mindestens ebensoweit entfernt, wie diese von den Persern. Sie bilden viele unabhängige Gemeinden und sind teils Schiiten, teils Sunniten.

Die Galtscha zerfallen in Magianer, welche zwischen Pendschakent und Magian (südlich von ersterem) sitzen; Folgharen, welche den Strich von Uromitân und Warziminar bewohnen; Matschen, südlich von Warziminar; Fanen im Thale des Fan-Derja, und Jagnauben im Jagnaubthale. Sie sprechen alle verschiedene persische Dialekte, verstehen sich aber gegenseitig mit Leichtigkeit, mit Ausname der Jagnauben, deren Sprache sehr verschieden ist. Anthropologisch sind die Jagnauben den Fanen, ihren Nachbarn, am ähnlichsten: von hohem Wuchse und mittlerer Dicke, bronzefarbener Gesichtsfarbe, während die Haut der bedeckten Körperteile weiß ist. Haarwuchs mittelmäßig, aber sehr bedeutend, Haarfarbe schwarz, braun (besonders bei den Fanen), rot und oft blond. Das Haar ist auch selten schlicht, öfter wellig oder kraus, der Bart größtenteils üppig, bald dunkel, bald rot oder blond. Die äußeren Enden des Augenschlitzes sind nie nach oben gezogen; die Farbe der Augen ist ebenfalls braun (zimmetfarbig) oder blau; die Form der Nase ausgezeichnet schön, lang, gebogen und fein geschnitten. Die Lippen sind fast immer schmal und gerade, die Zähne klein und, infolge übermäßigen Genusses trockener Früchte, häufig verdorben. Die Stirn ist gewöhnlich hoch und etwas nach hinten geneigt; der Brauenknochen scharf hervortretend und die Einsenkung an der Nasenwurzel oft beträchtlich tief. Die Brauen selbst sind dicht und bilden einen Bogen. Der Mund ist gewöhnlich nicht groß; das Kinn oval und der ganze Gesichtsumriß hat eine Neigung zum Oval. Die Ohren, klein oder mittelgroß, am häufigsten flach, stehen nur selten vom Schädelbogen ab. Der Körperbau ist kräftig, nervig, gedrängt. Hände und Füße sind größer als bei den Tadschik, namentlich aber größer als bei den Tataren und Kirgisen; die Knöchel sind nicht stark, die Waden muskulös, der Fuß gerade, die Taille scharf abgegrenzt und etwas hager. Die Galtscha sind groß, stark und fähig, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen. Häufig aber findet man ganze Dörfer von Kretinen bewohnt. Ophthalmie, dann Stein und rheumatische Leiden der Knochenhaut sowie der Knochen der Hände und Füße sind die verbreitetsten Krankheiten. Die Galtscha heiraten ausschließlich Frauen ihres Stammes; Ausnahmen sind sehr selten. Der Galtscha hat gewöhnlich nur eine Frau, selten zwei oder drei. So hat er den alteranischen Typus bewahrt, während der Tadschik einen Mestizenstamm darstellt. Für 57 Galtscha, die K. v. Ujfalvy gemessen, ergab sich ein mittlerer Schädelindex von 86,21, was sie in die Kategorie der Hochbrachykephalen stellt. (Ujfalvy im Globus Bd. XXXII. S. 266.)

Die nämliche Stelle wie die Tadschik im Osten nehmen die Tat mit den Guran im äußersten Westen Erans ein. Es sind ackerbautreibende Stämme und zwar die Tat in der transkaukasischen Provinz Baku, die Guran im Zagros unter den Kurdenstämmen. Die Sprachen beider nähern sich dem Persischen.

Unter dem Namen Pârsîwân bilden die Tadschik auch den ältesten, jetzt freilich nicht mehr zahlreichen Grundstock der Bevölkerung in Afghanistân; sie sind die Ueberbleibsel der alten persischen Bevölkerung und gebrauchen immer noch Persisch als ihre Muttersprache, haben auch den echt persischen Typus bewahrt und unterscheiden sich hier wie in Turkestan auf den ersten Blick sowohl von Afghanen als Oesbegen, von welch beiden sie nicht mißachtet werden, da sie alle sich zur Konfession der Sunni halten; es sind fleißige und darum auch oft wohlhabende Leute, die entweder in eigenen Dörfern beisammen leben oder zerstreut unter den Oesbegen, in welchem Falle sie auch mit den Fremden Heiraten eingehen. Alles Land nördlich einer Linie, die man von Kabûl nach Herât ziehen kann, ist nicht von Afghanen bewohnt, sondern nur unterworfen. Selbst die afghanische Hauptstadt Kabûl enthält eine ziemlich starke nichtafghanische Bevölkerung, und unmittelbar im Norden von Kabûl, im sogenannten Kuhistân (Berg-

land) von Kabûl, sitzen Tadschik, die gegen alle früheren Angriffe der Afghanen ihre fruchtbaren Thäler tapfer verteidigt und sich erhalten haben. Diese Kuhistâni, wie sie mit einem allgemeinen Namen genannt werden, haben ihre eigenen Chane und sind sehr kriegerisch, machen daher manchmal der Regierung von Kabûl viel zu schaffen, da sie sich in ihrem gebirgigen Terrain leicht verteidigen können. Sie sprechen alle persisch und verstehen afghanisch wenig oder gar nicht; ihr Persisch jedoch ist vom heutigen Irânî ziemlich verschieden, sowohl was die Aussprache betrifft als insbesondere das Vokabular: denn sie gebrauchen eine Menge Wörter, die im heutigen Persischen nicht mehr vorkommen oder überhaupt gar nicht bekannt sind.

Das eigentliche Land der Afghanen umfaßt das große Hochplateau von den Solimangebirgen bis westlich an den Farrah-Rud und die Ebene von Herât. Dagegen lebt jetzt ein ziemlich beträchtlicher Teil der Afghanen außerhalb der politischen Grenze von Afghanistân, besonders auf britischem Gebiete, in der Peschawarebene und am untern Kabûlflusse, sowie in dem Flachlande zwischen dem Solimangebirge und dem Indus. Doch sind diese britischen Afghanen nicht mehr streng geschieden und vielfach vermischt, daher immer mehr und mehr ihrer Nationalität entkleidet, von welcher sie nur noch den hohen, trotzigen Sinn bewahrt haben. Die eigentlichen Afghanen sind aber durchaus kein Mischvolk, sondern eine eigentliche selbständige Nation mit einem scharf ausgeprägten Typus und Charakter, nach Professor E. Trumpp sehr wahrscheinlich mit den alten Paktyern des Herodot identisch. Der Name Afghân ist persischen Ursprungs und dem Volke selbst unbekannt. Sie heißen sich selbst im Singular Paschtûn (im Osten Pachtûn gesprochen, daher das indische Pathân, unter dem die Afghanen in Indien bekannt sind), und im Plural Paschtânah oder Pachtânah; ihre Sprache heißt Paschtô oder Pachtô. Sie gehört zum großen indogermanischen Sprachstamme und ist ein völlig selbständiges uraltes Idiom, das zwar sowohl nach der eranischen wie der indischen Seite hin Anknüpfungspunkte bietet, aber ein indisches Gepräge hat. Es giebt einen westlichen und einen östlichen Dialekt, die sich namentlich auch durch verschiedene Aussprache unterscheiden. Ihre Schrift ist arabisch-persischen Ursprungs, wie bei den meisten zum Islam bekehrten Asiaten.

Die Afghanen stellen die kräftigste und schönste Spezies der arischen Völkerfamilie dar, haben rein arische Züge und unterscheiden sich durch ihren ganzen Gesichtsausdruck vom semitischen und speziell vom jüdischen Typus, welchem man sie früher beizuzählen liebte. Hervorzuheben ist ihre schlanke, aber dessenungeachtet markige Gestalt. Die Afghanen haben große längliche Nasen, reich herabfallendes Kopfhaar, dichten Bart, große, schwarze Augen und leichte Körperbewegungen. Einzelne Stämme, wie die Durani und Ghildschi, zeichnen sich überdies durch die faltenreichen, langen Kleider aus, die bei den bessern Ständen bisweilen persischen Zuschnitt zeigen und aus Tuch, Shawl und andern Stoffen verfertigt sind, bei der ärmeren Klasse jedoch aus Leinwand bestehen. Eine hervorragende Rolle in der Kleidung spielt das plaidähnliche Stück, „Langi“ genannt, das in verschiedenen Formen angetroffen, bald als Shawl um die Lenden, bald als Turban um den Kopf gewunden wird. Der Turban ist das zumeist pittoreske Stück in der Bekleidung der Afghanen, indem seine mit Fransen versehenen Endstücke vom Kopfe herabhängen und, mit den reichen Locken sich vermengend, dem Afghanen ein malerisches Aussehen verleihen.

Die Afghanen bilden im ſtrengen Sinne des Wortes keine eigentliche Nation, ſondern ſind, ähnlich den Beduinen, in eine Anzahl Stämme geteilt, die ſich oft blutig bekriegt haben und es zum Teil noch thun. Die Regierung des Landes, von ſtreng auto-

Afghane in ruſſiſchen Dienſten.

kratiſcher Form, iſt ein wunderbares Gemiſch von türkiſchen und perſiſchen Inſtitutionen. An der Spitze des Landes ſteht wohl der „Emir“, der Chan par excellence, denn jeder einzelne Stamm hat ſeinen eigenen Chan, doch iſt ſeine Macht nur von höchſt problematiſcher Natur. Er befiehlt nur, ſolange ihm die Mittel zu Gebote ſtehen, die Ser-

bars der einzelnen Stämme durch Spenden oder Versprechungen in seinen Ideenkreis zu ziehen. Es besteht wohl der allgemeine Rahmen der einzelnen Stämme, welche jeder als Ganzes mit dem turkomanischen Worte „Uluß" bezeichnet werden, und ein Uluß teilt sich gewöhnlich wieder in eine Anzahl von Unterstämmen, sogenannte „Cheil" oder „Khel", von welchen erstern der „Chan", von letztern hingegen der „Tschelwaschti" oder Graubart der Prärogative der Obrigkeit sich erfreuen soll, indem es dem Chan zusteht, eine „Dscherga", d. h. eine Volksversammlung zu berufen, um mit derselben über das Gemeinwohl zu beraten. Auch sollen gewisse Bande der Subordination zwischen den Chanen der einzelnen Stämme und dem regierenden Landesoberhaupte existieren, doch ist es thatsächlich mit diesen Grundprinzipien der Regierung sehr schlecht bestellt; denn sowenig der Hirt oder Bauer seinem Chan Gehorsam leistet, ebensowenig unterliegt dieser den Befehlen des Landesfürsten und kann von ihm nur durch Ueberredung oder, was häufiger der Fall, durch Bezahlung gewonnen werden. „Wir nehmen Zwist, Aufruhr und Blutfehden gerne hin, doch wir können keine Obrigkeit über uns dulden," sagen die Afghanen. Sie sind das einzige Volk in Asien, das kleine Republiken gebildet und sie mit aller Kraft aufrecht erhalten hat. Dieser demokratische Zug charakterisiert fast alle Stämme, wo sie nicht mit Waffengewalt unterworfen sind; selbst die westlichen aristokratisch regierten Stämme sind keineswegs ihren Häuptlingen unbedingt gehorsam, sondern der Chan ist vielmehr der Rangälteste, der alle gemeinsamen Maßregeln im Einverständnisse mit den Aeltesten vornehmen muß, wenn er nicht verjagt werden will. Unter solchen Umständen ist natürlich der Einfluß des Emirs kein großer, soweit er ihn in inneren Angelegenheiten geltend machen wollte; dagegen finden seine Aufgebote gegen einen auswärtigen Feind rasche Folge. Daher schreibt sich auch der Mißerfolg, welchen die Engländer bei ihrem afghanischen Feldzuge erlitten haben; sie fanden ein Volk, dem die persönliche Freiheit über alles ging und das den Herrscher, welcher seinen Thron von fremden Bajonetten stützen lassen wollte, zuerst mißtrauisch und dann mit unverhohlenem Hasse empfing. Dieser Neigung zur Unabhängigkeit angepaßt sind auch die Gesetze, wenn hier überhaupt von solchen die Rede sein kann, sehr einfacher Natur; eine Art von Jury, die oben erwähnten Weißbärte, ist zur Rechtspflege nach den Satzungen des Koran berufen. Nebst diesen sind es nur die alten Sitten und das Herkommen, welche im öffentlichen Leben als Regulative dienen und das Zusammenleben möglich machen. Eine speziell afghanische Sitte ist z. B. die „Nannawatti", d. h. „ich bin gekommen", womit der Bittsteller seinen Eintritt in das Zelt oder in das Haus anzeigt und trotz wiederholter Aufforderung, sich niederzusetzen, nicht eher Platz nimmt, als bis man ihm die vorgetragene Bitte gewährt. So kann auch eine Frau, wenn sie ihren Schleier in das Haus eines Mannes schickt, sich dessen Schutz sichern, und den Schleier zurückzuschicken ist dermaßen unerhört, daß, wie die Geschichte beweist, Mütter aus der Herrscherfamilie durch dieses Mittel ihren Söhnen den Thron zu sichern vermochten. Man betrachtet diese Sitten als Ausfluß der Gastfreundschaft, doch ist dieselbe bei den Afghanen nur sehr selten anzutreffen und gilt nur dem Namen nach; einen Schritt vom Eingange des Zeltes entfernt ist ebenderselbe schon vogelfrei, der noch vor wenigen Augenblicken mit dem Besitzer des Zeltes Brot und Salz gegessen. Und so wie es erwiesen ist, daß englische Flüchtlinge bei dem Massakre 1841, von Hunger und Durst zu Tode gequält, bei ihrem Eintritt in das Haus oder Zelt eines Afghanen erbarmungslos niedergemetzelt wurden, ebenso ist es bezeugt, daß afghanische Kaufleute hungernden Hadschi und Derwischen oft den Bissen Brot versagten, ja während einer Zolluntersuchung auf den Paropamisusbergen in einer Höhe von über 3000 m bei empfindlicher Kälte sämtliche Hadschi und Molla splitternackt ausziehen ließen, um sich davon zu überzeugen, ob sie nicht etwa am nackten Körper etwas Verzollbares tragen. Gegen seine Sklaven ist der Afghane ein verhältnismäßig milder Herr. Die Frauen der Afghanen, welche vom Vater der Braut käuflich erstanden werden, sind von großer Schönheit und zartem Baue; die Tyrannei ihrer Männer und die strenge Einschließung in den Harems bringt es mit sich, daß alle möglichen Intrigen bei ihnen an der Tagesordnung sind, um die Wachsamkeit ihrer Hüter zu täuschen. Während der Herr und Gebieter in der „Hujra" oder der „Masdschid" (Hujra ist eine Art Klub, in welchem geplaudert und geraucht wird und fremde Reisende auf 24 Stunden Freiquartier finden; Masdschid ist die Moschee, in welcher zwar geplaudert, aber nicht geraucht werden darf), seine Zeit tötet, oder auf einem Raubzuge begriffen ist, weiß die Frau unter dem Schutze der „Burka" (einem Kleidungsstücke, welches, gut drapiert, weder das Geschlecht, noch eine Person unterscheiden läßt) den „Freund ihrer Seele" hereinzuschmuggeln. Wehe aber, wenn sie ertappt wird; rittlings

auf einem Esel, mit geschorenem Haupte, das Gesicht mit Kot und Oel bestrichen, wird sie im ganzen Orte herumgeführt, den Beschimpfungen des Pöbels preisgegeben. Dagegen hat der Mann vollkommene Freiheit; die Sorge für seinen Harem ist eines seiner wichtigsten Geschäfte, und Mädchenraub etwas Gewöhnliches. Doch sind die Afghanen die einzigen Asiaten, bei denen das Wort Liebe (Minah) in unserem Sinne vorkommt und verstanden wird. Polygamie existiert nur bei Vornehmen und Reichen, höchst selten beim gemeinen Volke. Dagegen ist die Leviratsehe allgemeine Verpflichtung. Die Bildungsstufe der Afghanen ist eine sehr niedere; die Priester und Kaufleute sind wohl die einzigen, welche lesen und schreiben können; doch bedienen sie sich der persischen Sprache, in welcher auch die offiziellen Dokumente ausgefertigt werden. In ihrem eigenen Dialekte, dem Paschto, existieren nur wenige Werke theologisch-historischen und poetischen Inhalts von geringem Werte. Der Glaube an Zauberer und Hexen, an Astrologie und Amulette ist allgemein verbreitet.

Der Afghane ist Hirt oder Ackerbauer. Von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, verlebt der Paschtun die meiste Zeit auf dem Pferde; an Wechsel von Hitze und Kälte, wie ihn die Bodenbeschaffenheit seiner Heimat mit sich bringt, gewöhnt, wächst er zum Krieger oder Banditen heran; der Afghane sucht die Gefahr und den Kampf. An letzterem ist wohl nie ein Mangel in einem Lande, in welchem die Blutrache herrscht und der Bürgerkrieg fast nie aufhört; dennoch besitzt er nach H. Vámbéry keineswegs die den asiatischen Völkerstämmen meist eigentümliche kriegerische Tapferkeit, obgleich der reiche Waffenschmuck, die hochragende imposante Gestalt eher auf ein Volk von berufenen Kriegern als auf ein solches von Feiglingen schließen ließe.

Die afghanischen Stämme teilen sich in östliche und westliche, in die sogenannten Larpaschtun (untere Afghanen) und Barpaschtun (obere Afghanen). Zu den ersteren gehören: die Wasirai im nördlichen Teile des Solimangebirges, weiter gegen Süden die Daulat Cheil und die Schiranai, an welche die Marrai angrenzen, ferner die sogenannten Kaibarstämme, nämlich die Afridi, Schinwarai und Wurukzai; sie mögen etwa 150,000 Köpfe zählen und liegen häufig unter sich selbst im Streite. Es sind hagere, aber muskulöse Leute, mit hohen Nasen und Backenknochen und von ziemlich dunkler, rötlicher Gesichtsfarbe. Sie gehen immer bewaffnet und das lange afghanische Messer fehlt nie in ihrem Gürtel. Diese östlichen Stämme sind jedenfalls diejenigen, die in der Kultur am meisten zurückgeblieben sind, mit Ausnahme der Stämme im Peschawarthale, die sich an ein seßhaftes Leben gewöhnt haben. Ethnographisch sind diese Afghanen stark gemischt mit Indiern, und westlich des Indus bis nach Peschawar hin wohnen Awan, die heutigen Vertreter der in den Puranas als Bewohner dieser Gegenden genannten Nachkommen des fabelhaften Königs Anu. Diese Afghanen bilden einen Gürtel von kleinen Grenzrepubliken längs der ganzen Linie der sich über 1133 km erstreckenden Westgrenze des Pandschab; bis hinab nach Sindh ist jedes Thal von einem eigenen Stamme bewohnt, längere Thäler teilen sich sogar zwischen zwei und mehr Völker, deren jedes sich vom Nachbar abschließt und seine eigenen Ausschüsse wie Führer wählt. Von den westlichen Stämmen ist der bedeutendste jener der Duranai, der alle afghanischen Stämme an Zahl und Ausdehnung übertrifft; ihm zunächst kommen die unruhigen, raubsüchtigen Ghildschi oder Ghilzai, endlich die Povindah, welche in vier Cheil zerfallen und aus Soldaten und Kaufleuten bestehen. Die Gesamtzahl aller afghanischen Stämme mag 3,500,000 Köpfe betragen.

Auch in dem Nachbarreiche von Kelat, welches weniger richtig unter dem Namen Belutschistan auf den Karten figuriert, ist die Bevölkerung eine sehr gemischte. Stämme indischer Abkunft wiegen im Hochlande, eranische im Flachlande vor. Hauptvertreter der ersteren sind die Brahui, der letzteren die Belutschen, welche jedoch die späteren Einwanderer sind und von Westen einzogen. Ihre Sprache ist dem Neupersischen verwandt, schließt sich genau an den Zazadialekt des Kurdischen an, beginnt im Westen an der Ostgrenze Kirmans und geht im Osten bis an den Indus, im Norden bis an das Gebiet der Afghanen, im Süden bis ans Meer. Aber nur im Westen, an der Grenze der persischen Provinz Seistân, haben die Belutschen bis zur Gegenwart die

Führung behalten. Das Inselland Tschand-Kuh, Burdgah, Ken, Muzarka sowie Seistân, in welchem ihrer etwa 8500 Familien leben mögen, sind gegenwärtig von Belutschen besetzt. Sie zerfallen in unzählige mehr oder minder edle Stämme mit Häuptlingen, darunter die drei wichtigsten sind: die Nharui, westlich von der Wüste, teilweise auch bei Nuschki und in Seistân; die Rind und Maghzi, besonders in Katsch-Gandawa. Nebst den Nharui treffen wir in Seistân noch die Sangurani- und die Tawki-Belutschen. Erstere galten noch im Beginne dieses Jahrhunderts als „Budenbewohner", deren Hütten, aus Zweigen von Tamarisken aufgeführt, überall aufgeschlagen wurden, wo der Futterplatz ihre Herden hinführte; später wandten sie sich in das Herz von Seistân und vertauschten hier die Lebensweise der Nomaden mit seßhaften Beschäftigungen. Die Tawki-Belutschen, eine Mischrasse aus Brahui, Belutschen und Schahreki, sind fast ausschließlich Hirten und landwirtschaftliche Arbeiter. Mit den Sangurani mögen sie 7250 Familien zählen. (Globus, Bd. XXXII, S. 189.) Einige der Gemeinwesen der Belutschen zählen kaum über zwanzig Köpfe, aber ihre Führer sind so stolz und anmaßend, als wenn zweitausend hinter ihnen ständen. Diese Stammesgliederung bestimmt auch den Charakter der Regierung, an deren Spitze ein despotischer „Chan" steht, welcher in Kelat thront. Er gehört aber nicht dem Belutschenvolke, sondern den Brahui an, welche die politischen Herren im Reiche sind. Ganz die nämlichen Ursachen wie in Afghanistân erklären die Schwäche seiner Regierung bei der starken Eifersucht der großen und kleinen Abteilungen untereinander und gegen Dritte, sowie die endlosen Reibereien und Fehden. Hierin leisten die an Indien grenzenden Belutschen, insbesondere die Stämme der Bhagti und Marri, noch Größeres als ihre Brüder im Westen: in der Schnelligkeit der Bewegung auf ihren flinken Rossen wie in der Zerstörungswut bezeigen sie sich als echte Nomaden.

Die Belutschen sind schön gebaut, schlank, ungemein stark, ausdauernd, jeglicher Entbehrung fähig. Ihre Hautfarbe ist, namentlich in der heißen Ebene, ziemlich dunkel, die Physiognomie scharf und grausam, die Nase breit, die Stirn niedrig, Haar und Bart sind reichlich aber hart, die Füße auffallend groß. Ihr Charakter ist aus Wildheit, Kühnheit, List und Raschheit zusammengesetzt. Gesetze, Arbeit, Handel, Unterordnung sind diesen gefürchteten Wüstenräubern völlig fremd; sie leben durchaus frei, in Sitten und Gewohnheiten den Afghanen gleich, der Blutrache ergeben. Letztere erbt sich, wenn nicht gestillt, durch ganze Geschlechter und bricht am Ende aus, wenn auch vorher scheinbar lange gesühnt durch einen Priester oder gar durch Heirat. Zwei Belutschen verschiedenen Stammes oder durch ein Blutrachegesetz „verbunden", haben bei der ersten Begegnung, auch wenn sie sich vorher nie gesehen, einen merkwürdigen Instinkt, das zu wittern. Sie sprechen nicht, verraten keine Leidenschaft, sondern betrachten sich eine Zeitlang schweigend. Dann fallen sie plötzlich übereinander her und beißen, zerreißen sich gegenseitig mit den Zähnen oder ersticken sich durch ruhiges, lautloses Eindrücken und Festhalten der Kehle. Einer bleibt allemal tot, sehr oft vernichten sich beide, dabei hört man keinen einzigen Laut. Die Belutschen sind unwissende Schiiten, aber nicht strenggläubig, wohl aber voll Aberglauben. Ueber Muhammed steht ihnen „Piir Kisri", der gleich nach dem höchsten Gott kommt; bei ihm schwören sie, wenn sie ehrlich sprechen, was sehr selten ist. Ihre Hauptbeschäftigung ist Diebstahl, doch rauben und plündern sie mit der wunderbarsten List und Kaltblütigkeit, unternehmen dazu Raubzüge in die Nachbargebiete, je zu zweien Rücken gegen Rücken auf dem Dromedare sitzend, um die Gegend stets nach allen Seiten zu durchspähen. Ihre beste Tugend ist vielleicht die Gastfreundschaft, doch auch ihr ist nicht allzuviel zu trauen. Die Belutschen bewohnen Dörfer meist von schwarzen Filzzelten und jedes Dorf bildet eine Clanschaft. Sie tragen weite

Hosen, ein hemdartiges, gegürtetes, meist blaues Obergewand und für gewöhnlich eine eigentümliche Mütze. Den Turban setzen sie nur an Festtagen auf. Als Waffen dienen ihnen Flinte, Dolch, Schwert und Schild, oft auch die Lanze.

Der zweite Hauptvolksstamm Belutschistâns, jener der Brahui, findet gleichfalls hier seine schicklichste Stelle, obwohl er nicht dem eranischen, ja nicht einmal dem indogermanischen Völkerkreise überhaupt angehört, sondern ein Bruchstück jener großen Rasse ist, welche jetzt auf das südliche Indien beschränkt erscheint, dereinst aber wohl die Urbevölkerung der ganzen indischen Halbinsel bildete und deren einzelne Glieder unter dem Namen Dravida zusammengefaßt werden. Ihre Sprache, die von Shal im Norden bis nach Jalavân im Süden und von Kohak im Westen bis Harrand im Osten reicht, zeigt einzelne ganz deutliche Uebereinstimmungen mit den Idiomen Dekkans, und ebenso weisen die körperlichen Merkmale auf Indien als Heimat hin. Die Brahui sind indes zweifellos im Lande ältere Ansiedler als die Belutschen und haben auch in Kelat die politische Macht in Händen. Alle Großen, die sich einer bedeutenderen Selbständigkeit erfreuen, ja, wie schon erwähnt, der Chan selbst, sind Brahui.

Die Brahui sind mittelgroß oder darunter und von schwarzbrauner Hautfarbe; ihr breites Gesicht hat hohe Jochbeine, einen platten, dem mongolischen sich annähernden Schnitt und ist mit kurzem dünnen Schnurr- und Backenbart verziert. Das sehr dichte Haupthaar ist rabenschwarz, das Auge gleichfalls schwarz und stechend, der ganze Körperbau kräftig. Von ihrer Geschichte ist wenig bekannt; wahre Nomaden, wandern sie, durch die Trockenheit des Klimas gezwungen, mit ihren Familien und Herden im Frühjahr nach dem Hochlande, im Herbste in die Tiefebene; doch betrachten sie das Hochland als ihr Heim, und die dort beständig wohnenden Brahui sind fleißige Ackerbauer, auch in Dorfschaften seßhaft. Alle Brahui sind sunnitische Moslemin, aber keineswegs strenggläubig. Im Hochlande werden dem ohne Nachkommen Verstorbenen Erinnerungssäulen, „Tscheda", gesetzt, an welchen sich der ganze Stamm im Frühjahre nach seinem Tode versammelt und bei reichlicher Bewirtung seitens der Angehörigen das Andenken des Verblichenen ehrt; hier feiert der Brahui seine Hochzeit und die Stelle, an welcher der Festtanz gehalten wurde, wird für die Nachkommen in einem „Tschapa" verewigt, einem Kreise aus Steinen, in deren Mitte ein höherer Stein aufrecht gestellt wird. Je höher hinauf im Thale, desto sorgfältiger sind Tscheda und Tschapa aufgebaut. Die Kleidung der Brahui besteht jahraus jahrein aus einem weiten weißen Hemde und ebensolchen Beinkleidern aus dickem Kamelott, und das Haupt wird von einer kleinen Zeugkappe bedeckt. Abgesehen von ihrer Gefräßigkeit — sie lieben Fleisch über alles und verschlingen es halb roh und ungesalzen — ist ihr Charakter nach Dr. Bellew ein vortrefflicher; die Fehler der Belutschen, Grausamkeit, Geiz und Rachsucht, haben sie nicht, sie sind gastfrei, dankbar und von unerschütterlicher Treue, ein friedliches, äußerst tapferes, abgehärtetes, unverdorbenes nomadisches Hirtenvolk ohne alle Kultur, dem Einige freilich auch Raub- und Mordlust zuschreiben. Auch sie zerfallen in eine Unzahl von Clans oder Theil; ihr Lager nennt man „Tuman" und das Haupt eines solchen „Tumandar".

Der Rasse nach von den Brahui und dem Stamme nach auch von den Belutschen verschieden sind die Luri, die Bewohner Luristâns; sie zerfallen in die großen Luren oder Bachtiari und in die kleinen Luren oder Feili, kommen aber auch in Belutschistân als eine Art Zigeuner vor, welche in einzelnen Familien im ganzen Lande zerstreut sind; man trifft dieselben vorzüglich als Musikanten, Töpfer, Seiler, Mattenweber und Hausierer. Sie besitzen keinen Grund und Boden, treiben nie Ackerbau und werden als Ausgeworfene betrachtet. (Dr. H. W. Bellew, From the Indus to the Tigris, a narrative of a journey through the countries of Balutschistân, Afghânistân, Khorassân and Irân in 1872. London 1874. 8°. S. 52—57.)

Die Dardu und ihre Verwandten.

Nördlich und südlich von Hindukuh sitzen Völker arischen Stammes, dem auch die bisher gemusterten Perser, Afghanen, Galtscha und Belutschen angehören. Anthropologisch zerfallen die Hindukuhbewohner in zwei Gruppen, eine eranische, zu welcher die Galtscha nebst den Leuten in den Pamirlandschaften Karategin, Darwas, Schugnan, Sirikol, Wachan und dem oberen Badachschan zählen, dann eine indische, welche die Bewohner von Dardistan, Tschitral und Kafiristan, ferner die Balti und die Burischvölker in Tibet umfaßt. Als Stock dieser ganzen Gruppe dürfen wir vielleicht die Dardu ansehen, die Ueberreste einer reinen arischen Rasse, die Darada der alten Inder und die Deradai der Griechen, welche die Landschaften zwischen dem Hindukuh und Kaghan (35 bis 37° n. Br. und 73—74° ö. L. v. Gr.) innehaben. Dieses Dardistan trägt bei seinen Bewohnern keinen Gesamtnamen, sondern wird als Jaghistan, Kuhistan und dergl. bezeichnet. Die Namenzersplitterung bei diesen kleinen Bergvölkern, die sich in eine Anzahl von Stämmen gliedern, ist ungeheuer; nicht nur daß sie selbst jeder einen eigenen Namen führen, auch die Nachbarn benennen sie oft ganz verschieden. Ebenso arg ist die Verwirrung in den Sprachen und Religionen. Im engeren Sinne sind die Dardu das Volk, welches das Bergland von Schinaki bewohnt, das sogenannte Schinaki spricht und sich selbst auch wohl Schinaki oder Schina nennt. Mit Dr. G. W. Leitner, dem wir die eigentliche Entdeckung und erste Erforschung der Dardu verdanken, begreift man aber darunter nicht nur die Schinaki nebst den Stämmen der Tschilasi, Astori, Gilgiti und Dureyli, sondern auch die Bewohner von Tschitral, jene von Jassin, Hunsa und Nager, welche man als Burisch oder Jeschkun zusammenfaßt, endlich jene von Kafiristan, die unter dem Namen der Kafir oder Siahposch bekannt sind. Obgleich die Mundarten aller dieser Völker sehr voneinander abweichen, tragen sie doch insgesamt einen gemeinsamen arischen Charakter und wurden wahrscheinlich lange zuvor gesprochen, ehe sich das Sanskrit zu einer Litteratursprache entwickelt hatte. Eine Ausnahme macht jedoch das Kadschuna, das Idiom der Burisch, welches mit keiner anderen Sprache Aehnlichkeit hat und in seiner Isoliertheit noch ein Rätsel bildet.

Den physischen Typus der uns beschäftigenden indischen Gruppe der Hindukuhvölker beschreibt Karl Eugen von Ujfalvy als: über die Mittelgröße hinausragend, schlank mit gelocktem, sehr dunklem, fast nie blondem Haupthaar, dunklen Augen und südeuropäischer Hautfarbe. Der Körper ist stark behaart, besonders auf den Beinen, der Schädel hyperdolichokephal und klein. Bei 45 Dardu ergab Ujfalvys Messung einen Breitenindex von 75,62; 47 hatten einen größten Horizontalumfang von nur 53, und einen Transversalumfang von bloß 330 mm. Auch der Umfang der Hand- und Fußgelenke ist bei den Dardu und Kafirvölkern ein feiner und zierlicher, während er bei den eranischen

Pamirstämmen ein massiver, roher ist. Bei den Burisch kommen häufig Rotköpfe vor, was für eine einstmalige Mischung mit irgend einem blonden Volke sprechen mag. (Karl Eugen von Ujfalvy. Aus dem westlichen Himalaya. Erlebnisse und Forschungen. Leipzig 1884. 8. S. 178—183.)

Forschen wir nach der Verbreitung dieser bis vor kurzem noch völlig unbekannten Hindukuhindier, so finden wir dieselbe viel größer, als man anfänglich meinte; sie erstrecken sich bis in den westlichen Winkel des Himálaya- und Karakorumgebirges. Unmittelbar an den Hindukuh lehnen sich die Tschitralen oder Kho und die Kafir. Die Tschitralen sind Moslemin und besitzen eine Fakir-Muschkinkaste, welche einen echt arischen Typus aufzuweisen scheint; ihr ovales Antlitz, die edel geschnittenen Gesichtszüge, besonders fein gelocktes Haupthaar und ihre auffallend großen und schönen Augen scheinen sie von den Schina zu unterscheiden. Die Frauen von Tschitral waren ihrer besonderen Schönheit halber auf den Sklavenmärkten von Kabûl, Peschawar und Badachschan in früherer Zeit eine sehr gesuchte Ware. (Ujfalvy, a. a. O. S. 289.)

Die Kafir oder Siahposch, d. h. die „Schwarzgekleideten", kann man kaum ein „Volk" nennen; denn sie bestehen eigentlich aus einer Unzahl kleiner Stämme, die sich untereinander bekriegen und, obschon sie verwandte Dialekte sprechen, sich hie und da nicht von Stamm zu Stamm zu verständigen wissen. Auch hinsichtlich des physischen Typus giebt es eine gewisse Verschiedenheit unter ihnen, ja in den höchsten Thälern des Hindukuh soll es äußerst lichte Stämme geben, welche als „Rote Kafir" bekannt sind. Die drei bedeutendsten Völkerkomplexe Kafiristans sind: die Rumgâli oder Lumgâli, Bewohner der oberen Thäler des Hindukuh, südwestlich gegen Afghanistân; die Weigâli in den südöstlichen Landesteilen bis zum Kunarthale, die Buschgâli, nördlich der letzteren bis zur Stadt Kunar. Diese drei Hauptstämme teilen sich in eine große Zahl von Unterabteilungen; die Weigâli allein sollen 80 kleinere Stämme umfassen. Außerdem giebt es noch einige abgetrennte Stämme, wie z. B. die Kalascha der östlichen Gebirgsketten, die sich Tschitral unterworfen haben und zum Islam übergetreten sind, und die Sefidposch (die Weißgekleideten), die einen sehr kleinen Volksstamm ausmachen, ganz im Norden zu beiden Seiten des Hindukuh wohnen und dem kleinen Oxusstaate Mundschân unterthänig sind. Sie heißen auch Kattigâli oder Wirigâli. Auch die Stämme im nördlichen Afghanistan, in den Gorband-, Pandschir- und Nidschrauthälern dürften zu den Siahposch zählen. Heute gehören sie zu Afghanistan und sind eifrige Moslemin sowie auch einige Rumgâlistämme und die Kalascha. (A. a. O. S. 311 bis 312.) Major Tanner berichtet auch von dem mächtigen Stamme der Tschuguni, welche in einem Thale nördlich von Kund leben und etwa 6000 streitbare Männer zählen dürften; es sind echte, wilde Bergleute, von blasser Gesichtsfarbe und hageren Zügen, welche selten bis nach Dschelalabâd herabkommen und nur um ihren „Ghi", ihren Käse und ihr Holz zu verkaufen, ihre Thäler verlassen. Ihre Beine sind mit groben Socken aus Ziegenhaar, dann mit einer äußeren Hülle von demselben Stoffe und eben solchen seltsamen ungegerbten Schuhen bekleidet, welche sehr künstlich gebunden werden. Ueber die Herkunft der Kafirstämme weiß man nichts; die Mehrzahl sind Heiden, d. h. keine Muhammedaner, aber ihre religiösen Gebräuche mahnen lebhaft an den alten Glauben aus dem Rig-Veda, was auch auf einen innigen Zusammenhang aller dieser Völkerschaften in vorislamitischer Zeit hinzuweisen scheint. Ein höchstes Wesen wird unter dem Namen „Imbra" verehrt; ihm zunächst an Bedeutung steht der Prophet „Mani", sein Sohn; er soll nicht auf Erden gelebt haben und vertritt bei Imbra die Angelegenheiten der Menschen. Steine werden zwar als Sinnbilder des Imbra errichtet, aber geschnitzte oder ausgehauene Götzenbilder giebt es in Kafiristan nicht. Nebst den beiden genannten existiert noch ein ganzes Heer von Göttern und ihnen allen werden Kühe geopfert und dabei Zedernzweige verbrannt. Einige Kafirfamilien haben übrigens sich südwestlich von der Stadt Tschitral niedergelassen und den Islam angenommen; man nennt sie gemeiniglich Balascha. Die Siahposch tanzen sehr gern, die Art und Weise ihres Tanzes unterscheidet sich aber sehr von der ihrer östlichen Nachbarn. Statt eines oder zweier Tänzer schließt sich alles was gegenwärtig ist, sowohl Männer als auch Frauen, dem Tanze an. Die Stellung der Frauen ist bei den Siahposch eine weit untergeordnetere als bei den Schinavölkerschaften; sie werden zu den Feldarbeiten angehalten, während die Männer nur dem Kriege und der Jagd frönen. Jeder darf so viel Frauen besitzen, als er ernähren kann und der Besitz von 4—5 Frauen ist nichts

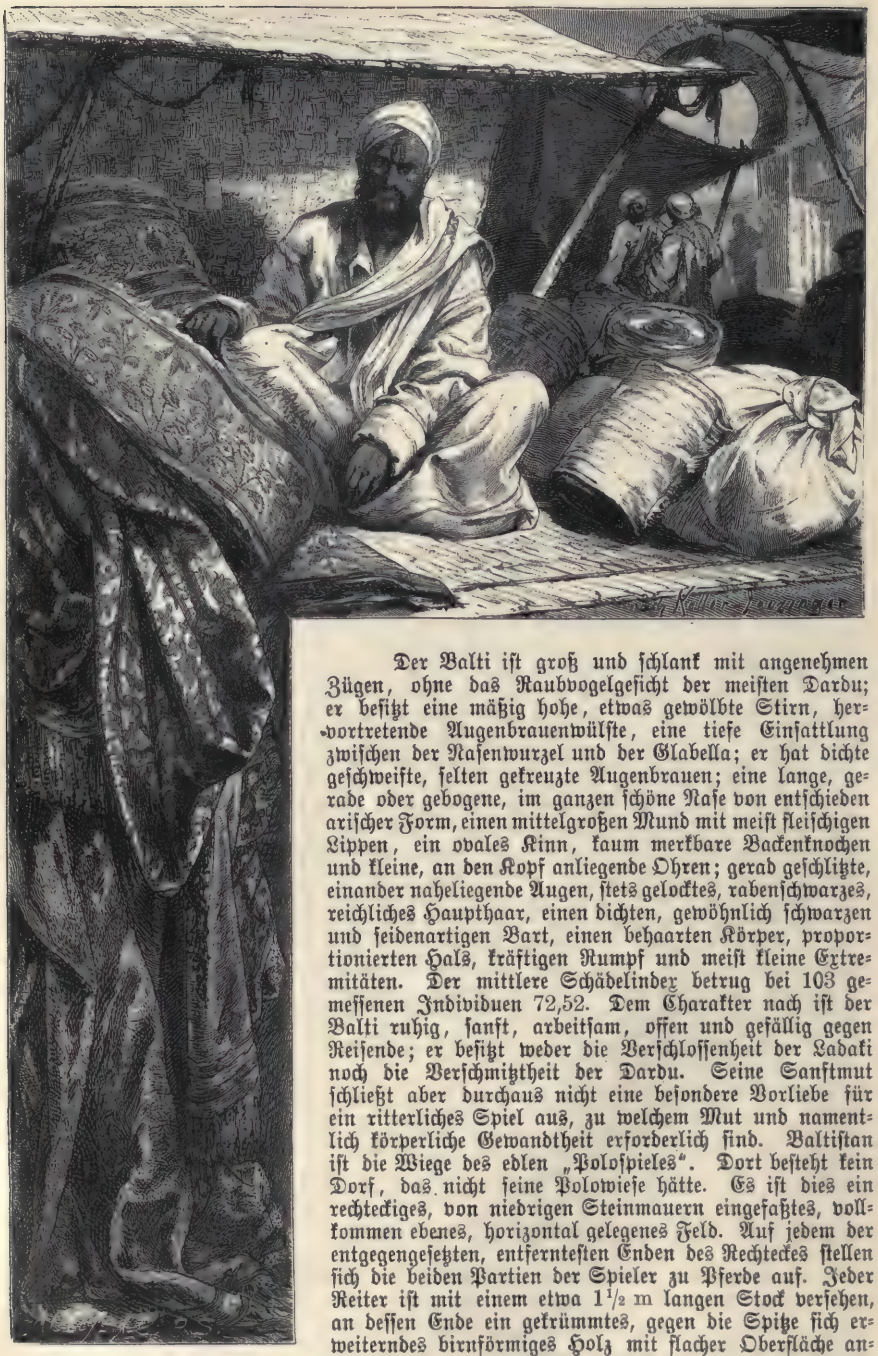
Ungewöhnliches. Die Frauen sind sehr unsittlich und die Eifersucht der Männer wird mit einer ganz unbedeutenden Geldstrafe beschwichtigt. Bei allen diesen Völkerschaften sind die schwarzen Gewänder charakteristisch, weshalb sie auch von ihren Nachbarn Siahposch genannt werden. Der Kopfputz der Frauen ist äußerst merkwürdig, bei den Buschgâli wenigstens. Das zu dünnen Zöpfen geflochtene Haar wird unter einer schwarzen Kappe getragen, auf der sich zwei hölzerne, mit schwarzem Tuch bedeckte fußlange Hörner befinden. Die Dörfer sind mit einer 3 m hohen Einfriedigung umgeben und die Häuser bestehen aus mehreren Stockwerken. Merkwürdigerweise pflegen sich die Siahposch nicht wie alle ihre Nachbarn auf den Boden, sondern auf Stühle zu setzen. Ein kleiner, hölzerner Bogen, etwa 1,5 m lang, Pfeile, Schlachtaxt und Dolch sind ihre einzigen Waffen, die sie jedoch durch Säbel und Luntenschloßflinten zu ersetzen beginnen. Jeder Stamm wird von dem Aeltesten des Dorfes regiert, ohne sich um die Nachbarstämme zu bekümmern. Leichen werden mehrere Tage vor der Beerdigung in Prozession um das Dorf getragen und von den Begleitern umtanzt. (A. a. O. S. 312—316.) Der Kafir ist hyperdolichokephal, schlank von Wuchs, mit besonders ausdrucksvollen Gesichtszügen, dunklem gelockten Haupthaar und klugen Augen. Er ist Viehzüchter, Ackerbauer und leidenschaftlicher Jäger. Seiner Sinnesart nach ist er kühn und unerschrocken, ein gefürchteter Feind, aber weniger fanatisch und grausam als sein Stammverwandter, der Dardu, oder sein heimtückischer Nachbar, der Jeschkun.

Diese Jeschkun oder Burisch bewohnen die hohen Gebirgsthäler nächst dem Knotenpunkt, der den Hindukuh mit dem Karakorumgebirge und Himalaya verbindet und die Pamir südlich begrenzt. Es sind dies die wegen ihres ungebärdigen, räuberischen Wesens weithin gefürchteten Bewohner von Jassin, Hunsa und Nager, fanatische, heimtückische und blutdürstige Moslemin, welche alle Bergpässe der Umgebung unsicher machen. Die Nager mahnen oft, was ihren Typus anbetrifft, an ihre südlichen Nachbarn, die Balti, so daß Hr. v. Ujfalvy an eine enge anthropologische Verwandtschaft zwischen diesen beiden Völkern glaubt.

Südlich und südöstlich von den vorigen lehnen sich die zahlreichen Dardustämme: in den Thälern des Pandschkora- und Swatflusses; die Leute des indischen Kuhistan, die Anwohner von Torwall, Kandia, Tangir, Darel und Ghôr; alle am rechten Ufer des Indus. Am linken Ufer: die Tschilasi und eigentlichen Dardu, welche sich östlich bis ins Herz von Baltistân erstrecken; in Gilgit, Bundschi, Astor, Gures — bis Drâs giebt es Dardu, ja selbst unweit von Leh begegnet man ihren buddhistischen Stammesbrüdern. Die in Baltistan wohnenden Dardu heißen Brokhpa und zeichnen sich besonders durch ihre Unreinlichkeit aus. Die Dardu nähern sich physisch den Tschitralen und Kafir. Nur besitzen sie besonders ausgeprägte Raubvogelgesichter, dunkles lockiges Haupthaar, dichten dunklen Bart, blitzende tiefliegende Augen und ziemlich gebräunte Hautfarbe. Der Schädel ist verhältnismäßig von geringem Umfange, die Stirn gerade, hoch, aber oft auch sehr niedrig; die Augenbrauenwülste treten stark hervor; die Augenbrauen sind geschweift, sehr dicht und meist gekreuzt; die Backenknochen stehen nicht vor, um so mehr aber die Jochbögen. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen sind schmal, die Ohren klein und am Kopfe anliegend; die Zähne meist schlecht. Es sind lange, hagere, aber kräftige Gestalten mit kräftigem Hals und meist großen Extremitäten. Ihre Weiber haben sehr dunkle Haare und schwarze, funkelnde Augen. Die Krankheiten der Kopfhaut sind bei ihnen sehr häufig und dürften wohl ihrer ungemeinen Unreinlichkeit zuzuschreiben sein. Sie sind sehr arm, bewohnen elende Holzhütten und nähren sich spärlich von Viehzucht und Ackerbau. Die Weiber tragen eigentümliche Schmuckgegenstände, die aber weniger zierlich gearbeitet sind als jene der Balti. Der Dardu ist kriegerisch, wild, verschmitzt, faul, auch gleichgültig; nur fremde Herrschaft ist ihm ein Greuel, gegen die er sich beständig auflehnt; er ist meist fanatischer Sunnite. Dennoch hängt der Islam den Dardu so zu sagen nur lose auf den Schultern und hat manches Alte unberührt gelassen. Obschon die Dardu keine Schriftzeichen besitzen, haben sich doch interessante mündliche Bruchstücke ihrer Geschichte und Mythologie und, so scheint es, Ueberreste eines uralten Gemeinwesens erhalten, welche an die reinsten Verhältnisse des alten Arischen erinnern. Die Aeußerlichkeit des Islam bei den Dardu erkennt man an den vielen altheidnischen Anklängen in Glauben und Sitte, an der geringen Verehrung des Korans wie an der Liebhaberei für Hunde. Das Kastenwesen besteht trotz Islam bei den Dardu. „Schen" ist die erste und höchste Kaste, die sie jener der Mogul in Indien gleichstellen; die zweite „Jastgun" oder Jaschkunn" bildet sich durch Zwischenheiraten eines Schen mit einer Frau niedrigerer Kaste. Die Angehörigen der einen und der andern können untereinander heiraten,

der Kastenunterschied fällt aber in einer solchen Ehe nicht ganz weg. Die weiteren Kasten sind „Tadschön" (Zimmerleute), „Tschadscha" (Weber), „Akar" (Eisenhändler), „Kulal" (Töpfer), „Dom" (Musiker), „Kramm" (Gerber), welche auch die niedrigste ist. Trotz Islam glaubt man an böse Geister und gute Feen, und in jedem Dorfe, in welchem eigentliche Dardu, also Schina in der Majorität sind, giebt es einen großen Stein, welcher immer noch mehr oder weniger Gegenstand der Verehrung ist. Der Flamme schreibt man heilende Kraft zu. Bei allen Uebeln brennen sich die Dardu Arme, Beine und Leib wund; die Mütter brennen ihren Kindern Scheiben so groß wie ein Zehnpfennigstück auf der Spitze des Scheitels, manchmal auch oberhalb der Ohren ein, um sie vor Kopfleiden zu schützen, eine Sitte, welche auch die Kafir und Balti üben. Frauen, welche gerne Kinder haben möchten, richten ihre Gebete an den Tschilibaum, doch scheint dieser Gebrauch nicht bis Hunsa oder Nager vorgedrungen zu sein; auch findet er sich nicht in Tschitral und im Swatthale. Endlich existierte die altindische Sitte der Leichenverbrennung bei den Dardu bis in die neueste Zeit. In Gilgit, Ghor, Hunsa und Nager erinnert man sich noch lebhaft des indischen Gebrauchs der Witwenverbrennung. Obwohl Polygamie herrscht, genießen die Frauen doch eine gewisse Verehrung und ihre Stellung ist sogar günstiger als bei den Hindu. Selbst im sunnitischen Tschilas, wo allein der Islam intolerant auftritt, nehmen sie an den öffentlichen Beratungen teil, auch zeigen sie sich tapfer im Kampfe. Es wird viel gerungen bei den Dardu und die Tschilasiweiber fechten untereinander mit eisernen Faustringen. Drei Tage nach der Geburt eines Kindes versammeln sich die Angehörigen und Freunde der Familie, und der Vater erteilt dem Neugeborenen einen Namen; bis dahin gilt die Mutter für unrein, und muß dieselbe überhaupt 20 Tage von ihrem Mann abgesondert leben. Männer und Frauen speisen gemeinschaftlich. Bei der Heirat macht man wenig Umstände. Der Vater des Bräutigams geht zu jenem des Mädchens mit einigen Ellen „Pattü" (Wolltuch) und einer Kürbisschale voll Wein. Wird dieses Geschenk angenommen, so ist alles richtig. Die Frau bleibt unbedingt an den Mann gebunden, der allein das Recht hat die Ehe aufzulösen. Vom gesellschaftlichen Verkehr ist die Frau nicht ausgeschlossen und kann Besuch von den Freunden ihres Mannes empfangen. Beim Tode eines Mannes kann aber der Bruder alle Witwen des Verstorbenen zu heiraten Anspruch machen und keine Witwe darf ohne Einwilligung des Bruders ihres verstorbenen Gemahls sich wieder verehelichen. Fälle ehelicher Untreue sind übrigens äußerst gewöhnlich und die Männer zeigen keine Spur von Eifersucht gegen ihre Frauen, ja in Hunsa, wo das gesellschaftliche Leben sich heute noch meistenteils seinem präislamitischen Zustande nähert, verlangt es der Brauch, daß ein Mann seine Frau zur Verfügung des Gastes stellen soll. (A. a. O. S. 294.) Der Mord an Kindern, welche durch unerlaubte Verbindung erzeugt wurden, kommt häufig vor und wird nicht als Verbrechen betrachtet. Die Dörfer liegen längs der Straßen, die den Flußläufen folgen. Gewöhnlich stehen die Häuser dicht beisammen, seltener zerstreut. Der untere Teil derselben besteht aus gemauerten Steinen, der obere, zu dem von außen eine Treppe führt, wird durch ein paar Pfähle gebildet, die mit Gras oder Baumwollstoff verbunden, ein luftiges Gemach herstellen. Hölzerne, rohe Blockhäuser schützen die Dörfer. In der Mitte liegt auf freiem Platze der Brunnen. Viele Familien haben außer ihren Wohnungen auch Höhlen im Gebirge, zu welchen sie allein den Weg kennen und wo sie Schätze oder Vorräte aufbewahren. Die Dardu haben vielerlei Spiele, besonders eine Art Triktrak mit Würfeln, die Maultrommel und Tänze, die in Jassin, Hunsa und Nager sehr beliebt sind. Die Schinaki bereiten, trotz Islam, Wein, indem sie die Trauben mit den Füßen ausstampfen, und trinken denselben in großen Mengen, ebenso „Mo", Bier, das nach unserer Art gebraut aber nicht geklärt ist und nicht lecker schmeckt. Einem Aufgusse von Korn wird ein aus Ladakh bezogener Sauerteig zugesetzt. Man bewahrt ihn in Krügen, die mit Fellen verschlossen sind. Im Winter gehen die Dardu viel auf die Jagd; die Gewehre sind Luntenflinten, entweder in Gilgit selbst fabriziert oder aus Badachschan eingeführt. Als Kugel dient ein kleiner mit Blei umhüllter Stein; auch statt Schrotes nimmt man kleine Steine. Die Flinten sind leicht, schießen sehr weit und werden in Hunsa und Nager auf Gabeln gestellt. Sehr beliebt ist auch Scheibenschießen mit dem Bogen.

Oestlich von den Dardu und mit ihnen vermischt begegnen wir den eine tibetanische Mundart sprechenden, muhammedanischen Balti, meistens Schiiten oder Nurbakschi, welche nach Ujfalvy physisch zu den Ariern gehören, obschon sie durch die Nachbarschaft der Ladaki mit mongolischen Elementen häufig versetzt sind.



Teppichhändler in Kaschmir.

Der Balti ist groß und schlank mit angenehmen Zügen, ohne das Raubvogelgesicht der meisten Dardu; er besitzt eine mäßig hohe, etwas gewölbte Stirn, hervortretende Augenbrauenwülste, eine tiefe Einsattlung zwischen der Nasenwurzel und der Glabella; er hat dichte geschweifte, selten gekreuzte Augenbrauen; eine lange, gerade oder gebogene, im ganzen schöne Nase von entschieden arischer Form, einen mittelgroßen Mund mit meist fleischigen Lippen, ein ovales Kinn, kaum merkbare Backenknochen und kleine, an den Kopf anliegende Ohren; gerad geschlitzte, einander naheliegende Augen, stets gelocktes, rabenschwarzes, reichliches Haupthaar, einen dichten, gewöhnlich schwarzen und seidenartigen Bart, einen behaarten Körper, proportionierten Hals, kräftigen Rumpf und meist kleine Extremitäten. Der mittlere Schädelindex betrug bei 103 gemessenen Individuen 72,52. Dem Charakter nach ist der Balti ruhig, sanft, arbeitsam, offen und gefällig gegen Reisende; er besitzt weder die Verschlossenheit der Ladaki noch die Verschmitztheit der Dardu. Seine Sanftmut schließt aber durchaus nicht eine besondere Vorliebe für ein ritterliches Spiel aus, zu welchem Mut und namentlich körperliche Gewandtheit erforderlich sind. Baltistan ist die Wiege des edlen „Polospieles“. Dort besteht kein Dorf, das nicht seine Polowiese hätte. Es ist dies ein rechteckiges, von niedrigen Steinmauern eingefaßtes, vollkommen ebenes, horizontal gelegenes Feld. Auf jedem der entgegengesetzten, entferntesten Enden des Rechteckes stellen sich die beiden Partien der Spieler zu Pferde auf. Jeder Reiter ist mit einem etwa $1\frac{1}{2}$ m langen Stock versehen, an dessen Ende ein gekrümmtes, gegen die Spitze sich erweiterndes birnförmiges Holz mit flacher Oberfläche angebracht ist, von der Größe eines Kreises von 5 cm Durch-

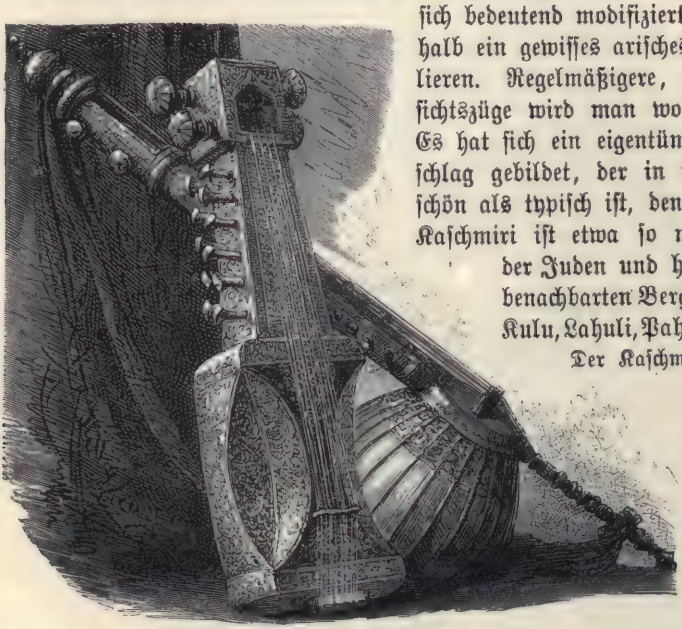
Soldaten aus Kaſchmir.

messer. Mit diesem Stock muß der Spieler eine Holzkugel von der Dicke und dem Umfang eines Apfels dreimal nacheinander ins feindliche Lager schleudern, aber derart, daß sie jedesmal durch zwei Pflöcke durchgehe, die auf jeder Seite des Rechtecks vor der Front der Spieler angebracht sind. Dieses Polo ist auch heute noch die Lieblingszerstreuung der Balti.

Brahmane aus Kaschmir.

Auch die noch wenig bekannten und erforschten Pakhpu und Schakschu, welche an den Abhängen des Karakorum und Kwenlün im Kokschathale nomadisieren, gehören typisch zu den Dardustämmen. Ihr hyperdolichokephaler Schädel, das Raubvogelgesicht mit der hohen zurücktretenden Stirn, der gebogenen vorspringenden Nase und der reichliche Bartwuchs sprechen dafür.

Südöstlich von den Dardu stoßen wir auf die Kaschmiri, die Bewohner des Hochthales von Kaschmir, unter welchen die dem Glauben der Väter treu gebliebenen Panditen den edelsten Typus der arischen Indier bilden. Der muhammedanische Kaschmiri trägt die Spuren eines Mischvolkes an sich, aber eines auffallend schönen Mischvolkes, das bestimmt auch einiges Dardublut in seinen Adern hat, sonst aber stark mit mongolischem Blute versetzt ist. Der Kaschmiri ist eben ein arischer Bergbewohner, dessen Typus durch eine über 800 Jahre dauernde Vermischung mit den verschiedensten fremden Elementen sich bedeutend modifiziert hat, ohne deshalb ein gewisses arisches Gepräge zu verlieren. Regelmäßigere, angenehmere Gesichtszüge wird man wohl selten finden. Es hat sich ein eigentümlicher Menschenschlag gebildet, der in seiner Art ebenso schön als typisch ist, denn der Typus der Kaschmiri ist etwa so markiert wie der der Juden und hat mit jenem der benachbarten Bergindier, der Gaddi, Kulu, Lahuli, Pahari, nichts gemein.



„Sarangi", sanft tönendes Saiteninstrument, aus Indien. (Die vier stärkeren Saiten werden mit dem Bogen gestrichen, die 15 dünnen darunter liegenden Metallsaiten klingen mit.) „Kamacha", Guitarre aus Kaschmir.

Der Kaschmiri ragt im allgemeinen über die Mittelgröße hinaus; sein Körper ist kräftig und muskulös, sein Schädel umfangreich; Breitenindex 71,02, Indicium frontalis 78,01, größter Horizontalumfang 540, Vertikalumfang 335 mm. Das Auge ist dunkel und glänzend, die Nase lang und gerade, die Lippen schmal, die Entfernung zwischen dem Rande der Oberlippe und der Nase bedeutend; das Gesicht oval; letzteres trägt den Stempel der Intelligenz und der Verschmitztheit; der Bart ist lang und dicht, der Hals stark, die Extremitäten sind groß, Hand- und Fußgelenke roh. Im ganzen ist aber der Typus der Kaschmiri ein wohlgefälliger. Die Weiber sind meist groß und wohlgebaut, aber weniger anmutig als die Hindufrauen der Ebene; dafür ist ihre Hautfarbe weißer und verleiht ihnen ein mehr europäisches Aussehen; ihre Gesichtszüge sind angenehm und oft ganz hübsch zu nennen. (A. a. O. S. 154.) Selten aber dürfte man einen so formvollendeten Körper mit so außerordentlichen geistigen Anlagen und einer so niedrigen Seele verbunden finden; denn moralisch gehört der Kaschmiri zu den feigsten, kriechendsten und betrügerischesten Völkern der Erde. Obgleich kräftig, ist er faul und indolent; dazu falsch, lügnerisch, diebisch. Er bietet jedenfalls das höchst merkwürdige Beispiel einer moralisch verkommenden und physisch blühenden Nation. Für Handarbeiten besitzen die Kaschmiri eine besondere Geschicklichkeit und ein wirklich erstaunliches Nachahmungsvermögen; sie arbeiten nach Mustern die kompliziertesten Uhren und die neuesten Gewehre und besitzen höchst interessante Musikinstrumente, darunter die „Kamacha", eine Guitarre, die wir im Vereine mit der indischen, sanft tönenden „Sarangi", die gewöhnlich zur Begleitung weiblicher Stimmen dient, abbilden. Die Kaschmiri erzeugen Stoffe

aus feinstem Ziegenhaar und von außerordentlicher Geschmeidigkeit und Solidität, prächtige Teppiche. Ihre Shawlfabrikation ist weltberühmt, aber seit einigen Jahren wegen verminderter Nachfrage bedeutend zurückgegangen. Auch als sehr geschickte Goldarbeiter und besonders gediegene Kupferschmiede zeichnen sie sich aus. Ferner verfertigen die Leute sehr hübsche Sachen aus Papiermaché und nette Malereien auf Holz, in früherer Zeit auch bedeutende Holzschnitzereien. Wenn wir ferner bedenken, daß die Kaschmiri ihre Küche in herrlichen, mit den geschmackvollsten Inschriften verzierten Kesseln aus getriebenem und ziseliertem Kupfer bereiten, ihren Thee oder Kaffee aus edel geformten präch-

Kulufrauen aus Indien.

tigen Kannen trinken, sich prunkhaft ausgestatteter Wasserkrüge und Becken, getriebener und niellierter Platten, Vasen, Pfeifen, Leuchter, Lampen, Samovare, „Lota", Teller, ja sogar fein ziselierter Spucknäpfe bedienen, so wird man diesem Volke eine ganz besondere künstlerische Begabung zusprechen müssen.

Neben dem Kaschmiri bewahrt der Pandit, der Nachkomme der ehemaligen kaschmirschen Brahmanen, welcher auch niemals den Islam annahm, seinen ganz charak-

teristischen Typus des reinsten Ariertums. Wie der Kaschmiri unterscheidet er sich völlig von den Indiern des westlichen Himalaya, deren Typus wir durch einige Frauen aus der Landschaft Kulu veranschaulichen. Er besitzt eine hohe edle Stirn, seine Augenbrauenwülste verschwinden, ebenso wie die Einsattlung zwischen Glabella und Nasenwurzel; die Nase, mit der Stirn in einer Linie gelegen, ist gerade oder ein wenig gebogen, die Augenbrauen sind dicht geschweift, die Augen, von einer glänzenden, schwarzen Farbe, mandelförmig geschlitzt, der Mund ist klein, die Zähne bläulich weiß und gesund, die Ohren klein und am Kopfe anliegend, der Hals proportioniert, der Rumpf schlank, die Füße und besonders die Hände klein und fein gefesselt. Die schwarzen kastanienbraune Haare sind gelockt, der dichte Bart ist gewöhnlich von brauner, hie und da auch von blonder Farbe. Die stark behaarte Haut ist hell, besonders mit jener anderer Himalayavölker verglichen. Seinem Wuchse nach ragt der Pandit über die Mittelgröße hinaus. Er ist ein fanatischer Hindu; sehr stolz auf seinen Ursprung ließ er sich nie dazu herab, die Brahmanen der Ebene als seinesgleichen zu betrachten. Abgesehen von seinem religiösen Fanatismus, ist der Pandit von einer liebenswürdigen Höflichkeit in seinem Benehmen, dabei würdiger und nicht so falsch und hinterlistig wie der Kaschmiri; fremde Sprachen erlernt er mit Leichtigkeit. Die meisten unter ihnen sind öffentliche Schreiber oder bekleiden Stellen in den Aemtern der Regierung, andere ergeben sich dem Handel, aber niemand unter ihnen ist Ackerbauer oder Handwerker. Das Kastenwesen hat sich übrigens auch bei den zum Islam übergetretenen Kaschmiri bewahrt, wird aber weniger streng beobachtet als im brahmanischen Indien. (A. a. O. S. 152—156.)

Die Völker Indiens.

Vielleicht giebt es kein Gebiet auf Erden, in dem wir einer größeren Verschiedenheit von Völkerschaften und Stämmen in allen erdenklichen Kulturabstufungen begegnen, als in Indien: vom gesitteten Europäer und dem mit ihm an Bildung wetteifernden, philosophisch geschulten Hindu bis hinab zum rohesten Wilden, bei dem Hexen- und anderer Aberglaube in üppigster Blüte steht und Menschenopfer erst vor wenigen Jahren gewaltsam unterdrückt werden konnten. So finden wir die Abhänge der Berge, von denen das große Becken des unteren Ganges umgürtet ist, von Bergstämmen verschiedenen Namens bevölkert, welche verschiedene Idiome sprechen, die keine oder nur wenig Verwandtschaft mit den Mundarten der Ebene zeigen.

Alle diese verschiedenen Menschen zerfallen, von den eingewanderten Europäern abgesehen, zunächst in zwei Rassen: in die arischen Hindu und in die Dravidavölker. Letztere bildeten zweifelsohne dereinst die Urbevölkerung der ganzen Halbinsel, sind aber durch die etwa um 2000 bis 1500 vor Christo eingewanderten Hindu unterworfen und nach dem Süden verdrängt worden. Das erste heilige Land der arischen Eindringlinge in Indien, die man, schwach verteilt unter einige Klassen von Ureinwohnern, die sie bekehrten, jetzt insgemein nur als Hindu kennt, war ein kleines Gebiet in der Nähe von Delhi an der Dschamuna, allein der kriegerische Charakter des Volkes führte diese Stämme im Verlaufe der Zeit nach Südosten, das Thal des Ganges hinab, wo sie in dem Maße, als sie vorrückten und sich niederließen, die Ureinwohner in die Windhya und andere Gebirgsketten und in die Himalayagebirge oder ihre nordwärts streifenden Ausläufer trieben. Sowohl im Süden wie im Norden,

Weib aus Kaschmir, Reis stampfend.

wo ihrer einzelne zurückblieben, nahmen die dravidischen Autochthonen bis auf einige heute noch wilde Stämme die Kultur der arischen Hindu an. Während jedoch die nördlichen Dravida auch ihre Sprache verlernten und ganz in den Eroberern aufgiengen, behielten die Bewohner des Südens, wo sie als kompakte Masse sich behaupten konnten, ihre ursprünglichen Idiome bis heute unverändert bei. Wie es scheint, fanden später zwischen Dravida und Ariern bedeutende Mischungen statt, wobei der reine Typus beider zu Grunde gieng. Hätten wir nicht in den beiderseitigen Idiomen unverfälschte Zeugnisse ihrer Abstammung, so müßte man sie in betreff ihrer physischen Komplexion einer und derselben Rasse zuweisen. Doch zeichnen im allgemeinen die südlichen Dravida sich durch dunklere Hautfarbe aus. Der eigentliche arische Hindu selbst ist im allgemeinen von schlankem Körperbau mit ovalem Gesichte, mäßig breiter Stirne, Nase meist von europäischem Schnitte. Die Hautfarbe variiert vom Dunkelolivenfarbigen bis zum Gelbbraun. Die Hindu sitzen heute in den nördlichen Ebenen Indiens vom Indus bis in das Brahmaputrathal hinein, in dem Gebiete, welches man nach ihnen Hindustan nennt, im Gegensatze zu dem südlicheren Dekkan. Letzteres ganze Hochplateau samt den gebirgigen Teilen nehmen dagegen die Dravida ein; beide Rassen aber bilden wieder keine homogenen Einheiten, sondern zerfallen in eine große Zahl sehr verschiedener Stämme oder Gesellschaftsklassen, deren die ältesten Hindu bloß drei kannten: nämlich Priester („Brahmanen"), Krieger („Kschatrya") und Bauern („Waiçya"), zu welcher auch die Handwerker und Handelsleute zählten. Nach der Eroberung des Gangesthales trat zu diesen drei alten arischen und hellfarbigen Kasten die Kaste der unterworfenen, dunkelfarbigen Ureinwohner, der „Sudra", hinzu. Von da an begann man die Kaste mit dem Ausdrucke „Varna" (Farbe) zu bezeichnen. Allein seither haben noch mannigfache Veränderungen stattgefunden. So findet man im allgemeinen, daß das Volk des unteren Gangesthales in vielen Beziehungen ein ganz anderes ist als die reinere Rasse der nordwestlichen Provinzen. Die Brahmanen, nämlich die edelste Kaste der Hindu, haben dort z. B. weniger Rang- und Kastenreinheit als die des Nordwestens, welche sich mit denselben nicht verheiraten, ja nicht einmal mit ihnen essen würden. Diejenigen, welche sich ansiedelten, verbanden sich mit Frauen der Landeseingebornen, und ihre Nachkommen werden als unehelich betrachtet. In derselben Weise vermischten sich Leute der beiden anderen Kasten, der Kschatrya und Waiçya mit dem Landvolke, so daß diese beiden Kasten dermalen fast ganz erloschen sind, und eigentlich dem Blute nach der arische Hindu in Indien eine Seltenheit ist. Eine Ausnahme machen die Radschputen, der edelste und stolzeste Stamm des heutigen Indien, welche von den Kschatrya abstammen. Mit Ausnahme der Juden giebt es vielleicht kein älteres und unvermischteres Volk. Sie bilden eine militärische Aristokratie mit feudalem Typus, sind tapfer und ritterlich und ungemein empfindlich im Ehrenpunkte, namentlich was ihre Frauen anbelangt. Sie stellen das Mittelglied zwischen dem alten und dem modernen Indien dar und würden, hinderte es nicht der Einfluß der englischen Regierung, blutige Fehden generationenlang fortsetzen oder verheerende Kriege führen bis zur Ausrottung. Sie bewohnen das nach ihnen benannte Gebiet

Radschputana im westlichen Indien. Auf die Radschputen führen auch die Gorkha, in dem Himalayareiche Nepal und dort die herrschende und militärische Klasse, ihre Herkunft zurück. Abkömmlinge der alten Kriegerkaste sollen auch die Khatri sein, die jetzt als handeltreibender Stamm im Pandschab und im östlichen Afghanistan vorkommen. Im nördlichen Dekkan wohnt endlich ein weitverbreiteter arischer, aber später eingewanderter Stamm, jener der Mahratten, welcher auch körperlich vor den anderen Hindu sich auszeichnet. Im übrigen, wenn einzelne Kasten erloschen, so sind im Laufe der Zeit andere dafür in großer Menge entstanden. In den nordwestlichen Provinzen giebt es unter den Hindu nicht weniger als 307 Kastenabstufungen, jede mit eigenem Namen — in Bengalen wird die Zahl der Kasten auf 1000 geschätzt — und wollte man die feineren Unterscheidungen, Unterabteilungen und Stammeseinteilungen in Betracht ziehen, so käme man auf mehrere Tausend.

Die wichtigsten Gesellschaftsklassen der heutigen Hindu — und unter diesem Namen darf man alle Eingebornen zusammenfassen, welche das Kastensystem beibehalten haben und die Kaste der Brahmanen als die höchste anerkennen — sind nach Friedrich Müller: Die Brahmanen, gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und vor den übrigen Gesellschaftsklassen durch ihre höhere Intelligenz in allen den Beschäftigungen ausgezeichnet, welchen sie sich hingeben. Sie haben am meisten den arischen Charakter bewahrt und zeigen im Durchschnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermischten Repräsentanten dieses Stammes bewundern. Am zahlreichsten wohnen die Brahmanen in Kaschmir beisammen, wo sie, wie wir sahen, gegenüber dem gemeinen Volke, das dem Islam anhängt, die Aristokratie bilden. Im Norden des Fünfstromlandes oder Pandschab finden sich zwar auch Brahmanen, dieselben sind aber zum größten Teile Sikh oder Muhammedaner geworden. Sie gelten als besonders gute Soldaten. Während in jenen Distrikten, wo die Dschat und Radschputen zur herrschenden Bevölkerung geworden sind, die Brahmanen nicht zahlreich vorkommen (im Pandschab sind sie von Südosten erst später eingewandert), bilden sie dagegen in Marwar und Dschesalmer, sowie in Malwa einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung. Obschon die Brahmanen an den Sarasvati (auch Kaschasthali genannt) von ihren östlichen Brüdern nicht wie die Kaschmiri als außerhalb der zehn Geschlechter stehend betrachtet werden, hat man ihnen dennoch, da sie mehr an den altertümlichen Ueberlieferungen festgehalten haben, den untersten Platz in der orthodoxen Hierarchie angewiesen. In dem Landstriche um Delhi bilden die Brahmanen einen guten Teil der industriösen, ruhigen Bevölkerung, ebenso in Dschaipur und Scharanpur; dagegen sind die in Rohilkand, Mirat, in Agra und im westlichen Oude (Aud) nicht sehr zahlreich. Als der eigentliche Zentralpunkt der Hindubrahmanen können das untere Duab und das östliche Oude mit den umliegenden Distrikten gelten. Es ist jener Strich, von dem aus die letzte Empörung gegen England ausging. Von diesem Punkte leiten namentlich die südlichen Brahmanen (speziell der Westküste) ihren Ursprung ab. Zahlreich sind die Brahmanen in Bandelkand und Baghelkand. Zwischen Ganges und Gogra treten sie gegen die Radschputen zurück, dagegen finden sie sich ziemlich zahlreich um das alte Ayodhya, das heutige Oude. Im ganzen haben die Brahmanen in diesen Gegenden, obwohl sie besonders gute Soldaten sind, keine dominierende Stellung errungen. Sie zeigen auch in betreff ihrer Körperbildung viel mehr Abweichungen von dem reinen arischen Typus als die westlichen Brahmanen, was auf eine größere Mischung mit anderen Elementen schließen läßt. In Kamaon und Garhwal bilden die Brahmanen den größten Teil der Bevölkerung. Dagegen sind die Gorkha in Nepal, welche Radschputen zu sein vorgeben, wahrscheinlich ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der eingewanderten Brahmanen mit den Aboriginern des Gebirges. Die Brahmanen Bengalens, welche sich sowohl von der gewöhnlichen Bevölkerung dieses Landes als auch von ihren westlichen Brüdern in Hindustan unterscheiden, sind ein schöner, kräftig gebauter und intelligenter Menschenschlag, welcher zu einer dominierenden Stellung sich emporgearbeitet hat, dagegen treten sie im östlichen Bengalen gegen die Muhammedaner zurück und gehen kaum über den Brahmaputra hinaus. In Orissa sind sie nicht zahlreich, aber in Gudscherat bilden sie einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung. Noch verbreiteter sind sie im Mah-

rattenland und in Konkana, wo sie eine einflußreiche unbestrittene Stellung behaupten. Sie unterscheiden sich hier auffallend von dem übrigen Volke durch eine lichtere Hautfarbe und edle regelmäßige Züge. Auch im Telingaland sind die Brahmanen ein zahlreicher und angesehener Faktor der Bevölkerung. Dagegen ist es ihnen im Kanaralande, wo sie ebenfalls zahlreich vorkommen, nicht gelungen, gegenüber den Lingaiten und Muhammedanern eine herrschende Stellung zu erringen. Wohl aber bilden sie wieder im Tamulande, wo die Lingaiten nicht so zahlreich sind, einen beträchtlichen und einflußreichen Bruchteil der Bevölkerung. Im allgemeinen sind indes die Brahmanen nicht mehr jene stolzen Wesen, in deren Händen einst die Geschichte Indiens lag, sondern eine ganz herabgekommene, sittlich untergegangene Gesellschaft. Natürlich giebt es auch unter ihnen ehrenvolle Ausnahmen, aber die Mehrzahl sind religiöse Tagediebe und Gauner, welche, auf die traditionellen Vorrechte ihrer Kasten pochend, sich vom Publikum ernähren lassen. Dem Volke freilich gilt der Brahmane immer noch als heilig und unfehlbar; besonders gilt dies bei den strenggläubigen Assamesen; bei ihnen hat der Brahmane noch viel mehr Gewalt als bei den Bengalen, sie nennen ihn „Mahadeo" (großer Gott) und würden nie den Mut haben, sondern es für eine Sünde halten, gegen ihn aufzutreten.

Die Dschat (Jat). Die Dschat sind ein kräftiger, derber Volksschlag, hochgewachsen, mit echt arischer Gesichtsbildung, der im Nordwesten Indiens, namentlich im Pandschab, einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse und das Leben der Bevölkerung gewonnen hat. Dieser uralte Stamm, im Fünfstromlande der Kern der ackerbauenden Bevölkerung, bildet auch den Stock des Sindhvolkes im Induslande und bis weit nach Belutschistan hinein, wo sogar noch in Kelat und Katsch-Gandava die Ackerbauer alle Dschat sind und ihre Sprache (zum Unterschiede vom Belutschi und dem Afghanischen) einfach die Dschatsprache genannt wird. Sie sind jedenfalls derjenige arische Volksstamm, der am weitesten gegen Westen verbreitet ist und mit den Persern in Chorassan in unmittelbarer Berührung steht. Noch bis auf den heutigen Tag wandern viele bis tief nach Persien und Chiwa, treiben dort Handelsgeschäfte und lassen sich, wenn die muhammedanische Bigotterie es erlaubt, dort bleibend nieder oder kehren auch wieder nach Indien zurück. Die Dschat im Pandschab haben nie das spezifisch indische Kastenwesen angenommen, sondern sich immer eine freiere Lebensstellung bewahrt. Das Gleiche geschah von den im Industhale angesiedelten Dschat, die sich ebenfalls nie dem brahmanischen Joch unterworfen haben. Wir begreifen daher, daß die Dschat in Pandschab und im Induslande von den übrigen Indern mit einer gewissen Verachtung als unrein oder halb barbarische Völker angesehen wurden, weil sie sich den einmal heilig erachteten Institutionen nicht unterwerfen wollten. Später ist allerdings der Hinduismus auch im Fünfstromland zur Geltung gekommen und mit ihm das Kastenwesen, aber wie die Ueberlieferung noch aufs deutlichste zeigt, durch Einwanderung vom Südosten her, aus den spezifisch brahmanischen Ländern. Weiter östlich bilden die Dschat den größten Teil der Bevölkerung vom nördlichen Radschputana, welches vor dem Zurückdrängen der Radschputen von Ayodhya und dem Ganges in mehrere Dschatrepubliken zerfallen war. Weiter finden wir die Dschat in Malwa, Bhartpur und Dholpur, um Delhi, Agra und im sogenannten Duab, wo sie namentlich in den Distrikten Alligbar, Mirat und Muzaffarnagar angesiedelt sind.

Neben den Dschat, die ihren Hauptsitz in der Manjha haben (zwischen Ravi und Satludsch), und den eigentlichen Hindu giebt es im Pandschab noch verschiedene Stämme. In den Vorbergen des nördlichen Himalaya wohnen die Gudschar, von welchen unten noch die Rede sein wird. Am oberen Indus wohnen bis nach Kalabag die Gakkar, wiederum Gudschar, die Avan, welche alle der Sprache und ihrer ganzen Physiognomie nach Dschatstämme sind, aber den Islam angenommen haben und infolge davon vielfach mit Afghanen und anderen Muhammedanern vermischt worden sind, so daß sie kein reines Blut mehr haben. In den Ebenen des südlichen Pandschab wohnen verschiedene Stämme, wie die Jan, die Bhatti, die Sial, die Karal, Kathi ꝛc., die aber fast ohne Ausnahme Muhammedaner geworden sind und nur noch aus alter Tradition ihren Stammnamen bewahrt haben. Da die Muhammedaner alle unter sich heiraten, wie die Christen, so verschmelzen nach und nach die Stammesunterschiede immer mehr und nur einzelne ländliche, von dem größeren Verkehre abgeschiedene Sippen bewahren ihren Volkstypus. Aehnlich verhält es sich mit den Sikh. Der Kern derselben besteht zwar aus Dschat, doch haben sie nach Abschaffung der eigentlichen Kastenunterschiede durch ihren letzten „Guru", Govind Singh, alle möglichen Elemente in ihrem Proselytenеifer in sich aufgenommen, sogar Auswurfskasten (wie die Mehtar, d. h. Kehrer) nicht ausgenommen.

Nur ihre eigentümliche Tracht, ihr langes Haupthaar und Bart (sie dürfen von Jugend auf kein Schermesser auf ihr Haupt bringen), ihre trotzige, kriegerische Haltung verleiht ihnen etwas Eigentümliches; auf reines Blut aber dürfen auch sie keinen Anspruch mehr machen. Zwar maßen sich die Sikhfürsten und Häuptlinge fast alle an, für Radschputen zu gelten, allein sie sind gute Dschat und haben auch gar keinen Grund, einen edleren Stammbaum unterzuschieben, da die Dschat, körperlich wenigstens, den Radschputen weit überlegen sind.

Die Radschputen. Gleich den Dschat scheinen die Radschputen ursprünglich dem Brahmanismus fern zu stehen. Sie dürfen nicht mit den späteren Khatri, den alten Kschatriya verwechselt werden, was bei der gleichen Beschäftigung nahe liegt. Ursprünglich die feudalen Eroberer des Westens von Hindustan, gehen sie gegenwärtig als Ackerbau treibende Ansiedler einer immer größeren Abnahme entgegen, teils durch vielfache Mischungen mit anderen Klassen, teils durch den bei ihnen so häufigen Mord weiblicher Kinder. Gleich den Dschat kommen die Radschputen in dem gebirgigen Lande, westlich von Dschelam, nicht vor. Erst im nordöstlichen Pandschab bilden sie einen zahlreichen Teil der Bevölkerung und die Distrikte von Dschammu und Kangra werden beinahe ganz nur von Radschputen bewohnt. Dasselbe gilt auch von den Gegenden östlich vom Satludsch, namentlich den Simlabergen. Im Gangesthal finden wir sie östlich von den Dschat, im mittleren Duab, in Rohilkand und im östlichen Oude, während das untere Duab mehr für ein von den Brahmanen besetztes Land gelten kann. Auch weiter östlich in Azimghar und Ghazipur sind sie ziemlich zahlreich. Weiter finden wir die Radschputen im Südwesten in Baghelkand und Bandelkand, in Malwa und in Udeipur, wo sie für einen der schönsten und kräftigsten Stämme ihrer Klasse gelten. In Gudscherat spielen die Radschputen eine bedeutende Rolle, und auch in Kattiwar und im unteren Sindh kommen Spuren einer ehemals zahlreichen Radschputenbevölkerung vor. Das Zentrum ihrer Macht liegt jedoch in den sogenannten Radschputanastaaten, wo aber nicht sie, sondern vielmehr die Dschat den numerisch größeren Teil der Bevölkerung bilden.

Die Kurmi oder Kunbi bilden in den mittleren und östlichen Teilen der sogenannten nordwestlichen Provinzen einen ansehnlichen Teil der ansässigen Ackerbau treibenden Bevölkerung. Namentlich im Süden vom unteren Duab werden sie zahlreich. Wir finden sie ferner von da westlich an beiden Seiten der Nerbudda und weiter in Malwa, wo sie mit den Dschat den ansehnlichsten Teil der Ackerbauer bilden. In Gudscherat, in den Mahrattastaaten und in Nagpur sind sie die gewöhnlichen Eigentümer des Bodens, den sie fleißig bebauen. Im ganzen stehen die Kurmi an Reinheit des Blutes den Dschat und Radschputen nach, und auch ihre Verfassung hat nicht jene demokratische Grundlage, durch welche sie sich bei diesen beiden Stämmen auszeichnet.

Die Gudschar. Im Gegensatze zu den vier vorhergehenden Klassen, die als ackerbauende bezeichnet werden können, sind die Gudschar mehr ein unruhiger Hirtenstamm. Sie sollen die ursprünglichen arischen Bewohner eines Teiles des Hazaradistriktes gewesen sein. In den Hügelketten um Kaschmir sind die Gudschar ziemlich zahlreich. Am zahlreichsten jedoch treffen wir sie in Gudscherat, wo sie auch ein mehr seßhaftes Leben führen. Sonst leben sie häufig mit den Dschat gemischt, so um Delhi, im Duab, im nördlichen Radschputana, in Malwa, in Bandelkand.

Die Ahir. Gleichwie die Gudschar als der Hirtenstamm innerhalb der von den Dschat bevölkerten Distrikte gelten können, sind die Ahir der Hirtenstamm der Radschputen- und Brahmanenländer. Sie kommen daher im eigentlichen Hindustan bis gegen Bengalen vor und seit früher Zeit schon in Gudscherat, in Kattiwar und im Mahrattenlande.

Die Gwala repräsentieren in Bengalen und Orissa dasjenige Element, welches die Gudschar in den Dschatländern und die Ahir unter den Radschputen und Brahmanen bilden.

Die Khatri. Obgleich der Bezeichnung nach die Nachkommen der alten Kschatriya, daher sie auch häufig mit den Radschputen verwechselt werden, sind sie dennoch gegenwärtig ein handeltreibender Stamm, der im Pandschab und im östlichen Afghanistan beinahe den ganzen Handel in seine Hände gebracht hat. Sie sind als indische Handelsleute in ganz Asien bekannt und kommen selbst nach St. Petersburg. So zahlreich wie im Pandschab kommen sie dagegen in Kaschmir nicht vor. Dagegen existiert in den Gebirgen und am östlichen Ufer des Dschelam ein Stamm, die schon oben erwähnten Gakkar, die auch Khatri sein sollen. Obschon die Khatri in der Gegend von Delhi, Agra, Lucknow und Patna sich finden und selbst in Kalkutta vorkommen, sind sie dort nicht allzu zahlreich, da sie mit den Baniya nicht konkurrieren können.

Die Baniya (Bani, Banianen). Sie sind einer der zahlreichsten Stände in Indien und nehmen im eigentlichen Hindustan und im Süden jene Stellung ein, welche die Khatri im Pandschab besitzen. Gleich diesen leben sie ausschließlich vom Handel, nur wenige widmen sich anderen Beschäftigungen. Sie sind die Großhändler und Bankiers der großen Städte und haben als solche einen großen Einfluß. Am seltensten finden wir sie in Bengalen angesiedelt. Aeußerlich unterscheiden sich die Baniya mit den Khatri auffallend von den Brahmanen, sie nähern sich mehr jenem Typus, der auf den alten ägyptischen Denkmälern uns entgegentritt. Dies scheint auf eine Mischung mit fremden Elementen hinzuführen.

Die Kajasth oder Kajath (Kaith). Sie sind zwar eine niedere Kaste von dunkler Farbe, schmucker Gestalt und scharfem fuchsähnlichem Gesichtsausdruck, aber von bedeutender Intelligenz und Geschicklichkeit. Sie sind die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten des heutigen Indiens und als solche in allen Aemtern in bedeutenden Stellungen vertreten. Am zahlreichsten und angesehensten sind sie in Bengalen, wo sie gleich nach den Brahmanen rangieren.

Die Parbhu sind in Gudscherat dasselbe, was die Kajath in Bengalen und anderen Provinzen.

Die Handwerkerkasten. Dieselben unterscheiden sich, da sie eine aus neuerer Zeit herrührende Einrichtung sind und auf eine Vermischung der alten Vaisy- und Sudrakasten zurückzuführen sein dürften, nicht wesentlich voneinander und zeigen in allen Teilen Indiens einen ziemlich einheitlichen Typus. Dagegen sind die sogenannten

Paria- oder Helotenkasten besonders hervorzuheben. Natürlich finden wir dieselben in den nordwestlichen Gebirgsgegenden gar nicht, da hier keine feindliche Aboriginerbevölkerung unterjocht wurde. Die Wattal in Kaschmir, welche man oft als eine Helotenkaste bezeichnet, sind entschieden reine Arier, aber von unruhiger, wandernder Lebensweise. Ihre Frauen geben sich mit Tanz und Prostitution ab. Dagegen findet sich eine Helotenkaste unter den Dschat im Pandschab, welche in den Dörfern in einem eigenen Viertel wohnt und zu den verschiedenen Handarbeiten gebungen wird. Man nennt sie Tschura. Im Pandschab, sowie im Sindh begegnen wir einem wandernden Stamme, genannt Tschangar, der für besonders unrein gilt und sich vom Fischfange nährt. Ebenso gelten die Tschamar in Hindustan für eine Helotenkaste, indem sie ganz die Stellung der alten Sudra einnehmen. Aus dem Süden sind die Pallen (die leibeigenen Knechte) zu erwähnen, ferner die Sakkili (Schuhmacher) und die Totti (Abtrittreiniger). In vielen Gegenden werden die Aboriginerstämme der Mera, Ramusi u. a. als Helotenkasten betrachtet, was sie in der That nicht sind, da sie außerhalb der indischen Gesellschaft sich befinden (Fried. Müller, Allg. Ethnographie. S. 513—520).

Wie sozial, so zerfallen die Indier auch sprachlich und religiös in eine sehr große Anzahl verschiedener Gruppen. Ganz abgesehen von den mannigfaltigen Dialekten der Hügelstämme und Ureinwohner, unterscheidet man dermalen nicht weniger denn 26 verschiedene Idiome in Indien. Trotz der frühen Verbindung zwischen Ariern und Ureinwohnern wurde doch der Abscheu, welchen letztere ihren Besiegern einflößten, nie beseitigt. Ihre Sprachen giengen nie vollständig ineinander auf, und obwohl die bengalischen Mundarten Spuren von arischen Wörtern zeigen und hin und wieder die Wörter selbst besitzen, werden sie doch in dem Kauderwelsch der ländlichen Stämme selten, wenn je, gebraucht oder verstanden. Die verbreitetste aller Sprachen Indiens ist das Hindi oder Hindustani, welches von der muhammedanischen Bevölkerung Zentralindiens, in seinen verschiedenen Nüancen aber von nicht weniger als 61 Millionen Menschen gesprochen wird und stark mit persisch-arabischen Elementen versetzt ist, welche dem Eindringen fremden Volkstums, wie die muhammedanischen Invasionen es mit sich brachten, zuzuschreiben sind. Mit dem Vordringen des Islam erschienen unter dessen Fahne Afghanen, Mongolen, Oesbegen und aus dem Heereslager dieser verschiedenen sprachlichen Elemente gieng ein eigener Dialekt,

eben das Hinduſtani, hervor, der ſich durch ſeine noch jetzt übliche Bezeichnung Urdu, d. h. „Lagerſprache", als Militärkind ausweiſt, unbeſtreitbar aber die Eignung beſitzt, die allgemeine Nationalſprache Indiens zu werden. Schon jetzt iſt dieſes mit arabiſchen Lettern geſchriebene Idiom die allgemeine Verkehrsſprache und als ſolche über ganz Indien verbreitet.

Das Hinduſtani zerfällt in mehrere Dialekte, deren wichtigſte die folgenden ſind: Das Bridſch-Bhakka (Braj-Bhakka) in der Gegend von Delhi und Agra; der Kanaudſchidialekt zwiſchen den Flüſſen Ganges und Dſchamuna; der Koſalidialekt zwiſchen Ganges und Gogra, oberhalb Lucknow, das Bhodſchpuri zwiſchen Lucknow, Allahabad und Benares, das Maithili im Norden des Ganges in der Gegend von Parniah, das Bandelkandi in Bandelkand, im Süden der Flüſſe Dſchamuna und Tſchambal, das Haroti im Oſten des Aravulligebirges in der Gegend von Kotah, das Udſchayini in der Gegend von Udſchen, das Marwari in Marwar, im Süden der indiſchen Wüſte, der Dialekt der Radſchputenſtaaten u. ſ. w. Der im Süden geſprochene Dialekt, das Dakhani, weicht in manchen Punkten von der Sprache des Nordens ab.

Nebſt dem Hinduſtani kennt man noch folgende ariſche Idiome in Indien: das Kaſchmiri, im Thale von Kaſchmir, und ungefähr von 3 Millionen Menſchen geſprochen; es iſt eine eigentümlich geſtaltete Sprache, die, worauf die abgeſchloſſene Lokalität ſchon ſchließen läßt, von ihren Schweſtern nicht unbedeutend abweicht. Südlich von den Gebirgen bis gegen Multan, zwiſchen Indus und Satludſch, wird das ungemein ſtark variierende Pandſchabi von etwa 16 Millionen Menſchen geſprochen. Im Thale des unteren Indus, von Multan bis gegen das Meer, herrſcht das Sindhi über nicht ganz zwei Millionen. Im Süden des Aravulligebirges geht das Hinduſtani in das Gudſcherati über, welches bis gegen Daman und die Windhyakette hinabreicht. Die Bevölkerung, welche ſich dieſes Dialekts bedient, wird auf 6 Millionen veranſchlagt. Auf der Halbinſel Katſch wird ein eigener Dialekt, das Katſchi, geſprochen. Im Süden des Gudſcherati und der Windhyakette bis gegen Tſchota Nagpur im Oſten und die Sprachgebiete des Telugu, Kannadi und Tulu im Südoſten und Süden, alſo bis gegen Goa an der Küſte, herrſcht das Marathi mit ſeinem Seitendialekte, dem Konkani, an der Meeresküſte von Daman bis gegen Ratnagiri. Die Bevölkerung, welche ſich des Marathi bedient, beträgt 10 Millionen. Zwiſchen Parniah und Dinadſchpur geht das Hindi in das Bengali über, deſſen Gebiet längs des Himalaya bis gegen Aſſam reicht. Im Oſten bildet die öſtlich vom Brahmaputra laufende Bergkette bis gegen Tſchittagong ſeine Grenze. Im Weſten begrenzen es die Radſchmahalberge bis an den Fluß Subanrikha, der es bis ans Meer vom Oriya ſcheidet. Das Oriya läuft vom Subanrikha bis gegen Gandſcham. Seine nordweſtliche Grenze bilden die Kolh- und Khonddialekte. Das Aſſami, ein Seitendialekt des Bengali, wird im Thale des Brahmaputra von Gwalpara bis gegen Sadiya geſprochen. Die Bevölkerung, welche ſich des Bengali bedient, kann auf etwa 22½ Millionen veranſchlagt werden, jene, welche Oriya ſpricht, dürfte etwa 2 Millionen betragen, während man über die Bevölkerung Aſſams keine genaueren Nachrichten beſitzt. In Nepal endlich wird von der Hindubevölkerung ein eigentümlicher Dialekt, das ſogenannte Nepali, geſprochen, welches ſich an das Bengali mit ſeinen Verwandten (Oriya, Aſſami) anſchließt.

Die Grundſprache, welcher alle die ſoeben aufgezählten Idiome entſtammen, iſt dieſelbe, in welcher die älteſten Denkmäler der indiſchen Litteratur, die Hymnen der Veda, abgefaßt ſind (zwiſchen 2000 und 1500 v. Chr.). Aus dieſer Sprache entwickelte ſich zunächſt, parallel mit den Volksſprachen, die Schriftſprache, welche hauptſächlich von den Trägern der indiſchen Intelligenz, den Brahmanen, gepflegt wurde, und unter dem Namen Sanskrit („vollendete Sprache" oder „heilige Sprache") bekannt iſt. Die Anfänge der indiſchen Volksſprache fallen für uns mit der Ausbreitung des Buddhismus in Indien zuſammen. Die Edikte des indiſchen Königs Aſoka, welche darauf Bezug haben und aus der Zeit kurz nach Berührung der Inder mit den Griechen ſtammen, ſind in einem

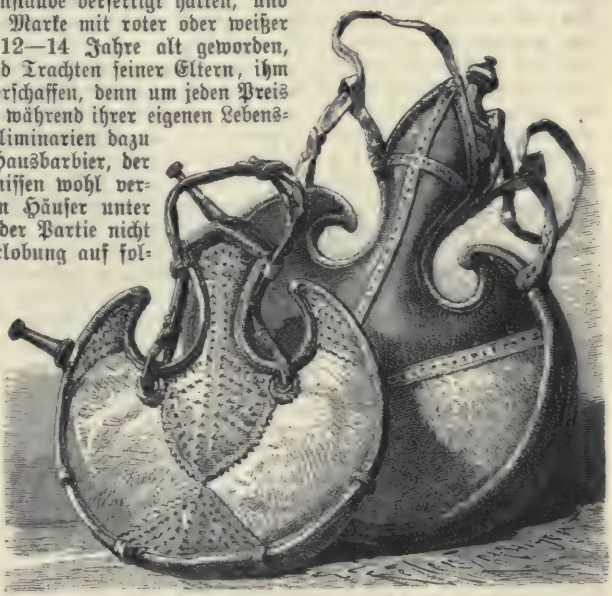
Idiom abgefaßt, welches für die älteste der uns bekannten indischen Volkssprachen gelten kann. Es zeigt bereits lautliche Abweichungen von der Schriftsprache. Etwas jünger als dieses Idiom erscheint das Pali, die gegenwärtige Kirchensprache der südlichen Buddhisten, ursprünglich im Nord-Osten Indiens, an der Grenze Bengalens, zu Hause. Noch jünger sind die bei den dramatischen Schriftstellern sich findenden Proben der Prakritdialekte. Prakrita bedeutet „natürliche, kunstlos entwickelte Sprache" oder „Sprache des gemeinen Volkes" im Gegensatz zur „vollendeten Sprache", dem Sanskrit. Alle diese Sprachen stehen dem Sanskrit insoferne nahe, als sie den ursprünglichen Organismus nicht aufgehoben haben, sondern meist nur lautliche Veränderungen gegenüber der alten Sprache zeigen. Die neuindischen Idiome dagegen haben den ursprünglichen Organismus eingebüßt und, gleich den romanischen Sprachen in Europa, auf den Trümmern des alten einen neuen gebildet. (F. Müller, Allg. Ethnographie, S. 511—513.)

Nach Abstammung und Religion unterscheidet man in der Bevölkerung Indiens zunächst die Anhänger der Brahmalehre, welcher fast alle Hindu arischen wie dravidischen Stammes huldigen. Sie bilden die weitaus überwiegende Majorität, im britischen Indien allein 140½ Millionen Köpfe. Zwar ist Indien die Wiege des Buddhismus, der sich aus dem Brahmanismus entwickelte, doch mußte er den Reaktionsbestrebungen des letzteren weichen, so daß nur im äußersten Norden, in Nepal, und im Süden, auf der Insel Ceylon, seine Lehren herrschend geblieben sind. Mit der alten Religion der Arier besitzt der heutige religiöse Glaube der Hindu nur mehr geringe Aehnlichkeit; etliche vedische Verse und Formen, welche die Priester recitieren, ohne sie zu verstehen, sind so ziemlich alles, was sich von der Religion der Veda erhalten hat. Innerhalb dieses Glaubenskreises, welchen man in seiner heutigen Gestalt nach seinen Priestern den brahmanischen nennt, herrschen verschiedene Sekten, darunter manche, die von Grund aus verdorben sind. Die zwei verbreitetsten Religionsparteien Indiens sind aber jene, welche dem Siwa und dem Wischnu göttliche Verehrung zollen. Diese beiden typifizieren die zwei entgegengesetzten Pole religiösen Denkens, die sich bei den Menschen stets gefunden haben und auch stets finden werden: der eine im Vaishnava zu dem Gotte aufblickend, welcher der Urheber alles Guten, der andere in der Saiva nur von dem Menschen selbst und durch seine eigenen Thaten die Erreichung des Guten erwartend. Dies ist die Hauptverschiedenheit, doch begegnen sich die beiden Sekten häufig auf demselben Terrain. Erwähnenswert sind ferner die „Dschaina", welche dem indischen Pantheon nur eine sekundäre Bedeutung beilegen. Einige betrachten die Lehre der Dschaina als eine besondere Religion, andere sehen darin eine Abzweigung des Buddhismus; die Lehre ist hauptsächlich in Gudscherat und Maisur verbreitet, zählt aber auch in Bombay und anderen Teilen Indiens viele Anhänger. Im Pandschab heißt man die Dschaina „Srangi". Sie raufen alle sechs Monate ihr Haar mit den Händen aus, binden über den Mund ein weißes Stück Baumwollenzeug und haben immer eine weiße Bürste in der Hand, um den Platz vorher abzukehren, auf den sie sich setzen. Sie sind die Zielscheibe des allgemeinen Spottes.

Zwar umfaßt der Hinduismus nicht allein eine subtile Philosophie, er giebt nicht allein hohen moralischen Wahrheiten Ausdruck, sondern er enthält auch viele Hauptzüge der christlichen Lehre. Immerhin muß man im allgemeinen sagen: Der Hinduismus hat sich nicht als eine Restauration, sondern als eine Konservierung über Indien gebreitet. Er hat aus allem vorhandenen Aberglauben Nutzen gezogen, wie grob, unmoralisch und verbrecherisch derselbe auch sein mochte, und alle mit einer philosophischen Basis versehend, hat er jeden einzelnen förmlich kryställisiert, zugleich zwischen sämtlichen eine Solidarität herstellend, die es ungemein schwierig macht, einen einzelnen Punkt als solchen anzugreifen. Er hat die Unterscheidungen der Klassen und Stämme nicht allein anerkannt, sondern noch durch besondere Rechtfertigung ausgeprägt, und sie in ihrer Gesamtheit gewissermaßen erstarrt, statt sie zu fusionieren, so daß in einem indischen Dorfe die verschiedenen Klassen nebeneinander leben mit weit weniger gemeinschaftlichen Interessen, Gedanken und Empfindungen, als z. B. Deutsche und Franzosen. Dies macht den Patriotismus und das Nationalbewußtsein in unserem Sinne einfach unmöglich für die Hindu, so lange der Hinduismus besteht. Indes kann kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß derselbe in unseren Tagen seinem Verfall entgegengeht. Der große Zersetzungsprozeß des Brahmanentums ist eingeleitet; die Macht, mit welcher der philosophische Pantheismus die Geister in der höheren Kaste gebunden hielt, ist erschüttert; die bloße Gegenwart des Christentums auf indischem Boden, die Berührung mit demselben, die Wahrnehmung christlicher Ueberlegenheit auf allen Lebensgebieten, die Verbreitung der Erzieh ng und europäischer Kenntnisse — das alles dringt mit unaufhaltsamer Gewalt auf den Hinduismus ein und schickt sich an, das feste Gefüge des Kastenwesens, dieses schlimmsten Feindes europäischer Sitte und Religion, zu sprengen. Die großen Götterfeste ziehen nicht mehr solche Menschenscharen an wie früher; schon bilden sich theistische Schulen, die den alten Idolgöttern nicht mehr dienen wollen. Die Preßfreiheit, die britische von dem Geiste christlicher Moralität getragene Gesetzgebung, deren Wohlthaten der Hindu doch empfindet — so vieles wirkt zusammen, das alte Hinduwesen gleichsam aus seinen Angeln zu heben und europäischen Anschauungen Bahn zu brechen. Die brahmanische Reformpartei, das sogenannte „Brahma-Samadsch", gestiftet durch Rammohan Roy, heute geführt von Debendanath Dragore, hat nun auch den Glauben an eine göttliche Inspiration der Veda fallen lassen und erstrebt einen rationalen offenbarungslosen Theismus. Sie tritt als neue Religion auf, hat ihre Tempel und Kapellen, erstrebt soziale Reformen, Abschaffung der allzu frühen Heiraten, der Kastenschranken und Verbesserung des Loses der Frauen, und übt einen großen Einfluß auf die Mittelklassen aus. Es fragt sich indes doch noch sehr, ob der indische Geist, in den höheren Klassen besonders, schon hinlänglich vorbereitet und diszipliniert sei, um die christliche Lehre verstehen und würdigen zu können. Von den gründlichsten Kennern des Hinduismus wird diese Frage verneint, und damit stimmt sehr gut die Klage der Missionäre überein, daß die Heiden gar nicht einsehen wollen, welche ganz unglückliche, bemitleidenswerte Geschöpfe sie seien, sondern sich in ihrer Lage und mit ihren Meinungen ganz zufrieden fühlen. In der That zählen die Christen in ganz Indien, unter einer Bevölkerung von 254 Millionen Menschen, kaum 900,000 Köpfe und von diesen sind 250,000 Europäer oder europäischer Abkunft, sogenannte Eurasier. Der katholische Priester Gregor erklärte ganz offen: „Fortschritte können wir bei einem solchen Volke nicht machen. Wenn ich einem Hindu von Christi Wundern erzähle, giebt er mir sofort eine lange Reihe von Wundern zum besten, welche Krischna gethan hat und wogegen unsere christlichen Wunder gar nicht aufkommen."

Religiöse Pflichten und Förmlichkeiten umgeben das Leben der Hindu wie eine undurchdringliche Mauer; ihr tägliches Leben ist eine endlose Kette von Gebräuchen und Zeremonien, welche sie mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit beobachten und die erst durchbrochen werden müssen, ehe auf einen weiteren Kulturfortschritt zu hoffen ist. Ist ein Sohn im Hause geboren, so wird der Hauspriester gerufen, der dem Kind sein „Janam-Patri" oder Horoskop aufsetzt, das gewöhnlich sorgfältig aufbewahrt wird. Das Haus ist infolge der Geburt für zwölf Tage unrein, niemand trinkt und ißt in demselben. Nach 40 Tagen badet die Frau und der Hauspriester giebt dann dem Kinde einen Namen. Bis zum fünften Jahre wird das Haar des Kindes nicht geschoren; dann wird es zu einem „Tirtha" (heiligen Badeort) gebracht, wo sein Haupthaar von einem Brahmanen geschoren wird. Wenn der Knabe 8—12 Jahre alt ist, so wird sein Kopf rasiert, der Hauspriester lehrt ihn, wie man die „Tschauka" macht (ein mit Kuhmist überstrichener Ort, wo die Hindu essen), er unterrichtet ihn in der „Sandhya" (religiöse Meditation, Hersagen von heiligen Sprüchen aus den Veda, Wasserschlürfen ꝛc., was die

drei ersten Kasten bei Sonnenaufgang, mittags und bei Sonnenuntergang zu thun haben) und der „Gayatri" (dem heiligsten Verse des Rig-Veda, der stille hergesagt und gebetet werden muß). Ist dies geschehen, dann legt ihm der Priester die heilige Schnur um, die über die linke Schulter nach rechts getragen wird und aus groben baumwollenen Fäden besteht, die nicht zusammengezwirnt werden, worauf im Hause Festlichkeiten veranstaltet werden. Der Knabe wird nun als mündig angesehen und hat die sechs einem Hindu obliegenden Pflichten zu beobachten: er muß einen Haarschopf auf dem Kopfwirbel tragen, während der übrige Teil des Kopfes rasiert wird, er muß das „Dhoti" anlegen, ein Tuch, das um die Hüften geschlungen und hinten eingesteckt wird, nach Art einer Unterhose, er muß die heilige Schnur tragen, in der Hand eine Art Rosenkranz aus dem Holze der Basilienstaude verfertigt halten, und auf der Stirne die heilige Marke mit roter oder weißer Farbe auftragen. Ist er 12—14 Jahre alt geworden, so ist das Hauptdichten und Trachten seiner Eltern, ihm eine ebenbürtige Frau zu verschaffen, denn um jeden Preis wollen sie ihre Kinder noch während ihrer eigenen Lebenszeit verheiraten. Die Präliminarien dazu besorgt in der Regel der Hausbarbier, der mit allen Familiengeheimnissen wohl vertraut ist. Sind die beiden Häuser unter der Hand verständigt und der Partie nicht abgeneigt, so wird die Verlobung auf folgende Weise zustande gebracht. Der Vater des Mädchens schickt durch den Barbier sechs Datteln und eine Rupie in das Haus des Vaters des Knaben, zum Zeichen, daß er seine Tochter dem Knaben zur Frau überlassen wolle. Wenn der Barbier im Hause des Vaters des Knaben angekommen ist, so streichen die Hausbewohner Oel auf beide Seiten der Mauer an der Thüre und führen ihn dann ins Haus herein, ihn freundlich bewillkommnend. Dann versammeln sich die fünf Kasten-Schiedsrichter und die Verwandten und lassen den Hauspriester die „Tschauk" von Mehl machen, welche er den Knaben anbeten läßt. Diese Tschauk ist ein viereckiger Platz, auf welchem Mehl gestreut wird und in dieses macht der Priester verschiedene Zeichen, um gute Vorbedeutungen zu erhalten. Ist dies geschehen, so wirft der Barbier die sechs Datteln und die Rupie in des Knaben Schoß, macht die „Tika", d. h. die gewöhnlich aus roten oder weißen Strichen bestehende religiöse Marke auf seine Stirne und sagt zu dem Vater des Knaben: ich gratuliere. Dann verteilt der Vater je nach seinem Vermögen Rupien und Kupfergeld an die anwesenden Brahmanen und Barbiere und teilt unter seinen Verwandten Zuckerbackwerk aus. Nachdem dies verzehrt ist, gratulieren ihm alle und gehen nach Hause. Diese Verlobung gilt als bindend und es wäre für beide Familien eine Schande, sie danach wieder zu lösen.



Wasserbehälter aus Leder (Indien).

Zuweilen werden Kinder schon im zartesten Alter miteinander verlobt und Mädchen fast immer mit 8—10 Jahren verheiratet; doch gehen sie nicht in das Haus ihres Gatten, ehe sie dreizehn Jahre alt sind. Gewöhnlich finden zwei Hochzeitsfeste statt, das eine bei der Verlobung, das andere, wenn die Jungfrau in ihr neues Heim geführt wird. Die Eltern des Mädchens bestimmen den Tag der Heirat, nachdem der Hauspriester den günstigen Moment dafür aus den Sternen herausgelesen hat. Sie senden dann ein Schreiben an die Eltern (oder nach Umständen an die Verwandten) des Knaben, worauf sich die fünf Kasten-Schiedsrichter und die Verwandten versammeln und dasselbe in den Schoß des Knaben legen. In diesem Schreiben ist angegeben, wie viele Wagen und wie

viele Menschen der Vater der Tochter zum Hochzeitszug eingeladen hat, auch ist der Tag der Hochzeit darin bestimmt. Sieben Tage vor der Hochzeit werden die Braut und der Bräutigam mit einer aus Mehl, Oel und einigen wohlriechenden Stoffen bestehenden Komposition wohl abgerieben und gewaschen, was oft dringend nötig ist. Wenn am Hochzeitstage der Bräutigam auf einem Pferde reitend, in Begleitung seiner Verwandten unter einer fürchterlichen, ohrzerreißenden Musik im Hause seines Schwiegervaters ankommt, so ziehen sie ihm dort ein schönes Kleid an, auf sein Haupt setzen sie eine Art von Diadem aus Silber und Gold und auf seine Stirn binden sie einen Kranz aus Goldfäden bestehend. Dann wird ein Feuer im Hofraum angezündet, um das der Priester den Bräutigam und die Braut viermal herumführt. Ist einmal die Braut viermal um das Feuer herumgeführt, so darf sie dann, auch wenn ihr Gemahl stirbt, nicht mehr heiraten. Am zweiten Tage rufen die Eltern oder Verwandten der Braut die Eingeladenen zusammen und bewirten sie mit allerlei süßem Backwerk, wobei auch viel gesungen wird, besonders von dem weiblichen Teile, der in den Frauengemächern notorischer Weise sich oft mit obscönen Liedern und Possen vergnügt. Am dritten Tage der Festlichkeiten wird Reis mit saurer Milch aufgewartet und in großen Quantitäten verspeist. Am vierten Tage werden die Hochzeitsgeschenke gegeben und die Gesellschaft zerstreut sich. Reiche Leute feiern solche Hochzeiten mit außerordentlichem Prunke. Als sich Graf Goblet d'Alviella zu Sir Mulguldaß Nathonboy in Bombay begab, welcher die Hochzeit seiner zwei Söhne begieng, konnte er tausend bis zwölfhundert Frauen betrachten, welche, in die schönsten Stoffe: in weiße, blaue, gelbe, rote, grüne, mit Gold- und Silberfransen geschmückte Gaze gekleidet, in fünf langen Reihen saßen oder vielmehr zusammengekauert waren. Vor ihnen befanden sich Teller und Schüsseln, auf welchen alle Leckerbissen der einheimischen Küche lagen. Die Damen, welchen man ebensowenig Eßbestecke als Sitze gereicht hatte, bedienten sich auf die natürlichste und geschickteste Weise ihrer Hände. Zwischen den langen Reihen der Frauen bewegten sich Diener, nackt bis an den Gürtel, welche in großen Gefäßen die Speisen trugen und jenen reichten, welche sie wünschten. Das Gastmahl dauerte zwei bis drei Stunden und als die Damen abgespeist waren, kam die Reihe an die Männer. Ein nationaler Tanz beschließt gewöhnlich die Festlichkeiten. Die Tänze, von denen man sich in Europa Wunder verspricht, befriedigen nicht allzusehr die Erwartung. „Zuerst," erzählt d'Alviella, „erschienen drei Männer, einer mit einem Tamburin, die zwei anderen mit einer Art von Guitarre versehen. Ihnen folgten zwei Tänzerinnen, welche sich in Bombay eines außerordentlichen Rufes der Schönheit erfreuen, ohne daß sie besonders schön wären. Das Honorar, das eine solche Tänzerin für einen Abend erhält, beträgt tausend Frank. Im Gegensatze zu den Erscheinungen auf unserem Theater waren diese Tänzerinnen für die Soiree weit mehr gekleidet als für die Straße. Ihre Kleider waren am Halse geschlossen, die Röcke fielen in reichen Falten herab und die Pantalons umschlossen enge die Knöchel. Der „Nautsch", ein nationaler Tanz, bestand mehr im Gesange als im Tanze. Nur hie und da bewegte sich eines der jungen Mädchen und glitt bis in die Mitte des Salons, die Hände über dem Haupte und die Bewegung leicht in den Hüften markierend, so daß die mit Goldmünzen besetzten Arm- und Fußbänder ertönten. Die Lieder, welche etwas näselnd die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleiteten, waren Liebeslieder; man hätte aber ebenso gut dieselben für Hymnen halten können. Die Bewegungen entbehrten nicht einer gewissen Grazie, zu deren Erkenntnis man nach und nach gelangte, aber das Ganze ermangelte vollständig, besonders wenn man die Worte nicht verstand, jenes Lebens und jener Belebung, welche man im Oriente zu finden hofft."

Wenn man bedenkt, daß diese Feste oft eine ganze Woche hindurch dauern, wird man die ganz außerordentlichen Ausgaben ermessen, welche eine Hochzeit den Hindu verursacht. Es ist dies zwar der einzige Luxus dieses Volkes, allein er ruiniert mit einem Male Familien, die nicht sehr wohlhabend sind und doch nicht den Mut besitzen, sich der Tyrannei der Sitte zu entziehen. Es wird deshalb die Geburt einer Tochter als ein Unglück angesehen und vornehme Radschputen ziehen es vor, ihre Töchter gleich nach der Geburt in warmer Milch zu ertränken, weil sie die Hochzeitsauslagen für ihre Töchter fürchten. Auch sonst ist die Mädchentötung in Hindustan sehr gebräuchlich (Revue d'Anthropologie Vol. III, p. 705—706. Globus, Bd. XVIII, S. 3a, Bd. XX, S. 256). Viele der am Leben gelassenen Mädchen werden wegen gänzlicher Vernachlässigung gebrechlich und krank. Um nun den Erwachsenen der mädchenmordenden Stämme Frauen zu verschaffen, hat sich eine Art Heiratsmaklergilde gebildet, die anderswo Mädchen raubt und kauft und jenen verkauft; ja zu Mannukgunge bei Kalkutta existierte vor mehreren

Jahren, und vielleicht auch noch jetzt, ein förmlicher Mädchenmarkt, wo Mädchen von etwa dreizehn Jahren öffentlich zum Verkaufe ausgestellt waren.

Den Mittelpunkt des geselligen Lebens bei den Hindu bildet der Haushalt; aber der äußeren Welt ist derselbe nicht leicht zugänglich, denn das Haus, namentlich der höheren Kasten, ist in jeder Beziehung ein Heiligtum, in welchem der Vater fast unumschränkte Autorität ausübt, zugleich aber auch für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der ganzen Familie zu sorgen hat. Denn die verheirateten Söhne führen ihre Gattinnen unter das väterliche Dach, unter dem dann auch die Enkel aufwachsen. Nächst dem Oberhaupte der Familie steht dessen Gattin, deren Stellung sehr mannigfaltige und schwierige Pflichten umfaßt, besonders in Achtung. Ihre Haupttugend ist die Sparsamkeit, denn der Charakter der Hindu ist jeder Verschwendung abgeneigt. Außerdem ist die Hindufrau ein Muster von Hingebung, Keuschheit und Selbstlosigkeit. Sie besitzt natürlichen Verstand und gutes Gedächtnis, ist aber meist wenig gebildet, trotzdem liegt der Unterricht der Töchter fast ganz in ihren Händen. Die beklagenswertesten Familienmitglieder sind unstreitig die Schwiegertöchter, weil sie keine selbständige Beschäftigung haben und ganz unter der Kontrolle der Schwiegermutter stehen. Mit Ausnahme der letzteren führen sämtliche weibliche Personen des Haushalts ein sehr abgeschlossenes Leben, ja genau genommen sind sie eigentlich auf den bloßen Umgang mit den Kindern beschränkt. Ohne Erlaubnis des Familienvaters dürfen sie das Haus nicht verlassen, ja kaum die äußeren, für die Männer bestimmten Räume des Wohnhauses betreten. In Gegenwart der Schwiegermutter oder einer älteren Frau dürfen sie nicht den Schleier lüften oder die Lippen öffnen, um mit ihrem Manne zu sprechen. In Gegenwart von Männern zu essen, gilt für höchst unschicklich; deshalb kauern die Frauen zur Essenszeit auf der Erde und warten, bis die Männer ihre Mahlzeit vollständig beendet haben. Sie, sowie ihre Kinder, müssen dreimal täglich baden und die Kleidung wechseln; würden sie diese Pflicht der Reinlichkeit versäumen, so dürften sie keinerlei häusliche Arbeit zur Hand nehmen. Ihre Erholungen sind sehr beschränkt; einige lesen, andere, welche diese Kunst nicht verstehen, zerstreuen sich durch Handarbeit und Kartenspiel, oder sie hören sehr kindische Erzählungen an, wobei sie eine große Vorliebe für alles Phantastische bekunden. Dies liegt übrigens im indischen Volkscharakter überhaupt, wie aus den uns bekannten zahlreichen indischen Märchen deutlich hervorgeht. Im übrigen werden schon im zarten Alter von fünf Jahren die Gedanken der Mädchen auf die Ehe gelenkt, und beten sie um zärtliche und treue Gatten. Ein Hinduweib fürchtet nämlich nichts so sehr, als daß ihr Mann eine zweite Frau neben ihr nehmen möchte; denn Polygamie ist gestattet, namentlich wenn die erste Frau keine Kinder hat. Als ein anderes schweres Uebel betrachten sie die Witwenschaft. Wenn ein Mädchen ihren Gatten verliert, noch ehe sie das Haus ihrer Eltern verlassen hat, muß sie doch während ihres ganzen Lebens Witwe bleiben. Als solche aber wird sie als Ausgestoßene, als unreines Geschöpf betrachtet und darf sich nicht mehr an den geselligen und häuslichen Angelegenheiten des Lebens beteiligen; ist sie gar kinderlos, so wird ihr dies geradezu als Verbrechen angerechnet. In neuester Zeit sind allerdings, was früher unerhört, einige seltene Fälle von Wiederverheiratungen von Witwen vorgekommen. Der ehemals allgemeine Brauch der „Sati" oder „Suttee", nach dem die Witwe gezwungen war, sich auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten lebendig dem Flammentode zu weihen, ist jetzt fast völlig erloschen, kommt aber vereinzelt wohl noch im Innern vor, wo die Briten weniger Einfluß haben und Personen fehlen, welche die Ausübung dieser Sitte zur Anzeige bringen würden.

Die Stellung der Hindufrauen beginnt übrigens neuerdings durch den Einfluß der Engländer mehr und mehr eine andere zu werden. Denkende Hindu, welche Gelegenheit hatten, die Vorzüge der westlichen Kultur kennen zu lernen, sind sehr bemüht, ihren Frauen und Töchtern die Vorteile derselben zuzuwenden. Schon hat die weibliche Erziehung solche Fortschritte gemacht, daß im ganzen 2000 Mädchenschulen bestehen, in denen 50,000 Schülerinnen erzogen werden. Wenn man aber die ungeheure Ausdehnung des Landes bedenkt, die etwa zwei Drittel des Flächenraumes von ganz Europa beträgt, so wird man zugeben, daß dieser Fortschritt für die Millionen von Eingeborenen nur ungenügend zu nennen ist. Auch muß man bedenken, daß eine große Anzahl indischer Frauen und Mädchen jedem Einflusse der Schule unerreichbar ist, weil dieselben ja eben ihr lebenlang in der Abgeschiedenheit der „Zenana" (Frauengemächer) eingeschlossen gehalten werden, und wenn es nicht gelingt, die Bildung dort hinein zu tragen, so können und werden sie nie herauskommen, um diese zu suchen. Deshalb hat sich in England eine Gesellschaft gebildet, welche unabhängige englische Damen aussendet, um in

Indien als Zenana-Lehrerinnen zu wirken. Natürlich können die auf solche Weise ausgestreuten Samen nur langsam reifen. Uebrigens wäre es ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß die geringe Bildung der Hindufrauen ausnahmslos sei; vielmehr besitzt die moderne Hindulitteratur ebensogut ihre weiblichen Berühmtheiten als die deutsche. Die schriftstellernden Frauen Hindostans sind ausschließlich Dichterinnen und tragen dann neben ihrem gewöhnlichen Namen immer noch einen Beinamen, der sich auf ihre Werke bezieht.

Stirbt ein Brahmane, Kschatrya oder Waiçya, so machen seine Söhne oder Enkel, nach ihren Mitteln, einen schönen Baldachin und legen den Toten darauf, in einen Shawl oder in ein seidenes Tuch eingewickelt. Der älteste Sohn läßt das Haupt des Vaters rasieren, bindet Ringe von Kusagras um seine Hände und trägt mit drei anderen Brüdern oder Verwandten den Toten hinaus. Die übrigen Hausgenossen gehen mit bis zum Ort des Scheiterhaufens, indem sie über den Toten hinweg Blumen, Süßigkeiten, Kupfer- und Silbermünzen unter die Leute werfen, und sprechen: Sri Ram nam sat hai, d. h. „Der Name von Sri Ram ist wahrhaftig." Auf dem Verbrennungsplatze angekommen, legen sie den Toten nieder, machen eine Oblation von einer Reiskugel (aus Reis, Milch, geronnener Milch und Blumen zu einer Kugel zusammengeballt) für die Manen des Verstorbenen; auf allen vier Seiten um den Leichnam herum wird Wasser ausgegossen und ein irdenes Gefäß zerbrochen. Dann legen sie den Leichnam, mit oder ohne die Schale oder Tücher, in die er eingewickelt war, auf den Holzstoß; am vierten Tage werden die noch übrigen Gebeine gesammelt und nach dem Ganges gesendet, in den sie geworfen werden. Durch einen Todesfall wird ein Haus auf zwölf Tage unrein. Vier Jahre nach dem Tode wird zum Andenken an den Verstorbenen eine Trauerfeierlichkeit („Sradh") abgehalten, wobei eine Anzahl Brahmanen mit verschiedenen Speisen bewirtet wird; denn die Hauptsache bei solchen Zeremonien ist immer das Essen und Trinken. Wer irgend es vermag, läßt das Sradh jedes Jahr wiederholen.

Die Gebräuche der Sikh sind verschieden von denen der Hindu. Die echten Sikh gebrauchen keine Brahmanen, die sie hassen, noch achten sie auf die Veda oder sonstige heilige Schriften der Hindu, sondern das heilige „Granth" (Buch) ist die Richtschnur ihres Glaubens und ihres Lebens. Echte Sikh achten darum nicht auf die Kaste und tragen auch nicht die heilige Schnur, wie die drei höhern Hindukasten. An die Stelle des Anlegens der heiligen Schnur tritt bei dem Sikhknaben im Alter von sieben bis zehn Jahren die Einweihung oder der „Tahul", der in Amritsar, wo der heilige Tempel der Sikh steht, vollzogen wird. Dies geschieht auf folgende Weise. Fünf Sikh, worunter wenigstens ein „Granthi" (ein Vorleser des heil. Granths) sein sollte, versammeln sich am Teich des heiligen Tempels; es wird aus dem heiligen Teich Wasser in ein Gefäß geschöpft, in welches etwas Zucker geworfen und mit einem zweischneidigen Dolch umgerührt wird. Der Einzuweihende steht da mit den flachen Händen aneinander gelegt und in die Höhe gehalten, und sagt den kurzen, in Versen abgefaßten Sikhglauben her. Der Granthi spritzt dann etwas von diesem Wasser in sein Gesicht und auf seine Person, und giebt ihm dann auch davon zu trinken, worauf der Novize ausruft: „Wah Guru! (Heil dem Guru!), Guru-ji ki fathe!" (Sieg dem Guru!); die übrigen trinken dann den Rest des Wassers aus. Die ganze Zeremonie schließt mit einem Bade in dem heiligen Teiche. Die Mädchen werden jetzt nicht eingeweiht, früher aber soll es auch geschehen sein. Sonst belästigen sich die Sikh nicht viel mit Zeremonien; ihr Hauptgebot ist, das heilige Granth zu lesen, oder es lesen zu hören, was gewöhnlich von einem Granthi in einem „Dharmsal" (dem Versammlungsort der Sikh) geschieht. Die Sikh heiraten etwas später als die Hindu, und sind darum auch ein viel kräftigerer Volksschlag. Die echten Sikh gebrauchen bei ihren Heiraten nur Granthi, die dabei einen passenden Abschnitt aus dem Granth vorlesen; der viermalige Umgang um das Hochzeitsfeuer findet nicht statt. Die Sikh scheren nie das Haupthaar noch den Bart, sondern lassen alles wachsen, und binden ihr Haupthaar in langen Zöpfen um das Haupt. Sie tragen eine Art enganliegender Hosen, einen hohen Turban, in dem sich etwas Stahl befinden muß, da jeder Sikh Stahl bei sich haben soll. Ihre Toten verbrennen sie wie die Hindu, wobei aber nur das Granth gebraucht wird; Sradh und sonstige Zeremonien der Hindu verwerfen sie als gottlos. Es giebt aber viele Sikh, welche die Kasten festhalten und auch der Brahmanen sich bedienen, wie die übrigen Hindu. Sie betrachten sich einfach als Schüler (Sikh) Nanaks, ehren auch den Granth, aber sind nicht aus dem Schoße des Hinduismus ausgetreten. Es ist wohl bekannt, daß die gegenwärtige Zeitrichtung unter den Sikh dahin geht, wieder zum Hinduismus zurückzukehren, seit ihnen die weltliche Macht und zeitlicher Vorteil entzogen sind.

Die Begum von Bhopal mit Tochter.

Eine wichtige Klaſſe der Hindu ſind die eingebornen Muhammedaner, deren man jetzt mehr denn 50 Millionen in Indien zählt, ſo daß ſie ein Sechſtel der Geſamtbevölkerung ausmachen. Sie bilden keine eigenen Gemeinden, ſondern leben unter den andersgläubigen Hindu und ſind aus dieſen durch Annahme des Islam erwachſen. Die Einführung des Islam in den Gangesländern datiert aus dem elften Jahrhundert vom Einfall der Afghanen; vor der Spitze des Schwertes beugten ſich die Hindu und nahmen damals, wie ſpäter unter den erſten Mogulſultanen zu Delhi, die Lehre Muhammeds an. Die Zahl der fremden Muſelmänner, die ſich in Indien niederließen, iſt indes ſehr gering und ihr Blut hat nur in wenigen nicht volkreichen Gruppen Spuren zurückgelaſſen, wie in den Pathan, den Nachkommen der afghaniſchen und perſiſchen Eroberer, die ſich am zahlreichſten im Nordweſten finden, aber in ganz Indien nicht zwei Millionen erreichen; größere Anſprüche machen die Mogul, die Nachkommen der türkiſch-tatariſchen Eroberer. Die große Mehrzahl der gegenwärtigen Bekenner des Islam in Indien iſt aber nicht von fremdem Blute, ſondern entſtammt niederen Kaſten der Hindu. Den Urſachen des Uebertritts zum Islam entſpricht die geographiſche Verteilung der „Muſſalman“, wie die Engländer ſie nennen. Nächſt dem Pandſchab und Sindh, wo jeder Eroberer Indien zuerſt betrat und ſich Araber, Afghanen und türkiſch-tatariſche Völker in größerer Zahl niederließen als irgendwo ſonſt, hat Bengalen die meiſten Muhammedaner. Im Pandſchab und Sindh bilden die Moslemin längs der ganzen Weſtgrenze vom Meer an bis zum Himalaya hinauf nirgends unter 80 Proz. der Bevölkerung, in den Diſtrikten zunächſt den Hauptpaßübergängen um Peſchawar nach Afghaniſtan nicht unter 90 Proz., Zahlen, wie ſie ſonſt im ganzen Reiche nirgends wiederkehren; öſtlich von Kalkutta erſtreckt ſich nördlich bis zu den Vorbergen des Himalaya, weſtlich bis zu den rohen Jagdvölkern an der birmaniſchen Grenze ein breiter, äußerſt dicht bewohnter Streifen Landes, wo niemals unter 50, durchſchnittlich aber 70 Proz. Muhammedaner ſitzen. Um Delhi herum, der Kaiſerreſidenz der vorengliſchen Mogulherrſcher, wohnen nur 20 Proz., und nur nordweſtlich davon ſteigt die Zahl bis zu 33 Proz., fällt aber dann, und überſteigt nirgends mehr in ganz Hinduſtan bis hinab in die Deltaländer Bengalens die Zahl von 19 Proz. Entſprechend der Zuſammenſetzung der Muhammedaner iſt Gliederung in Kaſten vorherrſchend nur in den Landſchaften mit ausgebildetem Hindukultus, während unter den aus den niederen Volksſchichten herausgewachſenen Bekennern des Islam die große Mehrheit (in Bengalen bis zu 94 Proz.) auf die Frage nach der Kaſte keine andere Antwort zu geben wußte, als daß ſie Moslemin ſeien. In Oude machte man die Bemerkung, daß die Aufteilung der Gruppen und Mehrung der Kaſten unter den höheren Klaſſen der Muhammedaner in derſelben Weiſe vor ſich gehe wie unter den Hindu; ſonſt ziehen mit dem Islam die Titel „Scheikh“, „Sayad“, „Pathan“ und „Mogul“ für angeſehenere Familien ein, und da der Begriff Kaſte dem Weſen des Islam fremd, den Neubekehrten anſtößig iſt, ſo beſtimmen hier frühere Zuſammengehörigkeit und Beſchäftigung die Gliederung, wobei jedoch der Einfluß der Hinduumgebung dazu führte, daß landſchaftlich einige Gruppen ſich

von anderen kastenartig abschließen. (Emil von Schlagintweit in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 29. August 1877.)

Die Grundlehren des Islam haben unter den Indern mannigfache Veränderungen erfahren, stellenweise ist es geradezu schwer die alte Lehre herauszufinden. Zahlreich sind Sekten und sie bekämpfen sich zeitweise blutig. Politisch fällt am meisten ins Gewicht der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten. Die Sunniten bilden nun die große Mehrzahl; die vorliegenden Zahlen schwanken zwischen 89 bis 96 Prozent Sunniten, nur der Rest entfällt auf Schiiten. Im ganzen ist der indische Mussalman nicht bigott und wenig eifrig in seinem Glauben; die fanatischen Wahabi, die sich den Beruf auferlegen, jederzeit zum Kreuzzuge gegen die Andersgläubigen auszuziehen, haben von ihrer Heimat Arabien aus bis zur Südspitze Indiens hinab Anhänger, aber sie gewinnen wenige neue Mitglieder und verschwinden der Zahl nach. Nur im Pandschab trifft man in den nördlichen Grenzdistrikten öfter Wahabi. Beachtenswerter als die Wahabi sind für Indien gegenwärtig die „Chodscha" — Schiiten, welche eine Fortsetzung der Persönlichkeit Alis, des vierten Kalifen, durch Herabsteigung in seinen jeweiligen Imamnachfolger behaupten und diesem Stellvertreter des Propheten geradezu göttliche Ehren erweisen; dieser wohnt in Bombay und wird unter dem Titel „Aga Chan" geehrt. Die Chodscha sind unternehmende Kaufleute, wohlhabend, wohnen in Bombay in einer eigenen nach ihnen benannten Straße, und unterhalten rege Verbindungen mit ihren Glaubensgenossen in anderen Orten Indiens. Harmlos ist dagegen der große Haufe und geradezu nur dem Namen nach Muhammedaner. Noch heute wie vor sechzig Jahren treffen in Bengalen Mussalman und Hindu bei demselben Heiligenschreine zusammen und beten zu demselben Gegenstande der Verehrung, nur daß ihm jede Gruppe einen anderen Namen beilegt; statt einen Brief „im Namen Gottes" zu beginnen, setzt der Bengali Mussalman den Namen einer Hindu-Gottheit vor sein Schreiben. Die Gebräuche der Muhammedaner sind zwar fast überall die gleichen, da sie durch den Koran und die Ueberlieferung fixiert sind. In Indien ist ihnen aber viel von den alten Hindu- und Lokalsitten beigemischt, ja der gemeine Muhammedaner ist gewöhnlich so unwissend, daß er sich kaum über den Heiden erhebt; mit Ausnahme des Hersagens der „Kalimah" (des muhammedanischen kurzen Glaubensbekenntnisses) steht er fast in allem dem niederen Hindu gleich, nur seine Kleidung unterscheidet ihn äußerlich von demselben. Die Vielweiberei findet man selten unter den niederen Ständen, da sie ein Luxus ist, den der Arme sich nicht erlauben kann, wohl aber ist sie unter den Reicheren an der Tagesordnung. Die Frauen der Vornehmeren sieht man selten öffentlich und dann immer aufs tiefste verschleiert (mit dem häßlichen „Burka" oder Hemd), die gemeinen dagegen arbeiten öffentlich, besonders auch auf den Feldern, wo sie immer ohne allen Schleier und oft nur notdürftig bekleidet sind. Die Muhammedaner heiraten alle sehr frühe (wie auch die Hindu), zwischen 12 bis 14 Jahren, was die Folge nach sich zieht, daß sie oft mit 30 Jahren schon ein ganz greisenhaftes Aussehen haben. Man muß sich eigentlich nur wundern, daß die physische Beschaffenheit des Volkes nicht noch tiefer gesunken ist, als sie in der That ist. Das ganze Leben des Muhammedaners, wenigstens im Pandschab, geht in den drei Hauptmomenten, Geborenwerden, Heiraten und Sterben auf. Ist er einmal glücklich in die Welt geboren, so verbringt er seine ersten Kindheitsjahre ziemlich harmlos und macht seinen Eltern wenig Mühe, da er keinerlei Kleidung bedarf und bis zum fünften bis sechsten Jahre nackend geht. Mit Lernen zerbricht er sich gewöhnlich nicht den Kopf, da er durch keinen Schulzwang dazu angehalten wird; soweit er nicht mit Spielen seine Zeit hinbringt, wird er zum Erwerb der Nahrung angehalten, indem er gewöhnlich das Gewerbe des Vaters ergreift. Ist er 12—14 Jahre alt, so sorgen ihm seine Eltern für ein Weib, das er heiratet, ohne es vielleicht je gesehen zu haben. Sind aber die Eltern so arm, daß sie die ziemlich hohen Hochzeitsauslagen (oft 400—800 M.) nicht auftreiben können, so muß er wohl länger warten, bis er die nötige Summe dazu aufgebracht hat; geringere Leute lassen sich oft noch eine hübsche Summe für ihr Mädchen bezahlen, verkaufen sie also gewissermaßen. Das Sterben geht bei den Muhammedanern ziemlich lautlos und stille vorüber; der Tote wird sogleich gewaschen und in ein Leintuch gewickelt; dann wird er auf eine einfache Bahre gelegt und 4 Mann laufen mit ihm in schnellem Schritt dem Begräbnisort zu, nur von wenigen Personen begleitet, wo er an demselben Tage noch beerdigt wird, da das heiße Klima keinen Aufschub auf den andern Tag gestattet. Im ganzen ist der Mussalman schmutzig, schmierig und seine Frau unmoralisch; mit Ausnahme der Grundbesitzer und einzelner Handelsklassen sind ihre Verhältnisse ärmlich. Die

Küstenbewohner sind durchgehends kühne Seefahrer; auch die Eingebornen-Armee der „Sipahi", woraus die Engländer das Wort „Sepoy" verderbt haben, wird mit Vorliebe aus den Muhammedanern rekrutiert.

Unter den Muhammedanern, Hindu und Sikh giebt es eine große Anzahl sogenannter „Fakire", welche ein religiöses, beschauliches Leben auf Kosten der

Sipahi.

arbeitenden Klassen führen. Eigentlich versteht man in Indien unter „Fakir" bloß einen Büßer muhammedanischen Glaubens; unter den Hindu heißen sie meist „Gosain" oder „Goswâmî", bei den Wischnuiten „Bairagi", „Yogi" oder „Dschogi" aber bei den Sivaiten. Diese Asketen leben entweder einzeln, unter Bäumen, an Gräbern oder Verbrennungsorten, oder sie leben nach Art der Mönche zusammen in Klöstern unter einem „Mahant" oder Abt. Die meisten sind nichts als reine Faulenzer, die das Betteln unter einer religiösen Maske der Arbeit vorziehen, und sind darum auch durch den Volkswitz gebrandmarkt, aber nichtsdestoweniger finden sie ihren reichlichen Unterhalt, besonders durch

die Gunst der Weiber. Einzelne Klöster (aber nur sehr wenige) zeichnen sich durch ihren streng-sittlichen Ton und das darin herrschende wissenschaftliche Streben aus, wie z. B. das Kloster der Nirmala Sadhu in Amritsar. Die Novizen haben keine Gelübde abzulegen, sondern sich nur der Klosterordnung zu unterwerfen, sie können auch jederzeit wieder austreten und sich verheiraten. Alle diese Heiligen tragen ein rötlich-gelbes (fleischfarbenes) Gewand, an dem man sie sogleich erkennt, aber noch mehr an ihrer zudringlichen Bettelei, die sich oft bis zur Verfluchung der unwilligen Geber steigert.

Indischer Jongleur mit seinem Knaben.

Manche dieser Fakire sind wahre Fanatiker, andere zeigen den Gipfel menschlicher Entwürdigung, wie die Aghori oder Aghor-Pants, welche, nach dem letzteren Namen zu schließen, unter den Hindu als „Lehrer" betrachtet werden und nicht selten Brahmanen sind. J. Forbes Watson und J. W. Kaye berichten über dieselben: „Die Aghori sind eine Volksklasse, der man häufig an den Ghats (Ganges-Ufern und Ganges-Treppen) in Benares, gelegentlich auch sonst in Indien und sogar in Assam begegnet. Sie sind Oger (Werwölfe, Menschenfresser) und glauben, daß unter den Dingen kein Unterschied bestehe, sondern alle Unterscheidungen nur Einbildung seien. Ein Schlag oder Stoß ist ihnen so gleichgültig wie ein Segen. Sie gehen in puris naturalibus, mit einem Menschenschädel in der Hand, von dem sie das modernde Fleisch abgenagt, und dem sie Gehirn und Augen mit den Fingern ausgebohrt haben, und worein sie dann irgend ein Getränk

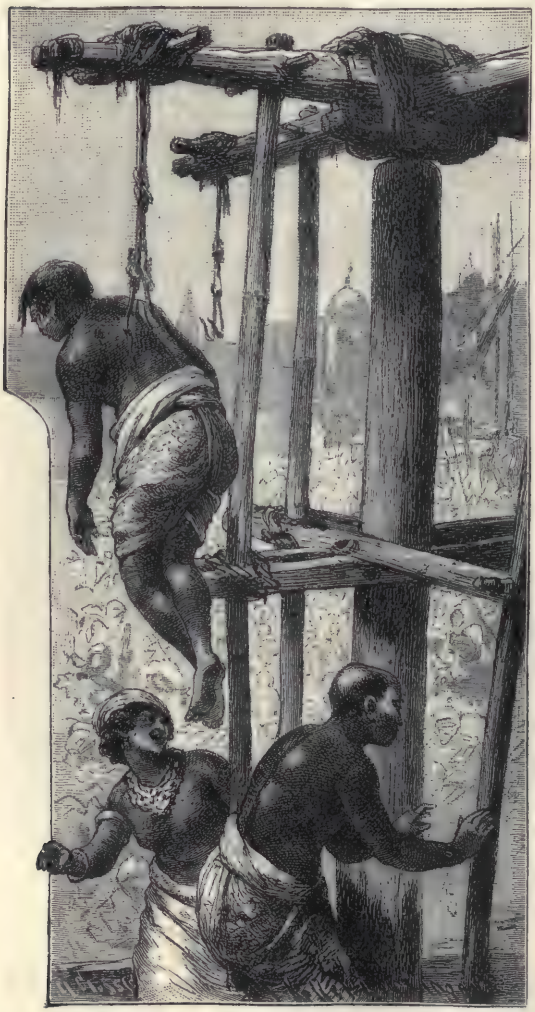
Bengalischer Wasserträger.

gießen, gleichviel ob Branntwein, Milch oder faules Waſſer. Als Speiſe dient ihnen das nächſte beſte, ein modernder Leichnam, ein Tieraas, Gekochtes oder Unrat. Mit verfilztem Haar, blutroten Augen, den Leib von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, ſo iſt der Aghori ein Gegenſtand des Grauſens und Abſcheues. Einem Wolf ſieht er ähnlicher als einem menſchlichen Weſen. Der Hindu aber betrachtet dieſe Elenden mit Verehrung, und keiner wagt ſie von ſeiner Thüre wegzujagen. Sie gehören zur ſchlimmſten Sorte unter dem vielen Geſindel der heiligen Stadt Benares und ſind jedes Verbrechens fähig. Man darf annehmen, daß die greulichen Gebräuche der Aghori-Prieſterſchaft in eine alte Zeit zurückreichen.“ Viele Fakire verlegen ſich auf den Verkauf von Geheimmitteln, Amuletten und dergl., andere durchziehen mit Laute und Trommel als Gaukler das Land und leiſten auf dieſem Gebiet in der That Erſtaunliches. Auch Schlangenbeſchwören iſt eine ihrer Lieblingsbeſchäftigungen, wobei ſie es oft auf die giftige Brillenſchlange (Naja tripudians) abgeſehen haben; inwieweit einfacher Betrug dabei im Spiele iſt, läßt ſich nicht mit Gewißheit ermitteln. Einzelne Fakire nehmen, außer ihrem Hauptgelübde, noch beſondere, bisweilen der abenteuerlichſten Art auf ſich. Die einen ſchweigen fortwährend, die anderen öffnen den Mund nur zu nachgeahmten Tierlauten; dieſer hält einen Arm ſo lange nach oben, bis er ihm ſteif für immer ſo ſtehen bleibt, jener thut das mit beiden Armen, ſo daß ihn nachher die Leute füttern müſſen, was ſie übrigens gern mit faſt anbetender Bewunderung beſorgen; noch andere ſtoßen ſich ſpitze Eiſen in den Körper, laufen zerſchunden einher und die Yogi wiſſen ſich gar durch jahrelang geübte Körperdreſſur und Selbſthypnotiſierung in einen wochen-, ja monatelangen Todesſchlaf, wie die Murmeltiere, zu verſetzen. Dieſe Fakire finden ſich ſtets in großen Mengen an den Wallfahrtsorten oder den Schauplätzen der religiös-nationalen Feſte, wie der „Mela“ zu Sonepur in Nordindien, ein. Früher führten ſie an hohen Feſttagen das Schauſpiel „Tſcharak Pudſcha“ auf, das darin beſtand, daß man durch das Rückenfleiſch einen an ein Seil befeſtigten Haken treiben ließ und das Seil ſodann an einen langen Querbalken knüpfte, der ſich im Mittelpunkte um einen hohen Pfahl drehte. Jetzt iſt dieſer Unfug ausgerottet. (Emil von Schlaginweit, Indien in Wort und Bild. Leipzig 1880. Fol. Bd. 1, S. 190.)

Ein Fakir.

So hoch die geiſtige Begabung des Hindu anzuſchlagen iſt, ſo wenig erfreulich malen die verſchiedenſten Beobachter deſſen Charakter. Scheu und

willfährig dem Europäer gegenüber, scheint er nur fähig, durch List sein Ziel zu erreichen, während ein Emporschwingen zu energischer That ihm versagt bleibt. Infolge des jahrhundertelangen schweren Druckes hat der Charakter der Hindu überhaupt sich sehr verschlechtert, und steht die Sittlichkeit auf niedriger Stufe. Vollständig mangelt durchschnittlich das Gefühl der Wahrheitsliebe und Mannesehre; Falschheit, Verrat und Meineid sind etwas Alltägliches. Merkwürdig kontrastieren im Hindu eine äußere Fügsamkeit und Sanftmut, die auch in der Sorge für invalide Tiere sich bethätigt, mit Ausbrüchen wilder Grausamkeit, mit einer Kaltblütigkeit des Mordens, der Gewohnheit des Kindermordes, die kaum anderswo erreicht werden. Als Tugenden des Hindu rühmt man dagegen die Mäßigung, Fassung im Unglücke, Gastfreundschaft und einen durchgehenden Zug fügsamen Gehorsams.



Religiöse Zeremonie des „Tscharak Pudscha".

Unter der arischen Bevölkerung Indiens müssen wir noch der eingewanderten Parsen gedenken, deren Kopfzahl 70 000 nicht übersteigt und außerdem entschieden in der Abnahme begriffen ist. Diese persischen Anhänger der Zarathustra-Lehre haben in Indien, wohin sie vor dem kulturfeindlichen Islam sich geflüchtet, seit Jahrhunderten eine ihnen zusagende Heimat gefunden und nehmen eine geachtete Stellung ein, ja bilden die Seele fast jeglicher kaufmännischen Unternehmung. In bezug auf Zivilisation und Kentnisse stehen sie den Europäern am nächsten; auch haben ihre religiösen Schriften viel Moral und richtige Begriffe. Mit großer Zähigkeit hängen die Parsi an ihren alten Sitten und Gebräuchen, noch mehr an ihrem Glauben, und sind deshalb dem Christentume ebenso feindlich, als es je ihre

Ahnen waren; sie bekämpfen dasselbe aufs eifrigste mit Wort und Schrift und geben in und um Bombay zu diesem Zwecke nicht weniger als zehn Journale und Zeitschriften heraus. Niemand vielleicht in ganz Indien verdankt mehr als die Parsi dem britischen Regiment, es giebt aber auch niemand in Indien, der dies besser anzuerkennen, zu schätzen und mit aufrichtigem Danke zu vergelten wüßte.

Ueberall in Indien haben starke Mischungen der eingewanderten Arier mit der autochthonen Dravidarasse stattgefunden, so daß keine der beiden Rassen, weder die Arier noch die Dravida, für unvermischt gelten kann. Der arische Indier ist vom Standpunkte der Rasse streng genommen kein Mittelländer, sondern ein Mischling aus mittelländischem und Dravidablute, und auch der Dravida, sofern er kultiviert ist, kann auf Unvermischtheit seiner Rasse keinen Anspruch machen, sondern ist ebenso ein Mischling aus Dravida- und mittelländischem Blute. Gleichwie wir vom Standpunkte der Rasse den reinen Mittelländer oder Indogermanen außer Indien suchen müssen, ebenso müssen wir den reinen Dravida dort suchen, wo er von Mischungen mit dem stammfremden Einwanderer sich rein erhalten hat, nämlich in den gebirgigen Teilen des Innern der indischen Halbinsel. Vom ethnologischen Standpunkte zerfällt die Dravidarasse in Indien in zwei, und wenn wir die Aboriginerbevölkerung von Ceylon hinzurechnen, in drei voneinander grundverschiedene Volksstämme, nämlich einen nord- und einen südindischen, oder den Mundastamm und den Dravidastamm im engeren Sinne und die Singhalesen. Was die Sprachen der zur Dravidarasse zählenden Völker anbelangt, so zeigen sie alle denselben Charakter der Agglutination, welcher die uralaltaischen Sprachen so sehr auszeichnet, daher auch manche Forscher an eine genealogische Verwandtschaft beider gedacht haben, die indes gewiß nicht vorhanden ist. Untereinander zeigen die drei Abteilungen der Dravida, Munda und Singhalesen keine genealogische Verwandtschaft.

Zum Mundastamme gehören mehrere unkultivierte Gebirgsstämme des Hochlandes von Tschota-Nagpur, südwestlich von Kalkutta, die im allgemeinen mit dem Namen Kolh bezeichnet werden. Sie zerfallen in mehrere Gruppen, die sich alle bis auf eine, die südlichste, und auch diese am liebsten mit dem Stammnamen benennen.

Diese südlichsten sind die Larka-Kolh in der Provinz Singbhum, deren Namen „kriegerisch" bedeutet, was sie aber in der Gegenwart nicht sind. Das 150,000 Köpfe zählende Volk der Larka, das sich auch Ho, Horo (= Mensch, Mann) nennt, ist wieder in Stämme oder „Kili" geteilt, deren Glieder sich nicht untereinander heiraten dürfen. Sie sind ausschließlich Ackerbauer und jede andere Arbeit ist ihnen verhaßt. Weben und Schmieden überläßt der Larka den betreffenden Hindukasten, denen er dazu in seinen Dörfern einen Platz eingeräumt hat. Unter allen Kolh sind die Larka die größten und schönsten Leute; in ihren Gesichtern herrscht große Verschiedenheit, von den edelsten bis zu den gröbsten, die Aehnlichkeit mit den mongolischen Zügen besitzen. Ebenso wechselt die Hautfarbe vom lichtesten Braun bis zum dunklen Schokoladebraun. Im allgemeinen haben sie dunkelbraune Augen und schön schwarzes Haar, bald lockig, bald schlicht, welches die Kolhdamen durch eingeflochtene Menschen- oder Bärenhaare zu einfachen Chignons in der Weise zu gestalten verstehen, daß das falsche durch den eigenen Haarknoten ganz bedeckt wird. In der Gegend von Chaybassa, der Provinzialhauptstadt, tragen die Kolhdamen anständige und nette Kleidung, während die Männer wohl halbnackt umhergehen. Die Larka sind freie Grundbesitzer; ihre früheren Häuptlinge

(„Manki") besitzen etwa 12—15 Dörfer, sind die Steuereinnehmer und Polizeiverwalter der Regierung, schlichten Streitigkeiten, setzen in die Dörfer „Munda" (Schulzen) und drücken die Bewohner gar nicht. Nördlich von den Larka, im östlichen und südöstlichen Distrikte Tschota Nagpur, auch in den Singbhum nordwestlich begrenzenden Bergen wohnen die Munda- oder Mundari-Kolh. Sie zählen etwa 400 000 Köpfe. Ihr Name ist ihnen von den Hindu gegeben und bedeutet solche, die eine Mundaverfassung haben. In jedem Dorfe herrscht nämlich einer der ältesten und angesehensten Männer als Munda, d. i. Schulze, Ortsrichter. Auch sie teilen sich in größere Familienstämme, deren Glieder nicht untereinander heiraten dürfen, nehmen aber im Unterschiede zu den Larka, welchen sie der Kleidung, den Sitten und Gebräuchen und der Sprache nach nahe stehen, die Kilinamen von Tieren. Ihre Gesichtsform ist weniger edel, die oft eingedrückte Nase, die dicken Lippen und breiten Backenknochen unterscheiden sie scharf vom indogermanischen Typus. Wie die Larka, lieben auch sie Schmuck ungemein. Im Westen und Nordwesten grenzen an die Munda die Urau-Kolh, 600,000 Köpfe stark, wovon 362,480 in der Provinz Tschota Nagpur. Sie haben mit den Munda dieselbe Schulzenverfassung und daher wohl auch den Namen gemein, denn Urau heißt der Oberste. Sie selbst nennen sich Kurunkh, d. h. Arme, ein Name, der ihre Stellung gegenüber den Gewalthabern im Lande trefflich bezeichnet, denn sie sind gleich den Munda ein unterdrücktes und geknechtetes Volk. Ihre Hautfarbe ist dunkel, zuweilen fast schwarz, die Physiognomie aber ähnlich jener der Hindu und Europäer. Ihre Kleidung gleicht der der Larka; für Reinlichkeit haben sie sehr wenig Sinn. Ungeziefer aller Art ist an ihnen heimisch; dagegen schwärmen auch sie für allerhand Schmuck. Das Haar trägt der Urau meist kurz geschoren, nur am Hinterkopfe läßt er einen Zopf wachsen, der mit Kuhdung beschmiert, wie ein Knust zusammengewickelt wird, in welchen er oben hinein seinen kleinen Holzkamm steckt. Die Frauen werden an Stirn und Schläfe tättowiert. In Bekleidung und Lebensweise gleichen die Urau wesentlich den anderen Stämmen, aber ihre Sprache ist ganz verschieden; sie gehört zu den Dravidaidiomen und ist dem Tamil ähnlich, weshalb Fried. Müller sie sowie auch die Radschmahal-Kolh oder Paharia von den übrigen Kolh trennt, sie überhaupt aus dem Mundastamme ausscheidet und den Dravida im engeren Sinne beizählt. In der Provinz Manbhum und Ramgurh finden wir die Sonthal, richtiger Santal, die zwar gewöhnlich mit Unrecht nicht zu den Kolh gerechnet werden, denLarka und Munda aber verwandtschaftlich näher stehen als die Urau. Sie wohnen nicht in einem scharf begrenzten Bezirke, sondern werden mehr in Zwischenräumen gefunden. Durch den 87. Meridian in zwei Teile geteilt, dehnen sie sich weit vom Ganges bis zum Baitarni. Die Santal Pergannah oder Santalia in Manbhum ist der Kern und zählt 200,000 Bewohner. Ob sie „furchtsam und feig" sind, wie Hunter in seinen Annals of rural Bengal versichert, ist sehr die Frage. Sie scheinen jedenfalls physisch kräftiger zu sein, als es durchschnittlich der Bengale ist, und manches ihrer Weiber trägt ein Gewicht von etlichen 30 Pfund Schmucksachen am Leibe. Ihr Aussehen, nach dem Porträt eines Santals aus den Bhagalpurbergen zu schließen, ist nichts weniger als einnehmend, und sie scheinen auf einer tiefen Stufe der Barbarei zu stehen, da sie z. B. „ihre wenigen Religionszeremonien in betrunkenem Zustand vorzunehmen pflegen", und „alle Heiratskandidaten vor der Ehe sechs Tage lang in beliebigem Konkubinat ohne Unterschied zu leben pflegen." Dabei sollen sie aber doch „ruhig, harmlos, heiter, intelligent und gefällig" sein. Noch näher als die Santal ist mit den Munda das Volk der Bhumidsch verwandt, 30,000 Köpfe stark, in Singbhum und Dalbhum zwischen den Flüssen Kassai und Subarnaretha. Auch das eigentümliche Volk der Dschuang oder Pattun südlich von Singbhum in den Bergen von Katak und Keanjur, welches auf so tiefer Kulturstufe steht, daß sie, der Kunst des Webens unkundig, sich noch in Blätter kleiden, hängt mit den Kolh zusammen; desgleichen die im Süden Nagpurs wohnenden wenigen Karia oder Kharria. Die Dschuang sind eine diminutive Menschenspielart, die Männer selten über 1520, die Frauen nur 1423 mm hoch.

Während die Kolh Ackerbauer sind, repräsentieren die Hindu die städtischen Berufszweige, Handwerk und Handel. Doch sind auch alle anderen Berufsarten bei ihnen vertreten. In Singbhum ist die ziemlich hohe Kaste der Viehzüchter, der „Gualos", zahlreich; die niedrigsten Kasten scheinen hinduisierte Ureinwohner zu sein, unterscheiden sich auch schon durch ihre dunklere Haut von den übrigen. Zwischen Hindu und Kolh besteht die tiefste Kluft, und Kolh wie Hindu halten sich wieder von allen nicht zu ihnen gehörenden Volksgenossen abgesondert; kein Kolh wird z. B. mit einem Hindu oder einem Europäer zusammen essen, so hoch diese auch sonst in ihren Augen stehen. Trotzdem ist ein Unterschied im Kastenwesen der Kolh und der Hindu, erstere sehen in der Kaste nur

einen infolge verschiedener Arbeit nach und nach gewordenen gesellschaftlichen Unterschied der ursprünglich gleich geschaffenen Menschen. Während ferner bei den Hindu die Kaste sich mit den Standes- und Berufsklassen innerhalb desselben Volkes deckt, fällt bei den Kolh diese bloß mit den Stammesunterschieden zusammen, so daß man etwa von einer Munda-, Larka- oder Urau-Kaste reden könnte, und ist wahrscheinlich überhaupt kein bei ihnen eigentümliches Gewächs. Schriftzeichen und Bücher fehlen bei den Kolh gänzlich, ihre Dialekte lassen sich aber in zwei Gruppen teilen: einerseits die tamilähnliche Sprache der Urau, andererseits die untereinander verwandten Idiome der Munda, Larka, Santal, Bhumidsch. Die einzelnen Stämme verstehen sich unschwer untereinander, auch giebt es zwischen den Dialekten Mittel- oder Mischformen. So die Sprache der Bewohner des Bundgau im nordwestlichen Singbhum, die zwischen Munda und Larka, dem ersteren aber näher steht. Die Missionäre klagen dabei sehr über die Schwierigkeiten der Satzfügung, sowie über die Verschiedenheit der Denk- und Anschauungsweise der Kolh von der unserigen. Die religiösen Begriffe der Kolh gelangen in ihren Sagen und Sprichwörtern zum Ausdrucke. „Singbonga" — das ist der Name Gottes bei den Munda und Larka, die Urau nennen ihn „Dharme" — ist selbst geschaffen. Seine Wohnung hat er in der Sonne, die sein Werk, nicht er selbst; doch identifizieren ihn die Larka mit derselben und dorthin muß man bei allen Kolh Gebete und Opfer richten. Auf dem Singbongaglauben ruhen auch die Anschauungen von Recht und Unrecht; wenn aber auch die Kolh die Einheit des Menschengeschlechts festhalten, eine Hoffnung auf das ewige Leben und den Glauben an ein künftiges Gericht besitzen, so scheint doch alles dieses ziemlich in den Hintergrund zu treten. Obwohl sie uns als ein sehr weiches, sanftes und gefühlvolles Volk, von großer Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, als ein Volk, welches im Gegensatze zum verlogenen und betrügerischen Hindu den Eid heilig hält, geschildert werden, so übt doch den ausschließlichen Einfluß auf Denken, Thun und Fühlen der Kolh nicht Singbonga, sondern der Glaube an eine Unzahl böser Geister, sogenannter„ Bonga", aus. Diese, in Bäumen, Flüssen, Bergen, Felsen wohnend, sind unsichtbar, zuweilen aber auch nicht. Sie werden nicht in Tempeln angebetet, sondern dort, wo man sie wohnen glaubt, meist in dem bei jedem Kolhdorfe befindlichen Haine, der „Sarna". Diesen Bonga, die verschiedene Namen haben, feiern die Larka fünf entsetzliche Feste, bei denen allen Leidenschaften freier Lauf gelassen, jede sonstige Ordnung aufgelöst wird. Diener vergessen ihre Pflichten gegen die Herrschaft, Kinder gegen die Eltern, Männer gegen die Frauen; alle Bande der Zucht und Sitte, besonders bei den Frauen, sind verschwunden. Nicht den gleichen, wüsten und sittenlosen Charakter haben die übrigen Feste der Kolh, doch geht es auch bei diesen schlimm genug zu. Keinem fehlt wenigstens das Saufen und Tanzen. Die Anbetung der Bonga ist aber durchaus nicht auf die offiziellen Feste beschränkt, sondern durchzieht das ganze Leben der Kolh und auch der Santal, die vornehmlich zwei bösen Geistern, dem „Jarnabonga" und „Jahkrburhi" dienen. Auch Götzenbilder finden sich bei diesen, geschnitzte Holzbilder der Eltern, die wenigstens der älteste Sohn zu verehren verpflichtet ist. Der Glaube an Besessenheit ist allgemein, und schauerlich sollen solche Besessene aussehen, wenn sie, in Ketten gebunden, ohnmächtig wüten. Mit Hilfe des Teufels können sich Menschen auch in Tiger verwandeln; solche Tiger seien noch viel wilder und blutdürstiger als gewöhnliche; getötet, verwandelten sie sich dann wieder in Menschen. Zauberei hängt natürlich ganz eng mit dem Bongaglauben zusammen. Läßt sich ein Uebel nicht direkt auf den Zorn eines bösen Geistes zurückführen, so setzt man den Zauberspruch eines Zauberers oder einer Hexe voraus. Letztere müssen dann getötet oder aus dem Lande getrieben werden. Um die Zauberer ausfindig zu machen, ist ein „Sokha" oder Zauberfinder angestellt, der durch allerlei Hokuspokus die Hexe namhaft macht. Früher wurde diese samt ihrer Familie getötet, jetzt tritt die englische Regierung solchem Unwesen, soweit möglich, mit Energie entgegen. Nicht nur Weiber werden des Bundes mit den bösen Geistern beschuldigt, sondern auch Männer; vorzugsweise aber erstere und zwar nicht bloß alte und häßliche, sondern mitunter junge Mädchen. Auch im Achten auf gute und böse Anzeichen tritt der Aberglaube bei den Kolh auf. Sich im Besitze ihrer Güter zu halten und alle Uebel abzuwehren, ist der Zweck ihrer Religiosität. Ihr Gottesdienst ist der ausgesprochenste Egoismus in Form religiöser Gebräuche. Nationallaster sind Trunksucht, Unzucht, zugleich die Ursache weit verbreiteter böser Krankheiten, grenzenlose Faulheit, während die Grausamkeit der sonst gutmütigen Kolh auf Rechnung ihres Aberglaubens zu setzen ist. (L. Nottrott. Die Gossnersche Mission unter den Kolh. Halle 1874. 8. S. 29—154.)

Zu den Kolhstämmen, welche trotz ihrer dunklen Hautfarbe in Knochen- und Schädelbau, sowie in den Gesichtszügen an Verwandtschaft mit dem arischen Typus erinnern, gehören wahrscheinlich auch die Savara der Provinz Madras, die Mehto von Belaspur und die Gadaba (Gudba) vom östlichen Bustar und Dschaipur. Die eben angeführten Kolhstämme sprechen noch jetzt ihre Sprache, während andere Stämme, welche ebenfalls hierher gehören, diese eingebüßt und eine andere angenommen haben. Dazu zählen die Kol oder Kuli in Gudscherat, welche wohl dem Namen nach mit den vorigen identisch sind, ein Ackerbau treibender, wilder Stamm, der sich aber in Sprache und Sitten von den brahmanischen Hindu nicht unterscheidet. Die Ramusi wohnen im Süden Punas bis Kolapur und die Warali und Katodi oder Katkari, die ersteren in den Wäldern im Südosten Damans, die letzteren an der Westseite der Ghat, zwischen Puna und Nasik, und an der Ostseite und im Norden zwischen der Daman Ganga und Tapti. Die Bhil oder Bhilla, ein weit ausgebreiteter Stamm, wohnen in den Wäldern der Anhöhen, welche die Flüsse Tapti, Nerbudda und Mahi begleiten; sie reichen im Osten bis zur Barada, an das Gebiet der Gonda. Im Süden reichen sie in den Westghats bis gegen Puna und Daman. Sie finden sich auch in den Bergen Gudscherats und von da westwärts und nordwärts. Die Bhil sind ein sehr stark gemischter Stamm, welcher Sitte und Sprache größtenteils von jenen kultivierten Völkern, in deren Gebiet er lebt, angenommen hat. Die Mera (Mhair) sitzen in der Aravulli zwischen Komulmer und Adschmir, wo sie Ackerbau treiben, die Mina, ein mit den vorigen innig verwandter Stamm, wohnen in dem Gebirgszuge, welcher von Adschmir gegen die Dschamuna hin verläuft. (F. Müller, Allg. Ethnogr., S. 462—463.)

Die Bhil sind mittelgroß, 1683 mm hoch und kräftiger gebaut als die Hindu; die Gesichtszüge haben etwas Grobes, die Nase ist fast platt, die Backenknochen sind vorstehend, das schwarze Haar hängt wirr herab. Im Verhältnis zur ganzen Höhe ist der Kopfumfang mit 335 mm sehr groß. Die Frauen sind schlanker und von weniger dunkler Hautfarbe. Als Bekleidung dient dem Bhil bloß der dreifingerbreite Hüftenschurz („Languti"). Der Mann trägt immer Bogen und Pfeil, womit er sogar Tiger erlegt. Hauptbeschäftigung sind Jagd und Fischfang. In bezug auf Nahrung sind sie nicht wählerisch, da sie auch Ratten und Schlangen verzehren. Die Bhil zerfallen in eine große Menge von Stämmen und unterscheiden sich selbst in „Udschvala", d. h. Glänzende und „Kâla", d. h. Schwarze, womit sie Reine und Gemischte bezeichnen. Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, einen Fürsten, „Rawut", dem er blindlings gehorcht; dieser ist Anführer bei allen Raubzügen. Ohne Krieg können die Bhil nicht leben und in Ermanglung eines äußeren Feindes befehden sich die Nachbarstämme; bei gemeinsamer Gefahr vereinigen sich jedoch alle. In allen Thälern wird der Kriegsruf, „Kisri", erhoben; ein Dorf schreit ihn dem andern zu; binnen wenigen Stunden sind Hunderte von Kriegern auf einem Punkte versammelt, zum Aufbruche bereit. Die Dörfer, „Pal", liegen allemal auf Anhöhen, welche die Straßenzüge beherrschen und jedes Haus bildet eine Art Festung. Die Ortschaft wird durch einen hohen Zaun von Strauchwerk und Stachelpflanzen geschützt. Bei herannahender Gefahr werden die Herden von den Frauen und Kindern in tiefe Höhlen getrieben. Das Kastenwesen ist den Bhil fremd. Weiber nimmt man aus einem andern Stamme; Feierlichkeiten finden bei der Vermählung nicht statt. An einem bestimmten Tage kommen die jungen Leute zusammen, jeder Jüngling sucht sich ein Mädchen aus, geht mit demselben auf einige Tage in den Wald, und wenn er mit der Schönen wieder sichtbar wird, ist sie seine Frau. Trennung der Ehe giebt es nicht. Auch die Religion ist sehr primitiv; als Hauptgottheiten werden die Elemente und die Krankheiten betrachtet; den Tempel bildet ein hoher Haufe mit rotem Ocker begossener Steine oder ein mit rohem Schnitzwerk verzierter Steinblock. In hoher Verehrung steht der Riesen-

baum Mhowah, der ihnen Speise, Holz und ein berauschendes Getränke liefert; an seinen Zweigen hängen sie Geräte aus Eisen auf, für welches Metall sie gleichfalls hohe Verehrung hegen. (Globus, Bd. XXI, S. 193—195.) Auch haben die Bhil einige religiöse Vorstellungen der Hindu angenommen, stellen Hanuman an die Spitze ihres Pantheons und verehren daneben Mahadevo, die Kali u. s. w. Wenige sind Muhammedaner geworden. Die Bhil haben ihre besonderen Priester („Rawel") und Barden („Bhat"), die in großem Ansehen stehen, sowie einige Wahrsager („Bareva"), die zugleich Aerzte sind. Vor einiger Zeit ist unter den Bhil ein religiöser Reformator, Namens Surdschi, aufgetreten. Er predigt den Glauben an einen Gott, Frieden und Freundschaft, und nimmt seinen Anhängern einen Eid darauf ab, daß sie sich aller Verbrechen und Vergehen, aller geistigen Getränke und der Tötung lebender Wesen enthalten, nur von Bodenprodukten leben und vor der Mahlzeit sich baden wollen. (Globus, Bd. XXIX, S. 224.) Die Gesamtzahl der Bhil beträgt zwei, ja vielleicht sogar drei Millionen Köpfe. In den Thälern von Mewar trifft man viele Bhilala, Mischlinge von Bhil und Radschputen, die ein verschlechtertes Produkt bilden, indem sie keine von den guten Eigenschaften ihrer Stammeltern aufweisen. Den Bhil rühmt man Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und unverbrüchliches Halten eines gegebenen Versprechens nach.

Der Dravidastamm im engeren Sinne zerfällt in zehn große sprachlich geschiedene Abteilungen, deren nördlichste die schon in einem früheren Abschnitt beschriebenen Brahni in Beludschistan sind. Auch von den Urau- und den Radschmahal-Kolh, der zweiten Gruppe, haben wir schon gesprochen. Von den letzteren, die sich auch Maler, d. h. Bergbewohner oder Paharia nennen, tragen wir hier noch nach, daß sie von Bhagalpur am Ganges bis nach Birbhum im Süden und Ramgar im Westen oder, nach anderen Angaben, von Radschmahal bis Burdwan wohnen. Sie finden sich nur in den nördlichen Gegenden rein und an der alten Sprache festhaltend vor, während sie im Süden bengalische Sprache und Sitte angenommen haben. Sie sind von mittlerem Wuchse und dunkler Hautfarbe, immerhin lichter jedoch als die arischen Bengalen, mit breiter Brust und langen Armen; die Nase ist größer als bei den Völkern mongolischer Rasse und nicht so breit wie bei den afrikanischen Negern; übrigens selten gebogen und gegen die Spitze zu dick, infolge der runden Nasenlöcher. Das Gesicht ist oval, die Lippen voll, aber nicht negerähnlich, die Augen denen der Europäer gleich, das Haar ist dicht und herabhängend.

Eine viel wichtigere Gruppe bilden die Tamulen oder Tamilen, welche im sogenannten Karnatik, d. i. dem Lande unterhalb der Ghats von Palikat bis an das Kap Komorin und dem darüber liegenden Hochlande wohnen. An der Westgrenze der Ghats wird im südlichen Travancor von Kap Komorin bis gegen Trivandram Tamil gesprochen. Man schätzt die Kopfzahl der Tamulen auf 7—8 Millionen.

Der Tamule ist kräftig gebaut und ein energischer Arbeiter, zweifelsohne auch das gebildetste und unternehmendste Element der Dravidarasse, welches auch eine beachtenswerte Litteratur besitzt, aber man sagt von ihm, er sei grausam und unzuverlässig. Er kennt die Kastenunterschiede, die jedoch ziemlich abgeschwächt auftreten. Ein Tamule höherer Kaste heiratet kein Mädchen aus niedriger Kaste, hat aber gegen zeitweilige Verbindungen mit einem solchen nichts einzuwenden. Die Tamulen glauben an ein höheres Wesen, aus welchem sie sich nicht eben viel machen, weil dasselbe ihnen nichts Böses zufügt, dagegen haben sie großen Respekt vor dem bösen Geiste „Muncaudy", welchen sie durch Opfer zu versöhnen trachten. (Globus, Bd. XXVII, S. 92.) Die Verehrung des Teufels ist beim Tamulenvolke viel älter als das Brahmanentum; sie zeigt ihre ausgeprägteste Gestalt bei den „Schanar" in der Umgebung von Tinnevelly. Die Schanar bilden im südlichsten Dekkan eine der untersten Sudrakasten, die etwa eine halbe Million

Köpfe zählt. Bei ihrem Teufelsdienste scheint das Blut von Tieren das Menschenblut zu vertreten, und noch immer findet eine Zeremonie statt, welche an frühere Menschenopfer zu erinnern scheint. In Zeiten großer Dürre macht man nämlich eine Menschenfigur zurecht, die man den „grausen Sünder" nennt, schleppt sie lärmend durch die Straßen und, nachdem sie mißhandelt worden, verbrennt man sie unter Weinen und Heulen auf dem öffentlichen Totenacker. (Globus, Bd. XVIII, S. 134.) Unter den Tamulen giebt es eine große Menge Brahmanen, ursprüngliche arische Einwanderer, die zwar alle den Anspruch erheben, ungemischten Blutes zu sein, zum Teil aber offenbar gar keine reinen Arier mehr sind und an Schwärze dem schwärzesten Paria kaum etwas nachgeben. Zu den Tamulen gehört auch die Arbeiterbevölkerung des nördlichen und nordwestlichen Ceylon, welche man auf reichlich eine halbe Million veranschlagen darf. Ebenso gehört die größte Anzahl der sogenannten Kling oder Kalinga, welchen man in den Seestädten Hinterindiens und des malayischen Archipels begegnet, zu den Tamulen. Der braune halbnackte Kling ist dort Droschkenkutscher, Livreebedienter, er wartet bei Tische auf, schläft Nachts auf einer Matte vor der Thüre seines Herrn, er ist Bootsmann, Lastträger, Waschfrau, Barbier, alles, nur nicht Handwerker. Endlich zählen zu den Tamulen, wenigstens der Sprache nach, die wilden Stämme der Irular und Kurumbar, welche in den Nilgherries im Norden von Koimbatur wohnen und deren letztere besonders deswegen merkwürdig sind, weil die Angehörigen dieses Stammes bei den Badaga als Priester und Zauberer in großem Ansehen stehen. Jeder Badagadistrikt hat seinen eigenen Kurumbapriester, der zur Saat- und Erntezeit herbeigerufen wird, um die Feldarbeit zu eröffnen, und auch sonst oft herhalten muß, um das Feld vor Ungeziefer zu bewahren.

Klingfrau.

Noch viel bedeutender sind die Telugu oder Telinga. Nach Ortsnamen und alten Nachrichten müssen sie einst bis an die Gangesmündung gereicht haben; jetzt sind sie an der Küste zurückgewichen bis nach Gandscham, sitzen aber an dieser hinab bis kurz oberhalb Madras; im Innern berühren sie sich westlich mit den Kanaresen, nördlich mit den Mahratten und Hindu. An 20 Millionen Indier haben Telugu zu ihrer Muttersprache. Die Wurzeln hat dieses Idiom mit dem Tamil gemein; aber durch Besonderheiten in der Beugung und durch

Schlangenbeschwörer aus Madras.

dialektische Veränderungen ist aus dem Telugu eine eigene Sprache geworden, die vom Tamil sich unterscheidet wie Portugiesisch von Spanisch, Deutsch von Dänisch. Nachbarn verstehen sich nicht, ohne daß die Grenzanwohner gegenseitig ihre Sprache bemeistert haben. Die Telugu sind größer und stärker als die Tamulen; die schlanke Figur, die breiten, wenn auch gesenkten Schultern und regelmäßige Gesichtszüge nähern sie den Hindu des nördlichen Indiens. Auf seine Kaste hält der Telugu und ist freigebig, wenn es gilt, die Mitglieder in gutes Licht zu stellen; die kriechende Unterwürfigkeit gegen die höheren Kasten fehlt hier, Sklaverei scheint niemals Sitte gewesen zu sein. Der Islam hat aber unter den Telugu mehr Eingang als sonst gefunden.

Der Telugu liebt es, bewaffnet zu gehen. Im englischen Indien machten seit 1860 die Gesetze dem Waffentragen ein Ende, aber in Haidarabad geht jedermann mit Waffen, in der Hauptstadt haben selbst Kinder Dolche oder Pistolen in ihrem Gürtel stecken. Fünf Waffen zu führen, ist für jeden Mann von Ansehen Bedürfnis; diese magische Zahl wird voll gemacht durch eine zwei Meter lange Flinte, meist noch mit Luntenschloß, das Rohr damasziert, der Kolben eingelegt; zwei Pistolen, ein gekrümmtes Schwert und einen ungeschlachten Dolch von Halbmondform. Sämtliche Waffen sind zum sofortigen Gebrauch hergerichtet, Flinte und Pistolen geladen, das Schwert scharf geschliffen. In ruhigen Zeiten denkt niemand daran, an sie zu greifen, sie dienen lediglich zum Schmucke; bei Streit fliegen aber die Klingen nur zu leicht aus der Scheide. An Unternehmungsgeist übertreffen die Telugu die übrigen Indier des Südens. Während andere Hindu an der Heimat hängen und lieber verhungern, als in glücklichere Striche auszuwandern, scheuen die Telugu die Auswanderung nicht und bringen es in der Fremde durchgehends zu Vermögen und ehrenhaften Stellungen. Schon in alter Zeit gründeten sie unter den Tamil blühende Kolonien; in der Gegenwart setzen jährlich durchschnittlich 70,000 Telugu und Tamil nach Ceylon über, von denen nur 54,000 zurückkehren. Der Telugu hält sich frei von dem Vorurteile des orthodoxen Hindu, daß man durch Seereisen seine Kaste verliert. Nicht bloß Familien und Männer gehen dahin, auch Mädchen suchen dort als Prostituierte ihr Glück und erzielen hohe Einnahmen; im amtlichen Jahresberichte für 1877 ist für Koringa erwähnt, ein solches Freudenmädchen habe kürzlich auf ihre Kosten mit 60,000 Mark Aufwand einen Tempel erbauen lassen.

Unter den Telugu, wie ihren Nachbarn im Südwesten, den Malabaren, ist in verschiedenen Unterkasten der Ackerbau treibenden Klasse Polyandrie vorherrschend; so unter Reddi von 375,061 Mitgliedern, Tottiyar 29,489 Seelen, den Nair in Malabar (327,211) und im Staate Travancor, wie unter den Mapilla (Mopla), muhammedanischen Fanatikern mit 612,789 Seelen in Malabar. Unter Polyandrie versteht man die eigentümliche Sitte, daß mehrere nahe verwandte Männer zusammen eine Frau haben. Diese Sitte wird in der Gegenwart auf dem ganzen Erdkreise unter zurückgebliebenen Völkern geübt. In Südindien ist sie ein großes gesellschaftliches Uebel, das zu tiefem Herzeleid, Mißtrauen, Eifersucht, Streit und zu Haß bis in den Tod führt, aber von Behörden und Missionären vergeblich bekämpft wird, da die geringe Meinung, welche der Hindu der unteren Stände vom Weibe hegt, und der Eigennutz der Priester dem Fortbestande dieser Unsitte Vorschub leistet. Die Jungfrau wird im Alter von 16—20 Jahren einem Knaben von 5—6 Jahren angeheiratet, und giebt sich sofort den erwachsenen Verwandten ihres knabenhaften Mannes, den Schwiegervater mit inbegriffen, hin; für alle Kinder gilt der angetraute Mann als Vater, der, wenn erwachsen, eine gealterte und häßliche Frau sich gegenüber hat und nun seinerseits ausschweifend lebt. In Südindien geht dabei der Frau das Schamgefühl gänzlich verloren; sie gebraucht nur die einzige Vorsicht, ihre Neigung keinem aus anderer Kaste zu bezeigen, denn damit erst wird sie als Ehebrecherin gemieden. Polyandrie bewirkt eine völlige Umkehrung der Bestimmungen über das ehemalige Güter- und Erbrecht. Was der Mann der Frau anheiratet, vererbt auf diese und ihre Kinder; was er bei seinem Tode hinterläßt, fällt an des Mannes Schwestern, ihre Söhne und Töchter, deren Enkel und Enkelinnen, an die Schwestern der Mutter und ihre Kinder, äußersten Falles an die Großmutter mütterlicherseits und ihre Nachkommen; mangels aller direkten Erben ziehen Priester und Stiftungen für die Glaubensgenossen des Verlebten das Vermögen ein, gleichviel ob er

Hindu, Muhammedaner oder Christ war. Dieses Erbrecht in der weiblichen Linie heißt „Aliya Santâna“ oder „Marumakkatâyam“. Man hat verschiedene Erklärungen für die Polyandrie versucht. Wahrscheinlich ist sie eine Folge des Lebens in Not und Entbehrungen; denn sie findet sich nicht unter den höheren und wohlhabenden Klassen, sondern ist nur den ärmeren und niederen Schichten der Bevölkerung eigen. (Schlagintweit, Indien. Bd. I, S. 98—101.)

Die Kanaresen (Kannadi, Karnata) wohnen in Maisur und Kanara. Die Nordwestgrenze, welche unterhalb der Godaveri beginnt, bildet das Mahrattenland, die Ostgrenze das Telugu- und Tamilgebiet, die Westgrenze das Tululand. Im Süden reicht das Gebiet der Kanaresen bis unterhalb Maisur. An das Volk der Kanaresen sind sprachlich die wilden Stämme der Kotar oder Kohatar und Badagar (Burgher) anzuschließen, welche die Nilgherrywälder zwischen Maisur und Koimbator bewohnen. Ferner gehören zu ihnen die Kudagu, Kodugu oder Kurg, ein kulturloser Stamm, welcher das Bergland bewohnt, das zwischen dem Flusse Hemavati im Norden und dem Tambatscheripasse im Süden gelegen ist und im Westen von Südkanara und Nordmalayala und im Osten von Maisur begrenzt wird. Die Sprache der Kodugu schließt sich ans Altkanaresische an, hat aber eine Menge aus dem Tamil und Malayalam in sich aufgenommen.

Die Kotar sind ein verachteter Stamm, der sich ausschließlich mit industrieller Beschäftigung abgiebt. Sie verfertigen alle Holz- und Metallarbeiten sowie Leder und Stricke für die übrigen Stämme; überdies sind sie Musikanten und treiben hie und da Ackerbau; an dem heiligen Geschäfte, Büffel zu halten und zu melken, dürfen sie sich aber nicht beteiligen. Die Kotar verabscheuen selbst den Genuß des Aases nicht und sind eingefleischte Opiumraucher; sie werden wegen ihrer Unflätigkeit von allen Stämmen gemieden. Ihre Anzahl soll etwa 1000 Köpfe betragen.

Die Badagar, welche in einer Gesamtzahl von ungefähr 15,000 Seelen in etwa 300 Dörfern wohnen, zerfallen in nicht weniger als 18 Kasten, deren jede ihre besonderen Eigentümlichkeiten hat, nämlich die „Wodearu“, die „Kongaru“, die „Adikari“ (welche wieder in Linga- und Fleisch-Adikari zerfallen), die „Kanakaru“, die „Tschittri“, die „Belli“, die „Haruvaru“, die „Hattara“, die „Anearu“, die „Mari“, die „Kasturi“, die „Dumah“, die „Gonaja“, die „Kumbararu“, die „Manika“, die beiden „Wellalar“ und die „Torea“. Davon bilden die ersten sieben eine Art von Aristokratie, deren jede auf ihren besonderen Adel stolz ist und die andern tief unter sich stehend betrachtet. Die letzte Kaste, die Torea, sind die Paria unter den Badagar. Es ist ihnen nicht gestattet, mit einer der übrigen Kasten zu essen, und es werden ihnen nur die niedrigsten Dienste anvertraut. Die Badagar sind ein Ackerbau treibendes Volk. Sie widmen sich mit großem Eifer der Bestellung ihrer Felder und namentlich ihre Weiber sind durch unermüdeten Fleiß und rastlose Energie ausgezeichnet. Im übrigen hat das Leben der Badagar vieles aus dem Indischen in sich aufgenommen. Ihre Religion ist der Sivadienst in einer sinnlich ausgearteten Form. Das Mahalinga besteht in der Regel aus einem großen, langen unbehauenen Steine. Am Eingange des Tempels findet sich der heilige Stier („Basappa“) aufgestellt. Sonst werden auch andere Steine, Grabhügel, Ueberreste von alten Gebäuden und andere sinnliche Gegenstände, welche die Aeltesten oder Dorfpriester eingeweiht haben, göttlich verehrt. Dabei spielt überall die Furcht vor der Bosheit und Macht der Götter eine große Rolle, während von einem Vertrauen in deren Güte und Gnade keine Spur vorhanden ist.

Die Leute in Kurg, die Kudagu, sind ein schöner athletischer Menschenschlag, gewöhnlich über Mittelgröße und mit wenigen Ausnahmen gut gebaut. Die Weiber sind verhältnismäßig nicht so groß, aber von ebenmäßigem Wuchs, doch etwas plump. Beide Geschlechter sind fleißig und arbeitsam und liegen fast ausschließlich dem Ackerbau ob; nur ihrer Jagdlust folgen mitunter die Männer. Sie sind gut gekleidet, die Männer tragen einen Turban und einen langen, zu den Füßen hinabreichenden Rock, den ein Shawl oder Tuch als Gürtel um die Lenden festhält, woran sie das wuchtige Nairmesser befestigen. Die Weiber hüllen sich in ein weites, zu den Knieen wallendes Wollenzeug und

binden um den Kopf ein schmales weißes Tuch. Beide Geschlechter pflegen täglich nach vollbrachter Arbeit in warmem Wasser zu baden. In Kurg herrscht auch die Sitte, daß die Weiber mehrerer Brüder diesen allen gemeinschaftlich gehören, eine Sitte, die indes etwas in Verfall geraten ist. Die wichtigsten Plätze des Landes, die man als Städte bezeichnen kann, sind bewohnt von Nair, d. h. brahmanischen Sudra. Die Nair im benachbarten Malabar gehören nämlich der Brahmanenkaste der Hindu, und zwar der Kriegerklasse derselben an, von der es 30 Abteilungen giebt; sie behaupten ursprünglich Soldaten zu sein, verachten jede Beschäftigung und halten sich für verunreinigt durch die Berührung der Teiar oder Ackerbauer. Von diesen malabarischen Nair stechen die Nair in Kurg vorteilhaft ab; in der That legen sie auch nur wenig Wert auf die Beachtung der brahmanischen Vorschriften.

Unter den übrigen Gruppen der Dravida erwähnen wir die Malabaren oder Malayala, deren Gebiet die Malabarküste an der Westseite der Ghats von Mangalor bis gegen Trivandram ist, ferner die Tulu oder Tuluva, deren dem Altkanaresischen nahestehende Sprache ehemals über Kanara weit verbreitet war, gegenwärtig aber nur auf einem schmalen Küstenstriche von höchstens 150,000 Menschen gesprochen wird und immer mehr im Aussterben begriffen ist. Unter den Stämmen der Nilgherries ist jener der Toda, Tuda oder Tudavar in der Umgebung von Ottakamand der merkwürdigste, obgleich seine Kopfzahl bloß 700 beträgt, die sich indes vermehren. Ihre Sprache soll dem Kanaresischen nahestehen. Die Toda sind ein durch große Reinheit des Rassentypus ausgezeichneter Hirtenstamm, dessen einziger Reichtum in seinen Büffelherden besteht. Obwohl nachweislich keine Autochthonen, werden sie doch von den umwohnenden Stämmen, namentlich den Badagar, für die Eigentümer des Bodens in den Nilgherries gehalten, weshalb ihnen auch ein jährlicher Tribut in Bodenerzeugnissen dargebracht wird. Die Toda werden als große, durchschnittlich 1,80 m hohe muskulöse Gestalten mit Römernasen, großen schönen Augen und feinem buschigem Haupthaar beschrieben, das in der Mitte abgeteilt nach beiden Seiten in natürlichen Locken herabfällt oder zu einer wirren Krone verschlungen, als einziger Schmuck getragen wird. Ihr Bart ist üppig und schwarz. Die Schädelbildung ist eine bemerkenswert gleichförmige, während dagegen die individuellen Fähigkeiten häufig abnorme Proportionen annehmen, welche von dem Durchschnittsmaße wesentlich abweichen. Seit Jahrhunderten wohnen die Toda in gänzlicher Abgeschlossenheit. Die Art der Viehzucht, die sie betreiben, gestattet ihnen, beinahe mühelos und doch mit relativ ziemlich viel Bequemlichkeit zu leben. Obwohl ihre Wälder voll von Wild, haben sie kein Jagdgeräte und es fällt ihnen nicht bei, das Korn, das sie erhalten, zum Säen zu verwenden; sie tragen weder nach Reichtum Verlangen, noch nach Macht. In dieser Unveränderlichkeit trotz dem Kampfe mit der Natur und der Berührung mit Kulturelementen darf man vielleicht das Charakteristikum des Urzustandes erblicken. Doch fehlt den Tuda jener Zug von Grausamkeit, der sonst wilden Völkerschaften eigen ist.

Die Toda zerfallen in fünf Kasten, die nicht untereinander heiraten, nämlich „Peiky", „Pekkan", „Kuttan", „Kenna" und „Tody". Innerhalb der Ehe herrscht die Polyandrie. Die Frau gehört den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich; die Kinder werden nach der Reihenfolge ihrer Geburt den Brüdern vom ältesten abwärts zugeschrieben. Es herrscht daher wenig Sympathie zwischen Vater und Kind. Von den

Mädchen, die geboren werden, wird nur eines am Leben gelassen, die übrigen werden durch Erdrosselung beseitigt. Die Frau wird gegen Erlag einer bestimmten Summe Geldes gekauft. Die Hochzeitsfeierlichkeit besteht darin, daß man die Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner bringt, wo sie sich niederbeugt, damit ihr jene der Reihe nach zuerst den rechten, dann den linken Fuß auf den Kopf setzen. Sie macht sich dann auf, Wasser zum Kochen zu holen, und tritt damit in die Rechte und Pflichten der Hausfrau ein. Den Schluß bilden Schmausereien. Recht kompliziert und kostspielig sind dagegen die Begräbniszeremonien, deren die Toda zwei haben, eine unmittelbar nach dem Tode, das „grüne Begräbnis", wobei der Leichnam auf einem Scheiterhaufen verbrannt wird, während die andere, das „dürre Begräbnis", etwa ein Jahr später mit viel Pomp und sinnlosen Verschwendungen begangen wird. Jedes Todadorf der Stämme Kuttan, Kenna und Toby hat seinen Dorfpriester, der aber keineswegs die Opfer und

Fischer von der Westküste Indiens.

anderen religiösen Zeremonien verrichtet, sondern die Pflege und das Melken der Büffelkühe zu besorgen hat, welches Geschäft dem Toda für das allerheiligste gilt. Ein solcher Dorfpriester muß aus der Kaste der Peiky, welche „Der Moch" (Kinder Gottes) heißt, oder der Pekkan abstammen und sich durch bestimmte Zeremonien für dieses heilige Amt vorbereiten. Außerdem gibt es noch einige heilige Einsiedler, die in eigenen Gehöften ein strenges asketisches Leben führen und beim Volke in höchstem Ansehen stehen. Natürlich glauben die Toda an böse Geister und Verzauberungen. Ueberdies betrachten sich die einzelnen Stämme gegenseitig als Zauberer.

Die Gond oder Gonda sind die Hauptbevölkerung des sogenannten Gondwana, namentlich jenes Striches, welcher zwischen der Weyne Ganga, Pranita und Godaweri im Westen, der Indravati im Osten und dem sogenannten Gondwanagebirge, der Kette im Süden der Nerbudda, im Norden gelegen ist. Die Gonda sind von verschiedener, bald kleinerer, bald größerer Statur (was bei Völkern, die teils im Gebirge, teils im ebenen Lande wohnen, häufig ist); ihre Hautfarbe ist dunkel, beinahe schwarz. Sie haben breite Stirn, kleine tiefliegende, rötliche Augen, dicke Lippen, dickes, langes, schwarzes Haar, breite Brust und lange Schenkel.

Schauspielerbande aus Singapur.

Die Ku, Khund, Khond, Kand wurden früher mit den Gonda häufig verwechselt und identifiziert. Sie wohnen, den Gonda benachbart, im Süden der Mahanadi, in Ranapur und Tschandra-Dandpat, zwischen Gumsir, Daspalla und Boad, im Westen Gandschams und des Tschilkasees, nordwestwärts bis 100° 40′ östlicher Länge und südwestwärts bis Bustar in 19° 40′ südlicher Breite. Palkonda und Ranapur stehen unter Khundhäuptlingen, wie überhaupt das ganze Khundland, das waldreiche Hügelland der Provinz Orissa.

Die Khund werden ihrem Charakter nach als selbstsüchtig, wild und dem Trunke ergeben geschildert. Sie sind sehr kriegerisch, dabei aber sehr gastfreundlich, und sie würden lieber sich in Gefahr begeben, als diese alte und heilig gehaltene Sitte verletzen. Die Kleidung besteht bei den erwachsenen Männern und Weibern in einem einfachen Lendentuche. Die Männer binden ihr langes Haar zu einem Knoten zusammen, den sie mittels einer eisernen Nadel auf dem Kopfe oder an der Seite desselben befestigen. Beide Geschlechter lieben den Schmuck; man trägt Halsketten und Ringe an Armen und Beinen aus Eisen, Knochen und gefärbtem Holze. Die Häuser bestehen in bretternen Hütten mit Strohdächern. Vierzig bis fünfzig solcher Hütten bilden ein Dorf. Wenn die Häuser alt und baufällig werden, was etwa nach vierzehn Jahren geschieht, so wird das Dorf verlassen und ein neues gebaut. Die Khund sind ein Ackerbau treibendes Volk. Das zu einem Dorfe gehörige Ackerland ist nach der Anzahl der Insassen in kleine Parzellen abgeteilt und unveräußerlich. Man baut Reis, Tabak, Senf, Pfeffer und andere Gewürze. Von Haustieren hält man Büffel, Rinder, Schweine und Ziegen. Die Verfassung ist eine streng patriarchalische. An der Spitze der Familie steht ein Aeltester („Abbaya"). Mehrere Familien bilden ein Dorf, mit einem Dorfältesten an der Spitze. Mehrere Dörfer bilden einen Distrikt („Mutha)" unter einem Distriktsoberhaupte („Muliko"), mehrere Distrikte einen Stamm mit einem Stammhäuptling. Das ganze Land der Khund, genannt Radschwara, zerfällt in etwa 30 kleine Regionen, mit Radschah an der Spitze, welche der englischen Regierung Tribut zahlen. In bezug auf Verwundung und Mord herrscht bei den Khund das Vergeltungsrecht; im letzteren Falle ist der nächste Anverwandte des Gemordeten verpflichtet, an dem Mörder Rache zu nehmen. Die Frauen nehmen innerhalb der Familie eine mehr unabhängige und geachtete Stellung ein. Wenn das Weib mit ihrem Manne nicht zufrieden ist, steht es ihr frei, sein Haus zu verlassen und einem anderen Manne sich zur Frau anzubieten. Die männliche Jugend wird von früher Jugend an im Gebrauch der Waffen, namentlich des Bogens und der Steinschleuder, unterwiesen. Gleichwie bei den Kolh spielt auch bei den Khund der Glaube an böse Geister eine große Rolle. Ihrem Einflusse werden die Krankheiten und andere Unglücksfälle zugeschrieben. Daher sucht man sie durch Opfer gnädig zu stimmen. Zu manchen Zeiten, wie zur Saat- und Erntezeit, beim großen Jahresfeste („Tonki") im Dezembervollmond, sowie bei Unglücksfällen und epidemischen Krankheiten werden Menschenopfer dargebracht. Diese Opfer („Merias"), in der Regel geraubte Kinder aus dem

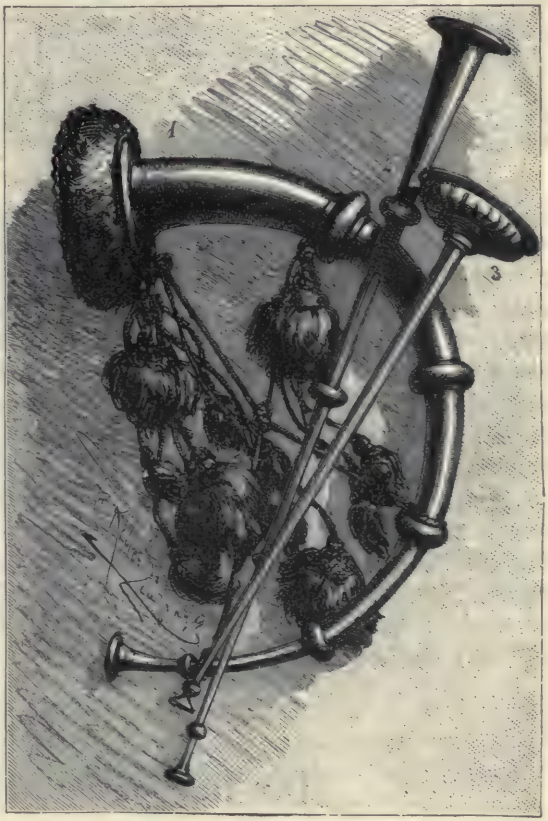
Fürst von Orissa.

Unterlande, werden sorgfältig ernährt, ja förmlich gemästet und oft auch, wenn sie in die Zeit der Pubertät eingetreten sind, verheiratet, um auch deren Nachkommen als Merias verwenden zu können (F. Müller, Allg. Ethnogr., S. 471—472).

Die dritte Gruppe der großen Dravidaraſſe bildet die Urbevölkerung der Inſel Ceylon, wie der Grundſtock der ſinghaleſiſchen Sprache, das Elu, deutlich beweiſt. Das Elu hat Kehllaute, iſt aber doch weniger hart als die ſüdindiſchen Sprachen; ſeinem grammatiſchen Bau muß man Reichtum, Eleganz und Einfachheit zuerkennen; die Schriftſprache ſowohl wie jene der Unterhaltung hat eine Menge von Tropen und Metaphern, iſt aber gegenwärtig mit indiſchen Elementen reich durchſetzt. Ebenſo iſt mit der Zeit eine ſtarke Vermiſchung mit den vom Feſtlande herübergekommenen Indern eingetreten. Die heutigen Singhaleſen ſind alſo wohl keine reinen Dravida mehr. Als ziemlich unvermiſchte Ueberreſte der alten Urbevölkerung können die Weddah oder Vedda gelten, welche in den Waldregionen des ſogenannten Weddaratta, im Oſten Ceylons, öſtlich von den Mahavaligebirgen hauſen.

Die Singhaleſen ſind von mittlerer Größe, wohl proportioniert, aber doch durchſchnittlich etwas ſchmächtig gebaut. Große Leute ſieht man ſelten, dagegen ſcheint ſich mit den Jahren eine gewiſſe Fettleibigkeit einzuſtellen, und zwar mehr bei Männern, als bei Frauen. Im allgemeinen aber ſind die Leute mager, ja ſelbſt dürr, und namentlich haben ſie mit den Aegyptern und den Arabern die auffallend geringe Entwicklung der Beinmuskeln gemein. Bei den Frauen ſieht man oft ſchöne Schultern und Arme, dagegen ſind ſie, obgleich im Rufe großer Schönheit ſtehend, nach übereinſtimmenden Ausſagen zumeiſt grundhäßlich. Die Geſichter haben meiſt einen ſehr unangenehmen Ausdruck, namentlich bei den erwachſenen Männern, welche öfters den Kopf raſiert tragen, wodurch die unſchöne Schädelbildung nur noch deutlicher hervortritt. Die meiſten ſind brachykephal, ja ſpitzköpfig, mit ziemlich ſtark vorſpringenden Backenknochen. Die Naſe iſt breit, ſtumpf, die Naſenwurzel eingeſunken, der Mund etwas üppig, nicht gerade groß. Das Geſicht iſt oval, die Phyſiognomie auch bei den ſtets bartloſen Männern etwas weibiſch. Die Zähne ſind bei beiden Geſchlechtern durch das beſtändige Betelkauen abſcheulich rot gefärbt und meiſt ſchlecht, zerfreſſen; auch die Lippen nehmen durch den herabtriefenden Speichel etwas von jener Farbe an, welche das Volk hier wie auf allen indiſchen Inſeln ſchön findet. Die Hautfarbe iſt braun in allen möglichen Schattierungen, durchſchnittlich kaſtanienbraun; die heller Gefärbten nennen ſich gerne Portugieſen, von welchen ſie abzuſtammen behaupten. Höchſt auffallend iſt die Haartracht der Männer, vornehmlich der Jünglinge und der Greiſe, ſie kämmen das meiſt ſehr üppige, ſchlichte, tiefſchwarze Haar zurück und halten es durch halbkreisförmig gebogene Kämme am Kopfe anliegend. Da aber dieſe Kämme nicht auf dem Vorderkopfe, ſondern hinten unter dem Wirbel feſtſitzen, mit den Zähnen ſenkrecht zur Kopfhaut und der Konkavität der Krümmung nach aufwärts, ſo ſehen natürlich die freien Enden gerade nach oben, und wenn man nun einen braunſchwarzen alten Singhaleſen mit ſeinen markierten gefurchten Zügen, ſeinem ſpärlichen grauen Barte und ſeinem kahlen Vorderhaupte von vorne betrachtet, ſo gleichen die beiden erwähnten Enden völlig zwei Hörnern und verleihen ihrem Träger eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Teufel, wie er in der Vorſtellung des Volkes lebt. Das ſo zurückgehaltene Haar wird unter dem Kamme zu einem Knoten gebunden, und da die jungen Männer in Ceylon ganz glatte Geſichter und ſehr weiche Züge haben, ſo iſt es oft beim erſten Anblick unmöglich, zu entſcheiden, ob man einen Mann oder ein Weib vor ſich habe. Hier giebt nur die Kleidung Auskunft. Die Männer gehen meiſt nur mit einer oft ſehr dürftigen Schürze, dem „Komboy", bekleidet, die ihren paradieſiſchen Zweck leidlich erfüllt. In der Stadt dürfen ſie ſich aber in dieſem primitiven Koſtüm nicht zeigen, und tragen daher dort gewöhnlich ein langes Tuch von überwiegend roter Farbe einigemal ſpiralig um den Leib und die Beine gewickelt. Wollen die Männer noch etwas übriges thun, ſo ziehen ſie eine Art weißer Jacke an, oder falls ſie Muhammedaner ſind, hüllen ſie ſich in einen weißen Kaftan und ſetzen einen weißen Turban auf. Die Weiberkleidung beſteht aus zwei getrennten Stücken, einem Rocke, der von der Taille bis zu den Füßen herabfällt und einem knappen, Schultern

und Brust mehr oder weniger bedeckenden Jäckchen, das gewöhnlich den Rock nicht ganz erreicht, so daß, namentlich wenn die Arme erhoben sind, zwischen beiden Kleidungsstücken ein handbreiter Streifen brauner Haut unbedeckt bleibt. Die Füße sind bloß, der Kopf desgleichen. Das Haar schlicht und schwarz, wird ganz wie das der Männer getragen, ist aber natürlich länger. Die Kinder gehen nackt oder tragen kleine Schürzen. (Edwin Bälz im Schwäb. Merk. vom 13. Sept. 1877.) Man kann die Singhalesen als sanft und weich bezeichnen; psychologisch genommen tritt bei ihnen eine merkwürdige Mischung hervor. Sie haben eine rege Einbildungskraft und dabei eine ernste Haltung. Es fehlt ihnen an Energie, und auch offene Freimütigkeit, Wohlwollen und Hochherzigkeit darf man bei ihnen nicht suchen. Sie unterwerfen sich willig dem, was über sie verhängt wird und lassen sich von den Eindrücken des Augenblickes bestimmen; ihr ganzes Wesen hat etwas Verschwommenes, Unbestimmtes an sich, selbst in bezug auf den Buddhismus, zu dem sich die Mehrzahl bekennt, und sie hängen bei weitem nicht so zäh, hartnäckig und streng an religiösen Meinungen wie die Hindu. Die Singhalesen sind träge, beschäftigen sich aber doch mit Acker-, vornehmlich Reisbau. Ihre Hütten erscheinen wohnlicher als die manches anderen Volkes und sind teils aus Matten, teils aus Lehm erbaut, und mit Dachpfannen gedeckt. Das Mobiliar ist sehr einfach, doch besitzen sie von alters her Stühle, Bettstellen und Teppiche; auch verzieren sie ihre Möbel mit eingelegtem Elfenbein. Als Haustiere dienen die Zebuochsen, welche Wagen und Pflug ziehen, dann aber auch der Elefant. Das Leben der Singhalesen ist ungemein einfach; die Tage lassen sie am liebsten in Nichtsthun verstreichen; Gaukler oder Taschenspieler verscheuchen die Langeweile, während einheimische Musiker die Kessel bearbeiten, im Gegensatz zu Indien, wo meist posaunenartige Blasinstrumente gebräuchlich sind. Die Berührung mit den Europäern hat den Singhalesen manche Antriebe gegeben und die alten Sitten schwinden immer mehr unter ihnen. (Louis Rousselet, l'Inde des Rajahs. Paris. 1874. 4°. S. 774.)



1) Tootooree, Posaune der Priester in den Hindutempeln.
2) Bhangull, " " " " "
3) Punchama Atta, aus Madras.

Die Weddah, mit den Singhalesen sprachlich nahe verwandt, zerfallen in die beiden Klassen der Dschungel- und der Dorfweddah. Erstere leben in den großen Wäldern des Ostens der Insel ohne Wohnstätten und ohne ein System von Ackerbau. Ihre geistige Auffassungsgabe, ihre Gedächtniskraft ist fast gar nicht entwickelt; sie können nicht zählen, haben nicht einmal Zahlwörter und sind nach Hartskorn jeglicher Religion bar (Globus, Bd. XXVIII, S. 256), was aber nicht richtig ist, denn sie glauben an zahlreiche gute und böse Geister, verehren auch ihre Ahnen. Die wildesten dieser Weddah,

jene von Nilgala, sind in kleinen Familien über das Land zerstreut und wohnen in Felshöhlen, wiewohl einige Rindenhütten besitzen. Ihren Unterhalt erwerben sie fast nur durch Jagd; sie sind als Bogenschützen berühmt und der Name Weddah bedeutet im Singhalesischen einfach einen Jäger, einen Bogenschützen. Ihre Hauptwaffe ist in der That der 2 Meter lange Bogen aus elastischem Holze, den sie leicht handhaben, während ein Europäer ihn kaum zu spannen vermag. Ihre Kochkunst ist sehr roh; oft brennen sie das Fleisch nur im Feuer. Das Völkchen ist sehr harmlos, wird aber von den Nachbarn sehr gefürchtet. Ihr eheliches Leben ist musterhaft, Polygamie durchaus unbekannt, doch heiraten sie mit Vorliebe ihre jüngere Schwester. Kasten kennen sie nicht. Die Weddah sind kleiner, dunkler als die Singhalesen, dabei sehr aktiv, muskulös und können große Strapazen vertragen. Ihre Schädel sind schmal, aber stets sehr hoch, ziemlich mesognath und mit wenig vorstehenden Jochbeinen versehen. Das Gesicht ist ziemlich regelmäßig, die Nase wohlgeformt, zur Abflachung geneigt, die Nüstern groß, der Mund groß, die Lippen dick, der Bart kurz und dürftig. Das nie gelockte Haar fällt in langen schlichten Massen auf den nackten Leib herab. Als einziges Kleidungsstück tragen die Weddah einen kleinen schmutzigen Lappen vor der Scham. (Globus, Bd. XXXI, S. 294.)

Ceylon ist eine Kolonie der britischen Krone, die dortigen Eingebornen unterstehen also den englischen Behörden; in Indien dagegen leben noch an 50 Millionen Menschen unter der Herrschaft eingeborner Fürsten, welche meist den Titel „Radschah" führen. Die Zahl dieser Fürsten, welche freilich alle in einem mehr oder weniger scharf ausgeprägten Vasallenverhältnis zu England stehen, ist 84. Nur wenige derselben haben einen Minister als obersten Ratgeber; an der Spitze der Geschäfte steht meist ein Kollegium, der „Darbar", dessen Erlässe sich indes nur selten allgemeiner Geltung erfreuen. Unter Darbar versteht man aber auch eine Galaaufwartung, wie sie an europäischen Höfen stattfindet. In Ostindien erscheinen dabei nur die Vornehmsten, um ihren Tribut darzubringen und ihrerseits Ehrengeschenke entgegenzunehmen. Solche Darbar hält mitunter der englische Vizekönig von Indien ab und es kommen zu demselben die meisten indischen Fürsten; natürlich hat die Etikette alle Förmlichkeiten dieser Besuche unverbrüchlich festgestellt. Die Mehrzahl der indischen Staaten sind wohlgeordnet, denn ihre Beherrscher streben den Einrichtungen der englischen Behörden nach.

Die tibetischen Völker.

Ganz im Norden Indiens, im Gebiete des Himálaya, wohnen Stämme, die weder Arier noch Dravida, sondern tibetischen Ursprunges sind, sich aber zum großen Teile mit Hindu vermischt und indische Gesittungsstufe erreicht haben. Dahin gehört die Bevölkerung von Nepal und von Bhutan, in welchen Landschaften sich der Einfluß des nahen Tibet auch durch das Vorherrschen des Buddhismus bemerkbar macht. In Nepal nennen wir als ein solches buddhistisches indisch-tibetisches Mischvolk die Newari, daneben die Butija, welche als Hirten im Hochgebirge umherziehen. Es herrscht auch eine große Sprachverwirrung im Lande, innerhalb dessen Grenzen nicht weniger als dreizehn Dialekte gesprochen werden. Die herrschende Rasse bilden indes die kriegerischen

Ghurka, welche wie die edleren Völker des Himálaya fast alle in den arischen Kreis gehören, wenn auch nur als Mischlinge. Die Ghurka waren am Ende des vorigen Jahrhunderts als Züchtigung für einen Einfall in Tibet von den Chinesen unterworfen worden, doch gelang es ihnen später, das Fremdenjoch wieder abzuschütteln. Die Gurung, Magar und Khas, welche man alle unter dem Namen Ghurka zusammenfaßt, bilden die militärischen Klassen, sind tüchtige und abgehärtete Soldaten, welche ihren Ursprung auf die indischen Radschputen zurückführen und auch dem Brahmanismus anhängen; sie sind groß und kräftig gebaut und stehen wegen ihres zuverlässigen und treuen Charakters in gutem Rufe. Den Rest der Bevölkerung bilden Hindu der mittleren Kasten, bei denen Witwenverbrennung noch ziemlich häufig vorkommt, in den östlichen Strichen aber tritt der tibetische Menschenschlag auf, der im benachbarten Sikkim vorherrscht, und im Innern sowie in den Dickichten des Terai haben sich noch Reste der Urbewohner erhalten, welche wie die Kusunda, Hayu und Tschepang in den Hochwäldern Nepals als Jäger umherziehen, nach Hodgsons Forschungen aber sprachlich mit der tibetischen Bevölkerung verschwistert sind, so daß also die letztere in jenen Halbwilden noch jetzt ein Spiegelbild ihres Kulturjugendzustandes erblicken darf. Schwächlicher Körperbau, geringe Muskelstärke, Ueberwiegen der Spannweite der ausgestreckten Arme über die Höhe des Körpers, verursacht durch die Länge des Ellbogenbeines, niedere Stirne und etwas breite Backenknochen, das sind die Merkmale dieser Eingebornen. Die Bewohner Bhutans, die Butija, welche sich auch über Sikkim und Gurwhal erstrecken, sind gleichfalls entschieden von tibetischer Abkunft, hoher, kräftiger Gestalt, dunkler Hautfarbe, haben schwarze Haare und schwarze, schmale, scharfwinkelige Augen, breite Gesichter mit vorstehenden Backenknochen, sind abgehärtet und mutig und tragen eine ziemlich schmutzige Kleidung, die aus einer Schürze, einem wollenen Wams und einem Mantel besteht. Der Dálai Lama zu Lasa in Tibet ist dem Namen nach das weltliche Oberhaupt des Himálayastaates Bhutan, insofern dessen einzelne Kantone von den Aebten der buddhistischen Klöster regiert werden, deren äußere Macht und Größe jedoch durch das geistliche Oberhaupt „Choigyál" oder den „Déva Dhárma Radschah" in Schatten gestellt wird. Neben diesem Radschah und den Klosterregenten giebt es in Bhutan noch eine Anzahl weltlicher, tributpflichtiger Fürsten, welche ihre Unterthanen so herzlos bedrücken, daß selbst die Wohlhabenden sich nur ärmlich kleiden aus Furcht das Auge der habsüchtigen Obrigkeit auf sich zu ziehen. Bei ihren Fronden erhalten sie als Kost allein „Chong", ein schwach säuerliches, angenehmes und erregendes, dabei wenig berauschendes Getränk, welches aus dem gegorenen Aufguß einer rotbraunen Hirse (Eleusine Coracana) bereitet und mittelst Saugröhrchen eingeschlürft wird. Die Schußwaffe der Eingebornen ist der Bogen, von dem nicht bloß vergiftete Pfeile, sondern auch Kugeln entsendet werden, mit denen die Schützen sicher treffen, wenn auch ihre Tragweite eine geringe ist. Sie bedecken sich gegen solche Geschosse mit Panzerhemden, Eisenschienen und Schilden aus Büffelleder. Bei dieser Gelegenheit wollen wir hinzufügen, daß in Tibet, wie strichweise im übrigen Indien, Polyandrie, also

Vielmännerei, herrscht, und zwar in der Art, daß Verwandte, meistens Brüder, sich mit einer Frau begnügen. Die Kinder dieser Beglückten reden jedoch nur den ältesten Bruder als Vater, die jüngeren als Onkel an, so daß die Vaterschaft hier durch Anciennetät entschieden wird. Da sich nur auf Unbemittelte diese Sitte erstreckt, so scheint sie in Sparsamkeitserwägungen ihre Wurzel zu haben. Frauen, auch wenn sie nur einem Gatten vermählt sind, bewahren die Treue streng, während vor der Ehe alle Mädchen den Ausschweifungen sich ohne Scheu hingeben. Die Bewohner des tibetischen Himálaya stehen merklich unter europäischer Mittelgröße; durch stark entwickelte Muskeln der Oberarme und Unterschenkel unterscheiden sie sich von den Indiern des Tieflandes, von denen sie jedoch an Kleinheit der Hände und Füße nicht übertroffen werden, während die Bergluft ihre Brust bedeutend erweitert hat. Der Schädel ist gut entwickelt, die Backenknochen aber breit und das Kinn schmal. So flach und tief indes liegt der Nasensattel, daß er im Profil nur wenig über die Wölbung des Auges hervortritt oder wohl gänzlich hinter ihr bei kräftigen jugendlichen Personen verschwindet, deren Augen noch nicht eingesunken sind. Mit den echten Mongolen haben die Tibeter auch das Schiefstehen der Augen gemein, eine Erscheinung, beiläufig bemerkt, die durchaus nicht etwa durch einen andern Schnitt der Augenhöhlen im Gesichtsschädel, sondern nur durch die Weichteile in der Umgebung der Augen bedingt wird. Glättung der Haut betrachtet dagegen Schlagintweit als eine Wirkung klimatischer Verhältnisse, weil rein tibetische Horden, wie die Lépcha und Múremi, die unter einem feuchten und warmen Himmel wohnen, eine glatte und spiegelnde Haut zeigen, während ihre Geschwisterstämme im strengen und trockenen Hochlande eine viel rauhere Oberhaut besitzen. (Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Reisen in Indien und Hochasien. Jena 1871. 8°. Bd. II. S. 25—53.)

Von den Bewohnern des eigentlichen Tibet entwirft Gustav Kreitner, welcher mit der Széchényischen Expedition von China aus ins Land drang, folgende Schilderung: „Die Tibeter gehören der großen mongolischen Rasse an, doch unterscheiden sie sich in vielen Merkmalen und zwar zu ihrem Vorteile von ihren Brüdern, den eigentlichen Mongolen und Chinesen. Ihre äußeren Merkmale, die sie mit jenen mehr oder minder gemein haben, sind die schwarzen kleinen Augen, die vorspringenden Backenknochen, die plattgedrückten Nasen, der große Mund und die dünnen Lippen. Ihre Gestalt aber ist, wie bei allen Gebirgsbewohnern, größer und kräftiger. Als ich das erste Mal und zwar in Ta-tsien-lu Tibeter sah, war ich von ihnen entzückt. Sie waren eigens aus den hohen Gebirgen und wilden Schluchten herabgekommen, um uns Europäer anzusehen. Nicht allein durch ihre imposante Erscheinung, sondern durch die ernste Ruhe und die Einhaltung einer musterhaften Ordnung in dem Schwarme der schreienden und lärmenden chinesischen Stadtbevölkerung, wurde der Kontrast zwischen dieser und jenen zur schärfsten Abgrenzung erhoben. Diese robusten Gestalten voller Muskulatur, mit den wettergebräunten, durchfurchten, mageren, ernsten Gesichtern, das also waren die „Wilden", wie sie die Chinesen nennen. Und die schwarzen, tiefliegenden Augen, wie blitzte darinnen — umflattert von einem wirren Wald verwahrloster Haare — das unheimliche Feuer eines religiösen Fanatismus. Vergegenwärtigen wir uns noch die rotbraune Kleidung, entweder als langes, faltiges Gewand, das mit einer gelben Leibschärpe festgehalten wurde, oder in Art einer römischen Toga um den Leib geworfen war, so daß die bronzene Farbe der Brust und des rechten Armes erst recht zur Geltung gelangte, dazu noch die mächtigen Kettenglieder der goldenen und silbernen mit kleinen Türkisen übersäten Ohrgehänge und endlich die aus gelbem Leder verfertigten hohen Stiefel, da wird man zu-

geben, daß der Totaleindruck der Tibeter nur ein günstiger sein kann. Die Männer sind immer bewaffnet; wenn auch nicht alle mit chinesischen Luntengewehren ausgerüstet sind, so besitzt doch ein jeder ein tibetisches Schwert in seinem Gürtel. Die Schwerter sind oft von außerordentlich künstlerischer Durchführung; der Griffknopf ist mit einer großen Koralle oder einem wertvollen Türkis geziert, die Scheide reich mit Ziselierarbeit ausgestattet. Auf der Brust trägt nahezu jeder Tibeter eine Kapsel aus Gold, Silber oder Kupfer, als Amulett gegen die bösen Dämonen, mit verschiedenen Beschwö-

Tibeter.

rungsformeln im Inneren. Solche Kapseln aus Gold sind, besonders wenn sie reich mit Türkisen geschmückt sind, von hohem Wert. Auch die Frauen und Mädchen mit dem in zwei Zöpfe geflochtenen rabenschwarzen Haare, den gesundheitstrotzenden roten Wangen, mit ihren faltenreichen Röcken, die in dem Schnitte und in der Farbe jenen der Männer gleichen, mit ihren aus Gold, Silber, Korallen und Türkisen zusammengefügten Ohr-, Hals- und Armringen, schlugen das schwache chinesische Geschlecht sofort aus dem Felde. Die Tracht der Tibeter ist nicht im ganzen Lande gleich; besonders bei den Weibern mangelt es nicht an Abwechslung und zwar hauptsächlich in bezug auf die Haarfrisur. Bald sind die Haare nur in zwei Zöpfe geflochten, bald in unzählige kleine, die sich nach rückwärts in einen einzigen vereinigen, der einen ganzen Juwelierladen von

aneinandergereihten und mit den merkwürdigsten Edelsteinen geschmückten Ringen trägt. Dann sah ich wieder Frauen, die ein kolossales Geflecht von Yakhaaren auf den Kopf setzten um ihren Haarreichtum zu vermehren und wieder andere, die als Kopfschmuck kleine Schalen aus getriebenem Silber im Haare befestigt hatten, die in der Sonne glitzerten, als wären es ein Paar Riesenaugen. Immer aber trugen die Frauen bei festlichen Gelegenheiten sowohl an ihren Kleidern, als in den Haaren Kränze, die oft aus Hunderten von Rupien (indische Silbermünzen im Werte von 2 Mark) zusammengestellt sind, zur Schau. Das Gesicht der Frauen ist niemals rein, ja es besteht die Gewohnheit, es absichtlich zu beschmutzen. Die Männer haben es auch noch nicht von den Chinesen erlernt, wie man die Nase in Ermangelung eines Sacktuches mit dem Finger reinigt; doch der Mangel an Reinlichkeitssinn springt am meisten in die Augen, wenn man ihre Wohnhäuser betritt.

„Ein tibetisches Haus gleicht, da es von allen Seiten mit Düngerhaufen umgeben ist, mehr einem hohen Verteidigungsturme, als einer Wohnung. Der ganze Bau ist aus Bruchsteinen trocken ausgeführt, und die Fensteröffnungen, welche nur mit Bretterverschlägen verschlossen werden können, liegen über die ganze Fläche der oft sehr hohen Wände spärlich und unregelmäßig verteilt. Will man ein solches größeres Haus besuchen, so gelangt man zuerst durch eine gewölbte Maueröffnung in einen viereckigen Hausraum. In den Erdgeschoßen sind die Stallungen des Rindviehes, der Schafe und der Pferde. Wenn keine Stockwerke vorhanden sind, so befinden sich die Wohnzimmern zwischen den Ställen und sind von diesen nur durch lose Bretter abgesondert. Besteht das Haus aus einem oder mehreren Stockwerken, so liegen die Wohnungen in den oberen Geschoßen. Nirgends ist eine fixe Treppe vorhanden. Ein zur Hälfte gespaltener Baumstamm, dessen Cylinderfläche der Höhe nach in tiefe Kerben geschnitten wurde, dient als Leiter und wird an jene erhöhte Eingangsthür gestellt, welche man passieren will. Die Wohnlokalitäten sind düstere, lichtscheue Räumlichkeiten mit spaltenreichen Mauern, durch deren Ritzen die frische Luft ungehindert Zutritt gewinnt. Der im Laufe der Jahre schichtenweise angesetzte Schmutz ersetzt manchmal die Wohlthaten des Kalkes und Mörtels. In der rußigen Zimmerdecke befindet sich eine viereckige Oeffnung zum Durchlassen des Rauches. Die Feuerstelle ist in die Mitte der nackten Erde des Fußbodens versenkt. Ein gebrechliches Holzgestelle, worauf einige unebene Bretter gelegt werden, ist das Bett der reicheren Leute, die Armen schlafen auf der Erde. Ebenso besitzt nur die vermögende Klasse niedere Tischchen und in der Nähe des Herdes zwei bis drei kleine Ledermatratzen als Lieblingssitze der Frauenwelt, wenn sie sich in den Abendstunden um das glimmende Feuer gesellig gruppiert. Stühle und Bänke kennen die Tibeter nur vom Hörensagen. Die tibetischen Häuser sind dächerlos. Eine mit flachen Steinen gepflasterte Plattform schließt den Bau ab. Hier oben breiten die Tibeter ihre Ernte zum Trocknen aus und erflehen bei einer kleinen Buddhastatue Segen und Gedeihen für ihre Familie und ihre Habe. In der Winterzeit ist die Plattform ein gesuchter Platz, um sich in den Sonnenstrahlen zu erwärmen. Derjenige Teil der Tibeter, welcher sich nur mit der Viehzucht beschäftigt, nomadisiert in großen, schwarzen Zelten, die er sich aus den Haaren seiner Haustiere selber webt. Auch ihre Kleidungsstücke verfertigen sie sich in gleicher Weise.

„Das tibetische Volk ist gutmütig, ja der Verkehr mit ihm wäre ein herzlicher, wenn die freie Entwickelung seines Grundcharakters nicht durch den Druck der Religion gehemmt und gefesselt wäre. Frank und frei in Wort und That, in allem, was nicht mit der Religion im Zusammenhange steht, generös im Umgange und im Handel mit dem betrügerischen Chinesen, ziehen sie leider immer den Kürzeren, wenn sie mit jenen verkehren. Sie sind als tapfere Krieger bei ihren Nachbarn gefürchtet, ihr Mut artet aber nie in Grausamkeit aus. Die Männer lieben alle gymnastische Uebungen und erproben bei jeder Gelegenheit die gegenseitige Stärke. Sie sind sowohl gute Fußgeher als Reiter, und der Stolz, das beste Pferd im Orte zu besitzen, erreicht unberechenbare Dimensionen. Als Lastenträger beweisen die Tibeter eine bewundernswerte Ausdauer. Und wie in der Arbeit, so sind sie bei ihren Unterhaltungen unermüdlich. Ihre geselligen Gespräche sind endlos und merkwürdigerweise gegen die Langweiligkeit mitunter durch einen scharfen, sprühenden Gehalt an Witz und Humor gefeit. Nur die bessere Gesellschaft eignete sich im Umgange bereits die nichtssagende Höflichkeit und gezwungene, phrasenreiche Sprachweise der Chinesen an.

„Die Hauptnahrung der Tibeter heißt im ganzen Lande ‚Dsamba'. Um sie zu bereiten, wird eine große Quantität von zerstaubtem Thee in einem Kochkessel während mehrerer Stunden ausgekocht, sodann in ein bereit gehaltenes Butterfaß gegossen, Salz

und ein großes Stück Butter hineingeworfen und mittelst eines Stockes so lange gerührt, bis sich die Elemente innig gesellt haben. Während dieser Prozedur verschlingt bereits eine Schar hungeriger Augen das Butterfaß. Die Hausfrau teilt nun das flüssige Gebräu an die dazu Berechtigten aus. Jedermann trägt sein hölzernes Eß- und Trinkschälchen immer bei sich und leiht es nie einem zweiten. Nun bringt der Hausvater einen kleinen Sack, welcher geröstete Gerstenkleie enthält. Flugs greifen alle Hände in den Sack und werfen das Mehl in die Theeschale. Nun zeigt sich die Kochkunst im schönsten Lichte. Es dauert nicht lange, so entstehen unter den geschickten Händen die schönsten und rundesten Klöße. Einer verschwindet nach dem andern, der Appetit scheint grundlos zu sein und als Beleg führe ich an, daß ich einmal einen Tibeter beobachtete, der innerhalb einer Stunde 32 Klöße erzeugte und verzehrte. Die Zubereitung dieser Mahlzeiten in heißem Thee ermöglicht es den Leuten, sich wenigstens zweimal im Tage die Hände zu waschen. Die Holzschälchen jedoch werden nach dem Gebrauche nur mit der Zunge gereinigt und dann sorgfältig auf der nackten Brust, wie ein Heiligtum getragen. Außerdem genießen die Tibeter mit Vorliebe das über den Feuerstellen geräucherte Fleisch ihrer Haustiere (Yak, Schaf, Schwein, Huhn). Die Tibeter rauchen gerne und beziehen ihren Tabak aus China. Es ist zu bedauern, daß auch das Opiumrauchen einen ganz bedeutenden Anhang gefunden hat.

„Zum Schlafen entkleiden sich die Tibeter gänzlich. Bei dem vorherrschenden Mangel an warmen Decken verkriechen sich die Leute unter dem Stroh, welches sie an der Schlafstätte entweder im Hofe, auf der Plattform des Hauses, oder in den Zimmern aufgeschichtet halten.

„Die Bestattung der Toten geschieht in dreierlei Art. Die Armen werfen ihre Verstorbenen, nachdem sie den Leichnam mit einem Stein beschwert haben, in die Gebirgsflüsse. Ich sah zu wiederholten Malen am klaren Wassergrunde die Ueberreste der Bestatteten bald noch im unversehrten Zustande, bald wieder einen gliederlosen Leib, dann wieder einen von den Raubvögeln an das Ufer gezerrten Kopf oder halb verweste Arme und Beine. Verstorbene Tibeter der vermögenderen Klasse werden mittelst eines um den Hals geschlungenen Strickes auf den nächst besten Baum gehängt und von den Raben und Raubvögeln aufgezehrt; die Gebeine werden hierauf in den Fluß geworfen, dessen Wasser wie auch im ersten Falle zum Kochen und Trinken benützt wird. Sehr reiche Tote werden in kleine Stücke zerschnitten, die Knochen zerstampft und mit Tsamba vermengt. Hierauf werden die Ueberreste auf die höchsten Berge der Umgebung transportiert und dort als Futter für die Raubvögel verstreut. Es ist dies eine uralte Sitte und steht mit der jetzigen Religion nicht im Zusammenhange.

„Die Tibeter haben, wie eine eigene Schrift, so auch eine besondere Zeitrechnung, trotzdem sie die astronomischen Kenntnisse teils von den Indiern, teils von den Chinesen überkommen haben. Ihre Schrift wird von links nach rechts u. z. mittelst Kielfedern geschrieben. Sie entstand mit der Einführung des Buddhismus." (Ausland 1881. S. 806—810.) Wohlklingend für das Ohr ist die tibetische Sprache nicht; sie kennt nicht Inflexion der Wurzeln; Kasus und Tempora werden durch Anhängung von Partikeln gebildet, ursprünglich besondere Worte, die aber ihre selbständige Bedeutung verloren. Typendruck ist den Tibetern nicht unbekannt; sie schneiden aber ganze Buchseiten in Holz und drucken damit. Alles, was wertvoll ist in der tibetischen Litteratur, ist übrigens aus Indien geborgt und besteht hauptsächlich in der Uebersetzung buddhistischer Schriften. Dahin gehört auch die Sammlung tibetischer Märchen, deren Material sich vorwiegend an das Pantschatantra anlehnt. In Tibet wurden schon in früher Zeit, wohl schon im VII. Jahrhundert, solche alte Sanskritschriften, die mit dem Buddhismus dorthin gekommen und sehr treu bewahrt worden, mit jener ehrfürchtigen Treue, welche kanonische Schriften so wörtlich wie möglich wiederzugeben sucht, in die Sprache des Volkes zu übertragen.

Obwohl der göttliche Charakter, welchen die Tibeter ihrem Dalai-Lama zuschreiben, eine sehr unterscheidliche Heterodoxie ist, halten sie doch im großen Ganzen zu den esoterischen wie exoterischen Doktrinen der nördlichen Buddhistenschule. In der Mitte des XIV. Jahrhunderts trat der große Reformator Tsong-kaba auf. Er verbot die Ehe der „Lama" d. h. Priester, die Zauberei, den Genuß des Tabaks, aller geistigen Getränke und des Knoblauchs, da Buddha

übelriechende Gebete nicht vertrage. Die Folge seiner Reformen war, daß sich die Religion in zwei Sekten spaltete und zwar in die sogenannte gelbe Kirche, welche die Neuerungen annahm und in die rote, welche es bei dem Alten beließ. Die Farbenbezeichnung erklärt sich aus der Galatracht der bezüglichen Priester, welche im ersteren Falle aus gelben, im zweiten Falle aus roten Tuchstoffen verfertigt ist. Die rote Sekte hat ihr kirchliches Oberhaupt in Sakia-tschong, einer Stadt in der Grenznähe von Sikkim und die zahlreichsten Anhänger in den Fürstentümern der südlichen Himálayakette; die gelbe ist im allgemeinen in Tibet in der Mehrzahl. Seit dem Reformator Tsong-kaba datiert sich auch der Glaube an die Unsterblichkeit der hohen Priester.

Lamapriester mit Göttermaske (Tibet).

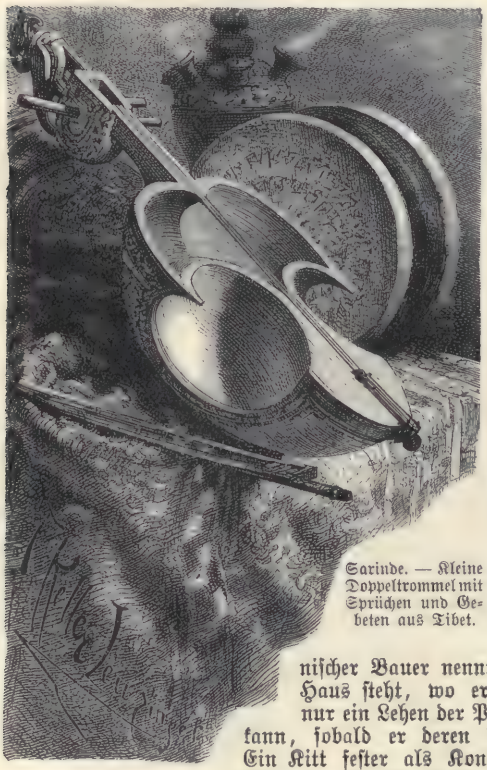
Stirbt einer von den Heiligen, so bedeutet dies nur einen Formwechsel, denn die Seele wandert sofort in den Körper eines neugeborenen Kindes. Immer verstehen die Lama, das Kind ausfindig zu machen, und es ist merkwürdig, daß es immer Kinder einflußloser Familien sind, denen ein solches Glück beschieden ist. In dieser Weise wird der Möglichkeit vorgebeugt, daß Söhne angesehener und reicher Leute die Zügel der Regierung in ihre Hände bekommen. Wenn der neue Dalai-Lama gefunden wird, so schlagen in der Nähe seiner Mutterhütte die Bäume aus, es blühen die Blumen und aus dem Felsgesteine quillt Milch und Honig. Die Lamadeputation, welche den neuen König aufzufinden beauftragt ist, zeigt dem Kinde hierauf verschiedene Gegenstände, als Schnupftabakfläschchen, Theeschalen, Geld und Geschmeide, die der verstorbene Papst öfters berührte. Greift das Kind danach, so ist kein Zweifel mehr vorhanden; das Volk jubelt, die Lama singen Lobhymnen und das Kind wird in feierlicher Prozession in die Residenz getragen und dort als Dalai-Lama ausgerufen. Wir ersehen schon aus der Art der Auffindung des neuen Regenten durch die Priester, daß der Dalai-Lama eigentlich eine Null ist, sondern die gesamte Priesterkaste das Land regiert. Die Priester finden es ganz in ihrem Interesse, daß der Dalai-Lama eine unbegrenzte Verehrung von Seite des Volkes genießt, denn nur durch eine solche Repräsentanz ihrer Macht kann sich ihr Einfluß über die ganze Mongolei und selbst auf den Hof von Peking erstrecken. Der Dalai-Lama wird schon in der Kindheit von seinen Lehrern so erzogen, daß er ein

Kind bleibt. Fort und fort von den mißtrauischen Höflingen umgeben, und bewacht, findet er sein höchstes Glück in dem beschränkten Bewußtsein seiner Majestät und in dem festen Glauben an seine Unsterblichkeit. Wie die Muhammedaner nach Mekka, so pilgern jährlich viele tausende buddhistische Pilger nach Potala, um des Segens des Dalai-Lama teilhaftig zu werden. Aus den fruchtbaren Niederungen Chinas, aus den unübersehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himálaya und des Kwenlün strömen die Schätze der Pilger nach Lasa. Da ist kein Goldklumpen zu schwer, kein Nephritstein zu kostbar, als daß sie nicht an den Stufen des Thrones aus Dankbarkeit für die Gewinnung des höchsten Glückes niedergelegt würden. Der Segen des Dalai-Lama kostet viel und niemand wird gesegnet, ohne dafür zu zahlen. Der Palast Potala des Dalai-Lama erhebt sich auf zwei Kilometer Entfernung im Norden der Landeshauptstadt Lasa, auf einem steinigen Hügel inmitten der versumpften Thalebene. Von allen Enden der buddhistischen Welt findet man da Repräsentanten in phantastischen Kleidern und mit festlich geschmückten Pferden. Sie üben sich in Geduld, den Dalai-Lama von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Endlich wird eine bevorzugte Abteilung hinauf beordert. Viele erklimmen die Stufen mit den Knieen; die Festkleider gehen in Fetzen auf, doch was schadet das, eine himmlische Verklärung entführt die Seele dem irdischen Jammerthale, das Auge glüht in heller Begeisterung. Bevor es dem Glücklichen erlaubt wird, in das Heiligtum einzutreten, nimmt der Oekonom von Potala die mitgebrachten Gaben in Empfang. Der niederste Betrag für die Segnung beträgt nach deutschem Gelde 18 Mark. Reiche Deputationen, hauptsächlich jene aus Urga, opfern oft Geldgeschenke von mehreren Hunderttausend. Sobald die Pilger das Gemach betreten haben, worin der Dalai-Lama auf einem Throne sitzt, werfen sie sich auf die Erde. Der Dalai-Lama spricht vielleicht einige erhebende Worte zu ihnen, oder nicht, dann erhalten die Pilger die Erlaubnis, einer nach dem andern einen Kniefall vor dem Throne zu machen. Der Dalai-Lama legt bei dieser Gelegenheit seine rechte Hand auf das Haupt der Knieenden. So wird jeder einzeln gesegnet. Angesehene Personen aus fernen Ländern werden auch noch mit Thee, Backwerk, getrockneten Früchten und kandiertem Zucker bewirtet. Aehnlich wie in Potala verhält es sich in Teschu-lumbo, auch dort segnet der Papst ohne Unterlaß. Außer den erwähnten kirchlichen Größen existieren sowohl in Tibet als in der Mongolei noch 103 unsterbliche sogenannte „Kutuktu" als Vorstände der bedeutenden Klöster. Ihre ewige Existenz erleidet ebenfalls nur durch die Formänderung des Körpers einige Abwechselung. Sie werden am richtigsten mit dem Namen „lebende Buddhas" bezeichnet. Die Klöster sind über das ganze Land zerstreut, und ein jedes bildet für sich eine von mehreren tausend Priestern bewohnte Stadt. Es ist bei den Reichtümern, welche die Klöster alljährlich von den Pilgern erhalten, nicht zu wundern, daß zwei Drittel der tibetischen Bevölkerung der Priesterkaste angehören.

Drehbare Gebetkapseln der Lamapriester in Tibet.

Für gewöhnlich ist es gar nicht schwer Lama zu werden. Der Vater rasiert dem Sohne das Haupt, kauft ihm eine braune rauhe Kutte, hängt ihm einen Rosenkranz um den Hals und schickt ihn zu einem ältern Priester in die Lehre. Nach einigen Monaten wird er ein Lama. Solche Leute sind beschränkte Köpfe, die unter dem Drucke einer unverstandenen Lehre im Lande wie Unkraut wuchern und unter dem Schutze ihrer Tracht das Volk als Zauberer und Wahrsager bethören und ausbeuten. Jene Jünglinge aber, die berufen sind, einmal eine gewisse Karriere in der Stufenleiter der verschiedenen

Würden des Amtes zu machen, erhalten in den Lamafakultäten bedeutender Klöster eine gediegene Ausbildung. Es giebt sehr reiche Lama und auch solche, die sich bei diesen als Hirten verdingen und nur unter Gottes freiem Himmel ihre Andacht verrichten. Jeder Lama betet ohne Unterlaß, denn es verursacht ihm kein Kopfzerbrechen, und wird ihm zur Gewohnheit umsomehr, als das gewöhnliche Gebet nur eine mechanische Uebung ist. Kein Priester, kein Tibeter wird je vergessen auf seine Gebetmaschine, die er bei allen Gelegenheiten mit sich führt. Ein solcher Gebetcylinder besteht aus einer Blechkapsel, welche in ihrem Innern einige auf Pergamente niedergeschriebene Gebete enthält, und aus einer Kurbel. Wird diese Maschine so gedreht, daß die daran befestigte Schleuder gewissermaßen vom Herzen nach vorwärts zirkuliert, so bedeutet das Gebet einen Segenswunsch, dessen unaufgeklärter Sinn in den wenigen Worten: O mani peme chum! tief verborgen liegt. Die entgegengesetzte Drehung umschließt mit den Worten Amtsche Denga eine Verwünschung, deren Sinn mit einem kernigen, deutschen Fluche eng verwandt ist. Reiche fromme Tibeter, denen selbst eine solche Art zu beten langweilig geworden ist, haben bereits in der Nähe fließender Gewässer großartige Räderwerke mit imposanten Cylindern aufgeführt, und überlassen die Rotation derselben der unermüdlichen Kraft der Strömung. Der Einfluß, den die Priesterschaft auf das Land und dessen Isolierung einnimmt, ist ein gewaltiger. Sie nähren das Volk in seinem fanatischen Glauben, sie bethören es durch Akte vermeintlicher Zauberei und durch ihre tief in das Familienleben eingreifenden, prophetischen Blicke. Der Reichtum der Klostergemeinden beherrscht das ganze Land umsomehr, als jeder Erdfleck Eigentum der Priester ist. Kein tibetanischer Bauer nennt den Grund und Boden, worauf sein Haus steht, wo er die Saat bebaut, sein eigen, es ist nur ein Lehen der Priesterkaste, die ihn von dannen treiben kann, sobald er deren Unzufriedenheit heraufbeschworen hat. Ein Kitt fester als Kontrakte der gebildeten Welt fesseln den Tibeter an die Gunst seiner Unterdrücker, die Frage um das tägliche Brot läßt die Frage nach Gerechtigkeit nicht einmal kennen, geschweige denn zur Erwägung heranwachsen. Und in der Macht, in dem Ansehen, in der unbegrenzten Gewalt der Priester auf das Volk ist die Barriere zu suchen und zu finden, welche das Land nach allen Seiten absperrt.



Sarinde. — Kleine Doppeltrommel mit Sprüchen und Gebeten aus Tibet.

Nach Süden zu bildet der Himálaya, wenn auch nicht ganz streng, die Grenze der buddhistischen Religion, mit welcher arische Einflüsse nach dem Norden drangen. Wo diese letzteren fehlen, wie z. B. im Südosten, im Stromgebiete des Brahmaputra, besonders in der Landschaft Assam, treffen wir in den gebirgigen Regionen eine Reihe von Bergvölkern, die wie die Garo, Khasia, Mischmi, Naga, Abor, Luschai u. a. im Zustande wilder Roheit und mit den gesitteten Bewohnern der tiefer liegenden Landstriche in fast unaufhörlicher Grenzfehde leben. Es ist nicht meine Absicht, den Leser mit einer detaillierten

Schilderung aller dieser verschiedenen Stämme zu ermüden, bloß die wichtigsten derselben seien hier herausgegriffen. Zu diesen zählt zweifelsohne das noch von keiner Zivilisation beleckte Volk der Naga, welche in den gleichnamigen Bergen im südlichen Teile des Distriktes Sibsagar von Assam leben. Man findet in dieser Gegend Dörfer, die in demselben Gesichtskreise liegen und deren Bewohner sich gegenseitig nicht verstehen, weil sie ganz verschiedene Sprachen reden. Auch kann man mit einem Fernrohr in allen Richtungen Dörfer sehen, von deren Dasein die Bewohner des Ortes, von welchem aus man sie entdeckt, keine Ahnung haben, weil sie sie mit ihren unbewaffneten Augen nicht wahrnehmen können. Diese merkwürdigen Zustände, die dort seit undenklichen Zeiten zu bestehen scheinen, sind den fortwährenden Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen zuzuschreiben.

Die soziale Stellung des einzelnen Individuums ist bei den Naga vom Tättowieren bedingt. Diese Operation darf aber erst dann an einem Knaben vorgenommen werden, wenn er aufhört ein solcher zu sein, was jedoch erst der Fall ist, wenn er einen Mann oder auch ein Weib umgebracht hat, was er durch Ablieferung des Kopfes seines Schlachtopfers bethätigen muß. Hat er nun einmal einen Kopf als Trophäe heimgebracht, so geht er selten mehr auf eine neue Beute aus, sondern nimmt seinen Sitz im Rate des Staates ein, der oft nur aus einem einzigen Dorfe besteht. Der Kopf, den er erbeutet hat, wird dem Häuptling übergeben, und bei dieser Gelegenheit wird ein großes Fest abgehalten. Der Held, der die That vollbracht, erlangt durch dieselbe das „Ak", d. h. das Recht dekoriert zu werden. Köpfe, welche durch Verräterei gewonnen worden sind, scheinen denselben Wert zu haben, wie im Kampfe eroberte. Auch ist es gleichgültig, ob sie auf den Schultern eines Mannes oder auf jenen eines Weibes oder Kindes gesessen sind. Jeder einzelne Stamm hält sich für den mächtigsten in der Welt, und der Angehörige der geringsten derselben lächelt höhnisch bei dem Gedanken, daß die Engländer es mit ihm aufnehmen könnten. In der That haben sie auch schon bewiesen, was sie zu leisten imstande sind. Sie haben nämlich durch ein eigenes System nächtlicher Einfälle, derentwegen sie auch berüchtigt und gefürchtet sind, das ganze Land südlich vom Brahmaputra beinahe gänzlich in eine Wüste verwandelt. Die Namen dieser Stämme sind unzählig, jeder derselben scheint wenige hundert Quadratkilometer zu bewohnen und 500 bis 2000 Häuser zu besitzen. Unter dem üblichen Bodenkulturssystem kann nur ein Zehntel des Flächenraumes gleichzeitig bebaut werden. Die Bevölkerungszahl scheint ungeachtet des altherkömmlichen Kopfabschneidens ihr Maximum erreicht zu haben, und obwohl die Leute sagen, daß es Berge und ganze Höhenketten giebt, die unbewohnt sind, konnte der englische Reisende S. E. Peal, keinen solchen Ort entdecken, mit Ausnahme der Gipfel und Rücken der höchsten Berge. Die einzelnen Stämme unterscheiden sich nicht nur durch ihre Sprache von einander, sondern auch durch ihr physisches Aeußere, so daß man einen Jobaka von einem Banpara, und diesen von einem Muton oder Namsangia der äußeren Erscheinung nach unterscheiden kann, ohne ihre unterschiedlichen Tättowierungen gesehen zu haben. Die Religion der Nagastämme scheint auf die Furcht vor einer Legion „Deotas" oder Teufel beschränkt zu sein und kein System zu haben; die Begriffe, die sie sich von diesen Teufeln machen, entsprechen ganz ihrem beschränkten Ideenkreise. Was sie nicht begreifen, ist in ihren Augen immer das Werk eines Deota. Jeder Baum, jeder Fels, jeder Pfad hat seinen Dämon, besonders die sogenannten Vorbäume und die Wasserfälle. Ist ein Mensch irrsinnig, so ist er vom Teufel besessen und dieser muß durch Gaben von geistigen Getränken oder Viktualien beschwichtigt werden. Die Deotas sind allgegenwärtig und haben keine andere Beschäftigung als die — die Menschenkinder zu plagen. Das einzige Mittel sie zu bannen sind Geschenke und Gegenzauberei. Die Naga scheinen keinen Begriff von einem höchsten Wesen zu haben — diese Idee ist ihnen nicht eigen. Sie haben auch keine eigentlichen Priester, obwohl sie „Deoris" haben, d. h. Männer, deren Beruf es ist den Sterbenden beizustehen und sie zu begraben. In jedem Dorfe giebt es zwei oder mehrere solcher Deoris. Sie binden den Leichnam mit Tocublättern und legen ihn auf eine Art Lager, bis er in Verwesung gerät, dann wird die Hirnschale abgelöst und in einer eigenen Schädelstätte aufbewahrt.

Außer den Naga verdienen noch die Luschai nebst den Garo und Khasia eine kurze Erwähnung. Erstere, obwohl wild und mordsüchtig, besitzen doch eine vortreffliche gesellschaftliche Organisation, ziemlich viel Verstand, sowie Gewerbfleiß und Geschicklichkeit für den Handel. Dr. Arch. Campbell rühmt ihnen sogar eine milde Gemütsart nach, was zu den früheren Berichten in einigem Widerspruche steht. Nicht weit von der Heimat der Luschai sind die Berge der Garostämme. Diese haben das äußerste westliche Ende der Gebirgsreihe südlich des Brahmaputra in Assam inne. Es ist interessant, daß sie geschnitzte Holzpfosten errichten, mit Bambuplattformen oder Tischen davor, auf die sie Votivgaben als Sühnopfer für die Götter niederlegen. Major Godwin Austen vermutet, daß gerade wie der frühere Holzgebrauch beim Bau von Hindutempeln auf den später in Indien angenommenen Architekturstyl einwirkte, so diese primitiven Aufstellungen vergänglicher Materialien zu der Errichtung der Steindenkmale unter den benachbarten Khasiabergstämmen im Osten geführt haben könnten. Man weiß jetzt genau, daß heutzutage das Khasiavolk ungeheuere Monolithe und Dolmen aufstellt, welche große Aehnlichkeit mit den vorgeschichtlichen megalithischen Ueberresten in Europa haben. Weit verbreitet durch den ganzen Landstrich des Himálaya sind gewisse religiöse Cairns (Gedenksteinhaufen), deren Ursprung noch ein Geheimnis ist. Sie befinden sich auf den Kämmen der Gebirgspässe und auf den Gipfeln vereinzelter Bergspitzen; sie sind überall in gleicher Weise mit Votivgaben in Gestalt hoher Pfähle geziert, von denen Lumpen, Flaggen und Roß- und Ochsen-(Yak-)Schweife herabhängen. In allen Fällen sind die Cairns einander ähnlich im Charakter und im Bau; indes werden die Gegenden, in denen sie verbreitet sind, von Leuten dreier verschiedenen Rassen und dreier verschiedenen Religionen bewohnt, von Hindu, Buddhisten und Moslemin. Hr. R B. Shaw meint, daß diese Cairns die alten Denkmäler eines vorbuddhistischen Glaubens seien, der einmal auf allen diesen Bergen herrschte und der über den ganzen Landstrich zwischen Indien und Turkestan verbreitet gewesen sein könne.

Die hinterindische Halbinsel.

Die große Halbinsel Hinterindiens, die man mitunter auch die „goldene" nennt, ist mit ihren zahlreichen wilden, zum Teile aber auch hochgestiegenen Völkerstämmen ein bis jetzt ethnographisch wie anthropologisch leider noch höchst ungenügend durchforschtes Gebiet, welches erst in der Gegenwart in den Kreis der Untersuchung zu treten beginnt, und namentlich sind es die Franzosen, welche über die Bevölkerung jenes großen Landes Licht zu gewinnen und zu verbreiten sich eifrig bemühen. Ueber die ersten Bewohner Hinterindiens ist so gut wie gar nichts bekannt, doch nahm man ziemlich allgemein an, daß eine neger- oder negritoartige Bevölkerung hier ursprünglich sich niedergelassen habe. Nun fragt es sich, giebt es schwarze Menschen mit wolligem Haare im heutigen Hinterindien, wenn man von den Einwohnern der Andamanen und den Semang auf der Halbinsel von Malakka absieht? Soweit wir bisher die Völker Hinterindiens überschauen können, muß die Beantwortung dieser Frage für die Gegenwart durchaus verneinend ausfallen. Mit Ausnahme der Semang, welche mit den Andamaninsulanern zusammenhängen, giebt es nirgends in Hinterindien dunkelhäutige, kraus- und wollhaarige Menschen, womit auch die Annahme einer derartigen Urbevölkerung in das Bereich der unerweislichen Hypothesen verwiesen wird. Ebensowenig läßt sich der manchmal behauptete arische Ursprung einzelner hinterindischer Völkerschaften nachweisen, wenngleich nicht geleugnet

werden soll, daß das eine oder das andere der Bergvölker dem Hindutypus sich nähert. An eine ethnische Gruppierung aller dieser verschiedenen Stämme ist vorläufig noch nicht zu denken; wir müssen uns vielmehr bescheiden, sie im einzelnen vorerst so genau als möglich kennen zu lernen.

Im Nordwesten vollzieht sich der Uebergang zwischen den Stämmen des assamesischen Berglandes und jenen Hinterindiens ganz unmerklich. Wir stoßen dort auf eine große Reihe von Völkern, die unter verschiedenen Namen auftreten, die man aber vielleicht am bequemsten in der Bezeichnung der Schan zusammenfaßt. Sie bilden gewissermaßen auch den Uebergang zu den nordöstlich wohnenden Chinesen, welchen sie manche Sitte entlehnt haben. Mit dem Betreten des Lu-kiang-Thales bemerkt nämlich der von Osten kommende, Reisende daß die allerdings noch in chinesische Tracht gekleideten Bewohner keine Chinesen mehr sind. Weiter westlich gegen Teng-jueh wird auch die Tracht eine andere, besonders die der Weiber. Das Volk nennt sich selbst Pa-yü, der englische Oberst Yule gab ihm aber den oben erwähnten Namen Schan. In Birma selbst haben sich die Pa-yü bereits so mit den Birmanen vermengt, daß ihre Sprache daselbst nahezu vermischt ist. Im Norden erstreckt sich diese Bevölkerung noch auf den oberen Irawaddy und nennt sich am linken Ufer Didschu, am rechten Felon. Neben den Pa-yü wohnt im Hukung-Thale ein anderes Volk, Bergbewohner, oder wie sie vorwiegend bei den Birmanen genannt werden, die Katschin, nach englischer Schreibweise Kachyen. Das Volk selbst nennt sich Tschingpo oder Singfu. Zu ihnen gehören nach Adolf Bastian auch die Khamti, in deren Gebiete man die bislang noch nicht erforschten Quellen des Irawaddy vermutet, zu den Schan aber die Mischlingsstämme am Lan-tsan-kiang, welcher Strom kein anderer als der obere Me-khong ist. Dort kennt man diese Völker unter dem Namen Lao, so daß alle die genannten Bezeichnungen sich auf die nämliche Völkergruppe zu beziehen scheinen. Indes verdient bemerkt zu werden, daß die meisten dieser Namen, wie auch jene der Kha, Moï, Tsiam, Kuy, denen wir als Benennungen der Gebirgs- und Waldbewohner im Innern Hinterindiens begegnen, ganz irrtümlich für Stammesbezeichnungen gelten. Moï bedeutet in Kochinchina und Kuy in Kambodscha und bei den Lao einfach „Wilde", während Kha bloß „Mensch" heißt, und dasselbe ist mit Singfu der Fall. Kein Wunder also, daß mit diesen allgemeinen Namen noch weitere, präzisere ethnische Benennungen verbunden wurden und man alsbald eine ganze Reihe von Kha-Völkern kennen lernte wie die Khieng, Kho, Gniaheun, Sok, Boloven, Kolo, und es frägt sich erst, ob dieselben auch wirklich alle der nämlichen Familie angehören.

Ueber die schon genannten Pa-yü und Katschin sind wir durch verschiedene englische Reisende, wie Major Sladen, denn auch durch den Oesterreicher Gustav Kreitner näher unterrichtet. Die Gestalt der Pa-yümänner ist eher klein und zierlich zu nennen. Der Kopf ist edler und besser geformt als jener der Chinesen. Die dunkeln Augen liegen nahezu horizontal, die Nase ist gerade, der Gesichtsausdruck nähert sich überhaupt der europäischen Menschheit. Die Gesichter der Weiber sind feiner geschnitten, die braunen Augen groß und lebhaft, doch verliert der Glanz derselben bedeutend durch den Mangel an Brauen und Wimpern. Die Gesichtsfarbe ist lichtbraun. Höher gestellte Familien kennzeichnen sich durch eine lichtere Hautfarbe. Die Tracht der Männer besteht aus kurzen

blauen Jacken mit Bernstein- oder Silberknöpfen, einer kurzen, schlotternden Kniehose aus blauer Baumwolle und gleichen Schuhen mit Ledersohlen. Im Sommer bedeckt ein großer Strohhut das bezopfte Haupt, sonst stets ein blauer Turban. Die Weiber zeigen ebenfalls eine besondere Vorliebe für die dunkelblaue Farbe ihrer Kleidung. Die Jacke reicht bei ihnen bis zu den Knieen, ebenso die Pantalons, die Kniee sind nackt und bis zum Beginn der Wade mit Ringen aus einem Schlinggewächs umwunden. Bis zu den Knöcheln wird das Bein von kamaschenähnlichen, eng anschließenden Bändern bedeckt. Schuhe fehlen fast gänzlich. Die Kopfbedeckung besteht aus einem langen, breiten, blauen Band, turbanartig um den Kopf gewunden und einem europäischen Cylinderhut ohne Krempe nicht unähnlich. Die Ohrläppchen sind durchlöchert und mit durchgesteckten Silbercylindern, Bamburöhrchen oder in China mit Zigarren geschmückt. Die Pa-yü-Weiber rauchen nämlich alle, während die Männer lieber zur Opiumpfeife greifen. Der Charakter des Volkes ist ernst, ruhig, offen; der Umgang mit ihm leidet nicht an formaler Höflichkeit, vielmehr scheint die Lüge verpönt zu sein. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, daneben auch Silberarbeit, Strohflechterei und Weberei. Die Nahrung besteht aus Fleisch und Feldfrüchten; wie bei den Chinesen ist Thee das Lieblingsgetränk. Die Pa-yü singen bei der Feldarbeit, auf dem Marsche und begleiten ihre wilden Weisen zu Hause mit Bambusflöten und Saiteninstrumenten. Ihre Religion ist der Buddhismus vermengt mit den abergläubischen Lehren der Chinesen. Aberglaube und Zauberei sind stark verbreitet; im allgemeinen aber zeigt das Volk die nämliche Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge wie die Chinesen. Die Pa-yü nehmen nur *eine* rechtmäßige Frau; die Heiraten geschehen ohne kirchliche Zeremonie, nur nach Uebereinkunft der Eltern der Brautleute. Die Verstorbenen werden wie bei den Chinesen begraben und die Hinterbliebenen errichten neben dem Grabhügel einen Gedenkstein.

Ein auffallender Unterschied besteht zwischen den Pa-yü und den *Katschin* oder Singfu. Letztere sind kleine, schwächliche, nicht unschöne Leute, aus deren Augen trotziges Feuer spricht, das mit dem scheuen Benehmen sonderbar kontrastiert. Der Kopf ist oval und edel geformt, die Nase stark und gerade und die rot gefärbten Lippen fein geschnitten. Die Zähne sind vom Betelkauen schwarz. Die Männer haben keine von den Pa-yü besonders abweichende Tracht, nur der blaue Turban ist weiß gestreift, und ein Schwert im Gürtel darf nicht fehlen. Die Haare werden vom Scheitel an strahlenförmig über die Stirne gekämmt und oberhalb der Augenbrauen rund abgeschnitten. Desgleichen reichen die losen, mitunter gekräuselten und wellenförmigen, schwarzen oder braunen Haare nur bis zum Nacken. Beide Geschlechter tragen in den Ohrlöchern die mannigfachsten Gegenstände, als Halsschmuck dienen Silberringe, Glasperlenschnüre und aneinander gefügte Venusmuscheln. Auch an Armbändern und zahlreichen Fingerringen fehlt es nicht. Die Frauen und Mädchen tragen am bloßen Leibe eine kurze bunte Jacke aus Baumwolle, die nur den Oberkörper teilweise bedeckt, sodann um die Hüften gebunden ein bis oberhalb der Kniee reichendes Unterkleid, beide mit Muscheln geschmückt. Beine und Füße sind bloß und wie bei den Pa-yü mit Schlinggewächsringen umwunden. Schmutzig sind sie alle. Die ganze schwere Arbeit wird bei den Katschin nur von den Mädchen und Weibern ausgeführt, deren Unterordnung so weit geht, daß sie nicht einmal das Auge zu ihrem Herrn oder Gebieter aufzuschlagen wagen und ihr Tod als pekuniärer Verlust beklagt wird, weil dadurch eine Arbeitskraft verloren gieng. Die Männer verrichten keine Handarbeit, sondern beschränken sich darauf, ihre Nachbarn zu besuchen, um dort „Scheru" zu trinken und Opium zu rauchen. Bei der vorherrschenden Unmoral der Katschin sind die Heiraten der niederen Klasse mehr Geschäftssache, wobei die Mitgift und die physische Stärke der Braut zuerst erwogen werden. Bei den Wohlhabenden wird die Ehe jedoch mit besonderen Gebräuchen und Zeremonien gefeiert. Solche finden auch bei einem Todesfalle statt. Die Katschin begraben ihre Toten. Mit dem Buddhismus hat ihre Religion nichts gemein. Dieselbe umfaßt zwar den Glauben an ein höchstes Wesen, das alles erschaffen hat, ja sogar an Himmel und Hölle, ihr Hauptkult besteht aber in der Verehrung der „Nat" oder Schutzgeister, welchen Opfer dargebracht werden. Berge, Thäler, Bäume und Gewässer, ja selbst Sonne und Mond stehen unter dem Einflusse dieser Nat. Sklaverei ist altes Herkommen, doch ist das Los der Sklaven kein hartes und ihre Kinder werden mehr oder weniger zur Familie gezählt. Die Nahrung des Volkes besteht aus Reis, Gemüse, Schweinefleisch und getrockneten Fischen; die Männer genießen getrennt von den Frauen ihre Mahlzeiten. Die Katschindörfer zählen drei, höchstens zehn Gehöfte, deren Wohngebäude von einem 2 m hohen Steinwalle umschlossen wird. Die Wohnhäuser selbst sind armselige Bambugebäude, ohne Eisen- oder

Steinbestandteile. Das ganze Haus ruht auf Pfählen. Die wenigen Wirtschaftsgebäude gruppieren sich um die Umfassungsmauern und liegen gewöhnlich schon an der Grenze des dichten und düstern Urwaldes. Die Katschin leben unter etwa zwanzig „Tsobwa", erblichen Fürsten, die ein kleines Territorium beherrschen und ganz und gar selbständig auftreten; wie es scheint, übt die chinesische Regierung auf das freie, ungebundene, heimtückische Volk nur einen nebensächlichen Einfluß aus. Mit den Birmanen liegen die Katschin in beständiger Feindschaft, die oft in blutige Rauferei ausartet. Gemeiniglich ist übrigens die gegenseitige Furcht eine enorme. Trotzdem sind die Bergbewohner den Birmanen überlegen, denn diese übertreffen jene an Feigheit. (Kreitner. Im fernen Osten. Reisen des Grafen Béla Széchényi in Indien, Japan, China, Tibet und Birma in den Jahren 1877—1880. Wien 1881 8°. S. 959—965.) Die Katschin oder Singfu des Hukungthales stehen zwar nominell unter dem birmanischen „Wun" oder Gouverneur von Magong, kümmern sich aber nicht im geringsten um dessen Anordnungen, sondern handeln lediglich auf eigene Faust. Sicher ist nur, daß die Birmanen von ihnen aus vollem Herzen gehaßt werden. Im Patkoigebirge und in den Bergen östlich zwischen Hukung und Irawaddy wohnt der Stamm der Miru. Sie tragen chinesische Ornamente und bringen chinesische Waren zum Verkaufe nach Hukung; sie besitzen irdene Gefäße, kupferne Kochgeschirre, schmiedeiserne Pflugscharen, gußeiserne Pfannen, alles unzweifelhaft chinesisches Fabrikat. Weder Singfu noch Miru verwenden Kupfer als Verkehrsmedium; bei größeren Geschäften Silberklumpen im Gewichte von etwa 250 g, die nötigenfalls entsprechend verkleinert werden. Sie beziehen sie aus Yün-nan und von den Schan. Auch einige Rupien sind im Umlaufe, werden aber ihres schlechten Silbergehaltes wegen nur ungerne genommen. Auffallend ist die Teuerung des Salzes. Die Singfu teilen die benachbarten Chinesen in zwei Klassen: in solche, die Schweinefleisch essen, und die es nicht thun. Die Schweinefleischesser kamen früher sehr zahlreich den Phungmai, einen Zufluß des Irawaddy, herab, um Hukung wegen Bernstein und Jaspis zu durchsuchen. In neuerer Zeit hat aber dieser Verkehr eine namhafte Einschränkung erfahren. Dem Umgange mit den benachbarten Briten in Assam stehen aber hauptsächlich die „Gham" oder Dorfhäuptlinge der Singfu entgegen. Diese Gham sind nämlich durchwegs Sklavenhalter und haben unter dem Entlaufen ihrer Sklaven in das benachbarte englische Gebiet große Einbuße zu erleiden; sie sind daher den Engländern und deren abolitionistischer Politik in hohem Grade feindlich gesinnt. (Journal of the Geogr. Soc. of London 1871 S. 342—348.) In östlicher Richtung reichen die Katschin oder Singfu bis Momeïn und sie gelten allgemein als wild, verräterisch und unbändig. Die Birmanen erzählen, daß sie jedermann den Durchgang durch ihre Berge verwehren, obwohl dem Namen nach Birma unterworfen, doch thatsächlich in absoluter Unabhängigkeit, unter sich aber in beständiger Fehde leben und ihren Nachbarn durch ihre Raubzüge gefährlich werden. Es scheint jedoch, daß die Birmanen die Katschin nicht richtig zu behandeln verstehen, denn in den Schanstaaten, welche mit ihren Singfunachbarn in vollstem Frieden leben, benehmen sie sich sehr ruhig und zugänglich. Major Sladens Erfahrungen mit den Katschin lauten dahin, daß sie bei geeigneter Behandlung sich nahbar und intelligent zeigen, allerdings nicht ohne eine gewisse Beimischung von Schlauheit und Hinterlist, die allen wilden Völkern eigen. Die Katschin sind eifrige Handelsleute, auf den Gewinn erpicht, gegen Fremde aber gastfrei.

Mit den Schan kommen die Europäer selten in Berührung; sie sind sehr kriegerisch und auch von ihnen heißt es, sie seien fast immer im Streite mit ihren Nachbarn oder untereinander. Wohl infolge dieser fortwährenden kleinen Kriege sind verschiedene kleinere Stämme in Britisch-Birma eingewandert und haben sich zwischen Rangun und Prome angesiedelt, wo sie viel Gartenbau treiben. Die Schan sind den Chinesen an Kleidung und Klang der Sprache sehr ähnlich und haben eigene, von den birmanischen etwas abweichende Schriftzeichen, die aber wohl von diesen oder vom Talaingalphabete abgeleitet sind. Auf ihren heimatlichen Bergen betreiben sie vorzüglich Viehzucht und bringen alle Jahre im Dezember und Januar große Herden starker Ponies nach Maulmeïn und Rangun; sie züchten auch mit Erfolg Elefanten. Die Schan verfertigen ausgezeichnete Stahlarbeiten, besonders die birmanischen Schlagmesser mit langem Handgriff, die „Dah"; ihr Stahl soll an Güte jedem andern gleichzustellen sein. Sie tättowieren fast den ganzen Körper, einzelne selbst das Gesicht und gebrauchen dabei selten oder nie die rote Farbe, sondern nur ein dunkles Braunblau; die Art der Tättowierung ist zwar der birmanischen sehr ähnlich, aber doch anderer Art, so daß sie zu unterscheiden ist. Einer ihrer Stämme, die Tschin, tättowieren die Gesichter ihrer Frauen, um sie dadurch bei

ihren vielen kleinen Kriegen vor Gefangenschaft zu bewahren; doch haben die unter englischer Oberhoheit lebenden Tschin diesen Gebrauch bereits aufgegeben. Sladen hebt rühmend die Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzug der Schanfrauen hervor. Die Männer tragen Jacken und Beinkleider aus dunkelblauem Tuch; die Weiber hingegen geben den lichten und lebhaften Farben den Vorzug; ihre Jacken sind weiß oder blaßgrün, an Aermeln und Kragen blaßrot. Der dunkelblaue Rand ist fußbreit reich mit Silber gestickt und in Falbeln gelegt. Eigentümliche Kamaschen und spitze Pantoffel mit einer Unzahl silberner Zierate, Arm- und Halsbänder, Ohrenringe und Ketten vervollständigen ein Kostüm, welches bei aller Seltsamkeit einen reichen und gefälligen Eindruck macht.

Die Schan sind Buddhisten; christliche Missionäre sind bis jetzt noch nicht unter ihnen thätig gewesen. Im Norden der Schanländer, unter den verschiedenen Stämmen, die zwischen Tibet, Yün-nan und Birma sitzen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch mehr oder minder zur Familie der Schan im weiteren Sinne gehören, existieren dagegen katholische Missionen, fast ausschließlich von französischen Priestern geleitet, welchen die Erdkunde für eine Reihe der wertvollsten Nachrichten über jene verborgenen Länderwinkel und deren Bewohner tief verpflichtet ist. (Ausland 1875, S. 460—461.) Aber auch der britische Reisende T. T. Cooper hat über diese Stämme am Lan-tsan-kiang wertvolle Mitteilungen gemacht. Im Dorfe Goneah traf er eine eigentümliche Mischlingsrasse, welche den Tibetern in Gesicht und Statur sehr ähnlich, aber von hellerer Hautfarbe ist. Sitten, Gebräuche und Religion sind spezifisch tibetisch, ebenso die Kleidung mit der einzigen Ausnahme, daß die Mannsröcke, statt aus Schafpelz, aus sehr grober Wolle gefertigt sind. Die Sprache ist ein Gemisch von Chinesisch, Tibetisch und Lei-su, zu welchem Volksstamme die Leute zu gehören glauben, obwohl sie sonst in allem von ihm abweichen. Der Häuptling oder Vorsteher des Dorfes zahlt einen jährlichen Tribut an China, übt aber sonst ausschließliche Kontrolle über sein Volk aus; er hat volle Gewalt, außer die Entscheidung über Leben und Tod, welche dem chinesischen Mandarin in Atenze zusteht. Gastfreundschaft wird in ausgedehntem Maße geübt. Der überall in Tibet häufig vorkommende Kropf ist hier ganz allgemein, vom alten grauköpfigen Manne bis zum jüngsten Kinde. Die Leute in Wha-fu-pin sind meist christliche Konvertiten aus den Lei-fu- und Lu-tseu-Stämmen. Sie sind sehr freundlich und gastfreundlich. Ihre Häuser ähneln noch denen von Tibet; sie gebrauchen aber eine aus Chinesisch, Lei-fu und Lu-tseu gemischte Sprache und sind in Kleidung und Benehmen ganz chinesisch, wenn auch ihre hohen Gestalten und regelmäßigen Gesichtszüge es unmöglich machen, sie für „Himmlische" zu halten.

Auf einem etwa 80 km langen Streifen Landes, der sich zwischen dem Lan-tsan- und den Nu-kiang von Wha-fu-pin im Norden bis nach Weisi-fu im Süden erstreckt, hausen die wilden Lu-tseu; sie sind sehr barbarisch, wohlverstanden mit Ausnahme der wenigen christlichen Bekehrten in der Nähe der Mission von Tz-cu, welche die gewöhnliche chinesische Kleidung angenommen haben und ihrem Berufe als friedliche und fleißige Ackerbauer obliegen. Die Mehrzahl der Mitglieder des Stammes sind jedoch noch Nomaden und vollständig unzivilisiert. Sie bauen keine Häuser, säen keine Früchte, sondern ihre Existenz hängt von dem Ergebnisse der Jagd und räuberischen Einfälle unter den Nachbarstämmen ab, deren Schrecken sie sind. Mit ihren Armbrüsten und vergifteten Pfeilen jagen sie mit Kühnheit und Glück Hirsche, Mhitton, Wildschweine, wilde Ziegen, Bären und Leoparden. Ihre Religion ist vollständig heidnisch; sie opfern Geflügel, um den bösen Geist zu versöhnen. Sie sehen dunkler aus, als die übrigen Stämme des Distriktes, aber dies mag teilweise an ihrem Schmutze liegen. Auch tättowieren sie ihre Gesichter und Leiber mit blauer Farbe und tragen ihre Haare in langen, verwirrten Locken. Ihr Kostüm besteht aus einem Gürtel von Baumwollzeug oder Fellen; nur einige der Führer tragen eine Art Mantel aus Leoparden-, Ziegen- oder Fuchsfellen. Ihre Waffen bestehen aus Armbrüsten und Pfeilen, mit einer Akonitpflanze vergiftet, welche in Assam „Mischmi-bi" heißt, ferner tragen sie Speere und 45 cm lange Messer, welche vom Griffe an breiter werden und in einer breiten, stumpfen Spitze endigen. Die Lu-tseu schulden den Chinesen weder Unterwürfigkeit noch Tribut, wenn sie auch gelegentlich unter den kaiserlichen Fahnen stehen. Die chinesischen Mandarine, welche den kühnen Geist dieses Stammes fürchten, der etwa 1200 kampffähige Männer zählt, sind vorsichtig genug, freundliche Beziehungen zu ihnen zu unterhalten, und um ihre räuberischen Neigungen auf Kosten der Muhammedaner zu befriedigen, laden sie dieselben jährlich ein, an einem großen Raubzuge teilzunehmen. Die Lu-tseu, welche weder lesen, noch schreiben können, haben deshalb mit den Chinesen eine Art Zeichensprache verabredet, durch welche wichtige Nachrichten zwischen beiden hin und her getragen werden können. Sie setzen

selten auf die östliche Seite des Lan-tsan-kiang über, außer um andere Stämme oder die Muhammedaner zu bekriegen. Es ist daher wenig über diesen wilden Stamm, weder den Chinesen, nach irgend jemand anderem, außer vielleicht den katholischen Missionären bekannt, welche mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen scheinen. Der Hauptstamm scheint sich in mancher Hinsicht von den Lu-tseu zu unterscheiden, welche die an das westliche Ufer des Lan-tsan-Flusses grenzende Gegend bewohnen und vom Ya-tseu-Häuptling unterjocht worden sind, dem sie Tribut bezahlen. Sie haben auch einige zivilisatorische Gewohnheiten angenommen, wie Ackerbau und das Wohnen in kleinen Blockhäusern.

Die Moso sind offenbar der Rest eines einst mächtigen Stammes, der aber rasch seine Eigenheit verliert und mit dem Ya-tseu-Stamme verschmilzt, dessen Häuptling ihn befehligt. Sie sind in ihrem Aeußeren ganz chinesisch; die Männer tragen die gewöhnliche blaue Baumwolljacke und die kurzen, weiten Hosen der Chinesen, einen teilweise geschorenen Kopf und einen Zopf. Das Kostüm der Frauen ist phantastisch aber graziös: eine den Gesichtern gut anstehenden kleinen Mütze aus rotem und schwarzem Tuche mit hängender Quaste, die keck etwas seitwärts aufgesetzt wird, eine kurze, weite Jacke mit langen, weiten Aermeln über einem enganliegenden baumwollenen Leib, der die Brust bedeckt, und ein dem „Kilt" ähnlicher Unterrock von im Haushalte gewobenem Baumwollstoffe, der von der Hüfte bis zum Knie reicht und in Längsfalten gelegt ist. Anstatt der Strümpfe wickeln sie ihre schöngeformten Beine vom Knöchel bis zum Knie in weißes oder blaues Baumwolltuch, während lederne Schuhe, die an den Zehen in einer Spitze scharf nach aufwärts gebogen sind, die Fußbekleidung der Mosodamen vervollständigen, welch letztere, wenn auch nicht ganz so hellfarbig wie die Chinesinnen, doch hübsch und gut gewachsen sind. Als Schmuck tragen sie riesige, silberne Ohrringe, in ihrer Form der Handhabe eines gewöhnlichen Schlüssels ähnelnd, silberne Ringe und Armreife, sowie Halsbänder aus Glasperlen. In religiöser Beziehung bekennen sie sich sowohl zum Buddhismus, als auch zur chinesischen Ahnenverehrung. Sie haben eine eigene Sprache, aber keine geschriebenen Buchstaben. Chinesisch wird vielleicht mehr gebraucht als die Mososprache, und in ihren Schulen wird Schreiben und Lesen nur auf chinesisch gelehrt, so daß mit der Zeit die Mososprache, ebenso wie die Sprachen der anderen Stämme in diesem Teile Yün-nans, wahrscheinlich aussterben wird. Ihre Häuser sind meist aus Holz gebaut und ganz chinesisch von Aussehen. Sie bauen Reis auf Terrassen an den Berghängen.

Die Ya-tseu unterscheiden sich in ihrem Aeußeren von den Chinesen durch nichts als die eigentümliche Tracht der Frauen, welche derjenigen der Mosofrauen gleicht, mit der Ausnahme, daß sie manchmal die niedliche kleine Mosomütze durch eine Kapuze aus rotem Tuche ersetzen, welche dicht mit Kaurimuscheln besetzt ist. Ihre Religion und Kultusgebäude sind ganz chinesisch, ebenso wie ihre Sitten und Gewohnheiten, und trotzdem sie eine ungeschriebene eigene Sprache haben, konnten alle Männer, die Cooper sah, chinesisch sprechen, lesen und schreiben. In der Schule, welche mit dem Tempel verbunden ist, wie in anderen und mehr zivilisierten Teilen Chinas allgemein üblich, wird nur Chinesisch gelehrt und der scheinbar einzige Unterschied zwischen Ya-tseu und Chinesen ist vielleicht, daß die ersteren womöglich etwas schmutziger aussehen, als der Durchschnitt der letzteren. Der Häuptling der Ya-tseu ist bei weitem der mächtigste unter allen Häuptlingen der Stämme des Lan-tsan, denn außer seinen eigenen Stamm beherrscht er (kraft der Siege seiner Ahnen) auch die Moso und die zahlreicheren Stämme Lei-su. Große Mengen Gold werden auf seinem Gebiete gefunden. Der Häuptling hat allein das Recht, Erlaubnis zum Goldsuchen zu geben, und ein Drittel des gewonnenen Goldes nimmt er an sich und bezahlte früher daraus den Tribut an die chinesische Regierung. Die Ya-tseu entrichten ihrem Häuptlinge eine Steuer in Gestalt von Naturalien und liefern ihm Arbeit; seine Macht ist ganz despotisch, indem sein Volk nach jeder Richtung hin sein absoluter Sklave ist. Ueberhaupt halten alle Häuptlinge dieses Landes Sklaven in ihrem Hause.

Weder im Aeußern, noch in Sprache oder Sitte unterscheiden sich die Muquor von den Ya-tseu oder Moso. Sie sind mit Luntenflinten ausgerüstet (T. T. Cooper. Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Jena 1877. 8°. S. 281—295).

Das Hauptvolk des westlichen Hinterindiens, die Beherrscher des mittleren Irawaddy-Thales sind die Birmanen, welche in dem despotisch regierten Reiche Birma zu einem nicht unbeträchtlichen Grade von Gesittung aufgestiegen sind.

Ihrem körperlichen Aussehen nach sind sie von kurzer, gedrungener aber kräftiger Natur, mit eigentümlich geformten Beinen und Lenden, welche über und über hieroglyphenartig blau tättowiert sind. Viele haben auch an Brust und Schultern solche Tättowierungen als Zeichen, daß sie einer höheren Klasse angehören. Ein breites Gesicht mit starken Backenknochen, einer flachen Stumpfnase, etwas aufgeworfenen Lippen, kleinen grauen, schräg nach oben geschlitzten Augen und blaßgelbem, einer unreifen Zitrone ähnlichem Teint giebt sicherlich kein reizendes Bild, und doch liegt in der Erscheinung der birmanischen Männer etwas Anziehendes, das sich nicht leicht in Worten schildern läßt. Es ist wohl hauptsächlich der Ausdruck selbständiger Männlichkeit bei den älteren, und bei den jüngeren ein Zug fröhlicher, sorgloser Munterkeit oder jugendlicher Keckheit, der ihre Mienen und Bewegungen charakterisiert. Die Frauen sind von ähnlichem Typus wie die Männer, nur kleiner, zierlicher. Ihre runden Mignongesichter mit den Stumpfnäschen und dem schelmischen Ausdrucke lassen sie, ohne schön zu sein, anziehender erscheinen, als die gerühmten Schönheiten der Indierinnen. (Gräfin Nostitz. Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1879. 8°. Bd. II, S. 83—84).

Die Tracht der Birmanen ist überaus einfach. Die Männer tragen das „Potzo", etwa 4 m lange und gegen 1 m breite baumwollene, aber häufiger seidene Shawls in den buntesten Farben, vorherrschend mit großen blauen, grünen, roten und gelben Carreaux gemustert. In dieses Potzo hüllen sie ihre Hüften und Lenden, während sie das eine Ende malerisch über die Schultern schlagen. Den Kopf deckt ein lebhaft gefärbtes seidenes Schnupftuch, „Gumbung" genannt, in welches manchmal eine dicke Haarlocke eingeflochten wird. Die Frauen hingegen tragen als einzige Bekleidung ein großes viereckiges Tuch aus Seiden- oder Baumwollenstoff, das, von der Taille bis zum Knöchel herunterhängend, eng um den Leib geschlagen und unter dem linken Arme durch Ineinanderknüpfen der oberen Enden befestigt wird — bei windigem Wetter eine höchst bedenkliche Tracht. Seit der Herrschaft der Engländer hat sich indessen das Schicklichkeitsgefühl der Frauen so weit gehoben, daß sie jetzt Brust und Schultern mit einem Jäckchen von großlöcherigem englischen Tüll bedecken. Die Frauen gehen stets barhaupt. Beide Geschlechter lassen ihr straffes, schwarzes Haar wachsen, welches die Männer am Scheitel zu einem Bündel vereinigen, während die Weiber es ganz nach rückwärts kämmen und am Hinterhaupte in einen Knäuel zusammenbinden. Im Gesichte dulden die Birmanen mit Ausnahme eines schwachen Schnurrbartes kein Haar; alle gehen barfuß einher, nur die Frauen tragen hie und da eine Art Ledersandalen nach dem bekannten klassischen Muster.

Die Nahrung der Birmanen ist ebenso einfach als gesund. Wie bei allen Nationen des südlichen und östlichen Asiens spielt der Reis darin die Hauptrolle. Reis, gesalzene Fische, „Ngapi" und Früchte sind die wichtigsten Bestandteile ihrer Küche, Betelnüsse und lange ostindische Zigarren das Dessert. Das „Ngapi" besteht aus konserviertem Fisch, der schon etwas stark riecht, und Reis, das Ganze zu einer Art Paste gemischt. Von der betäubenden Betelnuß (Areca catechu *L.*) wird ein ausgedehnter Gebrauch gemacht. Man kaut das Blatt und die Nuß, was hier wie in Indien als ein unentbehrliches Lebensbedürfnis gilt. Nicht minder beliebt sind die ostindischen Zigarren (Cheroots), die von beiden Geschlechtern auf allen Altersstufen geraucht werden. Die birmanischen Knaben übertreffen selbst die amerikanischen an Rauchwut, denn man sieht oft Säuglinge, welche von der mütterlichen Brust zur Zigarre langen, um einige Züge daraus zu thun. Die Birmanen scheinen weniger Geschmeide als die Hindu zu tragen; aber die Verzierung des Ohres geht ihnen doch über alles. Das Ohrläppchen ist zu einem Loche von bedeutender Ausdehnung — oft bis zu 3 cm im Durchmesser — ausgeweitet, worin die verschiedensten Gegenstände getragen werden: Stücke Holz, Edelsteine oder Rollen von Silber oder Gold. Sind keine Ornamente zur Hand, so stecken Männer wohl auch ihre Zigarren oder sonst einen kleinen Gegenstand des häufigen Gebrauches hindurch, während die Weiber das Ohr als Blumen- oder Bouquethalter benutzen, was einen komischen Eindruck macht.

Ehen werden nicht eher geschlossen, als bis beide Teile mannbar sind, — sie sind bei ihnen nur Zivilverträge, womit die geistliche Gerichtsbarkeit nichts zu schaffen hat. Das Gesetz verbietet die Vielweiberei und erkennt nur ein Eheweib an, das „Mica“ genannt wird. Das Konkubinat dagegen ist unbeschränkt. Ein Mann kann unter besonderen Umständen sein Weib verstoßen, aber der Prozeß ist mit großen Unkosten verknüpft. Konkubinen, welche mit der rechtmäßigen Frau in einem Hause leben, sind durch das Gesetz verbunden, ihr als Mägde zu dienen; wenn sie ausgeht, dieselbe zu begleiten und ihr Wasserkrug, Betelbüchse und Fächer nachzutragen. Wenn ein Ehemann stirbt, so gehören seine Konkubinen, im Falle sie seine Sklavinnen waren, seiner Witwe an, wenn er sie nicht noch vor seinem Tode durch einen gerichtlichen Akt für frei erklärt hat. Was die Stellung des weiblichen Geschlechtes betrifft, so bewegen sich die Birmaninnen frei und nehmen an allen Geschäften des täglichen Lebens teil. Sie stehen in den Läden, kaufen und verkaufen, gehen ungezwungen umher und verrichten viele Handlungen, welche man im übrigen Orient nur als ein Privilegium der Männer ausüben sieht. Ihre Haltung ist eine selbstbewußte würdevolle, ebenso frei von Indezenz als von Unterwürfigkeit, da der Frau ganz die gleichen Rechte eingeräumt sind wie dem Manne. Sie darf Handel und Gewerbe treiben, Grundeigentum besitzen und es unabhängig, ohne Bevormundung verwalten; sie ist gesetzlich dem Manne in nichts unterworfen und kann nach Belieben die nur auf gewisse Zeit geschlossene Ehe auflösen, ja noch vor Ablauf der bestimmten Frist den Mann verlassen, wenn sie ihm das bei Schließung des Kontraktes erlegte Geld zurückzahlt; doch sollen Fälle dieser Art nicht häufig vorkommen. Auch stimmen alle Beobachter darin überein, daß das Benehmen der birmanischen Frauen jeden Vergleich mit dem der weiblichen Hälfte jeder anderen Nation aushält. Obwohl sie keinen Schleier tragen, bekunden sie doch in ihrer Erscheinung eine angeborene Sittsamkeit, die vollkommen genügt, um Achtung einzuflößen. Frank Vincent, ein amerikanischer Reisender, rühmt den Birmanen nach, daß sie ein schlichtes, wohl indolentes, aber offenherziges Volk seien, welches die Unterhaltungen liebe, sich freundlich unter sich und gastfrei gegen Fremde betrage. Was die Offenherzigkeit anbelangt, so stimmt sie nicht mit dem überein, was die Gräfin Nostitz von ihrer systematischen Lügenhaftigkeit erzählt. Den Eingeborenen, sagt sie, gilt als erste, stets befolgte Klugheitsregel, niemals die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie zur Lüge gar keine Veranlassung haben. Diese Untugend, die einzige übrigens, die sie Gelegenheit hatte, bei dem frohen, glücklichen Volke wahrzunehmen, teilen sie mit den asiatischen Völkerschaften. Die Birmanen schätzen ein bequemes, ruhiges Leben über die Maßen. Rauchen, plaudern, den Tag verschlafen oder wilder Musik zuhören und die halbe Nacht durch singen, ist ihr liebster Zeitvertreib. Diese Schilderung mahnt lebhaft an den Zigeuner in Lenaus herrlichem Liede, der das Leben vertrinkt, verraucht, vergeigt und es dreimal verachtet. In früheren Zeiten war übrigens diese Indolenz noch größer als heute.

„Die Birmanen,“ bemerkt Major Allan in einer Denkschrift an das auswärtige Amt in Kalkutta, „zeichnen sich vor den übrigen Asiaten dadurch aus, daß man ihnen kriechendes Wesen nicht vorwerfen darf; sie sind munter und haben einen scharfen Sinn für alles Lächerliche. Rasch erholen sie sich von persönlichem oder häuslichem Unglück. Wenn sie auch wenig Vaterlandsliebe zeigen, so besitzen sie doch Anhänglichkeit an ihre Heimat und noch weit mehr für ihre Familien. Bei großer Unwissenheit untersuchen sie gern Dinge, sobald keine große geistige Anstrengung dazu erfordert wird, und verraten doch Wißbegierde bis zu einem gewissen Grade. Ohne grausam zu sein, bleiben sie doch gefühllos bei dem Blute, welches ihre Herrscher vergießen. Zu ihren Tugenden gehören Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Abhärtung, zu ihren Fehlern Mangel an Ausdauer, weshalb auch Zucht und anhaltende Beschäftigungen ihnen höchst lästig werden: doch fehlt ihnen nicht eine gewisse Art Unternehmungsgeist. Beim Kleinhandel entwickeln sie viele Schacherkünste, die Frauen namentlich sind geborene Hökerinnen. Wenn sie auch von Natur aus nicht zu Lüge und Betrug neigen, so sündigen sie doch durch Leichtgläubigkeit und monströse Uebertreibungen; in Amt und Würden sind sie anmaßend und prahlerisch und, wo man sie nicht scharf beaufsichtigt, bestechlich, willkürlich und herrisch. Tapferkeit gehört nicht zu ihren Vorzügen, denn Kriegslist gilt bei ihnen mehr als Mut. Mit ihren Waffen sind sie schlecht vertraut und behandeln sie sorglos, daher schießen sie schlecht und zeigen als Jäger in einem mit Wald bedeckten Lande wenig Kühnheit. Wenn es ihnen auch in dem letzten Kriege mit uns an Entschlossenheit mangelte, so würden sie doch unversöhnlich gegen einen Feind sich rühren, der sich im Nachteil befände; ihre Behendigkeit und Grausamkeit in einem solchen Falle wäre um so gefährlicher, je größer vor dem Ausgang ihre Verzagtheit gewesen wäre.“

Der Mangel an Tapferkeit schließt übrigens nicht eine gewisse Todesverachtung aus. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche einen integrierenden Bestandteil des buddhistischen Glaubens bildet, hat nämlich zur Folge, daß seine Bekenner eine auffallende Gleichgültigkeit zeigen gegen die Vernichtung menschlichen Lebens, selbst in Fällen, bei denen sie persönlich beteiligt sind. Die Birmanen bekennen sich zum Buddhismus, welcher sich bei ihnen reiner als anderswo vor dem Eindringen des Schutzgötterwesens erhalten hat, auch werden die Klostergelübde der Armut und Keuschheit in Birma am wenigsten gebrochen. Die Birmanen besitzen ein vollständiges nationales Erziehungssystem, in dem die Knaben insgesamt gesetzlich genötigt sind, drei Jahre in einem „Khyung" oder religiösen Hause zu wohnen, wo sie den „Phungyi" oder Priestern dienen, und von diesen im Lesen, im Schreiben, in den Elementen der Arithmetik und der Religion unterrichtet werden. Ebenso ist jeder Phungyi verpflichtet als Schulmeister zu wirken, und sie haben es allezeit für ihre wichtigste Obliegenheit gehalten, dahin zu streben, daß alle männlichen Kinder ohne Ausnahme lesen und schreiben können. Die Phungyi, deren es eine Unzahl giebt, leben in den Khyung; sie sind ehelos und in der Regel sehr keusch. Sie berühren nie Geld und sehen es vermutlich nie. Jeden Morgen machen sie und die ihnen zugeteilten Knaben einen Umgang im Dorfe, wo sie dann in jedem Hause eine Portion Reis und andere gar gekochte Nahrungsmittel bekommen, von welchen sie und die Knaben leben. Letztere werden sonach drei Jahre lang, ohne alle unmittelbare Beiziehung ihrer Eltern, auf Kosten der ganzen Gemeinde gespeist; sie gewöhnen sich an Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen ihre Oberen und erlangen eine einfache vaterländische Erziehung, die hinreicht, sie durchs Leben zu führen. Gewöhnlich bleibt der Knabe, dem, solange er im Kloster verweilt, das gelbe Priesterkleid angelegt wird, bis zum Alter von zehn bis dreizehn Jahren daselbst, und entscheidet sich dann, ob er Priester bleiben oder ins weltliche Leben zurückkehren will. Wie beschränkt der Unterricht im Khyung auch ist, so genügt er doch, um eine gewisse Schulbildung allgemein zu verbreiten. Die Mädchen dagegen erhalten gar keinen Unterricht, und man sagt, daß es ebenso schwer sei, in Birma eine Frau zu finden, die lesen und schreiben kann, als einen Mann, der beides nicht kann. Dessenungeachtet wissen, wie wir vernommen haben, die Frauen ihren Platz in der Gesellschaft zu behaupten. (Ausland 1867. S. 788.) Aeußerst tolerant oder aber indifferent gegen andere religiöse Ueberzeugungen sind die Birmanen doch unzugänglich für Bekehrung. Ihre Priester führen zwar lange Disputationen mit den Missionären, halten aber ihre eigenen religiösen Schriften für ebenso alt und unumstößlich wahr wie diese die christlichen, und verlangen, um vom Gegenteile überzeugt zu werden, mathematische Beweise, die die christlichen Sendboten ihnen natürlich schuldig bleiben müssen. In ihrem Charakter haben die Birmanen viel mit den Chinesen gemein; sie sind scharfsinnig und unternehmend, obgleich träg, und besitzen viel Geistesunabhängigkeit und Intelligenz. Frei von Kastengeist und Rassenvorurteil, erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an und sind begierig, von ihnen zu lernen. Sie fühlen sich durch die Verbindung mit ihnen geehrt und geben ihnen — im britischen Pegu — ihre Töchter gern zu Frauen, vorausgesetzt, daß der nach ihren Gesetzen übliche Ehepakt geschlossen wird. Die so geehelichte Frau betrachtet sich als die legitime Gemahlin ihres Mannes und verlangt nicht nur von ihm als solche behandelt zu werden, sondern beansprucht auch von anderen die Ehrenbezeigungen, die dem Range ihres Mannes gebühren.

Oskar Peschel rechnet die Birmanen zu den malayochinesischen Stämmen und reiht sie unter die mongolenähnlichen Völker ein; gleich den Chinesen reden sie ein einsilbiges Idiom, doch ist dieses bereits reicher als das Chinesische an Wurzeln, die zur Sinnbegrenzung verwendet werden können. Das Birmanische wird von der Linken zur Rechten geschrieben ohne Abteilung zwischen den Wörtern und mit 44 Buchstaben, welche zumeist Kreise oder Teile von Kreisen sind. Der Buchdruck ist unbekannt; man bedient sich langer Streifen dunklen Papiers, auf das mit Stiften aus Seifenstein geschrieben wird. Die birmanische Litteratur besteht vorwiegend aus Schriften theologischen und juristischen Inhaltes, im Palidialekt, dann aus Buddhalegenden, einfachen Balladen und Werken über Astrologie, Kosmographie und Sternkunde sowohl in Pali als in birmanischer Sprache.

Mit den Birmanen hängen aufs innigste zusammen die Bewohner von Arakan, der Küstengegend am Meerbusen von Bengalen, die Mugh, auch „kleine Bramma" genannt im Gegensatz zu den großen Bramma oder Birmanen. Die Sprache von Arakan, zu der das Birmanische sich wie ein Dialekt verhält, steht auf einer älteren Lautstufe als die letztere und ist nicht so stark abgeschliffen, wie dieses, aber auch etwas rauher. Nicht zu verwechseln mit den Mugh, welche als die eigentlichen Eingeborenen Arakans gelten und auch mehr denn die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen, sind die sogenannten muhammedanischen Mugh, die, obzwar jetzt völlig eingebürgert, doch fremde Einwanderer sind und unter sich durcheinander Bengali oder die Landessprache reden. Sie kleiden sich zwar ganz so wie die eingeborenen Mugh, unterscheiden sich aber stark durch ihre Gesichtsbildung. Die Alten tragen Bärte, welche bei den echten Arakanen zu den Seltenheiten gehören, und scheren dafür das Haupthaar, welches ein Mugh sorgsam wie Simson hütet.

An diese beiden Völker der Birmanen und der Mugh schließt sich eine Reihe von unkultivierten Bergstämmen an, welche Friedrich Müller unter dem Namen Lohita-Völker zusammenfaßt. Lohita ist ein anderer Name für den Brahmaputra. Sie stehen zu den Birmanen in demselben ethnologischen Verhältnisse, wie die Himalayavölker zu den Tibetern. Jene, welche in den Assamesischen Grenzgebirgen hausen, wie die Mischmi, Naga, Luschai u. a., haben wir schon kennen gelernt. Im eigentlichen Hinterindien sitzen aber in den Jumabergen, welche Arakan vom Thale des Irawaddy scheiden, die zahlreichen Stämme der Khyeng, zu welchen man auch die Singfu zählen kann. Die Bergvölker der Areng-Khyeng oder „wilden Hochländer" sind die autochthonen Bewohner Maramas und viel stattlicher als die Arakanen, deren Sprache für sie völlig unverständlich ist. Von Schamhaftigkeit scheinen sie nicht belästigt zu werden, so daß das Streifchen Tuch, welches sie tragen, ebensogut gänzlich zu entbehren wäre. Sie führen einen hölzernen, anscheinend mit Metall bedeckten Schild am linken Vorderarm, der gleich wie der Finger durch das Tragen von Ringen eine Kerbe bekommt, denn von Kindheit an wird dieser Schild geführt, dessen Größe man mit dem Wachstum verändert. Diese Khyeng sind gute Bogenschützen und hübsche Gestalten. Leider tragen die Weiber Elfenbein, Bambu oder rotes Tuch von fast 10 cm im Durchmesser in den Ohren, die durch eine solche Erweiterung widerlich entstellt werden. Am oberen Koladyn sind die Hling-dschu oder Schendu die größte Plage. Ihre Angriffe sind bisweilen sehr gefährlich, und den Schrecken vermehrt noch die Stille und Raschheit, womit die Ueberfälle ausgeführt werden. Doch geschieht dies nur gegen Stämme, welchen man frühere Angriffe heimzahlt und wo die Fehde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Selten begehen die Areng solchen Raub an den Bewohnern der Ebene. Die volkstümliche Waffe der arakanischen Hochländer ist ein kurzer Speer mit langer Klinge und einem Dorn am anderen Ende. Bei dem Stamme der Komui, Kami oder Kumi wird man durch die Nettigkeit der Häuser überrascht, die mit allen kindischen Ornamenten halbwilder Menschen überladen sind. Die Männer sehen gut aus, sind ein schöner, kräftig gebauter

und lebendiger Menschenschlag, die Weiber dagegen wahre Ungeheuer an Peripherie. Zu diesen Lohitastämmen sind ferner noch zu rechnen die Jabain oder Zabaing, welche namentlich das Thalgebiet des Sitang bewohnen; die Mru oder Myu in den Bergen zwischen Arakan und Tschitagong, die Thock oder Sak an den östlichen Armen des Flusses Nauf, die Lung-khe an den oberen Teilen des Koladyn und die Thung-lho in Tenasserim. Die Lolo, d. h. die Ureinwohner der chinesischen Provinz Yün-nan, welche besonders Bergbau treiben und als gute Waffenschmiede bekannt sind, gehören gleichfalls hierher. Das ansehnlichste Volk dieser Gruppe sind indes die Karen, welche in den Bergen von Arakan, in Pegu und im südlichen Birma, ferner in den Thälern des Irawaddy und Saluen, sowie sporadisch bis an den Menam wohnen.

Der Name Karen stammt aus dem Birmanischen; sie selbst nennen sich Kaya. Sie zerfallen in viele Stämme, die aber sämtlich dieselbe Sprache reden, und werden von den umliegenden Völkern schwarze, weiße, rote Karen genannt, doch sie selbst gebrauchen diese Bezeichnungen nicht. Die Hauptstämme sind die Sgau (birmanische Karen), Pwo (Talaing-Karen), und die Dau-Bya, welche die Berge im und bis zum Norden des Tungnu-Distriktes bewohnen. Aber außerdem giebt es Mopagha, Bghay, Taru und viele andere. Im Aeußeren besteht eine sehr starke Familienähnlichkeit zwischen den erstgenannten drei Stämmen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt; merkwürdigerweise finden sich aber in den Dialekten sehr bedeutende Verschiedenheiten. Die Karen-ni (roten Karen) oder Talih, so genannt von dem Schellack, mit dem sie die meisten ihrer Kleider färben, sowie die wilden Stämme der übrigen Karen, leben an den Abhängen der Schanberge zwischen dem Sitang und dem Saluen. Die weißen Karen sind aber außerdem über ganz Birma verbreitet und haben zum Teil sich den Gebräuchen der Birmanen assimiliert. Der höheren religiösen Begriffe entbehren sie vollständig. Fragt man sie nach übersinnlichen Dingen, etwa nach ihren Vorstellungen über eine Fortdauer nach dem Tode, so antworten sie: „Davon wissen wir nichts, denken auch nicht daran; wir wissen nur, daß wir auf die Welt kommen und wieder hinausgehen müssen, und da es auf der Welt so schön ist, wird es wohl auch hernach gut sein.“ Sie kennen keine Art des Gottesdienstes, obgleich sie sehr abergläubisch sind und Zauberei über alles fürchten; aber — Not lehrt beten. Brechen Unglücksfälle herein, dann erinnern sie sich zweier Dämonen, die sie mit diesen Plagen schlagen und dadurch kundgeben, daß sie gefüttert werden wollen. Zur Versöhnung werden ihnen Eßwaren hingestellt und Feste gefeiert. Die Karen sind im allgemeinen wohlgebildet, doch von kleinerer Statur, zwar kräftig, aber doch weniger kräftig als die Birmanen gebaut, dafür außerordentlich behend; in ihrer Physiognomie ist die mongolische Abstammung nicht so deutlich ausgeprägt wie bei diesen. Die Backenknochen treten minder hervor, die Augen haben eine nicht so schräge Lage und der Teint ist heller, dem der europäischen Südländer ähnlicher. Auffallend sind die gefärbten Wangen, die langen Gesichter und geraden Nasen, und überraschend ist, wie Gräfin Nostitz erzählt, das leichte Erröten der Mädchen, das sie bei allen anderen asiatischen Typen vermißt hatte. Sie sind zwar nicht arbeitsamer als diese, aber gesucht für Waldarbeiten, da sie die Vorurteile der Birmanen, Bäume in sogenannten heiligen Wäldern, auf alten Kirchhöfen stehende u. s. w. nicht zu fällen, nicht kennen. Sie tättowieren sich wie die Birmanen und Talaing, doch nimmt dieser Gebrauch bei den zum Christentume Bekehrten entschieden ab. Der Buddhismus ist wenig unter ihnen verbreitet. Die Karen im Yunzalendistrikte gehören zu den Sgau-Karen und folgen alle der Sitte, eine wechselnde Feldwirtschaft zu betreiben, wie es als Jhum in Bengalen bekannt ist. Jedes Dorf besitzt einen „Zokay“ (Zocke, Tsau-Kay), in dessen Familie die Häuptlingswürde erblich und der seinerseits wieder einem erblichen „Zokay-Hyuk“ oder Oberhaupt untergeordnet ist. In früheren Zeiten entschieden diese Oberzokay und die Aeltesten des Dorfes Streitfälle und verhängten Strafen; ihre Gewalt war ganz absolut, und niemand dachte daran, sie ihnen streitig zu machen. Jetzt hat sich dies geändert, doch ist das Amt der Zokay beibehalten und ihnen der innere Haushalt der Gemeinde anvertraut worden. Das Amt ist mit keinem Gehalte verknüpft, und der Zokay hat keinen anderen Vorteil, als der Mühe überhoben zu sein, sein eigenes Feld zu bestellen, indem die übrigen Dorfbewohner dies für ihn mitbesorgen.

Ein Karendorf besteht immer aus einem langen, kasernenartigen Hause mit einem Gange mitten durch und Zimmern auf jeder Seite, deren jedes durch einen Familienvater besetzt ist. Die jungen Männer leben für sich in einem abgesonderten Gebäude, dem „Lu-byu-kan". Die Männer gehen den Tag über den Ackerbaugeschäften nach — Ackerbau, die Kultur des Betel mitinbegriffen, ist die hauptsächlichste und einzige Beschäftigung — die Frauen bleiben zu Hause, mahlen Reis, pflegen das Geflügel, die Schweine und Ziegen, und kochen die Mahlzeit. Zur Säe- und Herbstzeit aber zieht das ganze Dorf aus. Die Kleidung der Karen besteht in einer langen Blouse, „Thin-Deing" genannt, die nur bis zu den Knieen, wo sie mit roten Streifen verbrämt ist, reicht und über den Kopf angelegt wird. Das Zeug wird aus einheimischer Baumwolle verfertigt. Ihr langes Haar wird in ein Stück weißes Musselin geflochten; ihre Ohren sind durchstochen und in Ermangelung von Gold und Silber gewöhnlich mit einer Blume geschmückt. In den Händen führen sie das breite Buschmesser, „Dah", um damit Bäume zu fällen. Ueber den Schultern hängt ein Sack, welcher einige Kleidungsstücke, die Betelbüchse und verschiedene Kleinigkeiten enthält, und auf dem Rücken tragen sie an Riemen einen umgekehrt konischen Korb, den „Now-lo-way", worin alle möglichen Dinge untergebracht werden. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem blauen Unterrocke, darüber ein blaues Thin-Deing mit roter Einfassung und gewöhnlich mit plumpen weißen Knöpfen aufgeputzt. An Festtagen wird ein rötlich farbiger Kopfputz mit Flügeln aufgesetzt; eine Halsschnur von Kügelchen und ein Band von Messing oder Glas um Handgelenk und Knöchel vervollständigen den Anzug. Männer und Frauen tragen den Now-lo-way und die letzteren sind offenbar ebenso stark und gewandt wie die Männer. Beide sind so merkwürdige Fußgänger, daß sie nie zu ermüden scheinen. Ueber steile Berge steigen sie leicht und legen an 50 km per Tag zurück. Die Frauen haben nichts Einnehmendes; ihre Gesichter sind sehr breit, und Bein und Knöchel schwerfällig dick. Beide Geschlechter sind sehr unreinlich und das nämliche Kleidungsstück wird Monate lang getragen. Zuweilen baden sie zwar, aber die alten Gewänder werden immer wieder angezogen. Während der Regenzeit werden diese fortwährend naß, was sie einigermaßen reinigt. In der Handhabung des Dah, im Tragen von Lasten, im Rauchen, Betelkauen und leider auch im Genusse starker Getränke besteht kein Unterschied zwischen Mann und Frau. Ihre Hauptnahrung ist gekochter Reis mit einer Würze von rotem Chilipfeffer oder, wenn sie sich gütlich thun wollen, mit einem Zubiß von Ngapi. Bei festlichen Gelegenheiten destillieren sie ein berauschendes Getränk aus Reis, der auch vielfach zur Bereitung von Kuchen dient. Im ganzen sind die Karen besser genährt als die Birmanen, da sie nicht die buddhistischen Skrupel gegen das Töten der Tiere kennen (Adolf Bastian in der Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1866).

Neben den Birmanen und Karen wohnt in Pegu, d. h. im unteren Irawaddylande das Volk der Mon, von den Birmanen Talaing genannt; ihre Sprache ist mit dem Birmanischen durchaus nicht verwandt. Sie waren die herrschende Nation in Südbirma, als die Europäer diese Gegenden zuerst besuchten, und sahen sich selbst als die eingeborene Rasse oder die ältesten Einwanderer in Pegu an, doch begegnet man ihnen heute nur noch im Osten und Süden des Irawaddydeltas, in Martaban und Tenasserim. Im Altertume reichten die Birmanen nur bis etwa südlich von Prome, wo der Akuttungfelsen in dem Irawaddy vorspringt; doch seither haben sie die Talaing allmählich birmanisiert.

Die Talaing unterscheiden sich wenig von den Birmanen, und da sie dieselbe Tracht tragen, kann eine Verwechselung mit diesen wohl vorkommen. Im allgemeinen sind sie heller als diese, haben feinere Gesichtszüge und etwas Bartwuchs. Der Klang ihrer Sprache aber unterscheidet sie sofort von ihren früheren Herren, denn die birmanische Sprache kennt kein R, woran das Talaing reich' ist. Beide Völkerschaften leben so gemischt untereinander und Zwischenheiraten sind bei ihnen so häufig, daß vielleicht die Zeit nicht mehr ferne ist, da die birmanische Rasse die dominierende, die Sprache der Talaing vergessen sein wird und dieselben die der Birmanen angenommen haben werden; vielleicht bereits jetzt giebt es keinen Talaing, der nicht des Birmanischen vollkommen

mächtig ist. Obwohl sie eigene Schriftzeichen besitzen, gebrauchen sie dieselben doch nur selten, sondern schreiben gewöhnlich ihre Sprache jetzt schon mit birmanischen Buchstaben (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1874). Das Talaingalphabet ist, wie uns Prof. Bastian belehrt, nur in einigen unwesentlichen Veränderungen, die durch die mehr guttturale Aussprache benöthigt wurden, von dem birmanischen verschieden. Die Buchstaben sind rund und nicht unähnlich denen der Tamulen und Telingu in Dekkan. Ihre Form scheint von dem viereckigen Pali abgeleitet zu sein, das, wie es heißt, bis ums 5. Jahrhundert im Gebrauch war. Obwohl die Talaing auch die buddhistische Religion mit den Birmanen gemein haben und dieselbe durch das gleiche Medium, die heilige Palisprache, kennen lernten, so weichen sie doch von den Birmanen durch eine besondere Geisterverehrung ab. Kaum hat ein erwachsener Talaing sein Noviziat im Kloster vollendet, worin auch sie alle ihre Jugend zubringen, so unterwirft er sich und sein künftiges Geschick ganz dem Einflusse und der Macht der „Nat", und der Geisterlehrer zeigt ihm den Tag an, wann er heiraten soll. Er baut dann sein Reisfeld, und an einem heimlichen Ort in der Nähe errichtet er sein „Nat-tseng", ein Miniaturhaus für den Geist, in welchem er einen Teil seiner Nahrung und hie und da Arrak, Weihrauch u. s. w. opfert. Er haut einen Teil des Waldes nieder, um einen Garten anzulegen, und auf dem ersten niedergeschlagenen Baum opfert er Reis, Salz und Ngapi mit einer Anrufung an den Nat, daß er Not von ihm abwenden und ihm verzeihen möge, wenn er etwa einen Lieblingsaufenthalt des Geistes mit einem der Bäume gefällt habe. Das Nat-tseng wird mit allem Hausrat in Miniatur ausgerüstet. Wird ein Talaing krank, so ruft er den Geisterdoktor, daß er ihm den Geistertanz einrichte, zu welchem Ende das Opfer dargebracht, Weihrauch verbrannt und Musik herbeschieden wird. Die Anstrengung der frommen Uebungen, die er dabei in Ausführung bringt, hat in der That schon oft Schmerzen gelindert oder verscheucht. Weiber glauben sich manchmal vom Geiste besessen und beginnen unter hysterischen Erscheinungen Tänze, von denen sie endlich erschöpft niedersinken (O'Riley im „Journal of the Indian Archipelago". Oktober 1850).

Die östlichen Nachbarn der Birmanen und Talaing sind die Thai-Völker, welche den größten Teil der indochinesischen Halbinsel einnehmen. Sie zerfallen in die Thai im engeren Sinne oder die Siamesen, die Hauptbevölkerung des Reiches Siam, die Lao, die Ahom, die uns schon bekannten Khamti und die Khassia. Die Lao, identisch mit den schon beschriebenen Schan, aus welchem Namen unser Siam abgeleitet ist, sind die südlichen Nachbarn der Chinesen; sie bewohnen die inneren und nördlichen Teile der Halbinsel und zerfallen in die weißen Lao (Lao-pung-kah) und die schwarzen Lao (Lao-pung-dam). Ihre Sprache ist mit dem Thai nahe verwandt, sie steht diesem gegenüber auf einer älteren Lautstufe und verhält sich zu demselben wie das Rakhaing zum Birmanischen. Die Pe-y (oder, wie sie sich selbst nennen, die Lok-thai) und die Pape, welche in der Nachbarschaft der Lao wohnen, gehören nicht zu ihnen, sondern vielmehr zu den Thai oder Siamesen. Die Ahom sind das erobernde Schanvolk von Assam. Ihr Idiom, gegenwärtig eine tote Sprache, ist jenem der ansässigen Bewohner Assams, dem Assami, gewichen, einer Schwestersprache des Bengali. Zu den Thaivölkern sind auch die Stämme der Miao-tse (Miau-tsi), „Söhne der Erde", d. h. Aboriginer zu rechnen, welche in den gebirgigen Teilen verschiedener Provinzen Chinas, wie Se-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Huh-peh, Yün-nan, Kwang-si und an den Grenzen von Kwan-tung wohnen. Auch die Bewohner des Inneren von Hai-nan sollen hierher gehören.

Die Siamesen sind von schlankem, kräftigem Körperbau, aber unschönen, eines edleren Ausdruckes entbehrenden Gesichtszügen und von weichlicher, träger Haltung. Der Siamese hat gewöhnlich eine stumpfe Nase und vorstehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges

iſt trübe und ohne Intelligenz, der Mund weit geſpalten, die Lippen ſind immer von Betel gerötet, die Zähne ſchwarz wie Ebenholz, die Naſenflügel breit. Er ſchert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büſchel ſtehen. Das Haar ſelbſt iſt ſchwarz und ſtraff, aber bei den Frauen, welche ebenfalls einen ſolchen Büſchel haben, iſt es feiner und wird ſorgfältig gepflegt. Hübſch ſind nur die Kinder; mit ihren köſtlichen braunen Körperchen, allerliebſten Gliedmaßen, einem lebhaften, ſchelmiſchen Geſichtsausdruck und den unbeſchreiblichen glänzenden, feuchten ſchwarzen Augen eine charakteriſtiſch anmutige Erſcheinung. Leider bleibt von all dieſen Reizen wenig mehr über, wenn die Jahre der Kindheit vorbei ſind, namentlich altern die Mädchen früh und werden dann entſchieden häßlich. Einer anderen Stimme, jener Mouhots, zufolge ſind die ſiameſiſchen Frauen weit hübſcher als die Männer, und junge Mädchen zwiſchen zwölf und zwanzig Jahren könnten mitunter unſeren Bildhauern als Modelle dienen. Im allgemeinen ſind indes Mann und Frau in ihrem Aeußern kaum zu unterſcheiden. Beide tragen ein um die Hüften geſchlungenes Stück Zeug von farbiger Seide oder Baumwolle, das „Languti“, ein Lendentuch, welches zwiſchen den Beinen aufgeknüpft und durch Einſtopfen der Zipfel feſtgehalten wird. Als Oberkleider, je nach der Jahreszeit, dienen Jacken oder Tücher. Beſonders die Frauen tragen meiſt noch eine Jacke oder einen Streifen Zeug quer über die Bruſt gefaltet. Erwachſene, ſelbſt Frauen, tragen keinen Schmuck — weder Ringe noch Ketten oder Zierat in den Ohren; um ſo reichlicher iſt dies auf die Kinder vermögender Leute übertragen, die an goldenen und ſilbernen Spangen und dergleichen oft ganze Schätze auf dem nackten Leibe tragen. Beide Geſchlechter kauen Betel in widerwärtiger Weiſe, und wenn ſich der Mund öffnet, glaubt man in einen ſchwarzen Abgrund zu blicken. Nur jene, die in Europa geweſen oder eine höhere Bildung genoſſen haben, entſagen dieſer Gewohnheit. Die Geräte zum Betelkauen, eine Spuckvaſe und kleine Gefäße zum Aufbewahren der Betelblätter, des Kalkes und der Arekanüſſe läßt ſich jeder Vornehme durch einen Sklaven ſtets nachtragen. Dieſe Gerätſchaften ſind auch die einzigen, in denen ſelbſt der ärmere Mann einen gewiſſen Luxus entfaltet und für welche ſich eine Art Kunſtfertigkeit ausgebildet hat. Man ſieht ſie von maſſivem Gold oder von Silber gearbeitet, letztere vergoldet und mit Zeichnungen verziert. Neben dem Betelkauen ſteht das Tabakrauchen im Schwange, und eine Papierzigarre trägt faſt jeder Mann hinter dem Ohr. Die Hauptnahrung beſteht aus Reis mit Fiſchen, Gemüſen, Früchten, Zwiebeln, ſowie Pfeffer- und Gewürzbrühen.

Die Siameſen werden gewöhnlich Thai genannt, doch hat dieſes Wort, welches einen franken, freien Menſchen bedeutet, einen juriſtiſchen Sinn, da es die Freien im Gegenſatze zu den Sklaven bezeichnet. Abgeſehen von den Leuten, die zu Wacht- und zu Schiffsdienſten im Frieden verpflichtet ſind und auch unter die Nichtfreien gehören, giebt es wirkliche Leibeigene oder Sklaven. Sie zerfallen in drei Klaſſen. Da ſind zuerſt die im Kriege gefangenen Leute, welche für immer demjenigen gehören, welcher ſie gefangen nahm. Doch können ſie ſich frei kaufen und zahlen gewöhnlich eine Summe von 48 Tikal (120 Reichsmark). Dann folgen die Individuen, welche wegen Schulden in Sklaverei geraten ſind. Sie müſſen dem Herrn Dienſte thun, welche als Zinszahlung betrachtet werden. Die Schuldknechtſchaft erliſcht mit der Tilgung der Schuldſumme, daher auch ein Sklave ſeinen Herrn nötigen kann, ihn zu verkaufen, wenn ein anderer Herr das Kapital zahlt. Die Kinder eines Ehepaars in Schuldknechtſchaft verfallen ebenfalls der Sklaverei, wie auch Sklavenehen den Verkauf des Sklavengatten nicht hindern. Drittens kommen ſolche Sklaven, welche unbedingtes Eigentum ihrer Herren ſind. Dieſe Klaſſe beſteht zumeiſt aus Menſchen, die als Kinder von ihren Eltern verkauft wurden, als dieſe infolge eines Prozeſſes in Schulden geraten waren oder ſich ſonſt in Verlegenheiten befanden. Ueber einen ſolchen Verkauf wird allemal ein ſchriftlicher Vertrag abgeſchloſſen. Im übrigen halten die Siameſen viel auf ihre Familien, was freilich nicht hindert, daß der Mann das Recht beſitzt, ſeine Frau zu verkaufen. Bei den niederen Ständen trifft die Sache auf gar kein Hindernis, weil in den meiſten Fällen der Mann ſein Weib, als wäre dasſelbe eine Ware, bezahlt hat. Nach ſiameſiſchen Begriffen verſteht es ſich ohne weiteres von ſelbſt, daß er ſich einer ſolchen ganz nach Gutdünken wieder entäußern kann. Anders verhält es ſich mit einer Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat. Der Mann darf ſie nur dann veräußern, wenn er Schulden bezahlen will, die mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung gemacht wurden. Uebrigens herrſcht in den Familien das beſte Einvernehmen, die Frauen werden von den Männern gut behandelt, haben im Hauſe volle Geltung und genießen große Freiheit. Sie zeigen ſich auf der Straße, gehen auf den Markt und machen und empfangen Beſuche.

Die Siamesen sind besonders schwelgerisch in Schnörkeln und Etikettesachen. Vom Könige abwärts hat nicht nur jeder sein Prädikat, sondern diese Rangabstufungen machen sich, wie bei uns ehemals, wo zwischen Sie, Du und Er unterschieden wurde, in den Pronomina, je nach dem Stande des Sprechenden oder Angeredeten, bemerklich. Dies erstreckt sich denn auch auf das Ich, wofür man, wo Höflichkeit geboten ist, „ich, des Herrn Diener" sich ausdrückt; wo aber Demut erfordert wird, „ich, das Härchen" (meine Wenigkeit) oder „ich, das Stäubchen auf der Fußsohle des heiligen Herrn der Barmherzigkeit" oder „ich, die kleine Bestie" sagt. Ganz unleugbar legen übrigens manche Siamesen, besonders der vornehmen Stände und darunter die letzten Könige, Befähigung und Interesse für Wissenschaft und das höhere Geistesleben an den Tag, zeigen sich auch bemüht, ihrem Volke so viel als möglich von den Segnungen einer höheren Gesittung zu teil werden zu lassen. Aus Adolf Bastians Schilderungen empfangen wir indes lebhaft

Gefangene auf dem Transport in Siam.

den Eindruck, als ob die Siamesen schon vor diesen Bestrebungen in bezug auf geistige Entwickelung so hoch ständen, als etwa die Europäer im Mittelalter, kurz bevor das weltliche Wissen der Griechen und Römer durch die Scholastiker seiner Vergessenheit entrissen wurde. Ihre geistige Kultur haben die Siamesen mit dem Buddhismus aus Indien empfangen. Die Mehrzahl der siamesischen Werke ist nicht in der Thaisprache, der lebenden Sprache des Landes, sondern im geheiligten Pali geschrieben. Die weltliche Litteratur zählt etwa 250 Bände, darunter manche von hohem Wert; sie enthalten meist geschichtliche Annalen, Gesetzbücher, medizinische, astronomische und philosophische Werke, endlich Erzählungen, Romane, Lustspiele, Tragödien, Lieder und epische Gesänge. Für die Dramen oder Theaterstücke wird, wie es auch bei uns ehemal der Fall war, kein Dialog ausgearbeitet, sondern nur vorgeschrieben, nach welchem Sinne die Schauspieler improvisieren sollen. Außerdem aber giebt es Theaterstücke, deren poetischer Teil wenigstens wie ein Operntext ausgeschrieben ist. Das dramatische Versmaß ist ziemlich verwickelt, außerdem müssen die Endworte der ersten und zweiten Strophe mit den Mittelworten der dritten reimen. Bastian teilt einige Uebersetzungen von Poesien mit, darunter auch Liebeslieder, die wir bei Ostasiaten in der Regel nicht suchen. Am Hofe findet das Schauspiel auch heute noch seine Pflege.

Siam, ein despotisch regiertes Wahlreich, welches sich den Luxus zweier Könige gönnt, von welchen jedoch der zweite bloß Titular ist, wimmelt von buddhistischen Klöstern und die Klöster wimmeln von Mönchen, sogenannten „Phra", von den Europäern gewöhnlich „Talapoinen" genannt, welche hierarchisch gegliedert sind und ihre eigene Ge-

richtsbarkeit besitzen. Die Talapoinen leiten wie in Birma den Schulunterricht, welcher für die Knaben obligatorisch ist. Mit dem Alter von 12 bis 13 Jahren tritt der Siamese, gleich wie der Birmane, als Novize in ein Kloster und legt die zehn Gelübde ab, deren vornehmste Armut und Keuschheit betreffen. Die meisten Novizen kehren in das bürgerliche Leben zurück und legen das gelbe Klostergewand ab, andere dagegen bereiten sich zum Empfange der priesterlichen Weihe vor. Reut es später den Mönch, in den Orden getreten zu sein, so braucht er es nur seinem Lehrer zu melden und sich einer zwanzigtägigen Buße in der Einsamkeit zu unterziehen, worauf seinem Rücktritt in den Laienstand nichts mehr im Wege steht. Die Talapoinen bilden nicht etwa eine Kaste, denn der Buddhismus kennt keinen Unterschied der Kaste, und jedermann kann in ihre Reihen eintreten, selbst der Sklave, wenn er von seinem Herrn Erlaubnis erhalten hat. Die Talapoinen bilden auch nicht etwa eine regelmäßige Geistlichkeit, aber sie spielen eine Rolle bei allen wichtigen Vorgängen im Leben der Familie, z. B. nach Geburten, beim Scheren des Haarschopfes, bei Heiraten und Leichenbegängnissen. Dabei üben sie allerlei religiöse Gebräuche aus, aber nur ihretwegen, nicht anderer Menschen halber. Das Verdienstliche, das in solchen Zeremonien liegt, kommt lediglich ihnen zu statten. So sind sie zwar eine Art von Seelenhüter und haben wohl ein Publikum, aber keine Gemeinde. Doch hängt das Volk mit großer Ehrfurcht an diesem Ordensklerus. Neben dem herrschenden Buddhismus haben sich indes eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche aus Indien und China in Siam erhalten. Die Siamesen glauben an alle krummbeinigen, gehörnten und behaarten Götzen der chinesischen Mythologie, an Sirenen, Werwölfe, Riesen, Wald- und Bergfräulein, Feuer-, Wasser- und Luftgeister, kurz an alle Ungeheuer des asiatischen Pantheons und an das ganze Pandämonium der Brahmanen, von den Naga an, diesen göttlichen Schlangen, welche Flammen speien, bis zum Garuda-Adler, der Menschen packt und sie durch die Lüfte entführt. Nicht minder glauben sie an Amulette, welche den Menschen unverwundbar machen, vor Krankheiten schützen, die Fruchtbarkeit befördern und vor dem Bösen Blick schützen. Auch setzen sie großes Vertrauen in Sterndeuter und Wahrsager, welche Regen und Dürre verkünden. Diese schlauen Betrüger, welche auf Kosten des abergläubischen Volkes leben, verkünden auch Krieg oder Frieden, Glück oder Unglück beim Spiel oder in Handelsgeschäften, glückliche Tage für den Abschluß einer Heirat oder für das Antreten einer Reise, für den Bau eines Hauses, kurz für alle möglichen Dinge.

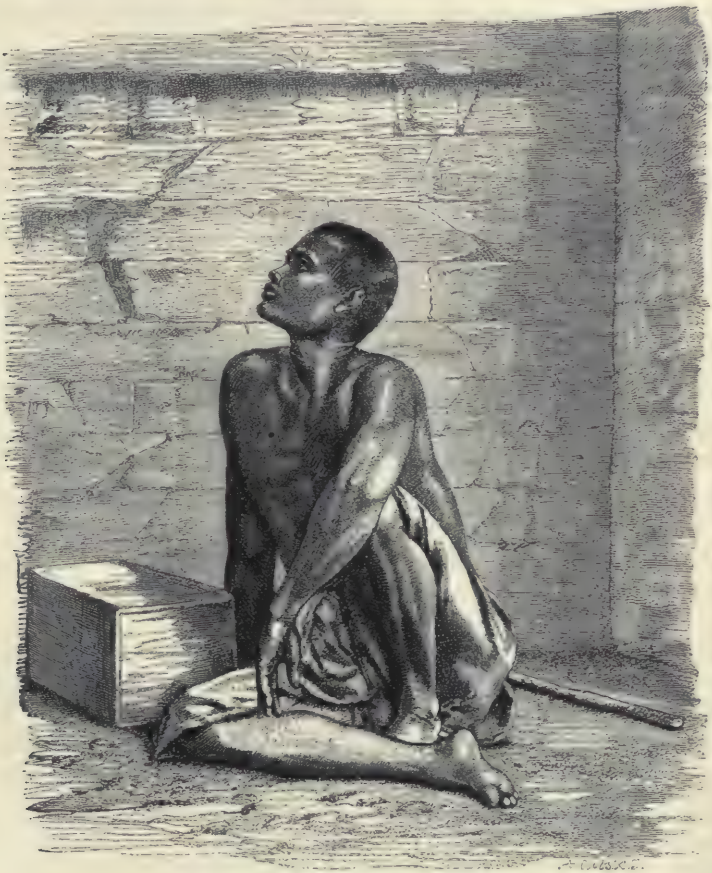
Schauspielerin aus Siam.

Nördlich von den eigentlichen Siamesen wohnen die Lao oder östlichen Schan, welche allmählich aus Norden, dem Thale des Mekhong entlang, immer weiter nach Süden hin vordrangen. Man nimmt an, daß ihre ursprünglichen Wohnsitze irgendwo auf dem osttibetischen Hochlande gewesen seien. Die Lao sind im allgemeinen durchaus unkriegerisch und rückten nur langsam in das Stromthal des Menam, wo sie den Grundstock der heutigen Siamesen bildeten.

Noch heute unterscheiden sich die Sprachen der Lao und der Siamesen voneinander so wenig, daß beide Völker sich ohne Schwierigkeit verstehen. Auch verlegen die siamesischen Ueberlieferungen den Ursprung ihres Volkes in das Innere von Lao; dasselbe gilt ihnen als eine Art von geheiligtem Lande, in welchem sich viele religiöse Wunder begeben haben. Die Siamesen bezeichnen sich selbst als kleine Thai; die Lao von Xieng-maï und den weiter nördlich liegenden Teilen, welche heute von Birma abhängig sind, heißen bei ihnen große Thai. Ueber die Etymologie des Wortes Lao ist man noch im Unklaren. Einigen zufolge bedeutet der Name Lao so viel als die Alten. Im unteren Lao bezeichnen sich die Leute als Lea, werden auch so von den Annamiten genannt und daraus ist wohl die europäische Benennung Lao oder Laotier entstanden.

Gegenwärtig ist das Gebiet der Lao in eine große Anzahl von Provinzen geteilt; die Statthalter, welchen der Königstitel belassen ward, werden vom siamesischen Hofe ernannt und sie fügen sich bis auf weiteres der Uebermacht. Der Verkehr zwischen dem Volke und den Mandarinen hat einen ziemlich patriarchalischen Anstrich, und Erpressungen von seiten der letzteren kommen weniger vor als in anderen Ländern; dagegen bildet das Strafgesetzbuch im vollen Sinne des Wortes einen Prügelkodex mit vielen Abstufungen. Der Lao besitzt viele der Entwickelung fähige Keime und scheint des Fortschrittes fähig. Sein Geist ist wißbegierig und in religiösen Dingen durchaus tolerant. Die nördlichen Lao, welche man an ihrer hellen Hautfarbe sofort von den Birmanen unterscheidet, haben eine stolze Haltung, sind auch rühriger und betriebsamer als jene im Süden; diese haben nicht einmal Märkte, welche im Norden überall gefunden werden. Die nördlichen Lao sind aber sehr mißtrauisch gegen Fremde, dagegen von lobenswertem Fleiße; man sieht kaum Müßiggänger, und die Liebe zum Gewinn, namentlich zum Handelsgewinn, läßt ihnen keine Ruhe. Leider sind sie auch leidenschaftlich auf Glücksspiele erpicht und in den Spielhöllen liegen Leute jeglichen Alters auf schmutzigen Matten. Ihre Musik ist weich, harmoniös und sentimental. Die Ortschaften in Lao liegen, wenigstens in den südlichen Landesteilen, gleichviel ob klein oder groß, den Mekhong entlang. Die Häuser sind mit Gärten umgeben und durch Fußwege miteinander in Verbindung gebracht. Ueberall wird Reis gebaut, welcher die Hauptnahrung bildet; außerdem auch Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Maulbeerbäume u. dergl. Die Wohnungen stehen wie in Siam auf Pfählen, die 1,50—2 m hoch sind, leiden also nicht durch Feuchtigkeit und werden nicht von Schlangen, Skorpionen und Ameisen heimgesucht, welche in jenen heißen Gegenden eine wahre Landplage sind. Das Strohdach der Häuser fällt scharf ab, die Wände, ein doppeltes Bambusgeflecht, sind auf der inneren Seite mit Blättern bekleidet und man gelangt in die Wohnräume vermittels einer Leiter. Der Hausrat ist einfach, Matten und Kissen bilden die wichtigsten Bestandteile. Im Empfangssaale hängen allerlei Waffen: Lanzen oder Musketen mit Feuersteinschloß, Jagdgeräte, Fischernetze und dergleichen mehr. Die Bekleidung besteht für gewöhnlich nur aus dem Languti, wie bei den Siamesen. Bei vornehmen Leuten ist er von Seide, und solche tragen wohl auch eine enge Jacke mit Aermeln, welche vorn auf der Brust zugeknöpft wird, und manchmal noch eine Art von Schärpe, die man über die Schultern wirft. Der Lao ist durchgängig wohlgestaltet und auch kräftig gebaut; ja man sieht oft wahrhaft herkulische Gestalten. Der Ausdruck des Gesichtes bildet ein eigentümliches Gemisch von Feinheit und Gleichgültigkeit, von Schüchternheit und Wohlwollen. Das Haupthaar wird, wie bei den Siamesen, abgeschoren und nur auf dem Wirbel bleibt ein Schopf stehen. Für Languti, Jacke und Schärpe wählt man stets lebhafte Farben, die sich von der angedunkelten Haut sehr vorteilhaft abheben. Kopfputz und Fußbekleidung sind nicht üblich, und einen Hut tragen nur die Bootsleute, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Kinder schmücken sich mit Arm-, wohl auch mit Knöchelringen von Gold, Silber oder Kupfer, im Notfall von Seide oder Baumwolle. Außerdem tragen sie auch Amulette, welche sie von den buddhistischen Bonzen erhalten. Erwachsene Männer befassen sich mit solcherlei Zierat nicht; sie legen nur Wert auf Fingerringe mit glänzenden Steinen, die in Bangkok teuer bezahlt werden; auch Ohrringe werden getragen. Hinter den Ohren steckt allemal eine mit Bambudeckblatt umwickelte Zigarette. Die meisten

Lao tättowieren Bauch und Schenkel, doch ist dieser Brauch im Süden nicht so allgemein und verschwindet dort immer mehr. Auch die Frauen sind nur spärlich bekleidet. Sie schlagen den Languti so um die Hüften, daß er bis über die Kniee herabfällt und eine Art von Rock bildet; dann werfen sie ein Stück Zeug über die Schultern. Das prachtvolle schwarze Haar wird nicht geschoren, sondern als Chignon getragen und mit einem hellfarbigen Bande umwickelt; dieses kleine Diadem erhält seinen Schmuck durch Blumen; Hals- und Armbänder sind im allgemeinen Gebrauche. Manche Mädchen und



Lao aus dem Innern von Siam.

Frauen kann auch ein Europäer hübsch finden; sie machen einen anmutigen Eindruck. Besonders wenn sie ihr langes Haar kämmen, was sie sich beiläufig bemerkt selten zu schulden kommen lassen, sehen die jungen Laodamen viel anziehender aus als jene am Menam. Mit fortschreitendem Alter gewöhnen sie sich aber das Kämmen ab und die Alten, das heißt jene, welche etwa das 35. Lebensjahr überschritten haben, würden mit ihrem entsetzlichen Nackenbund und ihren üppigen Kröpfen in jeder Hexenküche Effekt machen. Oft sogar schon bei jungen Mädchen trifft man die Kröpfe, welche bei den älteren Frauen allgemein sind, während die Männer von diesen Auswüchsen befreit bleiben. Polygamie kommt nur bei Reichen vor und dann gilt nur *eine* Frau als rechtmäßige Ehegattin. Die Reinheit der ehelichen Verbindung ist in mancher Hinsicht für die Erbfolge unbedingt erforderlich. Das Kind einer Frau, die z. B. keine geborene Prinzessin ist, kann seinem

königlichen Vater nicht in der Würde folgen. Für das Familienleben gelten die chinesischen Gesetze; übrigens wird es auch von seiten der Frauen mit der ehelichen Treue nicht sehr streng genommen, und der Verführer hat nur eine Geldstrafe zu zahlen; man ist in diesen Dingen äußerst nachsichtig. Sklaverei ist üblich; ein Mann kann wegen Schulden Sklave werden oder weil das Gericht ihn dazu verurteilt; doch das sind seltene Fälle; die überwiegende Mehrzahl der Sklaven besteht aus Wilden, die man aus den östlichen Gebirgen holt. Sie werden sehr sanft behandelt und verrichten Arbeiten im Hause und auf dem Felde. Denn der Lao selbst ist träge, und wenn er keine Sklaven halten kann, läßt er die Frau arbeiten; er selbst liegt nur dem Fischfang und der Jagd ob.

Bis nach Korat erstrecken sich die südlichen Ausläufer der Lao, die dort mit siamesischen Einwanderern zusammentreffen. Zwischen Korat und dem Mekhong wohnen die Kwui, die auch Suay oder Tributpflichtige heißen, weil ihnen statt persönlicher Leistungen die Einsammlung ihrer Landeserzeugnisse auferlegt ist. Die Berge nördlich vom See Tuli-sap gehören den Samreh, welche die königliche Familie in Kambodscha als Stammgenossen anerkennt. In den Hügelreihen, die sich vom Battambangflusse um das westliche Ufer des Sees herum nach der Meeresküste hinabziehen, haben die Khamen-dong (die Khamen der Wälder) oder die Khamen-boran (die alten Khamen) ihren Sitz, die zur Einlieferung des jährlichen Tributes an Kardamomen verpflichtet sind. Sie heißen Haklöh bei den Kambodschanern und sind den Samreh nahe verwandt. Dann in dem rauhen Gebirgslande bei Tschandabun hausen die Xong oder La-song, ein größtenteils zusammengelaufenes Gesindel verschiedener Nationalitäten, das sich in seiner Abgeschlossenheit zu einer besonderen Rasse mit eigener Sprache herausgebildet hat. Die Sumpfgegenden um den See Tuli-sap sind von den jetzigen Kambodschanern (den Khamen, Khmer oder Kohm) bewohnt, die in geringer Entfernung von Panompin an die von Saigon aus vorgedrungenen Kochinchinesen oder Annamiten stoßen.

Die Kambodschaner haben ovalrunde Köpfe, breite, aber zugleich in die Länge gezogene Gesichter und sind ungeschlacht in ihrer Haltung, indem der Oberkörper unverhältnismäßig lang, die dicken und gekrümmten Beine zu kurz sind. Das Weiße des Auges scheint blendend hervor und die Haare neigen sich zum Kräuseln. Der Mund ist breit und weit, die Stirn herüberstehend, die Nase niedergedrückt und stumpf. Doch finden sich, wie in jeder Rasse, alle Arten von Physiognomien, auch gerade oder Adlernasen sind nichts Seltenes, obwohl die Nasenlöcher fast durchgängig erweitert sind. Im Vergleich mit dem durch die Fluten nördlicher Einwanderungen mit neuen Schichten überdeckten Siam blickt in Kambodscha deutlicher die ursprüngliche Bevölkerung hindurch, die aus ihrer früheren Verbreitung über das benachbarte Festland und die Inseln jetzt nur in isolierten Trümmerresten hervorsteht. Der religöse Glaube der Kambodschaner ist der Buddhismus, ausgebildet zu einem ins Abgeschmackte getriebenen Pantheismus.

Die Provinzen Binthuan und Bindinh gehörten früher den Tsiampa, die in den Kriegen mit Annam fast gänzlich untergegangen oder nach Kambodscha geflohen sind, wo sie hier und da in zerstreuten Kolonien angetroffen werden, meistens untermischt mit den ihnen glaubensverwandten Khek (den Tschwea oder Malayen). Der ihnen mitunter beigelegte Namen Loi gehört genauer einem Stamme roher Barbaren, die in den Bergen am Kap St. James umherstreifen.

Am oberen Mekhong, nördlich von Tonkin, werden die Quanto gesetzt, die mit einer besonderen Schrift geschriebene Palmbücher besitzen sollen; von den

Giao-chi, Eingebornen mit einwärts gekehrten Zehen, werden, wie es heißt, noch Reste in den Wäldern dieses letzteren Landes angetroffen. Die Längsthäler der steilen Gebirgskette, die, den Mekhong begleitend, die annamitischen Länder von den übrigen Teilen der hinterindischen Halbinsel abschneidet, sind von einem Gemisch vielfacher Stämme eingenommen, die, unter dem gemeinsamen Namen Kha zusammengefaßt, bis jetzt nur wenig bekannt geworden sind. Dahin gehören die Banar, die auf einer Hochfläche der annamitischen Provinz Bindinh wohnen. Nordwestlich von ihnen leben die Beungao, nordöstlich die Halang, nördlich die Sedan und nördlich von diesen die Quarr. Westlich werden die Banar durch die Bannam begrenzt, im Osten durch die Kejong und im Südosten durch die Brau. Nach Süden stoßen die Banar an die Chiarai oder Changrai, die nördlichen Nachbarn der Radeh, auf die im Süden die Banong folgen und dann noch weiter südlich die Stieng, die teilweise schon unter einer gewissen Abhängigkeit von Kambodscha stehen. Alle diese wilden Stämme der Berge, die bei den Kambodschanern Pnom, bei den Annamiten Moï, bei den Tonkinesen Myong, bei den Siamesen Kha heißen, sind unendlich schwer zu klassifizieren, da die Ethnologie Hinterindiens noch ungemein dunkel ist. Im allgemeinen nimmt man an, daß die Annamiten mit den Thai oder Siamesen sowie mit den Birmanen verwandt sind und mit diesen eine gemeinsame Wiege in nördlicher gelegenen Teilen Asiens hatten, woraus die drei großen Hauptvölker der Indochinesen hervorgegangen. Es fragt sich nun, wie verhalten sich die Moï und andere „Wilde" zu den Annamiten? Zunächst ist festzuhalten, daß auch unter den „Wilden" es verschiedene Arten giebt, die ethnisch und auch linguistisch auseinanderzuhalten sind. Die Moï sind nicht das nämliche Volk wie die nördlicher hausenden Lao, diese aber wohl verschieden von den Annamiten, entgegen der Annahme Francis Garniers. Wohl aber darf man vielleicht glauben, daß Lao und Annamiten beide zwei Abzweigungen der chinesischen Urbevölkerung sind, und die Mehrzahl der nördlichen Wilden Hinterindiens, jener z. B., die wir in Tonkin kennen lernen werden, gehören wahrscheinlich den laotischen Familien an. Für die südlichen Moï ist indes eine Bestimmung ihrer ethnologischen Stellung kaum noch möglich; wir müssen uns begnügen, einstweilen sie für eine Bevölkerung zu halten, welche das ganze nordwestliche Kochinchina innehatte, ehe die Annamiten und vielleicht die Tsiampa sie zwangen, sich in das Bergland zurückzuziehen.

Die Moï, soweit wir sie bis jetzt kennen, leben in Dörfern und sind in den südlicheren Landstrichen nicht viel anders als die Sklaven der dort ansässigen Annamiten, welche ihnen Vorschüsse geben und dieselben dann abarbeiten lassen. Die Moï schicken sich in diesen nicht sonderlich harten Zwang, bekommen sie doch dadurch eine Menge Dinge, die sie sonst ganz entbehren müßten. Im Gebiete des Dong-naï-Stromes nennen sich die Moï Mokao, und ihre Sitten und Gebräuche sind ungefähr dieselben wie die der Belö und Benon. Moralisch aber scheinen die Mokao in vielen Punkten tiefer zu stehen als jene Anwohner der Flüsse Dare-glun und Direman, welche dem Mekhong tributär sind. Dabei sind sie über alle Maßen abergläubisch und anscheinend viel weniger beherzt im Kampfe mit den Tieren des Waldes. Die Moï nach den im Französischen Kochinchina wohnenden zu beurteilen, ist übrigens ganz falsch, denn die des Annamitischen mächtigen Moï in der Kolonie unterscheiden sich von ihren unabhängigen Brüdern ebensosehr wie diese von den Annamiten. Die unabhängigen Stämme der Belö und

Benon sind höchst anständig, arbeitsam und wenig abergläubisch, voll Liebe zur Familie, hoher Achtung vor dem Rechte anderer und von unbezähmbarem Freiheitsdurst. In den Wäldern trifft man eine ruhige, mutige, anständige und fleißige Bevölkerung, die sich freilich dem Fremden gegenüber zuerst sehr feindselig zeigt. Das ändert sich aber, sobald man sich den Leuten verständlich machen kann. Zwischen dem Annamitischen und der Sprache der Moï bestehen so tiefgehende Unterschiede, daß die ersteren sich einer konventionellen Sprache bedienen, welche nur an der Grenze die Wilden verstehen. Soviel wir wissen, bedienen sich die Moï beim Zählen des Dezimalsystems. Sie teilen den Tag nicht in Stunden. Wollen sie die Zeit bezeichnen, die man braucht, um von einem Ort zum andern zu gelangen, so zeigen sie nach dem Himmel und sagen, „von der Sonne an dem Ort bis zu der Sonne an jenem Ort", und wenn man länger als einen Tag braucht, „einmal, zweimal u. s. w. im Walde schlafen". Die Wohnungen der Moï sind alle gleich: ein Hauptgebäude, das 15—20 und noch mehr Menschen beherbergt, 40—50 m lang und 15 m breit ist, und auf Pfählen ruht, so daß der Fußboden 2—3 m über der Erde liegt und man sich einer Leiter zum Hinaufsteigen bedienen muß. Innen, und zwar in der Mitte der Hütte, der Längsachse nach, finden sich in regelmäßigen Zwischenräumen 5—6 Feuerstellen, einfache Bamburahmen mit Asche bedeckt, und jede Feuerstelle bezeichnet die Stätte einer Familie. Rings um das Hauptgebäude stehen etwa ein halbes Dutzend Hütten zur Aufnahme des Reis, des Geflügels, der Gerätschaften u. s. w. Das Ganze ist von einer doppelten und zuweilen selbst dreifachen lebenden Bambuhecke umgeben. Um die Wohnungen tummeln sich Schweine, Hühner und Enten; ein besonderes Geschick haben die Moï in der Erzielung guter Kapaunen. In der Familie hat der Mann seine Beschäftigungen und die Frau die ihrigen; sie genießt in hohem Grade Achtung und Ansehen. Ehebruch ist vollständig unbekannt, Vielweiberei sehr selten und von der angeblich vorkommenden Polyandrie sah der Reisende Gautier kein Beispiel. Der wahre Herr im Hause ist das von Liebe und Sorge gehütete Kind, welches zu schlagen z. B. den Moï als eine Ungeheuerlichkeit erschiene. In hohem Ansehen steht bei ihnen die Höflichkeit; bei ihren Festen herrscht ruhige Heiterkeit; unter dem Einfluß des Reisbranntweins wird die Unterhaltung zwar lebhaft, aber zu Streitigkeiten kommt es nie. Wohl herrscht bei den Moï Sklaverei, aber in äußerst milder Form. Gewöhnlich werden die Sklaven als kleine Kinder gekauft und ohne Unterschied mit jenen des Herrn aufgezogen. Der Sklave kann sich verheiraten, selbst mit der Tochter seines Herrn, ohne daß er darum aufhörte Sklave zu sein. Er kann auch jederzeit verkauft werden; nur sein im Hause geborenes Kind kann dies nicht mehr, wenn es auch den Familienmitgliedern gegenüber noch immer in einer gewissen Abhängigkeit bleibt. Der Sklavenstand hat nichts Erniedrigendes; ein Sklave ist nichts als ein Gehilfe, den man sich mittels Geldes verschafft, der aber auch an dem Wohlstande seines Herrn Anteil hat. Kein Herr kann seine Sklavin zwingen, seine Konkubine zu sein; ja er darf sie nicht einmal als solche benutzen, wenn sie darein willigte. Eine Tochter, welche sich verheiratet, verläßt ihre Eltern nicht, sondern der Gatte muß in das Haus seiner Frau ziehen, wenn er nicht reich genug ist, um seinem Schwiegervater als Ersatz für die Tochter einen Sklaven zu geben. Eine Anzahl Töchter ist also für den Moï ein wahrer Reichtum. Das Bild, welches einer der neuesten Erforscher, Lieutenant Gautier, von diesen Wilden entwirft, ist wie man sieht ein wahrhaft idyllisches, und wird wohl nicht gänzlich ohne Mißtrauen aufzunehmen sein. Stört uns daran, daß diese trefflichen Menschen in höchst primitiver Gewandung, ja die Frauen meist ganz nackt erscheinen, so mißfällt uns noch mehr, daß diese Guten ihre Pfeile mit einem Gift von unerhörter Heftigkeit bestreichen, dessen Geheimnis sie sorgfältig bewahren. Auch hat ein anderer moderner Reisender, Dr. Neïs, bei vielen Moïstämmen andere Erfahrungen gemacht. Er fand bei ihnen Vielweiberei, nur muß bei den Thioma z. B. für jede Frau ein eigenes Hauswesen eingerichtet sein, es wäre denn, daß sie Schwestern wären, in welchem Falle ein gemeinschaftliches Hauswesen genügt. Auch pflegen mehrere Stämme nach eigenem Geständnis die Leichen der im Kriege erschlagenen Feinde aufzuessen (Bull. Soc. Géogr. Paris 1883. S. 495, 497).

Im Norden der Moï, die in eine große Anzahl von Stämmen zerfallen — Dr. Neïs nennt uns bloß unter den von ihm besuchten die Baria, Kaokang, die La-kagne-dong, Bang, Thioma, Lays, Rde, Lates, Schop — dehnt sich das weite Gebiet der oben geschilderten Laovölker aus. Diesen Lao sind die von den benachbarten Völkerschaften völlig verschiedenen Ktohl, dann die

Töpun und die Kiray unterworfen, und im Osten bildet dieselbe namenlose Bergkette, welche das eigentliche Annam von dem Innern der Halbinsel scheidet, auch die Grenze des Laolandes gegen jenen Teil des annamitischen Reiches, welchen man speziell als Tonkin bezeichnet. Doch greifen die Lao auch nach Tonkin herüber. Das ganze Gebiet des sehr gebirgigen Na-ham wird nach dem französischen Missionar Pater Fiot von Lao bewohnt, mit Ausnahme weniger Dörfer, welche die Meo innehaben. Diese Meo rasieren sich den Schädel und lassen bloß einen Zopf stehen wie die Chinesen, tragen sich auch wie diese, heiraten nur untereinander und huldigen dem Ahnenkult. Sie unterscheiden sich von allen Umwohnern durch ihre Sitten und leben in vollkommenster Unabhängigkeit, sind aber auch weiter noch im westlichen Tonkin verbreitet. Sie sind sehr kräftig, sehr intelligent und verfertigen sich selbst die notwendigen Werkzeuge, bauen Reis, Mais, Hirse, Lein, Bohnen, Gurken, Melonen und auch Opium, das sie teuer verkaufen, aber nur in sehr bescheidenem Maße selbst rauchen. Dagegen verstehen sie Maiswein zu bereiten, Rohrzucker herzustellen und Papier aus Bambusafern zu fabrizieren. Die Meo sind geriebene Handelsleute, wissen ihre Erzeugnisse sehr gut an den Mann zu bringen, verbinden aber damit eine merkwürdige Verschwendungssucht. Ihrer Sprache nach zu urteilen hängen sie mit den Miaotse des südlichen China zusammen.

Die verschiedenen Völker Tonkins bieten in physischer wie in moralischer Beziehung große Abweichungen dar. Es ist ja durchaus nicht ein Volk, welches Tonkin bewohnt. In den Ebenen sitzen Annamiten, welche als Beherrscher des Landes eingedrungen sind, und Tonkinesen, die das Gros der Bevölkerung bilden.

Sie sind ein von den Annamiten verschiedenes Volk, haben einen weit entwickelteren Sinn für das Geschäft wie jene, sind auch thätiger und handeln mit allem. Sie lieben den Geldgewinn, sind aber ebenso eifrig dabei, ihn durchzubringen, als ihn zu erwerben, und an den nächsten Tag zu denken ist nicht ihre Sache. Der Tonkinese ist verschwenderisch, ist ein großes sorgloses Kind und ein Freund von Spektakel, Lustbarkeiten und Festen; für prunkhafte Zeremonien und Leichenbegängnisse ist ihm keine Summe zu hoch. Sonst ist sein Charakter dem des Chinesen ähnlich, welcher freilich mehr an die Zukunft denkt und seinen Verdienst nicht so unsinnig von sich wirft. Die Tonkinesen lieben es, bei ihren Freunden zu speisen, und bei Tafel verhandeln sie gewöhnlich ihre Angelegenheiten. Von Natur sind sie heiter, wunderbar beweglich und ungewöhnlich gewandt, dabei offenherzig und weit entfernt von der Schurkerei ihrer Nachbarn, der Annamiten. Das alles macht sie dem Europäer sympathisch und zu dem angenehmsten Volke des fernen Ostens; auch hat das Christentum bei ihnen Eingang gefunden, und die Zahl der tonkinesischen Christen beträgt 420 000. Was ihr Aeußeres betrifft, so ist die Nase weniger platt als die der Chinesen, und die Backen springen weniger vor. Ihre Glieder sind etwas schwach, der Bart spärlich, die Gesichtshaut olivenfarbig. Die Männer sind vielleicht von etwas zu vierschrötiger Gestalt, die Frauen etwas zu rundlich; aber sie ersetzen diese Mängel durch stattliches Aussehen, feine Haut und schöne schwarze Augen unter dichten Brauen. Die pechschwarzen Haare werden nie verschnitten, sondern man läßt sie so lange wachsen, als es nur geht, faßt sie hinten am Kopfe zu einem Chignon zusammen und befestigt sie dort mit einer Spange. Der Wuchs ist meist eher klein als groß. Charakteristisch ist für sie die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit Geschenke auszutauschen; man darf gar nicht daran denken, sich irgendwo sehen zu lassen, ohne vorher oder nachher eine Gabe zu übermitteln. Im Gegensatze zu Annamiten und Chinesen ist der Tonkinese eifrig auf fremde Erzeugnisse aus. Allgemein ist endlich die Sitte des Betelkauens. Die ganze Bevölkerung lebt in größern oder kleinern Dörfern, welche Bambuzäune umgeben; auch die Häuser darin bestehen aus Holz, oder mit Lehm be-

worfenen Bambus und sind mit Stroh, bei Reicheren mit Ziegeln gedeckt. Meist wohnen darin Bauern, in manchen Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Weber, Bretschneider u. s. w. Die Bauern sind zweifellos der gesündeste und sittlichste Teil der Bevölkerung, während die dem Opium und allerlei Ausschweifungen ergebenen Beamten das Volk nur unterdrücken und aussaugen. Freilich sind diese zum größten Teil Annamiten, gegen welche die Tonkinesen von Haß erfüllt sind.

In den Gebirgen wohnen wieder andere Menschen als die Tonkinesen der Ebene, Menschen von lichterer Hautfarbe, höherem Wuchse und einfacherem Charakter. Mehrere Stämme unter ihnen sind Nomaden; sie unterhalten weder Ochsen noch Büffel zur Bebauung der Felder; sie errichten ihre Wohnsitze auf kleinen Bergen, inmitten der Wälder, welche sie niederhauen und rings um ihre Wohnungen herum verbrennen; in die Asche säen sie Reis und andere ihnen zur Nahrung dienende Gewächse. Ist der Boden erschöpft, oder setzen ihnen Gras oder Holz allzu großen Widerstand entgegen, so verlassen sie ihre Hütten, nehmen ihre Habseligkeiten auf den Rücken und suchen sich anderswo einen günstigeren Boden. Auf solche Weise leben die sieben großen Familien, aus welchen das Xa-Volk besteht, das wahrscheinlich aus Lao stammt. Die sehr zahlreichen Muong, unter denen 5—6000 Katholiken und eine Art Adel vorhanden sind, nämlich die Reste der „Lang", die an der Spitze der verschiedenen Stämme steht und nach Erbrecht von Vater auf Sohn die Regierung führt, wandern auch aus, aber nur zur Zeit einer Hungersnot oder eines Krieges. Ihre Mundart ist, wie man sagt, ein fast ganz der annamitischen Sprache entstammendes Kauderwelsch, sie sprechen es aber auf eine so eigentümliche Weise aus, daß die Annamiten es nicht verstehen, während die meisten Muong zur Not das Annamitische verstehen und sprechen. Viel Verlaß ist indes auf diese linguistischen Angaben nicht, die meisten Bergvölker reden eben eigene Mundarten. Dies gilt auch von den Thi, welche angeblich die eigentlichen Ureinwohner des Landes sind, und von den Nong, chinesischen Bergbewohnern, welche sich im Norden der an China grenzenden Striche Tonkins niedergelassen haben. Alle diese verschiedenen Stämme sind fast durchweg Heiden. Manche Forscher halten diese Völker, ganz besonders die Muong, für die Aboriginerrasse, aus welcher die Annamiten hervorgegangen sind. Letztere wären dann durch Aufnahme chinesischen Blutes und chinesischer Gesittung wesentlich modifiziert worden. Nach Dr. Harmand nähern sich dagegen die Muong und Genossen weit eher den Eingeborenen des Massiv von Attopö in Siam, welche den Annamiten sehr fern stehen. Harmand glaubt bei den Annamiten auch an einen starken malayischen Einfluß. Endgültiges steht aber nach keiner Richtung noch fest.

Annamitisches Kind mit Tasse.

Die eigentlichen Annamiten (chinesisch Nyan-nan) sind mit den Tonkinesen nahe verwandt, scheiden sich aber strenge von ihren westlichen Nachbarn und schließen sich in Religion und Sitten an die Chinesen an. Ihr Glaube ist der Buddhismus, aber in chinesischer Fassung (Foismus). Zugleich mit chinesischer Bildung und Gelehrsamkeit hat auch die Lehre Kung-fu-tses, namentlich unter den Gebildeten, Eingang gefunden.

Die Annamiten, kleine hagere Menschen, haben eine ziemlich stark gebräunte Haut, straffes, glattes Haar, spärlichen Bartwuchs, dünne Stimme und ein stupides Aussehen. Sie sind nach H. Bineteau verkommene Geschöpfe, beide Geschlechter abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber; sie verbreiten einen ekelhaften Geruch von Kokosöl und kauen unablässig Betel. Unheilbare Krankheiten suchen sie oft heim, und doch darf man ihnen schon wegen ihres vielen Ungeziefers nicht zu nahe kommen. Ihre Sitten sind äußerst schlecht, die Frauen ebenso schamlos als häßlich. Die Tracht ähnelt einigermaßen der bekannten chinesischen, aber den Kopfputz haben die Männer etwa so wie die Malayen. Die kleinen Kinder laufen bis zum fünften Jahre unbekleidet umher; man schert ihnen das Haupthaar ab und läßt nur einen kleinen Büschel oben auf dem Kopfe stehen. Vornehme lassen die Fingernägel zu ungebührlicher Länge wachsen. Der Annamite ist leichtsinnig, nachgiebig und lebhaft, dabei schwach, feig und grausam; er stiehlt gern und ist dem Seeraube ergeben. Vor den Europäern fürchtet er sich sehr, und ein paar Soldaten können die Bewohner einer ganzen Dorfschaft in die Flucht jagen. In Kriegszeiten bauen sie nicht ohne einiges Geschick Festungswerke, hinter denen sie sich verteidigen, so gut es gehen will; im offenen Felde können sie aber gar nichts ausrichten. Gefährlich sind sie nur, wenn sie in überlegener Menge in einem Hinterhalte liegen; Gefangene werden mit empörender Grausamkeit gequält (Bull. Soc. Géogr. Paris 1864. S. 64—68). Dazu sind die Annamiten lügnerisch, verschlagen und verdorben. Unter ihren Tugenden glänzen Sanftmut und Mitleid für die Unglücklichen; auch ist der Annamite dankbar gegen seine Wohlthäter, gelehrig und unterthänig, wenn man ihn gütig behandelt. Wißbegierig und mit einem guten Gedächtnis begabt, begreift er schnell alles, worin man ihn unterweist. Unbeständig und leichtsinnig, ist er doch selten verstockt; rachsüchtig, verzeiht er doch bei der mindesten Genugthuung; in Unglücksfällen und Krankheiten ist er äußerst geduldig. Er versteht, fast ohne Werkzeuge, kleine, sehr zarte Arbeiten zu verfertigen, und ist im Stande, ohne Meister jedwedes Gewerbe zu erlernen. Obschon ehrgeizig und nach Reichtum lüstern, weiß er manchmal bis zur Verschwendung freigebig zu sein und ergiebt sich in die Armut ohne Murren wie ohne Scham. Seine Nüchternheit ist staunenswert. Reis, das Hauptnahrungsmittel, dient ihm statt Brot, und Dinge, die uns Abscheu bereiten, verzehrt er ohne Anstand. Wasser, über Thee oder andere aromatische Blätter abgegossen, ist sein einziges Getränk. Die Annamiten besitzen umfassenden Handelssinn

Hand eines vornehmen Annamiten.

und handeln mit allem. Messen und Märkte haben sie in Menge, allein ihre Handelsverbindungen beschränken sich auf das Innere; es ist verboten, das Reich zu verlassen, um im Auslande Handel zu treiben, und unter allen fremden Völkern haben bloß die Chinesen und seit neuerer Zeit an gewissen Plätzen die Franzosen das Recht, des Tauschhandels halber ins Land zu kommen. Es giebt wenig große Kapitalisten, keine Assoziationen, keine Handelsversicherungen, keinen Schutz, keine Aufmunterung für den Gewerbfleiß seitens der Regierung. Trotz ihrer uralten Kultur sind die Annamiten hinter andern Völkern, nicht am wenigsten hinter den Chinesen, ihren Lehrmeistern, zurückgeblieben. Zu Ehren und Würden gelangen nur Männer, welche wissenschaftliche Prüfungen bestanden haben, ganz wie in China. Ihre Sprache ist indes von jener der Chinesen so sehr verschieden, daß beide Völker einander nicht verstehen; sie bedienen sich aber der nämlichen Schriftzeichen. Von den Chinesen sind ihnen alle Kulturschätze zugekommen, auch die Religionen, deren wir wie in China verschiedene finden. Obenan steht die Lehre des chinesischen Weisen Konfu-tse, für den sich wiederum wie in China fast nur die offizielle und gelehrte Welt interessiert. Verbreiteter ist der Buddhismus, doch steht er durch kein äußeres oder hierarchisches Band mit dem chinesischen, indischen oder tibetischen in Verbindung und übt keinen Einfluß auf die Sitten des Landes, das gegen die buddhistische Lehre vollkommen gleichgültig ist, daher auch die katholischen Missionäre ziemlich viele Proselyten machen. Von den Büchern, welche die Buddhalehre enthalten, haben nur die Bonzen Kenntnis, das gemeine Volk machen sie weder mit deren Sinn noch mit deren Prinzipien bekannt. Der in Annam am meisten in Ehren gehaltene Kult ist der der Schutzgeister; jedes Dorf hat seinen Geist, jeder Geist seinen Tempel. Dieser Kultus hat keine Einheit, keine allgemeine Regel. Jedes Dorf folgt hierin seinen althergebrachten Gewohnheiten. Daneben herrscht der Ahnenkult, der für die Familie das ist, was der Kultus der Schutzgeister für die Gemeinde bedeutet. Endlich ist noch der Zauberer, Hexen, Wahrsager und anderer Gaukler zu gedenken, welche den Chinesen Lao-tse als ihren Stifter und Vater anerkennen, und aller Arten von Dämonen. Denke man über diese Klasse von Menschen übrigens, wie man wolle, soviel ist gewiß, daß sie viele, das höchste Erstaunen erregende Dinge ausführen; besonders wissen sie über die Erscheinungen des sogenannten Magnetismus und Somnambulismus in einem weit höheren Grade zu gebieten, als dies die berühmtesten Medien Europas und Amerikas jemals imstande waren. In Annam ist die Bevölkerung in mehr oder minder beträchtlichen Dorfschaften vereinigt. Man sieht keine vereinzelt stehenden Häuser, keine da und dort auf offenem Felde zerstreut umherliegenden Bauernhöfe, wie in Europa. Die annamitischen Ortschaften sind wie die tonkinesischen mit hohen und starken Bambushecken umgeben, haben fast alle Thore, die nachts geschlossen und von vier oder fünf Männern bewacht werden, die in den Feldern die Runde machen, um Diebe abzuhalten. Jeder Ort bildet daher gewissermaßen eine kleine Republik, welche ihre Vorstände, ihre eigenen Gebräuche, Sitten und Freiheiten,

Annamitisches Kinderpaar.

sowie ihre besondere Verwaltung hat. Der größte Teil der Bevölkerung besteht aus Ackerbauern, doch giebt es auch große schwimmende Dörfer auf Flößen oder am Meeresufer, diese leben vom Fischfang. Ferner trifft man Dorfschaften, deren sämtliche Einwohner Handelsleute, Schreiner, Zimmerleute, Schmiede u. s. w. sind; der Flecken bildet gleichsam eine einzige Werkstätte eines und desselben Gewerbes. Daher rührt die große Charakterverschiedenheit, die man oft unter den einzelnen Ortschaften wahrnimmt. Gewisse Teile der Bevölkerung legen große Ehrlichkeit und Einfachheit an den Tag; andere sind durchaus verdorben. Die beste Klasse ist die der Ackerbauern, die schlimmste die der Mandarinen. Wein, Spiel, Opium, Schauspiel, Musik und Schlemmerei bilden ihren Hauptzeitvertreib. Ihre einzige Sorge ist darauf gerichtet, den Fürsten zu hintergehen, um Gunstbezeigungen zu erlangen, das Volk zu unterdrücken, um es auszusaugen, die Gerechtigkeit zu verkaufen, um sich auf Kosten der Unglücklichen zu bereichern. Natürlich fehlt es auch in dieser Klasse nicht an ehrenwerten Ausnahmen, allein sie sind sehr selten, und das Beispiel, welches der König und sein Hof geben, ist nicht geeignet, den Staatsbeamten Liebe zur Tugend einzuflößen. Kurz, die Staatseinrichtungen sind in der Theorie zwar ziemlich gut, die Männer der Regierung in der Praxis aber abscheulich.

Malayen und Negritos.

Unter dem Namen Malayen oder malayische Rasse begreifen wir die lichtgefärbte schlichthaarige Bevölkerung der Inseln des Indischen Archipels und der Südsee von Sumatra mit den umliegenden kleineren Inseln im Westen bis zur Osterinsel im Osten und von Formosa und den Sandwichinseln im Norden bis Neuseeland im Süden. Zu ihr sind auch die Bewohner der Küsten der Halbinsel Malakka, sowie, wenigstens nach der Sprache und anderen ethnologischen Momenten, die herrschende Bevölkerung der hart an der afrikanischen Küste gelegenen Insel Madagaskar zu rechnen. Vom linguistischen und kulturhistorischen Standpunkte aus zerfällt die malayische Rasse in zwei große Abteilungen, nämlich eine westliche und eine östliche, oder in die Malayen im engeren Sinne und in die Polynesier, welche schon ausführlich geschildert worden sind. Wir haben uns hier demnach bloß mit der westlichen Abteilung der Malayenvölker zu befassen. Als ihr Hauptsitz ist wohl die an Hinterindien angeschweißte Halbinsel Malakka zu betrachten. Nirgends haben sich Sprache und Sitten der Malayen in ungetrübterer Reinheit erhalten als hier, wo die Malayen mehrere selbständige Staaten gegründet und durch indische und muhammedanische Einflüsse eine eigentümliche Kultur und Litteratur erzeugt haben. Zu den Malayen sind auch jene Stämme zu rechnen, welche in den inneren Teilen der Halbinsel wohnen und von den Malayen Orang-Benua, „Menschen des Landes", genannt werden. Es sind dies wahrscheinlich echt malayische Stämme, welche im Naturzustande geblieben sind und auch eine verhältnismäßig weniger entwickelte und von fremden Elementen freie Sprache reden. Ob sie vor den zivilisierten Malayen eingewandert sind oder nur eine alte Abzweigung derselben darstellen, läßt sich schwer mit Sicherheit entscheiden. Die Orang-gunung, „Bewohner des Gebirges", Orang-laut, „Bewohner des Meeres", Orang-dagang, „Kaufleute", welche oft als malayische Stämme genannt werden, sind dagegen keine Völkerschaften, sondern vielmehr nur Menschen-

klassen. Nächst Malakka finden sich die Malayen beinahe auf allen Inseln des Ostindischen Archipels, sowie in Indien selbst und auf Ceylon als Bewohner der Küsten vor. Unmittelbar an die Malayen dürften die Atschinesen auf der Nordspitze von Sumatra anzuschließen sein, vielleicht auch die Passumah und Redschang im Innern von Palembang und die Lampong im Südosten von Sumatra.

Anker der Malayen.

Der malayische Typus, soweit es sich um die hier in Rede stehende Gruppe der Festlandsmalayen handelt, wird von Friedrich Müller in folgender Weise charakterisiert: Körperhöhe 1,37—1,52 m; die Männer sind immer etwas größer und schlanker als die Frauen. Der Schädel ist gleich lang und breit, das Hinterhaupt kurz und im Viereck verflacht, die Backenknochen sind vorstehend, der Unterkiefer breit und hervorragend. Die Nase ist platt, die Nasenflügel sehr breit, die Nasenlöcher groß. Die Augenlider sind nicht so weit gespalten wie bei der mittelländischen, aber auch nicht so eng geschlitzt wie bei der mongolischen Rasse. Das Auge ist schwarz und von mattem Glanz. Der Mund ist groß und breit, mit dicken aber nicht wulstigen Lippen. Die Hautfarbe ist kupferbräunlich, mit einem Stich ins Gelbliche, etwa wie schwach gerösteter Kaffee. Der Bart mangelt fast ganz, ebenso ist die Behaarung der bedeckten Körperteile schwach entwickelt. Die Haare sind schlicht und grob. Die Farbe derselben ist schwarz, mit einem Stich ins Bräunliche. Die Schenkel und Waden sind schwach und mager. Bei den Frauen sind die Brüste klein, spitz und kugelig, der Busen wenig entwickelt und oft ganz platt.

Der Grundzug des Charakters der malayischen Rasse ist Verschlossenheit und Härte, die sich äußerlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen und einen tiefen Ernst offenbaren. Gemessenes Betragen ist allen Mitgliedern der malayischen Rasse eigen. Der Malaye liebt es nicht, daß man ihm zu nahe trete, aber er beobachtet auch ängstlich die Schranken, welche die Idee der freien Individualität und des Standes ihm diktiert. Daher die zeremoniellen Gewohnheiten auf Malakka; in weiterer Folge die Wildheit und Unbändigkeit, sowie der unmenschliche Blutdurst, durch welche der Malaye von allen Rassen sich unterscheidet. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, daß er durchwegs ein guter, unerschrockener Seemann ist, der sich unbedenklich einem schwankenden Boote anvertraut, um darin weite Reisen zu unternehmen. Alle Kenner gestehen den Malayen große nautische Talente zu, und es gebührt ihnen derselbe historische Rang in ihrer Welt, wie weiland den Normannen in der unserigen. Der Malaye ergreift gerne jede Gelegenheit, fremde Länder und Völker zu sehen, er ist der Kosmopolit Südasiens. Er besitzt große Beobachtungsgabe, ist fremden Ideen in der Regel leicht zugänglich und nimmt daher rasch fremde Sitten und Gewohnheiten an. Eine Folge dieser kosmopolitischen Charakterrichtung ist die verhältnismäßig geringe Entwickelung jener Gefühle und Tugenden, welche auf das Familienleben sich beziehen. Die Familienbande sind ziemlich locker. Kindesmord kommt häufig vor, hilflose und alte Personen werden hart behandelt. Die Eltern haben über die Kinder nur geringe Autorität. Die Prostitution, eine Folge des besonders stark ausgeprägten Wollusttriebes dieser Rasse, wird häufig geübt und oft sogar von den Eltern, des Gewinnes halber, befördert. Die Hoffnung auf Gewinn ist überhaupt eine Leidenschaft, welche des Malayen ganze Seele erfüllt. Dem Gewinn zuliebe begeht er mit der größten Gewissenlosigkeit alle Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Lüge u. dergl. Nicht so sehr das beleidigte Ehrgefühl als vielmehr die Hoffnung auf Beute verleitet ihn zum Kriege. Deshalb gilt Seeräuberei auf den Inseln des Malayischen Archipels für ein ehrenvolles, ritterliches Handwerk. Als Krieger ist der Malaye tapfer und tritt mit kühner Todesverachtung dem Feinde entgegen. Andererseits scheut er sich aber nicht, seine Waffen zu

Pfahlbauten der Malayen.

vergiften und spitze Bambuspflöcke im hohen Grase in die Erde einzurammen. Gewährt er bei seiner Verschlossenheit, seinem Schweigen, seinem Knechtssinn gegen Obere, seiner Härte gegen Niedere, seiner Grausamkeit, Rachsucht und leichter Verletzlichkeit kein freundliches Gemälde, so gewinnt er doch wieder durch seine Sanftmut gegen Kinder, seinen würdevollen Anstand und sein geschliffenes Betragen. In der leichten Erregbarkeit ist auch sein tief religiöses Gefühl begründet, welches sich in vielen Gebräuchen und den reich entwickelten religiösen Sagen kundgiebt. Die geistigen Anlagen der malayischen Rasse sind nicht unbedeutend, wenn auch geringer als jene der Papua. In bezug auf geistige Begabung und Rührigkeit übertrifft der heutige Malaye den Javanen, der gleichfalls zu den gebildetsten Völkern der malayischen Rasse gehört; doch dürfte die Höhe der malayischen Bildung kaum an jene der javanischen hinanreichen. Am Festlandsmalayen im Unterschiede zu den Inselbewohnern treffen wir vorzugsweise jene Eigenschaften, die mit einem kühnen, der sozialen Stellung sich bewußten Charakter verknüpft sind, nämlich eine ungemessene Leidenschaftlichkeit, ein beinahe krankhaftes Ehrgefühl, eine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Todesverachtung, die manchmal, wie in dem sogenannten „Amok-Rennen", in Raserei ausartet, dabei aber auch eine gewisse Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, Eigenschaften, die namentlich innerhalb der malayischen Rasse zu den seltenen gehören. Die malayische Sprache hat sich unter indischem Einfluß frühzeitig zur Schriftsprache ausgebildet, und hat seit dem Eindringen des Islam viele fremde Bestandteile in sich aufgenommen.

Friedrich Müller entwirft vom Malayen folgende weitere Schilderung: Die Kleidung der Männer besteht aus weiten Beinkleidern, welche bis ans Knie reichen, einem sogenannten „Sarong" (einem kurzen, engen Weiberrock, eigentlich ein um die Lenden geschlungenes Tuch) und einem offenen Kamisol. Um die Mitte wird eine Schärpe geschlungen, an den Füßen trägt man Sandalen. Den Kopf bedeckt entweder

ein turbanartig gewundenes Tuch oder ein großer Hut aus Stroh oder Rattan. Bei den Reichen und Vornehmen ist die gelbe Farbe besonders in Seide beliebt, während bei dem gemeinen Volke namentlich Blau in Kattun häufig vorkommt. Die Weiber tragen den Sarong, manchmal auch eine Jacke, welche vorn mit Knöpfen zusammengehalten wird. Ueberdies bilden Ohrgehänge, Finger- und Armringe ihren besonderen Schmuck. Mit eingetretener Zeit der Pubertät werden bei beiden Geschlechtern die Zähne abgefeilt und schwarz gefärbt, oft auch mit kleinen Goldplättchen ausgelegt. Die Häuser stehen auf Pfählen und sind durchweg aus Holz; sie bilden in der Regel ein Viereck von 30 m Länge, 6—9 m Breite und 2 m 50 cm bis 3 m 50 cm Höhe. Der freie Raum unterhalb der Hütte dient als Stall für das Kleinvieh und zugleich als Miststätte, indem man die Abfälle durch den aus Bambu verfertigten Boden hindurchfallen läßt. Die hauptsächlichsten Geräte in einer solchen Hütte bestehen, außer der wie überall üblichen Kücheneinrichtung, aus Matten und Mooskissen zum Ausruhen und Schlafen, Fackeln aus Damarharz, in Pisangblätter gewickelt, zum Erleuchten des Innern während der Nacht u. s. w. Mehrere zusammenstehende Häuser bilden ein Dorf („Kampong"). Dieses ist mit einer Erdmauer oder Palissadierung umgeben und hat in der Mitte einen freien, in der Regel gepflasterten Platz, auf dem die Volksversammlungen abgehalten werden. Die Nahrung des Malayen ist hauptsächlich vegetabilischer Natur. Reis oder Sago mit anderen Vegetabilien oder Fischen sind seine Hauptnahrungsmittel. Fleisch wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen und Salz als Würze der Speisen ist nicht überall bekannt. Als Getränk dienen Palmwein („Toddy") und Arrak, als Reizmittel sind Betel und Areka (hier „Sirih" und „Pinang") allgemein verbreitet. Der Genuß des Tabaks kommt nur hie und da vor. Man hält zwei Mahlzeiten, eine um zehn Uhr morgens, die andere um sieben Uhr abends, und greift die Speisen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand aus den Bambugefäßen heraus.

Zu den hauptsächlichsten Beschäftigungen der Malayen gehören Fischerei und Handel. Letzterer war früher sehr blühend, geht jetzt aber immer mehr dem Verfalle entgegen. Landbau wird auf Malakka in größerem Maßstabe getrieben; man baut Reis, Kaffee, Tabak, Zucker, Pfeffer u. dgl. Die Industrie ist ziemlich bedeutend; es gehören dahin die Weberei und Färberei, deren Produkte berühmt sind, die Lederfabrikation, die Tischlerei und Drechslerei, die Waffenfabrikation und die Goldarbeiterkunst. Mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, sowie anderer Metalle sind die Malayen seit lange gut vertraut, und scheinen auch selbständig auf die Bereitung des Stahls gekommen zu sein. Eine seetüchtige Nation wie die Malayen muß aber auch den Schiffsbau aus dem Fundament verstehen. Daß die malayischen „Prauen" oder „Prahu" Meisterstücke ihrer Art sind, kann ein gewiegter Kenner wie der britische Vizeadmiral Sherard Osborn nur immer und immer wiederholen. Auch zu anderen technischen Leistungen sind die malayischen Matrosen geschickt und anstellig. Zum Zimmern eines Bootes bedürfen sie nur eines Hammers, einer Handvoll Nägel und einer malayischen Axt. Mit diesem universellen Werkzeuge verrichten sie Wunderdinge. Der Stiel ist fast meterlang und hat eine Kurve. Man kann die Axt mit zwei oder mit einer Hand führen, und je nachdem die 10 cm lange Klinge daran befestigt wird, kann man sie bald als Axt, bald als Dächsel, wie die Faßbinder, endlich auch, wenn man sie vom Stiel nimmt, als Meißel gebrauchen. Kein Baum ist zu dick, kein Holz zu hart, das die Malayen nicht mit ihrer Axt bezwingen könnten.

Die Grundlagen der altmalayischen Verfassung bildeten die Familien („Suku") mit Oberhäuptern („Panghulu") an der Spitze. Die Würde des Panghulu war nicht erblich, sondern wurde durch Wahl vergeben, wobei die Abstammung von der Mutter maßgebend war, daher die Würde in der Regel auf den von derselben Mutter geborenen jüngeren Bruder oder Schwestersohn überging. In den Händen der Panghulu liegt die eigentliche Regierungsgewalt; sie sind die Richter ihrer Familien, haben dieselben nach außen zu vertreten und treten bei drohenden Gefahren zur Beratung zusammen, worauf sie die gemeinsam gefaßten Beschlüsse den Familien mitteilen. Sie empfangen von ihren Familien gewisse Naturalabgaben und Geschenke. Jede Suku hat ein Stück Landes als Eigentum zugewiesen, welches unveräußerlich ist und den einzeln Wirtschaften pachtweise überlassen wird. Das Ganze erinnert ungemein an den russischen „Mir" oder die „Zadruga", die Hauskommunion der Südslaven. In betreff der Erbfolge ist, wie bemerkt, die Familie der Mutter maßgebend. Der Mann wird dabei nicht als der Gründer des häuslichen Herdes, sondern nur als Erzeuger der Nachkommenschaft betrachtet. Das Vermögen, welches

der Frau gehört, ist für ihn unantastbar und Eigentum der von der Mutter geborenen Kinder. Sein eigenes Vermögen erben nicht seine Kinder, sondern jene seiner Schwestern und in zweiter Linie seine Brüder. Hieraus erklärt sich die Sitte, daß bei der Heirat nicht der Bräutigam um die Braut wirbt, sondern derselbe von der Mutter der Braut für sie geworben wird. Ist die Familie der Braut reich und braucht der Bräutigam für die Braut nichts zu zahlen, so hat er auch kein Recht auf die Kinder. Wenn er jedoch ein Geschenk für die Frau hingiebt und diese wieder ihrerseits die Kosten für die

Javanische Tänzerin.

Heirat bestreitet, haben sie gleiche Rechte auf die Kinder und das erworbene Vermögen. Hat aber der Mann die Frau sich gekauft, so gehören die Kinder und das Vermögen ihm und fallen nach seinem Tode der Familie zu. Die Polygamie, welche gesetzlich erlaubt ist, kann der Natur der Sache nach nur im dritten Falle faktisch eintreten. Im allgemeinen erfreuen sich die malayischen Frauen des besten Rufes, sowohl was eheliche Treue als Rührigkeit in Besorgung des Hauswesens anbelangt, zumal in den ackerbautreibenden Distrikten. Die meisten dieser Institutionen haben aber im Laufe der Zeit durch den Islam wesentliche Veränderungen erfahren, da mit dem muhammedanischen Despotismus die Familienverfassung, auf welcher sie im Grunde basiert sind, immer mehr und mehr verfallen mußte.

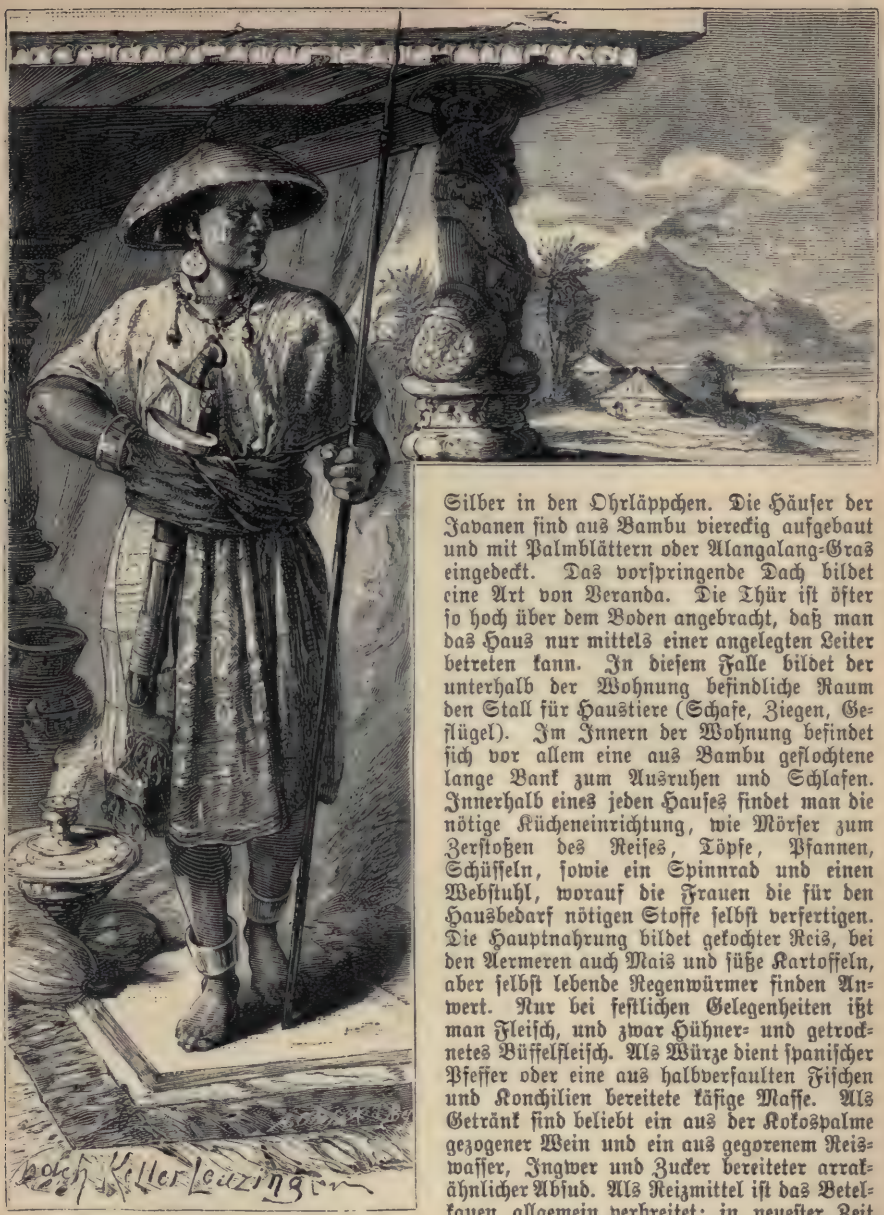
Zu den nationalen Waffen der Malayen gehören das Schwert („Klewang"), der „Kris", von dem es mehrere Formen giebt, der meist wellenförmig gewunden ist und

einen nach einwärts gebogenen Handgriff hat, die Lanze, die Schleuder und das Blaserohr mit kleinen, gewöhnlich vergifteten Pfeilen. Sie werden aber in neuerer Zeit außer dem Schwerte und dem Kris nur wenig verwendet, man bedient sich lieber der Flinte, durch welche die Malayen der Schrecken der Bewohner im Indischen Archipel geworden sind.

Von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der jetzt durchaus muhammedanischen Malayen haben sich nur bei einzelnen Stämmen Spuren erhalten: dahin scheint der Glaube zu gehören, daß die Geister der Abgeschiedenen häufig in Tiere, besonders in Tiger übergehen, welche daher für heilig gelten. Doch wurden diese Vorstellungen frühzeitig vom Brahminismus und Buddhismus überwuchert, was aus der großen Anzahl von indischen Götternamen hervorgeht. Seit dem 13. Jahrhundert hat dann der Islam an den meisten Orten beinahe alle Spuren des alten Glaubens vernichtet. Daher laufen im gewöhnlichen Leben und in der Dichtung alle diese drei Elemente unverstanden durcheinander, und namentlich das Kapitel über Zauberei weist die ergötzlichsten Mischungen der disparatesten Vorstellungskreise auf. Mit der Zauberei steht die bei den Malayen allgemeine Furcht vor „Untus", nächtlichen Geistern oder Gespenstern, in nahem Zusammenhange. (F. Müller, Allg. Ethnogr. S. 326—329.)

Ein anderer Schritt nach Osten bringt uns nach dem Ostindischen Archipel und den Philippinen, welche beide Eilandsgruppen noch zahlreiche malayische, zum Teil aber auch stammfremde und mitunter noch wenig bekannte Völkerschaft beherbergen. Wir fassen zunächst die malayischen Völker ins Auge und unter diesen gehören zu den wichtigsten die Sundanesen und die Javanen. Erstere, im Westen der Insel Java wohnend, bilden gewissermaßen ein Mittelglied zwischen den Festlandsmalayen, den Javanen und Battak auf Sumatra. Die Javanen dagegen haben den Mittelpunkt der dichtbevölkerten Insel inne. Sie können für das gebildetste Volk der ganzen malayischen Rasse gelten und es ist wahrscheinlich, daß die indischen Einflüsse, welche sich auf dem Archipel frühzeitig geltend machten, von ihm ausgegangen sind. Unmittelbar an die Javanen schließen sich die Balinesen auf der Insel Bali, wo ebenfalls frühzeitig javanische und indische Einflüsse nachgewiesen werden können. Ferner gehören hieher die Maduresen, die Bewohner von Madura und den umliegenden kleineren Inseln, sowie des Ostens von Java bis Surabaya und Kediri, wo sie die Javanen zurückgedrängt haben.

Die Javanen sind heller als die Bewohner der übrigen Inseln, doch giebt es auch unter ihnen viele Schattierungen vom dunkleren Braun bis leicht gebräunten Gelb. Von den Männern tragen einige außer dem bis zu den Knieen herunterreichenden Sarong eine Hose, und die Vornehmeren aus Eitelkeit den daran herunterbaumelnden Kris, alle aber, mit Ausnahme der höchsten einheimischen Beamten, laufen barfuß, und der Oberkörper bleibt bei denen, die schwere Arbeit verrichten, unbekleidet. Um den Kopf winden sie ein Tuch, das je nach der Mode in der verschiedensten Form, aber stets derart verschlungen wird, daß man den Knoten gar nicht zu sehen bekommt. Kutscher, Bediente und Leute, die stark in der Sonne zu arbeiten haben, legen sich auch wohl einen schwarz, rot oder golden angemalten Bretthut zu, mit einem Loch in der Mitte, durch welches ein zusammengeknoteter Haarwulst hervorragt. Ganz verschieden ist die sogenannte Hofkleidung, welche an den Höfen der javanischen Fürsten vorgeschrieben ist. Der Oberleib bleibt dabei nackt und wird mit Sandelpulver gelb angestrichen. Den Unterleib bedecken ein langes weites Beinkleid und ein um die Mitte geschlungenes Tuch. Bei den Frauen tritt noch eine Schärpe und ein tief herabhängender Gürtel hinzu. Die Männer bedecken dabei den Kopf mit einer schwarzen mit Goldborten reich verzierten Mütze von der Gestalt eines krempenlosen Cylinderhutes, genannt „Kuluk" oder „Kopyah". Das Haar wird von den Männern im täglichen Leben in einen Knoten zusammengebunden und unter einem turbanähnlichen Kopftuche verborgen, während man es bei feierlichen Gelegenheiten frei über den Rücken herabwallen läßt. Die Frauen zieren das frei herabhängende Haar mit wohlriechenden Blumen und tragen Ohrgehänge aus Gold oder

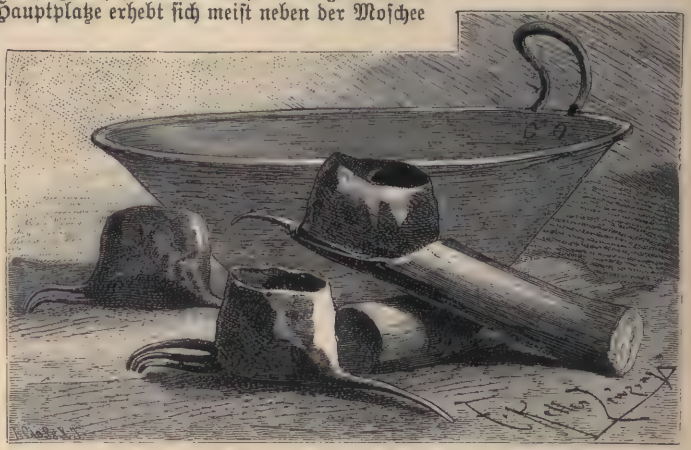


Trabant eines malayischen Fürsten (Java).

Silber in den Ohrläppchen. Die Häuser der Javanen sind aus Bambu viereckig aufgebaut und mit Palmblättern oder Alangalang-Gras eingedeckt. Das vorspringende Dach bildet eine Art von Veranda. Die Thür ist öfter so hoch über dem Boden angebracht, daß man das Haus nur mittels einer angelegten Leiter betreten kann. In diesem Falle bildet der unterhalb der Wohnung befindliche Raum den Stall für Haustiere (Schafe, Ziegen, Geflügel). Im Innern der Wohnung befindet sich vor allem eine aus Bambu geflochtene lange Bank zum Ausruhen und Schlafen. Innerhalb eines jeden Hauses findet man die nötige Kücheneinrichtung, wie Mörser zum Zerstoßen des Reises, Töpfe, Pfannen, Schüsseln, sowie ein Spinnrad und einen Webstuhl, worauf die Frauen die für den Hausbedarf nötigen Stoffe selbst verfertigen. Die Hauptnahrung bildet gekochter Reis, bei den Aermeren auch Mais und süße Kartoffeln, aber selbst lebende Regenwürmer finden Anwert. Nur bei festlichen Gelegenheiten ißt man Fleisch, und zwar Hühner- und getrocknetes Büffelfleisch. Als Würze dient spanischer Pfeffer oder eine aus halbverfaulten Fischen und Konchilien bereitete käsige Masse. Als Getränk sind beliebt ein aus der Kokospalme gezogener Wein und ein aus gegorenem Reiswasser, Ingwer und Zucker bereiteter arrakähnlicher Absud. Als Reizmittel ist das Betelkauen allgemein verbreitet; in neuester Zeit werden auch Tabak und Opium mit Vorliebe genossen. Der Ackerbau, namentlich der Reisbau, steht auf hoher Stufe, und die Ackergeräte sind im allgemeinen vorzüglich. Unverkennbar ist dabei der allgemeine Wohlstand; die Häuser sind besser als diejenigen unserer Gebirgsbauern; es giebt wenige, zu denen nicht einige Büffel, Ponies und Hühner gehörten, und wenn auch das sonstige Inventar nicht sonderlich reich ist, so schließt es doch nicht selten europäische Lampen und eine Anzahl europäischer Luxusartikel in sich.

Wie sollte es auch anders sein, da der eigene Acker der Leute so reichlich trägt, da sie für alle Dienste nach den Verhältnissen des Landes ganz vortrefflich bezahlt werden. Ein kluger und zuverlässiger „Lura" (Ortsvorsteher) erhält 2 ha Reisland, einen Garten und monatlich zwanzig Gulden, wofür ihm freilich mancherlei Verpflichtungen, u. a. auch die ganze Polizeiverwaltung, obliegen. Die Eingeborenen besitzen übrigens neben hoher Durchschnittsintelligenz eine ganz außerordentliche Anlage für Ruhe, Ordnung und Anstand. Die öffentliche Sicherheit läßt nicht das geringste zu wünschen übrig, die Todesstrafe (durch Hängen) wird selten vollzogen.

Die Dörfer der Javanen sind alle mehr oder weniger gleichartig angelegt: in der Mitte ein freier Platz, der „Alunalun", auf dem, von mehreren Bäumen eingeschlossen, die Moschee, öfter auch ein Schulhaus stehen. Um das Dorf zieht sich dichtes Bambugehölz von etwa 16 m Höhe, innen und außen von üppigen Gebüschen umwachsen, welche das Dorf ganz verdecken und gegen plötzliche feindliche Ueberfälle sichern. Die Städte („Nagara") zeigen fast die nämliche Anlage wie die Dörfer; auf dem Hauptplatze erhebt sich meist neben der Moschee der ausgedehnte, mit Gräben und Wällen versehene viereckige Palast („Kadaton" oder „Kraton") des Fürsten, im Innern in mehrere Abteilungen geschieden. Die Paläste haben oft bis zwei Stunden im Umfang und können 10 bis 15,000 Menschen beherbergen.



Geräte, Kupferkesselchen nebst 3 aus dem dünnsten Kupferbleche getriebenen Ausgußgefäßen für die Anfertigung battikierter Stoffe auf Java.

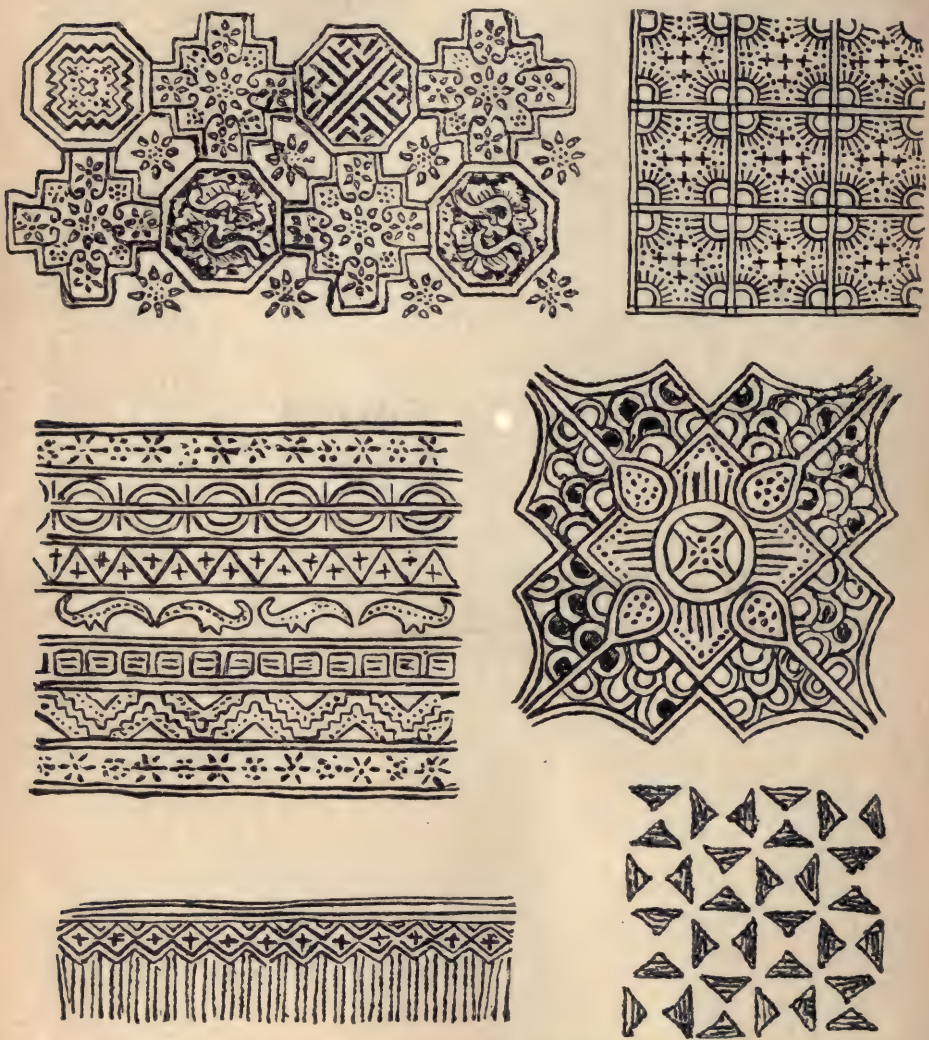
Angenehm berührt es, daß man alle schwereren Arbeiten fast ausschließlich von Männern besorgen sieht. Die Javaninnen, obwohl klein und untersetzt, gleich strammen deutschen Bäuerinnen, sind nicht selten gut geformt, wie eine kleine antike Statue, und durch den leichten Sarong oder das eben so leichte Kattungewand prägen sich die Formen ganz allerliebst aus. Auch schreiten die Frauen ganz frei und natürlich einher, was vielleicht daher rührt, daß sie von Jugend auf gewöhnt sind, allerlei Dinge auf dem Kopfe zu tragen; niemals bemerkt man, daß sie die Füße nach einwärts setzten. So gut aber auch die Haltung der malayischen Weiber beim Gehen ist, so schlecht ist sie beim Sitzen und bei allen möglichen sonstigen Stellungen. Zu dergleichen Beobachtungen hat man fast bei jedem Schritt Gelegenheit, da sich das ganze Leben der Leute mehr auf der Straße als in den halboffenen Häusern abspinnt. Dort schlafen sie, dort wird im Zigeunerstil gekocht, gebraten und gegessen. Trotz alledem berühren nur selten besonders unangenehme Gerüche die Nase des Spaziergängers; der spezifische Rassengeruch des Malayen ist eben für den Europäer weit weniger penetrant, als derjenige des Chinesen. Auch wird man durch keine Zudringlichkeiten belästigt; das Volk ist merkwürdig ruhig und niemals ruft oder gafft es nach, wie das im Orient so häufig ist. Das häusliche Leben des javanischen Landbebauers zeugt von seiner ruhigen, anständigen, aber auch gänzlich materiellen Sinnesart. Weniger phantastisch als der Indier, liebt er den Sport, und vor allem, solange er nicht in Affekt gerät, das bequeme, ruhige Leben. Vielweiberei ist gestattet, kommt aber thatsächlich fast niemals vor, da die häufig angewandte Scheidung viel bequemer und billiger ist. Ein Scheidebrief, der auf die leichteste Art von der Welt beschafft wird, kostet nämlich bloß einen halben Gulden. Eine allgemein verbreitete Unsitte aber ist die, die Mädchen noch als Kinder und lange vor der Reife zu verehelichen. Bei den Aermeren leben die Eheleute alsdann schon zusammen, bei den Reicheren behauptet man, daß bis

zur Zeit des völligen Ausgewachsenseins gewartet würde. Auf dem Lande sind die Weiber und Kinder häufig weiß gepudert, angeblich um die strahlende Sonnenwärme besser vertragen zu können. Die unerwachsenen Knaben tragen den sonst nicht gerade beliebten Fes, und beide Geschlechter laufen bis etwa zu ihrem fünften Jahre völlig nackt herum. Dabei ist es überaus possierlich anzusehen, wie sie sich beim Nahen eines Europäers aus purer Verlegenheit mit der Hand an irgend einem ihrer Gliedmaßen festhalten. Die Hochzeitsgebräuche sind nach den Gegenden verschieden, im ganzen aber sehr umständlich und zeremoniös.

Battikierte Baumwollengewebe aus Java. Silberner Gürtel als Abzeichen malayischer Aufseher und javanischer „Klewang".

Nach der obenerwähnten altmalayischen Familienverfassung zerfallen auch die Javanen in bestimmte Familien mit je einem Oberhaupte an der Spitze. Die Familienmitglieder wohnen in der Regel auf einem Orte beisammen. Eine jede Familie hat ein Stück Landes aus dem Kollektivgrundbesitz der Gemeinde, der „Dessa", zur Bebauung angewiesen, von dessen Ertrag sie ein Fünftel an den Fürsten, den Eigentümer des Landes, als Pachtzins zu entrichten hat. Die javanische Gesellschaft zerfällt in zwei Stände, Adel und Volk. Der erstere ist reiner Geburtsadel und gründet sich auf die Verwandtschaft mit der fürstlichen Familie. Aus dem Adel werden vom Fürsten die Beamten gewählt, deren es mehrere Abstufungen giebt. Zwischen diesen Abstufungen herrschen bestimmte Regeln des Verkehrs, welche genau beobachtet werden müssen. Die Regierungsform ist streng despotisch. Die mit dem Despotismus eng verbundene Etikette hat sich aber beim Javanen auf das ganze Leben ausgedehnt. Danach muß der Jüngere dem Aelteren, der Niedere dem Vornehmen immer mit einer gewissen feierlichen Ehrfurcht begegnen und ihn in einer gewählten Sprache anreden. Jeder waffenfähige Mann ist zum Kriegsdienste verpflichtet und hat sich vorkommenden Falles unter den Befehl seines Vorgesetzten im Frieden zu stellen.

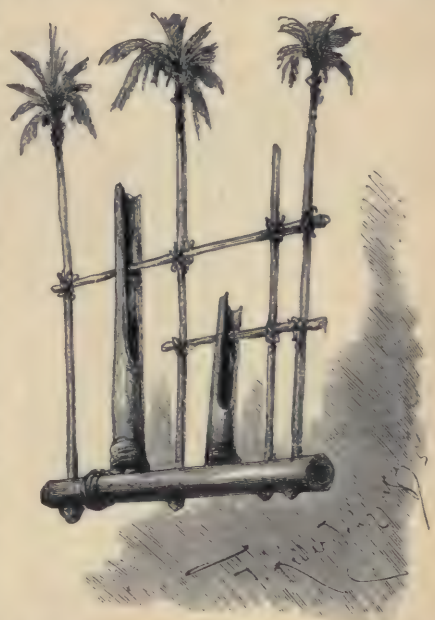
Unter den javanischen Industriezweigen sind namentlich hervorzuheben: der Schiffbau, dessen Produkte gesucht werden, die Zucker- und Salzsiederei, die Papier- und Lederfabrikation, sowie die Eisenwarenindustrie und die Holzschnitzerei. Nicht unbedeutend sind auch die Weberei und Färberei, obschon die hierher gehörigen Artikel nicht hand-



Abdrücke von aus Kupferblechstreifen zusammengesetzten Modeln zum Bedrucken von Zeugen (Java).

werksmäßig, sondern bloß von den Frauen zu Hause erzeugt werden. Recht merkwürdig sind die sogenannten battikierten Stoffe aus Baumwolle, welche mit verschiedenen Mustern bedruckt werden. Die Model dazu setzt man aus Kupferblechstreifen zusammen. Wir veranschaulichen durch Abbildung diese Gewebe, sowie die zur Herstellung derselben erforderlichen Geräte. Der Handel der Javanen, mit Ausnahme des binnenländischen, ist ganz unbedeutend.

Seit dem 15. Jahrhundert ist der Islam die herrschende Religion der Javanen, doch kann man ihnen durchaus keinen muhammedanischen Fanatismus vorwerfen. Sie nennen sich Muselmänner oder vielmehr Islam (was sie wie Slam aussprechen), meinen aber, durch Beschneidung, Beobachtung der Waschungen und des Ramadanfestes den Vorschriften der Prophetenlehre zu genügen, arbeiten Freitags und haben aus der Hindu- und Buddhareligion eine ganze Anzahl Formen, sowie überhaupt verschiedene indische Kulturelemente beibehalten. Dazu gehören, außer den zahlreichen Sanskritelementen innerhalb der Sprache und der klassischen Litteratur, das altjavanische Schattenspiel „Wayang" und die Musik. Eines der sonderbarsten Musikinstrumente ist das aus Bambu gefertigte „Anklong", welches unsere Abbildung zur Genüge erklärt. Originell ist auch die javanische Taubenpost. Aus leichtem Holz geschnitzte Pfeifen, von denen drei verschiedene Arten hier abgebildet sind, werden an die Schwanzfedern der Tauben befestigt, so daß sie beim Fluge ertönen. Auch der Tanz trägt ganz das indische Gepräge, und die herrlichen Tempelruinen, welche im Lande zerstreut sind, datieren aus der Zeit der Blüte indischen Glaubens auf Java. Die Christianisierung des Volkes ist niemals mit besonderem Eifer betrieben worden, und aus gutem Grunde. Auf Java ist nämlich, sobald die Rede auf Eingeborne kommt, das Wort Christ beinahe gleichbedeutend mit Spitzbube und Trunkenbold. Einen ähnlichen Einfluß wie die Annahme des Christentums soll auch die Pilgerfahrt nach Mekka auf Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen ausüben.

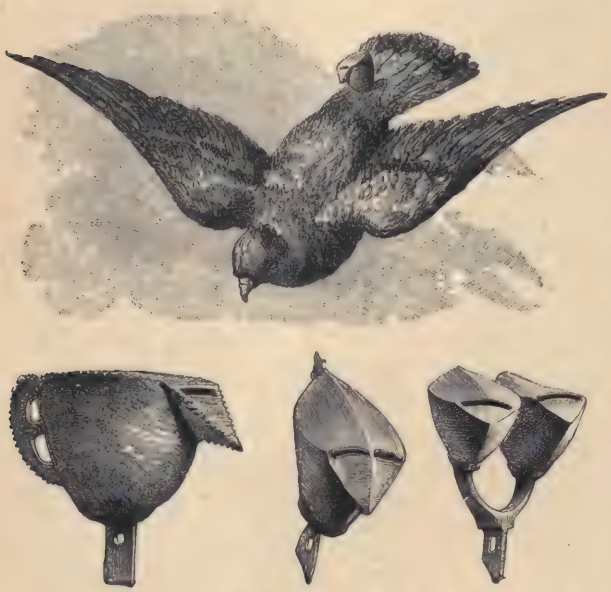


Anklong, musikalisches Instrument aus Bambu (Java).

Auf unvergleichlich tieferer Stufe stehen die Batta oder Battak, deren Hauptsitz die Hochebene Tobah im Innern von Sumatra ist. Von ihrer Sprache giebt es drei unterschiedene Dialekte, nämlich den tobahschen, den mandailingschen und den dairischen. Der Name Batta ist eigentlich ein Spottname und bedeutet soviel als Lump mit dem Beigeschmack eines Böotiers; er wurde den Batta ursprünglich von ihren Feinden und Bedrängern, den muhammedanischen Malayen, gegeben. Stammverwandt mit den Batta sind die Bewohner der Nias-, Mentawey- oder Mantawi- und Batu-Inseln. In naher Verwandtschaft zu den Batta stehen die Hova auf Madagaskar, denn das Malagasi, die Hauptsprache Madagaskars, zeigt die meiste Verwandtschaft mit dem Batta und seinen Seitendialekten.

Der Batta ist kleiner und zierlicher im allgemeinen als der Sumatra bewohnende Malaye, dabei aber keineswegs schwächlich. Wohl proportioniert, breitschulterig, mit kleinen Händen und Füßen, besitzt er nicht nur ganz bedeutende Kräfte, sondern ist außerordentlich gewandt und ausdauernd. Der Gesichtstypus weicht aber mehr vom Malayen ab als sein Körperbau, die Augen sind runder, der Abstand zwischen ihnen größer, die Nasenwurzel breiter, die Spitze stumpfer, und da auch die Körperfarbe dunkler, so ist der ganze Eindruck mehr an einen Neger erinnernd, obwohl dies nur scheinbar, denn es fehlt ihm das wollige Haar, das eigentümliche Schienbein und die so widerliche Hautausdünstung des Afrikaners. Es giebt freie und (den Holländern) unterworfene Batta. Der

Gegensatz zwischen beiden beruht darin, daß eine große Anzahl Dörfer, die, jedes für sich, unter der Leitung des meist zugleich mit der Priesterwürde bekleideten Vorstandes, ein mehr oder weniger selbständiges Gemeinwesen bildeten und nur in Kriegszeiten unter gemeinsamer Leitung fochten, sich den Holländern unterworfen haben, nachdem sie sich überzeugt, daß diese ihre Religion unangetastet lassen würden. Diese Religion ist ein höher entwickelter und in ein System gebrachter Fetischdienst, welche eine festgegliederte Priesterkaste besitzt, deren Einfluß um so kräftiger und gesicherter ist, als sie zugleich, wie im Islam, die Trägerin der Rechtspflege ist. In dem ganzen Volke dieser „Wilden" existiert kein Analphabet. Alle können lesen und schreiben, denn das Studium ihrer religiösen Schriften ist strenge Vorschrift des bürgerlichen Lebens und Ehrenpflicht des freien Mannes. Die Batta besitzen Bücher! auf der eigentümlichen Rinde einer Birkenart in sauberer Pinselschrift gemalt, und verstehen sich auch auf die Buchbindekunst. Die beiden Deckel, welche das Buch schließen, sind aus derselben Masse, nur stärker wie das Papier, hergestellt. Das Material ist Baumbast und Rinde und so fest gewalkt und gepreßt, daß seine Festigkeit unseren alten Pergamentbänden nicht das geringste nachgiebt, denen die Blätter in Form, Farbe und Stärke überhaupt täuschend gleichen. Die Deckel bestehen aus fingerdicken Platten, deren Oberfläche auf das zierlichste mit Arabesken versehen ist, die einer Art von Pressung ihren Ursprung verdanken, doch bemerkt man, wie der Grabstichel stellenweise nachgeholfen hat. Die Blätter, wie eine spanische Wand zusammengefaltet, bilden eine einzige lange Bahn, in den Biegungen durch einen dünnen Stoff, festem Leinen ähnlich, verbunden. Zusammengehalten wird das Ganze durch zwei äußerst zierliche und festgeflochtene Lederringe, die man überschieben und abnehmen kann. Die Schrift scheint der chinesischen ähnlich und gehört zur Gattung der Stäbchenschrift. Man beginnt zu lesen auf der letzten Seite mit der äußersten Zeile rechts. Die senkrecht stehenden Zeilen sind am Kopf- und Schlußende mit besonderen Initialen verziert. Was die übrigen Gewerbe der Batta anbelangt, so ist vor allem eine eigentümliche Bearbeitung der Metalle anzuerkennen, die naturgemäß zumeist in der Fabrikation von Waffen und Schmuckgerät ihren Ausdruck findet. Bemerkenswert ist dabei, daß die Form ihrer Klewang oder kurzen Schwerter, sich durchaus von derjenigen der umwohnenden Malayen sowohl, als der Atschinesen unterscheidet. Während diese beiden eine stumpfe, sehr breite Spitze, oder richtiger Abrundung, ihrer Waffe geben, welche dieselbe zu einer reinen Hiebwaffe macht, mit der es absolut unmöglich ist, einen Stich zu führen, ist der Klewang der Batta ganz ähnlich gestaltet, wie das Seitengewehr, das gegenwärtig die deutsche Infanterie trägt. Er hat allerdings eine Rückenklinge am unteren Ende, um die Gewalt des Hiebes zu verstärken, läuft aber in eine schlanke Spitze aus, die ihn zu einer vortrefflichen Stoßwaffe macht. Während ferner der Griff der Malayen- und Atschinesenwaffe einfach dem der deutschen Hirschfänger gleicht, nur kleiner ist, so daß eine deutsche Faust ihn nicht fassen kann, ist der Griff des Battaklewangs ebenso klein, aber mit zwei ganz charakteristischen kleinen Hörnchen an seinem hinteren Ende versehen, welche dazu dienen, bei



Taubenpost auf Java.

dem Gebrauch für den dritten und vierten Finger der rechten Hand eine Stütze zu geben. Die Wurf- und Stoßlanzen sowohl, als der Kris der Batta, der eine gerade einschneidige Klinge zeigt, sind zwar von vortrefflicher Arbeit und höchst zweckmäßiger Konstruktion, namentlich die Wurflanze zeigt eine vortreffliche Benutzung des Schwerpunktes, weisen aber sonst keine besonderen Eigentümlichkeiten auf. Es ist ein bekanntes Spiel der Batta, auf sechzig Schritt nach einem Guldenstück zu werfen, das ihnen ein freigebiger Fremder in eine Rute klemmt. Dagegen sind ihre Gewehre höchst originell gearbeitet. Dieselben waren durchaus ein Erzeugnis ihrer eigenen Industrie, wie sie denn auch Pulver, freilich nur von geringer Qualität, fabrizieren. Diese Gewehre bestehen aus einem langen Lauf von starkem Schmiedeeisen, haben ein kleines Kaliber und sind so außerordentlich genau gebohrt, daß sie in bezug auf den Kugelschuß es mit den besten europäischen glatten Läufen aufnehmen können. Die äußere Seite des Laufes dagegen ist durchaus roh uneben, daran verschwendet der Arbeiter keine andere Mühe, als daß er die obere Seite parallel der Seelenachse schleift. Wie er das mit seinen rohen Instrumenten ebenfalls in so vollkommener Weise fertig bekommt, ist eine schwer zu lösende Frage. Dieser Lauf ruht in einem langen Schaft von schwerem Eisenholz, der aber keinen Kolben hat, sondern pistolenartig gekrümmt ist. Warum, wird man gleich sehen. Das Schloß ist das alte deutsche Luntenschloß des dreißigjährigen Krieges. Dieses Gewehr wird nun mit einer ganz enormen Pulverladung versehen, auf diese kommt kein Pfropfen, denn der Batta kennt keinen Ladestock, sondern läßt die Kugel, stark mit Speichel benetzt, direkt auf das Pulver herabrollen. So ist er denn genötigt, bei der Jagd wie im Kriege darauf zu achten, daß die Mündung stets höher als das Schloß der Flinte sich befindet, damit die Kugel nicht herausrolle. Nach unten kann er nur schießen, indem er sehr schnell zielt. Gilt die Jagd dem Elefanten, Tiger oder Rhinozeros, so tritt ein eiserner Bolzen von zwei bis drei Zoll Länge an Stelle der Kugel. Wenn der Schütze sein Ziel nehmen will, so faßt er das Gewehr mit der linken Hand im Schwerpunkt und zielt, ohne es an die Schulter zu setzen, und daran thut er sehr weise, denn der Rückstoß des geraden Schaftes, der keinen Kolbenhals besitzt, würde ihm das Schlüsselbein brechen. Dann entzündet er mit der rechten Hand, in der er eine langsam brennende Lunte trägt, die im Hahnmaul befestigte, lebhaft brennende Zündschnur und — dahinfaust die Ladung, wo es Gott gefällt. Gleichzeitig aber führt der Schütze ein Manöver aus, welches so seltsam und zugleich komisch aussieht, daß es den wütendsten Hypochonder zum Lachen bringt. Um nämlich dem immer noch kolossalen Rückstoß auf seine rechte Schulter auszuweichen, dreht er sich mit wahrhafter „Affengeschwindigkeit" in dem Augenblick auf dem linken Fuße mit doppelter Kehrtwendung um, wo das Geschoß den Lauf verläßt. Daß hiezu eine nicht geringe Geschicklichkeit gehört, die nur durch viele Uebung und schmerzliche Erfahrung gewonnen wird, liegt auf der Hand.

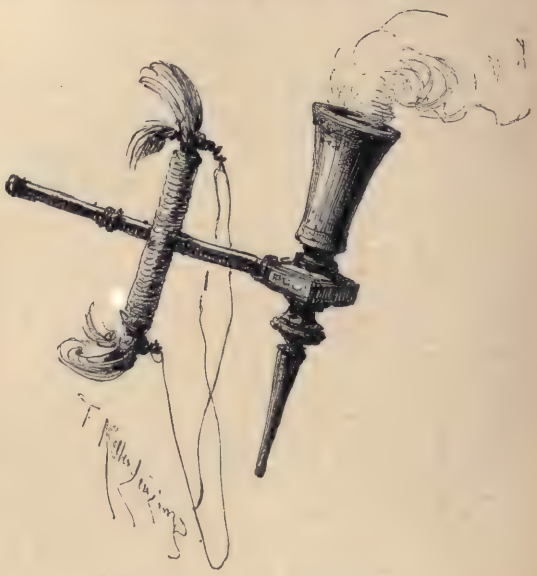
Schilde ꝛc. der Bewohner von Nias.

Mit dieser plumpen Waffe leisten die Batta, ein geborenes Jägervolk, das Menschenmögliche. Die im Innern wohnenden Stämme sowie die Aermeren führen vielfach Bogen und vergiftete Pfeile, und dies sind, sowohl auf der Jagd wie im Kriege, furchtbarere Waffen als ihre Flinten, obwohl der Wilde die knallende Flinte bei weitem vorzieht. Außer den Waffen arbeiten die Batta sehr zierlich und geschmackvoll ziselierte oder mit

Reliefarbeit versehene Tabakspfeifen, von 1 m Länge, nach Art der türkischen aus Messing oder Bronze. Ferner tragen die Frauen Arm- und Knöchelringe und -spangen, die kunstvoll aus drei verschiedenen Metallen derart gefertigt werden, daß die dreifache Färbung symmetrisch sich wiederholt. Der Schmuck sieht originell und nicht ungefällig auf der dunkeln Haut der Battadamen aus.

Was die Lebensweise der Batta betrifft, so sind sie im Uebergang vom Jäger zum Ackerbauer. Die freien Batta im Innern wohnen in kleinen befestigten Walddörfern und betreiben namentlich den Bau einer zum Export nicht geeigneten Reisart, des Maises, der Bananen und anderer Tropenfrüchte. Mit Ausnahme ihrer Fürsten leben sie in Monogamie; aber schon durch ihre unaufhörlichen Fehden und die Blutrache, welche

Ohr- und Haarschmuck der Mentawey-Insulaner.



Tabakspfeife der Mentawey-Insulaner.

indes bei den unterworfenen Stämmen auszurotten den Holländern geglückt ist, sorgen sie dafür, daß die Bevölkerung nicht zu dicht werde, und so ist die Jagd auf Schweine und Hirsche für sie ergiebig genug. Einen düsteren Punkt bildet der Kannibalismus in der eigentümlichen Auffassung, die er bei diesem merkwürdigen Stamme findet. Die Menschenfresserei beruht bei den Batta auf uralten Vorschriften, welche religiös genannt werden müssen, da ihr ganzes Staatsleben eine Theokratie ist und alle Gesetze göttlichen Ursprungs sind. Danach werden lebend gegessen: 1) alle, welche das Gelübde der ehelichen Treue in irgend einer Weise thätlich übertreten; 2) jeder, der bei Nacht einen Diebstahl verübt; 3) die Kriegsgefangenen; 4) jeder, der eine Frau aus demselben Stamme nimmt, was streng verboten ist; 5) jeder, der verräterischerweise den Landfrieden bricht, also ein Dorf, ein Haus, einen Menschen überfällt, wenn nicht vorher Fehde angesagt ist. Wer sich einer dieser Missethaten schuldig gemacht, wird vor den „Rat" zitiert, und findet dieser ihn schuldig, verurteilt. Ist das Urteil gefällt, dann trinken die Richter einen Schluck Palmwein oder ein anderes Getränk, zum Zeichen dessen, daß „nichts mehr kann Platz finden", wie die rituale Formel dabei heißt. Nach einigen Tagen wird der Verurteilte geholt und vor dem versammelten Volk an einen Pfahl geschnürt. Dann tritt der Vornehmste der beleidigten Partei auf und wählt sich seinen Leckerbissen, gewöhnlich die Ohren, in andern Gegenden die Backen. Darauf die andern secundum ordinem!, welche das Opfer unter Absingung ritualer Verse umtanzen und mit einem haarscharfen Messer dem Unglücklichen ein Stück Fleisch aus dem Körper lösen und verschlingen, nachdem sie es in Pfeffer, Salz und Betel getaucht. Wenn nicht irgend einer

aus Mitleid oder Ungeschicklichkeit eine große Ader durchschneidet, so lebt der Elende am Pfahl so lange, bis Verblutung oder Sonnenstich seinen Qualen ein Ziel setzt. Ist er tot, so wird sein Körper verscharrt. Der Oberpriester aber nimmt den Pfahl, der als Marterwerkzeug gedient hat und geht damit in einen unzugänglichen verrufenen Teil des Waldes; dort fastet er angeblich drei Tage und schnitzt aus dem Holze des Pfahles einen Lanzenschaft, an dem sich stets dieselben Figuren, ein Mensch, an dessen Brust eine Schlange kriecht, ein Affe und die Köpfe eines Panthers und Kaimans finden, in phantastischer Verschlingung. An diese Lanze wird ein Büschel Haare von dem Haupte des Verbrechers befestigt, und die Zauberlanze ist fertig. Mit derselben bewaffnet stürmt im Kampfe der Priester den Seinen voran, und nur, falls er bei einem unglücklichen Rückzugsgefecht erschossen wird, gelangt solche Lanze in die Hände von Europäern. In einigen Gegenden ist das Finale der gräßlichen Tragikomödie etwas menschlicher. Nachdem nämlich jeder seinen Teil hat, tritt der Vorsitzende des Gerichts an das bejammernswerte Opfer und haut ihm den Kopf ab, so seine Qualen wenigstens endend, nachdem die beleidigte Gerechtigkeit so schauerliche Sühne erhalten. Dies Haupt hängt er an den Haaren vor seiner Wohnung auf, nachdem das Gehirn entfernt und der Kopf durch Räuchern oder eine andere Prozedur vor Verwesung geschützt ist. Das Gehirn wird nicht gegessen, sondern besonders zubereitet konserviert, da es ein kräftiges Zaubermittel ist. Die Eingeweide werden auch nicht gegessen, wohl aber das Herz, welches als ein besonderer Leckerbissen gilt, ebenso die Hände. Das Fleisch wird roh oder geröstet, immer aber mit den drei oben angeführten Gewürzen, auch wohl mit Zitronensaft, genossen. Niemand aber darf etwas mit nach Hause nehmen, denn es soll alles auf dem Richtplatz selbst verzehrt werden. Doch wird diese Vorschrift meist umgangen, und zwar durch den mächtigen Einfluß der Frauen. Die Gesetzgeber haben nämlich in ihrer Gefräßigkeit diesen den Genuß von Menschenfleisch verboten. Wie überall aber wissen die Schönen sich sehr wohl den ersehnten Leckerbissen zu verschaffen. Den Battaschönen mundet der verbotene Braten um so besser. Mitunter wird auch Reis als Zugemüse gegessen, das Blut rein oder mit Palmwein vermischt getrunken. In alten Zeiten verzehrten die Batta auch ihre Eltern und andere Verwandten aufsteigender Linie. Wurde ein solcher schwach und lebensmüde, so berief er seine ganze Sippe um sich und teilte seinen Entschluß mit, auf diese Weise zum Besten der Familie einen Sonntagsbraten zu liefern. Man führte den appetitlichen Greis vermutlich sauber gewaschen unter irgend einen Baum, der einen wagrecht abstehenden Ast hatte. An diesen hieng er sich mit beiden Armen an, und wenn er nicht einen bestimmten Zeitraum hindurch so hängen konnte, sondern vor der Zeit abfiel, so wurde er sofort von den liebenden Verwandten in Stücke gehauen und mit tiefer Rührung gefressen. Während der teure Vater, Schwiegervater, Onkel, Großvater und Schwager an dem Aste hieng, tanzte die ganze Familie Ronde um den Baum unter Absingung eines ritualen Liedes mit dem Refrain: „Wenn die Frucht reif ist, so fällt sie ab!" In andern Gegenden wurde dem Lebensmüden die Aufgabe gestellt, eine besondere Grasart mit den Wurzeln auszuziehen. Reichten seine Kräfte hierzu nicht mehr, so wurde er sofort als Familienpicknick verarbeitet. Diese Sitte ist jetzt nicht mehr, gewiß zum tiefen Kummer der battastischen Nationalökonomen der alten Schule; daß aber der Geschmack an Menschenfleisch noch recht rege ist, dafür giebt es noch genügende Beweise. (Ausland 1879, S. 121—167.)

Kleiner Bambusköcher mit Kamm, Zange zum Ausrupfen der Barthaare (Mentawey-Insulaner).

Bemerkenswert ist der Umstand, daß die heidnischen Bewohner der Insel Nias wie die Waffen, so auch die dreifarbigen Halsringe der Batta führen und

es ist auch sicherlich kein Zufall, daß sowohl die beschriebene abweichende Form der Battaklinge, als die eigentümlichen Hörnchen am Griff sich sonst nirgends finden, wohl aber bei den gleichfalls Heiden gebliebenen Bewohnern der beiden Inseln Nias und Batu, welche hart an Sumatras Küste liegen, ebenso wie bei den Dayak auf dem Hunderte von Stunden entfernten Borneo, mit welchen Stämmen die Batta die größte Aehnlichkeit und auch die Liebhaberei für Menschenfleisch, wenngleich in milderer Form, wie die Dayak gemein haben. Wer da weiß, mit welcher skrupulösen Gewissenhaftigkeit die typischen Formen seiner Waffen von jedem Stamme durch Jahrhunderte konserviert werden, der wird nicht widersprechen, wenn diese Erscheinung als ein kräftiger Beweis für die einstige Zusammengehörigkeit und das hohe Alter dieser Stämme angeführt wird.

Die obengenannten Dayak oder, wie sie sich selbst nennen, Olo-Ngadschu auf Borneo zerfallen in die Biadschu oder die Bewohner der Südküste von Borneo, zwischen der Mündung des Baritoflusses und dem Gebirge von Kota-Waringin (wozu die Olo-Pulopetak, Olo-Mengkatip, Olo-Kahayan, Olo-Sampit u. a. gehören), in die Ot-Danom im Innern von Borneo an den Flüssen und die Dayak-Paré an der Ostseite Borneos.

Der Wuchs der Dayak ist durchschnittlich kurz, obwohl sie doch größer als die Malayen sind. Ihr Körper ist stark gebaut, gut entwickelt, fleischig, die Gliedmaßen sind muskulös und in richtigen Verhältnissen gebildet. Plumpe Gestalten und Zwerge kommen nicht vor, ebensowenig Krüppel und Mißgeburten, wohl aber Albino, deren etwas rötliche und rauhe Haut sich förmlich abschuppt. Ihr Haar ist hellbraun, das Auge grau. Die natürliche Hautfarbe der Dayak ist ein gelbliches Kupferbraun; die Weiber sind meist heller als die Männer. Das Haar ist glänzend schwarz oder schwarzbraun, derb und schlicht; hinten wird es zuweilen bis auf den Rücken herabhängend getragen, über der Stirn aber kurz abgeschnitten. Alte Leute werden grau aber niemals kahlköpfig. Die wenigen Haare, welche im Gesichte wachsen, werden sorgfältig ausgezupft. Die Augen sind dunkelbraun oder schwarz und im allgemeinen sehr glänzend; die charakteristischen Gesichtsformen bestehen aber in den großen Nasenlöchern und den hervortretenden Backenknochen. (Karl Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882. 8°. S. 207—208.) Die Kleidung der Männer besteht aus einem 4—5 m langen, zwischen den Beinen durchgezogenen und dann mehrere Male um die Mitte gewundenen Tuche, dessen Enden vorn und hinten herabhängen. Die Frauen tragen ein kurzes enganliegendes Kleid. Als Schmuck dienen Arm- und Beinringe von Elfenbein, Holz oder Metall, ferner verschiedenartige Ohrgehänge. Gegen Sonne und Regen schützen große buntbemalte Hüte. Uebrigens trägt jeder Krieger einen Talisman, bestehend aus Zähnen wilder Tiere, Holzstückchen, Steinchen und anderem Material entweder am Gürtel oder am Griffe des Schwertes mit sich, der beim Dayak dieselbe Rolle spielt wie der Medizinsack beim Indianer Nordamerikas. Die Wohnungen ruhen auf Pfählen und sind durchweg aus Holz aufgebaut. In betreff der Form besteht aber insofern ein großer Unterschied, als im Nordwesten und in den mittleren Teilen Borneos die Häuser kleinen Hütten gleichen, die auf 2—3 m hohen Pfählen stehen und nur von zwei bis drei Familien bewohnt werden, während in Süd- und Ostborneo die Häuser 60—85 m lang sind, auf einigen Hundert 6—7 m hohen Pfählen von Eisenholz ruhen und über ein halbes Hundert Familien umfassen. Die letzteren Häuser sind in zwei Hälften abgeteilt, deren eine als gemeinsamer Versammlungsraum dient, die andere in ebenso viele Zellen zerfällt, als Familien vorhanden sind. In jeder Zelle befindet sich ein Kochherd. Das Haus hat zwei Thüren, zu welchen Balken, die mit Einschnitten versehen sind, hinaufführen. In jedem Dorfe finden sich Gemeindehäuser, in welchen die erbeuteten Feindesschädel aufgehangen werden und wo die jungen unverheirateten Männer schlafen. Diese Häuser sind bedeutend höher als die gewöhnlichen Wohnhäuser; sie ruhen auf 8 m hohen Pfählen. Die Nahrung der Dayak besteht vorwiegend aus gekochtem Reis, der mit großer Sorgfalt angebaut wird. Unter den nordwestlichen Stämmen besteht eine Art sieben-

jähriger Brachfeldwirtschaft, insofern als man erst im achten Jahr wieder dasselbe Feld anbaut und das inzwischen gewachsene Unkraut, welches verbrannt wird, als Dünger verwendet. Diese Art von Wirtschaft zwingt auch die betreffenden Stämme zu fortwährender Wanderung, da sie ihre kleinen Hütten immer in der Nähe ihrer Felder haben wollen. Von Haustieren werden nur Schweine, Hunde und Hühner gehalten, ihr Fleisch wird aber, sowie jenes der Affen und Krokodile, nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen.

In moralischer Hinsicht stehen die Dayak ziemlich hoch: Raub und Diebstahl ist bei ihnen unbekannt; geistig stehen sie den Malayen gleich, sind aber reinlicher, fleißiger, offener wie diese, achten ihre Frauen — sie haben stets nur eine —, denen sie Einfluß auf ihre Entschließungen einräumen, und lieben ihre Kinder sowie ihre Familien- und Stammesgenossen sehr. Aber alle diese guten Eigenschaften, welche die Einführung wahrer Zivilisation befördern könnten, werden durch den Gebrauch der Kopfjagd verdunkelt, welchem alle Dayakstämme huldigen; die Bahu Trings fressen obendrein ihre Opfer auf und schlachten die Gefangenen. Keine Geburt, keine Hochzeit und kein Begräbnis, um weniger wichtige Ereignisse zu übergehen, kann in geeigneter Weise gefeiert werden, ohne daß eine größere oder kleinere Anzahl feindlicher Köpfe dazu beschafft werden muß. Die Holländer haben bereits durch den Einfluß ihrer Waffen und ihres Handels viel gethan, diesen greulichen Gebrauch zu beseitigen, und auch der Sultan von Kutei hilft ihnen dabei; aber es ist trotzdem möglich, daß, bevor die Sitte ganz abgeschafft werden kann, die Dayak sich selbst vom Erdboden vertilgt haben. Dieses Köpfeerbeuten besteht aber nicht in einem offenen Kampfe, sondern in einem aus dem Hinterhalte unternommenen Meuchelmorde. Der des Kopfes beraubte Leich-

Wachthütte auf Borneo.

nam (ganz gleichgültig, ob Mann, Weib, Kind) wird zurückgelassen und der Kopf von dem auf seinen Mut stolzen Krieger in dem mit Feindeshaaren geschmückten torniſterartigen Körbchen aus Bambu im Triumphe nach Hause getragen. Das glückliche Ueberbringen des Kopfes nach Hause gilt für ein großes Fest, welches von den Dorfbewohnern mit einem Schmause, wobei mehrere Schweine geschlachtet werden, gefeiert wird. In einzelnen Gegenden werden die Stirnhaut und das Herz des Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie dadurch mutig und tapfer zu machen. Der Sieger, der den Kopf glücklich nach Hause gebracht, darf eine Trophäe vor seinem Hause aufrichten und eine Schwanzfeder des Vogels Angang auf dem Kopfe tragen. Die Zahl dieser Schwanzfedern zeigt die Zahl der erbeuteten Köpfe an. Ueber ihre sonstigen Sitten berichtet F. Grabowski: Baden, Rauchen und vor allem Spielen sind ihre Hauptleidenschaften, letzteres in dem Grade, daß mancher Dayak zu diesem Zweck seine Frau an einen Chinesen,

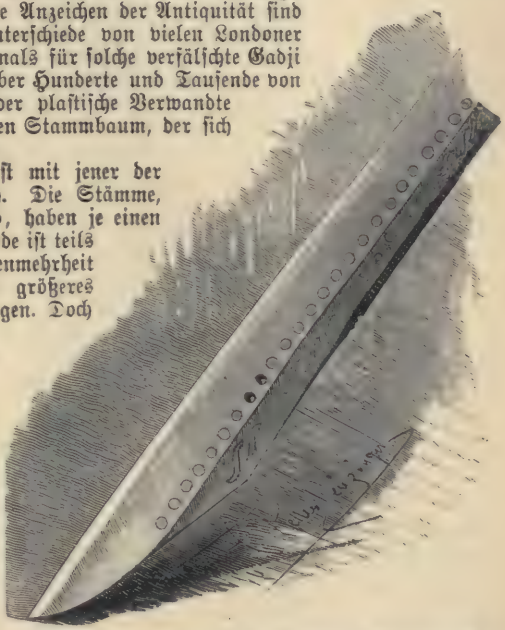
Von Dayaken erbeutete und von denselben präparierte Schädel (der eine mumifiziert und bemalt, der andere entfleischt und graviert).

meistens auf drei Monate, verkauft. Wer nicht raucht, kaut desto eifriger „Siri". Die Leidenschaften nehmen bei diesen Menschen, häufig durch Eifersucht aufgestachelt, eine gefährliche Höhe an, welche nicht selten mit Mord in den Straßen der Städte endet. Der betreffende erregte Eingeborne stürmt dann wie wahnsinnig mit gezückter Klinge durch die Menge und sticht nach dem ersten begegnenden Menschen. Natürlich wird er dadurch selbst zu einem Objekt der Verfolgung und ist dem straflosen Niederstoßen durch jeden ausgesetzt. Ein solcher Vorgang heißt „Amok" und ist leider gar nicht selten. Die Gebräuche, Sagen, religiösen Vorstellungen und das Ritual der Dayak sind im übrigen auch nach Grabowski zum Teil sinnreich und durchaus nicht so einfach, daß man ihre Kulturstufe als eine der niedrigsten bezeichnen könnte. Auch ihre Geschicklichkeit und Erfindungsgabe bei der Einrichtung ihrer Lebensbedingungen sind nicht gering und ihre körperliche Gewandtheit sehr groß. Eine wahre Kuriosität ist die Porzellanliebhaberei der Dayak. In einer Ecke seines Hauses, in der Nähe der Feuerstätte, besitzt der Dayak gewöhnlich eine Anzahl Porzellangefäße, die er für mancherlei Landesprodukte von den malayischen Kaufleuten eintauscht, welche dieselben wieder von den chinesischen Händlern in Singapur oder Makassar kaufen. Der Dayak, welcher wie der Holländer die Liebhaberei für blaues Porzellan treibt, geht in der Verehrung der alten Geschirrware jedoch noch weiter als der Europäer. Zu seinen größten Schätzen gehört eine Reihe von „Gadji

Kopfjagende Dayaken.

blanga", eine Art aus China eingeführter glasierter Krüge in Grün, Blau oder Braun mit erhabenen Eidechsen- oder Schlangenfiguren verziert. Diese Töpfe haben einen Wert von 170 bis 5400 Mark, je nach der Größe, dem Muster und vor allen Dingen dem Alter und dem gut erhaltenen Zustande. Der einheimischen Sage zufolge sind diese kostbaren Gefäße aus dem Ueberreste desselben Thones verfertigt, aus welchem „Mahatara" (der Allmächtige) zuerst die Sonne und dann den Mond machte. Diesen Urnen werden heilende Kräfte zugeschrieben und man betrachtet sie als Mittel, das Haus, worin sie aufbewahrt werden, gegen böse Geister zu schützen. Diese verrückte Porzellansucht bei den Dayak hat, ebenso wie in England, dem Chinesen eine günstige Gelegenheit geboten, seine Geschicklichkeit zu üben, und in Samarinda verkauft man sehr künstliche Nachahmungen von alten Vasen für 9—10 Mark das Stück. Sprünge, Schrammen, Altersflecken und andere Anzeichen der Antiquität sind ganz genau nachgebildet. Zum Unterschiede von vielen Londoner Kennern läßt sich aber der Dayak niemals für solche verfälschte Gadji blanga einnehmen, sondern giebt lieber Hunderte und Tausende von Mark für ein echtes Exemplar. Jeder plastische Verwandte der Sonne und des Mondes hat seinen Stammbaum, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Die Verfassung der Dayak ist mit jener der andern malayischen Völker identisch. Die Stämme, welche voneinander unabhängig sind, haben je einen Häuptling an ihrer Spitze. Die Würde ist teils erblich, teils wird sie durch Stimmenmehrheit der Stammmitglieder an eine durch größeres Besitztum einflußreiche Person übertragen. Doch ist die faktische Gewalt der Häuptlinge unbedeutend, da alle wichtigen Geschäfte und Unternehmungen durch die Volksversammlung entschieden werden. Recht wird nach den bestehenden traditionellen Gesetzen („Hadat") gesprochen. Die Dayak sind ein kriegerisches, wenn auch nicht besonders tapferes Volk, was schon aus der Ausrüstung der Krieger, welche nach den einzelnen Gegenden verschieden ist, sich erkennen läßt. Dieselbe besteht im ganzen aus einem Helme, einem Halsband aus Zähnen wilder Tiere, einem aus Leoparden- oder Bärenfell, Baumrinde oder geflochtenen Schnüren verfertigten Panzer, einem Schild aus Baumrinde oder Holz, der in der Regel mit grotesken Malereien versehen ist, Arm- oft auch Beinringen, einem Schwert, einer 1,5—2 m langen Wurfstange mit Widerhaken und andern Stücken, die teils zum Aufputz, teils zum Angriff und zur Verteidigung (z. B. das Blasrohr, Bogen, Pfeil) dienen. Die Spitzen der kleinen Pfeile, die mittels des Blasrohres abgeschossen werden, sind mit Gift („Upas") bestrichen. Die Dayak sind in der Regel ausgezeichnete Schmiede, welche mit ihren unvollkommenen Werkzeugen besonders gute Schwerter und Säbel („Mandau") verfertigen.



Dayakenschwert von Borneo mit eingelassenen Messingdollen zur Angabe der erbeuteten Schädel. (Zwei Vertiefungen der Klinge sind noch auszufüllen.)

Die Toten wurden ehemals häufig verbrannt und die Asche in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Gegenwärtig werden sie in der Regel begraben, seltener (in Ostborneo) in hölzernen Kisten im Walde über der Erde aufbewahrt. Bis zur Bestattung der Leiche ruht alle Arbeit und der Tote wird betrauert. Die Art dieser Trauer ist nach den Gegenden verschieden. Ueberall wird für den Verstorbenen ein Menschenopfer dargebracht an einigen Orten in der Zeit zwischen dem Tode und der Bestattung (wenn auch Wochen, Monate, ja Jahre darüber vergehen sollten), an andern Orten nach der Beerdigung, wo dann bis zu jener Zeit, wo das Menschenopfer dargebracht werden kann, die Stelle des Toten durch ein hölzernes Konterfei desselben, mit seinen Kleidern angethan, vertreten wird. Nach vollzogenem Menschenopfer oder erbeutetem Menschenkopfe wird dieses

Konterfei mit dem Kriegskostüm und den Waffen des Dahingegangenen im Walde aufgestellt, wo bereits mehrere Bilder der früher verstorbenen Krieger sich befinden.

Zu den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Dayak gehört der Glaube an die Geister der Verstorbenen. Man bringt ihnen kleine Speiseopfer dar, bestehend aus gekochtem Reis mit etwas Fisch oder Fleisch. Als Aufenthalt der mächtigen Geister werden die hohen Berge betrachtet und ihnen dort Speise- oder Hühneropfer dargebracht. Bei besonders wichtigen Unternehmungen pflegt man drei Tage und Nächte auf solchen Bergen, fastend und den Schutz der Geister anrufend, zuzubringen. Viele Stämme im Osten verehren Sonne, Mond und Sterne. Sonst kommen bei den einzelnen Stämmen ganze Reihen verschiedener Gottheiten vor, bei denen es schwer zu unterscheiden ist, wie viel Einheimisches und wie viel Fremdes (Buddhistisches) in ihnen steckt.

Pavang-Satok (Schwerter der Dayaken).

Außer den Dayak giebt es in Borneo noch eine Menge kleiner Stämme, deren ethnologische Stellung noch ziemlich unbestimmt ist, zum Teil aber wohl dem malayischen Völkerkreise angehören. Die wichtigsten dieser Stämme im nördlichen Borneo sind die Aggi, Paluan und Murut, welche sehr erfahren sind in der Bereitung des Upasgiftes, womit sie ihre Pfeile bestreichen, die Dusun, Koidschoes und Peman.

Auf der großen Insel Celebes wohnen im Südwesten die Mankassaren, im Mittelpunkte sowie im Westen der Südostspitze die Bugi oder Wugi (malayisch Orang-bugi, buginesisch Towugi, d. h. Menschen von Wugi). Obgleich die Sprachen dieser beiden Völker nicht Dialekte genannt werden können, so scheint doch ein so inniger Zusammenenhang derselben obzuwalten, daß man sie nicht leicht voneinander trennen kann. Zu den Bugi gehören wahrscheinlich auch die Küstenbewohner jener Inseln, welche im Süden von Celebes gegen Timor sich ausdehnen. Die Wadscho oder Badscho auf Celebes und einigen nahe gelegenen Eilanden, auch Orang-Laut genannt, dürften dagegen nach Friedrich Müller nichts anderes sein als ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der bugi-mankassarischen Eingebornen mit eingewanderten Malayen.

Der Bugi ist von Gemütsart stolz, kriegerisch und rachsüchtig; eine thatsächliche Beleidigung vergißt er nie und rächt sie oft nach Jahren; dagegen ist er gastfrei, im Dienste des Europäers bei guter Behandlung treu und willig, sticht auch im ganzen vorteilhaft ab vom kriechenden, schmeichelnden Javanen und steht in Ehrlichkeit, Energie und sittlicher Führung über den andern Malayen. Die Bugi sind die unternehmenden Kaufleute des Archipels, doch frönen sie einer unbegrenzten Spielwut und sind Hahnen-

kämpfen und dem Opiumrauchen leidenschaftlich ergeben; letzteres ist häufig Ursache der blutigen Amokfitte. Der Bugi ist vielleicht der kühnste Reiter der Erde; ohne Sattel und Bügel springt er auf das wildeste Pferd, das er mit einem kurzen Zügel von Rohr regiert; die Lanze in der Rechten, den flatternden „Sarong" über die Schultern geworfen, jagt er den Hirschen nach. Er fängt diese Tiere im wildesten Rennen mit einer Rohrschlinge, die am unteren Teil seiner Lanze befestigt ist. Ebenso kühn und ausdauernd sind die Bugi zur See; sie steuern auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen („Lippalipas") durch die gefährlichste Brandung, und mit den größeren („Prahu" oder „Prauen") fahren sie durch das ganze indische Inselmeer von Singapur bis Neuholland. Die Kleidung ist ähnlich jener der übrigen Malayen; ohne Kris oder Klewang im Gürtel geht der Bugi nie aus; in der Hand trägt er die Lanze, seine Lieblingswaffe, deren Spitze mit einer Scheide versehen ist. Die Frauen sind angenehm, nicht vom geselligen Verkehr ausgeschlossen und können selbst den Thron besteigen; sie sind im allgemeinen schöner als die javanischen, haben durchgehends schwarze Haare, schwarze feurige Augen und sind von brauner Hautfarbe in allen Abstufungen. In der Jugend werden ihnen die Vorderzähne unter großen Festlichkeiten teilweise abgefeilt, der Rest wird von beständigem Betelkauen schwarz. Gegen Weiße sind sie in den abgelegeneren Gegenden sehr scheu. Heirat geschieht durch Zahlung eines Brautschatzes, je nach Stand und Vermögen des Bräutigams, in Geld oder Büffeln, Pferden u. dgl. an die Eltern. Bei festlichen Gelegenheiten treten Tänzerinnen von unsittlichem Lebenswandel auf. Die Wohnungen, aus Bambu oder teilweise von Holz, stehen, wie meistens im ostindischen Archipel, auf 1,30—2 m hohen Pfählen. Hauptbeschäftigung der Bugi neben Handel und Gewerbefleiß ist in den Ebenen der Bau des Reises, im Gebirge des türkischen Weizens, Kaffees, Sirih u. s. w. Sie bedienen sich dabei eines sehr einfachen Pfluges. Aus dem Safte der Arengpalme kochen sie Zucker, und der berauschende, frische Saft, Palmwein („Sapower") ist ihr Nationalgetränk; ein ähnliches bereiten sie aus rotem Reis. Die Bugi sind im ganzen sehr mäßig; bei Festen wird ein Büffel geschlachtet; die armen Bergbewohner leben oft bloß von türkischem Weizen und sehen doch stark und kräftig aus. Die Bugi sind überhaupt stark, gut gebaut und von ziemlich heller Hautfarbe. Sie bilden meist die Mannschaft der malayischen Schiffe und sind alle Moslemin.

Reichdekorierter, aus Palmblättern zusammengenähter Hut, Holzmaske, Schwert und Blasrohr mit seitlich befestigter Pike, sämtlich von Borneo. Lanze mit polygonalem Schaft von Sumatra; Bambustock mit gedrehter Schlinge zum Einfangen von Hirschen aus Makassar (Südcelebes).

Zu den malayischen Völkern rechnet Friedrich Müller auch die Alfuren im Norden von Celebes, sowie auf den Molukken und den benachbarten kleinen Inseln. Ihre Sprache zerfällt in mehrere Dialekte. Holländische Gelehrte, namentlich Veth und van Musschenbroek, sind aber der Ansicht, daß der Name Alfuren keine ethnographische Bedeutung habe, nicht der Name eines Volkes sei, sondern die Bezeichnung eines gesellschaftlichen Zustandes. „Alfuren" heißen nach dieser Quelle überall im Osten des genannten Archipels (ohne irgendwelche Beziehung zur Abstammung) die rohen, unzivilisierten Stämme, die den Verkehr mit Europäern scheuen und Heiden sind. Muhammedaner und Christen werden

Malayischer Pflug von Celebes.

nicht mehr mit diesem Namen bezeichnet. Daher giebt es auch Grade in dem Alfurentum; man nennt die Eingebornen mehr oder weniger alfurisch, je nach der Stufe ihrer Barbarei. Das Wort ist zusammengesetzt aus dem arabischen Artikel al und dem spanischen Worte furo, welches so viel als wild, menschenscheu bedeutet. Auf Ceram, dessen Bewohner von Holländern und Malayen Alfuren genannt werden, repräsentieren sie nach W. Joest, der sie genau studiert hat, wahrscheinlich eine Mischrasse von Papua und Malayen: während sie in ihrem Aeußeren und Charakter ersteren ähnlich sind, gehören ihre vielfachen Sprachen anscheinend zum malayischen Sprachstamm und sind jedenfalls stark mit Malayisch versetzt. Zu einer ähnlichen Mischlingsbevölkerung gehören die Alfuren der nördlichen Halbinsel von Dschilolo, die Eingebornen der Inseln Buro und Timor, ferner der Inseln Timor bis Flores und den Sandelholzinseln und östlich bis Timorlaut. Alle diese Stämme werden als verschieden ebenso von den Malayen wie von den Papua beschrieben. Sie haben die Gesichtszüge des Papua und sein Haar, sind groß, schlank und am

Körper behaart, aber von lichter Hautfarbe wie der Malaye. (A. R. Wallace, The Malay Archipelago. Bd. II, S. 276—277.) Auf Ceram ist an der Küste der malayische Typus vorherrschend. Hier hat sich der Islam befestigt, aber auch das Christentum mehr oder weniger Eingang gefunden. Im Innern der Insel dagegen leben die Eingebornen frei und ungebunden.

Die Alfuren auf Ceram teilen sich in zwei große Stammkonföderationen, die Uli-siwa oder Pata-siwa in der westlichen, und die Uli-lima oder Pata-lima in der östlichen Hälfte der Insel. Jeder Stamm wählt sich einen Häuptling („Kapala-sanirie"), der zugleich Oberpriester ist, dessen Amt aber meist erblich bleibt. Diesem zur Seite steht ein „Makaressi" und jedes Dorf besitzt noch einen Vorfechter und Priester („Mauen"). Diese versammeln sich, um über Krieg und Frieden, Verteilung der Sagobäume, Schuldforderungen u. dgl. zu beraten, und ihre Anordnungen werden pünktlich befolgt. Was das Aeußere der Alfuren betrifft, so zeichnen sich die Männer durch ihren schönen, oft tadellosen Wuchs aus, und auch die Frauen sind, wenngleich bedeutend kleiner, oft auffallend hübsch. Die meisten Erwachsenen mögen 1,65—1,70 m hoch sein, doch wird der Eindruck der Größe durch die Frisur verstärkt. Das Haar, das bei den Kindern zwar braun ist, aber nicht wie bei den reinen Papua büschelförmig wächst, lassen sie bis zu einer Länge von 30—45 cm wachsen und binden es dann mit einem Streifen aus Palmblatt zu einem dichten Büschel zusammen, der von der linken Seite des Kopfes absteht und ihnen ein äußerst unternehmendes Aussehen verleiht. Haarkronen rings vom Kopfe abstehend, wie sie die Dayak oder Timoresen, hauptsächlich aber die echten Papua tragen, sieht man nicht. Das Haar ist schwarz, und gewellt, nie negerartig kraus. Die Augen sind groß und tiefbraun oder schwarz, und beinahe alle Erwachsenen tragen starke, dichte, etwas gekräuselte Vollbärte; auch an den Geschlechtsteilen und unter den Armen sind sie stark behaart. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, die Backenknochen treten stark hervor, der Mund ist breit, die Lippen dick, die Zähne durch Betelkauen verdorben, die Nase dick und hervortretend, was ihnen einen auffallenden Judentypus verleiht. Eigentümlich ist den Alfuren auch ein gewisser Geruch, der durch häufiges Einreiben mit Kokosöl noch verstärkt wird. Wenn sie das reifere Mannesalter erreichen, neigen sie oft zum Fettwerden; um so fataler ist die Gewohnheit, die Taille durch das einzige Kleidungsstück, den „Tjidaco" in unglaublicher Weise einzuschnüren. Der Stoff hierzu wird von den Frauen aus dem aufgeweichten Bast des Gundabaumes mit Steinen geklopft; eine Einlage von Rinde bildet den eigentlichen Gürtel, der ganz in der Form unserer Turnergürtel getragen wird, während das kurze breite Ende des Tjidaco vorn über den Gürtel von unten durchgezogen die Schamteile bedeckt, das lange Ende dagegen um beide Oberschenkel zwischen den Beinen durch und um die Taille verschlungen wird. Die Frauen tragen ebenfalls einen einfachen weichen Tjidaco, darüber aber einen Sarong aus buntem Gras geflochten oder aus Baumwolle gewebt. Der Oberkörper bleibt unbedeckt. Beide Geschlechter tragen übrigens, wenn irgend möglich, solche Massen von Ketten und Glasperlen, daß der Eindruck des Nackten vollkommen verwischt wird. Frauen binden ihr langes gewelltes Haar im Nacken durch einen Palmstreifen zusammen oder schlingen es in einen Knoten. Tättowieren findet als Schmuck nicht statt, wohl aber wird auf die Verzierung des Haupthaares hoher Wert gelegt. Vor allem wird der vierzinkige Holzkamm in den Büschel gesteckt und dieser mit einem langen, rot und

Junger Mann aus Timor.

schwarzen, mit Muscheln oder Porzellanknöpfen besetzten Streifen umwunden, der auch die Haare von der Stirn zurückhält. Vorne befestigen sie dann ein Stück Perlmutter, sowie zwei Büsche aus Kasuar- und Kakadufedern; ein Paradiesvogel ist ein Luxus, den sich nur wenige Glückliche gestatten können. Die Festfrisur der Mädchen ist noch viel hübscher: aus Bambu, Rottan und Palmblättern, gelben, grünen und roten Pflanzen, bauen sie sich einen reizenden Helm mit Haarbusch auf, unter dem das lange glänzende Haar in dunkeln Wellen hervorquillt; auch lieben sie Kränze aus duftenden Blumen. Beide Geschlechter zieren sich ferner durch Brasselette aus geschnittenen Muscheln, durch breite Ringe aus gefärbtem Rottan an allen Gelenken, unter- und oberhalb der Knie, auch bemalen sie sich zuweilen nur mit gelben Strichen, und in all diese Ringe und Bänder, auch in den Tjidaco stecken sie Büschel von roten Blättern oder auch allerhand Bündel von trockenem gefärbten Gras oder Bambu. Als Schmuck kann man auch die Zeichnungen rechnen, die sie auf dem Gürtel und dem vorderen Ende des Tjidaco anbringen und wobei ein weißer Kreis jeden Kopf bedeutet, den der Betreffende abgeschnitten hat.

Hölzerne, mit Menschenhaar verzierte Schilde aus dem malayischen Archipel. Strohhut ebendaher.

Auch die Alfuren legen ihre Dörfer im Walde an, am liebsten in der Nähe eines Baches oder bei reichen Sagowaldungen. Ihre Häuser stehen auf 1—1,30 m hohen Bambupfosten und auch den Boden bilden flachgeklopfte Bambustöcke, die mit künstlich geflochtenen Matten bedeckt sind. Das Haus besteht aus einem einzigen fensterlosen Raume, doch befindet sich vor demselben eine kleine niedrige Galerie, deren Palmblätterdach sich gegen das Giebeldach der eigentlichen Hütte anlehnt, welches wiederum an der Hinterseite bis zum Boden herabreicht und dort einen kleinen Balkon zum Kochen u. s. w. bedeckt. In jeder Hütte bildet eine Lagerstätte aus den Stengeln der Sagopalme das einzige Möbel. Alle unverheirateten jungen Leute schlafen gemeinsam in dem großen öffentlichen Gebäude, dem „Baileo“, das in keinem Dorfe fehlt und oft Hunderte von Schlafstellen enthält. Hier versammelt man sich auch, um über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten, große hohle Baumstämme und kräftige Knittel hängen bereit, um ein Alarmsignal zu geben und im Baileo werden auch die eroberten Köpfe in Körbchen aus Palmblatt als Trophäen aufgehängt. Vor jedem Baileo liegt ein großer, meist flacher Stein, der „Batu astana“, der bei den blutigen Festlichkeiten der Alfuren eine Rolle spielt. Denn auch bei ihnen ist die Sitte des Kopferbeutens in vollster Blüte. Die Art der Kriegführung ist die nämliche wie bei den Dayak, obwohl eine Art von Kriegserklärung stattfindet. Dann aber ist jedes Opfer willkommen. Auch sie schießen diese meist mit Pfeilen in den Rücken, stürzen sich darauf, schneiden ihnen meist mit einem Hieb den Hals bis zum Wirbel ab, fassen den Kopf in die Haare,

drehen ihn etwas seitwärts und trennen ihn mit einem zweiten Hiebe vom Rumpfe. Der Prozeß des Köpfens nimmt nur wenige Sekunden in Anspruch und der streitbare Held begiebt sich dann eiligst auf den Heimweg. Vor seinem Dorfe angekommen, verkündigt er die That durch Blasen auf einem Bamburohr; sofort eilt jung und alt nach dem Baileo, zumal das schöne Geschlecht beteiligt sich an den Empfangsfeierlichkeiten, mit Sang und Tanz wird der Triumphator empfangen, der den Kopf feierlichst auf dem Batu astana deponiert. Dann wird ein Mahl bereitet, die Mädchen singen des Helden Lob und salben seinen Leib mit Oel, es wird stark gezecht und bei dieser Gelegenheit wirbt auch hier der Gefeierte meist um die Geliebte seines Herzens. Den Kopf läßt man eine Zeitlang auf dem Steine trocknen und hängt ihn dann im Baileo auf, wobei aber der Krieger meist die Haare oder den Unterkiefer als Privattrophäe behält und mit seinen größten Schätzen, den Armringen und Porzellanschüsselchen, vergräbt. Im Dorfe des Erschlagenen herrscht dagegen tiefe Trauer, keine Trommel darf gerührt werden, die Weiber jammern und hetzen die Männer zur Blutrache auf.

Sagobereitung auf den ostindischen Inseln.

Mit fünfzehn Jahren wird jeder Jüngling feierlichst mit dem Tjidaco umgürtet, und man erwartet nunmehr von ihm, daß er sich nun einen Kopf erobere, auch schläft er von nun an im Baileo und zählt zu den Kriegern, an deren Beratungen und Festen er teilnehmen darf. Als Waffen dienen Bogen und Pfeile, dann Lanzen und leichte Wurfspieße und vor allem das Messer, das aber javanisches oder buginesisches Fabrikat ist. Als Schutz dient der schmale Schild („Salawaku"), durch eingelegte Muscheln verziert. Je tapferer der Krieger, desto kleiner der Schild und mit diesem, wenige Centimeter breiten, kaum 60 cm langen Salawaku versteht es der Alfure, beim Kriegstanz mit Sicherheit Wurfspeere zu parieren. Für jeden Kopf, den ein Krieger erbeutet, bricht er eine Muschel aus dem Schild heraus und schmückt ihn meist mit einem Bündel Haare des Erschlagenen. Außer mit Kriegführen beschäftigen sich die Männer mit Jagen, Fischen und der Gewinnung von Sago. Sie sind gewandt in allen Leibesübungen, holen ein Wildschwein auf freiem Felde im Laufe ein und sind wahre Meister im Klettern.

Das Hauptnahrungsmittel der Alfuren ist der Sago und ihre Hauptbeschäftigung die Gewinnung desselben. Zum Konsum mischt man ihn entweder roh mit kaltem oder warmem Wasser zu einem dicken Brei, der „Papeda", oder man zerstößt ihn zu Mehl und backt ihn in eigens dazu eingerichteten thönernen Oefen zu Sagobrot. Von Papeda und Sagobrot ernährt sich nun der Alfure sein lebenlang. Meist ißt er erstere morgens und abends kalt, mittags warm, dabei als Zuspeise etwas Fisch, Pfeffer, wilde Zitrone

und Salz oder Seewasser. Kochsalz ist Geld bei den Alfuren, und Geld ist auch bei ihnen rar, daher sie die sonst vollkommen geschmacklose Papeda mit dem billigen Seewasser würzen. Auch verstehen sie es, einen recht schmackhaften Pudding und Palmwein zu bereiten, trinken aber ganz gern auch ein Glas Branntwein, jedoch ohne sich zu berauschen. Beide Geschlechter kauen Betel, den sie in zierlichen Körbchen stets bei sich tragen, rauchen dagegen nicht.

Allgemein herrscht auch bei den Alfuren die polynesische Sitte, Personen oder Gegenstände für „pamali", d. h. tabu zu erklären. Pamali sind unter anderen auch Mädchen in der Katamenialzeit und Frauen, die gebären. Niemand nähert sich ihnen. Wie bei den Jünglingen wird auch bei den Mädchen der Eintritt in die Pubertät durch eine Zeremonie festlich begangen. Jeder alfurische Hausstand besitzt draußen im Walde oder am Meeresufer einen kleinen Verschlag aus Palmblättern, ähnlich unseren Hundehütten, nur mit einem niederen Sitzplatz versehen, und in diesen muß sich das junge Mädchen, sobald sich die ersten Zeichen der Reife bei ihr einstellen, zurückziehen und so lange dort verweilen, bis die Periode vorbei ist oder die Eltern das für das darauffolgende Fest nötige Geld beisammen haben. Dies dauert oft mehrere Wochen, während welcher Zeit sich der Pamali niemand nähert, und dieselbe nichts Gekochtes, nur trockenen Sago, Fisch und Bananen essen und sich nicht waschen darf. Auch die Frau, welche ihre Entbindung herannahen fühlt, begiebt sich in die erwähnte Palmhütte, auch sie ist pamali, bis sie einige Tage nach der Geburt des Kindes sich gewaschen hat und in das Haus ihres Gatten zurückkehren kann. Merkwürdig ist die Sitte, die Mysterien der Ehe nicht in den Hütten zu vollziehen, sondern draußen im Walde, und zwar stehend, nach Art der Tiere, ohne sich des Tjidaco zu entledigen. Dennoch nehmen die Alfuren ihre zusammenlegbaren Matten mit und bezeichnen den Ort des Stelldicheins, sowie den dahinführenden Weg durch in den Boden gesteckte trockene Zweige in Form von drei Kreuzespaaren als pamali. Auf Jungfräulichkeit legen sie keinen Wert. Sie können dazu mehrere Frauen heiraten und nach dem Tode des Gatten ehelicht die Witwe meist dessen Bruder. Mord und Totschlag sollen nicht vorkommen, bei Diebstahl muß der Dieb den Raub herausgeben und bekommt gewöhnlich Rottanhiebe. Bei Ehebruch muß der Missethäter dem Gatten den Kaufpreis vergüten und darf oder muß dafür die Frau behalten; bricht dagegen ein Ehemann seiner Gattin die Treue, so muß seine Mitschuldige der rechtmäßigen Frau Buße zahlen. Sklaverei ist nicht mehr vorhanden.

Schwert, Kopfbedeckungen (palmblattgeflochten), Kämme, Bambusdose, Holzbecher von Timor.

Die gottesdienstlichen Funktionen der Priester beschränken sich meist auf Weissagen, Besprechen von Krankheiten und auf die Zeremonien des „Kakianverbandes". Zweck und Mysterien desselben sind keine Geheimnisse mehr. Unter allerhand Zeremonien werden die Jünglinge aufgenommen, sie müssen tagelang fasten, es heißt, der Teufel habe sie ermordet, man zeigt zum Beweise Lanzen, die in Schweineblut getaucht sind, dann behaupten die Priester, welche die Hauptstützen und Verbreiter des Kakian sind und durch ihn einen unheilvollen Einfluß auf die unwissende Menge ausüben, ihrer Macht sei es gelungen, die vom Teufel Ermordeten wieder zum Leben zu bringen, die durch strenge

Eide sich zu blindem Gehorsam und ewigem Stillschweigen gegen und über den Bund verpflichten. Die Tendenz desselben ist hauptsächlich: Aufrechterhalten der alten Gebräuche, gegenseitige Hilfe in sozialen und politischen Angelegenheiten, Bewahren vor fremdem Einfluß, zumal in bezug auf ihren Gottesdienst. Die Alfuren glauben also vor allem an einen Teufel und an böse Geister, worunter sie vielleicht die Seelen der Verstorbenen sich vorstellen; zum Schutz gegen dieselben tragen sie kleine Amulette aus Stein. Auch finden wir bei ihnen die weitverbreitete Sitte, beim Neubau eines Baileo ein frischabgeschnittenes Menschenhaupt unter einem der Pfosten zu begraben. Ihre Toten wickeln sie in Matten, tragen sie in den Wald, wo sie dieselben an einen Baum legen und vertrocknen lassen, oder sie begraben sie ohne Feierlichkeiten.

Hautkrankheiten findet man vielfach unter den Alfuren; besonders verbreitet sind „Cascado" (Ichthyosis), Lepra und bei den Kindern in erschreckender Weise die allerdings ungefährliche Framboisie; Syphilis dagegen kennt man nicht.

Der Charakter der Alfuren scheint gut zu sein; sie sind offen, ehrlich, mutige Jäger und zumal große Freunde von Musik und Tanz. An musikalischen Instrumenten besitzen sie Signalhörner und Tritonmuscheln und Bamburöhren, Trommeln („Tifa") in allen verschiedenen Größen, eine sehr primitive einseitige Violine mit ebenso primitivem Fiedelbogen, dann Gong und Triangeln, die sie von Buginesen eintauschen. Ihre Lieder meist Chöre, die sie mit voller Brustst imme singen, klingen wirklich schön. Ebenso effektvoll, wie für den Tänzer und Zuschauer aufregend, sind ihre Lieblingstänze „Maku" und „Jakaleli", letzterer der eigentliche Kriegstanz. Beide werden nur von Männern ausgeführt, doch auch die Mädchen allein vollführen einen Tanz, der lebhaft an den indischen Nautsch erinnert.

Die die Küste bewohnenden Alfuren und speziell die zum Christentum bekehrten unterscheiden sich schon in ihrem Aeußern von ihren wilden Landsleuten, aber nicht zu ihrem Vorteile. Den Männern verleiht die Art, ihr langes stark eingefettetes Haar in der Mitte gescheitelt und durch einen runden Schildpattkamm aus der Stirn zurückgekämmt zu tragen, etwas Weibisches, wozu die Sitte kommt, sich jede Spur von Bart wegzurasieren. Die Mädchen sind zwar auch hübsch, besitzen aber, da sie sich nur oberflächlich in Seewasser waschen und stark mit Oel einreiben, in ausgeprägter Weise den Alfurengeruch. Die Kleidung ist ebenfalls unschön. Die Männer streifen eine schwarze lange Tuchjacke mit langen und weiten Aermeln über den Kopf, die Mädchen eine ebensolche, nur kürzer, mit engen Aermeln, dabei tragen die Männer häßliche blaue, sackartig bis an die Kniee reichende Hosen, die Mädchen gewöhnliche blaue javanische Saronge. Die christlichen Alfuren leben zwar mit den muhammedanischen in denselben Dörfern („Negorijen"), aber die Hütten sind getrennt voneinander. Ihre Häuser gleichen denen der Bergalfuren, doch baut man jetzt häufig nicht mehr auf Pfählen, sondern setzt das Haus direkt auf die festgestampfte Erde. In keinem Dorfe fehlt die Kirche, dagegen vermißt man den Baileo auch nicht gerne, ersetzt die Schädel aber durch Maiskolben, Ochsenköpfe u. dgl. Auch auf dem Batu astana findet man zuweilen Stückchen Gambir, Kupfermünzen und andere christliche Weihgeschenke. Wie es mit der inneren Bekehrung der Alfuren aussieht, mag man daraus erkennen, daß viele, ja die meisten Alfuren ihre Söhne mit dem vierzehnten Jahre beschneiden lassen; auch bei den Mädchen finden sich Anklänge an den Islam darin, daß dieselben ihre Haare an gewissen Teilen rasieren, auch tragen letztere, als Erinnerung an den Tjidaco, stets eine Schnur um die Taille auf bloßem Leibe. Es giebt christliche Familien, wo ein Kind christlich getauft, aber beschnitten ist, das zweite nicht getauft ist, aber jeden Sonntag zur Kirche geht, das dritte getauft, aber womöglich Mitglied des Kakianverbandes ist. Da es Geld kostet, sich trauen oder seine Kinder taufen zu lassen, so vermeidet man diese Förmlichkeiten nach Möglichkeit; nur nach langem Drängen des Missionärs entschließt man sich vielleicht dazu und feiert dann Hochzeit, mehrere Kindstaufen und Konfirmation an demselben Tage. Die gewiß gute und heilsame Sitte der wilden Alfuren, daß die jungen Leute im Baileo schlafen müssen, existiert bei den Christen nicht: da schläft die ganze Familie in einem Hause, leider aber auch die Töchter mit ihren Geliebten und die Söhne mit ihren Freundinnen. Dabei herrscht die ungebundenste freie Liebe, und wenn einmal ein Mädchen heiratet, dann vereinigt sie sich meist mit dem Manne, von dem sie glaubt schon mehrere Kinder zu haben. Die Eltern lieben es gar nicht, wenn ihre Kinder heiraten, da diese dann für sich selbst sorgen und nicht mehr im elterlichen Hause oder an der Sagopflanzung mitarbeiten. Es wäre überflüssig, weiteres über den Lebenswandel der jungen Mädchen zu sagen, wenn es nicht gerade auf Ceram und den umliegenden

Inseln die so höchst originelle Institution der „Djodjaro" gäbe. Unter Djodjaro versteht man die jungen Mädchen eines Dorfes, die unter einem „Capitan djodjaro", natürlich auch einem Mädchen, stehend, in den Künsten des Gesanges und Tanzes unterrichtet werden und eine nicht näher zu qualifizierende Stellung einnehmen. Hierbei sei bemerkt, daß die Djodjaro sich nur aus christlichen Mädchen rekrutieren, daß dagegen die muhammedanischen Alfurenmädchen durchgehend keusch und unnahbar sind. Besucht man z. B. irgend einen Radscha, so wird man stets empfangen von einigen Dutzend Djodjaro in christlich-malayischer Tracht, wobei das Christentum durch ein krampfhaft in der Rechten gehaltenes, aber nie benutztes Taschentuch markiert wird. Diese Mädchen machen sich allgemein nützlich, bedienen bei Tische, fächeln, wenn es warm ist, singen, wenn es verlangt wird und können stundenlang europäische Tänze tanzen. Ihr Lieblingstanz ist aber das „Menari". Die Mädchen stellen sich mit ausgebreiteten Armen im Halbkreis auf, wobei das christliche Taschentuch zur rechten Geltung kommt, und beginnen ewig sich wiederholende Worte zu singen, dabei mit den Armen zu zucken, den Hüften zu schweben, sich niederzuhocken und plötzlich wieder aufzurichten, daß man wirklich ihre Gelenkigkeit und Ausdauer bewundern muß. Will eine Djodjaro einen Europäer zum Tanze auffordern, so setzt sie sich ihm auf den Schoß. Als beste Eigenschaft dieser christlichen Strandalfuren rühmt Hr. Joest, daß sie sich als ziemlich brauchbare Schiffsbauer und Matrosen bewähren. (Verhdl. Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1882. S. 64—76.)

Auch auf den Philippinen, welche, was Sprachen, Land- und Völkerkunde anbelangt, nicht abgesondert betrachtet werden sollten, sind gegenwärtig malayische Stämme verbreitet. Ferdinand Blumentritt, welcher die Philippinen zu seiner Spezialität gemacht hat, zählt 51 solcher mehr oder minder rein erhaltener Völkerschaften malayischer Abkunft auf. (Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Gotha 1882. 4°.) Der ethnologische Zusammenhang aller dieser Inselbewohner zeigt sich einerseits in der Sprache, welche, wenn sie auch in mehrere Dialekte zerfällt, die im gewöhnlichen Leben kein unmittelbares Verständnis zulassen, dennoch als eine bezeichnet werden kann, andererseits in den Sitten, welche auf den einzelnen Inseln voneinander wenig abweichen. Wir werden daher den Leser auch nicht mit einer Beschreibung aller dieser Stämme ermüden, sondern uns an das Hauptvolk der Tagalen halten, nach welchen die Visayas das wichtigste scheint. Neben diesen beiden Stämmen finden wir auf Luzon, im Westen der nordöstlichen Kordilleren, den Mischstamm der Irayas. Ein Teil derselben, die sogenannten Catalanganen, welche am Catalangan, dem östlichen Arm des Rio de Ilagan, wohnen, sind einer Mischung der Tagalen mit Chinesen entsprossen, während der andere Teil, die Irayas am Ilarón, aus einer Mischung der Tagalen mit Negritos hervorgegangen zu sein scheint. Auf der westlichen Seite von Luzon, in der Berglandschaft, wohnen die Stämme der Igorroten, welche ein Mischstamm aus tagalischem und chinesisch-japanischem Blute sein dürften. Sie unterscheiden sich wesentlich sowohl von den Tagalen, als auch von den Irayas. In den östlichen Kordilleren, zwischen Baler und Casiguran, treffen wir die Ilungut oder Ilongoten, wilde Tagalenstämme von unbekanntem Ursprung. Die Manobos auf der östlichen Seite von Mindanao sind ein Mischstamm, hervorgegangen aus einer Vermischung der Tagalen mit Chinesen.

Die Spanier, die Herren der Philippinen, bezeichnen die Eingebornen, soweit sie dem christlichen Glauben gewonnen sind, was bei sehr vielen und bei den Tagalen ausnahmslos der Fall ist, einfach als Indios. Die Tagalen haben einen proportionierten Körperbau und sind zwar etwas kleiner als die Europäer, aber größer und stämmiger

als die Javanen und Sundanesen. Ihre Hautfarbe ist niemals dunkler als kupferrot und erhellt sich oft bis zu einem matten Strohgelb, das keineswegs unangenehm für unser Auge ist. Das Haar ist durchgehends schwarz, mit dem bläulichen Anfluge des Rabengefieders, glatt, glänzend und üppig. Der Bartwuchs ist dürftig. Die Stirn ist schmal, aber nicht sehr niedrig; die schwarzen Augen sind groß, gut gespalten und häufig von sanftem, sinnigem Ausdrucke. Dagegen ist die Nase platt und stumpf, der Mund groß und mit starken Zähnen versehen, denen die Natur die schönste Weiße gegeben hat, welche aber der Mensch durch Befeilen, durch Betelkauen ꝛc. verdirbt. Die jugendlichen Indias sind übrigens reizende Wesen; sie sind bezaubernd schön, anmutig und verführerisch, sehr gut gewachsen, haben üppiges schwarzes Haar und große dunkle Augen. Ihr sanftes Gesicht, ihre winzigen Hände und Füße, die graziöse Rundung ihrer Formen, die Geschmeidigkeit und Eleganz ihres Wuchses und die tadellose klassische Schönheit ihrer Büste, die sie stets ganz frei und unverhüllt tragen, machen sie zu äußerst lieblichen Erscheinungen. Sie sind auch die sanftesten, zärtlichsten und treuesten Gefährtinnen; leider aber altern sie unter dem glühenden Himmel sehr schnell und eine bald eintretende Fettsucht zerstört die Anmut der schlanken, zierlichen Formen. Das Rauchen, Betelkauen und die Unreinlichkeit, welcher sie sich nach dem Schwinden der ersten Jugendblüte überlassen, bestimmen alsdann unsere Geruchsorgane, uns vor ihnen zu warnen. Der obere Teil des Körpers der jungen Tagalinnen und Mestizinnen ist meist in inländische, oft kostbare Stoffe von durchsichtiger Feinheit und tadelloser Weiße gehüllt und geht von der Hüfte abwärts in ein buntstreifiges, weitfaltiges Kleid („Saya") über, dessen oberer Teil bis zum Knie durch ein dunkles Tuch („Tapis") so fest zusammengehalten wird, daß die reichen bunten Falten der Saya daraus wie die Blumenblätter einer Granate hervorbrechen und die Mädchen nur ganz kurze Schritte machen können, was in Verbindung mit den niedergeschlagenen Augen ihnen einen sehr sittsamen Anstrich giebt. An den nackten Füßen tragen sie gestickte Pantoffeln („Chinelas"), so schmal, daß die kleine Zehe, die nicht Platz darin hat, den Pantoffel von außen festhalten muß. Aermere Tagalinnen bekleiden sich nur mit einer Saya und einem sogenannten Hemd, so kurz, daß es oft nicht bis zu dieser hinabreicht; in den östlichen Inseln tragen selbst erwachsene Mädchen und Frauen außer einem vom katholischen Priester gekauften Amulett nur diese zwei Kleidungsstücke, die, namentlich nach dem Bade, bis sie die Sonne wieder getrocknet hat, fast durchsichtig sind. Wie viele der hübschen Tagalinnen von ganz reinem Blute sind, das ist freilich nicht zu ermitteln. Manche sind sehr weiß, nähern sich dem europäischen Typus und unterscheiden sich dadurch merklich von ihren Stammesgenossinnen im Innern von Luzon. Die ärmeren männlichen Tagalen bekleiden sich mit Hut und Hose, die beide aus grobem Guinára gefertigt sind. Die Hemden der Vornehmeren sind mitunter aus sehr teuren inländischen Geweben, von Ananas- oder Bananenfaserw mit oder ohne seidene Streifen, auch wohl ganz aus Jusi (chinesische Floretseide), in welchem Falle sie nicht gewaschen und demzufolge nur einmal getragen werden können. Der Hut („Salakot"), ein Kugelsegment aus indischem Flechtwerk, dient ihnen als Regen- und Sonnenschirm und ist zuweilen bis zu beträchtlichem Werte mit Silber beschlagen. Die „Prinzipalia" (tagalischer Adel) hat das Vorrecht, eine kurze Jacke über dem Hemd zu tragen und ist gewöhnlich auch an ihrer, zuweilen bis ans Drollige streifenden Würde und ihrem vergilbten, in der Familie forterbenden Cylinderhute kenntlich. Der tagalische Stutzer hat lackierte Schuhe an den nackten Füßen, lange, enganliegende Hosen, schwarz oder grell bunt gestreift, darüber ein gefaltetes, gestärktes Hemd von europäischem Schnitt; auf dem Kopfe einen cylindrischen Seidenhut und in der Hand ein Stöckchen.

Die Tagalen sind leidenschaftliche Verehrer der Hahnenkämpfe und durch die während solcher Hahnenkämpfe von ihnen eingegangenen Wetten werden sie eben leidenschaftliche Spieler, leider auch Verächter fremden Eigentums. Es wäre Thorheit, einem Tagalen bares Geld anzuvertrauen; die Verlockung zum Spiel läge ihm allzu nahe, als daß er der Versuchung hierzu widerstehen könnte. Viele werden durch die Leidenschaft des Spiels aber nicht nur zu Wucherschulden, Unterschlagungen und Diebstahl, sondern sogar zu Straßenraub verleitet. Die Land- und Seeraubbanden sollen zum großen Teil aus ruinierten Spielern bestehen. Ein weiteres Laster ist der Hang zum Opiumrauchen. In seinem Wesen ist der Tagale sanft, zurückhaltend und schüchtern, keineswegs aber feige; er ist, wenn er arbeitet, was er, beiläufig bemerkt, nicht gern thut, ausdauernd. Unter tüchtigen Anführern soll er sich als Soldat mit großer Bravour schlagen. Als Matrose ist er nicht so brauchbar und stark wie der Chinese, und seine treue Anhänglichkeit, welche er unter den verschiedensten Verhältnissen als Soldat,

Matrose und Diener an den Tag legt, zeichnet ihn vor allen andern, meist treulosen Malayenstämmen gar vorteilhaft aus. Wenngleich ihn sein Gebieter oft roh behandelt, so verdrängt doch eine solche Behandlung bei dem Tagalen niemals die treue Liebe und Anhänglichkeit an die Familie, die ihm Obdach und seinen Reis giebt. Der Tagale trägt nie ein Gefühl der Ueberraschung, der Bewunderung oder der Furcht zur Schau, hütet sich aber, vorzüglich von seinesgleichen, irgend jemand zu beleidigen, denn er weiß von sich selbst, in welchen Wutrausch eine solche Beleidigung das tagalische Blut zu bringen vermag. In Geldangelegenheiten wagt er es nicht, mehr als ein- oder zweimal um die Bezahlung seiner Forderung zu bitten; wird er alsdann nicht befriedigt, so läßt er lieber das Geld im Stich, als daß er sich durch erneutes Mahnen mit seinem Schuldner verfeindet. Wirkliches Scherzen ist der Naturanlage des Tagalen zuwider und eine Verletzung der Etikette oder irgend einen Eingriff in seine persönliche Freiheit oder die eines andern empfindet er besonders tief. Nur seinen Brotherrn hält er für berechtigt, mit ihm zu machen nach seinem Belieben. Im großen und ganzen genommen, sind die Tagalen ein gutmütiges Volk. Hin und wieder zeigen sie wohl ein gewisses verschlagenes Wesen; aber wenn richtig behandelt, sind sie die treuherzigsten Geschöpfe von der Welt. Man reist in den von ihnen bewohnten Landstrichen Luzons sicherer als in manchen Gegenden Deutschlands und kann dort bei offenen Thüren ebenso ruhig schlafen als bei uns — hinter Schloß und Riegel. Die Tagalen haben in ihrem ganzen Benehmen etwas Einnehmendes, Feines, eine gewisse natürliche und angeborene Bildung. Bei all ihrer Unterwürfigkeit gegen höher Gestellte blickt stets ein nicht geringer Grad von Stolz und Adel durch. Sie beobachten sorgfältig die Regeln des Anstandes und bekunden auch in allem einen guten Geschmack.

Während der Chinese am liebsten handelt und schachert, besteht die Hauptbeschäftigung der Tagalen in der Erlernung von nützlichen Handwerken, und zwar am liebsten solchen, welche keine große körperliche Anstrengung erfordern. Außerdem beschäftigen sie sich auch mit dem Anlegen von Frucht- und Gemüsegärten, mit Fischfang und Jagd, mit Holzfällen und mit dem Einsammeln von Holz und Wachs. Sie sind auch ziemlich geschickte Ackerbauer, aber — bei allem ihren Thun fällt die Hauptarbeit den Frauen zu. Die Tagalen zeigen überhaupt viel Geschicklichkeit im Erlernen von allerhand Fertigkeiten: sie schnitzen in Holz und Elfenbein; ihre ungemein feinen und staunenswerten Arbeiten in Gold sind um so merkwürdiger, als sie in ihrer Bambuhütte keine andern Instrumente zu diesen Arbeiten haben, als ein Hämmerchen, einen kleinen Amboß und eine Stahlnadel. Ihre Gold- und Silberarbeiten dürften in Europa kaum ihresgleichen finden, namentlich die Ketten, welche sie aus ganz feinen Drähten reinsten Goldes zierlich flechten; ferner Ohrringe, Knöpfchen und Nadeln, welche von solcher Feinheit der Arbeit sind, daß man sich der Lupe bedienen muß, wenn man die kleinen Ornamente genau betrachten will. Die Fabrikate der Messer- und Waffenschmiede dürfen sich in der ganzen Welt sehen lassen, denn sowohl auf diesem Gebiete wie auf dem des Spinnens und Webens leisten die Tagalen geradezu Staunenswertes. Die unter dem Namen „Sinamay", „Abaca" und „Pina" in den Handel kommenden Gewebe können mit dem Elegantesten, was Europa in dieser Beziehung hervorbringt, wetteifern, und die tagalischen Frauen verstehen es zugleich, dieselben wundervoll und dauerhaft zu färben. Oft sind die Fäden dieser kunstvollen Gewebe so fein, daß die Arbeiterin sie unter einem Mückennetze spinnen und verweben muß, damit ein leiser Luftzug sie nicht zerreiße. Unsere feinsten und schönsten europäischen Batiste werden an Schönheit und Zartheit von diesen tagalischen Webereien bedeutend übertroffen, und ebenso bewunderungswürdig sind auch die prachtvollen Stickereien, mit welchen die tagalischen Frauen diese Gewebe auszuschmücken verstehen. Mit dem Beile, dem Meißel wissen die Tagalen alle gut umzugehen. Ihre „Banka" oder Kähne samt Rudern und Fischereigerätschaften, ihre Häuschen mit allem Hausbedarf verfertigen sie selbst. (Dr. Mundt-Lauff im Ausland 1880, S. 154—157.)

Für die Musik haben die Tagalen eine ganz besondere Vorliebe, und wenn sie auch keine Opern und Symphonien besitzen, so haben sie doch einfache, melodiereiche Lieder und einen Sinn für Musik, welcher sich im raschen Aneignen fremder Musikstücke kundgiebt und die Ohren und Nerven des Europäers nicht unangenehm berührt. Der Gesang wird meist durch regelmäßiges Taktschlagen auf einer flachen metallenen Trommel begleitet und der Tanz entweder von einer einzelnen Person oder von zwei gegeneinander tanzenden Personen beiderlei Geschlechts ausgeführt. Er besteht in einem graziösen Neigen und Drehen des Körpers mit entsprechenden Bewegungen der Arme und des

Kopfes, wobei der Tanzende nicht etwa hüpft, sondern nur langsamen und abgemessenen Schrittes sich nach verschiedenen Richtungen verneigend, hinwendet. Die meisten von ihnen können lesen, schreiben und rechnen, und wenige Menschenrassen zeigen mehr Geschick und Gelehrigkeit sowohl für Künste und Handwerke als für die abstrakteren geistigen Wissenschaften, als die Tagalen. Alles, was in die Sinne fällt, Form und Farbe hauptsächlich, macht einen raschen und tiefen Eindruck auf sie, und so kommt es, daß man unter ihnen sogar vortreffliche Zeichner, Maler und Bildner trifft, welche ohne alle Anleitung sich selbst herangebildet haben und deren Arbeiten denen chinesischer und hindostanischer Künstler in nichts nachstehen. Die Werkzeuge dieses Volkes sind noch sehr dürftig und plump, und dennoch sieht man sehr häufig die schönsten Tischler- und Zimmereiarbeiten; ja, ohne alle theoretischen Vorkenntnisse kopieren diese Malayen manchmal Gegenstände des täglichen Gebrauches, welche man in Europa nicht ohne gründliche Vorbildung in der Mathematik und Mechanik anfertigen zu können vermeint. Ihre Sprache ist außerordentlich wohltönend und weich; sie hat keine Konjugation und Deklination, und um die Flexionen zu ersetzen, behilft sie sich mit Umgangswörtern. Die tagalische Sprache hat mit andern malayischen Sprachen die Eigentümlichkeit gemein, daß sie zur Bezeichnung einer Richtung oder örtlichen Lage selten die Ausdrücke: vorn, hinten, links, rechts u. s. w. anwendet, sondern diese Verhältnisse gewöhnlich mit dem Namen der Himmelsgegenden bezeichnet. Wenn ein Tagale sagen will, auf welche Stelle des Tisches man dieses oder jenes niederlegen soll, dann sagt er: „Lege es auf die Südseite" oder „auf die Ostseite" u. s. w.

An die Tagalen sind die Bewohner von Formosa anzuschließen; wenigstens ist das Formosanische mit dem Tagala aufs innigste verwandt. Auch die Bewohner der Sulu-Inseln scheinen desselben Stammes mit den Bewohnern der Philippinen zu sein, wenn auch frühzeitig Mischungen mit Dayak und später mit Malayen stattgefunden zu haben scheinen. Sie sind verwegene Piraten und fanatische Muhammedaner, weswegen sie von den Spaniern „Moros" genannt werden; von den Malayenstämmen der Philippinen unterscheidet sie außerdem die bei ihnen herrschende Feudalverfassung. Alle Sultanate zerfallen in eine große Anzahl von kleinen Lehensfürstentümern, deren Oberhäupter den Titel „Datto" führen und ursprünglich die eigentlichen Herren gewesen sind. Polygamie ist natürlich durch den Islam gestattet, gewöhnlich aber begnügt sich auch der Vornehme mit einem Weibe, obwohl im übrigen die Sittenlosigkeit dieser Piraten zügellos ist. (Blumentritt, Ethnogr. d. Philippinen. S. 53—54.) Nicht viel Besseres ist von den Formosanern zu berichten, welche als Strandräuber und Kannibalen eines schlimmen Rufes genießen.

Die ganze östliche gebirgige Hälfte der Insel Formosa ist im Besitze der Eingebornen, während im Westen die Chinesen ansässig sind. Heiraten zwischen letzteren, hauptsächlich Hakka und formosanischen Frauen, finden vielfach statt, und daraus hat sich eine eigene Rasse, die Pepohoan, entwickelt. Die eigentlichen Eingebornen führen zum Teil an der Küste als Fischer ein erbärmliches Leben, während die Mehrzahl stammweise zusammen im Walde sich Dörfer gebaut haben und, hauptsächlich von Jagd sich ernährend, dabei in ewiger Fehde untereinander lebend, häufig von den Pocken dezimiert, von der feuchten Kälte leidend, wenig Kinder erzeugend und mit Leidenschaft dem Trunke chinesischen Branntweins ergeben, über kurz oder lang völligem Aussterben oder Aufgehen in die chinesischen Einwanderer verfallen sind. Jeder Stamm hat seinen eigenen Namen und jeder Stamm beinahe spricht eine eigene Sprache; manche dieser Idiome oder Dialekte sind schon vollkommen ausgestorben, so das Favorlang und Sideia. Einen gemeinsamen Namen für sich als Autochthonen des Landes, für die sie sich doch halten, besitzen die Formosaner nicht, daher man am besten thut, die von Dr. Schetelig angenommene chinesische Einteilung in Shekwan und Chinwan zu gebrauchen; erstere sind jene Eingebornen, die sich an den Küsten oder an den Grenzen niedergelassen haben, mit den Chinesen in Handelsverkehr stehen, und die weniger oder gar nicht der ärgerlichen Sitte des Kopf-

abschneidens huldigen. Unter Chinwan, über deren Zahl wir gar nichts wissen, verstehen die Chinesen die barbarischen Bewohner der Wälder und Gebirge des Innern.

Die Männer dieses Stammes schätzt Hr. Joest meist auf 1,55—1,60 m Körperhöhe, die Frauen aber auf bedeutend weniger. Ihr Haar ist schlicht, durchaus nicht gekräuselt oder gewellt und anscheinend nicht so straff wie das der Malayen. Die Männer sind hübsche, schlanke Gestalten; die jungen Leute von angenehmen runden Formen mit kleinen dunkelbraunen oder schwarzen Augen, dünnen Wimpern und Brauen, schmalen Lippen, schönen Zähnen und wohlgeformten Nasen, ja mitunter Adlernasen. Ihre Farbe ist rötlichbraun, die Frauen sind bedeutend heller und oft gelblichweiß wie die Chinesinnen; wenn erhitzt oder betrunken, bekommen beide Geschlechter rote Wangen. Trotz der starken Backenknochen ist der Gesichtsausdruck durchaus kein unangenehmer, manche Mädchen sind entschieden hübsch. Von einer Aehnlichkeit mit Alfuren oder Negrito ist keine Spur, vielmehr sehen beide Geschlechter den Japanern im Gesicht, die Frauen auch in der Figur ähnlich. Letztere zumal sind stark und gesund und zeichnen sich oft durch auffallend dicke Waden aus, die sie durch Gamaschen vor Dornen schützen, während die Beine der Männer mit Narben bedeckt sind. Von Krätze und andern Hautkrankheiten oder von Syphilis konnte Hr. Joest nie etwas bemerken. Von Bart sah er nur leichte Spuren von Schnurrbart; unter den Armen und an den Schamteilen findet man schwache Behaarung. Das Haupthaar wird Kindern beiden Geschlechts im Nacken und über der Stirne weggeschnitten, später läßt man dasselbe wachsen; die Männer tragen es in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten zusammengewunden. Es hängt dann bis an die Schulterblätter und wird meist durch einen roten Faden zusammengehalten. Die Frauen tragen ihr Haar in derselben Weise, winden aber meist ein blaues Tuch um den Kopf. Beide Geschlechter, zumal die Frauen, sind tättowiert, was bei der Pubertät mit einem Dorn geschieht, worauf die kleinen Wunden mit Ruß eingerieben werden. Die Tättowierung trifft bei den Männern die Stirn, bei den Frauen fast das ganze Gesicht, mit Ausnahme der Lippen, in Zentralformosa angeblich auch die Hände. Zur Pubertätszeit werden den jungen Mädchen die beiden oberen Eckzähne eingeschlagen. Was die Kleidung betrifft, so besteht dieselbe im Sommer nur aus einem drei Finger breiten Gürtel, der um die Taille geschlungen wird und dessen vorne herabhängende Enden die Schamteile nur notdürftig bedecken. Während der Regenzeit tragen sie eine ärmellose Jacke und darunter zuweilen, ebenso wie die Frauen, jackenlose Aermel, bisweilen auch Röcke aus Leopardenfell, meist aber aus den von den Frauen gewebten äußerst dauerhaften Stoffen, die sie durch bunte Fäden in ganz geschmackvollen Mustern verzieren. Die Männer tragen außerdem zuweilen Mützen aus Rehfell und selbstgeflochtene Strohmützen. Die Frauen bedecken sich bedeutend mehr wie die Männer, nicht aber, wie man vielleicht denken könnte, aus Schamgefühl, denn was Hr. Joest in dieser Beziehung mitteilt, widerlegt eine solche Annahme aufs schlagendste. Die Frauenjacke gleicht der der Männer, reicht aber meist bis zu den Knieen; ferner tragen sie oft einen sarongartigen Schurz, eine kurze Weste, die erwähnten Aermel, ein viereckiges Stück Zeug über der Brust, auf dem Haupte ein Kopftuch und an den Waden Gamaschen, d. h. ein Stück Zeug durch Fäden rundum festgebunden. Beide Geschlechter hüllen sich oft in eine Art Toga, die um den Hals befestigt wird und über den Rücken herabhängt.

Die Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen nebst einer 3—4 m langen Holzlanze, deren Spitze durch kleine chinesische Messer gebildet wird, doch sind diese Waffen jetzt schon beinahe allgemein durch chinesische Luntenflinten verdrängt, die allerdings ziemlich ungefährlich sind. Unerläßlich ist dem Chinwan auch die Tasche, die er am Arm oder auf dem Rücken trägt, entweder aus Rohleder oder in Form eines Netzes; in diese wird alles gesteckt, Pfeife, Tabakblätter, Feuerstein und chinesischer Stahl, Mundvorrat und auch eventuell der abgeschnittene Kopf eines Feindes. Lasten tragen die Frauen — Männer geben sich damit nicht ab — auf dem Rücken an einem Bande, das sie über die Stirne schlingen. Kinder sitzen oft rittlings auf dem Rücken der Mutter, durch ein Kreuzband festgehalten. Beide Geschlechter, zumal aber die Männer, lieben es, sich zu schmücken. Ich weiß nicht, ob man schon genügend hervorgehoben hat, wie in diesem Punkte die niedrigen Menschenrassen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Tierwelt bekunden, in welcher fast stets das Männchen stattlicher und auch geputzter erscheint, als das Weibchen. Was unter den Tieren die Natur besorgt, das üben die niederen Naturvölker unbewußt. Die Putzsucht des weiblichen Geschlechts tritt erst in höheren Gesittungsstufen auf. Die Chinwan nun benützen als Schmuckgegenstände Halsschnüre aus bunten europäischen Glasperlen, zierlich geschnitzte Bambusstäbchen; Stücke geschlif-

fenen Marmors bis zu Muscheln und Metallstücken von mehreren Centimetern Durchmesser, die sie in die erweiterten Ohrläppchen einklemmen; dünne kupferne Ringe an den Gelenken und Oberarmen; Flanellstreifen mit Porzellanknöpfen benäht; Stirnbänder mit Muscheln oder flachen Marmorstückchen; Blumenkränze mit eingeflochtenen Orangen, und endlich Armbänder aus chinesischen Zöpfen, welche sich der stolze Jüngling mit dem dazu gehörigen Kopfe erbeutet hat. Das einzige musikalische Instrument ist die Maultrommel, doch lieben sie im Chor zu singen. Von Tänzen ist nichts bekannt.

Die Dörfer der Chinwan liegen meist im Walde und auf einer kleinen Anhöhe, möglichst geschützt vor plötzlichen Ueberfällen und mitunter durch Bambupfähle befestigt. Ihre Häuser bauen sie entweder aus Schiefer oder aus Bambupfosten. Die Thür ist hoch und breit, das Dach aus Stroh oder Gras. In der Mitte der Hütte brennt Tag und Nacht ein Feuer, auf dem das Essen in thönernen, selbstverfertigten Töpfen gekocht wird. Man schläft auf Pritschen von Bambu und Matten, durch deren kunstfertiges Flechten die Frauen mit Recht berühmt sind. Zur Beleuchtung dienen Bambu- und Grasfackeln. An den Wänden stehen die mit Wasser gefüllten Bambu. Beide Geschlechter teilen sich in die Arbeit: die Männer jagen, fischen, fertigen ihre Waffen an und führen nach Landessitte mit irgend einem andern Stamme Krieg; die Frauen bestellen das Feld — sie pflanzen Reis, Hanf, Tabak und Hirse — spalten Holz, stampfen Reis, spinnen und weben, kochen und begleiten die Männer auf die Jagd, um das Fleisch, das an Ort und Stelle über frischem Feuer getrocknet wird, heimzutragen. Man nährt sich von Hirse, süßen Kartoffeln, schlechtem Reis, wildem Honig, getrocknetem Hirsch-, Eber- und Bärenfleisch, dann von Fischen. Alles Fleisch u. dgl. wird in gleiche Stücke zerschnitten und gleich zwischen Männern und Frauen verteilt. Auch der Hund, das einzige Haustier des Chinwan, den er stets gut behandelt, bekommt seinen Anteil. Ist man Gast in einer Hütte, so wird man meist von der Frau gefüttert, die erst jeden Bissen selbst kostet. Das früher übliche Getränk aus gegorenem Reis oder Hirse ist jetzt stets durch chinesischen Samschu ersetzt, dem beide Geschlechter leidenschaftlich ergeben sind. Eigentümlich ist die Sitte des Bruderschafttrinkens: man hockt in der gewöhnlichen Art auf dem Boden, schlingt je einen Arm um den Hals des andern, der eine kleine Rede von ewiger Freundschaft u. dgl. murmelt, setzt die Kürbisschale voll Branntwein gemeinsam an und leert sie Mund an Mund bis auf den letzten Tropfen. Beide Geschlechter lieben sehr den Tabak und führen fast beständig die Pfeife im Munde. Im Süden der Insel kaut man ebenso allgemein Betel.

Alle unverheirateten Männer und Jünglinge schlafen wie die Alfuren zusammen in einem gemeinschaftlichen Gebäude, das, über dem Boden erhöht, auf Pfählen ruht und in welchem auch die abgeschnittenen Köpfe der Feinde aufgehängt und Feste gefeiert werden. Die Sitte dieser gemeinschaftlichen Schlafhäuser kommt bekanntlich auch auf den Palau- und mehreren andern Inseln der Südsee vor. Die Chinwan leben fast in fortwährendem Kriege untereinander oder gegen die Chinesen; die beliebteste Manier des Kriegführens geschieht aber auf feige, erbärmliche Weise, indem man sich bei einem feindlichen Dorfe in Hinterhalt legt und dort so lange lauert, bis sich Gelegenheit findet, irgend einem Wesen, sei es Weib oder Kind, einen Pfeil in den Rücken zu schießen und dem so Gemeuchelten den Kopf abzuschneiden. Schleunigst steckt der Held diesen in die Jagdtasche und kehrt triumphierend nach seinem Dorfe zurück, wo man ihn mit Ehren empfängt; es wird gegessen und getrunken, und gerne wird dann des Gefeierten Heiratsantrag gehört. Doch kann sich ein Jüngling eine Lebensgefährtin auch für Kupferdraht, Flanell u. s. w. kaufen. Eigentümlicherweise giebt es keine Polygamie. Der Mann hat immer nur eine Frau auf einmal, indes sind Ehescheidungen nicht schwer und der Chinwan ist wohl nicht sehr eifersüchtig. Die Mädchen heiraten gerne Chinesen, trotzdem sie von ihren Chinwanmännern auch durchaus nicht schlecht behandelt werden. Ob die Anschuldigung des Kannibalismus auf Wahrheit beruhe, kann Hr. Joest nicht entscheiden. Dagegen spielen schon die kleinen Knaben mit hölzernen Messern und kleinen Bogen das liebliche Spiel „Kopfabschneiden". Blutrache wird natürlich fortwährend geübt. Ist jemand aus einem Dorfe ermordet worden, so herrscht Trauer, kein lautes Geräusch ist zu vernehmen und strenges Fasten geboten.

Die religiösen Anschauungen der Chinwan scheinen sehr primitiv zu sein; es giebt weder Götter noch Tempel, dagegen herrscht der Totemismus wie in Nordamerika: jeder Stamm, jedes Dorf besitzt ein Tier, unter dessen speziellem Schutz sie zu stehen glauben. Auch huldigen sie dem polynesischen „Tabu", bei ihnen „Hiang" geheißen. Priester haben sie nicht, wohl aber alte Weiber als Wahrsagerinnen, welche viel Einfluß auszuüben

scheinen und sich in einem Tanze so sehr exaltieren, daß sie Krämpfe bekommen; ihre unzusammenhängenden Reden werden dann als Orakel aufgefaßt. Auch glauben die Chinwan an gute und schlechte Vorzeichen, die sie, zumal aus dem Rufe oder Flug gewisser Vögel, erkennen. Eine uralte Sitte soll noch heute im Schwange sein: die Frauen lassen sich bis zum 34., ja bis zum 37. Jahre, im Falle sie schwanger werden, von den Priesterinnen durch Kneten und Schlagen des Bauches die Frucht abtreiben, was im Vereine mit der großen Sterblichkeit der Kinder, den Pocken und dem Branntwein eine Zunahme der Bevölkerung wohl nicht zuläßt. Im übrigen bezeichnet Hr. Joest den Charakter der Chinwan als bescheiden und gutmütig. Dr. Schetelig glaubt die Chinwan und die Shekwan Formosas, welche sprachlich untereinander sehr wenig oder gar nicht verwandt zu sein scheinen, auf Grund ihrer Schädelbildung in zwei verschiedene Rassen, die Chinwan verwandt mit der polynesischen, die Shekwan mit den Malayen einreihen zu können. Wir haben auch gesehen, wie so manche Sitte der Chinwan auf Polynesien hindeutet. (Verhdl. Berl. Gesellsch. für Anthrop. 1882. S. 53—63.)

Kehren wir nach den Philippinen zurück! Dort treffen wir nämlich beinahe im ganzen Archipel zerstreut, hauptsächlich jedoch an der Nordostküste Luzons, mitten unter den Malayenvölkern, eine Rasse, welche augenscheinlich die Autochthonen jener Inseln bildete und als dunkelgefärbt bezeichnet wird, nämlich die sogenannten Negritos, dort Aetas, d. h. Schwarze, genannt. Sie gehören zur reinen Papuarasse und haben ihre Rassenmerkmale noch völlig rein bewahrt; doch gilt dies bloß von den wenig zahlreichen Banden Luzons. Bernard de la Fuente will zwei Rassen unterscheiden, deren eine vermutlich aus Indien gekommen, vollkommen schwarz ist und auch eine gewisse Zivilisation verrät; die andere, viel niedriger stehende, mit den Papua übereinstimmt und dunkelkupferfarbig ist. Die Aetas sind im Besitze einer eigenen Sprache, welche freilich von den malayischen Nachbardialekten nicht unbeeinflußt geblieben ist.

Der Körperbau der Aetas oder Negritos ist klein, schmächtig, Waden sind fast gar nicht vorhanden. Durchschnittshöhe der Männer 1445 mm, nach Semper 1486 mm, bei den Weibern 1406 mm. Der Kopf ist vollständig negerartig, der Kiefer ein wenig vorspringend, die Lippen schwach gewulstet, die Nase plattgedrückt; das Haar wollig, dick und schwarz oder schwarzbraun, und immer glanzlos; es wird kurzgeschoren getragen. Der spärliche Bartwuchs beschränkt sich meist auf den Backenbart. Auffallend sind die dicken Bäuche, dann die Geschicklichkeit, mit welcher sie sich ihrer Zehen zum Greifen und Festhalten zu bedienen wissen. Ihr Temperament ist sehr lebhaft und ihre Begabung keine ganz geringe, denn einige haben es zu fester Niederlassung und zum Ackerbau gebracht. Sonst leben sie als Nomaden in den Wäldern und ihr einziger Schutz gegen die Unbilden der Witterung besteht in leicht beweglichen Schirmen aus Palmblättern geflochten, welche schräg gegen die Windrichtung oder die Sonne gestellt werden. Bis zum Eintritt der Pubertät laufen sie ganz nackt herum, dann schlagen sie ein Tuch um die Lenden oder tragen ein oft ungenügendes Suspensorium. Wunderlich gestaltete Ohrringe, sowie Ringe an Beinen und Armen, dann Halsketten vervollständigen das „Kostüm". Sie kennen und üben auch die Sitte des Tättowierens, und bei einigen Stämmen werden die Schneidezähne sägeförmig zugefeilt. Ledige Männer tragen bei einigen Stämmen in den Haaren Kämme aus Rohr, angeblich zum Zeichen ihres ehelosen Standes. Die Ehen werden frühzeitig vereinbart, aber erst später nach erlangter Pubertät vollzogen. Monogamie ist die Regel. Die Frauen gebären leicht und schnell, bei schweren Geburten vertritt ein altes Weib die Stelle der Hebamme. Die Frau hat alle Lasten des Lebens zu tragen, dem Manne obliegt nur die Jagd, er hat auch eine unumschränkte Macht über alle Glieder seiner Familie. Die Nahrung besteht durchweg aus Waldfrüchten und andern Vegetabilien, Honig, Wildbret und Fischen. Als Waffen dienen Bogen, Pfeil und Waldmesser. Die Festlichkeiten bestehen in Tänzen und Gesängen. Stirbt ein Negrito, so wird er im Gebirge begraben; ein Teil seiner Habe wird ihm ins Grab mitgegeben. Ueber ihre Religion weiß man so gut wie nichts; man hat weder Götzen noch den Göttern geweihte Stellen bei ihnen entdeckt. (Blumentritt a. a. O. S. 3—9.)

Ob die von den Malayen unterschiedenen Stämme im Innern der größeren Inseln Borneo, Celebes, Dschilolo, wovon einige als Alfuren aufgeführt werden, als reine Negritos oder als Mischlinge aufzufassen sind, bleibt noch zweifelhaft. Dagegen sind die Semang im Gebiete von Kedah auf der Halbinsel Malakka unzweifelhaft reine Negritos. Sie haben wolliges Haar, aufgedunsene Bäuche, dicke Lippen, schwarze Haut, flache Nase und die zurückfliehende Stirn des Papua. Jene von Perak reden nur eine etwas andere Sprache. Sie leben alle von der Jagd und machen sich Hütten aus den Zweigen, ihre spärlichen Kleider aber aus der Rinde der Bäume. Nur hie und da verwenden sie von den Malayen erhaltenes Zeug. Angeblich verehren sie die Sonne, doch möchte diese Behauptung noch sehr der Bestätigung bedürfen. Die Malayen meinen, daß die Semang ihre Toten aufzehren und nur den Kopf verscharren; die Weiber sollen sie in Gemeinschaft besitzen. Sie stehen unter Häuptlingen oder Aeltesten. Noch unbekannter als die Semang sind die Udai, welche einige nur für eine Klasse der Jakuns halten. Man sagt, sie seien kleiner und in ihren Sitten noch wilder; nur selten bauen sie Hütten, sondern leben unter freiem Himmel ohne irgend welche Religion, Gesetze oder Regierungsform. Natürlich haben sie auch keine Ahnung von Schriftzeichen, und ihre Sprache ist uns völlig unbekannt. Die Jakuns beschuldigen sie des Kannibalismus und des Beischlafes mit den Tieren des Waldes, besonders den Siamang. Sie gehen fast nackend, waschen sich niemals, tragen keine Kopfbedeckung und gebrauchen vergiftete Pfeile und am Feuer gehärtete Holzspieße als Waffen. In gleicher Weise scheinen die Kalang auf Java, welche dort den Javanen gegenüber eine Art Pariastamm sind, zu den Negritos zu gehören. Entschieden mit diesen und den Papua rassenverwandt sind endlich die Mincopie oder Bewohner der Andamanen. Sie zerfallen in sechs Stämme, deren jeder seinen eigenen Dialekt spricht.

Die Mincopie sind Zwerge, insofern ihr Wuchs noch mehrere Centimeter unter 1½ m zu bleiben pflegt, doch stehen alle ihre Glieder unter sich und zum Rumpfe in gutem Verhältnisse. Ihre Haut ist tief schwarz und glänzt, als ob sie poliert wäre. Der Vorderkopf ist gut geformt, nicht abgeflacht, die Lippen sind weder geschwollen noch aufgeworfen, die Nasenlöcher nicht groß, die Ohren klein und gut geformt; Habichtsnasen sollen oft vorkommen; das in Büscheln stehende Haar wird in der Regel kurz abgeschoren. Die Mincopie besitzen große Muskelstärke. Männer wie Frauen bleiben von jeder, auch der geringsten Bekleidung unbelästigt. Die nicht bloß zwergenhaften, sondern auch eckig und anmutlos geformten Weiber scheren sich gleichfalls, vielleicht im Gefühl, daß sie nichts mehr an ihren Reizen verderben können, das Haupthaar glatt ab, bestreuen dafür aber den Schädel mit einem Puder aus rotem Ocker. Nirgends bemerkt man an den Mincopie eine Spur von Bartwuchs. Selten sieht man sie anders als mit einer Katze oder einem Hund auf dem Arm. Auch auf die Kinder europäischer Besucher erstreckt sich ihre Zärtlichkeit, nur suchen sie beim ersten Bekanntwerden mit großer Indiskretion sich über das Geschlecht genaue Auskunft zu verschaffen. Das Merkwürdigste in ihren Gepflogenheiten ist die Sitte, daß die Frauen öffentlich gebären müssen. Gleich seinen Eltern bleibt das Kind nackt wie ein Regenwurm, und nur bei nassem Wetter schützt man die Kleinen durch einen Mantel aus Blättern. Uebrigens herrscht zwischen Eltern und Kindern die größte Zärtlichkeit, wie auch sonst die Mincopie unter sich in Eintracht und gegenseitiger Zuneigung leben. In Banden von jeder Zahlengröße zwischen 10 und 300 führen sie ein beständiges Wanderleben. Sie verwenden daher auch wenig Arbeit auf ihre Hütten. Vier Pfähle, zwei größere und zwei kleinere, gleichviel ob gerade oder krumm, werden in den Boden gesenkt und tragen das Blätterdach. Mit ihren armseligen Werkzeugen leisten die Eingebornen Bewundernswertes. Sie fällen

Bäume und höhlen sie zu Kähnen mit solcher Meisterschaft und Sauberkeit aus, daß selbst Chinesen von ihnen lernen könnten; auch ihre Netze verfertigen sie sehr sauber und genau aus feinen Schnüren. Ihre Bogen sind von starkem, zähen Holze und 2 m lang; es gehört eine große Kraft dazu, sie zu spannen; die Mincopie verfehlen damit selten ihr Ziel. Die Leichen binden sie in kauernder Stellung zusammen und beerdigen sie dann aufrecht, ohne weiteres Wehklagen. Wenn die Verwesung der lockeren Teile vorbei ist, graben sie die Beine aus und verteilen sie unter angemessenem Trauergeheul in der Familie. Befindet sich unter den Leidtragenden die Witwe des Verstorbenen, so erhält sie seinen Schädel, den sie nun fortan an einer Schnur um den Hals trägt. (Dr. Frederic J. Mouat, Adventures and Researches among the Andaman Islanders. London 1863. 8°).

Zweifelhaft ist die Stellung der Bewohner der Nikobaren; sie selbst nennen sich Baju, d. h. Menschen, und betrachten Groß-Nikobar als ihre Urheimat. Ihre Sprache ist übelklingend, voll von Kehl- und Nasenlauten, die Aussprache schnarrend und schleppend. Sie gehören wohl alle einer Rasse an, nur auf Groß-Nikobar, der am wenigsten bekannten Insel, existiert noch eine zweite Völkerschaft, die Schobaeng oder Schombeng, die erst vor kurzem näher bekannt geworden ist. Adolf von Roepstorff, einer der gründlichsten Kenner der Nikobaren, sieht auch die Eingebornen der Insel Schowra als eine besondere Rasse an. Sie nennen sich Tatat und zeigen, wie die Schombeng, schiefgeschlitzte mongolische Augen. Vermutlich sind beide Völker Ueberreste der alten mongolischen, durch die jetzige Bevölkerung verdrängten Ureinwohner.

Die Nikobaresen besitzen hellbraune Hautfarbe, schwarzes schlichtes Haar, seltenen und dünnen Bart, braune Augen, ein wenig zurückfallende Stirn, breite Nase, aufgeworfene Lippen und normalen Wuchs, an Größe den Europäern gleichkommend. Wie viele wilden Völker, so pflegen auch die Nikobaresen sich künstlich zu entstellen, einerseits durch Flachpressen des Hinterschädels bei Kindern, andererseits durch das Kauen von Betelnuß, endlich durch Bohren von Ohrlöchern. Der Mund der Kinder erscheint normal, bei Erwachsenen ist derselbe aber durch das Kauen von Betelnüssen, gebranntem Kalk und Pflanzenblättern bedeutend entstellt. Alle ohne Ausnahme, Männer wie Weiber, rauchen leidenschaftlich chinesischen Tabak, aus dem sie kleine Cigaretten formen. Ihre Ohrlappen sind mit breiten Löchern versehen, in die sie den verschiedenartigsten Zierat stecken, z. B. Holzpflöcke, Tuchfetzen, Pflanzenblätter. Sämtliche Inseln sind schwach bevölkert. Ein Mann gilt als reich, wenn er ungefähr 400 Rupien (à 2 Mark), viele Schweine, viele Kokosnüsse und viele Kinder hat. Die Zahl der Kinder ist aber meist sehr gering. Viele Familien sind kinderlos, solche mit vielen Kindern sehr selten. Mädchen sind auf den Nikobaren seltener als Knaben, und das ist eine von den Ursachen, daß das Weib dort viel höher geschätzt und menschlicher behandelt wird, als bei allen Völkern des Orients. Von Polyandrie, die bekanntlich auf Ceylon vorkommt, hat man auf den Nikobaren nichts gehört. Polygamie verbietet sich von selbst. Die Kinder entwickeln sich früh. Die Mädchen heiraten im Alter von 13—15 Jahren; sie werden nicht verhandelt, sondern nach Neigung gewählt, und der nicht zusagende Bewerber wird oft zurückgewiesen. Selbstverständlich spielen hierbei nicht bloß persönliche Sympathien, sondern auch Rücksicht auf die Wohlhabenheit des Bräutigams eine Rolle. Die Mädchen bekommen bei der Verheiratung eine Mitgift, bestehend in Schweinen, Kokosnuß- und Pandanußbäumen. Seltsamerweise zieht aber das Weib nicht zum Manne, sondern der Mann in die Hütte der Eltern des Weibes. Die Eltern, welche nur Söhne haben, sehen deshalb ihre Hütte allmählich veröden, während der Vater vieler Töchter seinen Hausstand mehr und mehr heranwachsen sieht. Das Weib genießt volle Freiheit; sie wandelt frei umher wie die Männer und genießt als Mutter die Achtung und Liebe ihrer Kinder. Stirbt der Mann, so ist die Witwe Herrin des Hauses. Rührend ist die Sorge für die Schwangern; sie und ihr Mann werden von allen Arbeiten dispensiert, sie haben nur Feiertage, besuchen ihre Verwandten, und wo sie erscheinen, ist Freude in der Hütte; es wird das beste Schwein ihnen zu Ehren geschlachtet und verspeist, und gewöhnlich wird die Frau veranlaßt, etwas Samen in den Garten zu säen; man erhofft von dieser Saat besondere Fruchtbarkeit. Der Europäer, der das dürftige Kostüm dieser Wilden zum erstenmal erblickt

und die Ungezwungenheit im Verkehr beider Geschlechter beobachtet, ist leicht geneigt, ihnen geschlechtliche Freiheiten zuzuschreiben, und doch existiert in diesen nackten Wilden ein Gefühl für Anstand und gute Sitte, das man öfter bei Individuen zivilisierter Rassen vermißt. Untreue der Weiber ist in einer Nikobarenehe sehr selten. Häufiger sind Trennungen wegen Unfriedens. Verheiratet sich dann ein Teil wieder, so werden die Kinder der vorhergehenden Ehe nicht mit in die neue hinübergenommen, sondern zu Verwandten gegeben. Sehr primitiv ist ihre staatliche Organisation. Oberhaupt und Unterthan in unserem Sinne giebt es eigentlich nicht. Es finden sich zwar in mehreren Dörfern sogenannte Kapitäne mit stolzen Namen vor: Kapitän Nelson, Kapitän Johnson, Kapitän London. Diese Kapitäne sind jedoch englisches Produkt, wie schon der Name andeutet. (Vogel, Vom indischen Ozean bis zum Goldlande. Berlin 1877. 8°. S. 292 bis 294.)

Was die obenerwähnten Schombeng anbelangt, so fand Herr von Roepstorff, daß dieser Volksstamm sich von der Strandbevölkerung im Aussehen, Sprache, Lebensweise und Sitten unterscheidet. Er treibt vorwiegend Feldbau, lebt von Bananen, Yams, Gunya und Flußfischerei, besitzt Schweine, aber weder Hühner noch andere Haustiere; die Dörfer der Schombeng sind sehr still, man hört weder Papageien noch Affen. Es sind tüchtige Arbeiter, wie aus den großen Waldlichtungen ersichtlich, aber keine sorgfältigen Landbauer. Wahrscheinlich verlegen die Schombeng ihre Dörfer nach einigen Jahren, benutzen den Boden solange er fruchtbar bleibt, und ziehen dann an eine andere Stelle. Die Schombeng müssen sehr gute Werkzeuge besitzen, sonst könnten sie nicht so große Bäume fällen und bedeutende Strecken lichten. An ethnographischen Gegenständen sammelte Herr von Roepstorff zwei Speere aus Palmenholz, ein gelbes geflochtenes Haarband, zwei Schnüre mit weißen Samenkernen, zwei Schnüre aus Grasgeflecht mit roter Kante, ein Stück aus Gras gedrehte Schnur und einen Kochapparat aus Baumrinde. Mit bezug auf dieses Gesäß sei bemerkt, daß die Schombeng im Kochen nicht viel zu leisten scheinen. Die Bananen werden roh gegessen, Gunya und Yams in Asche gebraten; es handelt sich nur noch um einige Süßwassermuscheln, deren Schalen man herumliegen sah. Nach Herrn von Roepstorff waren die von ihm gesehenen Schombeng unzweifelhaft von anderer Rasse als die Strandbewohner, etwas heller, ihr Haar etwas mehr bräunlich, ihre Augen dunkler als die der Strandleute. Die Körpergröße der Erwachsenen schwankte zwischen 1582 und 1632 mm; die einzige Frau, die man zu Gesichte bekam, maß 1545 mm. Sie hatten einen angenehmen Gesichtsausdruck, sehr entschieden schiefe mongolische Augen und scheinen sehr spärlich behaart zu sein; von Roepstorff sah bloß einen mit einem ordentlichen Schnurrbart. Ihre Sprache scheint schwer zu erlernen; die Strandbewohner verstanden sie nur sehr unvollkommen und umgekehrt. Von Papua- oder Negritoabstammung keine Spur. Roepstorff hält die Schombeng für einen Volksstamm von mongolischer Abkunft, bei dem jedes papuanische Element fehlt, der sich aber von den Strandbewohnern jedoch so wenig unterscheidet, daß nur ein geübtes Auge den Unterschied merken würde, falls sich ein Schombeng unter den ersteren befände.

Die Chinesen.

Mit diesem Namen bezeichnen wir die ansässige, ackerbautreibende Bevölkerung von China (richtiger gesprochen Schina) im allgemeinen, in ethnologischer Hinsicht bilden die Chinesen aber bloß einen Bruchteil der verschiedenen Völker, welche auf dem Raume des heutigen China leben und diesem ältesten aller auf Erden existierenden Reiche unterthan sind. Sind sie unter diesen allen unbestritten das merkwürdigste und wichtigste, so hat doch eine „Naturgeschichte“ des Menschen am wenigsten Grund, sich mit diesem ältesten lebenden Kulturvolke unseres Planeten zu beschäftigen. In der That sind die Chinesen mit ihrer so hoch gestiegenen, wenn auch von der unserigen so vielfach abweichenden

Gesittung, der Gegenstand so zahlreicher eingehender Schilderungen geworden, daß wir über sie, sowie über das zweite große Kulturvolk Asiens, die Japaner, dem geneigten Leser nichts Neues zu sagen vermögen; wir müssen uns daher begnügen, bloß in groben Strichen ein allgemeines Bild dieser Völker zu zeichnen, welche eigentlich über den Rahmen dieses Buches hinausgreifen und hoffen, daß die Abbildungen, welche wir dem Leser zahlreich vorzuführen in der Lage sind, deutlicher als die Beschreibung es vermöchte, Typus und Wesen jener Menschen veranschaulichen werden.

Die heutigen Chinesen gehören zur mongolischen, richtiger hochasiatischen Rasse und sind nach der Tradition in der Urzeit vom Westen oder Nordwesten in die Becken des Hoangho und Yang-tse-Kiang eingewandert, wo sie die wahrscheinlich stammverwandten Miao-tse vorfanden und verdrängten. Miao-tse ist der generische Name für die zahlreichen Stämme, welche die Gebirgskette bewohnen, die im nordöstlichen Winkel der Provinz Yünnan sich erhebt, ihren Weg durch den südlichen Teil der Provinz Kwei-Tscheu sich bahnt, einen Teil von Kwang-si durchzieht und allmählich sich in der Ebene östlich von der Grenze Kwang-tungs verliert. Auch auf den Inseln Formosa und Hainan leben noch heute zahlreiche Stämme der einstigen Urbevölkerung.

Dem Aeußern nach weichen die verschiedenen Gebirgsclane sehr wenig von einander ab; nur zwischen ihrer allgemeinen Physiognomie und der der Chinesen herrscht eine weite Kluft. Sie sind kleiner, dunkler und besitzen schärfere Gesichtszüge als ihre zopftragenden Nachbarn. In ihren Gewohnheiten sind sie ungezwungener, und die Jugend beider Geschlechter zeigt sich heiter und aufgeweckt, was sehr für sie einnimmt. Die Männer tragen meist Turbane von entweder blauem oder rotem Tuch, und fast beständig das „Tao", oder Messer, welches auch den Bergstämmen von Tschittagong gemeinsam ist. Einige der Frauen tragen eine Art Haube; allein nur bei demjenigen Stamme, der ihnen die oberste Leitung der Familienangelegenheiten gestattet, tragen sie Turbane. Recht seltsam sind die Heiratssitten bei diesen Urstämmen. Mit wenigen Ausnahmen ist der Heiratsvermittler bei der Urbevölkerung gänzlich unbekannt. Es steht jedem eheluftigen Jüngling frei, sich eine Braut nach seinem Geschmack zu wählen. Die Hauptheiratssaison fällt in die Zeit der Neujahrsfeiertage. Die Jünglinge und die Mädchen besuchen die in den Tempelhöfen abgehaltenen Märkte. Die jungen Leute gehen den die ausgelegten Waren besichtigenden Jungfrauen nach; gefällt einem ein Mädchen, so knüpft er ohne Umstände ein Gespräch mit ihr an und macht ihr, wenn er will, sofort einen Heiratsantrag. Nimmt sie an, so ist die Verlobung perfekt und das Paar begiebt sich ins Innere des Tempels, um die betreffende Gottheit anzubeten. Sodann begleitet der Bräutigam die Braut zu deren Eltern, in deren Hause die erforderlichen Schriftstücke ausgefertigt werden. Die mit der Hochzeitsfeier verbundenen Lustbarkeiten dauern sechs Tage. Ist die Ehe mit Kindern gesegnet, so wird das erstgeborne formell den Eltern des Mannes, das zweite denen der Frau zum Geschenk gemacht. Der Gatte muß sieben bis zehn Jahre lang bei seinen Schwiegereltern wohnen; nach Ablauf dieser Zeit steht es in seinem Belieben, in sein Vaterhaus zurückzukehren. Die wohlhabenden unter den Urbewohnern pflegen ihren Töchtern, im Gegensatz zu den eigentlichen Chinesen, Barmitgift zu geben; die Auszahlung derselben erfolgt an dem Tage, da die Tochter ihrem Gatten in dessen Elternhaus folgt. Es giebt Ausnahmen von diesen allgemeinen Regeln. Im Stamme der Luuk-Tuung-Jejau ist es üblich, daß die Braut sich in Begleitung ihrer Brautjungfern und eines Schirmträgers ins Vaterhaus des Bräutigams begiebt, um daselbst vermählt zu werden. Drei Tage nach der Hochzeit kehrt sie mit ihrem Gatten ins Haus ihrer eigenen Eltern zurück, wo beide die Geburt des ersten Kindes abwarten. Sodann ziehen sie samt diesem wieder zu den Eltern des Mannes, wo sie endgültig verbleiben. Im Stamme der Long-Tschi-Miau ist es Pflicht des Vaters, den Bedürfnissen der Kinder besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Dieser Pflicht wird sogar noch nach dem Tode Ausdruck

gegeben. Stirbt nämlich ein Vater, so wird er mit umgewendetem Gesichte begraben; dies soll andeuten, daß der Vater auch im Jenseits über seinen Kindern wacht.

Die meisten Stämme haben die Gepflogenheit, die Leiche mit Blumen zu schmücken und durch die Hauptstraßen der Stadt oder des Dorfes, wo der Verstorbene wohnte, zu tragen. Im Winter geschieht dies an den drei dem Tode folgenden Tagen, im Sommer nur an einem Tage. War er reich oder sind es seine Verwandten, so wird die Leiche in einen Steinsarkophag gelegt. Nach kurzer Zeit wird der Leichnam ausgegraben, damit die überlebenden Verwandten nach dem Aussehen des Gesichtes auf die Beschaffenheit des ihnen bevorstehenden Geschicks schließen. Sind die Züge noch gut erhalten, so glauben sie, eine glückliche Zukunft erwarte sie; sind sie bereits entstellt, so machen sich die Abergläubischen auf ein trauriges Los gefaßt. Anders halten es die Luh-N'zeh-tsze. Sie graben die Leichen ihrer Toten ein Jahr nach der Beerdigung aus, aber nicht um mit ihrer Hilfe in die Zukunft zu blicken, sondern um die Gebeine sorgfältig zu waschen. Erkrankt vor Ablauf des Jahres ein Mitglied der Familie des Verstorbenen, so werden dessen Gebeine, ohne Rücksicht auf den seit dem Begräbnis verstrichenen Zeitraum, sofort ausgegraben und gewaschen. Dieser Urstamm glaubt nämlich, daß die Gesundheit der Lebenden in hohem Grade von der Reinlichkeit der Gebeine ihrer toten Verwandten abhänge; die Chinesen nennen ihn daher „Stamm der Gebeinwäscher". Nicht minder seltsam ist die Sitte der Lanku-Heh-Miau, ihre Verstorbenen erst lange nach dem Tode zu begraben. Dies geschieht nur an gewissen Tagen von günstiger Vorbedeutung, und solche kommen nach ihren astrologischen Berechnungen höchstens viermal im Jahre vor; in der Zwischenzeit werden die Leichen in luftdicht verschlossenen Särgen aufbewahrt. Vier Stämme, mit deren unaussprechlichen Namen wir unsere Leser verschonen wollen, weichen in ihren Totengebräuchen in jeder Beziehung von allen übrigen Urbewohnern ab. Statt ihre Verstorbenen zu begraben, verbrennen sie dieselben, nachdem sie sie vorher entweder mit seidenen Leichentüchern oder Pferde-, Kuh-, Ziegen- oder Schafhäuten bedeckt haben. Auch huldigen diese Stämme dem indischen Prinzip des Sutti oder der Witwenverbrennung. Sterben Vater, Mutter, Großeltern oder das Oberhaupt eines Stammes, so beobachtet die betreffende Familie oder der betreffende Stamm ein dreimonatliches Fasten.

Die Schurii-Kia-Miau, einer der wohlhabendsten Urstämme, kennen eine höchst merkwürdige und empörende religiöse Zeremonie. Sie besitzen einen großen Tempel, in welchem sich das Götzenbild eines Hundes befindet und den sie einmal jährlich betreten, um zu beten. Bei dieser Gelegenheit geben die reichen Mitglieder des Stammes ihren armen Mitbürgern ein Bankett, nach dessen Beendigung angesichts des Hundealtars ein Mann geschlachtet wird, der gegen eine seiner Familie zu gute kommende Summe eingewilligt hat, sich der Hundegottheit opfern zu lassen, damit sein Stamm im Laufe des Jahres von Pest, Hungersnot und Krieg verschont bleibe. Vor der Schlachtung nimmt der Unglückliche ein gewaltiges Quantum Wein zu sich. Die Schurii-Kia-Miau verdanken ihren Wohlstand hauptsächlich ihrem Salzhandel. Sie verpacken das Salz weder in Fässern noch in Säcken, sondern in großen Röhren, die sie aus gefällten Bambusstämmen gewinnen. Einige andere Stämme suchen sich in anderer Weise gegen die Pest zu schützen. Ein möglichst körperkräftiger Stammesgenosse wird zum Sündenbock gemacht. Man beschmiert ihm das Gesicht mit Farbe, worauf er allerlei Handbewegungen und anderen Hokuspokus macht, um alle Pestkeime zu verlocken, sich ausschließlich auf ihn zu konzentrieren. Ein Priester leistet ihm bei dem Spuk Beistand. Nach Vollendung der vorgeschriebenen Lazzi wird der arme Teufel von seinen Stammesgenossen unter Trommel- und Gongongspektakel schleunigst aus dem Dorfe oder der Stadt gehetzt.

Die meisten Stämme feiern im dritten Monat jedes Jahres ein großes Fest: das der Vernichtung aller Leiden und Unglücksfälle der verstrichenen zwölf Monate. Ein großer irdener Krug wird mit Schießpulver, Steinen und Eisenstücken gefüllt und dann vergraben; hierauf wird ein Pulvergang gelegt, mit dem Krug in Verbindung gebracht und entzündet. Die Explosion zerstreut den Inhalt des Kruges in alle Winde. Die Steine und die Eisenstücke bedeuten das Ungemach des verflossenen Jahres und ihre Zerstörung durch die Explosion wird der Beseitigung der unangenehmen Wirklichkeit gleichgeachtet. Diese Zeremonie ist mit großen Trinkgelagen verbunden. Um das Trinken zu fördern, wird ein einfacher, aber sinnreicher Modus angewendet. Man zündet eine Oellampe an und läßt sie rasch die Runde von einem Zechgenossen zum andern machen; einer von diesen geht um den Tisch herum und bemüht sich die Lampe auszublasen. Gelingt dies, so muß derjenige, in dessen Händen sie sich während des Auslöschens befand, einen Humpen Wein leeren. Viele Urstämme haben als Sport eine

Art Stiergefechte. Die Landwirte eines Stammes paaren ihre Stiere mit denen eines andern und lassen sie in der Kampfsaison, nachdem sie durch Verabreichung eines berauschenden Getränks sie in die erwünschte Stimmung versetzt, einander zur Belustigung des Publikums bekämpfen. Jedes Stiergefecht dauert mehrere Tage, nach deren Ablauf der siegreiche Stier einer der Hauptgottheiten des betreffenden Stammes geopfert wird.

Die meisten Urstämme haben den Ruf guter Ackerbauer und tüchtiger Viehzüchter. Ihre Feldarbeiter sind sehr emsig und großer Anstrengungen fähig. Der Pflug — in Südchina von Büffeln und Stieren, im Norden außerdem auch noch von Pferden und Maultieren gezogen — wird bei der Urbevölkerung zumeist von den Bauern und Bäuerinnen

Mädchen aus Schanghai.

selbst geschleppt. Die Macht, die das Gesetz den Landwirten über ihre Leute einräumt, ist sehr groß. Verdingt sich ein Feldarbeiter an einen Landwirt, so wird ein schriftliches Uebereinkommen getroffen, in welchem das Alter des Betreffenden, die Dauer der Dienstzeit und die Strafe, die ihn im Falle seiner Flucht träfe, angegeben sind. (Gray, Bilder aus dem chinesischen Leben. Von Leopold Katscher. Leipzig und Heidelberg. 1881. 8°. S. 324—328.)

Die eigentlichen Chinesen sind zweifelsohne ein Mischvolk. Durch Aufnahme einer Menge fremder Elemente, welche er sich assimilierte, wuchs der in der Urzeit eingewanderte Grundstock allmählich zu dem großen Volke der Chinesen heran, welches, obwohl eine ethnologische Einheit, dennoch sprachlich in mehrere Abteilungen zerfällt, die selbst im gewöhnlichen Leben keinen unmittelbaren Verkehr untereinander pflegen können. Dagegen hat sich, trotz mancher örtlicher

Schwankungen, ein im wesentlichen einheitlicher Rassentypus zum fast gänzlichen Ausschluß anderer Elemente über das große Reich verbreitet. (Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1873, S. 37—48.) Unter den verschiedenen Zweigen des Volkes verdienen die Hakka, welche neben den Hoklo und Punti-Chinesen in Kwang-tung leben, Erwähnung.

Die Chinesen sind klein und untersetzt, selten über 1,50 m hoch, aber gut gebaut, wenn auch mit einer Neigung zum Fettwerden. Das Gesicht ist rund, die Augen sind klein, weit voneinander abstehend, tief liegend, fast schielend, schwarz und sichtlich schief

Vornehme Dame aus Schanghai.

gestellt, die Augenlider unbehaart, die Brauen aber dicht, die Backenknochen hervorstehend. Dazu gesellen sich eine niedrige, zusammengedrückte Stirn, eine kleine Nase, fleischige Lippen, welche dicker als bei den Europäern sind, grobes, straffes und schwarzes Haar, spärlicher Bartwuchs und eine gelbliche Gesichtsfarbe, die bei Frauen oft krankhaft weißlich, im Süden dunkelbraun ist. Der Ausdruck des Gesichtes ist leer und die ganze Erscheinung des Chinesen würdelos. Zu einem stattlichen Manne gehören nach chinesischen Begriffen ein dicker Leib, lange Nägel und kleine Füße. Auch in bezug auf das andere Geschlecht hat der Chinese ein von dem unsrigen durchaus verschiedenes Schönheitsideal. Ein großer Kopf, dicke Backen, kleine Augen, massive gedrungene Statur und hauptsächlich kleine Füße, das sind die Zeichen der Schönheit, welche allein den jungen Chinesen bewegen können, den Mädchen gegenüber den sonst gewöhnlichen Ausdruck der Verachtung aus den Mienen zu bannen. Die Füße werden bei den Frauen durch Einschnüren gewaltsam verkrüppelt, eine Sitte, womit die Chinesen einzig dastehen. Nach allgemeiner Annahme soll dieselbe im zehnten Jahrhundert unserer Aera aufgekommen sein, doch ist nichts Gewisses darüber zu erfahren. Verbreitet ist diese Fußschnürung nicht bloß bei

den Vornehmen, sondern sogar unter den niedersten Volksklassen, aber, wie Welcker feststellt, nur bei den Chinesinnen des Mutterlandes. (Arch. f. Anthrop. Bd. IV, S. 142 bis 144.) Nach den Untersuchungen dieses Gelehrten unterliegt es keinem Zweifel, das bei Damen, wenn sie die elegantere Form des geschnürten Fußes besitzen, das Maß desselben nur gegen 7,5 cm und selbst noch weniger beträgt; die untere Sohle des Schuhes hat gar nur etwa 6,5 cm. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß die Nachteile dieser Verkrüppelung auf Gang und Lebensweise sehr übertrieben worden sind. (Globus Bd. XXXVIII, S. 304.) In moralischer Hinsicht sind die Chinesen fleißig, geschickt, klug, vorsichtig, im allgemeinen äußerst mäßig, aber auch betrügerisch, ränkevoll, reizbar, feige, wollüstig und unmäßig im Opiumgenuß. Sie sind zwar überaus höflich, aber dabei auch sehr stolz auf ihr Land und ihre uralte Kultur.

Die chinesische Reichschronik beginnt sogleich mit völlig geordneten Zuständen; von der rohen Barbarei, deren die Sagen gedenken, hat die Geschichte keine Erinnerung bewahrt. Die Chinesen haben, soweit bekannt, ein von jeher wohlorganisiertes, durchdachtes Staatswesen besessen, das sich selbstredend nur bei einer schon hoch entwickelten Gesittung aufbauen konnte. Von alters her sind sie im Besitz einer sehr komplizierten Schrift und einer ungemein reichen Litteratur, die aber der ganzen Naturanlage des Volkes gemäß zu praktischen Dingen strebt, daher denn auch viele unserer epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen schon den Chinesen des Altertums bekannt waren. Dies ungemein hohe Alter der reichen chinesischen Kultur hat bei oberflächlichen Beurteilern die viel verbreitete, aber durchaus irrige Meinung von ihrer Erstarrung erweckt. Jahrhundertelang abgeschlossen von dem Verkehre mit fremden Nationen, außer mit einigen Nachbarvölkern, haben die Chinesen die Kulturschätze der Vergangenheit nicht bloß ungeschmälert erhalten, sondern auch, wenngleich langsam, vermehrt; und diese Kulturschätze sind das Produkt eigener Erfindung. Gegen Fremde herrscht im Innern Chinas auch heute noch gewaltiger Haß und in manchen Teilen kann ein Europäer nur mit Lebensgefahr reisen. Wohin er aber auch dringt, überall stößt er auf die breite Basis der gleichförmigen chinesischen Gesittung, welche in der Gegenwart indes die Errungenschaften europäischer Wissenschaft, wenn auch sehr langsam und nur in materieller Beziehung durchsickern. (Rob. K. Douglas in der Popular Science Review 1873, S. 375—384.) Der nachstehenden Charakteristik dient Fried. Müllers ethnographische Beschreibung der Chinesen, welche den hier angestrebten Zweck einer kurzen Skizzierung der wichtigsten Momente vollkommen erfüllt, zur Unterlage.

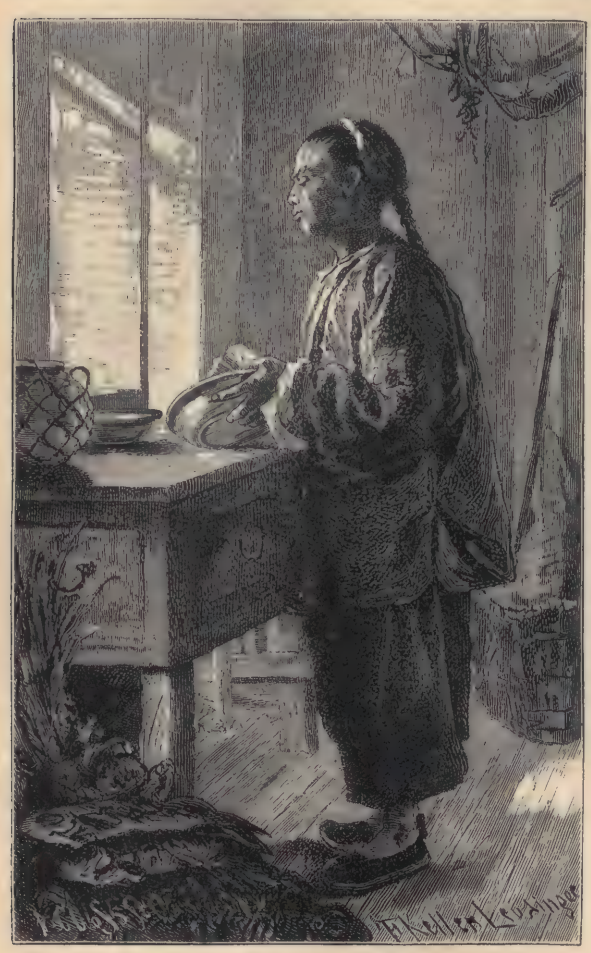
Gestickter Schuh für den Krüppelfuß vornehmer Chinesinnen.

Diener und Ausläufer beim Hazardspiel im Hafen von Hongkong.

Die Kleidung der Chinesen besteht in einem Hemd aus Seide, Baumwolle oder Linnen, und weiten Beinkleidern aus denselben Stoffen, dann einem Kamisol bei den Aermeren oder einem kaftanartigen Rocke darüber, im Stoffe je nach Klima und Jahreszeit verschieden, bei den Reicheren. Den Leib umschließt ein Gürtel, von dem bei Vornehmen der in einem Futteral befindliche Fächer nebst einem Tabaksbeutel herabhängt. Den Kopf deckt im warmen Klima und im Sommer ein trichterförmiger Hut aus Bambu oder Reisstroh, im Winter eine halbkugelförmige Samtkappe mit aufgestülptem Rande. Die Füße stecken in Stiefeln oder plumpen Schuhen, die aus Seide, Nanking oder Linnen hergestellt und mit dicken Pappsohlen versehen sind. Während der Arbeit trägt der Landmann einen breitkrämpigen Hut und einen kurzen Mantel aus Riedgras. Die Füße bleiben bis an die Schenkel hinauf nackt. Die Frauentracht besteht aus einem langen, grünen oder rosenroten Baumwollen- oder Seidenrock. Gelb ist die Farbe der kaiserlichen Familie, weiß jene der Trauer. Der Kleidungsschnitt bleibt unveränderlich; der Wechsel der Mode ist den Chinesen unbekannt. Das Haupthaar wird seit der Mandschueroberung, d. h. seit 1644 geschoren bis auf einen Büschel am Scheitel, welcher als Zopf über den Rücken hängt. Die Anhänger des Lao-tse haben aber diese Mode nicht angenommen. Bei den Weibern bleibt das Haar bis zur Verheiratung lose, in frei herabhängenden Locken; nachher wird es in einen Knoten gebunden und mit zwei kreuzweise gesteckten Nadeln am Hinterhaupte befestigt. Reinlichkeit, besonders im Baden, ist völlig unbekannt. Die Wohnungen sind eigentlich bloß vergrößerte und aus festem Material aufgeführte Zelte, woran namentlich die Bedachung erinnert, fast nie über ein Stockwerk hoch, mit kleinen Zimmerchen, deren Papierfenster nicht auf die Gasse sehen. Im Norden werden sie im Winter durch unterirdische Oefen geheizt. Bei Reichen herrscht großer Luxus der Ausstattung und sind geschmackvoll angelegte Gärten beliebt. Die Anlage von Dörfern und Städten ist überall die gleiche; einige ungepflasterte Straßen, keine höheren Gebäude oder Türme und um das Ganze ein Erd- oder Backsteinwall. Der Chinese ist pantophag, d. h. er ißt alles. Hauptnahrungsmittel für das Volk ist freilich der Reis; recht beliebt ist auch das Fleisch des Schweines und des Hundes. Bei Reichen herrscht große Verfeinerung im Tafelluxus. Folgendermaßen lautet z. B. ein chinesischer Speisezettel aus den höheren Kreisen: „Haifischflossen mit Hummer. Pilse mit gehacktem Geflügel. Omelette aus Taubeneiern. Seehundshirn in Sauce. Gebackenes Ochsenfleisch

Ein Flickschuster in Kanton.

mit Klöschen. Seeschnecken. Gebratene Wurst von gerolltem Schweinefleisch. Spinat mit gehacktem Geflügel. In Eiermehl gebackene Krabben. Mandelthee mit Schwammkuchen. Pilze in Sauce. Gebratenes Geflügel. Geschmorter Salm in Sauce. Gedämpfte Hammelsbrust. Geröstetes Spanferkel. Gebratene Enten." Butter ist unbekannt, ihre Stelle ersetzt das uns höchst widerliche Ricinusöl. Als allgemeines Getränk dient statt des völlig unbekannten Weines der allerdings hochfeine Thee, dann warmer Reisbranntwein, „Samtschu", im Norden Kumys und Branntwein aus Schöpsenfleisch. Die bereits klein geschnittenen Speisen werden auf Platten in napfförmigen Gefäßen aufgetragen und mittelst zweier Stäbchen gegessen. In größeren Städten existieren billige Speisehäuser für das Volk, dem seine Pflanzenkost ganz gut bekommt, da es dabei kräftig und ausdauernd bleibt. Ein gewisser Unterschied in dieser Beziehung zwischen der Konstitution der kaukasischen und der mongolischen Rasse ist nicht zu verkennen. Auch kommen die Chinesen recht gut ohne einen wöchentlichen Ruhetag aus; freilich haben sie an ihren Arbeitstagen sehr viele Ruhepausen, die mit Thee und Pfeife, sei es Tabak oder Opium, ausgefüllt werden, und die Qualität ihrer Anstrengung ist äußerst gering. Die Chinesen haben eine wahre Leidenschaft, alles Obst zu essen, ehe es reif ist; auch ein vorgeschrittener Grad der Fäulnis hat einen besonderen Reiz für sie. Hieraus allein schon ließen sich ihre zahlreichen Krankheiten, namentlich die Ruhr, erklären. Häufig wird daher der Verkauf von Gurken, auf die alle Klassen des Volkes äußerst erpicht sind, obrigkeitlich verboten. Diese Frucht wie auch Melonen werden in so unglaublicher Menge erzeugt und sind so wohlfeil, daß der ärmste Bettler hierdurch leicht zur Cholera gelangen kann. Gewöhnlich werden die Melonen von innen heraus so ausgegessen, daß nur noch ein Minimum von Schale bleibt, das dann auf die Straße geworfen und von den Bettlern in enormen Quantitäten vertilgt wird. Merkwürdig bleibt, daß trotz dieser elenden Nahrung der physische Zustand vieler ein ganz guter ist.



Chinesischer Koch (Punti).

Der Chinese ist Ackerbauer par excellence; fast jedes Fleckchen Land ist auf das sorgfältigste bebaut und mit menschlichen Exkrementen oder Küchenabfällen gedüngt. Viehzucht kennt der Chinese dagegen gar nicht, wohl aber Seidenzucht und Baumwollen-

bau, an Flüssen und Küsten auch Fischerei. Das Familienleben ist einfach; der Chinese hat bloß eine rechtmäßige Frau, darf aber Konkubinen halten, deren Kinder völlig legitim sind. Der orientalische Harem mit seinen Eunuchen existiert in China nicht. Eunuchen dürfen bloß gewisse Mitglieder des kaiserlichen Hauses und die Familien der höchsten erblichen Fürsten, der „Hsi-wang", in Dienst nehmen. Die grausame und lebensgefährliche Operation der Entmannung umfaßt die Entfernung des gesamten Geschlechtsapparats. (Carter Stent, Chinesische Eunuchen oder der Ursprung, Charakter, Habitus, Obliegenheiten und Zurichtung der Hämlinge Chinas. Leipzig. o. J. 8°.) Verlobungen werden schon in der Jugend vollzogen; die förmliche Werbung muß aber durch gewisse Unterhändler geschehen: dann wird beiden Teilen das Horoskop gestellt und danach Tag und Stunde des unter einer Reihe von Festlichkeiten begangenen Hochzeitsfestes bestimmt. Beide Teile sollten in bezug auf Rang und Vermögen einander möglichst gleich stehen und müssen Chinesen sein. Heiraten mit Fremden sind gesetzlich verboten, Scheidungen gleichfalls auf gesetzlich genau bestimmte Fälle beschränkt. Die chinesische Familie ist ein Staat im kleinen, mit dem unumschränkt gebietenden Hausvater an der Spitze; Auflehnung gegen ihn ist todeswürdig; er ist aber auch zur Erhaltung und zum Schutz der Familienmitglieder verpflichtet und für deren Aufführung verantwortlich, wogegen ihm auch deren Verdienste zu gute kommen und Eltern für die Verdienste ihrer Kinder noch im Grabe geadelt werden. Das Umgekehrte kommt nie vor. Der Chinese will einen Sohn besitzen, dessen Geburt gilt als frohes Ereignis, jene eines Mädchens aber als ein Unglücksfall. Aermere setzen daher die weiblichen Kinder gleich nach der Geburt aus. Auch Kindertötung und noch mehr Fruchtabtreibung gehen im Schwange. (Dr. E. Martin, Etude médico-légale sur l'infanticide et l'avortement dans l'Empire chinois. Paris. 1872. 8°.) Die Kinder werden früh zu bescheidenem, sittigem Betragen angehalten und mit den ersten Elementen des Lebens bekannt gemacht. Für Unbemittelte giebt es billige öffentliche Schulen, an manchen Orten sogar mit Nachtstunden, um den Tageserwerb nicht zu beeinträchtigen. Im Leben sind beide Geschlechter strenge geschieden, die Frauen von der Oeffentlichkeit ganz ausgeschlossen und auf die Familie beschränkt, ohne deshalb eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Manche Frau hat sogar ihren Gemahl stark unter dem Pantoffel. Sie, wie die Mädchen, zieren Bescheidenheit und Eingezogenheit. Viele Mädchen aber ergeben sich der zwar gesetzlich verbotenen aber doch reichlich vorhandenen Prostitution auf den berüchtigten Blumenschiffen. (Gustav Schlegel, Jets over de prostitutie in China. Batavia. 1866. 4°.)

Näherin aus Hongkong.

Der chinesische Staat ist eine Familie im großen mit dem Kaiser als Oberhaupt an der Spitze. Der Chinese betrachtet seinen Kaiser lediglich als seinen Vater, dem das

Beste seiner großen Familie wirklich am Herzen liegt. Begeisterung für eine bestimmte Dynastie und deren Zwecke ist ihm durchaus fremd. Daher denn auch China seine Dynastie so oft wechseln konnte und jede dennoch stets gehorsame Unterthanen gefunden hat. Daher aber gilt auch jeder außerhalb des Staates Stehende, jeder Fremde für rechtlos. Besondere Verehrung genießen Alter und Erfahrung, die höchste aber das Wissen. Der aus allen Volksschichten hervorgehende Gelehrtenadel bildet die einzige Aristokratie, d. h. verleiht persönlichen Adel und ebnet den Weg zu Amt und Auszeichnungen. Die Staatsbürger zerfallen in vier Klassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute. Als „unehrlich" gelten Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler, deren es bei der Beliebtheit, welcher sich das Theater in China erfreut, nicht wenige giebt, endlich Vagabunden. In den ersten Stand einzutreten steht jedem Staatsbürger frei; aus ihm werden die Kandidaten für die verschiedenen Aemter gewählt; die Entscheidung erfolgt durch Prüfungen, deren es eine ganze Reihe giebt. Der Kaiser regiert unumschränkt in Uebereinstimmung mit den Satzungen der Weisen und vergiebt selbständig die einzelnen Stellen. Unmittelbar unter ihm stehen 13 hohe Körperschaften, davon 8 Ministerien, und unter diesen eine Reihe von Behörden in fortlaufender Rangstufe. An der Spitze jeder Provinz steht ein Generalgouverneur oder Vizekönig. Die öffentlichen Zustände und die Handhabung der Gesetze sind schlecht. Nirgends existieren so viele geheime Gesellschaften, nirgends sind Piraterie und Bettel so entwickelt wie in China. Verwaltung und Justiz sind vereinigt; die Strafen mitunter barbarisch. Bambuhiebe entehren nicht. Als Todesstrafen sind üblich: Hängen, Köpfen und Spießen. Die relativ unbedeutende Militärmacht, welche sich lange in kläglichem Zustande befand, soll jetzt durch europäische Lehrmeister verbessert sein; auch die Bewaffnung ist jetzt meist die europäische, sowohl im Landheere als in der Marine, welche nebst mehreren in Europa erbauten Kriegsschiffen noch viele einheimische Kriegsboote zählt. Handelszwecken dienen fast ausschließlich die bekannten chinesischen Fahrzeuge, die sogenannten „Dschunken", doch ist der Handel vorwiegend Binnenhandel; sehr entwickelt ist dagegen die Industrie und die technischen Fertigkeiten wurden von alters her gepflegt. Unter den Krankheiten der Chinesen stehen Hautausschläge, wegen der herrschenden Unreinlichkeit, obenan; die Heilkunde bewegt sich auf tiefer Stufe. Die stets sehr feierlich veranstaltete Totenbestattung geschieht in Holzsärgen, welche in Gräber an unfruchtbaren Orten versenkt werden. Die Trauerzeit dauert 27 Monate; im Frühjahre und Herbst wird dem Verstorbenen auf den Gräbern geopfert. In Hinsicht der Religion sind zu unterscheiden: die als offiziell geltende Volksreligion, welcher die alte, auf bloße Verehrung der Naturkräfte hinauslaufende Religion ohne Tempel, Götterbilder und Priester zu Grunde liegt, und die von Kon-fu-tse reformierte. Seine Lehre ist die eigentliche Religion der Gebildeten, während einzelne Philosophen, sowie das gemeine ungebildete Volk, erstere dem „Tao" d. h. dem mystischen Niederschlag der alten Volksreligion, letzteres vorwiegend dem Buddhismus in der Gestalt des Foismus anhängen. Dabei ist das Volk in hohem Grade aber-

Do-Do, musizierende chinesische Schauspielerin.

gläubisch, hält viel auf Wahrsagerei und läßt sich durch den seltsamen Aberglauben des „Feng-shui", den man als Geomantie bezeichnen kann, in allem und jedem beeinflussen. (Eitel, Feng-shui, or the rudiments of natural science in China. London. 1873. 8°.) Im Süden Chinas hat der Islam sich ausgebreitet, und auch im Westen, in der Dsungarei, giebt es chinesische Muhammedaner. Endlich laufen Posten katholischer Glaubensboten, meist Franzosen, in ununterbrochener Kette von der Umgebung Pekings bis zur Westgrenze des Reiches, und zahlreiche blühende Gemeinden eingeborner Christen existieren überall im Innern des ungeheuren Landes.

Die Sprache Chinas, welche aus einsilbigen Stammwörtern besteht, durch deren ganz bestimmte Stellung innerhalb des Satzes der Mangel an Flexion

Chinesisches Kriegsboot. Mit Luntenflinten auf Bord bewaffnet. (Nach einem Modell.)

ersetzt wird, zerfällt in zwei Hauptrichtungen, nämlich in die Volkssprache und in Schriftsprache, neben welchen noch die Umgangssprache der Gebildeten (Mandarindialekt) als dritte Richtung gelten kann. Die Volkssprache, welche gegenwärtig in mehrere Mundarten zerfällt, die in der Aussprache voneinander stark abweichen, ist weniger abgeschliffen, als die Schrift- und gebildete Umgangssprache, insoferne sie noch Konsonanten am Ende des Auslautes der einzelnen Wurzelformen duldet, während die beiden letzteren nur Vokale und Nasale im Auslaute gestatten. Sie steht also dem Ursprunge viel näher als die beiden anderen und es muß daher auf sie bei Erwägung der etwaigen Verwandtschaftsverhältnisse mit anderen Sprachen vor allem Rücksicht genommen werden. Wie viele Menschen chinesisch sprechen, läßt sich nicht angeben, denn genaues über die Bevölkerungsziffer ist nicht zu erfahren. Die Angaben schwanken sogar zwischen

200 und 537 Millionen Köpfen; sicher ist indes, daß China dichter bevölkert ist als die dichtesten Teile Europas und obendrein die Bevölkerung in raschem Wachsen begriffen ist, was zur Uebervölkerung führt. Letztere erzeugt eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben, woraus sich wieder einzelne barbarische Sitten erklären. Sie erzeugt aber auch eine großartige Auswanderung, welche die Söhne des himmlischen Reiches nach allen Richtungen der Windrose zer-

Chinesische Handels-Dschunke.

streut. (F. Ratzel. Die chinesische Auswanderung. Breslau 1876. 8°.) Angesiedelt haben sich diese längs der Küste der Insel Hainan, an der Westküste Formosas, in den Königreichen Anam und Siam, in Französisch-Kochinchina, auf der Halbinsel Malakka, namentlich in Singapur, auf Java, der Prinz Walesinsel bis nach Ceylon, in Australien und mehreren Eilanden des Stillen Ozeans, endlich selbst an der Westküste Amerikas, in Kalifornien und Peru, wohin sie sich gleichwie nach Jamaika, nach den Zuckerinseln Mauritius und Reunion als „Kuli", d. h. als Arbeiter verdingen. Fleißiger, thätiger als die Eingeborenen haben die Chinesen fast überall, wo sie einmal festen Fuß faßten, Handel und Gewerbe in ihren Händen und repräsentieren die wohlhabendste Klasse der Be-

völkerung. In Ländern, wo Europäer und deren Nachkommen herrschen, wie in Kalifornien und Australien, haben sie allerdings eine solche glänzende Stellung nicht errungen, immerhin machen sie der europäischen Arbeit in sehr vielen Städten eine bedenkliche Konkurrenz, welche sogar legislatorische Maßnahmen gegen die chinesische Einwanderung veranlaßt hat. Da in ihrem weiten Vaterlande ohnehin fast alle Klimate vertreten sind, besitzen die Chinesen mehr als andere Menschen die Fähigkeit, sich in den verschiedensten Zonen zu akklimatisieren. Ihre Absicht geht aber fast nirgends dahin, sich eine neue Heimat zu gründen, sondern stets streben sie mit ihren Ersparnissen nach dem alten Vaterlande zurückzukehren und lassen, falls der Tod sie in der Fremde überrascht, womöglich wenigstens ihren Leichnam dahin zurückbringen. Auch wandern fast bloß Männer aus und verbinden sich nicht mit den eingebornen Weibern. Die wenigen weiblichen Auswanderer führen meist ein zügelloses Leben.

Chinesischer Kuli (mit Esel).

Die Koreer.

Ungleich weniger bekannt, denn Chinesen und Japaner sind die Bewohner der gebirgigen Halbinsel Korea, welche durch das Weiße Gebirge von der nördlich liegenden Mandschurei getrennt wird und bis vor Kurzem nächst Tibet zu den verschlossensten Ländern der Erde zählte. Die Koreer sind nun gleichfalls, wie die Chinesen, ein Mischvolk, nämlich einerseits Nachkommen der in der Geschichte Hochasiens wiederholt auftretenden Sien-pi, andererseits der im Süden Koreas ansäßigen San-pan. Ihre Nationalität und Sprache erhielten sie von

dem im zweiten Jahrhundert v. Chr. vom Norden her eingedrungenen Eroberervolke der Kao-li, welches die ganze Halbinsel unter seine Herrschaft brachte. Die Sprache Koreas ist eine mehrsilbige Stammsprache und steht zum Japanesischen und den uralaltaischen Sprachen in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnisse. Die Koreer haben mongolischen Typus, ähneln aber mehr den Japanern, als den Chinesen. Sie sind von mittlerer Größe, ziemlich kräftig und ertragen viele Anstrengung. Die im Norden wohnenden sind die robustesten und fast wild. Die abgerundeten Jochbeine treten stark hervor, die Nase ist am Steg eingedrückt, die Nasenflügel sind breit, die Augen schwarz und schief nach innen geschlitzt; der Wuchs ist schlank und kräftig, weit mehr wie bei den Nachbarvölkern.

Bewohner von Korea.

Gegenwärtig wird Korea von einer einheimischen Dynastie regiert, deren Oberhaupt den Titel König führt, aber der chinesischen Mandschudynastie tributpflichtig ist, von welcher er die Investitur erhält. Die alljährlich den Tribut nach Peking überbringende koreische Gesandtschaft hat vom Kaiser den Kalender zu empfangen, Bericht über die Familie des Königs und alle Begebenheiten zu erstatten. Der König darf die kaiserliche Farbe nicht tragen, auch keine Krone, die der des Kaisers ähnlich wäre, ist aber in seinem Lande absoluter Monarch und hat Gewalt über Leben und Tod, auch der Edelsten. Er genießt fast göttliche Verehrung: es ist ein schweres Verbrechen, nur seinen Namen auszusprechen. Er soll sich nur mit dem allgemeinen Wohl beschäftigen, über die Gesetze wachen, das Volk vor Bedrückungen der großen Würdenträger schützen. In der Regel aber ist der König ein Faulenzer, verderbt, ausgemergelt, vor der Zeit gealtert, verdummt und unfähig, schon von seinem 12. Jahre an im Harem lebend. An seiner Stelle regieren ehrgeizige Minister mit fast unumschränkter Gewalt. Stirbt der König, so muß jeder Mann im Lande 27 Monate lang trauern; ebenso lange unterbleiben alle öffentlichen Vergnügungen. Das Volk der Koreer ist nichts und mischt sich in nichts. Durch die Korea eigentümliche, aber nicht auf religiösen, sondern lediglich auf politischen Ursachen beruhende Kasteneinteilung haben nur die Adeligen die Macht in Händen und kümmern sich um das Volk nur insofern, als sie es drücken und aussaugen. Der Adel ist erblich; die Adeligen sind nicht militärpflichtig, unverletzlich und tragen als Kennzeichen eine Mütze aus Pferdehaar. Sie betragen sich durchweg tyrannisch, erpressen Geld, wenn sie dessen bedürfen, Anleihen und Kaufsummen bezahlen sie nicht. Jeden Mangel an Respekt bestrafen sie grausam. Von dieser Landplage stammen alle Mißbräuche des Landes. Obwohl heutzutage ein großer Teil der Adeligen im größten Elend lebt, so würden sie sich doch nie zu einer Arbeit entschließen. Der höhere Adel zerfällt in die zwei Rangklassen des Zivil- und des Militäradels, von welchen jedoch der

erstere der bei weitem mächtigere und bedeutendere Zweig ist. Diesen beiden Rangklassen folgt dann die numerisch sehr schwache Kaste der sogenannten Halbadeligen, die gewissermaßen den Uebergang zwischen den Edeln und der Bürgerklasse bilden; auch diese besitzen das Recht, gewisse Aemter aus ihren Reihen auszufüllen, aus denen vorzugsweise die Regierungssekretäre und die Dolmetscher für das Chinesische rekrutiert werden. Es folgt dann die Bürgerkaste, die aus den besseren und wohlhabenderen Ständen der Städtebewohner gebildet wird; im allgemeinen unterscheidet sich dieselbe aber nur wenig von der Masse des eigentlichen Volkes, nur daß sie vielleicht, nach koreischen Begriffen wenigstens, ein wenig mehr Lebensart und Bildung besitzt, welche letztere in der Erlernung

Bewaffneter aus Korea.

der chinesischen Schriftsprache besteht. Zu dieser Klasse zählen die Kaufleute, Industriellen und die meisten Handwerker. Die nächste Kaste besteht dann aus dem eigentlichen Gros des Volkes, den Landbewohnern, Ackerbauern, Hirten, Jägern, Fischern u. s. w., und ist selbstverständlich die zahlreichste im Lande. Zwischen dem Volk und den Leibeigenen, welche die unterste Rangstufe einnehmen, tritt uns noch die Institution der „verächtlichen Kasten" entgegen, die sich wiederum in verschiedene Grade verteilen und in pekuniärer Beziehung im allgemeinen durchaus nicht die am unvorteilhaftesten gestellte Klasse ist, wenn sie auch in sozialer Beziehung unter dem eigentlichen Volke steht. Der König hat indes die Macht und das Recht, selbst einen den verächtlichen Kasten Angehörigen in eine höhere Rangstufe zu versetzen, und in ausnahmsweisen Fällen ist es sogar schon vorgekommen, daß Mitglieder derselben ein Mandarinat und dadurch den Adel erhalten haben. Eine andere dem Lande eigentümliche Institution, die sich weder in China noch in Japan vorfindet, ist die der Leibeigenschaft, welche sich, wenn auch nicht in der ganzen Strenge früherer Zeiten, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In mancher Hinsicht ist die Stellung der Leibeigenen eine ähnliche, wie die der früheren russischen, doch hat

das System in Korea verhältnismäßig nie die Ausdehnung angenommen, wie in Rußland, ist im allgemeinen in mildere Formen gekleidet und tritt gleich den Kasten in verschiedenen Abstufungen auf. Die den Edeln und Privatleuten zugehörigen Leibeigenen werden im allgemeinen gut behandelt, und ihr Los ist nicht gerade ein schweres zu nennen. Sie haben die häuslichen Dienste und die Bestellung des Landes ihres Herrn zu besorgen, und wenn sie, wie dies dann und wann der Fall ist, eigene Wohnungen einnehmen und das ihnen zugewiesene Land bebauen, so gehört zwar der Ertrag desselben zum größeren Teil ihren Eigentümern, was indes durchaus nicht ausschließt, daß sie in manchen Fällen bei der ihnen eigenen Sparsamkeit in besseren Verhältnissen als ihre Herren sich befinden, wodurch sich ihnen die häufig benutzte Gelegenheit des Loskaufs bietet. Die Herrin des Hauses wählt gewöhnlich unter den jungen Töchtern der Leibeigenen jene aus, welche sie zu ihrem Hausdienst bestimmt, und erzieht dieselben dann selbst mit ihren eigenen Kindern. Mit den Knaben macht man weniger Umstände und läßt die Eltern für deren Erziehung sorgen; man giebt letzteren sogar in ihrer Jugend ohne große Schwierigkeiten die Freiheit, und dies um so eher, als es zu den häufigen Vorkommnissen gehört, daß sie eine Freie heiraten, wodurch die solchen Ehen entspringenden Kinder schon durch die Mutter selbst gesetzlich frei werden.

Die offizielle Religion Koreas, wenn überhaupt von einer Religion die Rede sein kann, ist der Buddhismus, der um das Jahr 372 n. Chr. zuerst von China aus Eingang im Lande fand und sich allmählich allgemeiner ausbreitete. Im Punkte der gänzlichen Mißachtung aller ihrer religiösen Gebräuche und Förmlichkeiten aber stehen die Koreer kaum über dem Niveau ganz wilder Völkerschaften, und der letzte Platz, selbst unter den verächtlichen Kasten, tief unter dem gemeinen Volke stehend und eben über den Leibeigenen rangierend, ist den Priestern oder „Bonzen" in der öffentlichen Gemeinschaft angewiesen; sie verdienen auch keinen besseren wegen ihrer gänzlichen Erniedrigung und dem unglaublichen Grade ihrer moralischen Verkommenheit und Verwilderung. Daß man unter solchen Verhältnissen in Korea keine Tempel und Götzen- oder Joßhäuser zu finden erwarten darf, liegt in der Natur der Sache. Selbst an bedeutenderen und bevölkerten Plätzen trifft man im besten Fall kaum etwas anderes als miserable Schreine an, deren verfallene Verfassung deutlich die Vernachlässigung und Nichtachtung zeigt, in welcher sie gehalten werden.

Der Charakter des Volkes im allgemeinen unterscheidet sich vorteilhaft von dem seiner Nachbarn, sowohl im Auftreten wie durch die Offenheit des Benehmens. Die Koreer, selbst der unteren Stände, sind von Natur ernst und gelassen, ohne daß dadurch eine offene Munterkeit und Freiheit ausgeschlossen wird, die bei näherer Bekanntschaft mehr zu Tage treten. Sie sind durchgehends ehrlich, treu und gutmütig, schließen sich, sobald sie sehen, daß man es gut mit ihnen meint, mit fast kindlichem Vertrauen auch an Fremde an, und man kann nur überall ihr freundliches Entgegenkommen rühmen. Im Gang fest, sicher und behende, verrät die Körperbildung der Koreer eine größere Selbständigkeit und freiere Bewegung als die der Japaner, denen sie, wie den Chinesen, an Größe und Stärke überlegen sind, auch zeigt ihre ganze Haltung mehr Thatkraft und Energie und einen mehr entwickelten kriegerischen Geist, als man bei diesen findet. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß sie trotz aller ihrer Körper- und Charaktervorzüge an geistiger Ausbildung und Sittenfeinheit bedeutend hinter denselben zurückstehen; meistens plump von Manieren und ohne wirkliche Lebensart, geben sie sich ganz wie sie sind, und es fehlt ihnen der Schliff, den man selbst bei den geringeren Klassen in China und Japan nie ganz vermissen wird. Auch bei den höheren Ständen und Beamten, denen man eine gewisse ernste Würde und Grandezza in ihrem Auftreten nicht absprechen kann, tritt dieser Mangel an feinerer Gesittung hervor, sobald sie ihren amtlichen Charakter beiseite setzen und sich gehen lassen, der rohe Naturmensch zeigt sich dann ganz unverhüllt.

Polygamie ist in Korea vorherrschend und das Los der Frauen wenig von dem ihrer chinesischen Schwestern verschieden. Je nach Stellung und Wohlstand des Mannes richtet sich die Anzahl seiner Frauen; da aber Wohlhabenheit in den mittleren und unteren Ständen zu den Ausnahmefällen gehört, so findet man bei denselben nicht oft mehr als eine Frau im Hause. Besondere Heiratsformalitäten oder Feierlichkeiten bei Eingehung der Ehen kennt man nicht; sobald der Ehemann in spe sich mit dem Vater oder den Verwandten seiner Auserwählten über die zu leistende oder zu empfangende Entschädigung geeinigt hat, nimmt er das Mädchen als seine Frau zu sich und kann damit, wie mit seinem übrigen Eigentum, nach Gutdünken schalten und walten. Die Frauen müssen sich im Hause in den für sie bestimmten Gemächern aufhalten, und

in den besseren und vornehmeren Ständen werden sie von der Außenwelt noch mehr abgesperrt wie die chinesischen Frauen. Auf dem Lande, wo ihnen teilweise die Besorgung der Feldarbeit mit obliegt, haben sie etwas mehr Freiheit und sind ungenierter in ihrem Thun und Treiben, obgleich sie auch dort mehr innerhalb des Hauses sich aufhalten müssen, als dies bei der weiblichen Landbevölkerung Chinas der Fall ist. In den Städten und größeren Ortschaften ist es aber entschieden gegen die gute Sitte, wenn Frauenzimmer sich während des Tages auf der Straße blicken lassen; sie verlassen während desselben sehr selten ihre Gemächer, und diese Absonderung wird mit ziemlicher Strenge aufrecht erhalten. Um die Frauen indes für diese Absperrung während der Tageszeit zu entschädigen, ist folgende merkwürdige Einrichtung getroffen: Im Sommer um 9 Uhr abends, im Winter zu einer früheren Stunde werden in den Städten auf ein Zeichen die Stadtthore geschlossen; sobald dies geschehen, müssen sich sämtliche Männer aus den Straßen entfernen, und die alleinige Benutzung derselben wird dann den Frauen für mehrere Stunden zum Zweck der Erholung in der freien Luft und zum Spazierengehen eingeräumt. Passiert es dann auch wohl manchmal, daß ein Nachtschwärmer sich über die festgesetzte Zeit hinaus verspätet hat und sich noch auf der Straße befindet, so wird er sich, ohne aufzublicken, so schnell als möglich in seine Wohnung begeben, und es würde jedem schlecht bekommen, der es wagen würde, trotz des strengen Verbotes, die Frauen auch nur im geringsten zu molestieren. Die gute Sitte erfordert sogar, und sie wird auch allseitig befolgt, daß jeder Mann, der sich während dieser Zeit noch im Freien befindet, sobald er irgend spazierengehenden Damen begegnet, seinen Fächer vor das Gesicht halte, um nicht erkannt zu werden, und sich auf die entgegengesetzte Seite der Straße begebe, um die weiblichen Spaziergänger nicht zu stören oder zu erschrecken. Der Gesichtsbildung der Männer nach zu urteilen, die durchgehends charaktervolle Züge besitzen, darf wohl angenommen werden, daß die Frauen in ihrem Aeußeren nicht hinter den männlichen Bewohnern zurückstehen. Trotz des strengen Absperrungssystems der Frauen ist übrigens das sogenannte soziale Uebel auch in Korea vorhanden.

Bei Begräbnissen finden ebenso wenig wie bei Hochzeiten Zeremonien oder Feierlichkeiten statt. Der Leichnam wird in einen sehr einfachen Holzsarg gelegt, oder, was ebenso oft vorkommt, ohne einen solchen und nur in ein Leichentuch gewickelt begraben. Zierat oder Schätze werden niemals mit den Toten ins Grab gelegt. Zuzeiten sammelt man die Knochen und beerdigt sie aufs neue; das Verbrennen findet nur selten und bloß bei den besseren Klassen statt. Für verstorbene Verwandte wird in der Regel keine Trauer angelegt; geschieht es jedoch für die Eltern, so wird sie auch in der strengsten Weise durchgeführt.

Die Häuser und Gebäude in den Städten sowohl als auf dem Lande sind fast ohne Ausnahme einstöckig, zum bei weitem größeren Teil ziemlich roh aus Lehm gebaut und mit Lehm oder Stroh gedeckt. In den ansehnlicheren Städten findet man allerdings auch viele Häuser von Holz und Backsteinen mit Ziegeldächern, in kleinen Ortschaften und Dörfern sind aber nur die Wohnungen der Ortsbeamten aus diesen Materialien verfertigt, woran sowie an den sie umgebenden Einfriedigungen aus rohen Quadersteinen sie kenntlich sind. Ein mit Ziegeln gedecktes Gebäude auf dem Lande ist schon eine seltenere Erscheinung und zeugt für den größeren Wohlstand des Eigentümers. Die innere Einrichtung der Häuser in den südlichen und mittleren Provinzen erinnert in etwas an die der japanischen, nur daß man in Korea keine Idee von der Nettigkeit und Reinlichkeit hat, die durchgängig alle Wohngebäude in Japan auszeichnen. Auf dem Lande findet man fast niemals gedielte Fußböden, es dient der nackte Erdboden, auf dem die Wohnungen stehen, diesem Zweck; Eß- und Trinkutensilien machen gewöhnlich fast das ganze Mobiliar aus. Stühle findet man höchstens vereinzelt als besondere Zierate in den vornehmsten Wohnungen. In den Häusern der bessern Mittelklasse ist der Fußboden auf japanische Art mit Matten aus ordinärem breiten Stroh belegt. Der Koreer wie der Japaner sitzt stets mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden und bedarf daher unserer Stühle und Sessel nicht; auf diese Art giebt er sich stundenlang dem ihm angeborenen Gemächlichkeitssinn hin, dem er weit mehr als seine Inselnachbarn frönt. Tische sind ebenso unbekannt und werden durch niedrige, ungefähr 30 cm hohe Gestelle ersetzt, deren man sich bei Mahlzeiten bedient. Bettstellen nach unserer Idee kennt man gar nicht; meistenteils schlafen die Koreer auf einer einfachen Matratze oder auch ohne solche auf dem Fußboden, ein gewöhnliches Holzgestell für die Matratzen gehört schon zu den ausnahmsweisen Luxusartikeln. Die Bettdecken, von gewöhnlichem

Baumwollstoff, sind mit roher Baumwolle wattiert. Im ganzen zeigt die innere Einrichtung der koreischen Häuser den gänzlichen Mangel an gutem Geschmack und das Fehlen eines Bedürfnisses äußerer Verschönerung oder Verzierung; auch machen die sogenannten Paläste der Großen darin keine Ausnahme, und in betreff der komfortabeln Einrichtung können letztere selbst nicht mit den Häusern der besseren Klasse in China verglichen werden. In seiner Lebensweise ist der Koreer einfach und mäßig, letzteres namentlich was das Essen anbelangt, obschon er eben kein Kostverächter ist. Das Hauptnahrungsmittel besteht in Reis, der auch hier nach chinesischer Manier trocken abgedämpft gekocht wird und die Hauptspeise jeder Mahlzeit ausmacht. Als Zuspeisen zu demselben dienen verschiedene Arten Gemüse, Fische, Geflügel und dann und wann auch Schweinefleisch; Rindfleisch wird fast nie gegessen, weil Viehzucht nur in höchst beschränktem Maße betrieben wird. Die Zubereitung der Speisen, ähnlich jener der chinesischen Küche, steht im allgemeinen hinter der letzteren zurück. Buchweizen, Hirse, Mais u. dgl. m. machen ebenfalls einen Teil der Nahrung aus; letzterer wird gemahlen und zu einer Art trockenen Brotes gebacken. Das Eßgeschirr besteht aus ordinärem Porzellan (teilweise chinesischen Fabrikats) und irdenen Kummen, aus welchen der Reis gegessen wird. Schüsseln sind allerdings auch gebräuchlich. Dagegen bedienen sich die Koreer nicht wie in China der Eßstäbchen, sondern hölzerner oder irdener Löffel mit sehr langen Stielen sowie zweizinkiger Gabeln und Messer. Wein bereiten sie aus Hirse oder Reis und sind dem Genusse desselben sehr ergeben; aus Thee machen sie sich wenig. Die Koreer besitzen eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik und einen ziemlich monotonen Tanz. Schauspiele und Theatervorstellungen scheinen dagegen ganz unbekannt zu sein. (Ernst Oppert, Ein verschlossenes Land. Reisen nach Korea. Leipzig. 1880. 8°.)

Die Bewohner des japanischen Inselreiches.

Wie über die Chinesen, so müssen wir uns auch über die Japaner kurz fassen. Sie sind das zweite große Kulturvolk Ostasiens und in gewissem Sinne noch mehr Kulturvolk als die Chinesen, insoferne sie sich fremden Belehrungen weniger unzugänglich erweisen und der europäischen Gesittung freiwillig ihre Thore öffneten, was denn auch seit anderthalb Jahrzehnten einen radikalen Umsturz aller bisherigen Verhältnisse bewirkte, derart, daß wir jetzt ein Neujapan vor uns haben, in dem überall unfertige Zustände herrschen, altererbte Sitten entwurzelt, die angestammten Ideen ins Wanken geraten sind, ohne daß das Neue schon völlig festen Fuß hätte fassen können. Altjapan treffen wir nur mehr in den vom Verkehre abgelegenen Landesteilen, in welche Europäer gar nicht oder doch nur selten und vereinzelt zu dringen vermögen.

Die Eingebornen Japans zerfallen in zwei Stämme: die eigentlichen Japaner und die Aino. Erstere (Nippon jin) sind ein Mischvolk, hervorgegangen aus Einwanderern mongolischer Rasse, die großenteils lange vor unserer Aera den südlichen Teil des Reiches einnahmen und von dort erobernd gegen Norden vordrangen, und einer schon vorhandenen autochthonen Bevölkerung, welche die japanische Geschichte Emishi nennt. Man nimmt an, daß diese letzteren, wenn nicht gleichen Stammes mit den Aino, so doch mehr verwandt mit denselben waren. Die mutmaßliche Urbevölkerung des südlichen Japans wurde wahrscheinlich teils verdrängt, teils assimiliert, wie dies thatsächlich später mit den Emishi im Norden der Insel Hondo geschah. Lange nachdem sich dieser Ver-

Vornehme japanische Dame.

mischungsprozeß im südlichen Japan vollzogen hatte, trat Jimmu-Tennō auf. Der Gründung und Erweiterung des Mikadoreiches durch ihn und seine Nachfolger reiht sich dann zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die teilweise Eroberung von Korea an. Eine teils freiwillige, teils gezwungene Einwanderung von Koreern — später auch von Chinesen, wiewohl in geringerem Grade — folgt diesem Ereignis und wiederholt sich im Laufe der nächsten 8—10 Jahrhunderte von Zeit zu Zeit, während Emishi aus dem Norden ebenfalls unter die mehr südlichen Provinzen verteilt werden. Diese verschieden-

Zwei japanische Krieger (Preisfechter).

artigen fremden Elemente gingen allmählich im japanischen Volke auf und trugen wesentlich dazu bei, seinen ursprünglichen Charakter mehr und mehr zu verwischen. So finden wir denn mit W. Doenitz und Edwin Baelz im heutigen japanischen Volke drei ethnische Faktoren repräsentiert: Die Aino, die ursprünglichen Bewohner von Mittel- und Nordjapan. Ihr Anteil am heutigen japanischen Volke ist gering. Ferner einen mongoloiden Stamm, den besseren Klassen der Chinesen und Koreer ähnlich, welcher vom Festland über Korea einwanderte, sich im südwestlichen Teil der Hauptinsel zuerst niederließ und sich von da weiter über diese Insel ausbreitete. Endlich einen anderen mongoloiden deutlich malayen-ähnlichen Stamm, der sich zuerst im Süden, auf Kiushiu, niederließ und von da auf die Hauptinsel übersetzend dieselbe allmählich eroberte. Dieser Stamm, heute noch am reinsten in Satsuma und Umgebung repräsentiert, hat den Japanern ihr Herrscherhaus geliefert und ist der Zahl nach im ganzen Volke überwiegend. Leicht lassen sich die beiden letzteren Elemente auch heute noch als deutlich verschiedene Typen erkennen. Sie erklären es, daß Ge-

stalt und Wuchs der Japaner bisher eine so überaus verschiedene Beurteilung gefunden. Während die Einen die Mehrzahl des Volkes „wunderbar muskulös", „stalwart" nennen, bezeichnen sie andere als hohlbrüstig, mager, elend gebaut.

Wenn man die weit überwiegende Masse der Japaner, wie sie in den Ackerbauern und Handwerkern, den Lastträgern und Schiffern vertreten ist, im Auge hat, so ist ganz unzweifelhaft der ersteren Auffassung Recht zu geben, ja es muß unverständlich bleiben, wie man beim Anblick der nackten Kuli noch von schlechtem Körperbau reden kann. Fett ist fast kein einziger dieser Leute, aber muskulös sind sie alle. Eine dunklere Hautfarbe, welche an die malayische erinnert, gedrungenere, derbere Gestalt mit starkem Knochen- und Gliederbau zeichnet sie aus. Das kurze flache Gesicht weist unter einer niedrigen Stirn fast geradliegende Augen, hervortretende Backenknochen und eine flache Stumpfnase mit dicken weiten Flügeln auf. Der große Mund ist meist etwas geöffnet, die Gebärden sind linkisch. Dieser Typus ist im Norden und Nordwesten mehr vertreten als im Süden und gehört vornehmlich der an die Scholle gebundenen Landbevölkerung an, obgleich seine Vertreter zum Teil bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinaufragen. Freilich kommen neben diesen kräftigen, oft athletischen Gestalten in nicht ganz kleiner Zahl andere vor, die das Gegenteil darstellen: schlecht gebaute, muskelarme Menschen mit zartem Knochengerüst und schlechter Haltung. Hellere, gelblich weiße Hautfarbe, eine schlankere Gestalt, mehr Ebenmaß in allen Körperteilen und zarterer Gliederbau sind bemerkenswerte Kennzeichen des zweiten Typus. Der brachikephale Kopf zeigt ein prognathes ovales Gesicht und eine höhere Stirn. Die großen Augen erscheinen durch starke Lider verschleiert, geschlitzt und zur Nase mehr oder weniger schief (geneigt) gestellt, außerdem von hohen Augenbrauen überragt. Die Backenknochen treten nicht merklich hervor, noch auch der Mund, wohl aber die feine, leicht gekrümmte Nase. Die Menschen dieses Schlages kommen mit Europäern öfter in Berührung und sie machen in der That neben den großen Gestalten der germanischen Völker (die unter den Fremden in Ostasien überwiegend vorkommen und fast nur in gesunden, kräftigen Exemplaren) einen ziemlich dürftigen Eindruck. Nach ihnen hat man oft das ganze Volk beurteilt; aber auch sie sind die Nachkommen von Generationen, die sich einer eisernen Gesundheit erfreuten und in der Handhabung schwerer Waffen eine Gewandtheit besaßen, die noch heute in Erstaunen versetzt. Jedenfalls vertritt dieser Typus die edleren, regelmäßigen Züge, und da er vor allem in der höheren Gesellschaftsklasse und im Süden mehr als im Norden vertreten ist, so liegt die Annahme nahe, daß er mehr das eingewanderte Element, die Eroberer des Landes, repräsentiert. Das stereotype ovale Frauengesicht japanischer Maler mit seinen übertrieben schrägliegenden Schlitzaugen, der feinen Adlernase und den kleinen roten Lippen, obwohl nur eine Karrikatur und nicht im entferntesten ein Maßstab der japanischen Kunstfertigkeit, gehört diesem Typus an. In Wirklichkeit ist das weibliche Geschlecht hier schöner als das Ideal einheimischer Künstler; eine blühende Gesichtsfarbe mit roten Wangen und einem feingeschnittenen, geröteten Munde herrschen bei den Mädchen vor, sie werden durch das wohlgepflegte rabenschwarze Haar noch gehoben. Sie sind früh entwickelt und früh verblüht, auch selten, wenn je, unserem Begriff von einer schönen Frauengestalt ganz entsprechend. Zwischen diesen beiden, hier kurz charakterisierten Grundgestalten, denen meist geringer und auf das Kinn beschränkter Bartwuchs gemein ist, bemerken wir nun eine Menge Abstufungen und Uebergänge, denen weitaus die Mehrheit der japanischen Bevölkerung angehört. In der That zeigt sich in der japanischen Gesellschaft eine überraschend große Verschiedenheit und Veränderlichkeit in den Gesichtszügen und der Hautfarbe. Letztere, obgleich im allgemeinen weit dunkler als bei den Europäern, nähert sich in einzelnen Fällen sogar der hellen Farbe des Germanen. Nicht selten sind Ebenmaß und Regelmäßigkeit des Gesichtes so groß und abweichend von der herrschenden mongolischen Grundgestalt, daß man einen wohlgebildeten Europäer vor sich zu haben glaubt. Unter den Jünglingen der Samuraiklasse finden sich solche, die in ihrem Aussehen überraschend mädchenhaft erscheinen. Allein dies sind Ausnahmen, das japanische Volk ist nichtsdestoweniger im ganzen keineswegs ein schöner Menschenschlag. Aber die Physiognomien verraten Intelligenz und sind meist beweglich und ausdrucksvoll. Im Vergleiche zu den Europäern ist die japanische Rasse klein, der Mann im Mittel etwa 150 cm hoch, also kleiner als Koreer und Chinesen. Wie in China, so bleibt auch in Japan die Durchschnittsgröße der Frauen weit hinter derjenigen der Männer zurück; doch sieht man hier weder Riesen noch Zwerge, noch auch jene Fettleibigkeit, welche unter Chinesen und manchen anderen Völkern so häufig ist. Nur

die Ringkämpfer („Sumo-tôri") machen in letzterer Beziehung eine Ausnahme und zeichnen sich durch große Körperfülle aus. Eine sehr merkliche Verdrehung der Beine durch Einwärtskrümmung der Kniee beeinträchtigt sehr häufig den günstigen Eindruck der übrigen Gestalt und zeigt sich bei den Männern namentlich, wenn sie in enganliegendem europäischem Anzug erscheinen. Sie wird wahrscheinlich hervorgerufen durch die eigentümliche Art, wie Kinder von Müttern, Wärterinnen oder älteren Schwestern auf dem Rücken getragen werden. Man bindet sie nämlich durch ein Tuch, das der Träger sich um Schultern und Leib, dem Kinde um Rücken und Oberschenkel schlingt, fest wider den Rücken, wobei die Kniee gegen einander, die Füße aber nach außen zu liegen kommen. Kinder, welche der Vermischung von Weißen mit Japanern entstammen, schlagen in der Regel den letzteren nach, ganz so, wie auch anderwärts der mongolische Typus bei Mischlingen sich scharf ausprägt, ja das Uebergewicht über die europäische Rasse davonträgt.

Das japanische Volk zeigt viele löbliche Eigenschaften, welche sympathisch berühren und bei anderen Orientalen wenig oder gar nicht entgegentreten. Der Ankömmling im Reiche Nippon wird durch die Reinlichkeit seiner Bewohner, durch ihr freundliches, humanes Wesen, dem Würde und Selbstbewußtsein nicht fehlen, durch ihre Intelligenz und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vorteile der abendländischen Zivilisation angenehm überrascht. Ueber der japanischen Welt ruht charakteristisch: höchste Reinlichkeit, Zierlichkeit, Gefühl für Schicklichkeit und Maß, unverkennbare Würde und Selbstachtung. Die Japaner sind arbeitsam, bedürfnislos und genügsam, abgehärtet gegen Witterungsverhältnisse, leichtlebig und von ritterlichem Sinn, gefällig, passen sich gern an und ahmen leicht nach; sie sind neugierig, aber wenig mitteilsam. Doch stehen sie in Wahrheitsliebe den Europäern nicht nach. Der Japaner stellt sein Licht nicht unter den Scheffel. Wer aber länger mit ihm verkehrt, lernt neben den erwähnten und einigen anderen lobenswerten Eigenschaften, zu denen wir vor allem blinde Ergebenheit und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern und eine warme Vaterlandsliebe rechnen müssen, auch manche andere kennen, durch die sich derselbe nicht besonders empfiehlt. Zu einem Anstandsgefühl, welches in vielen Stücken das der meisten Europäer weit übertrifft, gesellt sich eine sorglose Bloßstellung der Person und vieles, was wir geradezu unkeusch nennen. Der allgemein verbreitete Geschmack an Blumen, landschaftlichen Schönheiten und Gegenständen der graphischen und bildenden Künste ist gepaart mit grober Sinnlichkeit, deren verderbliche Folgen auch dem Nichtarzte vielfach vor Augen treten. Neben warmer Vaterlandsliebe und einem eigentümlichen Rechtssinn bemerken wir eine große Geneigtheit, die schlechteste Aufführung zu übersehen, und in der Beamtenwelt viel Bestechlichkeit und Nepotismus. Dem lebhaften Verlangen nach Kenntnissen und der Raschheit in ihrer Erwerbung steht Mangel an Ausdauer gegenüber und an Geschick, dieselben zu verwerten, soweit es sich nicht um blinde Nachahmung handelt. Zur Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit des Wissens gesellt sich nicht selten eine unergründliche Verschlagenheit. Die japanische Jugend ist die folgsamste, welche man kennt. In ihrer Erziehung wird, wie bei der Behandlung des Viehes, das Schlagen vermieden, das überhaupt verpönt ist, wie jede lärmende Aeußerung des Affektes. Aber zu dieser Selbstbeherrschung, welche diejenige unserer kalten Nordländer weit in den Schatten stellt, welche mit lächelndem Munde

Dinge besprechen kann, die unser Gemüt aufs tiefste ergreifen, kommt eine kalte berechnende Grausamkeit, die das Opfer überfällt und herzlos niederschlägt. Die japanische Nation ist — so urteilt ein moderner Beobachter, Professor Rein — in mancher Beziehung ein Volk von Kindern, harmlos zutraulich, heiter und zu kindlichen Spielen geneigt auf allen Altersstufen, für alles Neue leicht interessiert, ja begeistert, aber wenn nur halb und kurze Zeit damit vertraut, es eben so leicht überdrüssig werdend, mit einem Worte ein Volk, das, wie die Gallier nach Cäsar rerum novarum cupidi, aber vielfach ohne

Eßwarenverkäufer in Tokio.

Stetigkeit und Ausdauer ist. Letzteres dürfte jedoch mehr von der höheren Gesellschaftsklasse als von dem Volke gelten, auf das Prof. Rein alle Attribute anwenden möchte, die schon Thunberg dem japanischen Volkscharakter zuschreibt. Sie sind hiernach im allgemeinen verständig und vorsichtig, frei, lenksam und höflich, neugierig, fleißig und geschickt, sparsam und nüchtern, reinlich, gutmütig und freundlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, daneben freilich auch argwöhnisch, abergläubisch und sinnlich. Eine natürliche Heiterkeit und Unverdrossenheit verläßt den gemeinen Mann auch bei schwerer Arbeit nicht und ist neben der Eintracht und Ruhe, womit alle Geschäfte im Haus und Feld verrichtet werden, eines

Japanische Dame mit Dienerinnen.

der beneidenswertesten Güter des japanischen Volkscharakters. (J. J. Rein, Japan, nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. preuß. Regierung dargestellt. Leipzig 1881. 8°. Bd. I, S. 455—459.)

In Japan, erzählt Freiherr von Hübner, hat alles ein munteres Ansehen. Alles lacht in diesem Lande: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwatzen und scherzen fortwährend; sogar die Bettler suchen durch allerlei Späße und Vermummungen Gelächter zu erregen und dadurch reichliche Almosen zu gewinnen. In Zeiten der Muße überläßt sich alle Welt den lustigsten Spielen, wie die Kinder. Großvater, Vater und Enkel unterhalten sich oft gleichzeitig und eifrig damit, einen phantastisch geschmückten Papierdrachen in die Luft steigen zu lassen; ja, die Leute brennen sogar Feuerwerke bei hellichtem Tage zu ihrer Belustigung ab. Dabei ist das Straßengetriebe bunt genug. Da eilen summend und singend Träger hin, an den Enden einer langen Stange, die sie auf den Schultern balancieren, Warenballen und Kisten transportierend oder sie auf einem Karren vor sich her schiebend. Dort wieder ist ein ambulanter Speisewirt, der an seiner kurzen Stange ein paar Behälter mit mannigfachen Fächern balanciert. In dem einen dieser Behälter glimmt Holzkohle, und tritt ein Kunde heran, so bleibt der Restaurant stehen und bietet ihm auf offener Straße gekochten Reis, gebackene Fische und andere billige Speisen. Die meisten dieser Wandelrestaurants haben auch zu bestimmten Stunden bestimmte Standplätze, an denen sich Kuli in Menge einfinden. Reis ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Japaner, und es ist merkwürdig, wie viel Muskelkraft sie daraus ziehen. Um die Mittagsstunde aber tritt in dem lebhaften Straßengetriebe eine Pause ein; da zieht sich alles, was sich nur Rast gönnen kann, auf ein paar Stunden zurück. Im Sommer nahezu ein klimatisches Erfordernis, pflanzt sich diese Gewohnheit im Winter fort. Da man von der Straße aus ganz guten Einblick in die Häuser nehmen kann, sieht man häufig ihre Insassen auf den kleinen Holzblöcken „Makura", die ihnen als Kissen dienen, ruhig schlummern. Die künstlichen und steifen Frisuren der Frauen würden den Gebrauch unserer Ruhekissen nicht zulassen. Ganz reizend aber bietet sich das Straßenbild des Abends bei der glänzenden Beleuchtung, die man in allen japanischen Städten findet. Nicht allein sind alle Läden offen und wie die Theehäuser hell erleuchtet, auch sind eine Menge Waren auf improvisierten Ständern wohlbeleuchtet auf der Straße ausgekramt. Das Gewühl ist nun unbeschreiblich, und hastig vorwärts zu kommen, wäre schwer, allein im ärgsten Gedränge auch begegnet man stets der größten Höflichkeit und Liebenswürdigkeit.

Eßwarenverkäufer in Tokio.

In jeder Stadt giebt es eine Gegend, die „Josiwara" (Freudenfelder), wo par excellence dem Vergnügen gefrönt wird; von abends sieben Uhr bis spät in die Nacht hinein durchziehen Gaukler, Komiker, Gymnastiker ꝛc. dieses Quartier und geben auf offener Straße ihre Vorstellungen, welche ebenso lustig wie interessant sind. Auch kann man um ein geringes Eintrittsgeld ein Theater besuchen. Das Publikum liegt sowohl im Parterre als in den Logen und auf den Galerien auf dem Boden herum. Mitten durch den Zuschauerraum im Parterre führt eine 60 cm hohe Brücke, auf welcher die Künstler ab- und zugehen; denn es giebt keine Kulissen auf der Bühne, nur ein Hintergrund deutet dem Zuschauer den Ort der Handlung an. Dieser Hintergrund steht auf einer drehbaren Scheibe; während man nun eine Szene z. B. in einem Zimmer aufführt, wird auf der für die Zuschauer nicht sichtbaren Innenseite ein neuer Hintergrund auf-

gestellt und durch einfaches Drehen der Scheibe das Zimmer plötzlich vielleicht in einen Garten umgewandelt. Das Orchester besteht aus einigen Mädchen, welche die japanische Laute schlagen und die gesprochenen Worte der Schauspieler mit klirrendem Spiele begleiten. Die höheren Stände erlauben ihren Töchtern den Besuch der Theater mit ihrer derben, unverblümten Wiedergabe der intimsten Familien- und Josiwaraszenen nicht, aber unter dem Volke sind diese theatralischen Aufführungen sehr beliebt. Noch mehr gilt dies von den Ringkämpfen und die Vorliebe für derartige Kraftübungen scheint von der Regierung absichtlich aufgemuntert zu werden. Einen dritten Genuß gewähren dem Japaner die öffentlichen Bäder und die Theehäuser, in denen heißer Thee kredenzt wird. Beide bilden einen hervorragenden Charakterzug japanischen Lebens. In den Bädern erfrischen sich beide Geschlechter gemeinschaftlich, ohne an ihrer völligen Nacktheit Anstoß zu nehmen. Was wir Scham nennen, ist den Japanern völlig unbekannt; doch sind geschlechtliche Unordnungen in Japan nicht viel häufiger als anderwärts, wenngleich eine gewisse Lockerheit der Sitten nicht in Abrede zu stellen ist. Dennoch bestraft das Gesetz eheliche Untreue der Gattin auf das Strengste.

Die Frau und Mutter nimmt in Japan eine Stellung ein, die zwischen der orientalischen Erniedrigung des Weibes und der europäischen Freiheit der Frau die Mitte hält. Sie liest und schreibt, spielt Guitarre, steht dem Hause vor und besucht ganz allein den Tempel und die öffentlichen Bäder. Eine ungleich bedenklichere Sitte aber ist, daß die Frau verpflichtet ist, auf den Wunsch ihres Mannes eine Geliebte desselben als „Mekaké" in ihr Haus einzuführen, damit sie mit ihr zwar nicht die Rechte als Gattin, wohl aber die Liebe ihres Gatten teile. Wir heben den Unterscheidungszug dieses Verhältnisses von der Polygamie scharf hervor. Die Gattin bleibt die Regentin des Haushaltes, die Mekaké ist theoretisch ihre Dienerin und deren Kindern wird gelehrt, die Hausfrau als ihre Mutter zu betrachten. Doch wird nun im allgemeinen die Einführung der Monogamie angestrebt. Die Heirat war früher in Japan nur ein Zivilkontrakt, um welchen sich, wenigstens in den unteren Klassen, Kirche und Staat nicht kümmerten. Gewöhnlich ging ihr eine feierliche Verlobung voraus, welche noch in höherem Grade bindend war, wie eine solche heutzutage vor dem amerikanischen Gesetz erscheint. Ein von den Eltern des Bräutigams oder der Braut betrauter Heiratsvermittler bewirkte eine Zusammenkunft beider Familien im Theater oder einem Theehause. Hatten so die jungen Leute sich kennen gelernt und Neigung zu einander, so wurden Geschenke ausgetauscht und damit die Verlobung besiegelt. Später folgte die Ueberführung der Braut in das Haus des Bräutigams und damit der Anfang der Ehe. Seit 1870 ist zu jedem Ehebündnis die obrigkeitliche Kenntnis und Genehmigung erforderlich, dann schaffte man die Standesschranken gegen die Verehelichung ab und räumte der Frau das Recht ein, auf Ehescheidung zu klagen. Immerhin ist auch heute noch die Frau die erste Dienerin des Hauses. Schon beim Hochzeitsmahle muß sie in demütiger Haltung ihrem Manne die Speisen vorsetzen. Mann und Frau nehmen keine gemeinschaftlichen Mahlzeiten, noch bewegen sie sich zusammen im öffentlichen Leben, wenigstens nicht solche aus den höheren Ständen. Auch entstellt sich die verheiratete Frau dadurch, daß sie ihre gewöhnlich wunderschönen Zähne schwarz beizt und die Augenbrauen abrasiert, ihrem Gatten dadurch bekundend, daß sie der Gefallsucht und dem Liebäugeln entsagt hat. Im Hause aber ist sie „Nio-bo", die Frau des Hauses, „Okusama", Herrin des Innern, vor allem aber „O kami-san", die ehrbare Herrin, wie sie gewöhnlich angeredet wird. Als solche steht sie auch über den Mekake oder den Konkubinen und deren Kindern. Japanische Mütter haben in der Regel reichlich Nahrung für ihre Kinder und säugen sie, bis dieselben zwei bis fünf Jahre alt sind und sich von selbst entwöhnen. Viele Kinder sterben in früher Jugend, nicht sowohl aus Mangel an Hingebung, als vielmehr an Verständnis der Eltern für eine richtige Pflege. Die Kleidung derselben gleicht nach Mode und Schnitt derjenigen von Erwachsenen, doch bewegen sich im übrigen die Kleinen viel freier als diese. Kuß und Händedruck sind in der japanischen Familie, wie in der polynesischen, unbekannte Zärtlichkeitsäußerungen. Dennoch hat Alcock mit Recht Japan das Paradies der Kinder genannt. Ihre Erziehung wird mit großer Ruhe und Milde geleitet. Heftige Affektsäußerungen und körperliche Züchtigung sind gesellschaftlich verpönt. Wenn eine Nation in diesem Punkte es weit gebracht hat, so ist es die japanische. Hier werden die Eltern zu Kindern und freuen sich ebenso am Kreiselschnurren, Drachensteigen ꝛc. wie diese. Obwohl Kindersegen als besondere Gunst des Himmels angesehen wird, sind doch die meisten Familien wenig zahlreich und drei Kinder bilden wohl den Durchschnitt. Das neugeborene Kind erhält am siebenten Tage seinen Namen. Ist es 30 Tage alt, so wird ihm der Kopf rasiert.

Gereinigt und festlich geschmückt trägt es die Mutter hierauf in den Tempel, opfert hier einige Münzen und bringt dem Familiengotte ihren Dank dar. Von hier wird es den nächsten Verwandten vorgestellt, die der Mutter verschiedene symbolische Geschenke für dasselbe mitgeben. Wenn es vier Monate alt ist, wird ein neuer Abschnitt in seinem Leben festlich begonnen. Es wird nun nach Art der Erwachsenen gekleidet und erhält, wenn es der Sohn eines Samurai ist, von seinem Paten einen Zeremonienanzug, mit

Mädchen aus Osaka.

den Bildern von Kranichen und Schildkröten als Symbolen eines langen Lebens geziert. Eine weitere Feier ist mit dem 11. Tage des 11. Monats verknüpft, von welchem an nur noch einige Stellen des Kopfes vom Kinde rasiert werden, während man an den übrigen das Haar wachsen läßt. Ist der Knabe endlich 15 Jahre alt geworden, so wird er zum Manne, wechselt den Namen und die Haartracht und ist nun heiratsfähig. Ehrerbietung gegen die Eltern ist die erste Kindespflicht. Darum spricht auch das alte japanische Gesetz eine Strafe von 100 Tagen Gefängnis aus gegen ein Kind, das sich während der gesetzlichen Trauer um Eltern oder Großeltern verheiraten, und von einem Jahr gegen ein solches, das an der Trauer überhaupt nicht teilnehmen sollte. Es giebt Beispiele genug, daß ein Mann seine Tochter auf einige Jahre an ein Joshiwara

verkaufte, um die Mittel zu einem ehrbaren Begräbnis seines Vaters zu gewinnen. Mit Zustimmung oder auf Veranlassung ihrer Eltern giebt sich das japanische Mädchen Männern hin, nicht ohne solche. Es geschieht jedoch nur von Eltern niedriger Denkungsart, daß sie ihre Kinder verkaufen, und ist ein von der guten Gesellschaft Japans ebenso verpöntes Verfahren wie bei uns.

Die Japanerin ist ungemein gefallsüchtig. Das geringste Bürgermädchen findet das größte Vergnügen darin, einen ganzen Tag lang um Stoffe zu feilschen. Es bereitet schon viele Tage voraus mit den lebhaftesten Gemütsbewegungen ihre neue Toilette für den nächsten Festtag vor. An diesem steht es sehr früh auf, und während sein jungfräuliches Gewand noch unangetastet in irgend einem Winkel des Zimmers liegt, unterzieht es sich voll Ungeduld den langsamen Verrichtungen der Haarkräuslerin. In dieser Klasse giebt es berühmte Künstlerinnen, die eines mehrstündigen Studiums und Fleißes bedürfen, um irgend einen anmutigen, sorgfältig geordneten und pomadisierten Haarputz nach der Mode zustande zu bringen, in welchem sich ein Stück Crêpe zur Hälfte birgt, das kokett ausgesucht und mit mächtigen Haarnadeln aus lichtem Schildpatt voll Korallenköpfen bespickt ist. Auch bei den Japanerinnen ist so ein Chignon nicht eine bloße Naturgabe und senkt man die Blicke zum Gesicht herab, so überzeugt man sich, daß sie in Bezug auf Schminkmittel nichts von den Europäerinnen zu lernen brauchen. Da wird aus irgend einem Versteck eine ganze Sammlung von Schächtelchen hervorgeholt. Sie enthalten allerlei „weiß" für den Hals, die Arme und das Gesicht; „rot" für den Mund und die Wangen; „schwarz" für die Augen; „gold" für die Lippen — und alles dies ist nicht etwa bestimmt ein welkes Alter zu verjüngern, da die Kinder am ausgiebigsten geschminkt werden.

Die japanische Kleidung ist durch Bilder genugsam bekannt; sie besteht zumeist in einem langen, schlafrockartigen Gewande, das um die Mitte durch einen Gürtel festgehalten ist und die Gestalten der Männer und Frauen einander sehr ähnlich sehen läßt. Schuhe in unserem Sinne werden nur von den europäisierten Japanern getragen. Die unteren Stände tragen bei nassem Wetter Holzschuhe, bei trockenem Sandalen. Die ersteren bestehen aus zwei Holzstücken und klappern sehr wenig anmutend beim Gehen; die Sandalen sind aus Stroh und bedecken nur die Fußsohlen, beide werden durch ein Strickchen, am vorderen Ende zulaufend, oder der Ferse festgebunden. Die Strümpfe sind so gemacht, daß sie, wie unsere sogenannten Fäustlinge für den Daumen, für die große Zehe ein besonderes Futteral abgeben. Holzschuhe wie Sandalen werden vor der Thüre abgestreift und der gemeine Japaner betritt nur in Strümpfen oder barfuß das Innere der Häuser, die gewöhnlich ganz ungemein reinlich sind. Darum wird es auch von Fremden gern gesehen, wenn sie ihre Fußbekleidung draußen zurücklassen. Von den Männern geht beinahe ein Drittel, größtenteils die Leute aus der Klasse der Fischer, Kuli und „Betto" (Pferdewärter), einen Gurt um den Leib abgerechnet, nackt einher und diese sind gewöhnlich prachtvoll blau und rot tättowiert.

Man kann sich nichts einfacheres und zugleich netteres denken, als ein bürgerliches Haus in Japan. Zu ebener Erde ist der Kaufladen, im ersten Stock die Wohnung, beide sind durch eine in die Augen springende Stiege verbunden, die meistens aus übereinander gestellten Schubladen besteht. Das Dach ist schwer, mit mächtigen Ziegeln bedeckt, welche das Haus drücken, aber sie verleihen ihm eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Erdbeben, wie die Leute sagen. Die Pfeiler, auf welchen das Dach ruht, sind durch papierne Zwischenwände verbunden, die sich verschieben lassen. Der bewegliche, aus kaum gehobelten und nachlässig zusammengefügten Dielen bestehende Fußboden ruht auf zahlreichen Querbalken. Große, 2—3 cm dicke, fein quadrillierte und an den Rändern umsäumte Matten bilden ein elegantes, frisches und weiches Parkett, welches zugleich Betten und Stühle ersetzt. Das ganze Familienleben konzentriert sich um den „Chibachi", d. i. ein rechteckiges, äußerlich schön lackiertes, innerlich gut gefüttertes Kohlenbecken, auf welchem eiserne, bewegliche Leisten liegen, die ebensoviele Abteilungen für die Bedürfnisse der Küche bilden. Im Innern brennt ein helles Feuer von Holzkohlen, in der Mitte erhebt sich eine Pyramide weißliche Asche, die alle Morgen fleißig durchgesiebt wird. Zwei kupferne Stäbe, die in der Asche stecken, dienen zum Verschieben der Leisten und zum Schüren der Kohlen. Der Chibachi ist eine Zerstreuung an müßigen Tagen; im Winter wärmt man sich daran; das ganze Jahr dient er als Küche. Oft sitzt man sinnend und träumend vor demselben und zeichnet mit dem Stabe Arabesken in die Asche. Die Frauen insbesondere gefallen sich sehr in dieser heimischen Existenz am Chibachi. Der Mann geht in Japan gerade so wie bei uns seinen Geschäften oder seinen Ver-

gnügungen nach. Längs der Wände sieht man nur zwei Einrichtungsstücke, einen Kommodkasten aus weißem Holz, der an den Ecken mit metallenen Beschlägen besetzt ist; er stellt eine Mischung feiner Kunsttischlerei und grober Schlosserarbeit vor, und enthält geheime Fächer für die kleinen Schätze; dann einen Kasten, der sich ebenso auseinanderlegen läßt, wie das ganze Zimmer, und der ebenfalls wie dieses, aus beweglichen Papierwänden zusammengesetzt ist. In diesem Kasten werden alle Küchengerätschaften, das Geschirr, die Besen, kurz alles aufbewahrt, was die Nettigkeit der Wohnung verunstalten würde. Die obere Abteilung enthält die Decken aus Wolle oder Seide und ein Miniaturkissen, d. i. eine abgestumpfte, viereckige Pyramide, deren abgerundete Basis sich schaukeln läßt, wie die hölzernen Pferde, die man den Kindern als Spielzeug giebt. An dem obern Teil des Kissens ist ein kleiner Polster befestigt, der mit einem Hefte Papier, dessen Blätter lose sind, bedeckt ist. Die vier Seiten der Kissenpyramide, die sorgfältig zusammengefügt und lackiert sind, bilden Fächer, in denen die Japanerin ihre Börse und ihre Schlüssel, manchmal auch Briefe oder Reliquien aufbewahrt. Jeden Abend wendet sie ein weißes Blatt des Buches um, auf welches sie den Kopf — oder vielmehr das Genick legt, um ihren riesigen Kopfputz nicht in Unordnung zu bringen. Außer diesen unentbehrlichen Einrichtungsstücken und der an der Wand hängenden Guitarre findet man von überflüssigen Dingen in der Wohnung der Japanerin höchstens einige kleine Vögel oder Blumen. Der Luxus der Reichen besteht nur in der Feinheit oder dem schönen Firniß der Tischlerarbeiten, in der Reinheit der Matten oder in der Frische des Papiers.

Das japanische Volk wird mit Recht als jenes angeführt, bei welchem die Formen der Höflichkeit am strengsten beobachtet werden. Zwei Offiziere oder Kaufleute, die sich auf der Straße begegnen, bleiben einander gegenüber stehen und verbeugen sich gleichzeitig gravitätisch und tief, ehe sie ihren Weg fortsetzen. In dieser Begrüßung ist keine Ostentation, nichts Steifes; es sind oft zwei Freunde, die sich täglich sehen und die sich dennoch hüten werden, diese äußeren Höflichkeitsbezeugungen zu vergessen. Bei den Frauen ist dieses Zeremoniell noch umständlicher. Es ist höchst interessant, die geringste Bürgersfrau zu beobachten, wenn sie eine Freundin empfängt. Beide schlagen mehrmals ihre Stirne auf die Binsenmatte, auf der sie zusammengekauert sind. Ihr lachendes und lebhaftes Gebärdenspiel beurkundet die Freude, die sie empfinden, sich wieder zu sehen. Wenn sie sich gegenseitig irgend eine Gefälligkeit erwiesen haben, bedanken sie sich vor allem einigemale. „Großen Dank für diese und frühere Gefälligkeiten" — wiederholt die ganze Familie, selbst die kleinsten Kinder. Die Hausfrau stopft der Besucherin selbst ihre kleine Pfeife, zündet sie an, wischt sie dann ab und überreicht sie ihr zugleich mit der unvermeidlichen Tasse Thee. Die Unterhaltung nimmt einen vertraulichen Ton an. Man erzählt sich die Stadtneuigkeiten, geht in Toilettendetails ein. Ganz wie bei uns. Die Zofe holt die Mahlzeit aus den ambulanten Garküchen. Dafür giebt es keine bestimmte Stunde; es ist eine Höflichkeit, welche die Hausfrau ihren Gästen schuldig ist. Die Theekanne ist in Permanenz auf dem Chibachi und die weiße, mit kupfernen Reifen beschlagene Büchse, die man in einem Winkel des Zimmers aufdeckt, ist mit schönem japanischen Reis angefüllt. Das ist das Brot und das Getränke. Die anderen Gerichte werden auf lackierten Speisebrettern über die Gasse gebracht: es sind Fische und Gemüse, die mit wohlriechenden Blättern umgeben und mit verschiedenen Kräutern gewürzt sind: Hippen, Savoyarden, Aepfel oder Weintrauben. Gehen wir von den Beziehungen gleichgestellter Personen zum Verhältnis der Diener zu ihren Herren über, so erinnert dasselbe an die in dieser Hinsicht gute frühere Zeit in Europa. Der „Kodzukai" wahrt, wenn er vor seinen „Danna-san" tritt oder ihn verläßt, mit aller Strenge den schuldigen Respekt, fühlt sich aber sonst heimisch und als Glied der Familie und wird auch so behandelt. So bewegt er sich frei im Hause, nimmt nicht selten an der Unterhaltung teil und findet Beifall, wenn er imstande ist, eine passende Bemerkung zu machen oder einen erheiternden Witz einzustreuen. Er ist auch in alle Angelegenheiten des Hauses eingeweiht und wird bei vielen zu Rate gezogen.

Die Japaner sind gesellig, und besonders liebt man Picknickpartien nach schönen Punkten, wo man sitzt, ißt, trinkt und raucht; aber gesellschaftliche Vergnügungen, die sich mit unseren Abendunterhaltungen, Konzerten, Bällen vergleichen ließen, giebt es nicht. Wenn sich die männliche Jugend der Städte gemeinsam vergnügen will, so feiert sie Orgien in schlechter Gesellschaft. Musik wird geliebt, und es existieren Lauten, Zithern, Flöten und Pauken. Die Laute wird mit einem Spatel aus Horn gespielt, um einen rhapsodischen oder melancholischen Gesang zu begleiten. Karten und Würfel sind verboten, Schach sehr beliebt, weicht aber von dem bei uns unter diesem Namen

bekannten Spiel wesentlich ab. Alle Unterhaltungen zeichnen sich jedoch durch die Beobachtung eines großen äußeren Anstandes aus. Fühlen die Gäste die Wirkung des „Saki", eines aus Reis gebrannten berauschenden Getränkes, so suchen sie sich durch einige Tassen Thee wieder ins Gleichgewicht zu bringen; ist dies nicht möglich, so begiebt man sich stillschweigend beiseite, den Rausch auszuschlafen. Gesang, Instrumentalmusik und Tanz werden, wie im ganzen Orient, in der Regel nur von Mädchen ausgeübt. Diejenigen, welche sie gewerbsmäßig betreiben, heißen „Geischa". Dem Ansehen nach stehen sie in der Mitte unter den drei niedrigen Berufsklassen, welche dem Vergnügen dienen, nämlich den „Jakuscha", „Geischa" und „Jôro", d. h. Schauspielern, Tänzerinnen und Freudenmädchen. Die Geischa werden bald aufgefordert, im anständigen Theehause einem oder mehreren behäbigen Bürgern mit ihren Familien, die sich hier einen vergnügten Tag machen wollen, mit ihrem Tanz, näselnden Gesang, „Samisen"- und Pantomimenspiel zur Unterhaltung zu dienen, bald verlangt man die gleiche Leistung in einer „Jôrôya" (Freudenhaus), oder auch in einem Privathause. An den großen Tempelfesten müssen sie in vollem Schmucke als Festjungfern im Zuge aufmarschieren und bei manchem Gastmahl eines höheren Beamten die Speisen servieren. Nicht zu verwechseln mit diesen Geischa und Joro sind die herumziehenden Spielmädchen „Onabaiou", welche der verachteten Pariakaste der Jeta oder Jetori angehören. Diese Kaste begreift solche Leute, welche Haustiere schlachten oder gefallene schinden; der Japaner betrachtet sie als unrein und vermeidet ängstlich jede Berührung mit denselben. Die Töchter dieser ausgestoßenen Volksklasse sehen sich indes durch besondere Körperreize entschädigt und die Schönheit und Anmut dieser Onabaiou ist bei den Japanern sprichwörtlich geworden, doch kommt es fast niemals zu zärtlichen Verhältnissen zwischen ihnen und den schönen Kindern dieses außerhalb der Gemeinschaft mit dem übrigen Volke lebenden Stammes. Daß Jetamädchen sich für Geld preisgeben und ihre Reize als Mittel des Erwerbs benutzen sollten, ist unerhört. (Ausland 1871, S. 699—700.)

Japanische Münzen in Gold, Silber und Bronze, sowie Papiergeld.

1) Schnur von 100 Stück aller kupferner „Sen". 2) Die große Goldmünze „Ohoban", nur zu Geschenken dienend. 3) Die Goldmünze „Koban". 4) Ita-Kane und Ko-Tama (Silber). 5) Itsibu (Papier). 6) Itsibu (Silber.)

Eigentümlich ist, daß der Japaner den Gebrauch des Taschentuches bei den Europäern unschicklich findet; statt dessen benutzt er viereckige Papierblätter, welche er nach dem Gebrauche sofort wegwirft. Männer sowohl als Frauen rauchen einen leichten feingeschnittenen Tabak aus kleinen Pfeifen von Stahl, die nur wenig Tabak fassen, so daß sie nach je vier oder fünf Zügen wieder frisch gestopft werden müssen. Opiumraucher giebt es nicht unter den Eingeborenen. Das Land ist sehr fruchtbar und man muß staunen, mit welcher Meisterhaftigkeit jeder nutzbare Fleck bebaut ist. Thee und Baumwolle werden sehr viel gepflanzt, auch an Früchten aller Art ist Ueberfluß. Die Hauptnahrung besteht wie bei den Chinesen in Reis, Fisch und Gartengewächsen. Die edle Kochkunst steht in Japan in hoher Blüte und namentlich versteht man dort ein und dasselbe Nahrungsmittel auf die verschiedenste Art zuzubereiten. Will jedoch ein Europäer die Proben der japanischen Kochkunst kosten, so lerne er vor allem den Gebrauch der Eßstäbchen, sonst muß er sich dazu bequemen, sich von seinem Gastfreunde, der ihn geladen, ätzen zu lassen. Das Angenehme dabei ist, daß für die reichste Mahlzeit in Japan nur eine Bagatelle bezahlt wird, wie man überhaupt zu seinem Unterhalt sehr wenig braucht. Daher mag es auch kommen, daß es dort Scheidemünzen der kleinsten Art giebt; mit einem eisernen Geldstück, wovon zehntausend auf einen Dollar

gehen, kann man einen Armen glücklich machen; dasselbe ist auch die Opfermünze, welche man in den vor jedem Altar aufgestellten enormen Opferkasten wirft. Die japanischen Tempel sind von ganz sonderbarer Konstruktion und oft von ganz kolossalem Umfang; sie sind angefüllt mit Götzenbildern aller Art, mit Ausgeburten der tollsten Phantasie, von grauenerregender Gestalt, mehr geschaffen, Furcht einzujagen, als Liebe und Vertrauen zu wecken. An jedem Festtage ziehen die Japaner in dichten Massen nach den Tempeln, aber nicht allein um ihre Andacht zu verrichten, denn dies nimmt nur einen kleinen Teil des Tages in Anspruch, sondern auch um sich zu unterhalten. Bei jedem größeren Tempel befinden sich nämlich eine Menge Schaubuden, Panoramen, Theater u. dgl. Auch sind Lotterien aller Art vorhanden, verschiedene Spiele, das berühmte Fächerwerfen, Schießen mit Pfeil und Bogen und mit Blaserohr, wobei der Sieger immer einen kleinen Preis gewinnt. Es giebt etwa dreißig verschiedene religiöse Sekten, welche aber alle in Friede und Eintracht schon seit Jahrhunderten nebeneinander existieren, was wohl niemand wundern wird, der weiß, wie gemütlich und sorglos die Japaner in den Tag hinein leben, ohne sich um viel mehr zu bekümmern, als um ihre nächsten Familienangelegenheiten. Die eigentliche Staatsreligion ist der „Sin-Siu" (Sonnendienst), dem die herrschenden und mittleren Klassen huldigen; die niederen Stände sind dem Buddhismus ergeben und die Gelehrten dem Kamidienste oder „Sinto", einem reinen Deismus, der ein höchstes, durch das ganze Universum verbreitetes Wesen verehrt, viel zu erhaben und heilig, um es direkt im Gebet anzureden. Man hegt den Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und ewiger Belohnung oder Strafe. Die Tempel und Kapellen sind zahlreich, jede Famlilie hat eine kleine Privatkapelle, sei es selbst im Modell von einem halben Meter groß; Klöster sind häufig, ebenso Mönche und Bettelnonnen, ferner giebt es auch Eremiten. Ihre Toten begraben die Japaner auf eigentümliche Art. Der Tote wird gewaschen und in ein weißes Tuch gewickelt, auf das ein Priester Gebete schreibt; der Körper, durch Anwendung gewisser Salben geschmeidig gemacht, wird mit eingezogenen Armen und Beinen in einer Stellung, ähnlich der des Kindes im Leibe der Mutter, in einen cylindrischen Sarg gebracht, der, wieder in eine thönerne Urne gesetzt, sehr wenig Raum einnimmt.

Das zweite, jetzt numerisch nur mehr schwache Bevölkerungselement der japanischen Inseln sind die eingangs genannten Aino (sprich Aino), welche dermalen ihren Hauptsitz auf der Insel Jesso haben, aber auch über die Kurilen und den südlichen Teil von Sachalin verbreitet sind. Die Rassenangehörigkeit dieser Aino oder Kurilier ist noch strittig. Nach Dönitz und Hilgendorf waren sie unzweifelhaft „Mongolen, die sich von den Japanern vielleicht weniger unterscheiden als die Germanen von den Romanen". Fried. Müller stellt die Aino zu den Arktikern oder Hyperboreern. Die Japaner bezeichnen sie als Jebi, was so viel wie Barbar, Wilder bedeutet, als Atsamo-yebi, d h. Barbaren des Ostens und als Maodjim oder Mosino, d. h. die Allbehaarten. Die Aino gehören ursprünglich dem asiatischen Festlande an. Ueberreste derselben in der alten Heimat sind die von den Russen sogenannten Giljaken, die Bewohner des südlich vom unteren Amur gelegenen asiatischen Festlandes. Die auf die Inseln abgedrängten Aino bevölkerten zuerst Japan, von wo sie nach den historischen Quellen erst nach harten Kämpfen von den Japanern verdrängt wurden.

Von Wuchs sind die Aino klein, etwa 1,50 m hoch, aber kräftiger und breitschultriger als die Japaner. Die Hautfarbe, obgleich durch die Sonne und den Mangel an Reinlichkeit wesentlich beeinflußt, ist dunkler als beim Japaner im Durchschnitt, hat eine bräunliche Schattierung und spielt in das Kolorit des Berber oder vielleicht noch mehr in das des Indianers Nordamerikas über. Der Kopf ist unproportioniert groß, im Vergleiche zu den kurzen Gliedern, deren Muskulatur ungemein kräftig entwickelt ist. Die Gesichtsbildung ist flach und eckig mit vorspringenden Jochbeinen und etwas wulstigen Lippen, platter Nase mit breiter, niedriger Wurzel, weiten Flügeln und flach abgerundeter Spitze, und wenn die Augen auch nicht schief liegen, so sind sie nichtsdestoweniger Schlitzaugen und namentlich durch die Falte am oberen Augenlide wohl charakterisiert. Die

scheinbar hohe Stirn ist flach und liegt schräg zurück. Gegenüber anderen Völkern, insbesondere Japanern und Chinesen, fallen die Aino vor allem durch ihren starken Haarwuchs auf. Der wallende, oft 60 cm lange Vollbart, sowie das üppige, häufig rote Haupthaar, deren Wuchs bei den Männern weder durch Rasiermesser noch durch Schere gehemmt wird, verleiht dem Aussehen derselben männliche Würde, welcher indes das sonstige Verhalten keineswegs entspricht. Der auffallend starke Haarwuchs wurde zwar vielfach übertrieben dargestellt, doch ist er bei älteren Männern auch auf Brust und Rücken entschieden kräftiger als selbst bei Europäern. Nicht bloß durch die größere Dicke und elliptische Gestalt des Querschnittes, sondern auch durch seine schwarze Farbe und große Straffheit zeigt sich das Ainohaar in Uebereinstimmung mit dem der Mongolen und hat selbst im Bart, in den Achselhöhlen und an anderen Körperteilen ebensowenig Neigung, sich zu kräuseln, wie bei den Nachbarvölkern. Von Natur schüchtern und scheu, ist es der Aino ganz besonders den Japanern gegenüber. Seine Güte und Sanftmut sind so groß, daß sie in Japan sprichwörtlich geworden sind. Bemerkenswert ist noch die sehr lange Lebensdauer der Aino, die bis in das höchste Alter hinauf kräftig und rüstig verbleiben. Als Kleidung tragen sie lange Blusen, die über der Brust gekreuzt werden und mit primitiven blauen Mustern geziert sind, ähnlich dem Zierat, das die unteren Stände in Japan an ihren Gewändern tragen. Im Winter hängen sie darüber noch Tierhäute und Pelze um, doch bleiben sie auch in der strengsten Jahreszeit barhaupt und barfuß. Es giebt weder Hanf noch Baumwolle auf Jesso, doch verstehen es die Aino, aus gewissen Pflanzen grobe Gewebe zu bereiten.

Sie bewohnen niedere Binsenhütten, die auf Piloten gewissermaßen nestartig aufgeklebt scheinen. Die Wände, aus Binsenfaschinen, sind sehr dick. Der Eingang bildet das einzige Fenster wie zugleich die Thüre. Ein ungefähr 1 m langer Gang führt nach dem einzigen, viereckigen Wohnraume, in dem eine Oeffnung im Dache gleichzeitig zu Lüftungszwecken wie als Rauchfang dient. Der Estrich besteht aus festgestampftem Erdreiche, das mit grob geflochtenen Matten bedeckt ist. In der Mitte des Raumes befindet sich der Herd, und über demselben ist ein Haken festgemacht, an dem Wildbret und Fische den Räucherungsprozeß durchmachen. Rings umher stehen oder hängen die Küchengerätschaften, die Werkzeuge und Waffen, die Kleidungsstücke und der große Kessel, in dem das Robbenfett ausgelassen wird. Möbel giebt es da keine. Unterhalb der Binsenhütte, neben den Piloten, hängt das Fischereigerät: Harpunen, Fischreusen und Netze. Rings um dieses Haus sind Stangen eingepfählt, auf die Hirsch- und Bärenköpfe gespießt werden, als Zeugnis des Jagdgeschickes seiner Bewohner. In den großen Dörfern bilden die Häuser meist eine 3—4 m breite Straße, die in eine sehr erhöhte Einhegung ausmündet, in der zu gewissen Jahreszeiten ein Opfer dargebracht wird. Da werden unter reichlichen Sakilibationen alte Pferde und mit Schlingen gefangene Bären und Damhirsche zum Opfer gebracht. Die Hunde leben mit den Aino in vollständigster und freundschaftlichster Gemeinschaft. Sie sind aber auch nicht allein treue Wächter des Hauses, sondern auch gar wackere Gefährten ihrer Herren auf deren Jagdzügen und unregelmäßigen Wanderungen. Die Aino sind ihnen dafür ungemein dankbar und betrachten den Hund mit wahrer Verehrung.

Die Frauen des Stammes sind relativ hochgewachsen, was an sich allerdings noch nicht viel sagen will. Sie haben die leidige Gewohnheit, sich die Umgebung des Mundes mit dem Safte der Pflanze Koutsi-kf'-sa (Mundkraut) blau zu färben. Mit demselben Farbstoffe tättowieren sie sich auch Hände, Arme und Füße in ziemlich regelmäßigen Figuren. Der breite blaue Rand um die Lippen entstellt sie auf das äußerste, obwohl ihre Schönheitsansprüche auch ohne diesen Zierat nach europäischen Begriffen unter Null stünden. Rote Beeren tragen sie an Schnüren angereiht als Halsbänder. Sie dienen ihnen auch als Ohrgehänge. Ihre sehr langen Haare knoten sie zusammen und dieser Knoten wird dann in ein Stück blauen Stoffes eingebunden. Den Frauen fällt nicht allein der ganze Haushalt, sondern auch der Bodenbau anheim, wo ein solcher möglich ist. Mit vielem Geschicke verstehen sie es, aus Baumrinden Kleidungsstücke zu weben von allerdings nur sehr grobem Einschlage, die aber dafür mit ganz hübschen Mustern geziert sind. Die Aino sind Polygamisten, und die Vielweiberei wird bei ihnen noch dadurch unterstützt und genährt, daß kein Verwandtschaftsgrad, auch nicht der nächste, ein Ehehindernis bildet.

Reis ist die einzige Cerealie, die auf Jesso gedeiht. Er wird ungekocht, nur im Wasser ein wenig aufgeweicht, verzehrt. Auch manche Pflanzenblätter dienen den Aino zur Nahrung. Bär und Hirsch stellen ein Hauptkontingent für ihre Küche, die mancherlei

Delikateſſen bietet, wie zahlreiche Sumpfvögel und Lachſe. Ueberhaupt liefert ihnen die See einen ſtattlichen Nahrungsbeitrag. Walfiſchfett iſt auch ſehr beliebt, doch erfreuen ſich alle Gattungen Schwämme ganz beſonderer Vorliebe, und eine Art Kaviar, den ſie

Ainо aus Jeſſo.

bereiten, gilt ihnen als ganz beſonderer Leckerbiſſen. Die Bereitung von all und jedem iſt die allerprimitivſte, und Fiſch wie Fleiſch wird zumeiſt geräuchert verzehrt.

Die Männer geben ſich ganz ausſchließlich nur mit Jagd und Fiſcherei ab. Von früheſter Kindheit an üben ſie ſich ſchon im Laufen und in gewaltigen Sprüngen. Das

Wild verfolgen sie den größten Strapazen und Hindernissen zum Trotze, und niemals entgeht ihnen ihre Beute. Im Sommer, wenn das Meer ruhig ist, greifen sie die Fischotter mit dem Pfeile an, im Winter aber, bei bewegter See, fangen sie dieselbe an der Küste mittelst Schlingen und Fallen, die ihnen zu den verschiedensten Zwecken, d. h. zum Fange von Füchsen und Adlern gleich gut dienen, was sich nur schwer vorstellen läßt. Ihre Waffen bestehen aus Pfeilen mit einer Schilfspitze oder einer Spitze aus Obsidian, aus einem im Feuer gehärteten Degen, einer kleinen Hacke und einer Lanze zu kriegerischem Gebrauche, die häufig aber auch gewissermaßen als Putzgegenstand verwendet wird. Sie vergiften ihre Pfeilspitzen mit dem Safte des Aconitum japonicum. Doch ist der Giftstoff ein seltsam zubereiteter. Körnchen der Akonitpflanze werden mit Harasipfeffer und langbeinigen Spinnen gestoßen, diese Mischung wird dann über dem Feuer erwärmt und die Waffe in das Gift getaucht. Eine Wunde, mit derselben beigebracht, ist stets ungemein gefährlich, und selten nur genest ein derart Verwundeter. Arzneien im eigentlichen Sinne des Wortes kennen die Aino nicht; sind sie jedoch krank, so bereiten sie sich verschiedene Pflanzen zum Gebrauche. Bei heftigem Erbrechen und Koliken bedienen sie sich der Schwämme, welche auf dem Stamme der Thuja wachsen: wie es heißt, mit häufig gutem Erfolge.

Die Aino verstehen es nicht, den Walfisch auf hoher See zu fangen, allein sie bemächtigen sich mit vielem Geschicke jener zahlreichen Walfische, die das Meer ans Land wirft, und entnehmen ihnen den Thran, den sie zu wahrhaft spottbilligen Preisen in Matsmaï verkaufen. Mit den Ueberresten des Fisches bereiten die Weiber Dünger, um an günstigen Stellen eine Art gar spärlich bewachsenen Küchengartens anzulegen. Im Sommer wandern sie nach Hakodadi und Matsmaï, um die Tierfelle und Pelze, die sie im Winter erbeutet, hier gegen den geliebten Saki, gegen Farinzucker und Kleidungsstücke aus Baumwollstoff umzutauschen, wie auch gegen Pfefferkörner, deren sie sich sehr stark bedienen, um gegen die Kälte zu reagieren.

Große Höflichkeit zeichnet die Aino in ihrem Verkehre untereinander aus. Wenn sie sich begegnen, reiben sie ihre Hände, erheben dieselben an die Stirne und streichen sich den Bart wiederholt und mit der unverkennbaren Miene der Befriedigung. Freundlichkeit scheint denn überhaupt einen Grundzug ihres Charakters zu bilden. Um so schlimmer jedoch ist es mit ihrer Intelligenz bestellt. Nicht allein besitzen sie keine Schriftzeichen und Geldstücke, sie haben auch nicht die allergeringste Vorstellung von Musik, die doch sonst, wenn auch in urwüchsiger Weise, selbst von den allerwildesten Völkerschaften betrieben wird. So unendlich niedrig ist die geistige Entwicklungsstufe der Aino, daß sie kaum ihr eigenes Alter anzugeben wissen. Sie bekennen sich zum Kulte der Vorfahren, welcher vielfach mit Zauberei und Hexenkünsten verquickt ist. Sein Grundzug ist unbegrenzte Ehrfurcht und Verehrung für die Toten. Nach anderen Beobachtern scheinen Sonne und Mond, sowie der Bär als „Kamui" göttliche Verehrung zu genießen. Der Bär spielt überhaupt im Leben der Aino eine hervorragende Rolle. Wenn im Frühling ein junger Petz durch Hunde aufgespürt wird, bringt man ihn ins Dörfchen und läßt ihn hier von einer stillenden Frau wie ein Kind mit Milch aufziehen. Ist der Zögling etwas größer geworden, so erhält er Fische zur Nahrung und wächst so bis zum Herbst ansehnlich heran. Nun aber veranstaltet man ein Fest, bei welchem er auf eigentümliche Weise und unter vielen Zeremonien getötet und aufgezehrt wird. Besonders auffallend und schwer verständlich bei diesem ganzen Verfahren erscheint uns nur die Thatsache, daß, während man den jungen Bären mit Sorgfalt aufzieht, seine Anwesenheit im Hause keineswegs lediglich der Erzielung eines guten Bratens gilt, er vielmehr als Fetisch oder gar als eine Art höheres Wesen angesehen und verehrt wird. Eine eigentümliche Sitte ist ferner das Aufstecken der Schädel solcher Bären, welche auf der Jagd getötet wurden, auf Pfählen toter Zäune oder auf Stangen in der Nähe der Wohnungen. (Dr. B. Scheube, Der Bärenkultus und die Bärenfeste der Aino. Yokohama 1880. 4°.)

Die Zahl der Aino auf Jesso selbst wird sehr verschieden angegeben, zu 17000 bis 80000, doch kommen 17000 der Wahrheit wohl am nächsten. Man findet sie in kleinen Dörfchen längs der Küste und größeren Flüsse, nicht im gebirgigen Innern. Die reinen Aino haben wohl nur eine kurze Existenzdauer mehr vor sich, und in nicht langer Zeit wird mit ihnen wieder ein Individuum aus der großen Völkerfamilie geschieden sein.

Die asiatischen Arktiker.

Die geographische Lage ihrer Wohnsitze verbindet zwar die Aino oder Kurilier mit den Japanern, wir haben indes schon erfahren, daß ihre Rassenangehörigkeit strittig ist und sie von Friedrich Müller, sowie von den meisten Völkerkundigen zu den Arktikern gestellt werden. Zu diesen letzteren gehören ziemlich zweifellos die Giljaken, welche mit den Aino in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Die übrigen Völker dieser Gruppe in Asien, zu welchen, wie wir schon sahen, auch die Inuit und die Aleuten in Amerika zählen, sind die Tschuktschen mit den Korjaken und Kamtschadalen, die Jukagiren und die Jenissei-Ostjaken mit den Kotten. Ueber die Sitten der wilden, blutdürstigen und dem Schamanismus ergebenen Giljaken werden wir, da sie so sehr jenen der Aino ähneln, uns nicht weiter verbreiten; wir bemerken bloß, daß sie die Landschaften am unteren Amur und die Küste der Tatarischen Meerenge wie auch die Nordhälfte der großen Insel Sachalin bis zu 50° 30′ n. Br. bewohnen. Ihre Kopfzahl wird von 3—8000 geschätzt. Ihre einsilbige Sprache unterscheidet sich von jener der Aino sowohl als von der der benachbarten Tungusen, die überhaupt einer anderen Völkerfamilie angehören. Die Giljaken haben schiefe Augen, vorspringende Wangenbeine und spärliche Bärte, schwarzes dickes Haar, flache Nasen und spitzes Kinn. Ihre Gesichtszüge sind grob und streng, ja der Blick zeigt Roheit und Verwegenheit Bernard Davis hat einen Giljakenschädel gemessen und dessen Kapazität zu 1638 ccm befunden; Virchow ermittelte für denselben einen Breitenindex von 77,3 und einen Höhenindex von 78,3, was ziemlich parallele Verhältnisse mit den Aino und den benachbarten Golden bekundet. Die auf Sachalin wohnenden Giljaken sind in mancher Beziehung von denen des Festlandes verschieden und weichen auch in der Sprache von diesen etwas ab. Es herrscht bei ihnen das Gesetz der Blutrache wie im allgemeinen die Lex talionis.

Das Hauptvolk des östlichen Sibiriens sind die Tschuktschen. Ihren Namen leitet man von dem Worte Tschauktschu ab, welches in ihrer Sprache „Leute" bedeutet, woraus aber die Russen, die politischen Herren Sibiriens, die Benennung Tschuktschen gebildet haben. Dieses Volk, dessen Kopfzahl auf etwa 10 000 veranschlagt wird, bewohnt den äußersten nordöstlichen Winkel des asiatischen Festlandes mit Ausnahme des Küstengebietes von der Koljutschinbai im Norden bis zum Golf von Anadyr im Süden. Ihre südliche Grenze bildet der Fluß Anadyr, im Westen reichen sie bis zum Kap Schelag; doch finden sich auch Tschuktschen südlich vom Anadyr, wo sie sich mit den Korjaken vermischen, welche freilich beide im Grunde genommen ein Volk sind. Denn nicht nur zeigt sich in ihren Sprachen die innigste Verwandtschaft, sondern sie haben auch die nämliche Lebensweise, die nämlichen Sitten und bedienen sich der nämlichen Geräte und Waffen, so daß die Korjaken sich von den Tschuktschen bloß durch ihre größere Unreinlichkeit unterscheiden. Die Tschuktschen selbst teilen sich nach ihrer Lebensweise in nomadisierende, wandernde oder Rentiertschuktschen und in seßhafte oder Küstentschuktschen. Unter den ersteren versteht man solche, die Rentiere besitzen, daher als wohlhabend gelten, im Inneren des Landes leben und die Küste nur selten besuchen. Das rauhe Klima und die äußerste Unfruchtbarkeit ihres Bodens machen aus ihnen ein Nomadenvolk. Ihr ganzer Reichtum

besteht in den Rentieren, deren Erhaltung aber eine wandernde Lebensweise bedingt, da sie gezwungen sind, ihren Herden dorthin zu folgen, wo diese Nahrung finden. Die Nahrung des Rentiers besteht ausschließlich aus Moos, da hier keine anderen Pflanzen vorkommen; auch dieses ist aber den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt. Den Sommer bringen diese Tschuktschen auf den kleinen, in dieser Jahreszeit schneefreien Gebieten zu. Aus diesen Ursachen besitzen sie auch keine festen Wohnhäuser, sondern nur leichte, zerlegbare Zelthütten aus Rentierfellen, sogenannte „Jaranga", die sie mit sich führen und an ihren jeweiligen Aufenthaltsorten aufschlagen. Der Besitz einer Rentierherde ist das höchste Ziel, welches ein Tschuktsche, der die Bedürfnisse unseres Komforts nicht kennt, erstrebt. Hat er dieses erreicht, so giebt er sich vollkommen zufrieden. Keine weiteren Wünsche oder ehrgeizigen Pläne stören sein ferneres ruhiges, beschauliches Leben. Das Rentier liefert ihm alles, das Fleisch giebt ihm Nahrung, das Fell Kleidung und Wohnung, der Talg und das Fett Beleuchtung und Feuerungsmaterial, die Sehnen und Därme Stricke und Faden zum Nähen der Kleider und der Segel, die ebenfalls aus Rentierfellen hergestellt werden. Die Knochen gehen gleichfalls nicht verloren, da sie als Material zu verschiedenen Geräten und Werkzeugen dienen. Unter diesen Rentiertschuktschen giebt es reiche Leute, deren Herden zehntausende, ja bis hunderttausend Rentiere zählen, doch unterscheidet sich ein solcher Krösus in seiner Lebensweise gar nicht von seinen übrigen Stammesgenossen.

Ein viel ärmerer Mann ist der seßhafte Küstentschuktsche. Er gehört zwar demselben Volke an, besitzt jedoch keine Rentiere, entbehrt daher der Mittel, im Inneren zu leben, und ist auf den Aufenthalt an der Küste angewiesen, wo er sich von der Jagd auf Füchse und dem Fange von Seetieren und Fischen ernährt; die zum Bau seiner Hütte und zur Herstellung seiner Kleidung benötigten Rentierfelle tauscht er von den begünstigteren Rentiertschuktschen gegen die Ergebnisse seiner Jagd aus. Bei ihnen hat man auch noch heutigentages verschiedene Steingeräte im Gebrauche gefunden. Diese von der Not zur Seßhaftigkeit gezwungenen Tschuktschen wohnen am Ufer des Eismeeres vom Kap Schelag bis zum Ostkap (Eismeertschuktschen) und weiter von hier am Ufer des Beringsmeeres bis zum Anadyrbusen (Beringstschuktschen), sie sind übrigens nicht ohne weiteres als „seßhaft" zu bezeichnen. Wenn an irgend einem Orte Mangel an Lebensmitteln eintritt, so geschieht es auch im Winter nicht selten, daß ein anderer Aufenthalt gewählt wird. Es leben übrigens die Tschuktschenfamilien selten einzeln, meist in Ansiedelungen gemeinsam, wenngleich oft nur ein Zelt mehreren Familien Obdach gewährt, daher auch das Innere des Jarang durch herabhängende Felle in mehrere Abteilungen geteilt ist. Diese Wohnungen sind wahre Kunstbauten; sie bestehen aus einem Gerüst von großen Walfisch- und Walroßknochen, die äußerst zweckmäßig ineinander gefügt sind; man bedeckt sie mit großen und kleinen Stücken von Fellen und Häuten des Walrosses, Seehundes und Rentieres, wohl auch mit Segeltuch, welches von irgend einem Walfischfahrer eingetauscht worden ist. Diese Wohnstätten gewähren dem mit Fellen warm bekleideten Tschuktschen hinlänglichen Schutz gegen Nässe und Kälte trotz der Strenge des Winters an jenen Küsten. Als Brennstoff dient Walfischthran, der in Lampen gebrannt wird. Holz und Kohlen sind nicht vorhanden. Früher scheinen sie auch unterirdische Wohnungen, wie heute noch die Eskimo und andere Völker des nordwestlichsten Amerika, besessen zu haben; wenigstens sind Ueberreste derselben noch hier und da beobachtet worden; bei dem gegenwärtigen Geschlecht sind aber dergleichen Behausungen nicht mehr in Gebrauch. Die Beziehungen der Eismeertschuktschen zu den Beringstschuktschen sind sehr gering, auch existieren zwischen beiden mancherlei kleine Unterschiede. So sind z. B. die Beringstschuktschen weniger abergläubisch als die Eismeertschuktschen, letztere wollen aber erstere nicht als Stammesgenossen anerkennen. Es scheint nämlich, daß die vom Ostkap bis zum Kap Tschukotskij wohnenden Tschuktschen Mischlinge sind, welche von Tschuktschen und von Eskimo des benachbarten Amerika entstammen und Sprache und Sitte der Tschuktschen angenommen haben.

Alle Küstentschuktschen sind treffliche Seefahrer. Ihre Kähne, Baidaren genannt, sind etwa 8 m lang, aus Treibholz mit einem Ueberzuge starker Walroßfelle hergestellt, deren man zu einem solchen Boote je nach ihrer Größe zwei bis drei Stücke braucht. Die Häute werden mit Riemenstreifen aus Walroß- oder Seehundsfellen zusammengenäht, gleiche Riemen dienen auch zum Befestigen des Sitzbänke und der übrigen Baustücke. Ein solches Boot ist ungemein leicht, flachbodig, sitzt leer bloß 1,25 cm tief im Wasser, besitzt daher eine große Tragfähigkeit und bietet Raum für 28 Personen. Um das Gleichgewicht zu erhalten und die Schwimmkraft zu verstärken, befestigt man zu

beiden Seiten des Bootes eine mit Luft gefüllte Seehundshaut, welche vortreffliche Dienste leistet. Die Tschuktschen wagen auf derlei Booten die Fahrt nach Amerika, zu den Eskimo an der Ostküste der Beringstraße, mit denen sie Handelsbeziehungen unterhalten. Dabei sollen sie eine eigentümliche Art von Seeassekuranz haben. Wenn sie die Beringstraße kreuzen, wirft der Besitzer des Bootes, in praktischer Verwirklichung des Sprichwortes: „Selbst ist der Mann!“ sobald ein Sturm losbricht, seine Mannschaft einen nach dem anderen über Bord und zuletzt erst seine Ladung. Seine Leute lassen dieses Schicksal „mit dem größten Wohlgefallen“ über sich ergehen, ohne jemals auch nur die Miene einer Opposition zu machen. Aber auch in Verfolgung der Wale begeben sich die Tschuktschen weit hinaus in die offene See. Die Walrosse werden vorzüglich im Winter gejagt, wenn sie auf das Eis herauskommen, um sich zu sonnen. Die Waffen zur Walroß- und Walfischjagd sind sehr einfach: sie bestehen aus einem kurzen Wurfspieß. Dieser wird aus einem kurzen Holzschaft gebildet, an welchen ein geschliffener Walroßzahn als Spitze derart befestigt ist, daß er beim Eindringen in das Fleisch des Jagdtieres sich von dem Schaft loslöst und mit diesem nur durch einen Riemenstreifen in Verbindung bleibt. Die Spitze senkt sich in die Wunde, welche infolge des Riemens sich nicht schließen kann, und das Tier verendet an Verblutung, worauf es ans Land gebracht und abgehäutet wird. Das Fleisch dient zur Nahrung, allerdings nicht zu der beneidenswertesten. Unter den narkotischen Genußmitteln stehen Branntwein und Tabak obenan. Auf beide sind die Tschuktschen leidenschaftlich erpicht und werden damit, besonders mit Feuerwasser, durch amerikanische Fahrzeuge versorgt, welche eigens jene Küsten besuchen, um mit den Eingeborenen Handel

Sibirisches Rindenboot.

zu treiben. Im Winter giebt es oft trunkene Tschuktschen. Von Tabak in jeder Form sind sie gleichfalls leidenschaftliche Liebhaber; den Kautabak kauen sie nicht nur, sondern verspeisen ihn auch gänzlich. Beim Rauchen aber schluckt der Tschuktsche den Rauch seiner einem Horn ähnlichen langen Tabakspfeife hinunter, so daß er manchmal schon nach sechs bis acht Zügen vollkommen berauscht umsinkt. Der Kopf der eigentümlichen Pfeifen ist übrigens außerordentlich klein, so daß er nur ein geringes Tabaksquantum faßt. Die Beischaffung dieses edlen Krautes ist fast der einzige Beweggrund zu ihren Besuchen des Jahrmarktes zu Nischni-Kolymsk; dort kann man von ihnen die kostbarsten schwarzen Fuchsfelle gegen geringe Mengen Tabak eintauschen. Arme, welche sich den Luxus, echten Tabak zu rauchen, nicht gönnen können, nehmen zum Rauchen mitunter Walroßhaare, die sie aus den Fellen ihrer Kleidung herausreißen.

In betreff der Kleidung haben die Tschuktschen in neuester Zeit viel Russisches angenommen. Sonst ist dieselbe bei beiden Geschlechtern gleich, nämlich eine Jacke aus Rentierfellen mit den Haaren nach auswärts, Beinkleider, die am Knie mit Riemen aus Seehundshaut festgebunden sind, und hohe Pelzstiefel aus Rentierfell. Männer und Weiber unterscheiden sich bloß durch den Schnitt der Haare. Die Männer scheren sich ganz kurz und lassen nur einen Haarkranz stehen, die Weiber hingegen scheren sich gar nicht und flechten die Haare in zwei Zöpfe, wobei die unvermeidlichen Riemen aus Seehundshaut statt der Bänder in Verwendung kommen. Kopfbedeckung ist im allgemeinen nicht üblich, doch tragen mitunter ältere angesehene Leute Mützen aus Seehundsfellen, dem Schnitte nach den bei uns üblichen Nachthauben ähnlich. Ohren, Hals und Gürtel sind durch auf Riemen aufgefädelte Glasperlen geschmückt. Nebst diesem Zierat ist die Tättowierung allgemein beliebt, namentlich am Arm und auf der Brust, aber auch auf Wangen, Stirn und Nase der Weiber. Sie besteht meist aus parallelen Streifen.

Das Verhältnis in der Familie beruht auf dem Recht des Stärkeren, was natürlich gar nicht hindert, daß die Männer auch hier gar oft unter den Pantoffel, will sagen: unter den Pelzstiefel, geraten. Der Charakter der Frauen scheint kein überaus sanfter zu sein, wenigstens sind nicht selten die Spuren ihrer Nägel im Gesichte ihrer Männer zu sehen. Dagegen fallen alle häuslichen Arbeiten, das Kochen, das Nähen der Jaranga, deren Aufstellen, Zerlegen und Verladen auf die Tragtiere sowie die Herstellung der Kleider für die ganze Familie ausschließlich dem Weibe zu, während der Mann sich bloß mit der Wartung und Pflege der Herde, bei den Küstentschuktschen mit Jagd und Fisch-

fang befaßt. In ihrer Häuslichkeit verfahren sie oft sehr grausam, im Zorn schneiden sie ihren Frauen die Ohren ab oder hauen ihnen mit einem großen Messer die Arme an den Schultergelenken weg. Im allgemeinen sind die Tschuktschen so sehr erregbar, daß selbst die Gastfreundschaft verletzt und der Gastfreund schwer beleidigt wird, wenn er nicht die ihm erwiesene Bewirtung zu schätzen verstanden. Die Tschuktschen bieten einander aber alles dar, was sie ihr eigen nennen, und auch die Frauen nennen sie ihr Eigentum. Geheime Liebschaften werden mit dem Tode bestraft. Vor ihrem Häuptling, „Erema", haben die Tschuktschen die größte Achtung, rächen sich niemals an ihm und unterwerfen sich unbedingt allen seinen Anordnungen und Strafen. Sonst aber verzeihen sie keine Beleidigung; sie warten ruhig eine Gelegenheit ab, um sich zu rächen; am liebsten erschlagen sie ihren Feind. Wenn das gelingt, so ist der Sohn verpflichtet, den Vater zu rächen; oft geht die Rache von einem Geschlecht auf das andere über, bis endlich die Gelegenheit sich darbietet, die Feindschaft durch einen Totschlag zu beenden und den Gesetzen der Blutrache zu genügen. Die Eismeertschuktschen an der Koljutschinbucht nennt Lieutenant Nordquist allerdings ein bis jetzt unverdorbenes, ehrliches, kühnes und gutmütiges Naturvolk, alle sonstigen Beobachter schreiben aber den Tschuktschen im allgemeinen einen aufbrausenden und zugleich rauhen Charakter zu.

Besondere Hochzeitsgebräuche giebt es nicht. Der junge, oft erst 15 Jahre alte Tschuktsche, der sich verheiraten will — so berichtet Hr. Augustinowitsch, welcher lange als Arzt unter diesem Volke gelebt hat — begiebt sich zu einer ihm bekannten Familie und erklärt direkt seinen Wunsch, sich aus ihr eine Frau zu wählen. Man setzt fest, daß er drei oder fünf Jahre eine Herde Rentiere hüten müsse; während dieser Zeit lebt er mit seiner Braut wie mit seiner Frau. Hat er sich während der ausgedungenen Frist gut gehalten, so führen die Eltern der Braut die Tochter zu den Eltern des Bräutigams und bestimmen eine Anzahl Rentiere als Mitgift. Dann findet in der Familie des Bräutigams das Hochzeitsmahl statt.

Die Tschuktschen wünschen nicht, natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise welche des Lebens überdrüssig sind und ihrer Familie nicht zur Last sein wollen, junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich töten, und man tötet sie ohne Zögern. Das Töten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermanglung eines solchen ein naher Freund oder Bekannter. Findet sich keiner dazu bereit, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, dem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Vor dem Sterben ist er in der besten Gemütsverfassung, legt eine Feierkleidung an, ist fröhlich und drückt seine Freude jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die Besucher bitten ihn, ihre Verwandten und Freunde, die er in der besseren Grabeswelt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten; alle verweilen vom frühen Morgen an in der Nähe des Zeltes, worin der Todeskandidat sich aufhält. Dieser harrt mit Ungeduld im Zelte desjenigen, welcher ihn töten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters erwarten. Sobald der entscheidende Moment eintritt, wird alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelte befindliche Tschuktsche entledigt sich seines Obergewandes, setzt sich aufs Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mit einer Lanze die Wand und richtet die Spitze auf das Opfer, welches dieselbe so sich anfügt, daß sie die Rippenbogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpekalschelmagdle, d. h. „Töte mich schnell!" Der draußen Stehende stößt nun zu mit voller Kraft und die Lanze durchdringt quer die Brusthöhle, um auf der anderen Seite blutig hervorzukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei. Der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tschuktsche ist infolge des heftigen Stoßes mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam ihres vor kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einstigen Beschützer verloren haben. Die Leiche wird verbrannt, jedoch nur, wenn es der Wunsch des Sterbenden gewesen; sonst trägt man die Leiche aus dem Zelt und führt sie einige Werst weit auf einen hohen Berg. Zwei Rentiere werden an die „Narte", den mit Hunden bespannten Schlitten, gespannt, zwei andere hintendrein geführt; alle vier werden dann am Ort des Begräbnisses geschlachtet. Hatte der Verstorbene eine Rentierherde, so wird auch diese nachgetrieben. An Ort und

Stelle wird eine länglich viereckige Grube gemacht, die Leiche hineingelegt und ein Fell darauf gedeckt. Drauf werden die getöteten Rentiere so niedergelegt, daß an jeder Seite der Grube ein Tier liegt. Damit ist die Zeremonie vorüber und sowohl die Leiche, als die getöteten Rentiere bleiben den wilden Tieren zur Speise. Alle bei der Bestattung Anwesenden bleiben bis zum Abend am Grabe. Hatte der Verstorbene eine Rentierherde, so werden einige Tiere geschlachtet und ein Mahl zugerichtet, das oft bis Mitternacht dauert, und an dem sich auch die nächsten Anverwandten des Toten beteiligen. Dann verlassen alle das Grab, nur die Rentierherde bleibt dort und wird während der nächsten drei Tage um das Grab geführt. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Herde weggetrieben und nun bekümmern sich Verwandte und Freunde nicht weiter um das Grab. (Globus. Bd. XI. S. 139—140.)

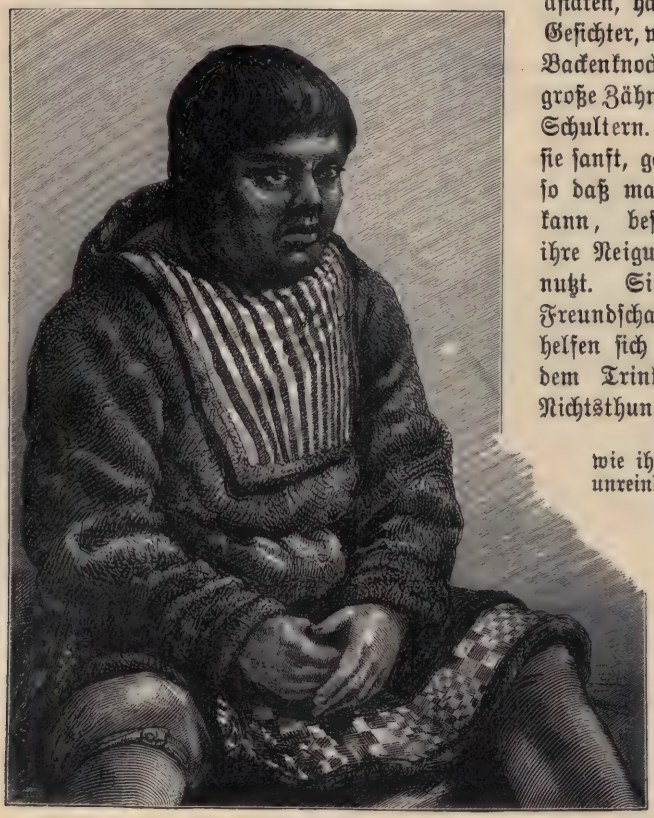
Die Korjaken wohnen südlich vom Flusse Anadyr, wo sie auf der Halbinsel Kamtschatka bis zum Flüßchen Ukoi im Osten und bis zur Chariuska

Narte (Schlitten).

im Westen reichen, ferner bewohnen sie das ganze Küstengebiet von der Penschina bis zum Nuktschan. Auch sie zerfallen in seßhafte, welche die Küstengegenden bewohnen und sich hauptsächlich vom Fischfange nähren, und in wandernde, welche mit ihren Rentierherden im Inneren des Gebietes herumziehen. Die seßhaften Korjaken zerfallen in die vier Stämme der Olutoren oder Eluteat, der Kamenen und Parenen, der Pallanen und Ukiner.

Beide Abteilungen der Korjaken unterscheiden sich sowohl durch ihre Leibesbeschaffenheit als auch ihre Sitten. Die seßhaften ähneln den Kamtschadalen und Rentier-Tschuktschen; sie sind gleich diesen große, stark gebaute Leute. Dagegen sind die wandernden klein und mager. Das Haupt ist klein, das Haar schwarz, die Augen klein, die Nase kurz und stumpf, dagegen der Mund groß. Dieselben sind von unglaublicher Eifersucht gegen ihre Weiber besessen; wird ein Weib auf frischem Ehebruch ertappt, so wird sie samt ihrem Verführer auf der Stelle niedergemacht. Daher sollen die Weiber der wandernden Korjaken einer besonderen Unreinlichkeit sich befleißigen, um ja nicht den Fremden verführerisch zu erscheinen. Dagegen sind die seßhaften Korjaken auf ihre Weiber, namentlich den Fremden gegenüber, wenig eifersüchtig. Es ist allgemeine Sitte, sowohl bei den Korjaken, als auch bei den Tschuktschen, einem Gastfreunde sein Weib oder seine Tochter zur freien Verfügung anzubieten, und es wäre eine schwere Beleidigung, wenn jemand von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen möchte. Zu diesem Zuge tritt noch die allgemeine Verbreitung der Päderastie hinzu. Diese widernatürliche Gewohnheit wird unter diesen Völkern ganz offen betrieben und es giebt zahlreiche Männer, welche aufgeputzt gleich einem Weibe und geübt in buhlerischen Verführungskünsten sich dem Schandgewerbe öffentlich hingeben.

Die Kamtschadalen, die sich selbst Itelmen (welches ausgesprochen wie Itenëmen lautet), d. i. „Bewohner" (Urbewohner), nennen, hausen im südlichen Teil der Halbinsel Kamtschatka unterhalb der Flüsse Ukoi im Osten und Chariuska im Westen bis auf jenen Teil von Kurilskaja Lopatka, der von den Aino besetzt ist, ferner auf der Insel Schumtschu, der ersten der kurilischen Inseln. Ihrer äußeren Erscheinung nach gleichen die Kamtschadalen den übrigen Nordasiaten, haben aber länglichere Gesichter, weniger hervorragende Backenknochen, großen Mund, große Zähne und besonders starke Schultern. Von Charakter sind sie sanft, gastfrei, wenig schlau, so daß man sie leicht betrügen kann, besonders wenn man ihre Neigung zum Trunke benutzt. Sie leben in größter Freundschaft miteinander und helfen sich gegenseitig. Nächst dem Trinken halten sie das Nichtsthun für das größte Glück.



Kamtschadale.

Die Wohnungen der wie ihre Nachbarn ungemein unreinlichen, von Ungeziefer strotzenden Kamtschadalen sind je nach der Jahreszeit doppelter Art: im Winter große, etwa 1,6 m tiefe Erdlöcher, mit Rasen und Erde eingedeckt, in der Mitte mit einem viereckigen Loch, das zugleich als Fenster, Schlot und Thüre dient, durch die man mittels kleiner Leitern in die Tiefe hinabsteigt; im Sommer leichte Hütten, „Balagane", die auf 4 m hohen Gerüsten aufgeführt und mit Gras und Strauchwerk eingedeckt sind. Darin werden auch das Wildbret und die Fische gedörrt und über den Winter aufbewahrt. Ein solcher Balagan hat zwei einander entgegengekehrte Thüren, wodurch er im Inneren meist sehr luftig ist. Die häuslichen Geräte bestehen in Platten, Kannen und Trögen aus Birkenholz. Durch die Russen sind eiserne Instrumente verbreitet. Ein Hauptcharakterzug der Kamtschadalen ist ihre Gefräßigkeit. Die Hauptnahrung wird dem Fischfange entnommen. Daneben kommen die Wurzeln und Beeren, welche von den Weibern eingesammelt werden, fast gar nicht in Betracht. Die Fische werden zerschnitten und getrocknet oder geräuchert; einzelne Teile wirft man in große Gruben, überläßt sie der Gärung, wodurch sie einen unbeschreiblich stechenden Geruch und Geschmack annehmen, und schöpft dann die Jauche mittelst großer Löffel heraus. Als Getränk ist ein berauschender Absud des Fliegenschwamms besonders beliebt. Ihre Kleider sind aus den Häuten der wilden Tiere, Hunde und Seetiere verfertigt; man zieht, wie anderwärts, zwei derselben übereinander an. Wie anderwärts gehört es zu den Beschäftigungen der Weiber, das Haus zu bauen,

die Fische zu zerteilen und zu dörren, die Häute für die Kleider zuzubereiten und den ganzen Haushalt zu besorgen. Bei Reisen zu Wasser bedient man sich eigener Boote (Baidaren), zu Lande, wie bei den Tschuktschen, der hundebespannten Narten. Auch die Kamtschadalen leben in Polygamie; jeder Mann nimmt sich in der Regel zwei bis drei Frauen. Auf die Jungfrauschaft der Braut wird wenig Wert gelegt; in gleicher Weise sind auch die Frauen auf ihre Männer wenig eifersüchtig. Vor dem Erscheinen der Russen in jenen Gegenden lebten die einzelnen Familien unabhängig voneinander, höchstens daß mehrere derselben unter einem Aeltesten, der aber keinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen Familien ausübte, vereinigt waren. Die religiösen Ideen der Kamtschadalen, in welchen das Links eine große Rolle spielt, sind sehr verworren und weichen von jenen der anderen Völker Nordasiens nicht sehr ab. Doch trifft man unter ihnen keine Schamanen, sondern die alten Weiber vertreten die Stelle derselben. Ihre Toten werfen sie den Hunden zum Fraße vor, indem sie glauben, daß diese, von ihnen gezogen, um so leichter ins Jenseits gelangen. Zu diesem Zwecke wird der Leiche ein lederner Riemen um den Hals gelegt, diese aus der Hütte herausgezogen und den lauernden Hunden hingeworfen. Die gegenwärtige Anzahl der Kamtschadalen soll kaum 2000 Seelen betragen (Fried. Müller. Allg. Ethnogr. S. 226—227), welche von den Russen angeblich meistens zum Christentum bekehrt sind. Die meisten Kamtschadalen sprechen neben ihrer Muttersprache noch russisch und korjakisch.

Die Jukagiren (Jukahiren), welche sich selbst Adon domni nennen und von den Korjaken Aetäl genannt werden, wohnen östlich von den Jakuten und Tungusen an den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und dem oberen Anadyr. Sie sind der spärliche Ueberrest eines größeren Volksstammes, welcher vor dem Eindringen der Jakuten und Tungusen im nordöstlichen Sibirien seßhaft war und nebst den Jukagiren die nun verschwundenen Omoken, Schelagen und Aniuylen umfaßte. Heute sprechen die meisten Jukagiren tungusisch oder russisch, ja manche Stämme verstehen, wenn auch schlecht, russisch zu lesen und zu schreiben. Das Volk der Jukagiren nomadisierte in alten Zeiten am Ursprunge der Kolyma, wanderte aber später in die heutigen Sitze. Nur ein ganz kleiner Teil blieb am Ursprung der Kolyma und Jasatschnaja zurück, das ist der jetzige sogenannte Stamm der Jukagiren. Die übrigen sind durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Tschuktschen und Korjaken, zuletzt mit den Russen, sehr heruntergekommen und haben sich mit anderen Stämmen, namentlich mit den Tungusen, vielfach vermischt. Doch stehen sie in betreff der Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten viel höher als letztere, vor welchen sie sich durch Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Ungezwungenheit und frohen Charakter auszeichnen.

Die älteren Nachrichten beschreiben die Jukagiren als ein kriegerisches Volk von kräftigem und schönem Körperbau und in der That sind sie noch gegenwärtig schön gebaute Gestalten mit energischen Bewegungen, mittlerer Statur und heller Hautfarbe, welch letztere Eigenschaft namentlich bei den Weibern stark hervortritt. Das Gesicht ist mehr länglich als rund, mit etwas vorspringenden Backenknochen, verhältnismäßig großen Augen, der Blick mild und angenehm, besonders bei den Frauen, die Nase länglich, fein, bei einigen gekrümmt, mit etwas großen Nasenlöchern, die Stirn hoch, offen; die Haupthaare dunkelbraun, nur bei einigen schwarz, im allgemeinen dünn, ab und zu blond; Barthaare sind spärlich. Die Jukagiren haben keine charakteristische Kleidung; die einen tragen Gewänder nach russischem Schnitt, die anderen tungusische Kleider. Im Winter wird darüber die „Kamlja", ein Gewand aus geräuchertem Rentierleder getragen, welches einem bis zum Knie reichenden Hemde mit engen Aermeln ähnelt und mit einer Kapuze versehen ist. Im Sommer wird die Kamlja allein getragen. Als Herbst- und Winterwohnung dienen kleine Häuschen aus behauenen Baumstämmen, als Sommerbehausung aber kegelförmige Zelte, „Urus". Die Speisen, meist Fische, selten wilde Enten oder wilde Rentiere, werden stets im Freien bereitet. Neben der Fischerei ist die Jagd auf Füchse und Eichhörnchen ihre Hauptbeschäftigung; daneben wird eine Wurzel mit mehligem, süßlichem Fleische von den Weibern

fleißig eingesammelt und für den Winter aufbewahrt. Die Jukagiren sind ehrlich, von milden Sitten und fröhlichem Charakter, Freunde des Gesanges und Tanzes; sowohl Lied als Melodie werden improvisiert. Sie gehören jetzt alle zur rechtgläubigen Kirche, doch üben noch im geheimen Schamanen ihre Kunst aus. Die Jukagiren werden christlich getraut, aber die Braut wird gegen einen „Kalym" (Kaufpreis) von den Eltern erstanden. Ihre Toten bestatten sie in Särgen. Aberglaube ist wenig und bloß bei den in der großen Tundra lebenden vorhanden, welche denselben von den Tungusen überkamen.

Bloße Unterabteilungen der Jukagiren sind die beiden Völkchen der Tschuwanzen und Omoken. Erstere, etwa 250, im nördlichsten Kolymagebiet lebende Individuen, sind von mehr als mittlerer Größe und kräftig gebaut; ihr länglich bartloses Gesicht erinnert etwa an die Tschuktschen; die Haupthaare sind schwarz und rauh; sie tragen Kleider nach jakutischem Schnitt, aber unterscheiden sich sonst in ihrer Lebensweise kaum von russischen Ansiedlern. Sie sprechen auch russisch, obgleich sie eine eigene Sprache besitzen. Sie wohnen in Jurten. Alle sind getauft; ihre geistigen Fähigkeiten sind recht entwickelt; sie sind arbeitsam, ehrlich und von milden Sitten. Auch die Omoken, 200 Individuen, haben die christliche Religion, russische Kleidung und Sprache angenommen, vermehren sich aber sehr wenig und dürften in Bälde gänzlich verschwunden sein. (Globus. Bd. XL. S. 122—123.)

Von den übrigen Zweigen der asiatischen Arktiker wohnen die Jenissei-Ostjaken am oberen Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen Jenisseisk und Turuchansk, die Arinen oder Arinzen in den sajanischen Steppen und die Kotten am Agul, einem Nebenflusse des Kan. „Die Jenissei-Ostjaken zerfallen in zwei nun deutlich geschiedene Stämme, die symschen und die imbazkischen. Die Sym-Ostjaken leben meistens am Sym, aber auch hier und da zwischen dem Dorfe Anzyferowa und der Podkamennaja Tunguska an den Flüssen Kas, Sym und Dubtsches auf der linken, und Pit und Kis auf der rechten Seite des Jenissei. Die imbazkischen Ostjaken wohnen an dem Flusse Bachta bis zur Kureika im Norden; ihr Zentralpunkt ist der Jelogui, von dessen neun Mündungen zwei den Dörfern Ober- und Unter-Imbask gegenüber liegen." (Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre. Petersburg 1858. 8°. S. VII ff.) F. Müller rechnet diese Völker deswegen zu der Hyperboreerrasse, weil sie einerseits in ihrer Sprache von den umwohnenden Uralaltaiern sich unterscheiden, andererseits auch physisch von ihnen bedeutend abweichen sollen. Alle diese Stämme führen ein kümmerliches Wanderleben in beweglichen Hütten von Stangen und Birkenrinde, leben vom Fischfange, von der Jagd und einer geringen Rentierzucht. Ihre Abgaben an die russische Regierung („Jassak") entrichten sie in Pelzwerk, worunter sich auch Zobel befinden. Die Gesamtzahl der unter diese Völkersippe fallenden Individuen dürfte kaum 1000 betragen. — Castrén, der diese Völker besuchte, hatte nurmehr fünf Kotten, welche ihre Sprache und Nationalität bewahrt hatten, vorgefunden. Diese fünf Personen waren — wie Castrén erzählt — übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollten. An diese haben sich mehrere bereits russifizierte Kottenfamilien angeschlossen, so daß gegenwärtig die Anzahl der Kotten eine größere als zu Castréns Zeiten sein dürfte.

Die Völker Nord- und Ostsibiriens.

In sibirischen Begriffen existiert ein strenger Unterschied zwischen der Lebensart der nomadisierenden und der der unaufhörlich herumstreifenden Völkerschaften. Erstere sind den Russen die „kotschujutschije Inorodzi", letztere die „brodiatschije". Zu den ersteren gehören die Burjäten, Kirgisen, Kalmüken und dergleichen mehr, zu den letzteren die Tungusen, Samojeden, Ostjaken, Syränen u. s. w. Der Unterschied besteht darin, daß die nomadisierenden Völkerschaften ihre ganz bestimmten Winter- und Sommerwohnorte, bei einigen noch Herbststellen, ja sogar an denselben nicht selten schon beständige, aus Holz zusammengeschlagene, der Jahreszeit gemäß mehr oder weniger Schutz gewährende Hütten, Jurten genannt, haben, während die herumstreifenden das runde Jahr hindurch sich in unaufhörlicher Bewegung befinden, um Lebensmittel für sich und Futter für ihre großen Rentierherden aufzutreiben. Unter den nomadisierenden giebt es viele, die, trotz ihrer unstäten Lebensweise, sich sehr fleißig mit Ackerbau beschäftigen, so zum Beispiel die Burjäten im Irkutskischen Gouvernement, die Idinschen, Balaganschen, Alarschen, Kudinschen Stämme derselben.

Als nächste Nachbarn der zur Gruppe der Arktiker oder Hyperboräer vereinigten Stämme haben wir wiederholt die Tungusen genannt, welche im östlichen Sibirien hausen, jenem Landstriche, der im Norden vom Eismeere, im Osten vom Lande der Tschuktschen und Korjaken und im Westen vom Jenissei begrenzt wird, dessen unermeßliche mit Bergen, Sümpfen und undurchdringlichen Urwäldern bedeckte Strecken sie in einer Gesamtzahl von etwa 70 000 Köpfen durchziehen. Die Tungusen bilden einen der drei Zweige der sogenannten Altaier, welche mit den Uraliern als Ural-Altaier fast die gesamte Bevölkerung Nord- und Mittelasiens umfassen; die beiden andern Zweige der Altaier sind der mongolische und der türkische. Da in diesem Buche hauptsächlich die geographische Gruppierung der Völker im Auge behalten wird und diese sich nicht strenge mit der ethnologischen Stellung der einzelnen Volksindividuen deckt, so mag nachstehende Tafel die bisher angenommene Verwandtschaft der Uralaltaier untereinander kurz vor Augen führen:

Uralaltaier.

Uralier.		Altaier.	
Samojeden.	Finnen.	Tungusen, Mongolen,	Türken.
Ugrer, Bulgaren, Permier, Finnen.		Ostmongolen, Kalmüken, Burjäten.	
		Jakuten, Tataren, Kirgisen, Kasaken, Oezbegen, Turkomanen u. A.	

Ihrerseits wieder betrachtet man die Uralaltaier in ihrer Gesamtheit als Mitglieder der gemeiniglich mongolisch, besser aber mittel- oder hochasiatisch

genannten Rasse, zu welcher man nicht bloß die Japaner und Koreener, sondern auch die Chinesen und die übrigen Völker Südostasiens, soferne sie einsilbige Idiome reden, dann die Tibeter rechnen zu dürfen meint.

Der tungusische Zweig der Altaier, mit dem wir uns zunächst beschäftigen, umfaßt die beiden Völker der Tungusen und der Mandschu. Die an der Podkamenaja Tunguska streifenden Tungusen werden speziell Tschapogiren genannt, während man die an der unteren Tunguska wohnenden mit dem Namen Orotongen (Orotong-Tungusen) bezeichnet. Die an beiden Ufern des Amur im Norden bis Jablonovoi Krebet von den Quellen des Amazar bis zu jenen des Oldoi wohnenden Stämme nennt man speziell Orotschonen, die östlichen Nachbarn derselben am linken Ufer des Amur Maniagren. Die Daurier wohnen am Amur, vom Einflusse des Khumar bis zu jenem des Ussuri, die Khoadsongen vom Einflusse des Ussuri bis zum Dondon birra, die Ghelghanen oder Golden von den Sitzen der Khoadsongen bis zum See Kizi, und die Manguten von dem Sitze der Golden bis zu dem Sitze der Giljaken.

Der körperliche Typus der Tungusen trägt den ausgeprägtesten Charakter der mongolischen Rasse und zeigt sich am auffallendsten in der Bildung des Schädels wie auch in den Merkmalen des Gesichtes. A. von Middendorff fand unter diesem Volke den reinsten mongolischen Typus in zwei Formen auftretend: nämlich bald als Breitschädel, bald als Hochschädel. Beide Formen zeigen breite und vorspringende Backenknochen, große Augenhöhlen, die schon durch die hohe Stellung und starke Wölbung der Augenbrauen angedeutet werden; der Augenschlitz ist dagegen schmal, der äußere Augenwinkel höher liegend als der innere, die Glabella (Stirnglatze) eingedrückt und die Kiefer mäßig prognath. Die Hochschädel zeigten ihre Form in so hohem Grade, daß der Schädel über der Linie, welche die beiden inneren Augenwinkel verbindet, weit höher scheint als der Kopf unterhalb dieser Linie bis zum Kinne. In den Amurgegenden treten unter den Rigidal-Tungusen ausgeprägte chinesisch-japanische Gesichter auf. Die meisten Reisenden finden in den tungusischen Physiognomien einen intelligenten Ausdruck, der zum Teil durch die große viereckige Stirn mit den weit voneinander abstehenden Stirnhöckern hervorgerufen wird. Das Auge, obgleich aus dem schmalen, schrägen Schlitz hervorleuchtend, ist meist von dunkler Farbe der Iris, ziemlich groß, lebhaft und munter. Die Nase ist gut gebaut und ziemlich stark über die Gesichtsfläche hervortretend. Bei den prognathen Kiefern erscheint der Mund etwas groß, jedoch nie mit aufgeworfenen Lippen; die letzteren sind stets dünn, die Oberlippe lang; die Ohren sind weder groß noch weit abstehend. Sehr auffallend ist die Schönheit der Zähne bei den Eingebornen Nordsibiriens. Man sieht oft sechzig- bis siebzigjährige Greise mit vollen Reihen kleiner, perlenweißer, glatter und gesunder Zähne. Zahnschmerz und Hohlsein der Zähne sind dort unbekannt. Ein Arzt von Jakutzk schreibt diesen Vorzug den Gewohnheiten, der Nahrungsweise und einer von Kindheit an auf die Pflege der Zähne verwendeten Sorgfalt zu. Niemals genießen die Eingebornen Zucker, in welcher Form es auch sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht in seinen Besitz gelangen können. Ferner trinken sie täglich, Sommer und Winter, große Mengen saurer Milch, welche antiskorbutisch wirkt; und endlich kauen sie nach jeder Mahlzeit ein Stückchen Kiefernharz, um damit Zähne und Zahnfleisch von allen Speiseresten zu befreien. Dieses Harz wird von allen Apothekern in Sibirien verkauft und ist auch bei russischen Damen viel in Gebrauch.

Die Haut der mongolischen Rasse gilt allgemein von gelblicher Färbung und so wird auch den Tungusen meist diese Farbe zugeschrieben. Allein die dunklere Gesichtsfarbe rührt wesentlich von der starken Lichteinwirkung, von Frost, Rauch und reichlichem Schmutz her; denn die von den Kleidern bedeckten Körperteile zeigen meist dieselbe Färbung wie die der Russen; bei reingewaschenen Tungusengesichtern fand Middendorff durch die Haut eine zarte, lebhafte Wangenröte durchscheinen. Das Haar ist von straffer Beschaffenheit und bei den Männern stets von schwarzer Farbe, das der Frauen hingegen nicht selten dunkelbraun. Der Bartwuchs der Männer ist äußerst schwach; häufig zeigen sich nur geringe Spuren davon oder er tritt erst im dreißigsten Lebensjahre auf. Das

Ergrauen soll fast gar nicht vorkommen und nur wenige alte Leute bekommen einzelne weiße Haare. Auch die Körperbehaarung ist an allen Teilen überaus schwach; falls dieselbe aber ausnahmsweise an einem Individuum stärker auftritt, so gilt diese Erscheinung als etwas Ungeheuerliches und von einem bösen Geiste hervorgerufen. Nach Gmelin geht die Abneigung der Tungusen gegen die Behaarung so weit, daß die Männer den sprossenden Bart sorgfältig ausrupfen und dieses Verfahren so lange fortsetzen, bis schließlich kein Nachwuchs mehr stattfindet. Unter den Tungusen findet man meist nur Gestalten von mittlerer Größe und schlankem Bau, obgleich die Brust eine bedeutende Breite besitzt; überhaupt ist eine große Symmetrie aller Körperteile bemerkenswert. In der Muskulatur zeigt sich eine große Elastizität und Festigkeit, die Sehnen sind sehr stark entwickelt. Obwohl die Glieder und der ganze Körper häufig mäßig voll erscheinen, so gehört Fettleibigkeit doch zu den Seltenheiten; dagegen ist der Fuß klein, selbst bei Leuten von großer Statur durchgängig unter 20 cm; dennoch sind die Tungusen überaus rüstige Fußgänger, welche oft in verhältnismäßig kurzer Zeit unglaublich weite Strecken ihrer Einöden durchwandern. Man kann nicht umhin, einen kleinen Fuß der ganzen mongolischen Rasse als eigentümlich zu betrachten, da er sich bei den Chinesen wiederfindet und die Frauen daselbst die natürliche Entwickelung desselben noch durch Verstümmelung einzuschränken suchen. Dem ebenmäßigen, festen Körperbaue des Volkes entspricht eine bedeutende physische Kraft, die sich vorzüglich in einer großen Zähigkeit bei körperlichen Anstrengungen kund thut. Alle Bewegungen gehen rasch und kräftig von statten, wobei insbesondere ein ganz eigentümliches ruckweises Wirken der Muskeln auffällt. Etwas Aehnliches fand Middendorff in der Sprachweise; die Worte wurden ruckweise hervorgestoßen, endeten mit plötzlich abgebrochener Silbe, was den Eindruck hervorrief, als hätten die Leute eine Anlage zum Stottern gehabt. Mit ihrer kräftigen körperlichen Konstitution ist eine außerordentliche Abhärtung verbunden, die freilich durch die harte Lebensweise von Kindheit auf bedingt wird. Die größten Strapazen ertragen sie mit ein- und demselben Gleichmute, wie denn auch weder Frost noch Hitze, noch Durst und Hunger sie irgend zu einem Murren

Häuptling nomadisierender Tungusen.

veranlaßt. Häufig legt sich der Jäger, heimgekehrt von einer vergeblichen Jagd, am Abend hungrig, aber dennoch heiter zur Ruhe, hoffend, der folgende Tag werde ergiebiger sein. Alle Sinne der Tungusen sind gut ausgebildet, das Auge besonders scharf; doch machte Middendorff nicht bloß an den Tungusen, sondern auch an den Samojeden folgende merkwürdige Beobachtung: er fand eine fast unglaubliche Unfähigkeit, nahe verwandte Farben, wie gelb, grün und blau zu unterscheiden; nur die grellsten Töne der genannten Farben vermögen sie nach langem Abwägen zu unterscheiden. Alle dunkeln Farben sollen bei ihnen mit schwarz zusammenfallen.

Die vortrefflichen körperlichen Eigenschaften der Tungusen lassen kaum eine minder günstige Begabung erwarten. Zunächst sind ihre bedeutende physische Kraft, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre Gewandtheit mit einem großen persönlichen Mute und Tapferkeit verbunden. Unerschrocken, weicht der Tunguse vor keiner Gefahr zurück und nimmt jeden ihm angebotenen Kampf an, selbst wenn der Gegner ihm an Kraft um vieles überlegen ist. Bloß mit der „Paljma" (Bärenspieß) bewaffnet und ganz allein erwartet er den größten Bären und geht aus dem ungleichen Kampfe mit dem wütenden Tiere regelmäßig als Sieger hervor. Aber auch die Intelligenz der Tungusen zeigt sich vor allem in einer ungewöhnlich scharfen Auffassungsgabe; freilich gepaart mit einer gewissen Oberflächlichkeit des Urteils und Unbeständigkeit des Willens. Ueberhaupt sind sie ein fröhliches, sorgloses, zugleich aber leichtsinniges und leichtgläubiges Volk; wahrhaft rühmlich sind dagegen ihre Gutmütigkeit, Gastfreiheit und ihr auffallend freundliches und höfliches Wesen, wobei sie geradezu elegant erscheinen. Auf die Gastfreundschaft ihrer Landsleute sich verlassend, begeben sich oft einzelne auf weite Reisen, ohne auch nur den geringsten Vorrat von Lebensmitteln mitzunehmen; der nächsten wandernden Gesellschaft schließt der Reisende sich an, setzt sich, wenn es zum Essen geht, mit in den Kreis und — wartet, bis er aufgefordert wird, an der Mahlzeit teilzunehmen; darum ist es auch die erste Sorge des artigen Wirtes, seinen Gast zu veranlassen, dreist zuzulangen. In ihrem Benehmen zeigen sich die Tungusen stets wie sie sind, überaus freimütig im Reden und Handeln, ohne Verstellung; Lügen erscheint ihnen abgeschmackt, darum hört man sie auch nie die Wahrheit beteuern; Mißtrauen gegen andere kennen sie nicht, daher sie als leichtgläubig erscheinen. Fremdes Gut sollen die Tungusen fast mehr in acht nehmen als ihr eigenes, Diebstahl ist unter ihnen so gut wie unbekannt; ein Dieb wird von seinen Stammesgenossen mit Stockschlägen bestraft und gilt sein ganzes Leben lang für entehrt und beschimpft. Schulden werden immer ehrlich anerkannt und gewissenhaft bezahlt, ebenso schenkt man jedem in dieser Hinsicht volles Vertrauen. Mord kommt am häufigsten im Zweikampfe vor, wo beide Teile als schuldig betrachtet werden und der Mörder daher keiner Strafe unterliegt. In anderen Fällen wurde früher der Schuldige von dem Häuptlinge mit harter körperlicher Züchtigung bestraft und hatte die Verpflichtung, die Hinterbliebenen des Ermordeten zu versorgen. Trotz des sanguinischen Temperamentes und der großen Lebhaftigkeit leben die Tungusen doch meist einträchtig und friedlich untereinander, schimpfen und fluchen hört man sie äußerst selten. Beleidigungen und Streitigkeiten haben gewöhnlich einen ritterlichen Zweikampf zur Folge, der nach vorhergegangener Herausforderung nach allen Regeln der Kunst ausgefochten wird; früher geschah das sehr oft durch Pfeilewechseln. Sobald das erste Blut geflossen, wird die verletzte Ehre als wiederhergestellt betrachtet; Zweikämpfe sollen übrigens häufig vorkommen, selbst zwischen den nächsten Verwandten.

Ein Volk, welches sich ausschließlich von Jagd und Fischfang nährt, ist durch die natürlichen Verhältnisse gezwungen, ein vollständiges Wanderleben zu führen und so sieht man denn die Tungusen nicht mehr als zwei, äußerst selten bis fünf Tage an einem Orte bleiben. Bald gehen sie dem Zobelfange nach, bald dem Fischfange oder, im Falle sie noch zahlreiche Rentierherden besitzen, müssen sie oft neue Weideplätze aufsuchen. Zum Winter kehren sie gern in dieselben Hochthäler zurück, um dort an den steilen Gebirgsabhängen den gewohnten Gängen des Wildes nachzuspüren. Bei diesem Wanderleben findet in der Familie eine strenge Arbeitsteilung statt. Die Männer beschäftigen sich nur mit der Jagd, dem Fischfange und dem Hüten der Herden, die Weiber haben den ganzen Haushalt zu besorgen, bei welchem der Mann keinen Finger rührt. Sie haben die Jurten zu errichten, müssen Feuerung herbeischaffen, kochen, Gerätschaften und Kleider in Ordnung halten. Außerdem wird jeder freie Augenblick für die Wirtschaft ausgenutzt, z. B. durch Gerben von Fellen, Kleidernähen oder Anfertigung von Schmucksachen für den Mann, für sich selbst oder für die Kinder. Jeder Mann begiebt sich des Morgens auf die Jagd, nachdem er vorher seiner Frau bestimmt hat, wohin sie ziehen soll und wo er selbst des

Abends eintrifft. Hierbei entwickeln die Tungusen einen bewunderungswürdigen Ortssinn, ohne Spur von Weg oder Steg verfehlen sie in der weiten Wildnis nie die Stelle, wo sie sich nach Verabredung treffen sollen. Daher sind denn auch die meisten im stande, ganz richtige Karten auf den Sand oder Schnee zu zeichnen, um Wege zu beschreiben oder den Lauf der Flüsse zu demonstrieren. Verlorene Gegenstände, verlaufene Tiere finden sie immer leicht wieder auf; ebenso vermögen sie ohne Schwierigkeiten, wie die Indianer, Spuren von Menschen zu entdecken und genau anzugeben, wie groß die Zahl der Wandernden war und welche Richtung dieselben eingeschlagen. Um sich nun an dem verabredeten Orte einzustellen, packt die Tungusin die tragbare Jurte und alle Habe auf die Rentiere und Schlitten und begibt sich mit der Familie auf den Weg. Die jüngeren Kinder werden mit der Wiege an den Sattel des Rentiers gebunden, Säuglinge aber behält die Mutter in Fell gewickelt bei sich. Bei sehr strengem Froste wandert man der kleinen Kinder wegen nicht, sondern rastet dann gewöhnlich in kleinen Blockhäusern, welche häufig in den Wäldern aus runden stehenden Balken aufgerichtet sind, ohne beständig bewohnt zu werden.

Die Beschäftigungen der Männer in Vergleich zu denen der Weiber sind keineswegs leichter, wie es wohl scheinen mag. Die Jagd in Sibirien beruht auf der genauesten Kenntnis der Natur des Wildes und seiner Lebensart und daher sind die Tungusen wie die meisten sibirischen Völker vorzugsweise Fallensteller; der weit geringere Teil des Wildes wird mit dem Gewehre erlegt. Die gewöhnlichste Fangweise geschieht durch Selbstschüsse, auch wendet man Fallgruben an. Die Selbstschüsse sind eine sehr sinnreiche Vorkehrung, die auf Bogen und Pfeil beruht, durch welche das größte Wild wie das Elen wie auch der kleine Zobel erlegt werden kann. Zu bemerken ist, daß unter den Tungusen Jagdgesetze herrschen, welche streng eingehalten werden. Das Jagdgebiet ist in gewisse Reviere geteilt, welche nach traditionellen Merkmalen, nach Bächen und anderen natürlichen Grenzzeichen, unterschieden werden. Eine oder mehrere Familien besitzen zusammen ein gemeinsames Revier, auf dem sie das Recht der Jagd haben, und geschieht es, daß ein Jäger an der Grenze seines Reviers ein in das benachbarte hinüberziehendes Wild bemerkt, so darf er es verfolgen. Nachdem er das Tier erlegt hat, gehört ihm nur das Fleisch desselben, das Fell übergiebt er dem Eigentümer des Reviers. Eine Ausnahme findet jedoch bei der Verfolgung eines reißenden Tieres, eines Bären oder Wolfes statt; alsdann darf der Jäger das Wild durch zwei oder drei Reviere verfolgen und hat auch Anspruch auf das Fell des Tieres; außerdem erhält er noch den Dank der ganzen Nachbarschaft. Auch eine ursprüngliche Zeichenschrift, welche auf die Jagd Bezug hat, wird nicht minder streng beobachtet. Ein im Walde abgehauenes Bäumchen, in dessen Kerbe ein Pfeil mit der Spitze nach unten steckt, heißt: ich stelle Bogen in der Nähe. Ist die Spitze des Pfeiles schräg nach oben gerichtet, so bedeutet dies, daß der Jäger weit fortgezogen ist. Ein eingeklemmter Zweig deutet auf nahe Anwesenheit des Jägers und ein über den Weg gelegter Ast verbietet in dieser Richtung weiter zu gehen. Der Fischfang geschieht gleichfalls auf mannigfache Art. Es werden die Fische entweder harpuniert oder in Setznetzen gefangen, welche aus Rentiersehnen und Pferdehaaren verfertigt werden, da es an Hanfgarnen gebricht. Das Hauptfangmittel ist überall die Wehre mit den dazu gehörigen Reuserkörben.

Handwerker giebt es unter den Tungusen nicht, Schmiede ausgenommen. Den Amboß, der nur etwa 2 kg wiegt, Hammer, Zange, Feile erhandeln sie von den Russen, ebenso das Eisen; selbst sind sie nicht im stande, Werkzeuge zu verfertigen; nur den etwa 45 cm langen Blasebalg stellen sie selbst her. Desgleichen die Kleidungsstücke, von welchen unsere Abbildung eines Tungusenhäuptlings einen Begriff giebt. Bei den Manguten oder Mangu am Amur, welche in ihrer Lebensart sowie auch in ihren Sitten und Gebräuchen sehr den Golden gleichen, ist ein Gürtel gebräuchlich, an dem, wie ersichtlich, eine Menge Dinge hängen, nämlich ein in einer ledernen Scheide steckendes Messer; ein eisernes Werkzeug zum Pfeifenreinigen; ein krummes Messer; eine Zundertasche; ein Feuerstahl; ein aus Knochen verfertigtes Werkzeug, welches zum Ausglätten der Fischhaut und zum Lösen der Knoten dient; eine zweite Zundertasche aus Störhaut; ein Säckchen mit einem Wetzstein zum Messerschleifen; eine Nadelbüchse. Rechnet man die Gürtelagraffe hinzu, so trägt derselbe nicht weniger denn zehn verschiedene Dinge.

Die Nahrungsmittel liefert im wesentlichen der Ertrag der Jagd und des Fischfanges, sie sind somit rein animalisch. Von den jagdbaren Tieren wird keines als Speise verschmäht; dagegen werden Reptilien und Amphibien nicht gegessen. Die Nahrungsmittel werden stets gekocht, nie anders zubereitet und nicht bloß die festen Teile genossen, sondern

auch die Brühe; hierbei ist zu bemerken, daß das Salz nicht oder doch nur gelegentlich im Gebrauche ist; es gehört aber durchaus nicht zu den Bedürfnissen. Vegetabilien gelten meist als Leckerbissen. Brot wird gelegentlich sehr gern verzehrt, und so man Mehl erhandelt hat, wird dasselbe zu der Brühe stets hinzugesetzt. Eine wildwachsende Lilienzwiebel (Lilium martagon) wird für sehr schmackhaft gehalten. Als der größte Leckerbissen gilt Mehl mit Fett oder Butter gebraten. Wildwachsende Beeren ißt man gern; die Preißelbeere (Vaccinium vitis idaeae) wird mit Fischrogen zu einem Teige verrieben und für den Winter aufbewahrt. Die Früchte des Faulbeerbaumes (Prunus Padus) werden zerstampft, mit Butter gemischt, zu runden Kuchen plattgedrückt und am Feuer getrocknet; auch läßt man Faulbeerbrei mit Rentiermilch angerührt gefrieren. Früher kannten die in den Wäldern hausenden Tunguſen kein anderes Getränk als Wasser, Birkenwasser, einen Aufguß von Rhododendron dauricum und Rosenblättern. In neuerer Zeit ist es anders geworden, der chinesische Thee und Ziegelthee haben überall Eingang gefunden und sind sehr beliebt. Leider haben aber die Tunguſen Bekanntschaft mit dem Branntwein gemacht und wo der Gebrauch des Branntweines häufig ist, zeigen sich die

Gürtel der Manguten.

verderblichen Folgen in erschrecklicher Weise. Der weit harmlosere Tabak ist ein ganz allgemein verbreitetes und äußerst beliebtes Reizmittel. Obgleich Thee und Tabak physisch von keinen üblen Folgen sind, so wirken sie doch ökonomisch sehr nachteilig; denn der genußsüchtige, leichtsinnige Tunguſe vergeudet seinen teuersten Tauschartikel, den Zobel, in welchem er auch noch seinen Tribut („Jassak") entrichten muß, gegen diese Gegenstände und andere Luxusartikel in unglaublicher Weise, verfällt daher in Schulden und verarmt mit der Zeit gänzlich. Meist sind es die schlauen Jakuten, welche ihm alle Luxusgegenstände liefern, dabei als wahre Parasiten auf Kosten ihrer Konsumenten leben, sich alles aber von ihnen teuer in Zobelfellen bezahlen lassen. Der Tunguſe erkennt dagegen stets auf das ehrlichste und offenste seine Schulden an. Zu diesen unerfreulichen Verhältnissen kommt noch der ungünstige Umstand hinzu, daß das Wild und besonders das Pelzwild, namentlich der Zobel, in rascher Abnahme begriffen ist; eine Hegezeit kennt der Tunguſe nicht, und so gehen denn diese Kraftmenschen rettungslos durch die Handelswelt dem Bankerotte entgegen und werden durch dieselbe immer mehr und mehr demoralisiert. (Karl Hiekisch. Die Tunguſen. Eine ethnologische Monographie. St. Petersburg. 1879. 8°.)

Der zweite Zweig der tunguſischen Völkersippe, die Mandschu, bewohnen die sogenannte Mandschurei. Sie sind ein aufgewecktes, kriegerisches, mit großer

Energie begabtes Volk, dem es 1644 gelang, sich in den Besitz des Thrones von China zu setzen und das Land samt den zahlreichen, ihm an Zahl bei weitem überlegenen Horden, bis auf die neueste Zeit zu beherrschen. In den alten Annalen Chinas wird mehrerer Tungusenstämme Erwähnung gethan, welche einen thätigen Anteil an den Geschicken des Reiches der Mitte genommen haben. Zu ihnen gehören auch die Lamuten (Meertungusen) am ochozkischen Meer, welche in neuerer Zeit immer mehr nach Kamtschatka vordringen, wo sie die mittleren Teile des Westgebirges in Besitz genommen haben, und die sogenannten Schibä, im Ilithale, an der russisch-chinesischen Grenze.

Die Mandschu oder Mandschuren zeichnen sich durch schönen und kräftigen Körperbau aus, namentlich sind sie besser und kräftiger gewachsen als die Chinesen. Ihrem Charakter nach sind sie rauh und schmutzig, dabei aber ehrlich, offen und tapfer. Früher dem Schamanismus ergeben, haben sie sich seit der Begründung ihrer Herrschaft den chinesischen Kulten, besonders dem Buddhismus, zugewandt und sind fast ganz der chinesischen Zivilisation erlegen. In ihrer Heimat treiben sie nur in den südlichen Teilen Acker- und Gartenbau, meist jedoch sind sie Hirten, Jäger und Fischer. Interessanter sind die Lamuten, deren Zahl sich auf etwa 2000 beziffert. Ordnungssinn, Ehrlichkeit, Gewandtheit und außerordentliche Beweglichkeit zeichnen sie aus. Den Russen ganz vorzüglich zugethan, hassen sie die Tschuktschen. Als ausgezeichnete Schützen lieben sie die Jagd, auf der sie bloß die Flinte brauchen; nur dem Bären gegenüber benutzen sie den Jagdspieß. Ein kleiner Teil der Lamuten beschäftigt sich mit Fischfang. Es sind vollkommene Nomaden, gebrauchen aber keine Narten, sondern reiten auf Rentieren, deren jeder Lamute einige besitzt. Ansteckende und epidemische Krankheiten, selbst die unter den Eingebornen Sibiriens so außerordentlich verbreitete Lustseuche, kommen bei ihnen gar nicht vor. Ihre Physiognomie hat einen besonderen Charakter: die Stirn gerade, die Lippen dünn, Mund und Nase von mittlerer Größe, das Kinn rund, die Haupthaare meist glatt von dunkelbrauner Farbe. Die Lamuten sind von kleinem Wuchs und hager, jedoch äußerst gelenkig und beweglich. Sie wohnen in großen konischen Zelten („Urussa"), welche aus sechs langen Stangen zusammengesetzt und im Sommer mit gegerbten Schaffellen, im Winter mit ungearbeiteten Rentierhäuten bedeckt sind. In einem Zelte leben mitunter zwei Familien, aber tadellose Reinlichkeit und Ordnung herrschen darin. Ueberhaupt sind die Lamuten unter allen Eingebornen die reinlichsten und ordentlichsten, dabei höflich, umgänglich und gastfreundlich. Auch die Speisen werden möglichst reinlich zubereitet; ihre Hauptnahrung besteht in Rentierfleisch, doch essen sie auch Fische und Eichhörnchen. Männer wie Frauen tragen enganschließende Gewänder von gleichem Schnitt, aus Rentierfellen genäht und mit Glasperlen und buntem Schafleder verziert. Die Lamuten sind griechisch-katholische Christen und sehr fromm, doch haben sich Spuren ihres alten Heidenglaubens bei ihnen erhalten. Auch leben die Paare oft 1—3 Jahre ehelich beisammen, bevor sie sich kirchlich einsegnen lassen. Dieser Gebrauch heißt „Halbehe". Die Toten werden im Walde nahe dem augenblicklichen Standplatze der Zelte in Särgen begraben. (Globus. Bd. XL, S. 123—124.)

Inmitten der tungusischen Völkerschaften wohnen etwa 200 000 Köpfe stark die Jakuten oder Sacha-lar, ein türkisches Volk und zwar der nordöstlichste Ausläufer der großen Türkenfamilie. Ihre Wohnsitze erstrecken sich vorzugsweise an den beiden Ufern der Lena bis zum Eismeere hin, ferner im Westen an der Anabara und im Osten an der Jana, Indigirka und Kolyma. Im Süden reichen sie bis an den Aldan und die obere Maia. In Jakutsk ist ihre Sprache die Konversationssprache der Kaufmannswelt. Sie zeichnet sich von allen bekannten türkischen Idiomen durch die größte Altertümlichkeit aus; sie ist das Sanskrit der türkischen Sprachen. Die Jakuten sind größtenteils Nomaden und haben in der neuesten Zeit, bis zu welcher sie dem Schamanismus anhiengen, das Christentum angenommen. Ursprünglich waren die Beziehungen zwischen

Jakuten und Tungusen feindseliger Natur; heute hat sich das geändert; manche Tungusenstämme treten gerne in Familienverbindung mit den Jakuten und unterwerfen sich leicht ihrem Einflusse. Die Jakuten zerfallen in verschiedene Stämme und diese teilen sich wiederum in mehrere Unterabteilungen. Jeder Stamm hat seine Aeltesten, von denen eine Anzahl die „Verwaltungsbehörde der Eingeborenen" (russisch: Niorotscheskaja Uprawa) bildet. Die Niederlassungen der Jakuten heißen „Naslegi" und befinden sich an solchen Orten, wo zugleich Weideplätze für das Vieh und die Pferde sind, worin ihr vornehmlichster Reichtum besteht. Doch sind sie auch Jäger und treiben die Jagd, namentlich auf Pelztiere, mit unermüdlichem Eifer und bewundernswürdiger Geschicklichkeit.

Jakutin im Festschmuck.

In der Physiognomie der Jakuten ist nach Albin Kohn das Typische der mongolischen Rasse bis zur Karikatur ausgeprägt. Die entsetzlich entwickelten Kauwerkzeuge, deren unterer Teil, der Unterkiefer, so bedeutend hervorragt, daß zwischen den unteren Schneidezähnen und den oberen ein bedeutender leerer Raum bleibt, gleichen jener einer englischen Dogge; die Mundöffnung ist fast so weit wie der Unterkiefer lang, und nicht weit von den Mundwinkeln befinden sich Ohrmuscheln von ungewöhnlicher Größe, bereit jeden Laut aufzufangen und dem wenig entwickelten, in einer niedrigen Stirn eingepreßten Gehirne mitzuteilen. Ein mächtiger Haarwuchs, dessen einzelne Fäden aus Ebenholz geschnitzelt scheinen, bedeckt den fast flachen Hirnschädel, kleine tiefliegende schwarze Augen blinzeln über hervorstehende Backenknochen hervor und eine gelbliche, pergamentartige, nur auf den hervorragenden Partien etwas gerötete Haut bedeckt den hagern, muskulösen Körper, der wohl stark, aber nicht gelenkig ist. (Globus. Bd. XXV, S. 217.) An Entsagungen aller Art gewöhnt, scheinen die Jakuten ganz unempfindlich gegen Kälte und können den Hunger bis auf einen fast unglaublichen Grad ertragen. Ihre Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch, dann aus gekochtem Pferde- und Rindfleisch; vom Brote haben sie keinen Begriff. Ihr größter Leckerbissen ist Fett, das sie roh und geschmolzen, frisch und verdorben in größter Menge verzehren können. An hohen Festtagen trinkt jeder Gast einige Pfund heißer eben am Feuer zerlassener Butter. In bezug auf ihre Nahrung sind die Jakuten übrigens nicht wählerisch; im Sommer nehmen sie das Wasser aus

einer beliebigen Pfütze und im Winter schmutzigen Schnee oder Eis. Sie zerstampfen auch die innere Rinde des Lärchenbaumes oder der Fichten und kochen sie mit Fischen, etwas Mehl und Milch, besonders aber mit Fett, zu einem Brei, den sie mit Wonne verzehren. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich Tabak und versetzen sich dadurch, daß sie den Rauch verschlucken, in eine der Trunkenheit ähnliche Betäubung. Sie essen und schlafen unglaublich viel, können aber lange Zeit, wie ohne Nahrung, so auch ohne Schlaf existieren. Wie die meisten Sibirier wohnen sie in Zelten, Jurten, die sie jedoch mit dem Vieh teilen, daher dieselben von einem entsetzlichen Gestank erfüllt sind. Nur bei den Kolymajakuten geht es etwas reinlicher zu, aber auch diese sind noch unreinlich genug; sie waschen sich selten, schlafen meist in ihren Kleidern und wenn sie Hemden haben, was nicht immer der Fall, so tragen sie dieselben, bis sie in Fetzen zerfallen. Die Nationaltracht, aus Rentierfellen mit den Haaren nach außen gefertigt, besteht aus einem Oberkleid „Kukljänka", einem Untergewand, aus zwei Teilen zusammengesetzt: einer die Hüften einschließenden „Selja" und einem den oberen Teil der Schenkel bedeckenden „Suturo", langen bis an die Hälfte der Schenkel hinaufreichenden Stiefeln „Torbas" oder „Unty", endlich einer Mütze mit Ohrenklappen „Bergesa". In solcher Bekleidung kann man getrost einer Kälte entgegen sehen, bei welcher das Quecksilber gefriert. Im Sommer ist die Bekleidung natürlich eine weit leichtere. Immer aber sind die Weiber dem Aeußern nach von den Männern kaum zu unterscheiden. Trotz Christentum herrscht Polygamie; der Jakute kauft seine Frau oder Frauen von deren Eltern und giebt dafür einen „Kalym", der in Rentieren, Pelzwerk oder russischem Tand besteht. Eifersüchtige Jakutinnen sollen so selten sein, daß selbst ein Diogenes mit der Laterne sie nicht finden würde. Die Jakuten leben stammweise mit einander und heiraten auch gewöhnlich aus dem Stamme, worauf man die Abnahme der Fruchtbarkeit zurückführen will. Im Sommer bricht der Stamm seine Zelte ab, packt sie auf seine Rentiere, welche gleichzeitig die Stelle der Kühe und Packpferde vertreten und begiebt sich in mehr offene Gegenden, wo die Wiederkäuer der Tajga ihre Weideplätze haben. Im Frühjahre, wenn die Flüsse und Bäche aufgehen, die Wiesen sich mit Gras, die Bäume mit Laub bedecken, feiern die Jakuten ein großes Fest, „Jusech" oder „Isech" genannt, welches wohl das älteste bei den Völkern türkischen Stammes, aber nicht reich an Effekten ist. (Ausland 1850, S. 776.) Von dem poetischen Werte des dabei verübten Gesanges mag folgende Probe Zeugnis ablegen:

Nach den Fröſten gab Gott uns Wärme;
Unſere Kühe haben gekalbt,
Das Gras hat ſich gezeigt,
Unſer Vieh iſt im Freien und giebt viel Milch;
Wir machen daraus Kumys,
Trinken ihn und ſind dabei fröhlich.

Das ist doch wohl das Bescheidenste, was man von der Dichtkunst verlangen kann. Von Reim und Versmaß ist natürlich keine Rede, ebensowenig von stehenden Volksliedern. (Ausland 1851, S. 591.) Zum Ackerbau hat sich noch kein Jakute erhoben, und auch von der eigentlichen Viehzucht hält er sich fern. (A. a. O. S. 236.) Von Industrie ist natürlich keine Rede, doch scheinen sich einzelne Individuen zu künstlerischen Leistungen aufzuschwingen. Hr. Albin Kohn sah wenigstens eine aus Mammutzahn verfertigte Zuckerdose, auf welche ein jakutischer Künstler mit einem einfachen Messer, vielleicht hin und wieder mit einem Flintensteine, die Bilder des Ren und des Bären in zwar durchaus naturalistischer, sonst aber makelloser Weise eingeschnitten hatte. Diese Zeichnungen erinnern lebhaft an jene mancher prähistorischen Knochenfunde in Europa, übertreffen sie aber weitaus an Naturtreue. (Siehe Globus Bd. XXV, S. 247.) Die Jakuten sind ungemein gastfreundlich und leuchten durch ihre unglaubliche Nächstenliebe hervor; dieselbe ist in der That geradezu unerhört und erinnert an patriarchalische Zeiten und Zustände. Nicht nur daß die Reichen ihre ärmeren Stammesgenossen in Fällen der Not niemals im Stiche lassen, sie nähren, kleiden und falls, wie es häufig vorkommt, die Rentiere den Wölfen zur Beute werden, den Beraubten ihren Verlust ersetzen — Chitrow, der Bischof von Jakutzk, erzählt, daß ein ihm bekannter Tunguse drei Jahre hintereinander in dieser Weise unterstützt worden sei und daß eine solche Unterstützung bis zu dreißig Rentieren steige, dort schon ein anständiges Vermögen — es herrscht sogar der Gebrauch, daß die Jagdbeute, namentlich erlegte Rentiere, unter allen Genossen oder Familiengliedern geteilt wird; das Fell erhält der Reihe nach einer der Gesellschaft, —

den glücklichen Jäger ausgenommen, der sogar fürchtet, sein Jagdtalent zu verlieren, wenn er diesen von den Vätern heilig gehaltenen Gebrauch mißachtet. Das Zurückweisen des Angebotenen halten sie für eine Beleidigung und eines, auch unansehnlichen Geschenkes gedenken sie lange. Sie sind ehrerbietig, dienstfertig, unterwürfig. Zum Betrügen haben sie keine Neigung, dafür sind sie unglaublich faul, sorglos, verschlossen und in hohem Grade abergläubisch. Der Schamane spielt bei ihnen immer noch eine große Rolle. Streitigkeiten sind selten und werden von ihrer eigenen Verwaltung beglichen; von Kriminalvergehen hat man nie etwas gehört. Dies gilt aber nicht von den Jakuten in der Nähe der größeren russischen Ansiedlungen, woselbst sie durch die stete Berührung mit den Verbannten, welche von sehr zweifelhafter Sittlichkeit sind, verdorben werden.

Westliche Nachbarn der Jakuten und Tungusen sind die zu den Uraliern zählenden Samojeden, welche nur zum kleineren Teile in Sibirien, auf größerem Raume im europäischen Rußland verbreitet sind. Sie waren ursprünglich die Bewohner der sajanischen Gebirgskette und verbreiteten sich von da aus an den Flüssen, welche diesem Gebirge entspringen, nämlich dem Jenissei und dem Ob. Später wurden sie durch das Eindringen ostjakischer und tatarischer Stämme zersprengt und in die nördlichen Gegenden zurückgedrängt. Die Samojeden waren ehemals ein zahlreiches Volk, heutzutage stellen sie in einer Gesamtzahl von etwa 16 000 Seelen nur Trümmer desselben dar. Sie bewohnen gegenwärtig die Küsten des Eismeeres vom Weißen Meere bis an die Chatangabucht und reichen vom Eismeere im Norden bis zu den sajanischen Bergen im Süden. Sie zerfallen in vier Stämme, welche verschiedene Dialekte reden. Diese vier Stämme sind: Der Jurakische; derselbe erstreckt sich vom Weißen Meer im Westen bis zum Jenissei im Osten, wo er auf den waldlosen Tundren des Eismeeres nomadisiert. Nach Castrén kann man fünf Mundarten der Jurakjamojeden unterscheiden, nämlich: die Kanin-timansche, die Ishemsche, die Bolschesemel-obdorsche, die Kondinsche oder Kasymsche und die Jurakische im engeren Sinne. Der Tawgysche Stamm reiht sich ostwärts an den Jurakschen an, wo er auf den Tundren längs des Eismeeres bis an die Chatangabucht nomadisiert. Man kennt die Tawgy auch unter dem Namen der Awamschen Samojeden. Der Jenisseische Stamm wohnt zwischen den beiden vorhergehenden, auf den Tundren des unteren Jenissei. Castrén unterscheidet innerhalb der Sprache desselben zwei Mundarten, nämlich die Chantai-Karassin'sche und die Baichasche. Der Ostjakische Stamm. Die Ostjakjamojeden bewohnen die Waldregion am Ob und dessen Nebenflüssen, zwischen dem Tym und Tschulym. Nach Castrén umfaßt ihre Sprache drei Mundarten, nämlich die nördliche (Tym-Narymsche), die mittlere (Ketsche) und die südliche (Tschulymsche). Von diesen vier Stämmen sind die beiden ersten Rentiernomaden, der vierte ein Stamm, der sich vorwiegend durch den Ertrag der Jagd und des Fischfanges ernährt, während der dritte an beiden Beschäftigungen teilnimmt. Auch in betreff ihrer Wohnungen unterscheiden sich diese Stämme, insofern als die nomadisierenden unter Zelten wohnen, die Jagd und Fischfang treibenden dagegen kleinerer Hütten sich bedienen.

Die Samojeden selbst bezeichnen sich nie mit diesem Namen, sie nennen sich Chosowo oder Chasowar (das hängt von der Sprachweise ab), d. h. Mensch. Ihre Nachbarn, die Ostjaken, nennen sie Orchoi, das bedeutet schlechter oder wilder Mensch. Die Be-

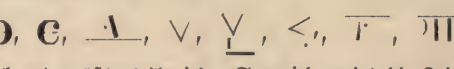
nennung „Samojede“ aber sei, nach Erklärung ihrer selbst, ein Schimpfname, welchen ihnen die ersten russischen Pelzjäger, die ins Land gedrungen waren, beigelegt haben sollen. Die Etymologie des Wortes entspricht vollkommen den Sagen der Vergangenheit, die jetzt noch dort im Volke leben. Das Wort besteht in der That aus zwei russischen Wörtern „sam“, selbst, und „jed“ (vom russischen „jastj“, essen, fressen) und bedeutet somit „Selbstfresser“. Sowohl die Samojeden selbst wie auch die Ostjaken erzählen, daß vor Zeiten bei ersteren es Sitte war, daß alte, zur Arbeit und zum Fahren mit Rentieren schon gänzlich unfähige Leute sich selbst von ihren Kindern unter verschiedenen Schaman-Gebräuchen töten und ihr Fleisch aufessen ließen, in der Ueberzeugung, daß sie nach dem Tode ein leichteres Leben haben würden. Noch näher liegt eine viel einfachere Erklärung, nämlich die buchstäbliche Uebersetzung des Wortes „Chosowo“ ins Russische: „Chos“ bedeutet auf russisch „samo“, selbst „owo,“ „jedin“, allein; zusammengesetzt: „samojedin“.

Die sibirischen Samojeden halten sich, wie schon erwähnt, während des Sommers im Hochnorden von Asien an der Küste des Eismeeres auf. Schon im September ziehen sie südlicher zu den Biegungen, die die Mündungen der Flüsse Ob und Tas bilden. Hier warten sie das Zufrieren dieser meerartigen Mündungen ab und rücken dann übers Eis noch weiter nach Süden, wo dichte Waldregionen mit den dazwischen liegenden Tundrastrecken ihnen eine sichere Zuflucht für die harte Winterzeit bieten. Ehe die Samojeden vom Nordufer der Ob- und Tasmündungen übers Eis ziehen, bringen sie jedesmal ein Dankopfer für die glücklich im Norden verbrachte Zeit und zugleich ein Sühnopfer, daß es ihnen vergönnt sein möge, wohlbehalten übers Eis und bis in die Schutz bietenden Wälder zu gelangen. Je sieben wo möglich weißer Rentiere werden von jedem Familienhaupte eingefangen, reichere bringen mehrere Sieben dar, ärmere zusammen ein Sieben, alle zusammen aber nie mehr als siebenmal Sieben. Die zum Opfer bestimmten Tiere werden ins Gesträuch getrieben, wo wenn auch nur noch ein großer Lärchenbaum sich befindet. Unter dem Baume werden die armen Tiere nicht geschlachtet, sondern mit Riemenstricken, „Tindsjan“ genannt, erdrosselt, das Fell sogleich abgezogen und dann fangen alle Anwesenden an, das rohe noch warme rauchende Fleisch zu essen, richtiger gesagt, zu verschlingen. Herz und Zunge jedes Tieres besonders werden an einen Stock gesteckt, der in die Erde aufwärts gestellt und mit dem Blute aus diesen Teilen bestrichen wird. Nach einer Pause werden Herz und Zunge zusammen heruntergenommen, abgekocht und als besondere Leckerbissen verspeist. Die Geweihe der geopferten Rentiere werden am Gipfel des Lärchenbaumes, unter welchem die Zeremonie stattgefunden, befestigt und die mit Blut gefärbten Stöcke bleiben in der Erde stecken.

Das Verbleiben der einzelnen Samojeden an einem Orte hängt unbedingt davon ab, ob die gewählte Stelle genug Futter für ihre Rentiere gewährt. Wenn jemand aus der Familie aber erkrankt, so verlassen sie den Ort nicht, bis es ihm besser geht, in der Ueberzeugung, daß wenn die Rentiere auch vom Hunger gequält werden, abmagern, ja sogar dieses oder jenes auch fällt, dafür der Kranke wieder aufkommen und sich erholen wird. Nur im Falle einer Krankheit, der Pocken, welche sie für ein Teufelsspiel halten, das den Betreffenden als Strafe für seine Sünden heimsucht, verlassen sie sofort den Ort, wo der Leidende in einer besonders dazu eingerichteten Hütte allein ohne Pflege zurückbleibt. Uebrigens auch in andern Krankheitsfällen nehmen die Samojeden zu keinen Heilmitteln ihre Zuflucht. Sie haben die Ueberzeugung, daß jedes Uebel vermittelst Opfer übertragen werden kann: schmerzt das Bein, so opfert der Samojede ein Blaufuchsfell, mit welchem er das kranke Bein einigemal bestreicht, dann hängt er das Fell auf einen Baum und spricht dabei die Beschwörung aus: „Wie mein Bein leidet, so leide du, jetzt bist du gesund und ich krank, es sei umgekehrt!“ Zur Bezauberung der Krankheiten wird der Schamane eingeladen. Dieser befragt und untersucht den Kranken und nachdem er vom Leiden Kenntnis genommen, überträgt er die Krankheit einem Rentiere, das er selbst auswählt und verschiedenartigen Qualen unterwirft, indem er somit die Leiden des Menschen dem Tiere aufbürdet. Solche Uebertragungsversuche macht der Schamane zu Gunsten eines und desselben Kranken manchmal an mehreren Rentieren nach der Reihe, bis er glaubt, die wahre Krankheit getroffen zu haben. Wird der Kranke gesund, so wird das gequälte Tier lebendig begraben. Hilft aber alle Beschwörung des Schamanen nicht und stirbt der Kranke trotzdem, so wird seine Leiche aus dem „Tschum“ (Hütte) getragen, aber nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern man macht in der entgegengesetzten Seite eine Oeffnung, durch welche der Tote an den Füßen hinausgezogen wird. Das Gesicht und überhaupt der ganze Kopf des Verstorbenen wird in ein Wollentuch eingenäht, dann wird er in einen Holzsarg gelegt mit allerlei Gegenständen, die er im

Leben gebraucht: seiner Flinte und Pulverhorn, Beil und Messer, Pfeife und Tabak, ja sogar einer Flasche Branntwein womöglich und seinen besten Kleidungsstücken, und so versehen in eine nicht tiefe Gruft gesenkt und ein Erdhügel darüber aufgeworfen. Auf den Grabhügel werden die zerbrochene Narte (Schlitten) des Verstorbenen und das Kesselchen, aus welchem er gegessen, aber erst nachdem man es sorgfältig durchlöchert, gelegt. Zu guter Letzt werden die Lieblingsrentiere heran getrieben und am Grabe erdrosselt, ihr Fleisch zur Leichenfeier aufgegessen, die Hörner aber auf den Hügel gesteckt. Zum Abschiede vom Grabe schimpfen, so viel wie ihrer versammelt sind, allesamt den Tod aufs schändlichste dafür, daß er ihnen den Vater, Bruder, Onkel oder Freund entrissen und kehren darauf in die Hütte zurück. Wenn die Frau den Mann überlebt, so muß sie ein Jahr lang den Verstorbenen betrauern, aber auf eine ganz besondere Weise. Es wird eine große Puppe angefertigt, der die gewöhnlichen Kleider des verstorbenen Mannes angelegt werden, und mit dieser Puppe muß die Frau im Laufe eines Jahres alles durchmachen, woran er zu Lebzeiten gewöhnt war: wird gegessen, so wird der Puppe auch eine Holzschüssel mit Speise vorgesetzt, geht man schlafen, so muß die Frau die Puppe auskleiden und neben sich ins Bett legen. Wenn die Frau ihren verstorbenen Mann im Traume sieht, so muß sogleich am andern Tag ein Ren geopfert werden, um seinen Geist zu beruhigen.

Aus den übrigen Sitten der Samojeden heben wir bloß jene hervor, welche auf das Leben dieser sibirischen Wandervölker ein besonderes Streiflicht werfen, denn in den allgemeinen Zügen sind nur wenige Abweichungen unter ihnen zu bemerken. Das Hin- und Herziehen mit der ganzen Familie und Angehörigen mit ihren Zelten und Herden, mit Hab und Gut wird „Kaslad" genannt und die sich dabei bildende Karawane „Anaß"; je sechs Narten mit je zwei Rentieren bespannt, hintereinander angebunden, unter der Leitung eines Menschen heißt man „Ankisch" und die Lagerstätte, wo die Zelte stehen, während die Rentiere in der Umgegend weiden, wird „Tschugor" oder „Meady" genannt. Infolge des Hin- und Herziehens der Anasse, oft in derselben Richtung, denselben Kennzeichen nach, bilden sich auf der Tundra Spurwege, „Anaßnieda" genannt. Die Lagerstätten und Wegrichtungen zu erkennen, ja sogar sie unter dem Schnee herauszusuchen, ist eine ganz besondere Fähigkeit der Samojeden. Wenn z. B. ein Samojede glaubt, daß er an der gewesenen Lagerstätte eines andern Samojeden angelangt sei, so fängt er an den Schnee fortzugraben und nach den verschiedenen Schneeschichten zu bestimmen, ob es schon lange her ist, daß der andere die Stelle verlassen hat. Liegt der Rentiermist in den oberen Schichten, so ist er vor kurzem dagewesen, wenn tiefer, so ist längere Zeit schon verflossen, seit er abgezogen. Wenn der Vorgänger kein Kennzeichen zurückgelassen hat, in welcher Richtung er fortgezogen ist, so suchen sie die Spuren auch unter dem Schnee auf dieselbe Weise hervor. Aber meistens lassen sie auf ihrem Tschugor ein Kennzeichen zurück, indem sie einige Stöcke in den Schnee stecken und zwar in der Richtung geneigt, wohin sie ihren Weg genommen haben und mit auf den Stöcken eingekerbten Zeichen, „Piddine" genannt, desjenigen Samojeden, dessen Tschugor dort gestanden hatte. Diese Merkzeichen sind verschiedener Art, z. B.:



u. s. w., aber doch kennt größtenteils jeder Samojedenwirt die Zeichen der andern. Mit denselben Zeichen sind die Rentiere jedes einzelnen Besitzers am rechten Vorderschenkel, oft aber auch an beiden, gebrandmalt, so daß, wenn ein Ren sich verlaufen hat und auf die Herde eines andern stößt, sie sogleich mit mehr oder weniger Sicherheit bestimmen können, wem es angehört. Noch giebt es ein besonderes, von allen gleich gebräuchliches Brandmal ⊙, das den Rentieren angelegt wird, die zu Sühnopfern voraus bestimmt sind, das ist das Teufelszeichen.

Wenn gleich das Weib dem Manne gegenüber eine ganz untergeordnete Rolle spielt, — die Frau ist die Sklavin des Mannes, die Töchter dem Vater und den Brüdern gegenüber Dinge, die verkauft werden können, — so ist doch beim Herumstreifen die Narte der Hausmutter ein Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt; mit der Narte seiner Frau, möchte man sagen, kokettiert der Samojede. Die Narte der Hausfrau ist breiter und höher gebaut, damit die Mutter mit den kleinen Kindern darin bequemer sitzen kann. An alle anderen Narten werden je zwei Rentiere gespannt, an die Narte der Hausmutter aber vier, größtenteils rein weiße oder hübsch scheckige. Das Rentiergeschirr wird für sie ganz besonders angefertigt, der Bauchgurt aus verschiedenfarbigem

Tuch zusammengenäht, der Zaum mit rotem Tuch umwickelt und bunten Bändern geschmückt; an den Schlitten selbst werden mehrere Glöckchen verschiedener Größe gehängt, die Schlittenfelldecke wird mit verschiedenfarbigem Tuch eingekantet und umnäht, außerdem grelle Tuchstreifen überall angebracht. Im Zuge fährt der Ankisch der Hausmutter vorne an, auf ihre Narte ist der Hausfetisch, den ein in Holz geschnitzter, fliegender Vogel, an einem langen Stabe hängend, vorstellt, befestigt. Auf den Ankisch der Mutter folgen die Nartenzüge der erwachsenen Töchter, auch möglichst auffallend ausgestattet. Kinder von 7—8 Jahren haben schon ihre eigenen kleinen Narten, auch mit je zwei besonders frommen Rentieren bespannt, die zu lenken und zu bestellen sie sich schon von frühem Alter an gewöhnen müssen. Die neue Lagerstätte, wo der Meady aufgestellt werden muß, wählt entweder der Hauswirt selbst aus oder ein erfahrener Rentierhirt, die dazu nach verschiedenen Richtungen hin vorausfahren. An der neuen Lagerstätte angelangt, hört sogleich die primierende Rolle der Frauen auf: sie gehen rasch an die Arbeit, stellen die Zelte auf, müssen Holz hacken, machen Feuer an, tragen Wasser, oder wenn solches nicht an dem Orte zu haben ist, so wird Schnee in Kesseln über dem Feuer aufgetaut. Die Männer erdrosseln sogleich ein Rentier, essen vom rohen Fleische die besten Stücke und werfen was übrig bleibt und die magersten Stücke den Frauen ins Zelt, die dort, so gut es geht, sich daran satt essen mögen. Nachdem die Männer sich satt gegessen, legen sie sich sogleich schlafen, die Weiber aber müssen ihre Fußbekleidung trocknen, alles ausflicken und ausklopfen, alles im Zelte in Ordnung bringen und dann erst dürfen sie sich auch hinlegen.

Die Mädchen sind, wie bereits erwähnt, im Besitz des Vaters oder der Brüder willenlose Dinge, eine Arbeitskraft, die, wenn sie erwachsen sind, verkauft werden können. Der heiratslustige Mann schickt seinen Vater oder sonst einen näheren nicht mehr jungen Verwandten als Brautbewerber aus. Dieser kommt in die Hütte, wo Töchter zu haben sind, macht seinen Antrag und verabredet sich über den Preis, die Abgabe, „Kalan" (das tatarische „Kalym"), der dem Vater oder den Brüdern für die Braut zu zahlen ist. Die Bedingungen werden auf einem langen Stock mit Zeichen eingekerbt und der Stock als Beleg in zwei Hälften gespaltet, von welchen die eine Hälfte beim Vater oder Bruder bleibt, die andere dem Brautbewerber übergeben wird. Bei Streitigkeiten müssen diese Stücke vorgewiesen werden, und wenn sie ganz genau zu einander passen, so ist die Grundlage der Abmachung unwiderruflich bestätigt. Während der Abmachung werden natürlich von beiden Seiten Rentiere geschlachtet und gegenseitig traktiert man sich, indem die besten Stücke einerseits dem Werber, andererseits dem Brautbesitzer vorgesetzt werden. Das Mädchen selbst kommt dabei gar nicht in Betracht und wird gar nicht gefragt. Darauf kann der Bräutigam seine Braut besuchen und sehen, hält sich aber von ihr fern und bekommt sie nicht eher, als bis er den Kalan, der je nach der Abmachung in Rentieren und mehr oder weniger wertvollen Tierfellen, wohl auch anderen Gegenständen bestehen kann, abgezahlt hat. Sobald dies geschehen ist, wird von seiten der Eltern der Braut ihre Aussteuer, die dem empfangenen Kalan entsprechen muß, auf Narten gepackt, die Braut selbst auf eine besonders feierlich ausgestattete Narte gelegt und mit einer Felddecke ganz bedeckt und so ins Zelt des Bräutigams gebracht, wo sie eine Woche lang hinter einem Vorhang versteckt wird, um sich, wie die Samojeden sagen, an den neuen Ort zu gewöhnen; nach dem erst führt der Bräutigam sie ins Ehebette. Wenn die Braut bis zum Ehestande ihre Keuschheit bewahrt hat, so bekommt die Mutter nach der ersten Vereinigung noch ein besonders wertvolles Geschenk, in schönen Rentieren oder in Tierfellen bestehend. Hierauf wird ein besonderes Gewicht gelegt, weil nach den Begriffen der Samojeden es den Mädchen nicht zur Schande gereicht und sie nicht dafür bestraft werden, wenn sie vor der Heirat gegen die Keuschheit sündigen, denn der Samojede hält das Weib als einzig und allein dazu bestimmt; dagegen aber wird der Verführer streng verfolgt und muß sein Verbrechen den Eltern gegenüber durch mehr oder weniger erhöhte Abzahlung von Rentieren abbüßen. Ganz anders verhält es sich mit der verheirateten Frau. Wenn diese sich des Ehebruchs schuldig erweist, so wird sie vom Manne schrecklich bestraft und er hat das Recht, in diesem Falle von ihren Eltern den bezahlten Kalan zurückzufordern. Deshalb ist dieses Verbrechen eine seltene Erscheinung, höchstens nur bei kinderlosen Ehen oder wenn die Frau erkauft ist für einen Knaben. Es kommt nämlich vor, daß Eltern, um mehr Arbeitskräfte ins Haus zu bringen, für ihren sieben- bis achtjährigen Sohn eine ganz erwachsene Braut erkaufen. Die Folgen verstehen sich von selbst. Sobald aber der Knabe Mann wird, vertreibt er seine alte Frau oder läßt sie einfach beiseite und holt sich eine andere. Nur der Vater darf seine eigene Tochter

und der Bruder seine leibliche Schwester nicht heiraten, sonst existieren in dieser Hinsicht gar keine Einschränkungen. Wohl ereignet es sich, daß wenn ein junges Mädchen an einen alten Mann verkauft ist, dasselbe sich das Leben nimmt und zwar durch Erdrosselung, da nach den Begriffen der Samojeden der Selbstmord gerade durch Erdrosselung nicht nur kein Verbrechen, sondern dem Gotte gefällig ist, der darin ein freiwilliges Opfer erblickt, das belohnt zu werden verdient. Das Mädchen, indem es sich auf diese Weise das Leben nimmt, hofft in jener Welt einen Bräutigam zu bekommen, der ihr lieb wäre. So unter anderem hat es Fälle gegeben, daß ein Vater, zur Ueberzeugung gelangt, daß seine Frau ein nicht von ihm erzeugtes Kind zur Welt gebracht hat, dasselbe erdrosselt und den Hunden zum Fraß vorwirft.

Um die Entbindung der Frauen zu erleichtern, nehmen die Eltern ihre Zuflucht zu einem äußerst originellen sympathetischen und doch wieder auf einem moralischen Grund beruhenden Mittel. Zur schweren Stunde muß die Leidende einer alten Frau beichten, ob sie sowohl vor der Heirat gegen die Keuschheit gesündigt oder auch später dem Manne untreu gewesen ist und zwar die Anzahl der Fälle herzählen. So vielmal als dies stattgefunden, soviel Knoten bindet die Alte, geheimnisvoll etwas dazu murmelnd, an eine dünne Schnur. Einer ähnlichen Beichte muß sich der Ehemann zur gleichen Zeit einem alten Manne gegenüber unterwerfen, der ebenfalls Knoten bindet und noch besonders den Ehemann befragen muß, ob er nicht vielleicht seine Gelüste an Hündinnen und Rentierkühen befriedigt hat, worüber auch Knoten gebunden werden, wenn es der Fall gewesen. Hiernach wird die Anzahl der Vergehen der Ehegatten verglichen, die Differenz von der größeren Knotenzahl abgeschnitten und das Stückchen Knotenschnur der in der Entbindung befindlichen auf den Unterleib gelegt. Wenn beide Teile nichts verfehlt haben, so muß bei Anwendung dieses Mittels die Entbindung leicht von statten gehen, wenn aber trotzdem nicht, so hat wahrscheinlich eine der Ehehälften etwas verheimlicht, also fehlen ein oder auch wohl mehrere Knoten, die entbunden werden müßten. Die Leiden sind die Sühne für die Sünde, die der Schuldige nicht gebeichtet hat, nur das aufrichtige Eingeständnis, die Reue gleichsam, kann die Strafe, die Leiden erleichtern. (Bernhard von Struve im Ausland. 1880, S. 743—744, 775—777.)

Zu den Samojeden gehören ihrer Abstammung nach folgende Stämme: Die Sojoten, zwischen dem sajanischen Gebirge und dem Altai und Changai und den Flüssen Tas und Baschkus. Sie stehen gegenwärtig unter chinesischer Oberhoheit und werden von den Chinesen Ul-yang-hai genannt; die Matoren am Flusse Tuba, östlich vom Jenissei und nördlich von den sajanischen Bergen; die Koibalen, auf beiden Seiten des oberen Jenissei; die Karagasen, in den sajanischen Bergen an der Uda, und die Kamassinzen um Abakansk und Kansk. Gegenwärtig haben alle diese Stämme ihre Sprache und ihre Sitten aufgegeben und sind größtenteils tatarisiert, zu einzelnen Teilen auch burjätisiert worden.

Vielfach vermischt leben die Samojeden mit dem Nachbarvolke der Ostjaken, die intellektuell auf der denkbar niedrigsten Stufe stehen. Diese Ostjaken, welche in der Stärke von etwa 25 000 Köpfen im Gouvernement Tobolsk und teilweise im Gouvernement Tomsk sich aufhalten, unterscheiden sich weder in Sitten noch in religiöser Hinsicht, noch auch in den Lebensgewohnheiten und Familieneinrichtungen von den Samojeden, weshalb wir bei ihnen nicht länger verweilen. Doch gehören sie einem anderen Zweige der Uralier an als die Samojeden, nämlich der Ugrischen Familie, zu welcher auch die bloß 7000 Köpfe starken Wogulen zählen, die im nördlichen Ural an der Konda bis hinauf zur Soswa als Jäger herumziehen. Der Wogule unterscheidet sich weder durch Körper noch durch Geist von dem Ostjaken, und auch die Lebensweise beider ist die gleiche. (Albin Kohn. Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig 1876. 8°. S. 28.)

Die mongolischen Völker.

Unter dieser Bezeichnung fassen wir die zweite große Gruppe der Altaier zusammen, jene Völker, welche heute noch in dem nach ihnen Mongolei genannten weiten asiatischen Binnenlande und dessen unmittelbaren Nachbargebieten ansässig sind. Man unterscheidet darunter drei Familien: die Burjäten oder Buräten, im südlichen Teile des sibirischen Gouvernements Irkutzk und in jenem Lande, welches um den Baikalsee herum liegt, von der chinesischen Grenze bis zum Flußgebiete der Lena und vom Onon bis zur Oka. Die Ostmongolen, gemeiniglich Mongolen schlechtweg genannt, bewohnen die Mongolei, jenes Land, welches von Sibirien im Norden bis China im Süden, von der Mandschurei im Osten bis zur Hohen Tatarei oder Ostturkestan im Westen sich erstreckt. Dies ist das eigentliche Stammland der Mongolen, wo der Grundstock dieses Volkes sich noch immer befindet und von wo die andern Zweige ausgezogen sind. Sie zerfallen in zwei Abteilungen, nämlich die Kalka- oder Chalchamongolen im Norden der Wüste Gobi und die Schara- oder Scharaigolmongolen im Süden bis gegen Tibet. Die dritte Familie ist jene der Westmongolen oder Kalmüken. Ihr Urstz ist die Dsungarei. Durch Zwistigkeiten im Innern sowie durch die Bewegungen, welche infolge der Eroberungszüge Tschingis-Chans eintraten, wanderten einzelne Stämme derselben im siebzehnten Jahrhundert gegen Westen, wo sie in verschiedenen Gegenden sich niederließen. Ein ansehnlicher Wanderungsstrom bewegte sich gegen den Altai, von da gegen die Kirgisensteppe und weiter gegen das Quellengebiet des Tobol, endlich an den Muchadscharischen Bergen vorüber nach dem Uralflusse und der Mündung der Wolga. Nachdem sie sich dort niedergelassen, kehrte plötzlich ein großer Teil im Jahre 1771 unter unsäglichen Gefahren wieder nach China zurück. Der zurückgebliebene Teil steht gegenwärtig unter russischer Herrschaft. In der Steppe zwischen Wolga und Ural, um Astrachan und Stawropol bis gegen Saratow im europäischen Rußland nomadisieren nun friedlich diese Kalmüken, die seither oft mit den Mitgliedern der Herrnhutergemeinde Sarepta in Berührung kommen. Die am Altai angesiedelten Kalmüken sind auch unter dem Namen der schwarzen Kalmüken bekannt, zum Unterschiede von den Teleuten oder weißen Kalmüken, welche im Gouvernement Tomsk leben und türkisiert worden sind. Einige Mongolenstämme, die sogenannten Aimak und Hazarah, wohnen im nordöstlichen Erân, von wo sie auch in das nordwestliche Indien hinüberziehen; sie sprechen einen mongolischen Dialekt, der nicht unbedeutend durch das Persische beeinflußt worden ist.

Die Mongolen, obwohl kriegerisch und brutal, sind dennoch im ganzen ein träges, phlegmatisches Nomadenvolk, und stehen dem Jägervolke der Tungusen an Energie und Raschheit nach. Diese Eigenschaften, sowie namentlich der

Umstand, daß sie durchgehends orthodoxe Buddhisten (Lamaisten) sind, eifrige Anhänger einer Lehre, welche Frieden und Versöhnung predigt, macht dieses furchtbare Erobervolk gegenwärtig den umgebenden Völkern wenig gefährlich. Sie sind unter allen Völkern Hochasiens unstreitig das mächtigste und tüchtigste, sie könnten leicht, wenn ein neuer Temudschin unter ihnen erstünde, sich zu Herren von China und vielleicht von ganz Asien machen. Daß sie die Kraft haben, unermeßliche Dinge zu verrichten, wenn sie von einem talentvollen Manne aus ihrer Mitte begeistert und geführt werden, dies beweisen ihre Züge unter Temudschin (Tschingis-Chan), Temir (bei uns gewöhnlich Timurlang oder Tamerlan genannt) und Baber, dem Stifter des indischen Mogulreiches. Die Mongolen haben das größte Reich gegründet, welches je die Erde gesehen, sie haben ganz Asien erobert und sich zu Herren von einem großen Teile Europas gemacht; aber auch kein Reich war von so geringer Dauer, wie das mongolische. (Fried. Müller. Allgem. Ethnogr. S. 386—387.)

Die Burjäten, mit denen wir uns zunächst befassen wollen, stehen jetzt mit Ausnahme eines „Aimak" (Weidebezirkes) auf chinesischem Boden alle unter russischer Herrschaft, aber unter selbstgewählten, jedoch vom russischen Gouverneur durch Ueberreichung eines Dolches bestätigten „Taidschi" oder Fürsten und „Schulenga" oder Aeltesten. Die Burjäten unterwarfen sich ohne großen Widerstand 1644 den Kosaken. Bis dahin waren sie alle ohne Ausnahme dem Schamanismus ergeben; erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nahmen die jenseits des Baikal den Buddhismus an, während andere zur griechischen Kirche übertraten. In Wahrheit aber besteht die Religion der Burjäten in einer Mischung von Schamanentum und Buddhismus, selbst die der orthodoxen Kirche Angehörigen huldigen bald offen, bald insgeheim dem einen oder dem andern dieser Bekenntnisse. Im allgemeinen sind die östlich, westlich und nördlich von Irkutzk hausenden Burjäten Schamaiten, die transbaikalischen Lamaiten.

Der Kult der schamaitischen Burjäten ist sehr einfach, der Schamane Prophet, Priester, Dichter, Lehrer, Arzt und Richter in einer Person. Die Burjäten sind ungemein abergläubisch und glauben außer an ihren Gott noch an andere mächtige Wesen, „Tabebijo" oder „Chattyja" (d. h. Wirte). Mit dem Uebertritte zum Buddhismus haben sich übrigens ihre Sitten und Charakter sehr verändert; zuerst wild und grausam, wurden sie gefügsam und sanft, aber auch vorherrschend phlegmatisch. Eine gewisse Arbeitsscheu scheint ihnen angeboren und oft treibt sie erst der Hunger zum Erwerb. Sie sind verschlossen, mürrisch, maulfaul, wenig dienstfertig, aber gastfreundlich, nüchtern und einfach in ihrer Lebensweise. Durch die Russen sind sie aber mit dem Tabak und geistigen Getränken bekannt geworden, denen sie leidenschaftlich ergeben sind. Uebrigens sind sie friedliebend. Totschlag ist sehr ungewöhnlich, Plünderung und Raub kommen gar nicht vor, wohl aber neigen sie zum Diebstahle. Der Burjäte gehört zu den feigsten Stämmen und zeigt nur dort rohen Mut, wo er durch Uebermacht erdrücken kann. Abstrakte Begriffe fehlen ihm gänzlich. Erst seit kurzem beschäftigen sich einige mit primitivem Ackerbau, mit bereits günstigem Erfolge. Zu Handwerken und für Musik hat der Burjäte große Neigung und wird meist geschickter als sein Lehrer. Der zivilisierteste Stamm, die Khorim-Burjäten oder Choringen, die zugleich als sehr wohlhabend gelten, kann meist lesen und schreiben. Die weniger zivilisierten leben im Sommer in Jurten, im Winter in Filzzelten und betreiben Viehzucht und Jagd, doch sind sie schlechte Viehzüchter, treffliche Reiter, jagen aber selten und meist nur im Winter. In der Jurte sind Männer und Frauen um die in der Mitte befindliche Grube, den Herd, versammelt, über dem ein ungeheurer, selten oder nie gereinigter Kessel hängt, worin das

„Burdjuk" bereitet wird, das Nationalgericht und zugleich Nationalgetränk, ein abscheuliches Gebräu aus halbsaurer, entrahmter Milch mit zugesetztem groben Roggenmehl, das einen gewissen Grad von Gärung erreichen muß. Männer und Weiber sitzen auf Teppichen, die Beine auf orientalische Manier untergeschlagen, ihren „Kalian" schmauchend, der einen unerträglichen Gestank verbreitet. Auffallend ist die in den Jurten der Begüterten herrschende Prunksucht. Daneben aber leben in Elend und geistiger Verkommenheit arme Teufel, die kaum so viel Kleidungsstücke besitzen, daß sie nicht ganz paradiesisch aussehen, als Diener, Hirten und Knechte, und erhalten nicht viel mehr als nötig, um das nackte Leben zu fristen. Die Burjäten kleiden sich in Leder und Pelzwerk, jenseits des Baikal ist die Tracht reich und glänzend, namentlich die ganz eigentümliche der jungen Mädchen, welche, wie auch die Frauen, Pferdehaar mit ihrem eigenen verflechten, um die Zöpfe lang und stark zu machen. Die Männer lassen von dem rabenschwarzen, dichten, weichen und langen Haar nur einen Büschel auf dem Kopfe stehen. Während der Reiche daneben einen Riemen hängen hat mit ganzen Rubelstücken und mittleren Silbermünzen belegt, und die Weiber der Reichen außerdem noch Kleidungsstücke mit Silberstücken, ja oft mit thalergroßen Goldplatten tragen, hängt neben dem Zopfe des Armen ein schmaler Riemen mit einem, selten 2—3 silbernen Fünfkopekenstücken, nicht bloß als Schmuck, sondern auch als Talisman gegen bösen Zauber. Für solche Silberstücke sind sie bereit alles zu opfern, was sie besitzen; besonders gierig greifen darnach junge Frauen und Mädchen, welche einem glücklichen Besitzer dafür nichts versagen. Ueber die Moralität der Burjäten berichtet Albin Kohn überhaupt wenig Schmeichelhaftes. Es giebt keine junge Frau, kein junges Mädchen, die nicht bereit wäre, ihre Reize für klingende Münze preiszugeben.

Burjätin.

Eine Folge der geschlechtlichen Ausschweifungen sind geheime Krankheiten, welche in den Jurten der Nertschinsker Steppe grassieren, fast unheilbar sind und viele Opfer dahinraffen. Auch der Burjäte kauft seine Frau gegen einen Kalym von ihren Eltern; bei der Hochzeit wird ein Schmaus gegeben, wobei Pferdefleisch und Burdjuk die Hauptrolle spielen; je nach dem Vermögen der Neuvermählten dauert die Festlichkeit 3—7 Tage. Von Familienfesten ist die Feierlichkeit zu erwähnen, welche am Tage, wenn das Kind das Knabenalter erreicht, stattfindet. Bei den Burjäten Transbaikaliens herrscht auch folgender Brauch. Dort kommt es häufig vor, daß, wenn einem jungen Ehepaar ein Kind geboren wird, das Neugeborene nach einigen Tagen verschwindet. Die Eltern klagen, weinen, bitten aber die Nachbarn, dem Kinde nicht nachzuforschen. Das reiche Burjätenpaar hatte nämlich für den Fall, daß ihm ein Knabe geboren werde, mit einer armen Familie die Verabredung getroffen, den Neugeborenen bei sich aufzunehmen und zu erziehen. Der arme Burjäte stiehlt sich nachts heimlich in das Haus des Reichen und empfängt von diesem das Kind. Am Morgen wird dann ein Geschrei erhoben, daß man ihnen das Kind gestohlen. Nach mehreren

Jahren erscheint im Haus des Reichen ein junger Burjäte, dem ein feierlicher Empfang bereitet wird. Es zeigt sich, daß der junge Bursche das gestohlene Kind des reichen Burjäten ist. In der Jurte der armen Familie war er, ohne zu wissen, wessen Kind er sei, an Arbeit, Thätigkeit, Not und Entbehrung gewöhnt und nicht verweichlicht worden. Zu den Volksfesten gehört in erster Linie das Neujahrsfest, welches zum ersten Neumond im Frühling anfängt; es führt den Namen „Sagan Sara" (weißer Mond). An diesem Tage beglückwünschen sich die Burjäten nach dem Gottesdienste und schenken einander „Chadak" (d. h. weißseidene Bänder), bei welcher Gelegenheit man den Spruch sagt: Sain udur sain bylyk (d. h. glückliches Geschenk am glücklichen Tage). Nach altem Brauch halten die Burjäten auch außer diesem Feste den Gottesdienst in den Steppen und werfen bei dieser Gelegenheit an gewissen Plätzen kleine Hügel (Tumuli) auf. Solche religiöse Feste finden hauptsächlich im Juni statt. Nach dem Gottesdienste amüsiert man sich an Pferderennen, Athletenkämpfen und Uebungen im Schießen. (Ausland 1877, S. 120.) Man schätzt die Zahl der Burjäten auf 230 000, die in verschiedene Abteilungen zerfallen; etwa 150 000 davon leben jenseits des Baikal. Die westlichen Burjäten vermindern sich sichtlich, trotz des Schutzes, welchen ihnen scheinbar das russische Gesetz angedeihen läßt. In bezug auf Lebensweise, Wohnung und Kleidung herrscht wenig Unterschied zwischen den östlichen und den westlichen Stämmen. Die transbaikalischen verdienen jedoch ein schönes Stück Geld mit Fuhrwerken, denn die östlichen Burjäten sind es, welche den größten Teil des aus China kommenden Thees von Kiachta nach Irkutsk zum Jahrmarkte schaffen. Zum Ziehen spannt der Burjäte vor seinen zweirädrigen Karren, „Arba", sehr häufig Ochsen, wobei er ein Kumt und die „Duga", den russischen Spannbügel, verwendet. Die transbaikalischen Burjäten haben ihre „Dastan" oder Tempel und ihre Lama, buddhistische Priester, unter deren Einflusse sie völlig stehen und deren schauerliche Ignoranz doch noch zur unverschämtesten Ausbeutung des Volkes ausreicht. Die religiösen Zeremonien finden in den Häusern, den Zelten und Dastan statt; es giebt auch Feiertage, an welchen verschiedene Gebete verrichtet werden, aber die Verpflichtung, an diesen Tagen nicht zu arbeiten, existiert nicht.

In Körperbeschaffenheit ähneln die Burjäten sehr den übrigen Mongolen, besonders den benachbarten Kalmüken. Physiognomie bulldoggenartig, Backenknochen stark hervortretend, Kauwerkzeuge stark entwickelt, Stirn niedrig und schmal, Augen S-förmig geschlitzt, schmal und schwarz, Haar dick und abstehende Nase, deren Spitze nie über das Niveau der Stirne hervorragt, klein, Hautfarbe dunkel, gelbbraun, Schädel sehr breit und brachykephal. Nach Malijews Messungen schwankt der Schädelindex zwischen 83,2 bis 93,8, im Mittel 89,6. Der Rauminhalt ist sehr beträchtlich, im Mittel 1723 cbcm. (Arch. f. Anthrop. Bd. X, S. 438.) Die Schenkel sind kurz und gekrümmt. Die Burjäten sind ungemein leicht und schwach, so daß ihrer fünf bis sechs nicht soviel ausrichten als ein Russe. Ihre Sprache, ein Dialekt des Mongolischen, zerfällt in verschiedene Unterarten; so diesseits des Baikal in die kudinsche, wercholensche und lenasche, ferner in die obchonsche, idinische, balagansche, alarsche und tunkinsche Mundart; jenseits des Baikal werden das Selenginsche, Barguginsche und Kudarinsche gesprochen. Darunter steht das Selenginsche dem Mongolischen am nächsten. Zum Schreiben dient die mongolische und tibetische Schrift; ihre heiligen Bücher sind gewöhnlich in der letzteren geschrieben. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts fiengen die Burjäten auch an russisch zu lernen; seitdem sind bei ihnen auf Kosten der Gemeinden einige Kirchenschulen errichtet worden, so daß jetzt unter ihnen sich eine beträchtliche Anzahl Personen findet, welche des Russischen, wenn auch nicht vollkommen, so doch wenigstens ziemlich genügend mächtig sind.

Die eigentlichen oder Ostmongolen zerfallen, wie schon erwähnt, in die beiden großen Stämme der Kalka- und Schara-Mongolen. Erstere, in 83 Banner geteilt, wovon ein Teil unter russischer Herrschaft steht, und circa vier Millionen Köpfe stark, ist jedenfalls der zahlreichste aller Mongolenstämme und an Berühmtheit und Wohlstand allen andern voranstehend. Der Mongole ist von mittelmäßiger, kräftig gebauter Statur. Sein eckiger Schädel sitzt proportioniert auf den breiten Schultern, doch sein breites, flaches Gesicht mit den kleinen, schmal aufgeschlitzten dunkeln Augen, den hervorragenden Backenknochen, der

kurzen platten Nase, dem verhältnismäßig großen Munde, auf dessen Oberlippe das Barthaar nur spärlich gedeiht, und den abstehenden großen Ohren, kann auf Schönheit keinen Anspruch machen. Die Haut besitzt eine bräunliche Färbung, das dicke spröde Kopfhaar ist schwarz. Die Frisur gleicht jener der Chinesen: bei glattrasiertem Vorderhaupte wallt der echte oder falsche Zopf nach rückwärts bis zum Boden. Die Mongolinnen sind wie die Chinesinnen zarte, schwächlich gebaute Wesen, deren Gesichtsbildung von jener der Männer nur insoferne abweicht, als ihnen kein Bart wächst und der Teint etwas weniger sonnenverbrannt ist. Die Tugenden des Mongolen aufzuzählen, fällt schwer; leichter ist es, seine Schattenseiten zuerst ins Auge zu fassen. Eine Haupteigenschaft ist die Gefräßigkeit, eine zweite die fabelhafte Unreinlichkeit, wozu sich als dritte im Bunde Feigheit gesellt, die aus angeborner Trägheit entspringt. Im Kampfe mit seinen Feinden hält er die geschickt durchgeführte Flucht für den schönsten Sieg. Friedrich Müller entwirft vom psychischen Charakter des Mongolen folgende Schilderung: „Vermöge des Phlegmas, welches dem Mongolen innewohnt und sich in seinen kindlichen Gesichtszügen deutlich ausprägt, ist seine Gemütsstimmung vorwiegend eine sanfte und friedliche. Ein Beweis dafür ist seine Beschäftigung. Der Mongole ist vorwiegend Viehzüchter und Landbauer, nur in seltenen Fällen wirft er sich auf die Jagd und den Fischfang. Der sanften Gemütsrichtung des Mongolen hat es auch der Buddhismus vor allem zu verdanken, daß er in Zentral- und Ostasien so große Fortschritte gemacht hat, und was die Zahl seiner Bekenner anlangt, zur ersten Religion der Erde geworden ist. Das Phlegma des Mongolen schließt aber keineswegs eine kriegerische Stimmung aus. Freilich fehlt dem Mongolen die persönliche Tapferkeit, welche andere Rassen in hervorragender Weise auszeichnet. Der Mongole wird nur dann zum tapferen Krieger, wenn ihm andere mit ihrem Beispiele vorangehen, wenn jemand es versteht, ihn zu fanatisieren. Ueberall, wo die Mongolen als Eroberer auftreten, werden sie von begeisterten Männern angeführt und neigen durch ungestüme Massenangriffe die Wagschale auf ihre Seite. Jedoch keines der großen Reiche, welche sie gründen, ist im stande, den Tod des Urhebers lange zu überdauern; sie werden nach kurzer Zeit selbst die Beute ihrer Unterworfenen. Und selbst die großen Reiche im fernen Osten, deren Bewohner durchgehends der mongolischen Rasse angehören, haben ihre Dauer vor allem ihrer eigenen Schwere, dem Phlegma ihrer Bewohner zu verdanken, sowie dem Umstande, daß sie ernsten Angriffen von Seite anderer höher begabter Rassen nicht ausgesetzt waren. Inwieweit die Widerstandsfähigkeit derselben nach dieser Richtung sich bewährt, haben die Vorgänge der neuesten Zeit hinlänglich bewiesen.

„Die Verfassung der Völker mongolischer Rasse ist patriarchalisch im strengsten Sinne des Wortes. Das Oberhaupt der Gemeinschaft oder des Staates steht zu den einzelnen Mitgliedern in demselben Verhältnisse, wie der Vater zu den Gliedern der Familie. Ihm gebührt von Seite der letzteren dieselbe Pietät, derselbe Gehorsam, wie dem Vater von seinen Kindern; er kann von ihnen dieselben Opfer beanspruchen. Im ganzen sind die Mongolen über diesen Zustand

nicht hinausgekommen; selbst dort, wo sich größere Staaten gebildet haben, ist der Stempel des Patriarchalischen ihrer ganzen Verfassung deutlich aufgedrückt. Diesen Einrichtungen, welche das Ausprägen bestimmter Individualitäten nicht gestatten, entspringt die Unselbständigkeit der mongolischen Rasse. Eine freie Bewegung innerhalb der Gesellschaft ist dem Mongolen vollkommen fremd; überall muß ihm der Weg förmlich vorgezeichnet werden. Eine Folge davon ist das Formenwesen, in welches er stets verfällt, der sklavische Sinn, der ihm förmlich anerzogen wird. Die patriarchalischen Einrichtungen bringen eine ungemeine Verehrung alles dessen mit sich, was von den Eltern und Voreltern überliefert worden ist. Alles was die Vorfahren dachten und thaten, muß gut sein, da ihnen ja reiche Erfahrungen zur Seite standen. Es ist der Inbegriff der Weisheit und Klugheit, dies alles zu wissen und darnach zu leben. Diese Anschauungen bringen es mit sich, daß der Mongole im allgemeinen für den Typus des ärgsten Reaktionärs gelten kann, welcher in seiner Zivilisation nur langsam fortschreitet. Auf der anderen Seite bedingen diese Anschauungen eine gewisse Vertiefung in das Einheimische, welches dadurch viel mehr in das Fleisch und Blut jedes einzelnen übergeht, als dies anderwärts, wo verschiedene Ansichten und Strebungen sich kreuzen, der Fall sein kann. „Hand in Hand mit diesen Eigentümlichkeiten gehen das Vorwiegen des kalten, berechnenden Verstandes und der Mangel an aller erwärmenden schöpferischen Phantasie. Die edleren Gefühle der Liebe und Freundschaft sind dem Mongolen fremd. Ueberall tritt der kalte Verstand hervor, welcher allsogleich den Maßstab des Zweckmäßigen und Nützlichen anlegt. Die Poesie der mongolischen Rasse ist unbedeutend; sie klebt gleich ihrer Philosophie und Religion an der Erdscholle. Es giebt nur diese sichtbare Welt, von welcher der Mongole etwas weiß; an eine andere, unsichtbare Welt zu denken, scheint ihm vollkommen überflüssig." (F. Müller. Allg. Ethn. S. 417—419.) Wir beeilen uns hinzuzufügen, daß diese Charakteristik sich nicht bloß auf den Ostmongolen, sondern mit gleicher Kraft auf den Westmongolen oder Kalmüken bezieht, wie denn auch sonst in Lebensweise und Sitten zwischen beiden Gruppen nur sehr schwache Unterschiede bestehen. In der nachstehenden ethnographischen Schilderung werden wir dieselben daher auch nicht trennen, sondern nur auf die bei den einen oder den anderen vorkommenden Abweichungen aufmerksam machen.

Die Tracht der Männer besteht wie die der Chinesen aus einem talarähnlichen, bis zu den Knieen reichenden, faltigen Baumwollengewande, im Winter aus Schafpelz, welches um die Hüften von einem Ledergürtel mit daran herabhängender Pfeife und Tabaksbeutel festgehalten wird, aus chinesischen Seidenschuhen und plumpen Lederstiefeln mit dicken Sohlen, endlich aus einem dunkeln Filzhute mit aufgebogener Krempe oder einer Tuchmütze, welche im Winter mit Schaf- oder Fuchsfell verbrämt ist. Bei Regenwetter werden Mäntel aus Tuch umgelegt, bei Vornehmen von roter, bei Gemeinen von schwarzer Farbe. Beinkleider werden von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragen. Die Kleidung der Weiber weicht von jener der Männer nur unbedeutend oder gar nicht ab. Nur die Röcke haben oft einen verschiedenen Schnitt und eine etwas reichlichere Verzierung; ebenso sind die Hüte und Stiefel mit einigem Zierat versehen. Das Haar wird nach beiden Seiten abgeteilt, in zwei Zöpfe geflochten und mit Perlen oder Korallen verziert. Man läßt dieselben nach vorne auf beiden Seiten herabhängen. Nicht verschieden von der mongolischen Kleidung ist jene der Kalmüken. Auch hier

ist sie bei den beiden Geschlechtern ganz gleich und unterscheidet sich nur durch die Länge und das größere oder geringere Maß der Verzierung. Das Hauptstück ist ein schlafrockähnliches Obergewand, „Labtschik", unter dem eine Art Rock, der bis zu den Knieen reicht, „Bäschmät", und Hosen, „Schalbur", angezogen werden. Im Winter werden Pelze aus Schaffellen getragen. Während der Regenzeit zieht man zottige Filzmäntel an, die sehr weit sind und am Halse mittels eines Riemens zugebunden werden. Als Kopfbedeckung dienen kleine Mützen in der Regel von gelber Farbe, die im Winter mit Fell verbrämt und ausgefüttert sind. Die Füße stecken in weiten Stiefeln mit hohen Absätzen aus schwarzem Leder oder (bei den Reichen) aus rotem Saffian. Arme Leute gehen im Sommer barfuß, Männer bei großer Hitze mit nacktem Oberkörper einher. Frauen erscheinen aber stets bekleidet. Kinder dagegen laufen bis zum siebten Jahre fast nackt einher, nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen. Sämtliche Kleidungsstücke werden weder geputzt noch irgendwie ausgebessert, sondern man trägt sie so lange, bis sie durch den Schweiß morsch werden und zerfallen. Freunde der menschlichen Gleichheit müßten sich bei den Kalmüken außerordentlich befriedigt fühlen, denn kaum dürfte der Fall vorkommen, daß einer „berstet vor Neid" über die reichere Gewandung seines mehr begüterten Nachbars; hat doch nur der ein stattlicheres Aussehen, welcher zufällig ein neues Kleid besitzt. Gleich den Chinesen ist den Mongolen und Kalmüken das Baden unbekannt. Wasser als Reinigungsmittel scheut der Mongole mehr denn als Getränk. Von frühester Kindheit weicht er dieser Flüssigkeit mit heiliger Scheu aus; wie das Kamel empfindet er bei hereinbrechendem Regen die bösen Folgen auf seine Gesundheit, meist stirbt er als Greis, ohne sich ein einziges Mal sein Antlitz gewaschen zu haben.

Die Wohnungen sowohl der Mongolen als auch der Kalmüken bestehen in runden Jurten („Kibitken"). Bei den Mongolen heißen sie „Gyr". Das Gerüst derselben besteht in Gitterwänden aus Holz, deren einzelne Teile mit Riemen aneinander befestigt sind. Oben hat die Hütte eine Oeffnung, welche als Rauchfang und Fenster dient, und an der Seite eine Thür. Von außen ist sie mit mehreren mantelartig über sie aufgehängten Filzdecken behängt, welche mittels wollener Bänder oder Stricke angebunden werden. Die Höhe einer Jurte beträgt in der Regel an den Seitenwänden 1,6 m, in der Mitte das Doppelte, der Durchmesser ungefähr 4—6½ m. Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Der Thüre gegenüber, etwas nach links, ist das Bett, das aus Filzdecken besteht; rechts von demselben sieht man eine Reihe Packsäcke an der Jurtenwand aufgestellt; sie enthalten die bewegliche Habe der Familie. Ueber diesen dem Bette zunächst stehenden Säcken ist gewöhnlich eine Filzdecke oder ein Teppich ausgebreitet, und über diesem sind an den Dachstangen Götzenbilder („Burchany") aufgehängt. Zwischen den Säcken und der Thüre hängen an der Wand die Utensilien des Hausherrn, Sattel, Reitzeug und Luntenflinte. Rechts vom Bette befinden sich die Küchengeräte, der Schlauch, worin der Kumys gesäuert wird, einige Kessel, Schalen, Näpfe, Eimer, Dreifüße, und dazwischen hängen Fleischvorräte; in der Mitte ist die Feuerstelle mit all ihren Annehmlichkeiten und Fatalitäten; rings um dieselbe liegen gewöhnlich vier bis fünf Fellstücke, auf denen die Hausbewohner und Gäste Platz nehmen. Gegenüber der Thüre, zwischen Feuerstelle und Bett, ist der Platz der Hausfrau und neben ihr links nach den Säcken zu jener des Hausherrn. Rechts, zwischen der Stelle der Hausfrau bis zur Thür, sitzen die zur Familie gehörigen Weiber, an der anderen Seite und in der Nähe der Thüre sitzen die Männer. Dicht neben dem Hausherrn ist die Stelle für den Ehrengast, dem man gewöhnlich als Sitz eine Filzdecke ausbreitet. So sieht ohne Ausnahme jede Jurte aus. Reich und Arm begnügt sich mit den angeführten Hausgeräten; nur hat der Reichere größere Kessel und mehr Säcke. Der Inhalt der letzteren besteht bei den Wohlhabenden aus Zeugen, Fellen und Kleidungsstücken, bei den Armen meist nur aus Schafwolle und abgetragenen Lumpen. Da in den gewöhnlichen Jurten nicht nur gekocht wird, sondern im Winter auch die kleineren Haustiere, wie Kälber, Lämmer, Hunde untergebracht werden müssen, so läßt sich denken, welche Unreinlichkeit in denselben herrscht. Die Filzdecken der Jurte werden nie gesäubert, die Ueberbleibsel der ranzigen Butter vermischen sich mit dem angesammelten Staube zu einer ekelhaften klebrigen Masse, welche die Wände bedeckt. Auch wimmelt es von Ungeziefer aller Art, dem man dadurch zu entgehen sucht, daß einige handfeste Männer das Gerüst der Jurte anfassen, sie eine Strecke weit forttragen und dann an einem geeigneten Orte aufstellen. Uebrigens werden nicht allein beim Volke, sondern auch unter den Fürsten außer den Schafherden noch andere Haustierchen gepflegt, deren Blut der Mongole, sobald er sich einmal entschloß, dasselbe mit

beiden Daumen zu töten, mit Behagen von dem Fingernagel saugt. Manchmal läßt er sich auch herbei, die Blutsauger mit den Zähnen zu zerquetschen. (G. Kreitner, Im fernen Osten. S. 733.)

Die Nahrung dieser Völker ist größtenteils dem Ertrage der von ihnen getriebenen Beschäftigung, der Viehzucht, entnommen. Das Hauptgericht der Mongolen ist Ziegelthee, welchen man mit Hirsenmehl kocht und mit Salz, Butter und Milch anrichtet. Tag und Nacht hängt der Theekessel über dem verglimmenden Kamelmiste, er wird nie leer, trotzdem eine Schale nach der andern gefüllt wird. Das Fleisch, welches von allen Haustieren, ausgenommen vom Schweine, genossen wird, kocht man im Wasser, ohne alle Würze, selbst ohne Salz, zerlegt es und genießt es, indem man die Stückchen vorher in Salzwasser eintaucht. Jedoch werden die Haustiere so selten als möglich geschlachtet. Verendet aber hin und wieder einmal ein Hammel, so gilt der Braten, besonders der „Kurdjuk", d. i. der Fettschwanz, als besondere Festmahlzeit. Ueberhaupt wird das Fleisch gefallener Tiere, namentlich wenn sie etwas fett sind, nicht verachtet und selbst von den Lama gegessen, welchen Kamel- und Pferdefleisch verboten ist. Der gefräßige Mongole kann während eines Gelages nicht weniger als 5 kg Hammelfleisch verzehren, ja es finden sich Gourmands, welche im Laufe eines Tages einen ganzen Hammel mittlerer Größe verspeisen! Dem Mongolen gilt Hammelfleisch als besonderer Leckerbissen, der Kalmüke dagegen hält Pferde- und Rindfleisch für edler. Bei ihnen bildet ein dünner Mehlbrei die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Das dazu gehörige geschrotete Weizenmehl wird von den benachbarten Tataren eingehandelt. Brot kennen die Mongolen nicht, obgleich sie die chinesische Semmel nicht verachten; manchmal backen sie jedoch zu Hause Fladen und machen Nudeln aus Weizenmehl; an der sibirischen Grenze essen sie schon Roggenbrot. Da das Wasser in der Steppe selten trinkbar ist, genießt man allgemein die gesäuerte Milch des Pferdes, Rindes und Schafes. Milch, in den verschiedensten Formen, ist ein Hauptbestandteil der Nahrung, bald als Flüssigkeit, bald als geronnene Masse, bald als Butter oder Käse, endlich als berauschendes Getränk. Man destilliert nämlich daraus einen starken Branntwein, „Kumys", der gehörig abgezogen unserem Kornbranntwein an Güte nicht nachstehen soll. Ein großer flacher Kessel wird auf einen Dreifuß gestellt und zu drei Vierteilen mit Milch angefüllt, darauf mit zwei runden Deckelhälften aus Holz bedeckt, welche genau auf den Kessel passen. Die Ritzen werden sorgfältig mit Lehm verschmiert. In jeder Deckelhälfte befindet sich ein rundes Loch von etwa 4 cm im Durchmesser; in diese Löcher steckt man zwei herumgebogene Holzröhren, die in zwei hölzerne Kannen münden. Die Ritzen werden nun wieder sorgfältig verschmiert und ein helles Feuer unter dem Kessel gemacht; die dadurch ins Kochen geratene Milch destilliert nun in die Holzkrüge über, womit der Prozeß zu Ende, der aber nur im Sommer bei Ueberfluß an Milch vorgenommen wird.

Im ganzen genommen ist die Zubereitung der Speisen schmackhaft und nahrhaft. Nicht dasselbe Lob kann jedoch der mongolisch-kalmükischen Küche in betreff der Reinlichkeit erteilt werden. Abgesehen davon, daß man die Geschirre nie reinigt, sondern höchstens ausleckt oder mit den Fingern in den Mund ausputzt, werden auch die zu kochenden Fleischstücke keiner vorherigen Reinigung oder Zurichtung unterzogen. Es geschieht daher häufig, daß Haare, Gras oder andere Dinge in der Brühe herumschwimmen, oder daß man beim Genusse des im Kessel gekochten Thees den Geschmack des am Tage zuvor darin gesottenen Pferdefleisches zu verspüren meint. Die Mongolen nehmen alle Speisen mit den Händen, um sie dem Munde zuzuführen, obwohl jene gewöhnlich sehr schmutzig sind. Das Fleisch wird in großen Stücken in den Mund gebracht, so viel als eben in demselben Platz hat, in ihn genommen und der Rest vor dem Munde mit dem Messer abgeschnitten. Die Knochen werden so rein benagt, daß auch kein Fäserchen an ihnen verbleibt, ja einige werden sogar zerschlagen, um das Mark herauszubekommen. Man ißt täglich zweimal, morgens und abends. Unmittelbar oder etwa eine Stunde nach der Abendmahlzeit legt man sich zur Ruhe, was gewöhnlich mit einer Tabakspfeife im Munde geschieht. Die Pfeife spielt eine große Rolle, besonders im Leben der Kalmüken; allgemeiner als bei ihnen, sagt Radloff, ist das Tabakrauchen wohl nirgends verbreitet. Frauen und Kinder rauchen, ja die Mutter steckt sogar dem Säugling die Pfeife in den Mund. Bekommt der Kalmüke Besuch in seiner Jurte, so sind sämtliche Anwesende alsbald beschäftigt, in tiefem Stillschweigen die Pfeife aus dem Stiefel hervorzuholen, zu stopfen und anzuzünden. Darauf beginnt ein allgemeines Ueberreichen der Pfeifen mit der gewöhnlichen Begrüßungsformel »Nä tabysch bar?" (was giebt's Schlechtes?), worauf die stehende Antwort „Tabysch jogula!" (nichts). Eine Weile hört man nichts als

diese Worte, denn ein jeder ist damit beschäftigt, die Pfeife des anderen auszurauchen und neu zu stopfen. Im übrigen verlaufen die Freuden eines solchen Besuches sehr einfach; der Kumys ist's, der das letzte Wort behält. Man trinkt, solange nur ein Tropfen von dem edlen Saft vorhanden ist; zuletzt sinkt einer nach dem andern auf der Stelle um, wo er sich gerade befindet, und diejenigen, die nicht abgefallen sind, machen durch Geplauder einen schrecklichen Lärm. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, die keine erwachsenen Kinder haben, dürfen sich nach kalmükischen Begriffen von gutem Ton nicht betrinken. Auch der Ostmongole ist dem Trunke ergeben, und gelingt es ihm, von einem Chinesen einen Krug Reisbranntwein zu gewinnen, so findet er weder Rast noch Ruhe, ehe nicht der letzte Tropfen in Gesellschaft seiner Freunde verschwunden ist.

Die Haustiere, mit deren Zucht sich die Mongolen und Kalmüken abgeben und welche den Reichtum derselben ausmachen, sind das Kamel, das Pferd, das Rind, das Schaf und die Ziege. Das Kamel ist das eigentliche Lasttier dieser Völker; wegen seiner Genügsamkeit ist es besonders für das Leben in den Steppen und Wüsten geeignet. Aus der Wolle desselben verfertigt man Stricke und rauhe Zeuge; die Milch, welche etwas salzig schmeckt, dient zur Verbesserung des Thees; das Fleisch, obgleich etwas zähe, wird von den Aermeren gerne gegessen. Das Rind wird von diesen Völkern auch zum Lasttragen und Reiten abgerichtet; die Kühe geben jedoch nur wenig Milch. Das Schaf ist größer als das europäische und zeichnet sich durch einen Fettschwanz aus. Seine Wolle, welche zweimal im Jahre gewonnen wird, ist haarig und kann nicht zu Tuch, desto besser jedoch zu Filzdecken verwendet werden. Zu den Beschäftigungen der Männer gehört vor allem die Wartung und Pflege des Viehes. Obschon diese Beschäftigung während der warmen Jahreszeit keine allzu beschwerliche zu sein scheint, ist sie im Winter eine der aufreibendsten, die es giebt, da das Vieh nicht in Ställen untergebracht ist, sondern unter freiem Himmel sich befindet. Neben der Viehzucht wird teilweise auch Jagd getrieben, ebenso werden bei dem Mangel einer zünftigen Industrie die meisten Geräte zu Hause verfertigt. Man gerbt Leder, macht Filzdecken, Zäume, Sättel und Bogen; selten nur verfertigt man sich Messer und Feuerstahl. Alle anderen Gegenstände des häuslichen Bedarfs kauft der Mongole von den Chinesen und in sehr geringen Mengen von russischen Kaufleuten in Kiachta und Urga. Den Frauen liegt es ob, die Geschäfte des Hauses zu besorgen und der Pflege der Kinder sich zu widmen.

Mongolen und Kalmüken haben nur eine vom Gesetz als solche anerkannte Ehefrau, doch ist ihnen erlaubt, Nebenfrauen zu nehmen, die mit der Ehefrau gemeinschaftlich leben und bei deren Heimführen keine besonderen Zeremonien stattfinden. Während die Hauptfrau dem Manne in betreff der Familie ebenbürtig ist, sind die Nebenfrauen entweder aus ärmeren Familien entnommen oder gekaufte Sklavinnen, welche er nach Belieben wieder verkaufen kann. Die eigentliche Frau wird daher als Vorgesetzte, als Hausfrau betrachtet und schaltet in der Jurte. Die von ihr erzeugten Kinder haben alle Rechte des Vaters; die Kinder der Nebenfrauen werden als außerehelich betrachtet und haben kein Recht am Erbe; doch kann mit Erlaubnis der Behörde ein solches Kind adoptiert werden. Die Stellung der Frau gegenüber dem Manne ist nicht beneidenswert. Der an sich enge Horizont des Nomadenlebens verengt sich für sie nur noch mehr. Völlig vom Manne abhängig, verbringt sie ihr ganzes Leben in der Jurte, wo sie mit den Kindern und der Hauswirtschaft beschäftigt ist. Was die moralischen Eigenschaften der Mongolinnen betrifft, so muß man gestehen, daß sie gute Mütter und gute Wirtinnen sind; ihre eheliche Treue ist jedoch nicht ohne Makel. Die Unzucht ist hier übrigens allgemein und es geben sich ihr nicht allein verheiratete Frauen, sondern auch Mädchen hin. Dies ist kein Geheimnis und wird auch nicht als Verderbnis betrachtet. Im häuslichen Leben hat die Frau des Mongolen gleiche Rechte mit ihm, nicht aber in äußeren Angelegenheiten. Der Mongole ist ein guter Familienvater, der seine Kinder innig liebt. Ihre Erziehung ist aber die einfachste, die es geben kann. Dem mit großer Leichtigkeit zur Welt gekommenen Kinde reicht man gleich nach der Geburt ein Stück Fett zum Saugen und erst nach einigen Tagen die Mutterbrust. Das Kind wird dann in Filzdecken eingehüllt und in eine kastenähnliche Wiege gelegt, wo es tagelang sich selbst überlassen wird, nur daß die Mutter ab und zu herbeikommt und ihm die Brust reicht. Sobald das Kind laufen kann, wird es sich völlig selbst überlassen. Die älteren Familienglieder genießen große Hochachtung; ihr Rat, ja ihr Befehl wird immer auf das pünktlichste ausgeführt. Stirbt ein Mongole, so wird der Leichnam in der Regel in Filze gewickelt und mit einigen Steinen oder Baumzweigen bedeckt, worauf er in kurzer Zeit von den Raubtieren und Hunden vertilgt wird.

Das ganze Leben des Mongolen und Kalmüken vergeht in Nichtsthun, das durch die Bedingungen des wandernden Hirtenlebens begünstigt wird. Die Pflege der Herden bildet ihre einzige Sorge und diese nimmt durchaus nicht ihre Zeit in Anspruch. All des Lebens Müh' und Plage wird den Weibern aufgehalst, während der Mann in Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen seine Zeit verbringt. Besonders der Kalmük des Altai ist ein ausgemachter Tagedieb. Nur im Herbst hängt er die Flinte um und streift mehrere Wochen auf Schneeschuhen in den Gebirgen einher, um die für die Abgaben nötigen Felle zu beschaffen. Im Sommer besucht er seine Freunde und Bekannte und labt sich am edlen Kumys. Man kann als gewiß annehmen, daß während des Sommers fast die ganze Bevölkerung des Altai nur selten nüchtern wird. Seiner Meinung nach führt indes der Kalmük ein herrliches Leben und hat von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht, denn keine Sorge drückt ihn, und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Hat er keine Kleidung oder keine Speise, so erhält er sie vom reicheren Nachbar, denn sämtliche Bewohner einer Gegend bilden ja gleichsam eine Familie, und der Reiche ist nur reich, um alle ihn umgebenden ärmeren Faulenzer mitzufüttern. Dies wird ihm auch nicht schwer, denn seine bessere Lage ist nicht durch mühevolle Arbeit errungen, er war nur glücklicher, seine Herden vermehrten sich und blieben gesund, während Seuchen dem armen Nachbar das letzte Vieh hinwegrafften. Dieser im höchsten Grade ausgebildete Kommunismus ist besonders bei jenen Kalmüken im Schwange, die sich noch am meisten in dem sogenannten „Naturzustand" befinden, bei jenen in den Thälern des Tschulyschman, der Baschkaus und des Telezkischen Sees. Nicht so bei den Mongolen, obgleich auch diese ungemein gastfrei sind. Ohne Ausnahme des Geschlechts sind sie auch sehr gesprächig und höflich. Bei einer mit Thee gefüllten Schale mit einem Gaste zu plaudern, ist ihnen ein Hauptvergnügen; dabei nennen sie selbst ihresgleichen stets sehr artig „Nochor" d. i. Herr.

Wenn auch stets von einer Stelle zur andern wandernd, hat doch in der Regel jeder Stamm seine Plätze, welche er nacheinander bezieht und zwar je nach der Jahreszeit, so daß während des Winters und der Regenzeit mehr die wasserarmen, während der trockenen Zeit mehr die wasserreichen Gegenden besucht werden. Man bleibt selten länger als drei bis vier Wochen auf einem Platze. Nachdem das Oberhaupt des Stammes den Aufbruch beschlossen, packt man alles zusammen, legt es auf die Kamele und zieht unter Gesang dem Häuptling und seinem Gefolge, das rauchend und plaudernd vorwärts reitet, nach. Auf dem Platze angelangt, stellt man die Jurten ebenso schnell auf, wie man sie abgebrochen und richtet sie für die kurze Zeit des Aufenthaltes wohnlich ein. Die Verfassung dieser Völker war ursprünglich eine reine patriarchalische. Mehrere durch das Band der Verwandtschaft verbundene Familien bildeten einen „Khoton" mit einem Aeltesten „Aga" an der Spitze; mehrere Khoton bildeten einen „Aimak", an dessen Spitze ein „Saisang" stand, dessen Würde erblich war. Mehrere Aimak bildeten einen „Uluß" mit dem „Noyon" als Oberhaupt; mehrere Ulusse unter einem „Taischa" bildeten einen Stamm; sämtliche Stämme bildeten das Volk, mit dem „Chan" an der Spitze. Gegenwärtig, wo diese Völker ihre staatliche Selbständigkeit verloren haben und teils unter chinesischer, teils russischer Oberherrschaft stehen, ist die Sachlage eine andere. Bei den Mongolen sind, seit ihrer Unterwerfung unter die chinesische Mandschudynastie, die Aimak zerstückelt und in mehrere von einander unabhängige „Fahnen" aufgelöst worden mit Teilfürsten an ihrer Spitze, welche zwar den Titel Chan führen, aber faktisch nur Fürsten erster Klasse sind; bei den Kalmüken existieren nur Ulusse mit Noyonen an der Spitze, welche dem Kollegium zu Astrachan unterstehen. Früher war einer der Fürsten, in der Regel der torgotische, mit der Würde eines Vizechans (Khaani-orotschi) oder Taischi bekleidet. Die Altaikalmüken zerfallen nach Dr. W. Radloff in sieben verschiedene Abteilungen oder „Tülschin". An der Spitze jeder Abteilung steht ein Saisang; diese Würde ist in der Familie erblich, kann aber auf Wunsch des Volkes einem andern übertragen werden. Unter jedem Saisang stehen vier bis fünf „Temitschi", deren Würde gleichfalls erblich ist, und unter jedem Temitschi mehrere „Schülangü".

Die mongolische Gesellschaft zerfällt demnach in die drei Klassen des Adels, der Geistlichkeit und der Krieger. Sämtliche Familien, welche mit dem Herrscher verwandt sind, bilden den Adel, die Patrizierkaste; ihr gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute, „Taitsi", tragen einen blauen Knopf auf ihrer Mütze; aus ihnen wählt der Herrscher seine Minister, gewöhnlich drei an der Zahl, die einen roten Knopf (Glaskugel) tragen und „Tutselaktsi" heißen. Die mongolischen Fürsten sind zwar von China abhängig, doch steht es ein für allemal fest, daß der Großchan zu Peking nicht das Recht hat, irgend eine dieser mongolischen Herrscherfamilien zu beseitigen, wenn er auch unter Umständen

den Häuptling absetzen kann. Die mongolischen Fürsten bezahlen ihren Tribut in Vieh, erhalten dagegen vom Pekinger Hofe Geschenke in seidenen Tüchern, Pelzkleidern und andern Luxusartikeln. Das gemeine Volk befindet sich dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber in einer tiefen Stellung, die in mancher Beziehung mit jener der niederen Kasten in Indien zu den privilegierten Ständen zu vergleichen ist. Kein gemeiner Mann darf es wagen, auf der Decke eines Vornehmen sich niederzulassen, und umgekehrt wird kein Vornehmer mit dem gemeinen Manne aus ein und derselben Schale trinken. Nur die äußerste Notwendigkeit kann den Vornehmen bewegen, in die Hütte des gemeinen Mannes zu treten.

Die Religion dieser Völker ist der Buddhismus, speziell der tibetische Lamaismus. Derselbe verhält sich zu den beiden anderen Richtungen dieser Lehre (der südlichen und dem Foismus) etwa wie der Katholizismus zu den anderen christlichen Sekten. Er hat eine ausgebildete Hierarchie mit einem als heilig verehrten Oberhaupte an der Spitze. Es ist dies der „Dalai-Lama" (wörtlich Ozeanpriester) in Tibet. Ihm gleich an Heiligkeit, wenn auch nicht an politischer Bedeutung, ist der „Ban-Jsin-erdeni" und diesem folgt der „Guison Tamba" oder „Khutuktu" (richtiger „Chutuchtu") in Urga, welchen dann die Kutuchten oder „Higenen" in den verschiedenen Tempeln der Mongolei folgen. Es sollen ihrer etwa zehn solcher Stellvertreter des Dalai-Lama sein, die zwar von diesem installiert, aber von der chinesischen Regierung bestimmt werden. Alle diese Herren sterben nicht; alle sind irdische Inkarnationen irgend eines Heiligen und sie wechseln bloß den Körper, wie andere Sterbliche einen abgetragenen Rock wechseln und mit einem neuen vertauschen. Ihre Seelen suchen, wenn sie den schwach gewordenen Körper verlassen, einen jüngeren, fahren in diesen hinein, die Lama oder „Chuwarak" finden ihn dann gewiß wieder und führen ihn in seine Gemächer zurück. (Globus. Bd. XXVIII. S. 379.) Die Kalmüken haben als Oberhaupt einen Lama, der bis zum Jahre 1800 vom Dalai-Lama eingesetzt wurde; seit diesem Jahre wird er von der russischen Regierung ernannt. Er wohnt am Ufer der Wolga in Bazar Kalmuk, in der Nähe von Astrachan, und hält jeden Sommer eine Rundreise durch die Steppe. Sowohl Mongolen als auch Kalmüken sind von dem krassesten Aberglauben befangen und halten viel auf Vorzeichen und andere Wunderdinge, ein Zug, der mit ihrem sonstigen scharfen praktischen Verstande in dem grellsten Gegensatze sich befindet. Es herrscht neben dem Buddhakult also noch viel Schamanismus, namentlich bei den Bergkalmüken, welche ihren „Kam" noch viel Einfluß gönnen. Ueber ihre Gottheit selbst haben die Kalmüken nur eine ganz unklare Vorstellung, und nur wenige konnten Professor Radloff von dieser Rechenschaft geben. Ihrer Angabe nach giebt es zwei Hauptgottheiten, eine gute, den „Uelgän", von manchen „Tängri-Chan" (Himmelsfürst) oder „Pajana" genannt, und eine böse Gottheit, „Erlik", Kösmös" oder „Schaitan". Diese Namen sind den Nachbarvölkern entlehnt, Erlik den Mongolen, Schaitan den muhammedanischen Turkstämmen; außerdem giebt es noch viele, gleichfalls von den Nachbarvölkern überkommene Nebengottheiten; auch verehren sie die Berge und Flüsse als Herren des sie ernährenden Landes und die Seelen der Vorfahren. Aber alle diese höheren Wesen sind ein dunkles Chaos von Vorstellungen, die ins Ungewisse in einander verschwimmen. Selbst die Prinzipien der guten und bösen Gottheit sind nicht streng von einander geschieden, denn Erlik oder Schaitan erscheint bald als Vater, bald als Vernichter der Menschen.

Unter den litterarischen Produkten des mongolisch-kalmükischen Volksgeistes sind die Erzählungen hervorzuheben. Dieselben werden von jedermann, der auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch erhebt, auswendig gewußt und in der Regel von bestimmten Erzählern vorgetragen. Manche derselben sind von sehr bedeutendem Umfange und beweisen die enorme Gedächtniskraft dieses Naturvolkes. Von nicht geringem Interesse sind außer ihren Heldengesängen, unter denen sich Stücke von poetischem Wert befinden, die „Märchen des Siddhi-kür", welche bei Kalmüken und Mongolen gleich beliebt sind. Dieser Siddhi-kür (siddhi, Zauberkraft; kür, Leichnam) ist nun erwiesenermaßen nichts anderes als eine mongolische Bearbeitung der alten buddhistischen Rezension der indischen Märchensammlung, die den Namen Vetälapantschati, d. i. fünfundzwanzig Erzählungen eines „Vetäla" (der in Leichnamen wohnende, mit Zauberkraft begabte Dämon) führt, durch den Buddhismus zu den Mongolen und von diesen zu den Kalmüken gedrungen ist. Die Sammlung besitzt eine hohe kulturgeschichtliche Bedeutung, da sich darin die meisten der auch bei den gesitteten Völkern Europas im Schwange gehenden Märchen wiederfinden. Am deutlichsten geht dies aus der Erzählung in der Sammlung des Ardschi Bordschi Chan hervor, welche ein vollkommenes Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde" Gottfrieds von Straßburg bildet.

In der ganzen Mongolei herrscht eine Sprache, die jedoch je nach den verschiedenen Gegenden in verschiedene Dialekte zerfällt, die sich in bezug auf Aussprache oft dermaßen unterscheiden, daß es dem Nordmongolen nicht immer leicht ist, sich vollständig mit dem Südmongolen zu verständigen. Ja, es giebt in einer Gegend Wörter, welche in einer anderen ganz unverständlich sind. Im allgemeinen darf man dem russischen Reisenden Prschewalski beipflichten, welcher das heutige Mongolische für verdorben hält und zwar in einigen Gegenden mit tangutischen, in anderen mit chinesischen Elementen vermischt. Die Schrift ist der chinesischen ähnlich; die Mongolen schreiben von oben nach unten und zwar von links nach rechts.

In den Kreis der mongolischen Völker gehören auch die Teleuten oder weißen Kalmüken, welche am Telezkischen See wohnen. Die Seeanwohner verschwanden, ohne daß man genau anzugeben wüßte, wohin, oder wo eigentlich dieses Volk etwa in seinen Ueberresten nachzuweisen wäre, wenn es sich nicht mit den Bergkalmüken längs der oberen Baschkaus und des Tschulyschman vermischte. Teleuten finden sich auch heute noch weit im Südwesten und Westen unter den Kirgis-Kasaken der mittleren Horde als Leibeigene und Knechte in der Kirgisensteppe. Zweige desselben Volkes sind in den nördlicheren Gegenden am Tom, im Kuznezker und Tomsker Kreise längst in Dorfschaften angesiedelt, Ackerbau und Viehzucht treibend. Obwohl als weiße Kalmüken bezeichnet, sind doch die Teleuten unzweifelhaft ostturk-tatarischen Stammes, wie denn überhaupt unter den sogenannten altaischen Kalmüken viele nicht mongolischen, sondern türkischen Ursprunges sind.

Unbezweifelt mongolischen Stammes sind die gleichfalls dahinsiechenden und -schwindenden Karagasen, ein halbwildes Jägervölkchen, dessen Physiognomie ihre sehr nahe Verwandtschaft mit den Burjäten verrät. Der westlichste von den fünf „Uluß" dieses Volkes, von dem übrigens eine ältere Beschreibung (im „Ethnografitscheskij Sbornik", IV. Teil, 1858) sagt, daß der ganze Gesichtstypus mehr an die Kasaken der mittleren Horde als an die Mongolen erinnere, haust an den Bächen, die sich in den Kan, einen rechtseitigen Nebenfluß des Jenissei, ergießen.

Geographisch gehört zu den Bewohnern der Mongolei endlich das Volk der Tanguten, welche die Gebirgslandschaften des Nan-san in der östlichen Provinz Kan-su, die Niederungen im Kuku-Nor, sowie den östlichen Teil Zaidams bewohnen und an den Quellen des Hoang-Ho besonders zahlreich auftreten. Die letzteren nennen sich Chara-Tanguten und unterscheiden sich von den ersteren durch ihr wilderes Naturell und den kräftigeren Körperbau. In der äußeren Erscheinung weicht der Tangute vom Mongolen ab und nähert sich dem Tibeter; ebenso weist die Aehnlichkeit der Sprache unzweifelhaft deren Familienzusammengehörigkeit mit den letzteren nach.

Die Völkerfippe der Türken.

Als Urheimat dieser Völkerfamilie, die sich in der Gegenwart in ihren einzelnen Ausläufern von den grünen Gestaden des Mittelmeeres bis an die eisigen Ufer der Lena in Sibirien ausdehnt, muß Turkestan betrachtet werden, wo schon im grauesten Altertume türkische Nomaden auf flüchtigen Rossen sich im Rücken der eranischen Kulturwelt tummelten, die sie zu verschlingen drohten. Von hier aus sind wahrscheinlich schon vor Beginn unserer Zeitrechnung mehrere Stämme nach verschiedenen Richtungen ausgezogen und haben sich den einzelnen Eroberungen der hochasiatischen Völker angeschlossen. Die Türken sind unter den Völkern mongolischer Rasse die ersten, welchen wir in der Geschichte des Abendlandes begegnen. Schon von den Römern gekannt, haben sie gleich den Mongolen große mächtige Reiche gegründet, das Römerreich gezüchtigt und ganz Europa in Schrecken versetzt. Die Throne Chinas, Persiens, Indiens, Syriens, Aegyptens und des Chalifenreiches wurden von den Türken in Besitz genommen. Mit Ausnahme der Jakuten, ihres nordöstlichen Zweiges, durchwegs Anhänger des Islam, sind die Türken dem Gebote des Propheten, sich mit dem Schwerte das Paradies zu erkämpfen, stets getreulich nachgekommen. Trotz der vielfachen Eroberungen sind sie fast sämtlich nomadisierende Hirten geblieben, welche bei gebotener Gelegenheit in räuberische Kriegshorden sich verwandeln. Nur die Osmanli, welche im südöstlichen Europa Fuß faßten und auch teilweise Kleinasien und Afrika bewohnen, haben sich dem Ackerbau ergeben, zum Teile auch einige türkische Stämme in Mittelasien. Ganz Mittelasien vom Westrande der Gobi bis hart an die Schwelle Europas ist nämlich in den Händen türkischer Völker, welche die eranischen, also arischen Ureinwohner des Landes teils unterworfen, teils in die abgelegensten Gebirgsthäler zurückgedrängt haben. Doch ist, wie die neuesten Ermittlungen ergaben, die Zahl dieser mittelasiatischen Arier immerhin eine weit größere, als man bisher annehmen zu dürfen meinte. Dies hindert nicht, daß in der Gegenwart der türkische Sprachstamm von Kamul bis an die Küste des Adriatischen Meeres in ununterbrochenem Zusammenhange sich erstreckt, wenn auch in verschiedene Dialekte gespalten, und der Name „türkisch" ist es, mit dem sich diese verschiedenen Dialekte bezeichnen. Man kann sie in zwei feste Gruppen, in das Ost- und Westtürkische zerlegen, und es läßt sich noch verfolgen, wie aus dem ersteren Dialekte durch verschiedene Zwischenstufen der letztere hervorgeht, denn die Heimat der Sprache scheint im Osten zu sein, wahrscheinlich in den westlichen Thälern des Tian Schan-Gebirges; ziemlich deutlich ist es auch, daß andere Kulturen, namentlich die eranische, auf die Gestaltung der westlichen Sprache eingewirkt haben. Das Osttürkische zerfällt in drei Dialekte, nämlich in das Chinesisch-Tatarische, das Oezbegische und die Sprache der Turkomanen. Von diesen drei Dialekten gehört nun der erstere den Landschaften Ostturkestans an, und er zerfällt wieder in zwei Unter-

arten, die Sprache der Muhammedaner von Kamul bis Kaschgar und die Mundart der Nomaden des Tian Schan und der Dsungarei, d. h. der Karakirgisen. An sich ist der Abstand dieser beiden Dialekte nur unbedeutend, — den Hauptunterschied begründet der Umstand, daß die Bewohner der Städte Ostturkestans eine große Anzahl fremder, namentlich persischer Wörter bei sich eingebürgert haben; von diesen hat sich der nördliche Dialekt zwar rein erhalten, dafür bedient er sich aber mancher Wörter chinesischen und besonders mongolischen Ursprungs, — sie drangen durch den Buddhismus ein, dem eine große Anzahl der Völkerschaften zugethan ist, welche den Dialekt sprechen. Ein ganz ähnlicher Unterschied findet sich zwischen diesen beiden Dialekten auch hinsichtlich der Schrift, — die Nichtmuhammedaner bedienen sich noch der alten uigurischen Schriftart in dem Maße, daß auch die aus dem Süden kommenden moslemitischen Priester, die öfters als Missionäre nach dem Norden ziehen, gezwungen sind, sich dieser Schriftart zu bedienen. In den südlichen Städten dagegen ist der Gebrauch der arabischen Schrift allgemein geworden.

Unter den Turkvölkern des nördlichen Dialekts verdienen die Karakirgisen eine besondere Erwähnung. Dieses Volk, die echten Kirgisen, dem die Chinesen den Namen Buruten oder Buräten gegeben (nicht zu verwechseln mit den mongolischen Burjäten), das die Türken wilde oder schwarze Kirgisen, Karakirgisen, und die Russen, mit Beziehung auf die felsigen Berge, wo sie gerne ihren Wohnsitz aufschlagen, Dikokamennyje, d. h. steinige Kirgisen nennen, haust zum Teile in der Dsungarei, dann aber im östlichen Altai in den Berggegenden der Syrquellen und an seinen bedeutenden Nebenflüssen Tschui und Talaß, im Alatau, in den Höhenzügen in der Umgebung des Sees Issikul und im Süden bis zu den Quellen des Amu Derjä im Belut-Tagh. Sie sprechen einen rein türkischen Dialekt und teilen sich in zwei Völkerschaften, die Rechten (On) und die Linken (Sol), welche wieder in Stämme und Familien zerfallen. Man kann sie auch in nördliche und südliche Karakirgisen einteilen. Im Norden vom Syr haben ihre Weideländereien die größte Ausdehnung von Ost nach West, indem sie im Norden an die Kasaken, im Süden an die ansässige Bevölkerung Chokans und des chinesischen Turkestän stoßen. Im Süden des Syr dehnen sich alle Ländereien, die von diesen nomadisierenden Stämmen besetzt werden, vorzugsweise von Nord nach Süd aus, indem sie sich mit ihrer östlichen Seite an die ansässige Bevölkerung Ostturkestans, mit ihrer westlichen an jene von Chokan und Bochara anlehnen. Ihre Weideländer im Tian-Schan, südlich vom Syr, sind strichweise von den Wohnplätzen der kriegerischen und fanatischen Bergsarten durchsetzt.

Die nördlichen Karakirgisen haben unter sich nicht den geringsten Verband, noch irgend welche gesamtstaatliche Einrichtungen; ihre zahlreichen Stämme sind unter sich gänzlich geschieden und bekriegen einander, sogar jeder einzelne Stamm zweigt sich wieder in Abteilungen ab, die sich gleichfalls befehden. Alle ihre kriegerischen Kräfte werden durch endlose innere Kämpfe absorbiert, zu denen noch die Streitigkeiten mit den Kasaken hinzukommen, so daß trotz ihrer Wildheit sie ohne Mühe von den Chinesen und Chokanzen unterjocht wurden, worauf in jüngster Zeit ein Stamm nach dem andern, einige wenige ausgenommen, freiwillig die russische Oberherrschaft annahm. Die Wohnplätze der nördlichen Karakirgisen sind von den südlichen durch einen wilden, kaum zugänglichen Ge-

birgsknoten an den Quellen des Tschui und des Naryn geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt. Pferderaub ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen und sie verfahren dabei also. In Haufen, bisweilen über 100 Mann stark, ziehen sie in der Morgendämmerung aus und bringen den ganzen Tag in irgend einer Kluft zu; so verfahren sie in der heißen Jahreszeit, denn an kalten Herbsttagen lassen sie ihre Pferde bei Tage übersetzen. Am Abend begeben sie sich nach dem Orte, wo sie den Raub ausführen wollen. Gewöhnlich legen sie in solchen Fällen ihre ältesten Kleider an und waffnen sich, außer mit einigen Säbeln und Piken, mit langen, am unteren Ende dickeren Prügeln, die „Batik" heißen, und deren sie sich mit großer Gewandtheit bedienen. Diese Prügel sind zuweilen 1—2 m lang. Begegnet ihnen bei Tage ein viel kleinerer Trupp ihrer Stammesgenossen, so fallen sie gleich mit furchtbarem Geschrei und Gepfeif über diese her und beschreiben Kreise um sie herum, den Batik über dem Kopfe wirbelnd. Gefällt es den Ueberfallenen nicht, abzusteigen, so schlagen die Räuber sie mit Prügeln so lange, bis sie von den Pferden herunterfallen. Gewöhnlich werden die Schläge gegen das Schienbein oder den Nacken gerichtet. Dem Heruntergeschlagenen nimmt man sein Pferd, sogar seine Kleidung, wenn sie gut ist, und läßt ihn im Hemde zurück. Da die Karakirgisen immer mit Pferden umgehen, so verstehen sie es meist, sie von allerlei Krankheiten zu heilen; besonders geschickt sind hierin diejenigen, welche die kirgisischen Gebete kennen, denn diese spielen natürlich eine große Rolle bei dem abergläubischen Volke. Merkwürdigerweise scheinen die Kirgisen trotz ihres großen Aberglaubens keinen reichen Märchenschatz zu besitzen.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei den südlichen Karakirgisen. Der rechte Flügel On zerfällt in zwei Gruppen, Adhene und Tagai, und von diesen gehören besonders die Tagaistämme der südlichen Kirgisenabteilung an. Die wichtigsten dieser Stämme sind die Sary-Bagisch, Bogu, Sultu, Tscherik, Sayak, Tschon-Bagisch und Bassyz. Von diesen wohnen die Sayak an den Narynquellen im Tian Schan, die Tschirik im Süden des Issikul und die Tschon-Bagisch in den Bergen nordwestlich von Kaschgar; sie alle sind sehr arm, doch haben sich die südlichen Karakirgisen die chokanzische Halbbildung angeeignet und stehen in naher Verbindung mit dem ehemaligen Chanate Chokan, welches früher die nunmehr von den Russen in Besitz genommenen Teile des Tian Schan zu beherrschen vorgab. Wir finden diese Karakirgisen also auch in Chokand, wo sie zusammen mit den Kyptschaken und den kriegerischen, fanatischen Bergsarten den herrschenden Stamm bilden. Im Tian Schan war der Einfluß Chokans auf die Buruten von jeher ein geringer. Unter den karakirgisischen Stammeshäuptlingen haben sich sogar bestimmte, durch Alter und Herkommen geheiligte Regeln herausgebildet, nach denen sie die Plünderung der Karawanen vornehmen. Diese Regeln bestehen im folgenden: 1) jede Karawane, welche die Ulusse eines kirgisischen Stammesoberhauptes durchzieht, muß den „Zäket" (Grenzzoll) bezahlen, 2) eine Loskaufsumme geben für den freien Durchzug (Transitzoll), 3) dem Stammoberhaupte Geschenke darbringen, die seiner Bedeutung und Macht entsprechen; 4) keine Karawane darf die Aule berühmter Anführer übergehen, sondern muß Halt machen, um die Gastfreundschaft derselben zu genießen. Die letztere besteht darin, daß die Karawane zum Abendessen einen oder zwei magere Hammel empfängt und gehalten ist, am anderen Tage Gegengeschenke zu machen. Wenn aber diese der Bedeutung des bewirtenden Häuptlings nicht angemessen sind, so verfällt 5) die Karawane in Strafe. Es läßt sich denken, daß durch solche Belästigungen der Handel nicht wenig zu leiden hatte; seitdem nun der Tian Schan bis auf wenige Tagereisen nördlich von Kaschgar russisches Gebiet geworden, nehmen die Verhältnisse dort ein anderes Aussehen an. Die Machteinbuße der nunmehr russischen Karakirgisen verfehlt auch nicht einen heilsamen Einfluß zu üben auf jene, die auf kaschgarischem Gebiete umherstreifen. Sie sind auch als Alaikirgisen bekannt und nomadisieren auf beiden Seiten der Pamir, ja ein kleiner Teil ist bis zu den Weideplätzen am Karakaschflusse gelangt, was wohl der südlichste Punkt sein dürfte, den diese Nomaden jemals erreicht haben.

Die stammverwandten Karakalpaken (Schwarzhüte), welche vortreffliche Teppiche verfertigen, leben in großer Zahl in Filzjurten an den Ufern des Syr Derjä und südlich vom Aralsee, also in weiter Entfernung von ihren Stammesbrüdern.

Das herrschende Volk in Turkestan sind unstreitig die Oezbegen oder Usbeken, dasselbe Volk, welches im zehnten Jahrhundert von seinen südlichen Nachbarn mit dem Namen Ghusen bezeichnet wird. Ihre Sitze laufen von

Ostturkestan, Bochara, Balch, Chiwa, Ferghana bis zum Kaspischen Meere und zum Oxus oder Amu Derja. Sie bildeten bis vor der russischen Eroberung die militärische gebietende Klasse in den drei Chanaten Chiwa, Bochara und Chokan, werden von Meyendorff auf etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen geschätzt, und haben die Tadschikvölker gänzlich unterjocht. In Chokan, wo sie entschieden sich reiner erhalten als in Bochara, wo sie mit den eranischen Tadschik vermischt leben, haben sie eine von den Kirgisen etwas abweichende Körperform, nämlich

Oezbeg.

größere Statur, ein bißchen mehr und längeres Haar im Gesicht, und ein weniger häßliches Aussehen. Sie sind eher braun als gelb, die Nase ist breit, am hervortretenden Ende ganz flach; die Augen sind langgezogen und bedeckt, die Stirn unten sehr hervortretend, oben zurückweichend, der Bart im ganzen spärlich, der Körper muskulös, der Wuchs meist sehr schön und groß. R. Shaw betont, daß sie weniger tatarenartig aussehen als die Kirgisen, und schreibt dies wohl kaum mit Unrecht der Beimischung von Tadschikblut zu. Dennoch mahnt ihr Aeußeres sehr stark an die Kirgisen, ihre Sprache ist aber sowohl von der kirgisischen als von jener der nicht nomadisierenden Turkstämmen verschieden.

Dem Namen Oezbegen begegnen wir erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Prof. Vámbéry hat die Oezbegen als eine über ganz Zentralasien verbreitete und in viele Stämme zerfallende Nation dargestellt, eine Auffassung, in der ihm viele gefolgt sind. Wahrscheinlich ist es aber nicht, daß die Oezbegen ein eigener Volksstamm seien; vielmehr wird man sich wohl der Erklärung Prof. Peschels anschließen dürfen, wonach die Oezbegen die herrschende Rasse im Reiche Kyptschak, dem westlichen Mongolenreiche waren, welches aus einem Gemisch asiatischer Völkerschaften bestand. Oezbeg war also kein ethnographischer, sondern ein politischer Name. Die Oezbegen sind demnach gewiß keine Nation und ihre Bestandteile keine Volkszweige, sondern das Ganze ist ein Gemenge der verschiedenartigen türkisch-mongolischen Bewohner Zentralasiens, die nichts gemein hatten als ein historisches und politisches Band, die sich daher auch durch Sprache, Sitten und Physiognomie von einander unterscheiden konnten. Dazu kommt noch, daß bei der Machtstufe, welche die Oezbegen erreicht hatten, Leute ganz verschiedener Abkunft sich ohne Zaudern den Namen dieses angesehenen Stammes beilegen. So beginnen dermalen schon einige hervorragende Familien in Kaschgar sich selbst als Oezbegen zu bezeichnen, obwohl letztere ihnen nicht die geringste Verwandtschaft zugestehen. Die Oezbegen leben teils in Ansiedelungen, teils als stets kriegsbereite Nomaden in Kibitken. Sie sind zum Teil rohe, aber gutherzige Naturkinder, ohne die Hinterlist, die mit der orientalischen Gesittung verbunden zu sein pflegt; zum andern Teil lassen sie ihren Leidenschaften ziemlich freien Lauf und die Mehrzahl der Verbrecher gehört diesem Stamme an. Von räuberischer Gesinnung, machen sie die Wege unsicher und brandschatzen die Karawanen; dabei sind sie feig, rachsüchtig und ungebildet, nur die höheren Stände können lesen und schreiben. Ringübungen, Scheingefechte, Pferderennen um hohe Preise sind ihre Lieblingsunterhaltungen, sie haben aber auch ihre Romanzensänger und geben der türkischen Poesie, d. h. der Poesie der in Mazenderan wohnenden türkischen Völkerstämme, den Vorzug. Eine hohe Achtung zollen sie den Hunden. Fragt man einen Oezbegen, ob er seine Frau verkaufen wolle, so wird er sich nicht beleidigt fühlen; ihn aber zu fragen, ob er seinen Hund verkaufe, ist eine unverzeihliche Beleidigung. „Sakki ferasch" oder Hundeverkäufer ist das ärgste Schimpfwort, das ein Oezbege dem andern geben kann (Litter. Gaz. vom 27. Febr. 1841). Die Zahl der innerhalb des russischen Turkestan lebenden Oezbegen kann man mit Ausschluß derer in der Provinz Samarkand in runder Summe auf 30 000 annehmen. Die meisten trifft man in der Gegend von Chodschand, wo der größte Teil feste Ansiedelungen besitzt; nur etwa 6000 führen ein mehr oder weniger reines Nomadenleben. Doch hat wie alle Türken der Oezbeg keinen Sinn für staatliche Ordnung, kein Verständnis für die Vorteile fester Niederlassung, keine Liebe zu einem Heim. In den kleinen Staaten des oberen Oxusthales sind viele noch Nomaden, im Handel von den anderen Nationalitäten überflügelt. Dennoch bilden sie überall den herrschenden Volksstamm, dem die übrige Bevölkerung gehorchen muß. In den Oezbegen Maimenes, welche aus den zwei Stämmen Min Atschmayli und Das bestehen, erkennt man auf den ersten Blick die kühnen, unerschrockenen Reiter wieder, und nur der Oezbeg von Schehrisebs möchte mit ihnen um den Vorrang streiten. Die Oezbegen zerfallen in viele Abteilungen und Zweige; hievon sind die wichtigsten: Ming, aus welchen die Chane von Chokan stammen; Tschagatai, in Namagân seßhaft; Kuruma, am Syr zwischen Taschkend und Chokand, Ackerbau treibend; endlich Kyptschak, 1853 fast gänzlich ausgerottet, aber bis dahin zehn Jahre lang herrschend. Sie bilden ein Verbindungsglied zwischen den seßhaften und den nomadisierenden Turkstämmen, indem sie Ackergrund im Chanate Chokan besitzen, aber doch mit ihren Kamel- und Schafherden eine Zeitlang im Jahr umherwandern. Sie stehen alle in hohem Ansehen ob ihres Mutes, und gelten für tüchtige Krieger. Stolz auf seine Abkunft zeigt indes der Oezbege nur dann, wenn er einem in der Gegenwart mächtigen Stamme angehört; um diesen scharen sie sich, in diesem werden sie zu Angreifern und Thronstürmern, der Energie in solchen Augenblicken verdanken sie ihre Erfolge und ihre Herrschaft in den meisten Chanaten des westlichen Zentralasiens. Ihrem Glauben nach sind sie höchst fanatische Muselmänner. Ihr Stern ist übrigens im Erbleichen.

Nahe mit den Oezbegen verwandt sind die räuberischen und nomadischen Turkomanen oder Turkmenen, welche größtenteils jene Strecken wüsten Landes bewohnen, die jenseits des Oxus vom Kaspischen Meere bis nach Balch, und von genanntem Flusse südwärts bis Herat und Asterabad in Persien sich

ausdehnen. Sie scheinen die reinsten Vertreter des Türkentums und ein Bruderstamm der seldschukkischen Türken der älteren Zeit zu sein. Geschützt durch ihre unzugänglichen Wüsten, in deren Nähe sie seit undenklichen Zeiten hausen, haben sie ihre Rassenreinheit besser als alle anderen türkischen Stämme gewahrt, bei denen die Mongoleninvasion auffallende Veränderungen in Blut und Sitten erzeugt hat. Die Turkmenen zerfallen in verschiedene Stämme, Zweige, Geschlechter und Familien. Nach der Tradition giengen alle Stämme aus der Halbinsel Mangyschlak hervor. Jeder derselben nimmt ein ziemlich bestimmtes Gebiet ein, und obwohl jeder Uebergriff zu Reibungen führen muß, so haben in den letzten fünfzig Jahren doch bedeutende Verschiebungen der Stämme und öfter noch der Horden und Abteilungen stattgefunden. Die Stämme, alle durch Sprache, Religion, Gebräuche, Anschauungen untereinander verwandt, aber meistenteils miteinander verfeindet, teilen sich wieder in ansässige, die sich mit Ackerbau, wohl auch mit Fischerei beschäftigen, und nomadisierende. Die am weitesten gegen Westen, nach dem Kaspischen Meer hin wohnenden Turkmenen beschäftigen sich außer mit Ackerbau und Fischerei noch mit der Gewinnung von Salz und Naphtha, das hauptsächlich nach Persien ausgeführt wird. Der russischen Herrschaft sind die meisten um den Aralsee wohnenden Turkmenen unterworfen, nur ein Stamm, die Goklan, stehen unter persischer Hoheit.

Im Osten ist das linke Ufer des Amu Derja oder Oxus beinahe von der bocharischen Stadt Tschardschui bis zur afghanischen Stadt Chodscha-Sala von Turkmenen besetzt. Zunächst wohnt da etwas oberhalb Tschardschui der Stamm Sakar in einer Anzahl von 3000 Kibitken oder Familien. Darauf folgen die Sajaten und Esken, zusammen etwa 200 Kibitken und zum großen Stamm der Tschaudor gehörig, welcher auch auf dem Ustjurt und in der Chiwaoase nomadisiert. Weiterhin nach Südosten beginnen die dichten Ansiedelungen des Stammes der Ersaren oder Erssari und ziehen sich längs des Flusses bis zur afghanischen Grenze und ins afghanische Gebiet selbst hinein. Der Stamm der Ersaren zerfällt in vier Zweige, von denen drei auf dem linken, einer auf dem rechten Ufer des Oxus wohnen. Sie sind einer der zahlreichsten Stämme der Turkmenen und zählen wohl 30000 Kibitken. Gegen Osten, im westlichen Teile der Chiwaoase wohnen die Jomut oder Jomuden, d. h. einer der beiden Zweige derselben, der sich Bairam Schali nennt, in einer Zahl von 15—20000 Kibitken. Von dem anderen Zweige der Jomuden, den Kara Tschucha, leben im Chanate Chiwa nur gegen 1000 Kibitken, der Rest, etwa 15000 Kibitken, haust am Kaspischen Meere und in der Nähe desselben, zwischen den Flüssen Gürgen und Atrek; im Sommer gehen viele nach dem Usboi. Der Zweig der Kara Tschucha zerfällt wieder in zwei Glieder: die Scharif Dschafarbai (8000 Kibitken) und die Ak Atabai oder Tchoni (7000 Kibitken). Die ersteren wohnen am Kaspischen Meere, die letzteren weiter östlich. Weiter teilt sich der ganze Zweig der Kara Tschucha-Jomuden nach ihrer Lebensart in ansässige, welche Ackerbau treiben und den Namen „Tschomur" tragen, und Nomaden, „Tschorwa" genannt. Tschomuren zählt man 6000 Familien, von denen 5000 beständig auf persischem Gebiet in der Provinz Astrabad wohnen, das übrige Tausend aber einige große Aule auf russischem Gebiet, auf dem Norduser des Atrek und nördlich vom Busen von Krasnowodsk, bevölkert. Tschorwa zählt man 9000 Kibitken. Den Winter vom November bis Anfang März, bringen sie auf persischem, die übrigen acht Monate auf russischem Gebiet im Norden des Atrek zu, teils in der Nähe des Meeres, teils in den an den Sumbar, den Hauptzufluß des Atrek, angrenzenden Gebieten. Nördlich von Krasnowodsk, zwischen dem Golf von Krasnowodsk und Kara-Bugas, nomadisieren beständig die Schichez-Turkmenen, auch Schichliari genannt. In ihrer Nachbarschaft und nahe bei den Kirgisen, auf Mangyschlak von Kara-Bugas bis zum Vorgebirge Tub-Karagan nomadisieren verschiedene turkmenische Stämme; ebenso aus verschiedenen Stämmen gemischt sind die Ogurdschalinischen Turkmenen, welche die Inseln Tscheleken und Ogurtschinsk bewohnen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Fischfang und in Gewinnung von Naphtha.

Die Zahl der Turkmenen, welche beständig auf russischem Gebiete nomadisieren, beträgt 3000 Kibitken. Oestlich von den Jomuden, zwischen dem Atrek und Gurgen, finden wir die Goklan-Turkmenen, welche die Oberherrschaft Persiens anerkennen. Sie zählen bis zu 4000 Kibitken. Die Goklan bewohnen die Hügellandschaft zwischen den Vorbergen des Kopepet Dagh und des Elburs; ein Teil von ihnen, gegen 2000 Familien, befindet sich auch im Chanate Chiwa.

Einer der zahlreichsten und mächtigsten Stämme ist jener der Tekinzen oder Teke-Turkmenen. Sie bewohnen zwei ziemlich fruchtbare Oasen: Achal und Merw, daher man Achal Teke- und Merw-Turkmenen unterscheidet. Beide aber gehören zu einem und demselben Stamm und zerfallen in die beiden großen Zweige der Tochtamysch und Otamysch, ersterer friedlicher und dreimal zahlreicher als letzterer. Die Männer der Tekinzen sind kräftig und gut gebaut, gut gewachsen und schön, die Frauen hingegen klein von Wuchs und von unschönen Formen. Die Tekinzen zerfallen in seßhafte und nomadisierende, erstere nennt man wiederum Tschomuren, letztere Tschorwen. Die seßhaften Tekinzen beschäftigen sich mit Acker- und Weinbau, Obstkultur und der Verarbeitung von Wolle, Baumwolle, Seide, Holz, Leder und Metallen, die nomadisierenden nur mit Viehzucht, besonders der Zucht von Kamelen, Pferden, Schafen und Hornvieh. Eine große Gewandtheit haben sie im Gebrauch der Waffen, worin sie in Mittelasien schwerlich von einem anderen Volke übertroffen werden, und die gesetzlich erlaubten Raubzüge, die sogenannten „Alamane", bieten ihnen eine häufige Gelegenheit zur Waffenübung. Die Raubzüge werden nach Chiwa, Bochara, hauptsächlich aber nach Persien unternommen, wobei die Tekinzen viele Gefangene heimbringen, die sie als Sklaven verkaufen. An den Raubzügen beteiligen sich oft 4—5000 Mann und in solcher Stärke belagern sie nicht selten die 70 000 Einwohner zählende Stadt Meschched. Was Mut und Tapferkeit anbelangt, so übertreffen sie alle übrigen Asiaten. Die Frauen nehmen bei ihnen eine bessere Stellung als im übrigen Mittelasien ein, auch haben die Tekinzen selten mehr als eine Frau und sind gegen einander gerecht und ehrlich. Sie haben viele Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Märchen und Legenden.

Weiter hinauf am Flusse Murgab wohnen die Saryk-Turkmenen, etwa 13 000 Kibitken stark. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht; ihre großen Herden weiden auf den üppigen Nordabhängen des Paropamisus. Ihre Schafe unterscheiden sich von den übrigen mittelasiatischen Schafarten durch außerordentliche Größe. Außer Schafen haben die Ssaryk nicht wenige Kamele. In Merw wohnen auch die Solor oder Ssalyr, welche ihre Freiheit und Unabhängigkeit vor 13 Jahren verloren haben. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wohnten sie am Heri Rud, wurden aber wegen der in Chorasan ausgeübten frechen Räubereien von den Persern verjagt. Die Ssalyr siedelten sich hierauf am Murgab an, zogen dann nach Surabad am Heri Rud, endlich aber gelangten sie mit Erlaubnis der persischen Behörden mit ihren Herden zu ihren alten Wohnplätzen am Heri Rud. Kaum jedoch lebten sie hier einige Monate, als auch schon die Tekinzen aus Merw sie überfielen und ihnen ihr Vieh wegnahmen; die Ssalyr zogen ihnen nach; die Tekinzen siedelten sie bei sich an. Man schätzt ihre Zahl auf 2—3000 Familien.

Die ganze Stärke des Turkmenenvolkes mag auf 950 000 bis 1 000 000 Köpfe sich belaufen. Was den Charakter aller Turkmenenstämme anbelangt, so war es der harte Kampf ums Dasein, den sie, abgeschieden von der Welt, Jahrhunderte lang durchzukämpfen hatten, welcher sie zu einem Volke von wilden Raubgesellen, Menschenjägern und Menschenschlächtern und zu einer furchtbaren Geißel für die Nachbarn machte. Die Grausamkeiten, die von ihnen verübt werden, gehören zur Ordnung der Dinge in Zentralasien und werden oft genug durch ebenso grausame Behandlung provoziert. Die Raubsucht der Turkmenen kennt keine Grenze und wenn es sich um Beute handelt, wird nichts geschont, daher das Sprichwort: „Zu Pferde kennt der Turkmene weder Vater noch Mutter". Namentlich sind es die benachbarten persischen Provinzen, die von ihnen immer wieder heimgesucht werden und von denen einige fast völlig in Wüsten verwandelt worden sind. Etwas weniger haben Bochara und Chiwa gelitten.

Während frühere Reisende den Turkmenen jede gute Eigenschaft absprachen, werden von neueren neben ihrer heroischen Tapferkeit manche rühmliche Eigenschaften von ihnen erwähnt. So namentlich die freie und geachtete Stellung, die sie den Frauen einräumen, die zärtliche Liebe zu ihren Kindern, die sie sogar zuweilen verhätscheln, Unverbrüchlichkeit des gegebenen Wortes und eine nie sich verleugnende Gastfreiheit. Rührend ist auch die Liebe zu ihren Pferden, denen sie die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Die

feinste und zarteste Wolle wird nicht für Frauen und Kinder, sondern für die Pferde verbraucht, die sie durch Decken im Sommer gegen die Hitze, im Winter gegen die Kälte schützen; denn einen Stall kennt das turkmenische Pferd nicht. Dafür lohnt es aber auch seinen Herrn durch die trefflichsten Eigenschaften; es erträgt ebenso leicht Hunger und Durst, Hitze und Kälte und ist ebenso ausdauernd wie er. Das ganze Aeußere der Turkmenen entspricht ihrem ruhelosen Wanderleben. Ihre mageren, aber zähen Körper trotzen allen Unbilden des Klimas und Bodens. Ihre dunkeln, fast bronzefarbenen Gesichter haben etwas hervorstehende Backenknochen. Die kleinen, tiefliegenden, aber keck dreinschauenden, blitzenden Augen bezeugen das Bewußtsein der sich selbst vertrauenden Kraft, die auch aus ihrer würdevollen Haltung und ihrem stolzen Gange spricht. Bart und Haare sind pechschwarz, die Zähne blendend weiß. Das nationale Kostüm der Turkmenen besteht aus einem weiten und langen schlafrockartigen Gewande, das je nach dem Stande von Seide oder einem einfacheren Stoffe angefertigt wird, hohen Mützen aus Lämmerfell, die ihnen zugleich als Kissen dienen. Die Tracht der Frauen ist dieselbe wie die der Männer, nur daß an die Stelle der Mütze ein um den Kopf gewundener Shawl tritt. Außerdem tragen die Frauen allerlei Zieraten aus Metall um Hals und Arme, an den Fingern und im Haare, insbesondere auffallend große Ohrringe. Auf äußere Eleganz legt der Turkmene keinen Wert, nur schöne Waffen und Pferde hat er leidenschaftlich gern. Wenn auch ihre Hauptbeschäftigung Raub und Krieg ist, so treiben sie doch auch, wie oben erwähnt, Ackerbau, Gartenbau, Viehzucht und Fischerei, ja einzelne Produkte werden bereits ausgeführt oder im Tauschhandel verwertet. Die Jagd wird nicht sehr kultiviert, das einzige wichtigere Jagdobjekt sind die in zahlreichen Herden auftretenden wilden Esel, deren Fleisch sehr geschätzt wird. Von Industrie ist wenig die Rede, dieselbe beschränkt sich hauptsächlich auf ihre nächsten Bedürfnisse, Sättel, Riemenzeug, Kamelhaartuch, Ackerbaugeräte; doch verfertigen die Teke auch sehr hübsche Teppiche.

Die Turkmenen aller Stämme leben in ganz gleicher Weise. Sie haben keinerlei Obrigkeit: jeder Turkmene ist völlig unabhängig. Das einzige, was sie hochachten, ist die Stärke und das Herkommen; aber obgleich sie sich an das Hergebrachte halten, handeln sie doch überall in eigenem, nicht in gesellschaftlichem Interesse. Deswegen leben alle turkmenischen Stämme in Feindschaft miteinander, ja oft herrscht nicht einmal zwischen den Zweigen der einzelnen Stämme gutes Einvernehmen. Das Herkommen („Adat") selbst hat übrigens nur die Gesetze für die Beziehungen der Eltern zu den Kindern festgestellt, und ebenso noch für solche Fälle, wo das persönliche oder Familieninteresse mit ins Spiel kommt, wie Hochzeiten, Begräbnisse, verschiedene Festlichkeiten, die Raubzüge, Verteilung der Beute ꝛc.; auf das gemeine Wohl aber ist keinerlei Rücksicht genommen, mit Ausnahme einiger Feststellungen, die Ausbesserung der Kanäle und die Benützung des Wassers betreffend. Und auch letztere beschränken sich nur darauf, daß diejenigen, welche Arbeiter zur Reinigung der schon bestehenden Kanäle ausschicken, auch auf die Benutzung des Wassers die gleichen Ansprüche haben wie die übrigen. Diese Zustände haben ihren Grund in der halb nomadisierenden Lebensweise dieses Volkes und dem weiten, unermeßlichen Raum der Steppen, welche es möglich machen, einen Platz zu verlassen und weiter zu ziehen, sobald die Bevölkerung sich zu sehr vermehrt oder in irgend einer Weise beengt fühlt. Denn absolut frei und unabhängig will der Turkmene sein, und setzt um diesen Preis alles aufs Spiel, wie dies auch ein turkmenisches Sprichwort besagt: „Der Turkmene braucht weder den Schatten der Bäume noch den Schutz der Obrigkeit." Wie dem aber auch sein möge, das Zusammenleben in großen Gesellschaften hat sie doch gezwungen, die gemeinschaftlichen Interessen wenigstens einigermaßen zu beobachten, wenn auch nur in betreff der Benutzung des Wassers und der bewässerten Ländereien. Zu diesem Behufe wählen sie aus ihrer Mitte die „Aksakale" und „Chane", welche bei den chiwinischen und an der persischen Grenze wohnenden Turkmenen „Kiatchuda" genannt werden; jedoch haben diese Chane in Wirklichkeit keinerlei Gewalt. Sie können niemand zwingen, irgend eine durch die Notwendigkeit hervorgerufene Verordnung zu befolgen oder sich einer gesellschaftlichen Abmachung unterzuordnen. Einige derselben genießen wohl bedeutenden Einfluß, so daß es ihnen manchmal gelingt, irgend ein Unternehmen ins Werk zu setzen; aber Einfluß ist nicht Machtbefugnis, und selbst der einflußreichste Mensch kann einen andern, selbst den Niedrigsten, nicht zwingen, das zu thun, was er ihm befiehlt. Bei den Tekinzen ist die Verwaltung Sache der Volksversammlung, der ein Ausschuß unter dem Präsidium des Chans vorsteht. Auch der Chan und die Aeltesten werden von der Volksversammlung gewählt, beziehen einen in Wasser, Geld und Land bestehenden Gehalt und gelten für „Diener des Volks".

Die Turkmenen sind alle Sunniten, aber „Mulla" („Mollah") sind sehr wenige unter ihnen, überhaupt genießen die Geistlichen keine besondere Achtung; ist aber der Mulla ein kluger Mann und versteht er zu reden, so gewinnt er manchmal Einfluß und bekommt den Titel „Ischan", d. h. ein von Gott erwählter und bei Gott beliebter Mann, dem alles gelingt. Aber auch sein Einfluß erstreckt sich nicht auf alles, und es erfordert viel Takt von seiner Seite, zu wissen, wo er seinen Einfluß gebrauchen darf und wo nicht. Bei ihren Raubzügen sammeln sich die Turkmenen um einen oder zwei Führer, die „Serdare", welche durch ihre Erfahrung und Kenntnis der Wege bekannt sind. Gewöhnlich machen diese Serdare bekannt, daß sie einen Raubzug zu unternehmen gedenken, und laden diejenigen, welche dazu Lust haben, ein, sich mit ihnen zu verbinden. Es geschieht aber auch, daß die von Arbeit freien Menschen sich zu einem Raubzug entschließen und einen angesehenen Serdar zum Anführer wählen. Diesem gehorchen sie während des ganzen Raubzugs und lassen ihm einen besonderen Teil von der Beute zukommen. Mit Beendigung des Zugs aber hört alle Bedeutung der Serdare auf, wenn sie nicht etwa zur Zahl der erwähnten Chane oder Aeltesten gehören. Auf diese Weise erinnern die Turkmenen, welche keine erblichen Chane noch abgesonderte Stände haben, an jene Naturvölker, bei welchen die gesellschaftlichen Einrichtungen und Ordnungen der kultivierteren Völker noch nicht Eingang gefunden haben. Aber die Notwendigkeit zwingt sie allmählich, diese Lebensweise aufzugeben; sie haben schon ein festes Familienleben, und in den Dörfern, in welchen Acker- und Gartenbau getrieben wird, finden sich schon Wohnsitze aus Lehm mit Grundbesitz. Auch zeigen sich schon einige Anfänge von Obrigkeit in den Aksakalen, Chanen und Kiatchuden, obgleich sie bis jetzt wenig Gewalt haben; aber es ist kein Zweifel, daß ihre Macht wachsen wird, da die Regierungen von Persien, Chiwa, Bochara und Afghanistan, welche mit den Turkmenen Beziehungen angeknüpft, sie gezwungen haben, Vertrauensmänner und Repräsentanten zu wählen, die nach und nach einige Macht gewannen und dieselbe ihren Söhnen überlieferten, so daß schon eine Art erblicher Chane existiert.

Als ein Uebergangsvolk kann man die Kasaken, d. h. Freibeuter ansehen, welche meist, wenngleich unrichtig, Kirgisen genannt werden. Letzteren Namen erhielten sie von den Russen, nachdem diese das echte Kirgisenvolk gesehen; sie selbst haben sich aber nie anders als Kasaken genannt, welcher Name identisch ist mit dem aus dem Tatarischen stammenden der Kosaken, womit wir eine bekannte Kriegerkaste in Rußland bezeichnen. Die Kasaken (Kaizaken, Chazaken) sind der ausgedehnteste aller Türkenstämme, haben aber in ihrer äußeren Erscheinung sehr viele mongolische Züge. Durch ihre Sprache jedoch reihen sie sich den Turkvölkern an. Sie ähneln den Oezbegen in den turkestanischen Chanaten und sprechen auch deren Sprache, nämlich ein den altaischen Sprachen, speziell dem teleutischen Dialekte, sehr nahe stehendes türkisches Idiom. Sie sind sehr weiß und unter Mittelgröße, nach Sonville jedoch groß, gut gewachsen, mit eleganten, wohlproportionierten Formen. Nach anderen Schilderungen ist ihr Gesicht unangenehm; die Augen stehen tief und sind lang geschlitzt, ihre Jochbeine sind dick und breit, der Gesichtswinkel ist ganz europäisch. Die Frauen sind hübscher und zarter. Die aus der Kreuzung mit Kalmüken hervorgegangenen Mischlinge hingegen, denen man sehr häufig begegnet, sind sehr häßlich. Die Kazaken lassen, wie alle Moslemin, den Bart wachsen und schneiden sich den Schnurrbart über der Lippe, um ihn beim Trinken nicht zu benetzen; ihr Bart ist aber spärlich, am stärksten noch am Kinn, und wird im Alter immer geringer. Sie erreichen im allgemeinen ein hohes Alter; Haar und Bart bleichen kaum; Augenentzündungen sind selten; auch herrschen weder Fieber noch Dysenterien bei diesen Bewohnern der Steppe, deren Klima durchaus gesund ist. Sie sind jetzt ebenfalls größtenteils Rußland unterworfen und

teilen sich in drei Horden: die große Horde (Ulu Dschus) im Süden des Balchasch bis zum Issikul; die mittlere (Orta Dschus) zwischen dem Balchasch und der sibirischen Stadt Omsk, und die kleine Horde (Kütschük Dschus) im westlichen Teile der Steppe zahlreich bis um Taschkend und zum Tschui. Man kann also sagen, daß die ausgedehnte Länderstrecke, welche von den Mündungen

Kasakenfrau mit Tochter.

der Wolga und des Uralstromes im Westen sich gegen Osten bis in die Dsungarei hinein erstreckt, im Norden von Sibirien, im Süden von Turkestan begrenzt, den Kasaken gehört. Sie wird allezeit eine Region nomadischer Völker bleiben und ist recht eigentlich für Wanderhirten geschaffen. Ackerbau könnte auch unter sehr günstigen Verhältnissen immer nur in beschränktem Umfange betrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Bestellung der Felder lohnen würde, aber ein seßhaftes Leben ist dem Kasaken von Grund

der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seiner Neigung zusagt. Nur in der Steppe, über die er in leichten „Tarantassen" (Steppenfuhrwerken) mit Windsbrauteile dahinjagt, ist ihm wohl, und während einiger Monate auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Herden üppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen, dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Herden sind in unabläßiger Bewegung. In ihren Sitten, Gebräuchen und Kulturzustand herrscht kein Unterschied zwischen den Kasaken und den schon beschriebenen Kirgisen, weshalb wir bei diesem Volke nicht länger verweilen wollen. Nur die auffallende Tracht der Frauen veranschaulichen wir in einem Holzschnitt.

Alle Beobachter stimmen in der Behauptung überein, daß die Kasaken keinen Tanz haben; dagegen besitzen sie zahlreiche Lieder, die allerdings außerordentlich eintönig, melancholisch und leise, eine getreue Kopie der monotonen Steppe sind. Bei lustigen Freudenfesten passen zu dem lauten Jubel die melancholischen Weisen nicht recht, trotzdem es ihnen nicht an Wohlklang fehlt. Die Stimme der Frauen ist meist ein Konteralt von metallischem Klange, sehr wohltönend und angenehm. Der Sänger pflegt sein Lied auf einer Art dreisaitiger Guitarre zu begleiten. Die Lieder sind, was den Text anbelangt, stets Improvisationen des Vortragenden zu bestimmten Melodien. An den speziell lyrischen Vorträgen ist dasjenige das Eigentümlichste, was wir Melodie nennen, die jedoch an den Gesängen der Steppenvirtuosen kaum wahrgenommen werden kann, da fast jede Modulation im Steigen und Fallen der Stimme abgeht und man nur einen einzigen tremulierenden Ton unterscheidet, der mehr dem Winseln und Wimmern eines Klagenden, als dem eines Singenden gleicht und vom leisen Piano bis zum Fortissimo anschwillt, dann allmählich wieder auf Andante zurückgeht, bis derselbe zuletzt mit einem „u-it" abbricht und plötzlich wie die Stimme eines Ertrinkenden erlischt. Der ganze Vortrag ist weit eher der des äußersten Schmerzes als der des Vergnügens, und wüßte man nicht, daß der Sänger dennoch die höchste Lust empfände, so würde man bei der Angst, die sich in seinen Gesichtszügen ausprägt, nur das aufrichtigste Bedauern und Mitleid mitfühlen können. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß sich in diesen Produktionen die ganze Gemütswelt des phlegmatischen und düsteren Träumers widerspiegelt.

„Wie der Schatten geräuschlos auf den Wellen schwebt,
Lautlos wie Mondlicht auf den Fluten schaukelt,
Schleicht Suleika auf den Flügeln der Sehnsucht
Zum bange harrenden Muhammed
Durch die Stille der Nacht."

In solchen Weisen und Serenaden seufzt der Minneheld dem Ohre seiner Angebeteten sein Liebessehnen vor. Es sind die in musikalischen Formen gebrachten Bitten und Anträge an das Herz der Holden, das er erstürmen möchte, und mit deren Zauberformel er in der Regel auch seine Beschwörungsstürme gegen den Widerstand der lauschenden Schönen nicht oft und nicht allzulange, gewiß aber nicht ohne gänzlichen Erfolg zu wiederholen braucht.

Nebst den hier aufgezählten Stämmen umfaßt die Sippe der Turkvölker noch mehrere andere von geringerer Bedeutung und auch solche, welche ihre Sitze bis in das östliche Europa erstrecken. Zu diesen kleineren Turkvölkern gehören die sibirischen Tataren, welche vor alten Zeiten in die ursprünglich von Samojeden und Finnen besetzten Gegenden einwanderten und sich mit den genannten Völkern in mannigfacher Weise vermischten. Man kann unter diesen Tataren, die teils nomadisieren, teils ansässig sind, drei Gruppen unterscheiden:

die Tataren von Tobolsk und Tomsk (etwa 40 000 Köpfe), die Tataren von Jenisseisk (22 000 Köpfe) und die weißen Kalmüken oder Teleuten des Gouvernements Tomsk (4000 Köpfe), welche ursprünglich Kalmüken waren, aber gegenwärtig ganz türkisiert worden sind. Unter dem Ausdrucke Barabinzen begreift man jene Stämme, welche die Steppe Baraba zwischen dem Irtysch und dem Ob bewohnen. Fernab, an den nördlichen und nordöstlichen Abhängen des Kaukasus hausen gleichfalls türkische Stämme, so die Karatschai die Kumüken und die Bakianischen Türken, letztere südöstlich vom Berge Elburs. Auf europäischem Boden finden wir die Nogaier, welche etwa 50 000 Köpfe stark seit den Zeiten Peters d. Gr. zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere am Kuban, an der Kuma und an der Wolga, sowie in der Krim wohnen, viele Ueberreste der jetzt untergegangenen Chazaren, Petschenegen und Kumanen enthalten, auch stark mit Mongolen gemischt sind; ferner die Kasanschen Tataren, der Ueberrest des mächtigen Tatarenreiches Kyptschak an der Wolga; sie leben in einer Anzahl von einer Million in den russischen Gouvernements Kasan, Orenburg, Samara, Stawropol und den umliegenden Gegenden. Endlich die Osmanli, die herrschende Rasse in der europäischen Türkei, welche jedoch auch teilweise in Kleinasien und Nordafrika sich verbreitet hat.

Türkische Polizeisoldaten.

Unter allen Turkvölkern sind die Osmanli oder Osmanen zweifellos die in der Gesittung am höchsten gestiegenen, nicht jedoch aus eigener Kraft, sondern lediglich dank dem unwiderstehlichen Einflusse, welchen die mehrhundertjährigen nahen Berührungen mit den Europäern üben mußten. Und trotzdem ist bei Lichte besehen die Kultur der Osmanen noch niedrig genug. In Europa freilich ist der moderne Türke, wie wir den Osmanen gerne ausschließlich benennen, ein Wesen, welches kaum mehr in den Rahmen unserer „Naturgeschichte des Menschen" paßt; in seinem asiatischen Stammlande Anatolien lernen wir ihn aber in seinen allgemeinen Charakterzügen noch ziemlich unverfälscht kennen. Dort ist der Osmane Hirt, Landbebauer und Soldat, die Industrie ruht meist in den Händen der Europäer. Der Osmane schafft nicht, er zerstört vielmehr, und zwar aus Unterhaltung, bloß nur um zu zerstören, und dieser Trieb liegt im Blute des Türken, der nebenbei ebenso unwissend als abergläubisch und mitunter fanatisch ist. Zwar erscheint der benachbarte Perser religiös fanatischer als jener, doch passen Spitz-

Gepanzerter irregulärer Soldat aus Klein-Asien.

findigkeiten in Gewissensfragen trefflich zu dem religiösen Charakter der Osmanen, dem überdies der Glanz, die Macht des Staates als eng mit der Religion verknüpft erscheint. Denn mit dem Islam beginnt und aus demselben entsteht die Geschichte des Osmanentums und die Größe desselben. Der Ruhm des Islam ist der Ruhm des Osmanen. Der Türke ist wortkarg, seine Rede ist gewichtig; er erachtet Dankbarkeit für eine heilige Pflicht, ist aber von Natur aus faul und kennt den Wert der Zeit und Arbeit platterdings nicht. Wegen Bagatellen unternimmt er Fußreisen von Hunderten von Kilometern oder er bepackt sein Saumtier mit den wertlosesten Gegenständen und marschiert zu Fuß daneben her. Sagt man ihm, daß seine Mühen mehr wert seien als der Kram, mit dem er sich beladet, so begreift er diese Rede nicht. „Ich besitze Geräte, ich nehme sie mit; der Platz fehlt auf dem Pferde; ich gehe zu Fuß“: weiter sieht er nicht. Und nicht bloß der Saumtiertreiber oder der verachtete „Hamal“ (Lastträger) urteilt so; die Würdenträger des Staates, die Pascha, denken desgleichen und die Staatsgeschäfte werden durch Erwägungen derselben Art geleitet. Der Osmane ist für uns einfach unergründlich; am ehesten erklären wir ihn durch seine angeborne Faulheit. Ihr entstammt seine langsame Sprache, sein schleppender Gang, seine gleichgültige und würdevolle Miene, ja sogar das Prinzip seiner Höflichkeit, welches darin gipfelt, dem nächsten jegliche Beschwerde zu ersparen. Der Gedanke, zweierlei zu gleicher Zeit zu verrichten, ist ihm unfaßbar und sein apathisches Naturell gelangt in den geringsten Details des Lebens zum Ausdrucke. Am auffallendsten ist die achtungswerte, pflichtgetreue und oft grübelnd besorgt aussehende Miene der älteren Männer und dagegen die unangenehm wirkende Frechheit und faule Schlenderei der Knaben und halb erwachsenen jungen Menschen. In Smyrna ziehen sie mitunter in langen Reihen, Arm in Arm, widrig singend und schreiend dahin, achtlos und ungestraft alle Welt anstoßend. „In gesucht geputztem Anzuge stolzierend“ — erzählt Prof. Sepp — „ihre apfelgrünen, gelben oder roten Kaftane waren meist neu und schön, mit Schachbrett- und Diamantmustern — sahen sie, da kein Feiertag war, nicht sehr nach Arbeiten aus. Besondere Gecken unter ihnen hatten eine solche Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet, daß es ihnen kein junges Mädchen darin hätte voraus thun können. Sie trugen Sträuße und Bänder an der Brust und Ringe in den Ohren. Der faule Abdallah, der also typisch ist. Diese Thatsache des arbeitenden Alters und der faulenzenden Jugend hat wohl ihren Grund in der übergroßen Zärtlichkeit und Schonung der Eltern gegen ihre Kinder. Ebenso wie Kranke und Verrückte ist die Jugend bei den Türken heilig. Leider eben zu lange. Die älteren Türken, da sie die gleiche Toleranz für ihre Sprößlinge von anderen verlangen, rühren dieselben niemals an.“ (Beil. zur Allg. Zeit. vom 1. Januar 1877.) Der Ausdruck der jungen Türkenknaben atmet dabei durchaus Intelligenz. Der osmanische Knabe ist wirklich ein kütschük adam d. h. ein kleiner Mann, frühreif und eher bösartig als schelmisch. Bei den Erwachsenen staunt man über die Gleichförmigkeit der Gesichtszüge oder besser: die Abwesenheit jeglicher persönlichen Charakterzüge; es giebt nur einen Typus; er heiße Achmed oder Selim, so ist doch nichts als der Name verändert. Fast scheint es, als ob diese Menschen einem andern Entwickelungsgesetze unterworfen wären, welches die jugendlichen Keime mit zunehmendem Alter erstickt, vertiert. Der Osmanli des Innern hat etwas vom wilden Tiere, dessen Instinkte er in verschiedenem Maße teilt. Kein Wunder, daß alle Last des Lebens, auch die mühevollste Feldarbeit, den Schultern der Weiber aufgebürdet wird. Diese sind nicht bloß im Harem eingesperrt und verschleiert, sondern auch unerwähnbar, denn von den Frauen spricht man überhaupt nicht, worin vielleicht ebensoviel Heilighaltung wie Verachtung liegt. Eine schwarze Roßhaarmaske und der landesübliche blauweiß karierte Mantel entziehen sie den Blicken der Neugier vollständig. Der Reisende Auguste Choisi sah eines Tages einen Osmanen, dessen Weib mit ihrem Säuglinge und einer Menge von Geschirren schwer bepackt neben ihrem auf einem Esel reitenden Gemahle einherging, und machte dem Manne Vorwürfe über sein inhumanes Betragen. Der Moslim begriff anfangs unseren Franzosen gar nicht, endlich aber sagte er mit der größten Seelenruhe: „Dies ist nur um den Esel nicht zu überladen.“ Dieses einzige Wort erschöpft die Geschichte des türkischen Weibes. Ein abgetragener und schmutziger schwarzer Rock macht oft die einzige Bekleidung der Weiber aus den ärmeren Volksklassen aus; dazu ein Schleier aus grobem, weichem Waschstoff, mehr gelb als weiß, oft nur mit lässiger Sorglosigkeit gehalten, so daß die abgehärmten Gesichter, in welchen mitunter ein paar schöne, dunkle Augen funkeln, daraus hervorsehen. Es sind dies Weiber von Soldaten oder von den kolossalen Hamal, die durch die Straßen schreiten. Der Hamal ist in groben, oft auch langhaarigen Kamelhaarstoff gekleidet, der in seiner gelbbraunen Farbe merkwürdig zu

den gebräunten Waden und dem herkulischen Nacken stimmt. So sieht das knappe Kleid fast aus wie eine natürliche Behaarung und der ganze Mensch wie eine neue Art Lasttier. Und in der That ist er nichts anderes. Er trägt einen Sattel, ein auf gebogenen Holzleisten ruhendes Polster, um den Nacken gegen harte, scharfkantige Gegenstände zu schützen, und seine physische Kraft ist ungeheuer. Leibliche Bedürfnisse hat er, wie der Osmane überhaupt, wenige: eine Zwiebel, eine Pasteke, ein wenig Reis genügen ihm. Der Türke zieht seinen „Kef", seine Ruhe der Aussicht auf Spoliation vor und giebt lieber ein „Backschisch", ein Geschenk, denn bei ihnen ist alles und jeder käuflich. Die Wohnungen verfügen nur selten über ein Gärtchen, denn die Zerstreuungen der Gärtnerei erfordern mehr Anstrengung, als die faule Rasse aufzuwenden geneigt ist. Man baut genau, was man zum Leben braucht; tritt eine Mißernte ein, so sterben die Leute Hungers. Was ihre sonstigen Eigenschaften betrifft, so sind es harmlose freundliche Menschen. Im übrigen sind die Osmanen große Kinder, welche von Herzen lachen über eine Kleinigkeit, über ein Wort einer fremden Sprache, ja, den Reisenden wegen fehlerhafter Aussprache ihres eigenen Idioms schamlos ins Gesicht lachen; zugleich aber legen diese Wilden eine außerordentliche Empfindsamkeit an den Tag. Die Idee einer Konversation ist dem Osmanen durchaus fremd. Nicht daß es ihm an Feinheit fehle; er besitzt deren so viel und vielleicht mehr als der Europäer, seine Sprichwörter bekunden einen außerordentlich gesunden Sinn; aber was ihm komplett mangelt, das ist der Geist. Neben seiner Empfindsamkeit zeichnet ihn jedoch ein merkwürdiger Gleichheitssinn aus; zwischen Pascha und Keradschi besteht in der That kein Unterschied der Bildung, noch des Wissens. Alle Welt kennt den Koran und die Schrift, aber auch nichts als die Schrift und den Koran. Deshalb sieht man auch oft einen Menschen aus der niedrigsten Stellung zu den höchsten Würden sich emporschwingen; nichts wird dabei geändert als das Kleid. Der Türke kennt daher auch kein Respektsgefühl und empfindet dieses nur vor physischer Kraft. Wenn er dem Franken solches bezeugt, so geschieht dies nicht wegen seiner geistigen Ueberlegenheit, sondern bloß wegen der materiellen Machtmittel, worüber die Franken verfügen. Aus dem nämlichen Grunde spielt die Karbatsche eine so große Rolle im Reiche des Sultans; die Polizei wird mit Hieben gehandhabt; überall die Karbatsche, dies das Korrektiv des Gleichheitssinnes in der Türkei. Die türkische Regierungsweise läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: absolute Erlaubnis für jedermann, alles zu thun bis zu jenem Momente des Mißbrauches, welchem die Karbatsche Halt gebietet. Nirgends giebt es mehr Freiheit als unter den absolutistischen Regierungen des Orients, aber Achtung auf den Mißbrauch und die Karbatsche.

Der Osmane giebt seinem Schmerz öffentlich keinen Ausdruck. Der Glaube an das Geschick „Kismet" und der Fatalismus machen ihn denselben übrigens gelassen tragen. „Es stand geschrieben," ist die allgemeine Panacee für Seelenschmerzen, die Gewißheit baldigen Wiederfindens der Balsam auf die Wunden der Trennung. Die Bestattung der Toten ist bei groß und klein, bei reich und arm wenig umständlich. Sobald der Tod eintritt, wird die Leiche gewaschen; nachdem hierauf die Ohren, der Mund, die Nasenlöcher mit Baumwolle verstopft worden sind, wird der Tote, in Linnen gehüllt, in einen offenen Sarg gelegt, ein Shawl dient diesem als Deckel. Ohne weiteren Aufenthalt und nach kurzen Gebeten, die jeder Moslim sprechen kann, wird er zum Bestattungsort getragen. In den Städten übernehmen die ersten besten Vorübergehenden abwechselnd die Stelle der Träger. Das Gesicht gegen Osten gewendet, wird er sodann ohne andere Zeremonie beerdigt. Von dem Trauerpomp, mit welchem die christliche Kirche die Phantasie der Hinterbliebenen umdüstert, weiß der Muselman nichts. Der Friedhof, den er mit Blumen bepflanzt, ist ihm ein Erholungsort, keine Stätte des Schreckens, der Furcht.

Der Türke besitzt Feinheit nach seiner Art, eine eigentümliche und oft sehr ausgezeichnete Delikatesse; er ist offenherzig, loyal, religiös, gastfrei, sogar außerordentlich mild, wenn er nicht gerade Köpfe abschneidet. Alles bei ihm geschieht aber rand- und ruckweise; er hat Anfälle von Heiterkeit, Wildheit oder Arbeitsamkeit; dies sind aber vorübergehende Krisen: der Grund seines Charakters ist gleichförmig, bewegungslos, düster. Eine genauere Prüfung des osmanischen Charakters zeigt, daß sogar dessen Lichtseiten eigentlich auf Fehlern beruhen; so z. B. seine Großmut auf Unvorsichtigkeit; auch muß man zugeben, daß seine Ergebenheit stark übertrieben wird, da man ihm meist seine Großmut mit bewaffneter Hand abnötigt. Der Fremde, welcher, vom „Zaptié" (Polizeisoldaten) begleitet, in die Hütte des Osmanen tritt, hält nur zu leicht den freundlichen Empfang für Gefühlsausfluß, während dieser nur gute Miene zum bösen Spiele macht. Der Türke ist wohl gutmütig und macht leicht fromme Stiftungen; er stiftet aber nur und erhält nicht. Zu

seinem Seelenheile und zum Besten der Pilger legt er z. B. eine Straße an, aber es fällt ihm nicht und auch sonst niemand ein, sie weiter zu erhalten, und wenn nach einiger Zeit die Pilger wieder im Kote der zu Grunde gegangenen Chaussee patschen müssen, so werden sie doch ein Gebet für die Ruhe des großmütigen Straßenbauers sprechen. Der Türke erhält aber nichts, weder eine Straße, noch eine Moschee, noch sein Haus, noch seine Kleider, nichts mit einem Worte. Er ist ein durchaus indifferentes Wesen, das von einem Tage zum anderen in völliger Sorglosigkeit vegetiert, sich durch seine Nachlässigkeit alle erdenklichen Uebel zuzieht und dann beim Einbruche des selbstverschuldeten Unglücks ausruft: „Gott hat es gewollt, so stand es geschrieben!" Diese merkwürdige Natur des Orientalen ist indes reich an Kontrasten; trotz seiner Apathie reagiert sie aufs heftigste gegen Beschwerden und Schmerz. Aber auch diese Energie ist durchaus passiv und vereint sich ganz gut mit seiner sonstigen Apathie. Der Türke ist stark im Dulden, jede Kraft zur Initiative geht ihm aber ab. Ueberlegen ist er uns darin, daß er weniger unersättlich und offener ist; auch übersteigt sein Mitgefühl für den Reisenden alle unsere Begriffe von Barmherzigkeit; die Idee der Wohlthätigkeit ist ihm sozusagen angeboren. Alle Eigenschaften aber, welche den Osmanen auszeichnen, schwinden, gleichwie seine Individualität, bei der Berührung mit der Kultur des Westens; mit seinen Vorurteilen legt er auch unabänderlich seine Prinzipien ab. In den Gegenden, wo er dem Einflusse der Europäer ausgesetzt ist, muß man nicht mehr die Menschen, bloß noch die Ruinen studieren. Der Osmane wandert nicht aus; seine Rasse erlischt aber in ihrem eigenen Stammlande, gleichwie jene geolischen Spezies vergangener Zeiten, nachdem die ihnen zugemessene Frist ihrer Existenzberechtigung abgelaufen war. Die Thatsache steht fest und springt in die Augen jedes Beobachters: der osmanische Stamm verschwindet geräuschlos von der Erde.

Die Völker des Kaukasus.

Die Völker des Kaukasus erfordern ein Studium für sich. Der Europäer ist gewohnt, alles, was Kaukasier heißt, sich als ein schönes, ritterliches Volk vorzustellen, dessen Männer von glühendem Haß gegen die russischen Eindringlinge erfüllt, sich nur mit Widerstreben hätten unter das Joch beugen lassen, während die Frauen, Ideale an Schönheit, sich nur, um der verhaßten Fremdherrschaft zu entgehen, in die Hareme der Türken schleppen ließen. Es ist gewiß undankbar, eine so poetische Anschauung zu zerstören, allein man muß, wenn man der Wahrheit treu sein will, gestehen, daß dieses Ideal nie existiert hat und noch weniger jetzt besteht. Ebenso verdient der vielgebrauchte Ausdruck „kaukasische Rasse" eine nähere Beleuchtung. Wenn wir mit diesem Ausdrucke überhaupt nur das Ideal menschlicher Schönheit unseren Begriffen gemäß bezeichnen wollen, so bleibt es wahr, daß dieses Ideal speziell in der Uferregion des Südostwinkels des Schwarzen Meeres wohnt. Wenn wir aber von Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Variationen jener Völker den Ausdruck unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die kolchischen Völker ansieht, von vornherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, blauäugig, hochstirnig, der andere tief schwarzhaarig und schwarzäugig, dabei aber schön weißhäutig und

nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn. Die Ostküste des Schwarzen Meeres war stets der Schauplatz bösartiger Invasionen oder sie wurde doch in den Zeiten der Ruhe von fremden Völkern eifrig besucht. Noch in jüngster Zeit, als das abchasische Tiefland nicht so innig mit Rußland vereinigt war, wie es jetzt der Fall ist, kam es vor, daß aus der Türkei flüchtig gewordene Araber, ja sogar Neger, die dort entsprungen waren, sich hier niederließen und mit den Weibern Abchasiens und Samursakans die schönsten Mulatten zu Nachkommen hatten. Wenn man aber bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind und wie sehr sie die Schicksale der Stammsassen dort beeinflußten, so giebt man die Idee einer ursprünglichen, sich typisch erhaltenden Rasse auf. Man darf dagegen mit vollem Rechte behaupten, daß gerade jene Verhältnisse es waren, welche mit der steten Bluterneuerung die körperliche Schönheit als eine Folge unendlicher Kreuzung erzielten. Da, wo — wie z. B. in Oesterreich — das bunteste Gemisch verschiedener Völkerschaften lebt, giebt es die schönsten Menschen. Die Nachkommen von Mongolen und Russen an der sibirischen Grenze waren stets schöner als die reinblütigen Kinder beider Rassen.

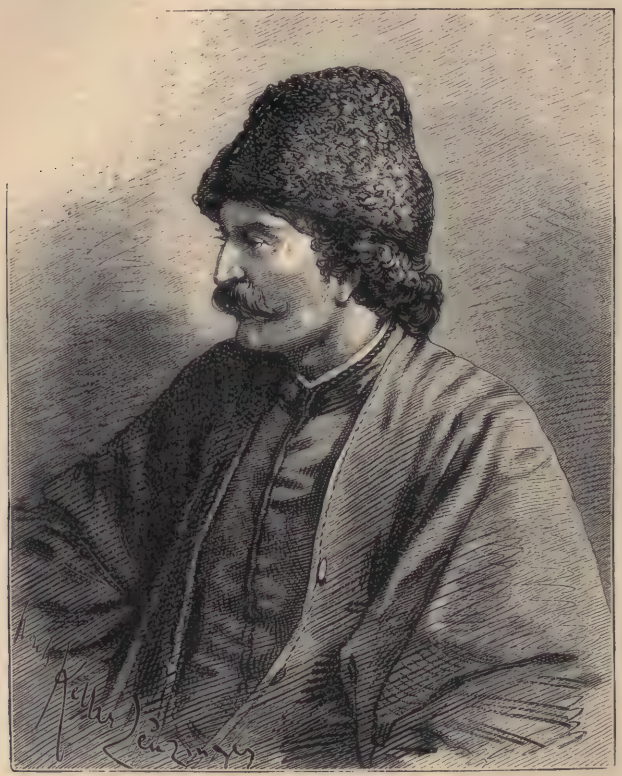
Wie man sieht, ist es demnach völlig falsch, Tscherkessen, Cirkassier, Georgier, Kaukasier und ähnliches in einen Topf zu werfen; einige dieser Begriffe existieren in Wirklichkeit überhaupt nicht, und wenn man von den anderen in Europa etwas gehört hat, so hat man meist etwas Falsches gehört. Sodann zerfallen im Kaukasus die Bewohner der Ebene mindestens in vier völlig voneinander zu scheidende Gruppen, und die Zahl der verschiedenen Stämme der Bergbewohner ist Legion. Eine ethnographische Beschreibung des Kaukasus hat sich also auf eine Schilderung der einzelnen Typen zu beschränken, denn einen gemeinsamen Charakter giebt es nicht. Diejenige Einteilung, welche auf der natürlichsten Grundlage ruht, ist die Scheidung der Kaukasier in Bergvölker und Völker der Ebene; als drittes Element treten die Eroberer des Landes, die Russen, mit den durch sie herbeigezogenen Kolonisten und den Fremden hinzu. Friedrich Müller, der sich lediglich von dem Gesichtspunkte der ethnischen Zusammengehörigkeit leiten läßt, teilt den kaukasischen Stamm in eine nördliche und eine südliche Abteilung, scheidet aber daraus mehrere Völker, wie die Tataren und Osseten, aus, weil sie ethnologisch Glieder anderer Völkersippen sind, während wir sie auf ihrem heimatlichen Boden betrachten wollen. Müller umfaßt demnach unter dem Namen Kaukasier jene Völker, welche südlich vom Kuban und Terek wohnen und in betreff ihrer physischen Komplexion sich von den im Norden wohnenden Stämmen scharf unterscheiden, sich dagegen an die südlich davon wohnenden Glieder der mittelländischen Rasse, namentlich die Armenier und Semiten, anschließen. Sprachlich jedoch hängen sie mit den letzteren nicht zusammen, sondern bilden einen eigenen Stamm. Es ist bis jetzt niemand gelungen, einen Zusammenhang dieser Völker weder mit den Indogermanen noch mit den Semiten wissenschaftlich nachzuweisen. Auch an eine Verbindung derselben mit irgend einem Volke der mongolischen Rasse kann, abgesehen von dem ganz verschiedenen körperlichen Typus, deswegen nicht gedacht werden, weil sowohl

das Bildungsprinzip der kaukasischen Idiome von jenem der ural-altaischen Sprachen — denn nur an diese könnte gedacht werden — gänzlich abweicht, als auch keine Wurzelverwandtschaft beider nachgewiesen werden kann. Friedrich Müller betrachtet diese Völker daher als den Ueberrest einer ehemals größeren Völkerfamilie, die durch das Andrängen semitischer, indogermanischer und ural-altaischer Stämme beeinträchtigt wurde und sich nur vermöge des gebirgigen Terrains, welches sie einnimmt, bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat. Die alte Vorstellung von der zahllosen Menge selbständiger kaukasischer Idiome beruht indes auf einem Irrtume; vielmehr ist nachgewiesen worden, daß die ausschließlich in den Kaukasusländern gesprochenen und mit keiner der bekannten Sprachfamilien zusammenhängenden Idiome eben nur in drei Hauptgruppen zerfallen, ihre Unterabteilungen aber mehr oder weniger untereinander verwandt sind. Man bezeichnet diese drei Gruppen als die kartwalische oder kartalinische, ostkaukasische und westkaukasische. Im nachfolgenden halten wir uns an die natürliche Einteilung in Völker der Ebene und in Bergstämme.

Unter den Bewohnern der Ebene sind, als das älteste Kulturelement im Kaukasuslande, zunächst zu nennen die Völker kartalinischen Stammes; man versteht hierunter eine Gruppe von Stämmen, Nachfolger der alten Iberer, welche eine gemeinsame, wenn auch dialektisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli, reden und im Mittelalter die eigentlichen Herren des Riongebiets und des oberen Kuragebiets bis etwa zum Einflusse des Alazan waren. Es fällt diese Gruppe zusammen mit der kartwalischen Sprachfamilie und mit der südlichen Abteilung der Kaukasier nach Friedrich Müller. Den Grundstock dieser Gruppe bilden die Grusier oder Grusiner, von den Russen Grusintzi, von den Europäern Georgier genannt. Sie selbst nennen sich Kartli, Karthuli, Karthwel und bewohnen das Gebiet östlich vom Suramgebirge, zwischen der Hauptkette und der Wasserscheide zum Arax bis zur Höhe von Zakataly. Ihr Ursitz war das Pambagebirge und die Alagöshöhen, von wo sie nach Norden und Westen auszogen.

Die Georgier haben dunkles Haar, schwarze, in die Breite gezogene Augen von mäßiger Größe, eine lange und spitze, bisweilen nach unten gebogene Nase, schlanken Wuchs, kleine Füße, ausgezeichnet schöne Hände. Sie sind voll Selbstgefühl, Ehr-, Ruhm- und Prunksucht, tapfer, gelehrig, gastfreundlich, mit guten Anlagen versehen, aber sehr unwissend und haben niedrige Sitten. Sie gehören im russischen Transkaukasien der orthodoxen morgenländischen Kirche an, während ihre auswärtigen und übrigen Stammesgenossen dem Islam anhängen. Die Männer kleiden sich in einen einfarbigen Oberrock („Kaba") ohne Kragen, aus Merino oder Seide, mit hängenden geschlitzten Aermeln; das wattierte Unterkleid („Archaluch"), aus Seide oder Baumwolle, reicht bis an das Knie; die weiten Beinkleider, oben aus Baumwolle, unten aus Seide, reichen zum Knie oder werden zum Knöchel zusammengezogen. Sie tragen geschnäbelte Pantoffeln, außer dem Hause ebensolche Schuhe. Den Kopf bedeckt eine hohe Pelz- oder mit Pelz verbrämte Tuchmütze („Kudi"). Ein etwas gekrümmter Degen hängt an einem Riemen von der Achsel herunter, und am Gürtel ein zweischneidiger Dolch mit einem Messer und einem Pfriem im Futterale, eine Pistole, Patrontasche und Pulverhorn; die Flinte in einem Futterale hängen sie über die Schulter. Die Frauen tragen gewöhnlich nur ein Archaluch, im Winter aber noch ein Oberkleid („Kathibi"), in der Taille zusammengebunden, rote Beinkleider und Pantoffeln; um den Kopf legen sie ein breites Band, dem ein Filzdeckel eingefügt wird; hinten hängt ein Schleier herab, und das Gesicht verhüllt ein großes weißes baumwollenes Tuch, das nur Nase und Augen freiläßt; die

Haare sind in kleine Zöpfe geflochten. Sie schminken sich weiß und mit Färberröte stark rot. Man unterscheidet fünf Stände: „Mthawar" oder „Thawad", der hohe Adel, früher Lehensleute des Königs; „Asnaur", der niedere Adel, Lehensleute der ersteren; Kaufleute und handeltreibende Handwerker, den vorigen gleichstehend; „Msachuri" oder Landbauer, ehemals dem Adel zum Reisigen- und Knappendienste verpflichtet, und „Glichi", die an die Scholle Gebundenen, welche die Feldarbeit verrichten. Die Georgier zeichnen sich in der Landwirtschaft, in der Kultur der Seidenraupe und hauptsächlich im Weinbau aus. Während ihre Nachbarn im Norden, die kaukasischen Gebirgsbewohner, Barbaren geblieben sind, gelangten die Georgier schon früh zu einiger Kultur. In neueren Zeiten haben



Georgier.

russische Sitten und Gewohnheiten großen Einfluß auf die höheren, die Städte bewohnenden Klassen ausgeübt, was sich auch im Bau der Häuser und in der Erziehung kundgiebt. Als sonderbare Sitten sind zu erwähnen, daß die Mädchen am Vorabende des St. Georgstages viel gesalzene Speise und Getränk zu sich nehmen, hoffend, daß sich ein Bräutigam zeigen und ihnen zu trinken geben werde. Bei Regenlosigkeit wird ein Dutzend Weiber an den Pflug gespannt, dann betet, schreit, lacht und weint man während des Ackerns, um so von Gott Regen zu erflehen. Bei Regenüberfluß hält man ein neugeborenes nacktes Kind in den Regen.

Nahe Verwandte der Georgier sind die Imeretier, Suanen oder Swaneten, Mingrelier, die Lasen und Adscharen. Die Imeretier, d. h. die Bewohner der Provinz Imerethi, gehören auch sprachlich zu den Georgiern, mit welchen sie sich auf etwa 700 000 Köpfe belaufen. Die Suanen

bewohnen die Landschaft Suanethi im Norden von Imerethi und Mingrelien und werden schon von Strabo als ein freies Volk beschrieben. Bei ihnen entscheidet die Landsgemeinde alles, auch Geringfügiges. Als der Reisende Gustav Radde in eine Kapelle aus dem 13. Jahrhundert Einlaß begehrte, mußte er sich dieser Entscheidung unterwerfen; diese Versammlung fand nicht eher statt, als bis ein auf dem Feld abwesender Hirt dazu eingetroffen war. Ein vollständig ausgebildetes System von Wergeldern beugt der Blutrache vor; jedes verlorene Glied hat seinen Wert, der in Kühen und Schafen festgesetzt ist. Eine Kuh ist gleich zehn Rubel oder vier Schafen; ein ausgeschlagenes Auge gilt zwölf Kühe, ein abgehauener Finger eine Kuh Wergeld. Gleich den Raufern der oberdeutschen Gebirge führen sie am Daumen den zackigen Schlagring, womit sie sich das Gesicht und die Nase zerschlagen. Obwohl nominell Unterthanen des russischen Kaisers, sind die Suanen doch das unbezähmbarste Bergvolk im ganzen Kaukasus, und, außer mit einer tüchtigen Eskorte von Kosaken, wagen es selbst mit den besten Empfehlungen an die dörflichen Gemeindeoberhäupter versehene Russen nicht leicht, den Distrikt zu bereisen mit seiner wilden Bevölkerung, deren Hauptcharakteristikum darin besteht, möglichst geringen Wert auf das Leben zu legen. Uebrigens verliert die Welt nicht viel an dem auf den Aussterbe-Etat gesetzten Stamme, der, wie es scheint, absolut unzivilisierbar ist. Die Mannheit in Gestalt brutaler Kraft und wilden Mutes bildet das Ideal der Suanen. Die Geburt einer Tochter gilt nicht allein als ein Unglück, sondern auch als eine Schande, deren sie sich sehr häufig durch Kindesmord zu entledigen suchen. Ein Gebrauch, der sich allerdings durch den Mangel an Weibern rächt; die Schönen der Provinz sind gesucht, wie es Frauen nirgends anderwärts sind. Daher kommt es denn auch, daß bei all den zahlreichen Fehden, die zwischen einzelnen Persönlichkeiten und ganzen Ortschaften herrschen, der Richter stets in erster Linie das berühmte: „Où est la femme!“ zu fragen hat. Ein Mann, der einen Korb bekommt, sucht einfach diesem Uebel abzuhelfen, indem er entweder seinen Nebenbuhler aus der Welt schafft oder droht, den Mann, welchen die Erwählte heiraten würde, ums Leben zu bringen; es ist dies beinahe ein nationales Gebot der Ehre. Weniger wild sind die Mingrelier, welche mit den Guriern die Landschaften Mingrelien, Odischi und Gurien am Schwarzen Meere, zwischen diesem und den Flüssen Rion und Ingur bewohnen. Nahe verwandt sind ihnen die Lasen oder türkischen Georgier im benachbarten Gürdschistan.

Die Lasen und Abscharen sind ein ritterliches Geschlecht, nicht bloß weil sie alle gut beritten und bewaffnet sind, nicht bloß weil sie gleich Raubrittern von ihren Bergspitzen herunterfahren und die Wege unsicher machen. Nein auch weil sie sich ritterlich halten und gebärden, meist edle Züge tragen, wie altadelige Franzosen oder Germanen, ein gegebenes Wort heilig halten, an einem Freunde unverbrüchlich festhalten. Für ihr Familienleben und die in klösterlicher Einsamkeit lebenden, aber nicht immer den Weg strenger Tugend wandelnden Frauen hegen und verlangen sie so hohe Achtung, daß sie jede Verletzung ihrer Hausehre mit Mord und Totschlag rächen. Sie sind Muhammedaner seit ein oder zwei Jahrhunderten, stammen aber von Gruziern und sprechen deren Sprache. Sie sind meist schön, sogar elegant, doch nicht groß oder überkräftig, im allgemeinen ein schöner, wohlgebauter, großer Menschenschlag mit langem lichten Haare und dem ganzen anmutigen Wesen des Bergbewohners, dabei freundlich, gesprächig, gesellig, obgleich roh in den

Formen, sorglos, jeder gesetzlichen Fessel entbehrend. Die Kleidung, ein den Terrainverhältnissen des Landes geschickt angepaßter Gebirgsanzug, ist höchst charakteristisch: oben weite, vom Knie bis zum Knöchel aber enganliegende Beinkleider, dazu eine lichte, phantastisch gestickte Jacke in der Regel von brauner Farbe und aus selbsterzeugtem, starkem, warmem Stoffe. Die Wäsche ist gleichfalls eigenes Fabrikat; jede Hütte hat zu diesem Zweck ihr kleines, mit Flachs bebautes Feld. Turbane sind in Georgien unbekannt: als Kopfbedeckung trägt man große Tuchhüte von demselben Stoff wie die Jacke. Um den Leib schmiegt sich, bei den Männern, ein lederner Gürtel, häufig in seltsamer Weise mit Messing oder Silber verziert, von dem eine kürbisförmige Pulverbüchse, dann ein kleines metallenes Fläschchen mit Oel für das Gewehrschloß, und ein angeblich zum Fesseln etwaiger Gefangener bestimmter Strick herabhängen. Im Gürtel selbst steckt unfehlbar ein doppelschneidiges Messer oder Dolch, sowie ein oder zwei silberbeschlagene Pistolen. Ueber die Schulter endlich hängt das lange einläufige Gewehr mit Flintenschloß; ohne diese Waffe verläßt der Lase niemals sein Haus und weiß davon allemal den trefflichsten Gebrauch zu machen, denn er ist ein gewandter Schütze und an Hasen, Wildgänsen und anderem Wild mangelt es in seinen Bergen nicht. Ebenfalls sehr malerisch und originell sind die lasischen Wohnungen. Dem Namen nach in Dörfer eingeteilt, in Wirklichkeit aber aus vereinzelten Häusern bestehend, sind die Wohnsitze bloß durch mehr oder minder große Flecken bebauten Landes, etliche Züge kristallhellen Wassers und eine Gruppe von Walnußbäumen gekennzeichnet, unter deren Schatten sich ein langes viereckiges Holzgebäude erstreckt, dessen äußeres Aussehen lebhaft an einen übergroßen Vogelbauer erinnert: dieser einfache Bau ohne Minaret ist die Moschee. Die Wohnhäuser sehen demselben ziemlich ähnlich, haben gleichfalls offene Galerien und überhängende Dächer — eine Bauart, die sich aus dem einzigen, jetzt in Verwendung kommenden Baumaterial, dem Holze, ergiebt, woraus alle Gebäude, von den Grundpfeilern bis zum höchsten First, aufgeführt werden. Die Lasen sind im allgemeinen dem Ackerbau nicht abgeneigt, eine besondere Geschicklichkeit entwickeln sie aber in gewissen Zweigen der Manufaktur. Gewehre, Pistolen, Säbel, Dolche, Stickerei- und Silberarbeiten — in allen diesen Artikeln behauptet Türkisch Georgien unbestritten den ersten Rang auf dem anatolischen Markte. Hingegen für Handel und Wandel besitzt der Lase wenig Anlage, nicht einmal zum Betrieb eines Ladens: die wenigen Kaufmannsladen in Gürdschistan — kaum 200 in allen Dörfern zusammen — werden ohne Ausnahme von Ausländern, meistens Armeniern, gehalten, die, von ein paar Monaten reichlichen Verdienstes angelockt, dann wieder von dannen ziehen. Ebensowenig verraten sie Vorliebe zum Hirtenleben; ihre übrigens zahlreichen Herden werden durchgehends von gemieteten Kurden geweidet. Liebhaber von Putz und schönen Kleidern, von Tanz und Gesang, von Zusammenkünften und Lustbarkeiten, ja selbst von Trunk und Spiel, kurz gesellig wie sie sind, legen die Lasen in religiöser Beziehung ziemlichen Indifferentismus an den Tag. Auch sind ihre wenigen Molla und Mufti, gleich den Kaufleuten, in der Regel Fremde von der Küste von Laristan oder aus der bigotten Umgegend von Trapezunt.

Alle die genannten Völker der Kartalinier bildeten im frühen Mittelalter ein mächtiges Reich, dessen König in Mtzchet bei Tiflis residierte; durch Erbteilung und unglückliche Kriege mit Persern und Türken geriet dasselbe so in Verfall, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts der letzte König von Grusien, Kachetien und Imeretien, aus dem uralten Geschlechte der Bagratiden, sich Rußland freiwillig unterwarf; die Herrscher von Mingrelien und Gurien wurden hierauf gleichfalls mediatisiert. Jetzt befinden sich diese Völker, etwa 900 000 an Zahl und mit Ausnahme der Lasen und Abscharen durchweg griechische Christen, unter russischem Zepter recht wohl und sehnen sich keineswegs nach ihrer früheren Selbständigkeit zurück, wo jeder türkische Sultan und jeder persische Schah sie nach Gutdünken mit Krieg überzog, ihre Dörfer verbrannte, ihre Männer zu Sklaven machte, und ihre Frauen in die Hareme schleppte. Ihr Charakter ist im allgemeinen mittelalterlich; der Adel war ritterlich, doch ungebildet und zum Schaffen unfähig; der gemeine Mann, welcher in harter

Hörigkeit lebte, faul und betrügerisch; jetzt fangen die Stände an, sich zu nivellieren, der Adel zu lernen, und das Volk, wenn auch mit Widerstreben, zu arbeiten. Eine ihrer hervorragenden Eigenschaften ist die Liebe zum Wein; da sie aber große Quantitäten vertragen können, so liegt darin kein zu schlimmer Tadel; auch gesungen wird viel, aber nicht gerade schön. Ihre Sprache klingt kräftig, wenn auch rauh, namentlich spielen die Laute tzch und schch eine große Rolle darin. Zur Schriftsprache ist allgemein der grusinische Dialekt erhoben. Die Tracht ist nach den einzelnen Stämmen ziemlich verschieden, jedoch tragen die Vornehmen, wenn sie nicht europäisches Kostüm anlegen, ziemlich allgemein jetzt die sogenannte tscherkessische Tracht.

Die zweite Hauptgruppe bilden die Völker türkisch-tatarischen Stammes. Sie wohnen nirgends so geschlossen zusammen wie die Kartalinier, sondern finden sich fast im ganzen Kaukasuslande zerstreut. Ihr Sammelname ist Tataren, jedoch bezeichnet der gemeine Russe, namentlich der Soldat, hiermit meist alles, was nicht christlich ist, und dadurch werden selbstverständlich die Unterschiede häufig unklar. Diejenigen Teile, welche ihnen ziemlich ausschließlich angehören, sind die Tiefländer der Kura und des Araxes, aber außerdem wohnen sie im östlichen Teil des Gouvernements Tiflis mit Grusiniern gemischt, und im Gouvernement Eriwan und im Karabagh (südlicher Teil des Gouvernements Jelissawetpol) zusammen mit Armeniern; ferner haben sie nomadisierende Stämme in den Steppen vom Kaspischen Meere bis Wladikawkas und zahlreiche Kolonien an der Ostküste des Daghestan; selbst in den Thälern am Elbrus wohnt ein Zweig von ihnen. Ihre Gesamtzahl, einschließlich der Nomaden, beträgt über 1 100 000. Ihre Sprache ist der türkischen sehr nahe verwandt, und gehört zum sogenannten osttürkischen Zweige; sie klingt bedeutend rauher als das elegante Osmanli und wird ziemlich im ganzen Kaukasus verstanden. Ihre Tracht ist, mit geringen Abweichungen, die persische; nur an der Grenze der Türkei geht das Volk meist türkisch gekleidet. Die niederen Klassen des Volkes besitzen meist die Vorzüge der türkischen Rasse: Ausdauer, Mäßigkeit und Zuverlässigkeit; bei den höheren Schichten mag jedoch die lange persische Herrschaft nicht gerade vorteilhaft gewirkt haben, immerhin ist in ihnen ein recht tüchtiges Element vorhanden.

Die Bewohner der Berge lassen sich der größeren Uebersichtlichkeit halber in drei Gruppen scheiden: die östliche oder lesghische, die zentrale und die westliche oder tscherkessische. Die östliche Gruppe der Bergvölker ist sowohl die zahlreichste als die interessanteste, denn hier wurde 1839 bis 1859 der erbitterte Religionskrieg gegen die Russen geführt und hier herrschte der bekannte Häuptling Schamyl zugleich als Priester, Held und Tyrann. Zwei Typen lassen sich hier leicht scheiden, die Tschetschenzen und die Daghestaner. Erstere bewohnen die Tschetschnia, den Abfall des Gebirges zum Terek und bis über diesen hinaus; sie zerfallen in eine große Anzahl von einzelnen Stämmen mit verschiedenen Sitten und Sprachen; eine Unterabteilung dieser Gruppe, welche die Kleine Tschetschnia zwischen Wladikawkas und dem Argun bewohnt, scheint von den übrigen ziemlich verschieden zu sein. Im allgemeinen

ist das Zeugnis, welches den Tschetschenzen erteilt wird, nicht das günstigste, sie gelten als diebisch, treulos und heimtückisch, und ihre Kriegführung gegen die Russen war hauptsächlich ein Buschkrieg aus dem Hinterhalte. Uebrigens umschließt kein gemeinsames Band die tschetschenzischen Völker, und wenn auch Schamyl einzelne ihrer Stämme mit Gewalt und blutiger Grausamkeit an seine Fahne gefesselt hielt, so standen andere zu den Russen oder verhielten sich wenigstens ruhig.

Tschetschenze.

Der Name Tschetschenzen ist diesem, in seiner Gesamtheit etwa 140 000 Köpfe zählenden Volke von den Russen beigelegt worden; bei den Georgiern heißen sie Kisten, Kistinen, bei den Lesghiern Mizdscheghen, und sie selbst nennen sich Nachtschuoi. Die Tschetschenzen im engeren Sinne wohnen ostwärts von den zu ihnen gehörigen Karabulaken bis zum Flusse Aksai. An den Ecken jeden Dorfes sind symmetrische Türme angebracht. Die Kistinen kleiden sich wie die übrigen Bergvölker des Kaukasus in die „Tscherkeßka", in Gamaschen und Sandalen, haben ihre Büchsen in Filzfutteralen, im scharf zugezogenen Gürtel mit großem „Kinshal" (Dolchmesser) die silberbeschlagene Pistole; „Schaschken" (Säbel) benutzen sie fast gar nicht; Pferde sind eine Seltenheit. Gang und alle Bewegungen der Kistinen sind sehr graziös, die Gesichtszüge anziehend; die rasierten Häupter, beschnittenen Kinnbärte erinnern schon an ihren Islam, wenngleich sie schlechte Muhammedaner sind, trotz aller Bemühungen der Schamylschen Müriden. Hier sind die Reste vormaligen Christentums sichtbar; doch vermengte dies alles sich mit Heidentum, Islam und bildete eine gewisse Mischreligion. Sie nennen die Christen Ungläubige, verehren aber den heiligen Georg; sie essen kein Schweinefleisch, haben mehrere Frauen, ehelichen die Witwen ihrer Brüder, führen aber niemals den muhammedanischen Namas aus, haben weder Moscheen noch Molla. In jedem Aule giebt es einen unter den besonders geachteten Einwohnern, der als Aeltester gilt; doch ist seine Gewalt nominell; in wichtigeren Streitfällen erwählen sie Vermittler aus den alle alten Gebräuche kennenden Greisen. Ueberall bei ihnen wie bei den benachbarten Bergvölkern besteht der Gebrauch des „Udsmobiloba" oder Brüderschaftschließens. Zwei Männer nämlich, die sich gegenseitig einen Dienst erwiesen haben oder nahe einander bekannt, sich näher befreunden wollen, führen einen Brauch aus, der darin besteht, daß sie eine Schöpfkelle mit Branntwein oder Bier anfüllen, worauf der ältere oder wohlhabendere in dieselbe eine silberne Münze legt und beide zu dreimalen trinken, jedesmal sich küssend; darauf

wünschen sie einander Sieg über ihre Feinde, schwören sich zu, Brüder zu sein und füreinander ihr Blut nicht zu schonen. Dieser von der Zeit geheiligte Brauch, wie überhaupt alle anderen Gebräuche werden so streng beobachtet, daß Fälle, wo die genannten Brüder füreinander die Blutrache ausgeführt oder auch ganz umgekommen, gar nicht selten sind. Gastfreundschaft wird nach Kräften geübt; dabei versteht sich der Wirt niemals dazu mit seinen Gästen zu essen, vielmehr steht er die ganze Zeit über, dieselben bedienend. Reicht er jemand Wasser, so nimmt er die „Papacha" (Pelzmütze) ab und setzt sie nicht eher auf, bevor man ihm den „Kuwschin" (Kanne) zurückgiebt. Erst nachdem die Gäste ihr Mahl beendet, setzt er sich in einen Winkel, verzehrt in der Eile auch etwas und überantwortet die Reste seiner Familie oder den Fremden, die sich an die Thür drängen. Einige, meist hübsche Mädchen in langen roten oder gelben Archaluch, umgürtet mit Riemen, improvisieren dann wohl auch dem Gaste zu Ehren nach Sitte der Bergvölker ein Lied, welches seine Tapferkeit, Kühnheit, Sicherheit im Schießen, Gewandtheit im Reiten und ähnliche, in ihren Augen hoch gehaltene Mannestugenden feiert. Manchmal schreiten auch die Mädchen bei den Tönen der Laute und eines anderen Instrumentes, auf dessen härenen Saiten mit Bogen wie auf dem Violoncell gespielt wird, zu einem ihrer lebhaften Tänze, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit kurze, rasch aufeinander folgende Pas aufführend, wobei sie sich wie unsere Balletttänzerinnen auf die Spitze der großen Zehen stellen.

Die Inguschen oder Galgai, auch Halha genannt, die sich selbst Lamur nennen und das Land an den Flüssen Kumbalai, Sundschah und Schalgir bewohnen, sind gleichfalls ein Zweig der Kisten oder Tschetschenzen, von welchen sie in nichts abweichen; sie sind bloß reicher als ihre Nachbarn, in ihrer Kleidung und dem Schmucke ihrer Waffen ist einiger Luxus bemerkbar; häufig begegnet man Leuten zu Pferde; die Weiber sind ansehnlicher und reinlicher gekleidet in lange, oft seidene Hemden und Archaluch, benäht mit Posamenten eigener Arbeit.

Eine dritte Gruppe der Kisten bilden die kleinen Bergvölker der Tuschen, Chewsuren und Pshawen an den Quellen des Alazan und in den Thälern der Zuflüsse des Aragwa. Sie sind keine körperlich typisch gebildeten Völker, sondern es beteiligten sich an ihnen entschieden die verschiedenartigsten Nachbarelemente, welche nach und nach verschmolzen und eine Gesamtheit herstellten, in der bei Betrachtung der Individuen enorme Differenzen sich zeigen, wogegen sie alle ein hoher Grad von Wildheit, scheuer Blick, selbstbewußte Haltung auszeichnet. Bei diesen Stämmen, insbesondere bei den Chewsuren herrschen höchst seltsame Ehesitten, aus welchen wir nach Gustav Radde, der sie genau studiert hat, die wichtigsten hervorheben. Das Chewsurenweib darf nicht im Hause oder im heimatlichen Dorf gebären. Die schwangere Frau gilt für unrein und ist als solche samt ihrem Manne von den Festen ausgeschlossen. Nachdem sie ihren Zustand so gut es geht verheimlicht hat, verläßt sie, wenn die Zeit gekommen, das Dorf und begiebt sich in eine elende, mit Langstroh dürftig gedeckte Hütte, welche am entlegenen Abhange in 1 bis 2 km Entfernung vom Dorfe durch andere Weiber errichtet wurde, oft tragen drei aneinander gestützte Stämmchen nur die seitliche Strohbedeckung. Diese Gebärhütten heißen „Satschechi". Die Mutter muß hier eigentlich ohne jede Hilfe niederkommen, doch gestatten einige Chewsuren jetzt die Hilfe eines anderen Weibes; ja, es kommt vor, daß neuerdings ein eigener Winkel im Hause des Dorfes zur Niederkunft hergerichtet wird. Derselbe ist aber nur so klein, daß er die Mutter allein aufnehmen kann. Nach den altüblichen Gebräuchen darf selbst der Mann seinem Weibe nicht helfen, auch nicht in seine Nähe kommen. Läßt sich das Stöhnen der Niederkommenden längere Zeit vernehmen und liegt eine Schwergeburt vor, so naht sich der Gatte vorsichtig dem Orte und erschreckt sie durch Flintenschüsse, bei leichteren Fällen legt sich die Gebärende über einen mit Häcksel (zertretenes Stroh) gefüllten Korb. Ist endlich das Kind zur Welt gekommen, so bringen Verwandte, gewöhnlich kleine Mädchen, und zwar zur Dämmerungszeit, der Mutter Milch, Käse und das landesübliche Brot. Dieses letztere ist das gröbste, welches im Kaukasus gefunden werden kann. Die Gefäße, in denen die Nahrungsmittel in die Nähe der Hütte gelegt werden, dürfen im sonstigen Haushalt nicht benutzt werden, da auch sie als unrein gelten. Die Mutter bleibt mit ihrem Kinde einen ganzen Monat in der Geburtshütte (bei den Pshawen sogar vierzig Tage) und darf auch dann noch nicht die Hütte des Mannes betreten. In neuerer Zeit ist man etwas nachsichtiger geworden und läßt in der entlegenen Hütte die Mutter drei bis sechs Tage allein, worauf sie dann in die Nähe des Dorfes übersiedelt und sechs bis sieben Wochen gesondert lebt. Sie bezieht eines jener niedrigen kleinen, aus schwarzen Schieferplatten dürftig aufgeführten Häuschen, die man stets in der Nähe der Chewsurendörfer, wo möglich am vorbeirauschenden Bache, bemerkt.

Einige dieser Häuschen bergen primitive Mühlen, andere haben die spezielle Bestimmung, die Wöchnerinnen und diejenigen Mädchen und Weiber aufzunehmen, welche in Katamenien sind. Zur Zeit der letzteren müssen die Weiber alte Kleider anziehen. Ist schönes Wetter, so sitzen die Weiber auf dem Dache und im Sommer leisten sie in der Vertilgung von allerlei wilden Kräutern das Unglaubliche. Abends aber müssen diese „unreinen" Wesen doch die Kühe besorgen und begeben sich zur Nacht wieder an den abgesonderten Ort. Der Prozeß verläuft in normalster Weise, länger als zwei Tage sitzt selten ein Chewsurenweib in der „Samrewlo"-Hütte. Nach der Katamenialzeit und bevor die Mutter wieder ins Dorf kommen darf, muß das betreffende Individuum sich am ganzen Körper waschen. Die Geburtshütte aber wird verbrannt. Die Wiege, in welche der Chewsurensäugling auf Fellen gebettet wird, ist ein plumper viereckiger länglicher Kasten, der auf zwei derben Bogenhölzern ruht, so daß geschaukelt werden kann. Gleich nach der Geburt wird die Anzeige davon den Verwandten durch einen Boten gemacht. Wie alle Dienste bei den Chewsuren wohlgeordnet durch die Bewohner nach einer gewissen Reihenfolge geschehen, so bringt auch in diesem Falle der gerade zum Dienste Verpflichtete die Nachricht. Die Verwandten opfern sodann entweder ein Schaf oder sie zahlen 6 Abas (1 Rub. 20 Kop.) der Geistlichkeit. Doch geschieht das nur für einen Knaben, die Mädchen werden nicht teilhaftig dieses Freudenopfers. Während die Mutter allein bleibt, traktiert der Vater die Nahestehenden während einer ganzen Woche noch mit Schnaps und Bier. Er selbst nimmt aber während der ersten sieben Wochen nicht Anteil an irgendwelchen Festlichkeiten, bleibt vielmehr gesondert, man bringt ihm vom Schmause der anderen Bier und Fleisch ins Haus. Stirbt der Säugling im Verlaufe der ersten sieben Wochen, so wird die Leiche noch nach dem ursprünglichen Gebrauche der Chewsuren getauft, d. h. sie wird mit einem Gemische aus Asche und Wasser bestrichen. Bleibt das Kind am Leben, so wird es, da man darauf mit Strenge sieht, durch den russischen Priester getauft. Auch jetzt noch sind die ursprünglichen Namen, welche die Chewsuren der Natur entlehnten, die beliebtesten. Die Ehen der Chewsuren sind kinderarm, die Liebe aber der Eltern zu den Kindern ist sehr groß, zumal den Söhnen gegenüber. Doch finden wir in den Aeußerungen dieser Liebe wieder Absonderlichkeiten. Die Liebkosungen der Kinder geschehen im geheimen. Im ersten und zweiten Jahre nimmt der Vater sein Kind nicht auf den Arm und die Mutter hält es für eine Schande, in Gesellschaft mit ihren Kindern zärtlich zu sein.

Schon in der Wiege werden Ehebündnisse geschlossen, d. h. die Eltern bestimmen die zukünftigen Paare. Zumal ist es Sitte des reicheren Chewsuren, dem Säuglinge schon seine Partie zu bestimmen. Die Ehe wird aber nicht vor dem 20. Jahre des Mädchens angetreten. Die Verzögerung der Ehe ist eine absichtliche und die Kinderarmut der Chewsuren, selten wird man mehr als drei Kinder in einer Familie finden, ist ebenfalls absichtlich. Denn es ist bei den verheirateten Chewsuren eine große Schande, wenn dem jungen Paare vor Ablauf der ersten vier Jahre ein Kind geboren wird. Auch später darf erst im Verlaufe von abermals drei Jahren wieder eine zweite Geburt statthaben. Die Leute meinen, daß bei der raschen Aufeinanderfolge der Kinder das jüngere dem älteren die nötige Pflege rauben würde. Die Chewsurenmädchen gelten für keusch. Unverheiratet niederzukommen, gilt dem Mädchen für eine so große Schande, daß sie gewöhnlich nicht überlebt wird. Entweder erhängt sich das schwangere Mädchen oder es erschießt sich. Dergleichen Fälle liegen auch jetzt noch vor. Die ursprüngliche Geistlichkeit der Chewsuren („Dekanosse") soll die Unsittlichkeit im geschlechtlichen Umgange, solange sie keine Folgen hat und nicht mit Fremden geschieht, billigen. Doch aber gelten die chewsurischen Mädchen, zumal den pshawischen verglichen, für züchtig. Bei den letzteren, die oft mit den Herden auf einsame Triften wandern, sind die ergiebigen Schäferstunden sehr üblich und gelten nicht für besonders unehrenwert.

Obgleich nun zwar die Paare schon von Jugend auf durch die Eltern bestimmt sind, so findet das eigentliche Freien, wenn die Zeit herangekommen, doch nach einem bestimmten Modus statt. Das Stehlen der Mädchen ist auch hier noch im Schwunge. Gewöhnlich naht sich der Bräutigam in voller Rüstung in Begleitung einiger Kameraden zur Nachtzeit dem abgelegenen Samrewlohäuschen, in welchem er auch seine Braut weiß. Das Mädchen widersetzt sich ihm, gewöhnlich nur der Form nach, damit es nicht heißt, daß sie ihm freiwillig gefolgt sei. Sie wird entführt und in das Haus des Vaters vom Bräutigam gebracht, wo ein kleines Fest für die Kameraden des Räubers veranstaltet wird. Sodann geleitet man das Mädchen wieder ins elterliche Haus zurück, wo abermals ein bescheidenes Gelage stattfindet und die Zeit der Hochzeit bestimmt wird. Sie folgt gewöhnlich in fünf bis sechs Tagen und wird nicht

vom geistlichen Oberpriester, sondern von einem „Chuzessen", der auch die Toten bestattet, eingesegnet. Der Entführung des Mädchens geht aber oftmals auch ein formelles Freien durch andere um ihre Hand voran. In diesem Falle entsendet der Freier ein Weib in Begleitung einiger Freunde ins Haus der Braut. Sie bringen einige Schafe mit. Auch diese Freier müssen die Familie der Braut überraschen. Bei dem Anhalten um die Hand des Mädchens schlagen anfänglich die Eltern, wenn auch nur zum Schein, die Partie aus unter dem Vorwande, daß sie des Freiers nicht würdig seien. Die Unterhandlungen gedeihen weiter, man lobt den Bräutigam, die Braut; eines der mitgebrachten Schafe wird geschlachtet und hergerichtet, der Schmaus beginnt. Nach Beendigung desselben geleitet man die Braut ins Haus der Eltern des Bräutigams in Begleitung ihrer Verwandten und Dorfgenossen, wo sie, ohne den zukünftigen Mann zu sehen, einige Zeit bleibt und dann ins elterliche Haus zurückkehrt. Die Zeremonie der Trauung wird dadurch interessant, daß von der Hand des Priesters die Kleider des jungen Paares mittels einer Nadel zusammengesteckt oder sogar mit einem Faden aneinander geheftet werden. Die Trauung findet am heimatlichen Herde statt, d. h. am Feuer, welches in der Mitte der Hütte der Eltern des Bräutigams brennt. Der chewsurische Priester reicht jedem der jungen Leute ein Wachslichtchen, stellt vor ihnen fertige Speisen hin, sie stehen auf, er wünscht ihnen Segen im Hause und am Leibe in reichlicher Nachkommenschaft und es beginnt der gemeinschaftliche Schmaus.

Es ist auffallend, daß selbst nach geschlossener Ehe das Verhältnis des Mannes zur Frau in der ersten Zeit ein geheimnisvolles bleibt und es gilt für eine Schande, wenn der Mann seine Frau öffentlich liebkost und mit ihr spricht. Zwar ist es Gebrauch, daß das junge Paar in den drei ersten Nächten nach der Hochzeit beisammenbleibt. Dann aber begiebt sich die junge Frau zurück in ihr elterliches Haus, der Mann kann sie zwar dort besuchen, aber nicht in näheren Umgang mit ihr treten. Nach dieser Zeit findet dann das eheliche Zusammenleben normal statt. Wo das Chewsurenhaus zwei Etagen hat, was in den meisten Fällen stattfindet, weil die Dörfer an Steilabhängen liegen, da steht in der oberen Etage das plumpe Bettgestelle des Hausherrn. Es ist das ein länglicher, seitlich hochwandiger Kasten auf vier ziemlich hohen Füßen. Zu dieser oberen Etage führt von unten eine kleine Oeffnung im Schieferboden, durch die sich ein Mensch nur gerade hindurchzwängen kann. Dies ist der Weg, den das Chewsurenweib betreten muß, wenn es ihrem Manne den nächtlichen Besuch abstatten will. Das Ehepaar schläft nur während der ersten drei Nächte zusammen. Nach geschlossener Ehe beginnt das junge Paar ein selbständiges Leben, der junge Mann erhält vom Vater oder seinen Brüdern den ihm gebührenden Anteil und begründet seine eigene Existenz. Diese ewige Teilung des an und für sich geringen Besitztums ist mit ein Grund der Armut der Chewsuren. Die so geschlossenen Ehen sind nicht besonders fest. Zumal ist es der Mann, welcher große Vorrechte vor dem Weibe, wie überall im Orient, genießt. Er kann jederzeit sein Weib, ohne gestraft zu werden, verstoßen, einfach schon deshalb, weil es ihm nicht gefällt. Unfruchtbarkeit des Weibes ist Grund zum Verlassen. Die verstoßene Frau kehrt ins elterliche Haus zurück und kann wieder heiraten. Eristow meint, daß es Chewsuren gäbe, welche bis zehnmal geheiratet hätten, immer unter dem Vorwande, daß ihnen die eben Angetraute nicht konveniere. Es scheint, daß, seitdem die russische Priesterschaft sich unter den Chewsuren an einigen Orten niederließ, doch in dieser Hinsicht einige Fortschritte zum Bessern gemacht sind. Ist das Weib mit dem Manne nicht zufrieden, so kann es ihn wohl verlassen, aber der Mann muß entschädigt werden. Das Maximum dieses Loskaufpreises beläuft sich auf achtzig Rubel, die aber in Gegenständen, namentlich Rindvieh, bezahlt werden. Eine dem Manne losgekaufte Frau kann wieder heiraten. Eine Witwe kann, wenn sie einen Sohn hat, nicht die zweite Ehe schließen, es gilt das für schimpflich. Untreue der Frau wurde früher durch Ohren- und Nasenabschneiden bestraft. (Dr. Gustav Rodde, Die Chewsuren und ihr Land. Kassel 1878. 8°.)

Die zweite Hauptgruppe der östlichen Bergvölker, die Bewohner Daghestans, die Lesghier sind ein mutiges, halbwildes Volk, sehr verschieden zwar unter sich in der äußeren Erscheinung, aber ziemlich ähnlich in ihrem Charakter und namentlich in der allen gemeinschaftlichen Freiheitsliebe. Die Kopfzahl dürfte an 400 000 betragen; von deren bunten Zusammenwürfelung kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß unter einer kaum eine

halbe Million starken Bevölkerung 27 verschiedene Sprachen oder Dialekte gesprochen werden. Im südwestlichen Daghestan giebt es einen bloß aus 28 Häusern bestehenden Aul, Namens Innookh, welcher seine eigene Sprache besitzt, die, soviel man bis jetzt weiß, von keinem anderen kaukasischen Volksstamme gesprochen wird. Die hervorragendste Stelle unter den lesghischen Stämmen nehmen die Awaren ein, welche jedoch mit den während der Völkerwanderung in Europa aufgetretenen Avaren nichts zu schaffen haben. Das Gebiet der awarischen Sprache (Hunderilmatsch), welche in mehrere Mundarten zerfällt, nimmt den nördlichsten Teil Daghestans zwischen Bottlich und Temirchanschura ein; die Awaren besitzen eine Schriftsprache, für welche sie sich der arabischen Buchstaben bedienen; aus ihnen sind immer die Führer großer Bewegungen hervorgegangen und auch Schamyls Geburtsort Himri liegt im Gaue der Awaren. Ihnen zunächst an Wichtigkeit stehen die Kasi-Kumüken, welche mit den tatarischen im Norden, südlich vom Terek wohnenden Kumüken wiederum nichts gemein haben als den von den Fremden ihnen beigelegten Namen. Sie selbst nennen sich Lak und werden von den Awaren Tumal genannt. Die kasikumikische Sprache wird vorzüglich im mittleren Daghestan und in einem Teile des Bezirkes Dargo gesprochen. Zwischen dem Koisu, den oberen Teilen des Manas und den Quellen des Buam wohnen die Akuscha, im südöstlichen Teile Daghestans die Kürinen. Die Sprache der Uden, welche ehemals einen weiteren Verbreitungsbezirk hatte, ist gegenwärtig auf die zwei Dörfer Wartaschen und Nidsch im Süden des Kaukasus beschränkt.

Was die politische Organisierung der lesghischen Bergbewohner vor der russischen Eroberung betrifft, so bestand dieselbe gleichzeitig aus erblichen Chanaten und freien Kommunitäten. Die Chane, die Nachkommen der alten arabischen Eroberer, herrschten, und zwar meist im Nord- und Zentraldaghestan, beiläufig über 125 000 Seelen, während die freien Gemeinden den übrigen Teil der Bevölkerung umfaßten. Diese letzteren Gemeinwesen waren nichts als Republiken der primitivsten Form, mit allgemeinen Volksversammlungen. Ihr Bestehen reicht in undenkliche Zeiten zurück. Die Wege in den Gebirgen Daghestans ähneln meist nur gesimsförmigen Pfaden, die im Zickzack an furchtbar steilen Abhängen auf und ab laufen, häufig am äußersten Rand von mehreren hundert Meter tiefen Abgründen dahinführend. Je mehr man sich der Schneeregion im südwestlichen Daghestan nähert, desto malerischer werden die „Aule" der Bewohner, aber auch um so kühner in der Anlage. Ansiedelungen in der Thalsohle werden immer seltener, bis sie endlich völlig verschwinden; dafür aber giebt es bald keinen überhängenden oder hervorspringenden Felsblock mehr, auf dem man nicht die festungsähnliche, fensterlose Behausung der Gebirgsbewohner gewahrte. Die immerwährenden Fehden, in denen letztere Jahrhunderte hindurch entweder unter sich oder mit Nachbarstämmen begriffen waren, haben sie nämlich gelehrt, ihre Dörfer an leicht zu verteidigenden Stellen anzulegen, und so kommt es, daß einzelne Ortschaften, anscheinbar unzugänglich, auf bloßen Felsenvorsprüngen in einer Höhe von 500—700 m über der Thalsohle angebracht sind. Des Holzmangels halber sind die Häuser durchgehends aus rohem, unbehauenem Stein gebaut, meist zwei bis drei Stockwerke hoch und mit flachen Dächern versehen; dazu sind die Häuser gewöhnlich in Stufenform gebaut, d. h. daß jedes Stockwerk gegen das unmittelbar darunter befindliche um einiges zurückweicht, so daß das Dach des einen eine Art Terrasse für das nächste bildet. Fenster sucht man vergebens an den daghestanischen Wohnhäusern; sie haben bloß ganz kleine Thüröffnungen, die wieder nur mittels hölzerner Schieber geschlossen werden können. Bei schlechtem Wetter sind diese Behausungen außerordentlich kalt, finster und nichts weniger als wohnlich. Was die Nahrung der Lesghier betrifft, so leben diese hauptsächlich von Schafzucht; auch Ziegen findet man in großen Herden auf den höchsten Gebirgen; außerdem bauen sie in einzelnen Thälern etwas Roggen, Hirse und Weizen. Indes gehört ackerbares Land zu

den Seltenheiten und ist überaus kostbar; einem daghestanischen Sprichwort gemäß ist guter Grund genau so viel wert wie die Ziege oder die Kuh, die ihn bedeckt, indem sie sich niederlegt.

Wild und zügellos wie die Lesghier nach außen auftreten, besitzen sie doch ein geschriebenes und ein ungeschriebenes oder Gewohnheitsrecht. Während letzteres — der „Adat" — überhaupt seit dem volksähnlichen Beisammenleben jener Gebirgsbewohner bestand, wurde ersteres erst im 8. Jahrhundert mit dem muhammedanischen Glauben als „Schariat" oder Gesetz des Korans von den Arabern eingeführt. Alle Fragen, die sich auf Religion, Ehe und Erbschaft beziehen, werden nach den Satzungen des Korans entschieden; jene Fälle hingegen, wo es sich um persönliche Beleidigungen, Verletzungen des Eigentums- oder anderer Rechte, sowie um Uebertretung von öffentlichen, allgemeinen Bestimmungen handelt, werden vor das Tribunal des „Adat" gebracht. Zu diesem Zweck besitzt jedes Dorf einen aus zehn bis fünfzehn der geachtetsten Einwohner bestehenden Gerichtshof. Die Vernehmung und Beeidigung der Zeugen erfolgt wie bei uns, nur anstatt bei letzterer auf ein allerhöchstes Wesen sich zu berufen, schwört der Zeuge in vielen Gegenden Daghestans bei der Gültigkeit seiner Ehe, d. h. er erklärt selber seine Ehe für ungültig, wenn er unrichtige Zeugenschaft ablegen sollte. In diesem Fall muß er dann seine Frau sofort ihren Eltern zurücksenden, sowie die empfangene Mitgift ihnen zurückstellen. Außer der Zeugenaussage oder dem direkten Beweis läßt das lesghische Gesetz in gewissen Fällen auch noch eine indirekte oder negative Beweisführung zu, d. h. es gestattet die verdachtweise Beschuldigung eines Menschen, wenn anders diese Beschuldigung vom Kläger und einer, je nach Umständen, zwischen zehn und siebzig wechselnden Anzahl Gewährsmänner eidlich unterstützt wird. Erklären diese nun einstimmig, daß sie den Verdächtigen für schuldig halten, so wird dies einem legalen Richterspruch gleichgeachtet. Der Kläger kann übrigens auch sich des Eides entschlagen und dafür den Reinigungseid des Beschuldigten verlangen. Dieser ganze Vorgang ist buchstäblich nichts anderes als die alte angelsächsische und skandinavische Sitte der „Abschwörung"; während er aber allenthalben anderwärts in Europa seit mehr denn tausend Jahren praktisch außer Uebung gekommen ist, hat sich dieser Rechtsgebrauch in den daghestanischen Gebirgsgegenden merkwürdigerweise bis auf unsere Tage erhalten.

Jude aus dem Kaukasus.

Selbstverständlich weichen die Adat der Lesghier selbst unter sich wesentlich voneinander ab. Beinahe jedes Dorf hat Adat, die von jenen des nächsten verschieden sind. Ueberall aber herrscht die Sitte der Blutrache. Doch sind trotz dieser und anderer blutigen Gebräuche die Lesghier keineswegs etwa ein Volk von Räubern und Mördern,

vielmehr sind sie in einem an Fanatismus grenzenden Grade edel und großmütig; dabei begeisterte Liebhaber von Musik, sogar in metrischer Komposition nicht unerfahren und häufig mit einem kräftigen poetischen Gefühle begabt. Zweifelsohne stehen die Lesghier geistig am höchsten von allen Bergbewohnern; trotz ihrer rauhen und meist unwirtsamen Berge besitzen sie, zum Teil wenigstens, Industrie, musterhaft sorgfältigen Ackerbau und sogar ein Stamm unter ihnen eine Litteratur. Ihre Industrie anlangend, sind vorzüglich die Stahl- und Waffenarbeiten zu erwähnen; sie sind trotz des Mangels an jeder größeren Fabrikanlage im stande gewesen, die Kanonen, die sie im Kriege gegen die Russen gebrauchten, zum Teil selbst zu gießen; die Klingen einiger Orte genießen großen Ruf im ganzen Kaukasus. Dasjenige Band, welches einst ganz Daghestan unter einer Fahne vereinigte, ist der Islam; es giebt vielleicht wenig Moslemin, welche mit einer solchen Hingebung an ihrer Religion hängen wie diese Bergbewohner, und nur diese Hingebung machte es möglich, daß ein geschickter Fanatiker, wie Schamyl, so verschiedenartige Elemente seiner asketischen Herrschsucht dienstbar machen konnte. Für den Reisenden bildet diese aufrichtige Anhänglichkeit an die Religion einen wohlthuenden Gegensatz zu dem lauen Skeptizismus der Vornehmen und dem oft erkünstelten Fanatismus der Menge in Persien und der Türkei. Sonst rühmt man an den Lesghiern ihre Tapferkeit und Treue, sowie ihre Ehrlichkeit gegenüber den diebischen Tschetschenzen; ihre Gastfreiheit braucht kaum besonders erwähnt zu werden, da man sie, außer an den großen Straßen, allerwärts im Kaukasus findet. Bei der kühlen, gesunden Luft, der regelmäßigen Lebensart ohne geistige Getränke, dem Bergsteigen und der herrschenden Sittenreinheit ist ein hohes Alter begreiflich. Prostitution kommt bei den Lesghiern nicht vor; der Mann wird totgeschlagen, der sich an einem Mädchen vergeht. Wenn ein schwangeres Mädchen heiratet und dies wird bekannt, schneidet man ihr Mund und Ohren ab und jagt sie fort. In allen Dörfern tragen die Männer Pelzmützen und Schafspelze, deren Aermel bis auf die Erde reichten. Keine andere Nation wohnt bei ihnen, selbst die Juden, die doch überall am Fuße des Kaukasus wohnen, sind in dem höheren Gebirge nicht ansässig; als Kaufleute fanden sich einige in Kyrs, auf welche den Reisenden A. Becker der Dolmetscher mit den Worten aufmerksam machte: „Auch hier treiben sich die Verfluchten herum!"

Die zentrale Gruppe der Kaukasusbewohner wird von einem einzigen Volke gebildet, den Osseten. Obwohl nicht besonders zahlreich, sind sie doch seit langer Zeit der Gegenstand des Studiums gewesen, weil sie das einzige Bergvolk sind, dessen arischer Ursprung unzweifelhaft ist. Ihre Sprache gehört dem medo-persischen Zweige an, und ihre Sitten erinnern merkwürdigerweise häufig an altdeutsche; auch brauen sie ein ganz trinkbares Bier, „Ludi" genannt. Ihr Gebiet erstreckt sich in der Hauptkette vom Adai Chock bis wenig über den Kasbekpaß hinaus; ihrer Religion nach sind sie zum Teil Muhammedaner, zum Teil Christen, auch sollen noch Heiden unter ihnen sein. Sie haben sich mit den Russen gut zu stellen gewußt, was für diese während der Schamylschen Kriege um so wichtiger war, als die einzige Verbindung über das Gebirge zwischen Baku und Taman, die grusinische Heerstraße, durch das Land der Osseten geht. Ihre Gesichtszüge tragen keinen besonders ausgeprägten, ausschließlichen Typus; die Augen sind meist braun mit gefühllos trägem und doch listig beobachtendem Ausdruck. Uebrigens unterscheiden sich auffallend die höheren Stände von den niederen; jene zeichnen sich aus durch eine viel männlichere und edlere Gesichtsbildung, ihre Gestalt ist hoch und schlank, wird oft hünenhaft, ja könnte sogar riesenhaft genannt werden, denn Männer mit 2,13 m Höhe gehören nicht zu den Seltenheiten; letztere aber sind viel kleiner und ungelenker. Viele Osseten scheren den Kopf und lassen den meist dünnen Bart wachsen. Im allgemeinen stehen indes die Osseten den übrigen Bewohnern des Kaukasus weit nach in

Adel der Gestalt und im Ausdrucke der Gesichtszüge. Das weibliche Geschlecht ist ziemlich schwierig zu beobachten, weil die Frauen sich nie in männlicher Gesellschaft zeigen. Uebrigens ist der südliche Kaukasus an schönen Frauen und Mädchen viel reicher als der nördliche. Im allgemeinen haben sie feurig-leidenschaftliche Augen, doch trifft man auch wieder Augen mit vollkommen welkem, apathischen Ausdruck. Das Verhältnis der schönen Frauen zu den häßlichen ist bei den Osseten viel geringer als bei den übrigen Völkerschaften des Kaukasus; wo man aber Schönheit antrifft, ist sie klassisch und entzückt den Beschauer durch ihre Aehnlichkeit mit allgemein bekannten Typen der altklassischen Bildhauerkunst. Die Ossetinnen der Niederungen sind zarter gebaut und kleiner als diejenigen, welche sich in höher gelegenen Gegenden aufhalten, obgleich sie schwerer zu arbeiten haben als letztere, schon in Hinsicht der Herbeischaffung des Feuerungsmaterials. Uebrigens ist die Mehrzahl der Frauen weit entfernt, schön, ja selbst hübsch zu sein, und hat wenig Anziehendes, wozu auch ihre ganze Lebensweise viel beiträgt; sie ersticken fast im Schmutz, ihre Gesichtszüge sind grob und tragen oft einen widerwärtigen Ausdruck von Stumpfsinn.

Von der Lebensweise der Osseten läßt sich etwa folgendes Bild entwerfen: Ihre Kleidung besteht meistens aus einem schmutzigen Hemd aus grober Leinwand mit einem alten, meistens zerrissenen und schmutzigem Rock aus grobem, meist braunem Tuche; fast möchte man meinen, diese Röcke gehen schon alt aus der Hand des Schneiders hervor. Die Füße stecken meist in Schuhen, die aus Bindfaden und Riemen geflochten sind, und fast auf gleiche Weise, wie einst die Römer und Griechen ihre Sandalen an den Füßen festhielten, angebunden sind. Diese Fußbegleitung ist für bergige Gegenden sehr praktisch, da man mit derselben auf den Steinen, sowie auf dem Eise nicht ausrutschen kann; im Winter tragen sie bis an die Kniee reichende Filzstiefel („Tsabrtoe"). Die Hosen („Chalaf") sind im Sommer aus Leinwand, im Winter aus Tuch, die Pumphosen („Salbar") stets aus Tuch verfertigt. Zuweilen tragen sie, besonders im Süden, auch georgische Schuhe („Tsustito"). Eine „Burka" oder ein Mantel aus Pelz mit nach außen gekehrten Haaren („Nümoet"), sowie ein „Baschlik" bilden stets ihre Reisekleidung. Die Reichen kleiden sich ganz so wie die Armen, ja scheinen oft sogar mit ihren zerfetzten Kleidern zu prunken, um dadurch die Gleichheit aller auszudrücken und sich keine Feindschaft zuzuziehen. Das Staatskleid eines Osseten unterscheidet sich sehr von seiner gewöhnlichen Kleidung. Sein Hemd ist dann aus feinem reinen Leinen. Sein enganliegender Rock oder „Beschmet", auf ossetisch „Koröt" und sein Oberrock „Tscherkeßka" („Zucha") sind aus feinerem blauen, braunen, gelben, ja selbst roten Tuch, sie reichen bis unterhalb der Kniee und sind auf beiden Brüsten mit Patrontaschen („Perz", Mehrzahl „Perzitö") geschmückt; diese Tracht ist sehr kleidsam und steht sehr gut. In jenen ledernen Patrontaschen befinden sich die Patronen, bei den Reichen in silbernen, bei den Armen in neusilbernen und anderen metallenen Hülsen, übrigens dienen sie jetzt meistens nur zum Schmuck. Im enganliegenden Gürtel stecken vorn ein Dolch („Kema") und auf den Seiten je eine oder mehrere Pistolen („Dambadsa"). Den Säbel („Stard") trägt ein über die Schulter gehender Riemen; die Flinte ruht meistens in einer Hülle von Bärenfell oder aus dem Fell eines weißen Ziegenbocks. Auf dem Kopf tragen die Osseten eine cylinderförmige „Papacha" („Hud") aus schwarzem Schafsfell oder eine einfache Filzmütze, die Form beider ist aber der Mode sehr unterworfen. Da viele Osseten einen glattrasierten Schädel haben, so nehmen sie die Papacha nie vom Kopfe ab, auf Reisen dient sie ihnen auch als Kissen. Ihr Hauptstaat sind ihre Waffen und ihr reich mit silbernen Knöpfen verzierter Gürtel („Ron"). Die Säbelklingen sind von äußerst elastischem und dauerhaftem Eisen, so daß sie weicheres Eisen und selbst Steine zerhauen können, ohne der Klinge zu schaden. Geschicklichkeit in Handhabung des Säbels und der Pistole gilt für eine der Haupttugenden des Mannes, und ihre Fertigkeit im Schießen grenzt wirklich oft ans Fabelhafte.

Die Frauen gehen gewöhnlich schmutzig gekleidet, tragen ein langes, bis zu den Knöcheln reichendes Hemd aus Baumwolle oder Leinenzeug und unter demselben breite

Pumphosen aus Kattun oder (im Winter) aus Tuch, letzteres meistenteils von brauner Farbe. An Festtagen tragen sie gern recht bunte Kleider. Ueber dem Hemde ziehen sie eine Art von Schlafrock an, je nach der Jahreszeit aus leichten oder schweren Stoffen, der bis an die Knöchel reicht. Bei der Arbeit heben sie sowohl Schlafrock als auch Hemd in die Höhe, so daß man die Pumphosen bis zu den Knieen sieht. Ihre Fußbekleidung ist meistens die der Männer. Den Kopf bedecken sie bis zu den Schultern mit einem Tuche und verbergen mit demselben ihr Gesicht bis auf die Stirn und Augen, sobald sie einen fremden Mann erblicken. Die Mädchen tragen ihr Haar in Zöpfen geflochten und binden um den Kopf ein schwarzseidenes Tuch, welches einer kugelförmigen Mütze ähnlich sieht. Frauen aus reicheren Familien tragen an Feiertagen teils auf dem Kopfe, teils auf der Schulter lange weiße durchsichtige Schleier. Einigen Mädchen wird der Busen bis zu den Hüften in ein enges ledernes Korsett eingenäht, das, wie man behauptet, bis zu ihrer Verehelichung nicht abgenommen wird. Im Aul selbst und auf der Weide sind die Kinder im Sommer ganz nackt; die Mädchen tragen zuweilen ein viereckiges Stückchen Leinwand, das über den Hüften mit einem dünnen Strick befestigt ist.

Je nach der Oertlichkeit sind die Häuser der Osseten entweder aus Weidengeflecht, das mit Lehm bestrichen ist, oder aus Holz oder endlich aus Stein. In den Ebenen unterscheidet sich die Bauart bedeutend von der in den Schluchten gebräuchlichen. Hier ziehen sich die „Sacklen" (Hütten) an den Bergwänden hinauf, die hinteren Gemächer und das untere Stockwerk sind in die Felsen gehauen; letzteres besteht meistens aus geräumigen Ställen für das Vieh, besonders für das kleinere, wie Schafe, Ziegen u. s. w. Auf den Dächern liegen große Haufen Dünger, der im Frühjahr entweder auf die Felder gefahren wird oder zur Bereitung des „Kisiak", des Heizmaterials, dient. Die steinernen Gebäude bestehen aus Blöcken, ohne Zement aufeinander gelegt. Einem besonderen Stil folgt die Einrichtung der verschiedenen Gemächer nicht, sie sind so verteilt, wie es gerade der Platz erlaubt. In jedem Hause eines vermöglichen Osseten befinden sich außer den Ställen: eine Vorratskammer, das Familienzimmer mit einem in der Mitte desselben befindlichen Herde, auf dem das Feuer nie ausgeht, Zimmer, die als Schlafzimmer oder zu besonderen Zwecken dienen, und endlich das „Kunak"- oder Gastzimmer. Alle Gemächer, außer dem letzteren, sind meist finster und haben keine Fenster; das Licht dringt in dieselben entweder durch die offene Thür oder durch eine über dem Herde befindliche Oeffnung der Decke. Mehl und Getreide befinden sich in der Vorratskammer in dicken ausgehöhlten Baumstämmen, die Getränke in Bocksfellen, woher der kaukasische Wein auch immer einen Bocksgeschmack hat. Am interessantesten ist das Familienzimmer; der Herd in demselben besteht aus einigen Steinen, über denen an einer Kette ein Haken hängt, an welchem ein kupferner Kessel befestigt ist; diese Kette ist eine Art von Heiligtum, und sie aus dem Zimmer zu werfen, gilt für eine tödliche Beleidigung. Um den Herd stehen die Sitzplätze, höhere und niedrigere hölzerne Bänke, an die Wand lehnt ein Kanapee („Tachta") mit einer durchbrochenen Holzlehne an drei Seiten; neben diesem Kanapee steht ein sonderbar geformter Lehnstuhl für den Hausherrn oder für höhere Gäste. Die Tische sind nicht viel höher als die Bänke, die übrigen Möbel sind allerhand Gerümpel. Die Gastzimmer in den Häusern der Reichen sind ebenso möbliert, nur hängen an den Wänden Waffen, Festkleider und Stier- und andere Felle. Der Angesehenste unter den Gästen sitzt und schläft auf dem Kanapee („Suentag"); gleich bei seiner Ankunft wird auf denselben eine Filzdecke oder ein Teppich gebreitet, in einer Ecke des Kanapees liegt eine Menge von Kissen, Decken, Teppichen aufgetürmt, damit er sich's bequem mache. Wenn die Familie zahlreich ist, werden an das Hauptgebäude noch verschiedene Flügel angebaut, die Thüren zu solchen Flügeln gehen stets von Hofe aus; zuweilen bildet sich zuletzt aus einer solchen Agglomeration von Gebäuden eine Art von ziemlich großer Festung; diese hat dann einen festen Turm und Schießscharten. Eine solche Familienwohnung heißt „Galuan". In den ossetischen Dörfern sind oft mehrere solcher Galuan, zuweilen auch nur ein einziger. Zwischen den Galuan winden sich krumme, enge Straßen. Je älter ein Aul ist, desto höher klettern an den Bergwänden die Galuan empor, man hat deren, die sieben, acht, ja vierzehn Stockwerke zählen. Solche Galuan stammen oft aus sehr alten Zeiten.

Das Haupt in jedem Galuan ist der Aelteste des Stammes, in jeder Familie ist es der Familienvater. Die Osseten stehen im Sommer früh, im Winter spät auf, die Frauen, auf denen die Haushaltungsgeschäfte lasten, früher als die Männer. Das erste Geschäft ist, nach dem Vieh zu sehen, welches übrigens die Sommermonate über auf den

Weideplätzen unter der Aufsicht eines Knaben oder eines Greises bleibt; zu Hause behält man nur einige Kühe, Schafe oder Ziegen, um die für die Haushaltung nötige Milch zu haben, ein Teil davon wird meistens sofort zu Käse verarbeitet; Brot oder vielmehr Fladen („Tschureck") werden täglich gebacken, nur im Süden bäckt man Brot („Puri") nach Art der Georgier. Die Fladen, die ein europäischer Magen nicht vertragen kann, werden über dem Herde in einer Pfanne, dann noch auf dem Herde in Asche gebacken.

Die Männer nehmen nur während der Saat- und der Erntezeit an der Arbeit teil, die übrige Zeit müssen die Frauen für alles sorgen. Bis auf die Zeit des „Nüchas", der Volksversammlung, verbringen sie die Zeit in dolce far niente. Auch die Nüchas, auf welchen die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden, sind meistens nichts als Klatschversammlungen. Der Ossete ist sehr mäßig. Sein Frühstück besteht aus einem Stück Brot mit Käse oder irgend einem Fleischreste. Sind weder Käse noch Fleisch im Hause, nun, so begnügt man sich mit einem Stück Brot und einem Gläschen Arak oder, in Ermangelung dieses, einem Glas Wasser; von Milch sind sie keine Freunde, Butter essen sie auch nicht, obgleich sie es verstehen, diese zu bereiten. Ihr Mittagessen besteht aus einem in Hammelsfett gebratenen Käsekuchen; außerdem essen sie Hammelfleisch, doch gekochtes, nicht gebratenes, sowie Hammelsuppe mit einer Würze von Knoblauch, Zwiebel oder auch mit einem anderen grünen Gemüse. Fleischspeisen (Kalbfleisch essen sie nie) bilden aber bei ihnen eine Ausnahme. Wird ein Lamm oder ein Ochs geschlachtet, was meistens nur an Feiertagen oder beim Besuche eines Kunaks oder Freundes geschieht, so wird das Fleisch sofort aufgegessen, wobei es dann zum Staunen ist, was der gewöhnlich so mäßige Ossete verzehren kann; mit Vorrat befaßt er sich nicht. Aus Käse bereiten die Osseten einige nicht ganz unschmackhafte, aber schwer zu verdauende Nationalgerichte, z. B. „Dzüka" aus gekochtem, „Wolkei-dzüka" aus gebratenem, „Dübsa" aus in Fleischbrühe gekochtem Käse ꝛc. Beim Mittagessen wird Arak und Bier getrunken, wenn solches von den letzten Festgelagen übrig geblieben ist, was ziemlich selten geschieht. Das Bier ist ein einfacher Malzextrakt ohne Hopfen, ist aber recht schmackhaft. Die übrige Zeit verbringt der Ossete, außer der Zeit der Feldarbeiten im Sommer, in Plaudereien ꝛc.; abends geht er auf das flache Dach seines Hauses, wo sich um ihn seine ebensosehr beschäftigten Nachbarn versammeln, wo dann bei verschiedenen Pfeifen Tabak die öffentlichen Angelegenheiten und die chronique scandaleuse des Orts verhandelt werden. Dann kehrt er in sein Familiengemach zurück, erzählt seinen Frauen erst den Ortsklatsch, dann den Kindern Märchen und geht zuletzt, nach gut ausgefülltem Tage, zu Bett.

Die Frauen dagegen sind schwer geplagte Geschöpfe, die von morgens früh bis abends spät arbeiten und für ihre Arbeit selbst keinen Dank hören. Nachdem sie das Vieh auf die Weide getrieben und das Frühstück bereitet, gehen sie in die Mühle, um das Mehl zu mahlen, dann müssen sie Leinwand weben, sie versorgen die ganze Familie mit Schuhwerk, müssen die Kleider für den Mann und die ganze Familie nähen, — denn für einen Mann gilt es als eine Schmach, eine Nadel in die Hand zu nehmen —, sie weben Tuch, walken Filzdecken ꝛc.; denn die Ossetinnen sind nicht allein die Familienmütter, sondern auch die Schneiderinnen, Weberinnen, Schuhmacherinnen, Nähterinnen für die Ihrigen, welche Künste ihnen besonders bei ihrer Verheiratung hoch angerechnet werden; für eine gute Goldstickerin zahlt der Mann — denn auch hier bekommen die Frauen keine Mitgift, sondern der Mann muß einen „Kalym" zahlen — eine besonders hohe Summe.

Eine der Hauptpflichten der Osseten ist die Gastfreundschaft, die heilig gehalten wird. Kommt ein Fremder in einen Aul, so hält er vor dem Haus, in welchem er zu übernachten beabsichtigt, dann reitet er in den Hof hinein, um dort die Einladung des Herrn abzuwarten. Erfolgt diese, so steigt er vom Pferde und geht hinter dem Hausherrn in das Kunak- oder Gastzimmer; sobald er dieses betreten hat, ist er in demselben der Herr, doch erlaubt es der Anstand nicht, in die Zimmer, wo die Frauen sind, zu gehen. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Gast und Hausherrn und den übrigen Familiengliedern desselben sind fein und gebildet, selbst bei den einfachen Bauern; man hat oft schon bemerkt, daß die Bewohner des kaukasischen Hochlands, besonders aber die Osseten, sich bald in die Umgangsformen der höheren Stände hineingewöhnen.

Da die Osseten meistens sehr arm sind, so dient den neugeborenen Kindern oft die Krippe im Stalle als Wiege. Den Namen erhält das Kind von demjenigen, welcher ihm das erste Hemd schenkt, oder derjenigen, die es ihm näht. Nachdem es den Namen erhalten, wird es, wenn es ein Knabe, in ein fremdes Haus zur Erziehung übergeben, und sieht seine Mutter nicht vor seinem siebenten Jahre. Sobald er sechs Jahre voll-

endet hat, führt der Erzieher („Atalyk") denselben in das Elternhaus zurück. An diesem Tage findet in letzterem ein Fest statt, und Erzieher und Amme erhalten vom Vater ein ziemlich bedeutendes Geldgeschenk; deswegen hat sich diese Sitte auch nur bei den Reichen erhalten. Sobald der Knabe in das Elternhaus zurückgekehrt ist, muß er anfangs die Herde auf die Weide treiben und lernt praktisch vom Vater den Ackerbau, die Viehzucht, Handhabung der Waffen und andere nötige Künste. Ist kein Vater oder keine Mutter mehr da, so ist der Knabe sofort eigener Herr und man kann sich denken, daß nicht jeder wohl geratet. Hat der Sohn sechzehn bis siebzehn Jahre erreicht, so kauft ihm der Vater ein mindestens zwölf bis dreizehn Jahre altes Mädchen zur Frau. Die Trauungsfeierlichkeiten sind sehr interessant, jedoch sehr kompliziert, desgleichen die Begräbnisfeierlichkeiten; eine Hauptrolle dabei spielen die bezahlten Klageweiber.

Die westliche Gruppe der Bergvölker umfaßt die Stämme, welche auf der Südseite des Kaukasus etwa bis zur Höhe des Elbrus, auf der Nordseite jedoch weiter östlich, bis in die Gegend von Wladikawkas wohnen. Sie teilen sich in die zwei großen Stämme der Adyche oder Adighe und der Asega oder Abchasen, welche beide wieder zahlreiche Unterabteilungen besitzen. Die Adighe werden von den Türken Tscherkessen, von uns nach deren Vorgange Cirkassier oder, da sie die Kabardah bewohnen, auch Kabardiner genannt. Speziell umfaßt der Stamm der Adyche folgende Völker: die Abadsechen am Nordabhange der Kaukasuskette in den Thälern der in den Kuban fallenden Flüsse Schaguasche (Belaja), Laba, Pschisch, Pssekups, Wuanobat und Sjup; die Schapssugen und die Natkuadsh oder Natuchaizen in den Gebirgen und den der Festung Anapa angrenzenden Ebenen; die Kabardiner, die Bewohner der Großen und Kleinen Kabardah. Die Große Kabardah liegt zwischen den Flüssen Malka und Terek und stößt im Süden an das Gebiet der Osseten. Die Kleine Kabardah nimmt das rechte Ufer des Terek bis zu den Vorbergen des Kaukasus und zur Sundscha ein; die Beßlenei im Kubanbassin, auf dem von den Flüssen Fers, dem großen und kleinen Tegen und Woarp bewässerten Lande; die Mochosch im Gebiete der Bäche Tschechuradsh, Belogiak und Schede; die Kemgui und Temirgoi zwischen dem Kuban und dem unteren Laufe der Laba und Belaja; die Chatiukai zwischen den Flüssen Belaja und Schisch; die Bsheduchen in den Ebenen der Flüsse Pschisch und Pssekups; die Shan oder Shanejewzen auf der Insel Karabukan, welche von zwei Armen des Kuban-Flusses eingeschlossen wird. Der Name Adighe ist also nur ein Kollektivbegriff für alle diese Stämme, welche von keinem gemeinschaftlichen Bande umschlossen waren, verschiedene Dialekte und Sitten hatten und in unaufhörlichen Fehden untereinander lebten; sie bewohnten einst das Gebirge von Taman bis in die Höhe von Pitzunda und das nördliche Vorland bis über den Kuban hinaus. Ihre Unterwerfung erforderte eine lange Reihe von Kriegen gegen die einzelnen Stämme, ein Zusammenhalten derselben gegen den gemeinschaftlichen Feind fand fast nie statt; vollständig wurde ihre Besiegung im Jahre 1864, allein es begann von diesem Zeitpunkte an eine unaufhaltsame Auswanderung nach der Türkei und 400000 Tscherkessen verließen ihr Vaterland, welches jetzt meist wüste liegt. Ihre Sitten sind sehr verschieden geschildert worden; während einige sie als Freiheitshelden malen, heben wieder andere ihre große Vorliebe für das Gut des Nächsten hervor; festzustehen scheint, daß sie mit großer Raublust doch eine mittel-

alterliche Ritterehre und Treue verbinden. Das Volk der Kabardiner, welches im frühen Mittelalter christlich war, später aber zum Islam übertrat, gilt noch jetzt als das ritterlichste von allen; ihre Sitten sind für einen großen Teil des Kaukasus maßgebend gewesen, und ihre Tracht ist fast im ganzen Lande angenommen worden, selbst von den Kosaken, ihren Nachbarn am Kuban und Terek. Mit den Russen haben die Kabardiner meist in gutem Einverständnis gelebt, und ein kühner Versuch Schamyls, die Kabardah in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen hereinzuziehen, ist gescheitert.

Das zweite Volk, welches den Tscherkessen sinnesverwandt, aber sonst als träge und unzuverlässig geschildert wird, sind die Abchasen, welche die Tschebelda, sowie den Küstenstrich zwischen Pitzunda und dem Ingur, dessen östliche Hälfte Zamurzachan genannt wird, bewohnen; sie umfassen folgende Völker: die Ssadsen oder Dshigeten; die Abßne oder Abschasen, die Sambal oder Zebeldiner auf der Südseite des Hauptgebirges, im Westen der Mingrelier; die Barakai, die Bag, die Schegerai-Tam, die Kisilbek, die Baschilbai, die Basschog auf der Nordseite der Bergkette, am Ursprunge der Flüsse Kchods, Urup, der kleinen und großen Laba und des großen Selentschuk; endlich die Ubychen am Südabhange des Hauptgebirges, zwischen den Natuchaizen und den Dshigeten. Die Abchasen, etwa 125 000 an der Zahl, haben sich der Auswanderung nicht angeschlossen und sollen Christen sein; übrigens darf man bei den Bergvölkern überhaupt das Vorhandensein von Kirchen und Priestern nicht immer als Beweis dafür ansehen, daß das Volk wirklich dem Christentume anhänge.

Die eigentliche Religion der Abchasen ist ein Gemisch von Heidentum, Muhammedanismus und Christentum. Im 6. Jahrhundert wurde bei den Abchasen das Christentum eingeführt. Als die Türken das Land eroberten, wandten sich die Bewohner dem Islam zu; doch konnte dieser die christlichen Erinnerungen nicht völlig verwischen. So enthalten sich die abchasischen Muhammedaner nicht des Genusses von Wein und unreinen Tieren und feiern sogar einige Feste gemeinschaftlich mit den Christen, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten und andere; für die Christen dagegen ist hier das Bairamfest ebensogut ein Fest wie für die Anhänger des Islam. Zur Zeit der großen Fasten und des Festes Ramasan fasten sie alle zusammen, um einander kein Aergernis zu geben. Die Anhänger beider Religionen verehren aber echt heidnisch noch heilige Haine und fürchten sich vor Berg- und Waldgeistern. Durch allerlei kleine Opfergaben, welche sie nach alter Gewohnheit, aber heimlich, darbringen, suchen sie sich die Gunst derselben zu erhalten.

Die Abchasen unterscheiden sich durch ihre schmalen Gesichter und seitwärts zusammengedrückten Köpfe, kurzes Untergesicht, hervorstehende Nasen und dunkelbraune Haare von allen benachbarten Völkern. Sie sollen nicht das lebhafte Temperament der Tscherkessen besitzen und gelten für weniger mutig und kriegerisch als jene; nur wo sie sich in entschiedener Mehrzahl befinden, greifen sie den Feind an. Sie sind aber ebenso räuberisch und diebisch wie jene. Uralte Bewohner des Kaukasus und vorzeiten wohl im Besitz eines großen Gebiets, wurden sie durch die Tscherkessen zurückgedrängt, und sind durch zahlreiche Kämpfe mit diesen, mit den Russen und Türken, sowie durch den von ihnen einst schwungvoll betriebenen Sklavenhandel, sehr zusammengeschmolzen. Die Frauen spielen, wie im ganzen Morgenlande, bei ihnen eine ganz untergeordnete Rolle; sie sind kaum mehr als die Sklavinnen des Hauses. Man findet unter ihnen viele Schönheiten, besonders unter den besseren Ständen und in früher Jugend. Berichte über die Sklavenmärkte geben an, daß die Abchasierinnen, was Schönheit anbelangt, nach den Tscherkessinnen den ersten Rang eingenommen haben. Erst unter ihnen standen im Preise die Imeretierinnen und Georgierinnen.

Die Kleidung der Abchasen ist beinahe dieselbe wie die der Tscherkessen, und ihre Dörfer und Wohnungen zeigen sehr geringe Abweichungen von den tscherkessischen. Die

abchasischen Häuser sind aber nicht reihenweise aneinander gebaut und von einem gemeinschaftlichen Hof umschlossen, sondern liegen einzeln im Walde zerstreut. Sie haben ein kleines Gehöft und sind zur Sicherheit von einem gemeinschaftlichen Zaun umgeben. Die Familie wohnt mit den Haustieren zusammen, hat aber für den Fremdling ein eigenes Gastzimmer. Statt des Ofens dient ein Kamin von Flechtwerk mit Thon beschlagen; aus denselben Materialien bestehen auch die Wände. Ein langes Sparrendach, mit Kräuterstengeln und Gras bedeckt, schützt vor Regen. Das Lager ist eine Art Diwan mit Filzen und Polstern auf einem hölzernen Gestell. An den Wänden der Hütte hängen Pelzwerk, Kleidungsstücke und bunte Matten, welche sie selbst aus Stroh verfertigen, und ihre Waffen.

Fassen wir zum Schlusse die Gesamtheit der heutigen Kaukasusbewohner ins Auge, so dürfen wir sagen: Die kaukasischen Stämme besitzen im allgemeinen zu vielen natürlichen Verstand, um blinde religiöse Fanatiker zu bleiben; die Lehre Muhammeds hat trotz der Predigten ihrer Imame und ihrer Sendboten keine tiefe Wurzeln geschlagen, selbst nicht in der Tschetschnia und in Daghestan. Nicht aus blindem Gehorsam gegen Schamyl, noch aus Haß gegen die Giaurs, noch aus Raublust, sondern aus Liebe zur Unabhängigkeit haben sich die Tscherkessen, Tschetschenzen u. a. so lange gegen die Russen gehalten. Viele Stämme im Innern der Berge sind noch Heiden, doch bricht sich das Christentum, wenn auch nur langsam, bei ihnen Bahn. Edel und stolz, selbst in seiner oft zerlumpten Tracht, seiner zerzausten Pelzmütze und zottigen Burka, ist der Bergbewohner voll Anstand, bewegt er sich einfach, und untadelhaft sind seine Manieren; seine Kleidung ist geschmackvoll und hübsch verziert, seine Gesänge und Lieder sind voll Poesie. Die Liebe zu seinem Pferde ist bei ihm oft höher als die Liebe zum Weibe, welch letzteres in der schmachvollsten Abhängigkeit lebt.

Der Kaukasus war von den ältesten Zeiten an die große Landstraße der Völkerwanderung von Asien nach Europa und umgekehrt. Jedes der durchwandernden Völker hat hier einen Teil seiner nomadisierenden Bevölkerung zurückgelassen, deren Spuren sich allmählich fast zur Unkenntlichkeit verwischt haben, sicher jedoch auf die Charaktereigentümlichkeiten der heutigen kaukasischen Völker nicht ohne Einwirkung geblieben sind.

Schlußbetrachtungen.

Unsere Wanderung durch die mannigfaltigen Völker des asiatischen Kontinents hat uns bis hart an die Schwelle unseres eigenen Erdteiles Europa geführt, welcher der Wohnsitz der gebildetsten Menschen geworden ist. Hier machen wir Halt, müssen wir Halt machen, denn hier hört die „Naturgeschichte" des Menschen auf, um in „Kulturgeschichte" überzugehen. Freilich vollzieht dieser Uebergang sich nicht schroff. Die Natur liebt keine Sprünge, natura non facit saltus; wie allerwärts findet auch hier ein ganz allmähliches Verschmelzen der verschiedenen Gesittungsstadien statt. Im äußersten Osten unseres Erdteiles, dort, wo er einerseits an die eben geschilderten kaukasischen Bergvölker, andererseits an die Nomaden Sibiriens und des Hochnordens grenzt, leben allerdings noch einzelne Stämme, welche einen Anspruch

auf Schilderung in diesem Buche erheben könnten, wenn sie in ihren Sitten und Anschauungen eine wesentliche Verschiedenheit von ihren asiatischen Nachbarn zeigten. Es sind dies zum Teil versprengte, zum Teil schon von fremdem Volkstume umflutete Glieder der mongolischen und türkischen Völkersippen, die hier meist noch ein in ethnischem Sinne kümmerliches Dasein fristen und von der fortschreitenden Kulturbewegung wie von dem unaufhaltsam sich vollziehenden Amalgamierungsprozeß auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Gleichwie die nordische Tundra sich diesseits des niedrigen Uralgebirges erstreckt, zieht auch im nördlichen Rußland der Samojede auf seinem Rentierschlitten umher, westlich bis an den Tscheßkajabusen des Eismeeres, einerseits über das Weiße Meer hinweg den Lappen auf der großen Halbinsel Kola, andererseits im Süden an den Ufern der mächtigen Petschora den vorgeschobensten Posten der Syrjänen die Hand reichend. Sicherlich hatte dermaleinst den ganzen Nordosten Europas die weitverzweigte Familie der Finnen inne, welche gegenwärtig noch in ihren einzelnen Gliedern über einen weiten Raum verbreitet erscheint. Denn zu dem finnischen Völkerzweige, der gleich den Samojeden zur großen Gruppe der Uralier zählt, gehören sowohl die Ugren und Bulgaren als die Permier und Finnen im engeren Sinne. Nur die letzteren stellen indes heute noch, und zwar hauptsächlich in dem nach ihnen benannten Großfürstentum Finnland, ein kompaktes Volkstum dar; die übrigen erscheinen in unglaublicher Weise zersplittert. Von den Ugren hausen bloß noch 7000 Wogulen im nördlichen Ural, im mittleren und südlichen Ural die zahlreicheren Baschkiren (800 000 Köpfe), nebst den Meschtscherjäken und Teptjären, die zusammen wohl an 200 000 Köpfe zählen. Nicht in zusammenhängenden Massen, sondern in mehr oder minder starken Fragmenten sitzen diese Stämm dicht neben anderen inmitten des sie umgebenden und allmählich verschlingenden Russentums, in Kultur oft noch tief unter diesem, aber ihm doch sichtbar nachstrebend. Nur ein Zweig der Ugren, die Magyaren, welcher in dem fernen karpathenumflochtenen Becken der Donau und Theiß eine neue Heimat gefunden, ist in demselben zu dem Range einer Nation mit den meisten Merkmalen eines Kulturvolkes emporgestiegen. In

Musizierender Bulgare.

tausendjähriger Berührung und Vermischung mit dem umgebenden arischen Blute haben sie längst die rohen, nichtssagenden Gesichtszüge ihrer einstigen Stammverwandten abgestreift und sich körperlich zu einem prächtigen Menschenschlage entwickelt, an welchem hauptsächlich bloß die Sprache an die Zusammengehörigkeit mie den so weit zurückgebliebenen Wogulen und Ostjaken erinnert. Auch die übrigen Glieder der östlichen Finnen haben keine Kulturlorbeeren noch errungen. Da sind die bulgarischen Tscheremissen, welche, 200000 Köpfe stark, in den russischen Gouvernements Kasan und Wjatka an der linken europäischen Seite der Wolga den Acker bestellen, die gleichfalls ackerbauenden und bienenzüchtenden Mordwinen (700000 Köpfe) und fast ebenso zahlreichen Tschuwaschen, welche, obzwar Bulgaren der Abstammung nach, doch die türkische Sprache der sie umgebenden sogenannten kasanschen Tataren angenommen haben. Ein Zweig der kriegerischen Bulgaren zog im 5. Jahrhundert unserer Aera gegen Südwesten, gegen den Don und Dnjepr, eroberte schließlich Mösien an der unteren Donau und errichtete dort ein Reich inmitten der altangesessenen Slawen, in welchen die Bulgaren in Bälde völlig aufgiengen, sowohl in Sprache wie in Typus. Im Tausche für ihre nationale Selbständigkeit hinterließen sie den Unterworfenen ihren Namen; die heutigen Bulgaren auf der Balkanhalbinsel, ein fleißiges, intelligentes, sangesfreudiges Volk, sind Slawen in Sprache wie in Erscheinung, und es bedarf des Tasterzirkels des Kraniologen, um an ihren Schädeln Reminiszenzen an das ehemalige Finnentum zu konstatieren. Diesem nämlichen Prozesse des Aufgeschlürftwerdens unterliegen auch die Permier, nämlich sowohl die eigentlichen Permjäken als die Syrjänen und Wotjäken, die alle schon Ackerbau treiben; in geringem Grade, weil eine dichte Volksmasse darstellend, die eigentlichen Finnen in Finnland, welche es auch längst zu einer ansehnlichen Kulturhöhe gebracht haben, während ihre Verwandten, die Esthen und Liven, in den nach ihnen benannten Ostseeprovinzen schon sehr

Krimsche Tataren.

Schnitterin aus dem Gouvernement Orel.

beträchtlich zusammengeschmolzen sind. Den zum Teil nomadischen Lappen endlich macht ihr Gebiet im unwirtbaren äußersten Norden Europas niemand streitig.

Neben diesen verschiedenen Zweigen der finnischen Völkerfamilie hausen auch türkische Stämme in unserem Erdteile. Da sind nicht bloß die Osmanli, welche sich auf der Balkanhalbinsel zu politischen Herren über Bulgaren und Serben, Albanesen und Griechen aufgeschwungen hatten und erst in unseren Tagen ihre Macht auf bescheidenere Grenzen eingeengt sehen, da giebt es auch noch im südlichen Rußland die Ueberreste des einst mächtigen Tatarenreiches Kyptschak an der Wolga. Diese Tataren leben in einer Anzahl von einer Million in den Gouvernements Orenburg, Kasan, Samara, Stawropol und den umliegenden Gegenden; selbst in der Halbinsel der Krim wohnen Tataren, welche übrigens durchaus auf dem Kulturniveau ihrer russischen Umgebung sich bewegen.

Bauernmädchen aus dem Gouvernement Cherson.

Sehen wir von den Osmanen in den Hämosländern ab, so liegt die große Mehrheit der aufgezählten Volkselemente im Banne der russischen Welt, welche ihrerseits nur ein Glied, freilich das mächtigste, der großen Slawenfamilie ist. Mit den im Westen und Süden wohnenden Romanen und den Zentraleuropa nebst dem Norden einnehmenden Germanen bilden die Slawen eine der Hauptabteilungen der arischen Völkergruppe, welche in Europa derart den überwiegenden Teil der Gesamtbevölkerung ausmacht, daß die übrigen allophylen Elemente daneben kaum in Betracht kommen. Die europäischen Arier sind es vornehmlich, welche die höchste Stufe menschlicher Gesittung erklommen, sie stehen auf der obersten Spitze der Pyramide, welche von der Basis der rohesten Naturmenschen durch die mannigfachen Schichten der Halbkultur sich aufbaut und in dem gipfelt, was wir „Zivilisation“ nennen und uns als die duftendste

Blüte der Kultur gilt. Auf jenen von der unendlichen Mehrzahl der Völker unerreichten Höhen ringen Romanen und Germanen um die Palme; die Slawen, als die jüngsten, am spätesten in die Reihe der geschichtlichen Nationen eingetreten, stehen vorerst noch etwas abseits und haben es in ihren verschiedenen Gliedern auch noch zu keiner einheitlichen Gesittung zu bringen vermocht. Die Natur des von ihnen bewohnten Bodens trat vielfach hemmend dazwischen. Die unermeßlichen Flächen des ungegliederten europäischen Ostens sind eher der Stagnation als der Entwicklung günstig; daher denn auch von den 90 Millionen Slawen die weitaus größere östliche Hälfte, ungefähr 63 Millionen, welche die große sarmatische Tiefebene bewohnen, hinter den westlichen Stammesbrüdern an Gesittung merklich zurücksteht. Auch hat diese östliche Slawenhälfte, namentlich das Volk der Großrussen, manche Beimischungen fremden Blutes erlitten, weshalb man auch in ihnen ein nur slawisiertes, im Grunde genommen aber finnisches oder mongolisches, also nicht arisches Volk hat sehen wollen, welches auf den Namen Russen überhaupt keinen Anspruch habe und als „Moskowiter" zu bezeichnen sei. Im Gegensatze zu diesen Moskowitern seien die Kleinrussen oder Ruthenen, deren Gesamtzahl sich auf etwa 14½ Millionen Köpfe beziffert, echte Slawen, die wahren „Russen". Diese absurde Theorie ist heute längst widerlegt und dabei gezeigt worden, daß Groß- und Kleinrussen beide Zweige eines und desselben Stammes sind. Alles was sich sagen läßt, ist, daß der Slawismus des russischen Volkes von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie im Osten abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden Bestandteilen intensiver wird. In Rußland hat das Slawische alles Fremde des Finnentums völlig überwunden. Dies beweisen klar und deutlich die durchaus arischen Volksmärchen oder „Skazki" der Großrussen, dies zeigt endlich ihre körperliche Beschaffenheit, der Adel der Gesichtszüge. Man vergleiche unsere Schnitterin aus dem großrussischen Gouvernement Orel mit dem Bauernmädchen aus dem kleinrussischen Gouvernement Cherson oder unseren

Theetrinkender Ruthene.

großrussischen Fuhrmann mit dem ruthenischen Theeschlürfer — man wird stets den nämlichen Typus erkennen. Mag derselbe nun zweifelsohne jenem der Westeuropäer in Kraft des Ausdruckes nachstehen, so werden wir ihm doch die Anerkennung lieblicher Schönheit beim weiblichen Geschlechte, edler Gestaltung bei den Männern nicht versagen dürfen. Ja, bei den sogenannten Südslawen, worunter die Slawen serbischer Zunge, also die Serben, Kroaten, Bosnier, Herzegowzen, Montenegriner oder Zrnagorzen, Morlaken oder Maurowlachen verstanden werden, sind ideal schöne Männergestalten mit blitzenden Augen unter buschigen Brauen durchaus keine Seltenheiten. Diese arischen Slawen sind nun das uferlose Meer, in welchem die zersprengten Diaspora asiatischer Völkerschaften auf europäischem Boden versinken, Glauben und Nationalität vergessend. Dieser große slawische Völkerbrei ist nun freilich noch kein Kulturvolk wie die Germanen oder die Romanen; zweifelsohne aber haben die Slawen das Recht, ein Kulturvolk zu werden und es auf ihrem eigenen Wege zu werden. Bisher stehen sie auf den Schultern des Westens, die Kultur, welche sie besitzen, haben sie von ihren Nachbarn gelernt, entnommen; aber diesen ist es seiner Zeit nicht anders ergangen. Das jüngste Glied des geschichtlichen Ariertums hat die Hoffnung, seine gealterten Brüder zu überleben und dereinst die Zukunft zu beherrschen.

Fuhrmann aus dem Gouvernement Orel.

Germanen und Romanen sind die wahren Kulturvölker im eigentlichsten Sinne. Sie fallen gänzlich aus den Rahmen unserer Betrachtung heraus. Wie hoch sie auch indes gestiegen, sie sind seiner Zeit aus einem ganz ähn-

lichen Völkergemische hervorgegangen, wie wir es jetzt noch im slawischen Osten beobachten können. Diese Zeiten liegen weit hinter uns; nichtsdestoweniger bleibt es unumstößliche Wahrheit: der reine, unvermischte Arier ist in Europa überall eine Mythe. Ganz abgesehen von jenen urgeschichtlichen Völkern unbekannter Nationalität, deren Hinterlassenschaft sich in Gestalt primitiver Geräte aus Knochen und Stein, gigantischer Denkmäler (wie Dolmen, Cromlechs, Hünenbetten und Riesenwällen), endlich unzähliger Leichenfragmente über unseren Erdteil zerstreut hat, wissen wir von Iberern und Ligurern im Südwesten und Westen, von den Finnen im Norden und Nordosten Europas, und alle diese vorarischen Völker haben sich in einzelnen Bruchteilen bis auf die Gegenwart erhalten oder sind wenigstens in den heutigen Nationen noch deutlich erkennbar. In den westlichen Pyrenäen wohnt jetzt noch dies- und jenseits der Berge das rätselhafte Volk der Basken, dessen Sprache, das Euskaldunak, jeglichen Klassifizierungsversuches spottet. Die alten Ligurer leben heute noch sichtbar in den Bevölkerungen am Nordgestade des Mittelmeeres fort, während der älteste Zweig der arischen Einwanderer, jener der Kelten, in die entlegensten Winkel, in die Bretagne, das Fürstentum Wales, einige Inseln der Irischen See, die schottischen Hochlande und das westliche Irland, sich zurückgedrängt sieht. Aus der Verbindung aller dieser Elemente, welchen der Lauf der Geschichte noch gar manche andere beigesellte, sind die jetzigen romanischen Nationen, die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen, erwachsen; in den Deutschen rollt gar manches Tröpfchen Slawenblut, nicht bloß im Norden, sondern auch im Südosten und Süden, bis nach Bayern und Württemberg. Innerhalb des österreichischen Kaisertums ist vollends von reinem Deutschtume keine Rede. Auch die nordischen Germanen sind überall mehr oder weniger mit allophylen Elementen durchtränkt, so die Skandinavier, am meisten aber die meergebietenden Briten. Nur auf der abgelegenen Feuerinsel Island ist Germanentum in unverfälschter Blutreinheit, aber damit Hand in Hand gehender geistiger

Griechin.

Versumpfung zu finden. Selbst das Volk, welches der Nachwelt für alle Zeiten das Ideal des Schönen geschenkt, die Hellenen, waren schon in den ältesten Epochen ihrer Geschichte dem illyrischen Urvolke der Pelasger aufgepfropft, neben welchem sich an den Küsten des Aegeischen Meeres Kilikier, die kleinasiatischen Lykier und Karer niedergelassen hatten. Alle illyrischen Völker sind untergegangen mit Ausnahme eines einzigen Restes, welcher sich selbst Skypetaren, d. h. Bergbewohner, benennt, bei den umwohnenden

Gitanas aus Andalusien.

christlichen Völkern der westlichen Balkanländer aber den Namen der Albanesen und bei den Türken den der Arnauten führt. Auch in späteren Tagen ist derselbe nicht ohne Einwirkung auf die Hellenen geblieben. Sind schon die historisch auftretenden Bewohner der griechischen Landschaften ein Produkt starker Völkermischungen gewesen, so erscheint vollends der heutige Neugriche — Romäer nennt er sich selbst — dem alten Hellenen gegenüber als Mischling mit starken Infusionen albanesischen und besonders slawischen Blutes, wenngleich er ethnologisch dennoch sein wahrer Nachkomme ist, wie seine Sprache und vielfach auch seine Sitten beweisen.

So lauft denn das Ergebnis dieser flüchtigen Umschau darauf hinaus, daß die höchste Gesittung nicht den Völkern größter Blutreinheit, sondern vielmehr jenen eigen ist, welche einer glücklichen, harmonischen Vermengung verschiedener Elemente ihren Ursprung verdanken. Unsere Wanderung durch die Menschenstämme der vier anderen Weltteile hat diese Wahrheit schon sattsam ins Licht gerückt. Die Blutreinheit ließ sich stets nur durch Isolierung bewahren, und diese unnahbaren, reinen Stämme haben wir stets auch auf der

Jude aus dem Gouvernement Cherson.

untersten Stufe der Barbarei befunden. Die Erhebung zu gesitteteren Zuständen ist immer mit bald größerem, bald geringerem Aufgeben der starren Nationalität verknüpft. Weder die Chinesen noch die Japaner, die höchsten der von uns gemusterten Völker, vermochten sich trotz strenger Absperrung nach außen gegen ethnische Beeinflussungen im Innern zu verschließen. Noch weniger war dies bei den halbgesitteten Völkern Hinterindiens und selbst Vorderindiens der Fall, wo sogar das durchgebildete Kastensystem dem Eindringen fremden Blutes in das edle arische Volkstum nicht zu wehren vermochte und daher zahlreiche Mischkasten entstanden. Das schlagendste Beispiel, daß Blutreinheit keine Staffel zu gesteigerter Kultur bildet, schauen wir in Europa selbst an zwei Völkern, welche in unbestrittener Stammesechtheit mitten unter uns leben: an den Zigeunern

und den Juden. Die Zigeuner, echte Arier, deren Ahnen die Dschat im Pendschab, sind das Prototyp des Nomadentums und haben sich mit der nämlichen Zähigkeit erhalten wie der Jude; sogar die Reinheit seiner Sprache, des Rom, hat der Zigeuner bewahrt, während er sich überall unter die Ansässigen mischt. Wie der Jude dem Handel, hat er sich gewissen Gewerben zugewandt, die er fast ausschließlich betreibt. Wo er gegen seine Umgebung sich weniger abschließt, steigt er rasch an Gesittung. Die Gitanos in Spanien überragen nicht nur an Geistesstärke, sondern auch an leiblicher Grazie ihre Stammesbrüder im östlichen Europa. Trotz ihrer geistigen Regsamkeit und lebhaften Phantasie sind aber die kulturellen Leistungen der Zigeuner im allgemeinen geringe geblieben. Nur ein einziger bedeutender Schriftsteller ist aus ihrer Mitte hervorgegangen: der große Mystiker und Bußprediger John Bunyan zur Zeit Jakobs II. Unvergleichlich weiter haben es die Juden gebracht. Aber auch an ihnen bewahrheitet sich das Gesetz, daß das starre Festhalten an der Reinheit des Stammes der Kulturentwicklung nicht förderlich ist. In Ungarn, in Galizien und Polen, sowie im südwestlichen Rußland treten die Juden als kompaktes Volkselement auf und ein Festhalten ihrer Nationalität fällt ihnen dort nicht schwer. Nirgends stehen sie aber kulturell tiefer, nirgends sind sie mehr umnachtet von düsterem Aberglauben und finsterem Fanatismus als eben dort. Je weiter wir westwärts rücken, desto mehr schwinden sie an Kopfzahl, desto mehr heben sich ihre Gesittungszustände. In unseren Ländern, wo die Schranken gefallen, welche den Mensch vom Menschen trennten und Blutsvermischungen zwischen ihnen und ihrer nichtsemitischen Umgebung keine Seltenheiten mehr sind, haben auch sie die höchste Stufe der Zivilisation erklommen und nehmen in derselben oft wohl auch leitende Stellen ein.

Eine „Naturgeschichte" der europäischen Völker müßte nach dem Gesagten notwendig sich in eine Ethnogenie derselben verwandeln. Erst wenn wir die Elemente genau kennen, aus welchen die Kulturnationen der Gegenwart zusammengesetzt sind, erst wenn wir diese Elemente genau studiert haben, sind wir in der Lage, für eine ethnographische Beschreibung der heutigen Europäer die erforderliche Grundlage zu gewinnen. Diese Beschreibung wird dann aber keine bloße „Naturgeschichte" mehr sein können, sie wird vielmehr auch alle jene Momente berücksichtigen müssen, welche das gesamte Kulturleben dieser Völker ausmachen. Auf dem unermeßlichen Gebiete, wo die Ethnographie in die Kulturgeschichte übergeht, erkennt man indes zur Zeit erst unbestimmte Umrisse, schwankende Gestalten. Diese festzuhalten, ihnen Körper und Wesenheit zu verleihen, bleibt noch eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft.

Berichtigungen.

In Bd. I, S. 174, Z. 10 bis 21 von oben findet sich eine Schilderung der Sitten der Markesasinsulaner, bei welcher das Zeugnis der deutschen Glattdeckskorvette „Ariadne" von S. M. Kriegsmarine angerufen wird. Um jeglichem Mißverständnisse vorzubeugen, erachte ich es für geboten, auf das formellste zu betonen, daß — was übrigens bei aufmerksamer Lektüre aus der Fassung des betreffenden Passus auch hervorgeht — die genannte Korvette mit den dort erwähnten Szenen selbstverständlich in keinerlei Verbindung zu bringen ist. Dem zweiten Teile der gedachten Schilderung, von Zeile 14 an, liegen insbesondere die Beobachtungen britischer und französischer Seeoffiziere, wie des Kapitäns Fenton Aylmer und der „Reine Blanche", zu Grunde. — Der Verf.

In Bd. II, S. 180, Z. 41 von oben heißt es: „Die Fulah sind gute Jäger und töten Löwen, Tiger und Elefanten". Unter Tiger ist hier natürlich nicht der in Afrika nicht vorkommende Königstiger, sondern der Jagdtiger oder Guepard (Felis jubata Schreb.) zu verstehen.

Register.

Die römischen Ziffern bedeuten den Band, die arabischen die Seitenzahlen.

A.

Ababa I, 438
Abaddeh II, 251, 252
Abâdel II, 351
Abadjechen II, 640
Abaka II, 209, 224
A-Bangâ II, 227
Abârmbo II, 227
Aba-tua II, 12
Abenaki oder Wapanachki I, 306
Abchasen oder Absega II, 640, 641 ff.
Abessinier II, 258 ff.
Abgal II, 243
Abiponer I, 453
Abissah II, 205
Abongo oder Atkoa II, 131
Abor II, 480
Abssne s. Abchasen
Abu Dinga II, 227
Abu Keia II, 209
Abu Nusseir II, 364
Abu Rof II, 251, 252, 254
Abu Senun s. Kodoi
Achdam II, 353 ff.
Acoma I, 342
Adal II, 259
Adhene II, 611
Adja II, 227
Adighe s. Adyche
Adioeo I, 452
Aditya oder Bubi II, 145
Admiralitätsinsulaner I, 103 ff.
Adon domni s. Jukagiren
Adscharen II, 624
Adschâua II, 185
Adschi II, 242
Adschmân II, 364
Adschumba II, 130
Aduan II, 364
Aduma II, 131
Adyche oder Adighe II, 640
Aegypter II, 318
Aeta I, 69, II, 540 ff.
Aethiopische Rasse II, 1
Aethiopisch oder Gheez II, 259
Afer I, 245
Afghanen II, 408, 426 ff.
Afo II, 185
Afridi II, 429
Agapiko I, 397
Agau oder Agow II, 248, 249
Aggi II, 526
Aghori oder Aghor-Pants II, 456
Aglegmiut I, 253
Agmegue od. Ganeagaono I, 310
Agulmiut I, 253
Ahaggar oder Hoggar II, 275
Ahir II, 444
Ah-tena oder Atna I, 274
Ahtindianer I, 284 ff.
Ahusaht I, 287
Ajawa II, 93
Aimak II, 597
Aino oder Kurilier I, 231, II, 560, 561, 571 ff.
Aisoren II, 399
Ait Amehr II, 289
Akadier I, 486
A-kampa II, 43
Akâreb II, 351
Ak Atabai oder Tschoni II, 614
Akawai I, 412
Akelle II, 131
Akim II, 152
Akka oder Tikkitikki II, 231
Akkoa s. Abongo
Akolhua I, 353
Akuscha II, 634
Akwamba II, 152
Akwapim II, 152, 155
Alabama I, 323
Alaikirgisen II, 611
Alaputsche s. Molutsche
Albanesen oder Arnauten s. Skypetaren
Aleuten I, 231, 257 ff.
Alfuren II, 528
Algeden II, 256
Algonkinvölker I, 303
Alikulip I, 464
Altaier II, 583
A-Luri II, 219
A-Madi II, 227
Ama-Fengu s. Fingu
Ama-Galika oder Gaika II, 49
Amahuaka I, 397
Ama-Kosa II, 42, 49
Ama-Mpondo II, 49
Ama-Sulu s. Sulu
Ama-Swasi II, 42, 50
Ama-Tebele s. Matebele
Ama-Tempu oder Tambuki II, 49
Ama-Tonga II, 50
Ama-Xosa s. Ama-Kosa
Ambaquistas II, 106
Ambuella II, 120
Amer Rharaba II, 310
Amharna II, 259
Amu-Nyam II, 103
Anachoreteninsulaner I, 103
Anapati I, 398
Andamanen od. Mincopie II, 482, 541 ff.
Andastes I, 311
Andesvölker I, 382 ff.
Andonnyneger II, 147
Anese II, 364
Angelsachsen I, 230
Angfue II, 147
Anglo II, 147
Angueteren I, 412
Aniyulen II, 581
Annamiten II, 505 ff.
Ansairieh s. Nosairyer
Antisaner I, 396 ff.
Apatschen I, 298, 337
Apiaká I, 438
Apinschi II, 130, 136
Appalachen I, 322 ff.
Araber II, 296 ff. 342 ff.
Arakú I, 432
Aramäer II, 375
Arara I, 438
Araukaner I, 223, 224, 403 ff.
Arawaken I, 412, 431
Arazita II, 310
Ardelan II, 397
Ardrah II, 147
Arekuna I, 412, 413
Areng-Khyeng II, 491
Arfaken I, 74, 77, 78, 86, 89, 92
Arib II, 310
Arier II, 648
Arinagotto I, 412
Arinen od. Arinzen II, 582
Arktiker I, 231, II, 575 ff.
Armenier II, 401 ff.
Arnauten s. Skypetaren
Arrapahu I, 310
A-Sandeh s. Niamniam
Asaorta II, 260
Aschanti II, 152 ff.
Aschirat II, 394
Asdscher II, 275
Asega s. Abschasen
Ash-o-chi-mi I, 329
Asimba II, 130
Assami II, 446
Assiniboin I, 320
Assuanek s. Serechule
Astori II, 432
Atakama I, 396
Ateibe, Oteibe oder Ektebe II, 364
Athapaskenl, 295 ff. 337 ff.
Atiadeo I. 452
Atka oder Atcha I, 258
Atna s. Ah-tena
Atnah I, 292
Atorai I, 412, 413
Atsche II, 147
Atschinesen II, 508
Atschuale I, 397
Attaf II, 310
Attionondaron I, 311
Auelimmiden II, 275
Augú II, 227
Aulad Dschema II, 205
Aulad Soliman s. Uelad Sliman
Australier I, 1 ff.
Avan II, 443
Avekvom II, 156
Awan II, 429
Awaren II, 634
Azua I, 345
Ayamat s. Yola
Aymara I, 394
Aymores s. Botokuden
Az Hibtes II, 253
Azteken I, 218, 352 ff.

B.

Bâbi II, 423
Babir oder Babor II, 196
Babire II, 103
Babisa II, 92
Babomantsu II, 22
Babuckr II, 224
Babungera s. Niamniam
Bachtiari II, 431
Badaga oder Burgher II, 466.
Baddo II, 226
Badscho s. Wadscho.
Bafiote II, 122 ff.
Ba-fukeng II, 67
Bag II, 641
Baga II, 165
Baggara II, 252, 254, 255
Bagirmi II, 199 ff.
Ba-hlapi II, 67
Ba-hlokwa oder Ba-mantati II, 67
Bahurutse II, 67
Bahu Trings II, 523
Bailunda oder Kimbunda II, 106
Bajombe II, 127
Bairam Schali II, 614
Baju II, 542
Ba-kaa II, 67
Bakahiri oder Pacuris 447
Ba-kele II, 43
Ba-khatla II, 67
Ba-kwopa II, 43
Bakumu II, 103

Bakun oder Bakuß II, 102
Bakunja II, 127
Bakwena II, 67, 68
Bakwiri II, 137, 138
Ba-lala oder Ba-kalahari II, 67
Balanten II, 162, 164
Balascha II, 433
Balegga II, 103
Balinesen II, 512
Ballabolla I, 284
Ba-lojazi II, 43
Balonga II, 89
Baltti II, 435 ff.
Baluba II, 106.
Balumba II, 127
Bamana s. Bambarra
Ba-mangwato II, 67
Ba-mapela II, 67
Ba-matlaru II, 67
Bambarra II, 167, 171
Bambia II, 224
Bambiri II, 224
Ba-meri II, 67
Banar II, 501
Bandelkandi II, 446
Bang II, 502
Bangala II, 106, 111 ff.
Banguen II, 136
Bangiar II, 163.
Bankaláua II, 185
Bannam II, 501
Banong II, 501
Banschaka II, 131.
Bantetsche II, 130
Bantuvölker II, 41 ff.
Banyai II, 89
Ba-nyenko II, 43
Banyia oder Banianen II, 445.
Banyun II, 165
Ba-peri II, 67
Ba-phiring II, 67
Ba-puti II, 67
Bara II, 184, 333
Barabinzen II, 620
Barabra oder Nubier II, 232 ff.
Barakai II, 641
Ba-rapusa II, 42
Barbakoa I, 395
Barbarians s. Nubier
Barbudo s. Mayoruna
Baré I. 432
Barea II, 255 ff.
Bari II, 209, 215 ff.
Baria II, 252, 502
Ba-roa II, 12
Barokoto I, 413
Ba-rolong II, 67
Ba-roze oder Ba-rotse II, 42, 43, 95
Barpaschtun II, 429
Basa II, 156, 224
Baschilange II, 106.
Baschilbai II, 641
Baschir II, 227
Baschkiren II, 643
Basen II, 255
Ba-shueba II, 43
Basire II, 103
Basken II, 648
Bassa II, 185
Baschcho II, 641
Bassonge II, 106
Basunga II, 92
Basunka II, 170
Ba-suto II, 67, 68
Batau II, 67
Bateke II, 105
Ba-tloung II, 67
Ba-toka II, 43
Ba-tsetse II, 67
Batta od. Battak II, 517 ff.
Battaneger II, 186
Batua II, 105
Baure I, 397, 402
Ba-wanketsi II, 67
Bawili II, 127
Bayaka II, 127 ff.
Ba-yeye II, 42, 43
Bayot II, 163
Bedaui II, 252
Beddê II, 196
Bederich II, 208
Bedschadvölker II, 231 ff. 250 ff.
Beduinen II, 363
Beia II, 226, 227
Beji II, 397
Belanda II, 222
Bele oder Terrawia II, 185, 271
Belen II, 250
Belô II, 501
Belon II, 252
Belutschen II, 408, 429 ff.
Benda II, 227
Beneki II, 106
Benga II, 43
Bengali II, 446
Beni Abbad II, 364
Beni Abbes II, 289
Beni Adel II, 289
Beni Amer II, 251, 252, 310
Beni Atie II, 364
Beni Chsum II, 364
Beni Dschaad II, 310
Beni Hadschar II, 364
Beni Hassen II, 309, 310
Beni Khalid II, 364
Beni Khrelifa II, 310
Beni Lam II, 394
Beni Mehenna II, 289
Beni Mussa II, 310
Beni Mzab II, 289, 290 ff.
Beni Naten II, 289
Beni Sacher II, 364
Beni Sliman II, 310
Beni Tisut II, 289
Beni Urarh II, 289
Benon II, 501
Berber II, 139, 269, 273 ff.
Berberiner s. Nubier.
Berembo II, 224
Bergdama s. Hau-khoin
Bergtadschik II, 424
Beri II, 209, 227
Bertat II, 236, 237
Beßlenei II, 640
Bet Asgedé II, 253
Bet Aued II, 253
Bet Male II, 253
Betschuanen s. Tschuanen
Betsileo II, 333
Betsimisaraken II, 331
Beungao II, 501
Bghay II, 492
Bhagti II, 430
Bhatti II, 443
Bhil oder Bhilla II, 462, 463
Bhilala II, 463
Bhodschpuri II, 446
Bhumidsch II, 460
Biafade oder Biafaren II, 162, 164
Bieno II, 119
Bihe II, 106
Bilbas II, 397
Birmanen II, 487 ff.
Bischarin II, 241, 251, 252
Bituruna I, 437
Blackfeet s. Schwarzfüße
Boddo II, 227
Boers II, 68
Bogos II, 248, 250
Bogu II, 611
Bolo II, 184
Bonak od. Panascht I, 346.
Bondo II, 106, 117
Bongo oder Dor II, 221, 222 ff.
Bonnyneger II, 147
Bor II, 209
Bora Mabang II, 205
Bororó I, 438
Boruka I, 375
Bosnier II, 647
Botokuden oder Aymores I, 223, 224, 380, 443.
Brahmanen II, 442
Brahui II, 431
Brakna II, 279
Bramma II, 491
Braßneger II, 147
Brau II, 501
Brazileiros I, 488
Bridsch-Bhakka II, 446
Briten II. 648
Brokkpa II, 434
B'schawe II, 364
Bua II, 200, 204
Bubi s. Adiya.
Budduma oder Yadina II, 186, 198
Bugi oder Wugi II, 526 ff.
Bugres I, 442
Bulala II, 197
Bulgaren II, 583, 643, 644
Bullam oder Bullami II, 165
Bunda II, 42
Burâten s. Burjâten.
Burgher s. Badaga
Burjâten II, 583, 597, 598 ff.
Burisch oder Jeschkun II, 432, 434
Buru II, 245
Burum II, 236
Burnten s. Karakirgisen
Buschgâli II, 433
Buschmänner oder Saan II, 11 ff.
Busso II, 204
Butija II, 472

C.

Cabre I, 412
Cadodaquious s. Kaddo-indianer
Callapootos s. Kalapuya
Camerun s. Dualla
Campevas I, 438
Canibas I, 306
Canoeiros I, 440
Caquesio I, 383, 412
Caribes I, 371
Catalanganen II, 584
Catawbas s. Kataba
Cayuga od. Gueugwehono I, 310
Cayuseindianer I, 293
Cetai s. Pariqui
Chalcha s. Kalkamongolen
Chamorro I, 138, 144, 146, 154, 156
Changrai s. Chiarai
Changuenes s. Tschanguen
Chapetones I, 488
Charagotto I, 412
Chara-Tanguten II, 608
Charruas s. Tscharrua
Chasowar s. Samojeden
Chatiukai II, 640
Chazaren II, 620
Chazaken s. Kosaken
Cherokee s. Tschiroki
Chewsuren II, 631 ff.
Cheyennes s. Scheyenne
Chiarai oder Changrai II, 501
Chibcha oder Muysca I, 220, 223, 383
Chichimeken s. Tschitschimeken
Chikasaws s. Tschikasah
Chiledos I, 404
Chim-a-lak-we I, 328
Chim-a-ri-ko I, 328
Chimehueve I, 349
Chinesen I, 57—59, 205, II, 543 ff.
Chinwan II, 537 ff.
Chippeways s. Odschibwä
Chippeways s. Tschippewehan
Chiriguais s. Tschiriguai
Choctaws s. Tschachtah
Chodiah II, 208
Cholo s. Tscholo
Chono I, 403
Chontales s. Tschontal
Chopunnish s. Sahaptin
Chorotegas s. Tschorotegen
Chorti s. Tschorti
Chosowo s. Samojeden
Christenauz s. Krih
Chsawije II, 364
Chualpays I, 293
Chucunaquen I, 376
Chumairs oder Krumir II, 286
Chunupi I, 452
Cirkassier II, 640
Civa I, 370
Clallam oder Tschallum I, 284, 293
Clatset s. Macah
Clatsop oder Clatsop I, 295
Cochimi s. Kotichimi
Cochiquina s. Kotschikina
Cochise s. Kotschis
Cocomaricopa I, 335
Cocopa I, 335
Comanches s. Komantschen
Congari I, 323
Cora I, 334
Coridici od. Coribici I, 371
Cosnino od. Cosino I, 336
Cowlits I, 293
Coyotero I, 337
Coyukon s. Kayukotana
Creeks s. Krihk
Crees s. Krihindianer
Crepe s. Wegbe
Crows s. Upsaroka
Cumanagotto I, 412
Cutganes od. Cuchan I, 336
Cuthäer II, 380

D.

Dabbenah II, 252
Dagasa II, 269
Daghestaner s. Lesghier
Dahomeneger II, 147
Dakhani II, 446
Dakota od. Siouz I, 312 ff.
Dalatoa II, 197
Dama (Damara) II, 43, 118
Danakil II, 241, 244 ff.
Danoa II, 197
Dardu II, 432 ff.
Darien I, 375
Darrud-Somal II, 242
Dau-Bya II, 492
Daulat Cheil II, 429
Daurier II, 584
Dayak II, 522
Dayak-Paré II, 522
Daza oder Dasa II, 197, 269
Debba II, 205
Dechtschischeh II, 242
Delawaren I, 307
Dembo II, 222, 227
Dene-Dindschieh s. Athapasken
Denka s. Dinka
Deutsche I, 55, 56, 482
Dhiuli II, 168
Djalonke II, 171, 176
Dibbiri II, 193
Didschu s. Pa-yü
Di-kele II, 43
Dinka, Denka od. Dschangeh II, 208, 212 ff
Dirian I, 373
Divi-het I, 453
Diwalla s. Dualla
Dogorda II, 197
Dohema s. Heve
Dolegat I, 375
Dongolawi II, 234
Dor s. Bongo
Dravida II, 440, 459 ff.
Drio I, 413
Drusen II, 384 ff.
Dschaba II, 185
Dschafra II, 310
Dschagga II, 88
Dschâhalin II, 364
Dschangeh s. Dinka
Dschat II, 443
Dschawambe II, 176
Dschebel Amur II, 310
Dscheráua II, 185
Dscholof s. Wolof
Dschuang oder Pattun II, 460
Dschur oder Luoh II, 208, 221 ff.
Dshigeten s. Sfadsen
Dualla od. Camerun II, 43, 137 ff.
Dukko II, 193
Duranai II, 426, 429
Dureyli II, 432
Duschki II, 397
Dusun II, 526
Dwalla s. Dualla
Dzyen s. Dinka

E.

Edur-Somal II, 242
Efik II, 147
Ehatsar s. Hidatsa
Ehkili II, 343
Ekogmiut I, 253
Ektebe s. Ateibe
El Alawin II, 251
Elkonono II, 239
Elma II, 310
Elokob s. Watuafi

Elu II, 470
Eluteat s. Olutoren
Elyab II, 209
Embeli II, 227
Emiſhi II, 560
Encabellados I, 412
Eries I, 311
Enima s. Inami
Erfaren od. Erſſari II, 614
Escopies s. Naskapit
Esken II, 614
Eskoria I, 375
Eskimo oder Inuit I, 215, 281 ff.
Es-là-ke-wach I, 329
Eſthen II, 644
Eudeve I, 350
Europäer I, 53, 54, 63, 206—210
Euphratkurden II, 398
Eurafier II, 448
Euskaldunak II, 648
Ewe II, 147 ff.
Eyiniwok s. Krih

F.

Fakkere II, 226
Falaſcha II, 248, 249
Faki II, 185
Fan oder Mpongwe II, 130
Fanen II, 425
Fanti II, 152, 155
Farbige s. Miſchlinge
Farſi s. Perſer
Feili II, 431
Fellahin II, 319, 327 ff. 379 ff.
Felon s. Pa-yü
Felup s. Fulup
Fenaïa II, 289
Fendicha s. Falaſcha
Ferdſchiua II, 289
Fernandian II, 42, 43
Feuerländer od. Peſcherähs I, 463 ff.
Fezzaner II, 271 ff.
Ffons II, 147 ff.
Fika II, 196
Filham oder Filhol II, 162
Fingu oder Ama-Fenga II, 49
Finnen II, 583, 643
Flatbows I, 291
Flatheads s. Seliſch
Foxes I, 308
Fliſſa II, 289
Flita II, 289, 310
Foggara s. Falaſcha
Folgharen II, 425
Formoſaner II, 537 ff.
Franzoſen in Kanada I, 485
Fulah oder Fulbe II, 139, 173
Fulfulde II, 174
Fulun II, 163
Fulup oder Felup II, 162 ff.
Fundſch oder Funje II, 236, 237
Furi s. Gondſcharen

G.

Gaberi II, 202
Gabilan I, 345
Gabumka II, 170
Gabunejen s. Mpongwe
Gachupinos I, 488
Gadaba II, 462
Gaika s. Ama-Galika
Gakkar II, 443, 444
Galgai s. Inguſchen
Galibi I, 408
Galla s. Wagalla
Gallinaneger II, 159
Galloa II, 130
Galtſcha oder Goltſcha II, 424 ff.
Galzanen oder Koltſchanen I, 274
Gamerghu II, 186, 194, 195
Ganeagaono s. Agmegue
Gangari II, 166
Ganguella II, 119
Garo II, 480, 482
Garrâſheh II, 367
Gaspéſiens s. Mikmak
Gatſchaga s. Kadſchaga
Gaucho I, 379, 493 ff.
Gayataka I, 431
Gebr s. Parſi
Gebrun II, 243
Gedebo s. Grebo
Gens des feuilles tirées I, 313
Gens du lac I, 313
Georgier II, 623 ff.
Gere II, 184
Germanen II, 645
Germana II, 185
Gês I, 431, 441
Geſchtula II, 289
Gheez II, 259
Ghelghanen s. Golden
Ghilbſche oder Ghilzai II, 426, 429
Ghurka s. Gorkha
Ghujen s. Oezbegen
Giao-chi II, 501
Gilbertinſulaner I, 139, 140, 141, 147
Giljaken II, 575
Ginga II, 106
Gilgiti II, 432
Gitanos s. Zigeuner
Goajiro I, 412, 427 ff.
Gobtanieh II, 242
Gohun s. Tonto
Goklan II, 614, 615
Golden oder Ghelghanen II, 584
Golo II, 226
Goltſcha s. Galtſcha
Gond oder Gonda II, 468
Gondſcharen oder Furi II, 207
Gonga II, 259
Gor II, 43
Gorkha oder Ghurka II, 442, 473
Goyataka I, 442
Grebo od. Gedebo II, 156
Gri (Griqua) II, 24
Griechen II, 649
Grönländer s. Eskimo
Großruſſen II, 646
Grosventres s. Arrapahu
Gruſier, Gruſiner oder Gruſinzi s. Georgier
Guaicuri oder Waicura I, 334
Guaima I, 345
Gualaquiſa I, 397
Guamare I, 363
Guana I, 452
Guanka oder Huancas I, 396
Guarani I, 436
Guarapú-ava s. Japó
Guarauno oder Warrau I, 412
Guató oder Buato I, 446
Guatſchié oder Guachi I, 447
Guatuſo I, 374
Guaykanan I, 437
Guaykari I, 412
Guaykurú oder Lengoas I, 431, 451 ff.
Guck oder Koko I, 431
Gudaburſi II, 242
Gudſchar II, 443, 444
Gudſcherati II, 446
Gueren s. Kren
Gueugwehono s. Cayuga
Guitſchola I, 363
Gumuš II, 236
Guran II, 408, 425
Gurgateh II, 243
Gurung II, 473
Gwala II, 444

H.

Habâbvölker II, 241, 252, 153
Hacco II, 106
Hadendoa II, 241, 251, 252
Hai s. Armenier
Haidahindianer I, 282 bis 283
Haiderly II, 397
Hailſa I, 284
Hakili oder Ehkili II, 343
Hakka II, 537, 547
Halköh s. Khamen
Halang II, 501
Halenga II, 251
Hamama II, 310
Hamaſen II, 253
Hamian II, 310
Hamiten II, 3
Hammedſch II, 236, 237
Hanenſcha II, 310
Haracta II, 310
Harar II, 310
Haroti II, 446
Haſchem II, 310
Haſſa II, 252
Haſſanieh II, 252
Hau-khoin oder Bergdama II, 119
Hauſa oder Hauſſa II, 182 ff.
Hawaiier s. Kanaken
Hawalla II, 197
Hawijah-Somal II, 242
Hayu II, 473
Hazarah II, 597
Helkota II, 252
Hellenen II, 649
He-nag-gi I, 296
Hereró II, 42
Herki II, 397
Hertôſchi II, 398
Herzegowzen II, 647
Heve oder Dohema I, 351
Hiahui s. Otomi
Hiaqui s. Yaqui
Hidatſa I, 220
Himjariten II, 343
Hinderin II, 397
Hindi oder Hinduſtani II, 445
Hindu II, 440, 448 ff.
Hitſchitih I, 325
Hling-dſchu oder Schendu II, 491
Hochungohrah s. Winibago
Hodenoſauni s. Irokeſen
Hoggar s. Ahaggar
Hogha II, 275
Hokko II, 547
Hollo II, 106
Homran II, 251
Hormakly II, 398
Hottentotten II, 12, 23 ff.
Hova II, 331, 333 ff.
Hualapais oder Wallpays I, 336
Huamboya I, 396
Huaraza oder Kwara II, 249
Huaſteken I, 367
Huatſchitſchil oder Guachichil I, 363
Hueco I, 322
Huetat II, 364
Huillitſchen I, 403
Hunderilmatſch II, 634
Hupah I, 295, 296
Huraba I, 345
Huronen I, 311
Hykſos II, 318
Hyperboreer I, 231

J.

Jabain oder Jabaing II, 492
Jacubia II, 310
Jagnauben II, 425
Jakobiten II, 380
Jakonaiga I, 453
Jakoninbianer I, 295
Jakundá I, 437
Jakuns II, 541
Jakutat I, 278
Jakuten II, 583, 589 ff.
Jan II, 443
Janktonwan od. Wichiyela I, 314
Japaner II, 560 ff.
Japó oder Guarapú-ava I, 437
Jaûn-abó s. Karipuna
Javanen II, 512 ff.
Jbara II, 334
Jberer II, 648
Jbo II, 145
Jedina s. Budduma
Jemes I, 342
Jenisſei-Oſtjaken II, 575, 582
Jeniſſeiſamojeden II, 592
Jeſchkun s. Buriſch
Jeſiden II, 394, 400
Jeskoa II, 584
Jetan s. Komantſchen
Jgorroten II, 534
Jhadnâren II, 275
Jhaggaren II, 274
Jhehauen II, 275
Jiguſchen II, 163
Jivaro I, 396, 397
Jkongo II, 334
Jllinois I, 308
Jlungut oder Jlongoten II, 534
Jllyrier II, 649
Jmanan-Oraghen II, 275
Jmangaſoten II, 275
Jmeretier II, 624 ff.
Jmettritalen II, 275
Jmoſcharh s. Tuarik
Jmrhad II, 274
Jnami oder Enima I, 452
Jndianer I, 211—214, 221—227, 263 ff.
Jndios ladinos I, 428
Jndios manſos I, 428, 429
Jndios pintos I, 366
Jndios ſelvajes I, 428
Jngalik oder Jngeleten I, 274, 275, 276
Jnguſchen oder Galgai II, 631
Jn-hambane II, 43
Jnima I, 397
Jninga II, 130
Jnquiadaten I, 412
Jnuit s. Eskimo
Jokkaniden II, 343
Jolof s. Wolof
Jomut oder Jomuden II, 614
Jongbongo II, 226
Jowa I, 318
Jpande s. Lipan
Jquito I, 412
Jrani s. Perſer
Jrayas II, 534
Jrholang II, 275
Jrländer I, 484
Jrokeſen I, 273, 310 ff.
Jrular II, 464
Jſa II, 242
Jskuandi I, 395
Jsmaeliten II, 343, 388
Jſubu II, 42
Jtelmen s. Kamtſchadalen
Jtokoindianer I, 383
Jtonama I, 397, 402
Juden I, 483, II, 312, 358, 651
Jukagiren I, 231, II, 575 581
Jumale II, 234
Jundiaki I, 437
Juraken II, 592
Juruna I, 437
Jvili II, 136

K.

Kaab II, 394
Kababiſch II, 252, 254
Kabango II, 120
Kabardiner II, 640
Kabâua II, 185
Kabil s. Karonen
Kabizi oder Piaka I, 447
K'abneh II, 364
Kabylen II, 274, 286, 287, 289 ff.
Kachyen s. Katſchin
Kaddera II, 185
Kaddoindianer oder Cadodaquious I, 345
Kado II, 185
Kadſchaga II, 166
Kadſche II, 185
Kaffern II, 42, 49 ff.
Kafir oder Siahpoſch II, 432, 433
Kahahyha I, 438
Kahita I, 351
Kahuillo I, 349
Kai II, 193
Kaiamante II, 163
Kajafih od. Kajath II, 445
Kaibarſtämme II, 429
Kaigani I, 282
Kaila s. Falaſcha

Kaizaken s. Kasaken
Kakaraka s. Niamniam
Kalapuya od. Callapootos I, 295
Kalang II, 541
Kalascha II, 433
Kalebue II, 106
Kalifornier I, 327 ff.
Kalille-het I, 455
Kalinga s. Kling
Kalkamongolen II, 597, 600 ff.
Kallinago I, 409
Kallifeka I, 397
Kalmüken II, 583, 597, 602 ff.
Kalunda II, 106
Kamassinzen II, 596
Kambodschaner od. Khmer II, 500
Kamenen II, 579
Kameneten I, 464
Kami s. Komui
Kampa oder Campo, auch Anti I, 397, 398 ff.
Kamtschadalen oder Itelmen I, 231, II, 575, 580
Kanadier I, 485
Kanaken I, 119, 197 ff.
Kanaresen, Kannadi oder Karnota II, 466
Kanaudschi II, 446
Kanchi I, 395
Kanembu II, 186, 197
Kansasindianer I, 318
Kanuri II, 186 ff.
Kao-Kang II, 502
Kaoli II, 556
Karabulaken II, 630
Karagasen II, 596, 608
Karaja od. Karajaki I, 442
Karaika I, 464
Karakalpaken II, 611
Karakirgisen oder Dikokamennyje II, 610 ff.
Karal II, 443
Karanka I, 395
Karaputscho s. Kaschibo
Karatschai II, 620
Kara Tschucha II, 614
Karawahana I, 413
Karen II, 492 ff.
Karia oder Kharria II, 460
Kariay I, 432
Kariben I, 224, 407 ff. 431
Karibi-Kuna I, 376
Karipuna I, 433
Karnata II, 466
Karok I, 328
Karolineninsulaner I, 138 bis 139, 142, 146, 149
Karonen od. Kabik II, 163
Kartli, Karthuli od. Karthwel II, 625
Kartscha od. Carcha I, 370, 372
Karungaré I, 80
Kasaken II, 583, 617 ff.
Kasarere II, 22
Kaschemere II, 205
Kaschibo oder Kastro I, 397
Kaschmiri II, 438 ff.
Kastükmüken II, 634
Kaskakia I, 308
Kasna I, 395
Kassangues II, 162
Kataba oder Catawbas I, 323
Katapassa I, 397
Kathi II, 443
Katkari s. Katodi
Katlamat I, 295
Kathodi oder Katkari II, 462
Katschi II, 446
Katschin oder Kachyen II, 483, 484 ff.
Katschiquel I, 367, 369
Kattigäli oder Wirigäli II, 433
Kaukasische Rasse II, 3
Kaukasusvölker II, 623 ff.
Kaviagmiut I, 253, 256
Kavirondo II, 240
Kawa II, 193
Kaya s. Karen
Kayapó od. Coyopo I, 441
Kayriri oder Kiriri I, 432
Kayowá I, 437
Kayuaba I, 402
Kayuko-tana od. Coyukon I, 274, 275, 276
Kazkan I, 363
Kejong II, 501
Kel-Air od. Kelowi II, 275
Kele II, 42
Kel-Ihaban II, 275
Kelten II, 648
Kemgui II, 640
Kenai oder Kinai I, 274 bis 278, 298
Kenai-tena I, 274
Keneka I, 464
Keribina II, 194, 195
Kermani I, 397
Kerriferri II, 196
Ketschi I, 349
Ketschua oder Quichua I, 384 ff.
Kha II, 483, 501
Khamen II, 500
Khamti II, 483, 494
Kharria s. Karia
Khas II, 473
Khasia II, 480, 482, 494
Khatri II, 442, 444
Khet oder Tschwea II, 500
Khmer s. Kambodschaner
Kho s. Tschitralen
Khoadsongen II, 584
Khoikhoin s. Hottentotten
Khond s. Khund
Khornav II, 397
Khraschna II, 310
Khruiden II, 310
Khuai II, 22
Khund, Khond oder Ku II, 469
Khyeng II, 491
Kibet II, 206
Ki-hiau II, 43
Ki-Kamba II, 43
Kikapu I, 308
Kiki II, 398
Killamuckindianer I, 293
Kimbundu s. Bailunda II, 106
Kinai s. Kenai
Ki-nika II, 43
Kioko II, 106, 110
Kiowah I, 345
Kipare II, 88
Ki-pokomo II, 43
Kiray II, 503
Kirfi II, 185
Kirgisen II, 583
Kiriri s. Kayriri
Ki-sambala II, 43
Kisilbet II, 641
Kissama II, 106, 120
Kissur II, 180
Kisten, Kistinen oder Mizdschegben II, 630
Ki-suaheli II, 43
Kiteita II, 88
Kitkaha I, 321
Kitunaha s. Kutani
Kizh I, 349
Klamathindianer oder Lutuami I, 296
Kleinrussen s. Ruthenen
Kliketat I, 293
Kling oder Kalinga II, 464
Knistinos oder Knistenaux s. Krih
Kobari I, 398
Kodoi od. Abu Senun II, 205
Kodugu s. Kudagu
Kohatar s. Kotar
Kohm s. Kambodschaner
Kohuirteken I, 353
Koiba I, 375
Koibalen II, 596
Koibdschos II, 526
Koikoib II, 23
Koko I, 370
Koko s. Guck
Kokoipitian I, 413
Koldagi oder Koldadschi II, 234
Kolh II, 459 ff.
Koljuschen oder Koloschen I, 278 ff.
Kollagua I, 395
Kollaindianer s. Aymara
Koloschen s. Koljuschen
Koltschanen I, 274, 275
Kolumbiaindianer I, 289
Kolyiko I, 404
Komantschen oder Comanches I, 347 ff.
Kombo I, 328
Komui, Kami oder Kumi II, 491
Konambi I, 397
Kongo II, 42
Konjagen I, 253—256
Kontbo I, 397, 401 ff.
Konkani II, 446
Konoschioni s. Trokesen
Kopiri I, 398
Kopten II, 319, 320
Kora I, 351
Kora-Hottentotten II, 24
Koreer II, 555 ff.
Korjaken I, 231, II, 575, 579
Koroado I, 445
Koropo oder Cropos I, 442
Kosali II, 446
Kotar oder Kohatar II, 466
Koto II, 185
Kotoko II, 186, 194
Ko-tschi II, 219
Kotschikina od. Cochiquina I, 396
Kotschimi oder Cochimi I, 334
Kotschis od. Cochise I, 337
Kotten I, 231, II, 575, 582
Kowitschin I, 284
Koyukukhotana I, 274
Krähenindianer s. Upsaroka
Kran I, 431, 441
Kredsch II, 227
Kren oder Gueren I, 431, 443
Kreolen I, 487
Krihindianer oder Crees I, 304
Krihk oder Creehs I, 323
Kroaten II, 647
Krumir s. Chumairs
Kruneger II, 156 ff.
Ksêr II, 310
Ktohl II, 502
Ku s. Khund
Kuang II, 204
Ku-a-ngola II, 43
Kuburi II, 193, 197
Kudagu, Kodogu od. Kurg II, 466, 467
Kuerinen II, 634
Kueva I, 375
Kuhistâni II, 426
Kuhkeul oder Thukheub II, 23
Kuitlateken I, 353
Kukra I, 370, 372
Kulsan II, 234
Kulhua I, 353
Kuli oder Kol II, 462
Kulilau-kunny I, 455
Kumanen II, 620
Kumi s. Komui
Kumosoalla II, 197
Kumüken II, 620
Kuna I, 376
Kunama II, 255
Kunamaré I, 432
Kunúna II, 185
Kunbi s. Kurmbi
Kupferminenapatschen I, 337
Kurden II, 394 ff.
Kurg s. Kudagu
Kurilier s. Aino
Kurmbi od. Kunbi II, 444
Kurumbar II, 464
Kurunka II, 205
Kurunkh s. Uraukolh
Kuskwogmiut I, 253
Kusunda II, 473
Kutani oder Kitunaha I, 291—292
Kutschanen s. Cutganes
Kuy II, 483
Kwa II, 147
Kwara s. Huaraza
Kwerembo II, 224
Kwichluagmiut I, 253
Kwichpagmiut I, 253
Kwui II, 500
Kyetsch II, 209
Kyzilbaschi II, 400

L.

Ladroneninsulaner I, 157
Laduma oder Landuman II, 165
Lak II, 634
La-kagne-dong II, 502
Lakandon I, 369
Lampong II, 508
Landuman II, 165
Lanku-He-Miau II, 545
Lao II, 483, 494, 497 ff.
Lappen II, 643, 645
Larba II, 310
Larkakolh II, 459
Larpuschtun II, 429
Lasen II, 624, 625 ff.
La-song s. Xong
Lates II, 502
Latuka II, 216
Lays II, 502
Leaf shooters I, 313
Leichun II, 397
Lei-su II, 486
Lengoas s. Guaykuru
Lenka I, 370
Lenni-Lenape I, 307
Lepcha II, 474
Lesghier oder Daghestaner II, 629, 633 ff.
Leuvu-het I, 455
Libolo II, 121
Ligi II, 209, 220
Ligurer II, 648
Li-khoya II, 67
Lingoa geral I, 380, 435
Lipanes oder Ipande I, 298, 337
Liven II, 644
Llaneros I, 337
Llipi II, 396
Logon II, 186
Logrodo I, 397
Lohitavölker II, 491
Loi II, 500
Lok-thai s. Pe-h
Lolo II, 492
Long-Tschi-Miau II, 544
Lomwe II, 90
Londa II, 42
Loucheux I, 298, 299
Lovale II, 106
Loyaltyinsulaner I, 139
Luba II, 224
Luchaze II, 120
Luh-N'zeh-tsze II, 548
Lukkunu s. Arawaken
Lulbahanteh II, 242
Lule I, 452
Lunda II, 106
Lung-the II, 492
Lupaka I, 395
Luri II, 431
Luschai II, 480, 482
Lu-tsen II, 486
Lutuami s. Klamath
Luut-Tuung-Jejau II, 544

M.

Maase II, 364
Maba II, 205
Mabiha II, 90
Macah oder Clatset I, 284
Machi II, 147
Madaba II, 205
Madan II, 394
Madi II, 219, 224
Maduresen II, 512
Maforesen I, 74, 79
Magar II, 473
Magemiut I. 253
Ma-ghoba II, 43
Maghzi II, 430
Magianer II, 425
Mägomi II, 192, 197
Magyaren II, 643
Ma-hiau II, 43
Ma-hloenga II, 42
Mahratten II, 442
Mai-du od. Mai-deh I, 329
Maithili II, 446
Main Creek I, 325
Majollo II, 130
Makalaka II, 89
Makalolo II, 94
Ma-kaufana II, 43
Makaraka s. Niamniam
Makari s. Kotoko
Ma-kautu II, 12
Makoka II, 106
Ma-kolokue II, 67

Makombe II, 89
Ma-kua II, 43, 90 ff.
Makuschi I, 412, 413
Malabaren oder Malayala II, 467
Malanka II, 205
Malayen I, 66, 67, 100 bis 103, 114. II, 507 ff.
Malayo-Polynesier I, 66, 68
Malbala I, 452
Malemiut I, 253, 254, 256
Maler II, 463
Mallinke s. Mandingo
Maltesisch II, 343
Mambarevi I, 447
Mambunda II, 95 ff.
Ma-molosi II, 42
Manáo I, 432
Mandanindianer I, 318
Mandara II, 186, 195
Mandeneger II, 167
Mandingesen I, 376
Mandingo II, 167, 168 ff.
Mandschu II, 584, 588 ff.
Manga II 186, 194, 227
Mangandscha II, 92
Mangari II, 206
Mangbattu s. Monbuttu
Manguten II, 584
Mangwe I, 374
Maniagren II, 584
Manioto od. Mayna I, 397
Manjuema II, 102 ff.
Mankassaren II, 526
Manna II, 205
Manobos II, 534
Manzaneros I, 406
Maopitian I, 413
Maori I, 187 ff.
Mapilla od. Mopla II, 465
Ma-ponda II, 43
Maputschen I, 403
Maqanin II, 208
Maramrah II, 208
Marathi II, 446
Ma-ravi II, 43, 92
Marauhá I, 432
Marea II, 253
Mareschit s. Passamaquoddi
Marfa II, 205
Marghi II, 186, 196
Markesasinsulaner I, 163, 167, 169, 175, 179
Marokkaner II, 281 ff.
Maroniten II, 380 ff.
Maropa I, 402
Marrai II, 429
Marri II, 430
Marshallinsulaner I, 139, 144, 148, 155
Marundscha II, 105
Marutse II, 95 ff.
Marwari II, 446
Masa II, 186, 196
Masai II, 238, 239
Masawe II, 240
Maschona II, 89
Mascoutin s. Jowa
Masta I, 398
Masewe II, 240
Maskegon, I, 309
Ma-sona II, 42
Massassi II, 177
Massolid II, 205
Ma-Swasi (Ama-Swasi) II, 42
Mataguayo I, 452
Matebele II, 49
Ma-tonga II, 42
Matoren II, 596
Matschen II, 425
Matuka II, 89
Maua II, 90
Mauren, Moros oder Moriskos II, 280 ff. 297 ff.
Maurowlachen s. Morlaken
Mawumbu II, 127
Maya I, 219, 367 ff.
Mayna s. Manioto
Mayo I, 350
Mayoruna oder Barbudo I, 396
Maypure I, 412
Mazanen I, 412
Mazapilen I, 353
Mazateken I, 363
Mazitu II, 92
Mbáddima II, 227
Mbafu II, 147
M-Balundu II, 121
Mbamba II, 131
Mbaya I, 452
Mbokobi I, 452
Mbu II, 205
M'Bunda II, 106
Mdewakantonwan od. Minowa kantong I, 313
Medo II, 90
Mehtar II, 443
Mehto II, 462
Meko I, 363
Melanesier I, 71 ff.
Melchiten II, 380
Mena II, 43
Menearo I, 398
Mengwe s. Irokesen
Menna II, 252
Mensa II, 253
Meo II, 503
Mera oder Mhair II, 462
Mere II, 227
Mes'aid II, 364
Mesaya I, 435
Mescaleros I, 337
Meschtscherjäken II, 643
Mestizen I, 491
Metawile s. Metuoli
Meteir II, 364
Meteolli s. Metuoli
Metuoli, Meteolli oder Metawile II, 388
Mexikaner I, 346 ff.
Mghárba II, 197, 271
Mhair s. Mera
Miao-tse oder Miau-tsi II, 494
Micos s. Mulwa
Mije oder Mixes I, 365
Mijertheyn II, 242
Mikafuke I, 325
Mikmak I, 306
Mikronesier I, 71, 137 ff.
Milki II, 397
Milli II, 398
Mimbreños I, 337
Mina II, 462
Mincopie I, 70, II, 541 ff.
Mingrelier II, 624
Minitari s. Hidatsa
Minowa Kantong I, 313
Minuano I, 437
Minungo II, 106, 116
Miranha I, 433, 434
Miru II, 485
Mischlinge oder Farbige in Amerika I, 489 ff.
Mischmi II, 480
Missinsig I, 309
Missouriindianer I, 318
Mitschi II, 147
Mittelamerikaner I, 367 ff.
Mittelländische Rasse II, 2, 3
Mittu II, 224
Mituandue I, 438
Mi-wok I, 329
Mixteken I, 363, 364
Mizdschegh en s. Kisten
Mobber II, 194, 196
Mobima I, 402
Mochosch II, 640
Modokindianer oder Okkow-isch I, 296
Moenitari s. Hidatsa
Mogoreb II, 256
Mogul II, 453
Mohave I, 335, 336
Mohawk I, 310
Mohegan oder Muhhekanew I, 307
Mohiau od. Wahiau II, 90
Moi II, 483, 501 ff.
Mokao II, 501
Mokkua s. Makua
Mokkar II, 310
Moleleindianer I, 293
Molua II, 106 ff.
Molutsche I, 403
Mon s. Talaing
Monbuttu II, 229 ff.
Mongolen II, 583, 597 ff.
Monqui I, 334
Monsoni I, 305
Montagnais I, 298, 305
Montagnards I, 298
Montezana I, 370
Montefik II, 364, 394
Montenegriner oder Zrnagorzen II, 647
Monwu II, 224
Mopagha II, 492
Mopan I, 369
Moqui I, 342, 347
Moratschen I, 403
Mordwinen II, 644
Morlaken oder Maurowlachen II, 647
Morona I, 397
Mortlockinsulaner I, 149
Moru II, 209, 220
Moskitoindianer I, 372, 373
Moso II, 487
Mosul II, 394
Moundbuilders I, 223, 264 ff.
Mountaineers I, 305
Mozo I, 397, 402 ff.
Mpangwe II, 130
Mpongwe II, 42, 130, 132 ff.
Mru oder Mru II, 492
M'schalcha II, 364
Mfirda II, 289
Mugdascho II, 242
Mugh II, 491
Muhhekanew s. Mohegan
Muhumbe II, 119
Mukassequeres II, 120
Mulai II, 310
Mulatten I, 492
Mulgraveinsulaner I, 139, 142, 144
Munda II, 459
Mundakolh II, 460
Mundo II, 209, 220
Mundombe II, 119
Mundrukú I, 439
Muong II, 504
Muquisso II, 119
Muquor II, 487
Mura I, 433, 434
Múremi II, 474
Murut II, 526
Musaia II, 289
Muschagagmiut I, 253
Musessan II, 398
Musgu II, 186, 196
Muskegon I, 305
Muskogih I, 323, 325
Musserongo II, 122
Mu-i-sun I, 329
Muysca s. Chibcha
Mwana-Ntaba II, 103
Myu s. Mru
Mzabiten s. Beni Mzab
Mzaia II, 289

N.

Nachtschuoi s. Kisten
Naehiaok s. Krih
Naga II, 480 ff.
Naganeger II, 162
Nagrandan I, 373
Naguegtgagehee I, 453
Nahuatl I, 218—220, 353
Nail Nharaba II, 310
Nail Scheraga II, 310
Nailijah II, 310
Nair II, 465, 467
Nalu II, 165
Nama (Namaqua) II, 24, 29
Nanenuk I, 445
Nano II, 43
Napo I, 396, 397
Naskopis s. Naskapit
Nasenstockträger II, 16, 22
Naskapit oder Nescaupi I, 305
Naß I, 283
Natkuadsh oder Natuchaizen II, 640
Natschez I, 323
Navajos I, 298, 337
Nayaindianer I, 288
Naza I, 345
Ndamm II, 200, 205
Nduggo II, 226
Nebtah II, 252
Neecelowes I, 283
Neger I, 496, II, 139 ff.
Negrito I, 69, II, 540 ff.
Nehiroirini oder Scheschaputosch I, 305
Nemensha II, 310
Nepali II, 446
Nera II, 256
Nescaupi s. Naskapit
Nesliua II, 289
Netela I, 349
Neubritannieninsulaner I, 105 ff.
Neuhebrideninsulaner I, 114 ff.
Neukaledonier I, 119 ff.
Nevome s. Pima
Newari II, 472
Nez percés I, 292.
Ngalma II, 192
Ngazir II, 193
Ngizzem JI, 196
Ngoma II, 193
Nguru II, 186
Nharui II, 430
Niambari II, 209, 220
Niamniam II, 227 ff.
Nigritier II, 4, 139
Nijora I, 337
Nikobaresen II, 542
Ningel II, 185
Nischinam I, 329
Ntomi II, 130
Nubah s. Nuba
Nogaier II, 620
Nong II, 504
Nozi I, 328
Nosairyer II, 388 ff.
Nuba II, 139, 231, 234 ff.
Nubier s. Barabra
Nuër oder Nuehr II, 208, 211
Nuffi s. Nupe
Nukuhiwainsulaner I, 164, 165, 171, 173, 182
Numakaki s. Mandan
Numepo s. Sahaptin
Nundawaono s. Seneka
Nupe oder Nuffi II, 145
Nutkastämme I, 284, 289, 293
Nyang-Bara s. Niambari
Nyillem II, 200, 205

O.

Oaekakalot s. Guaykuru
Odschi oder Utschi II, 152
Odschibwä oder Chippeways I, 308
Oezbegen oder Usbeken II, 425, 583, 611 ff.
Ogurdschali II, 614
Okande II, 130, 131, 136
Okeogmiut I, 253
Ok-kow-isch s. Modok
Okota II, 130
Okschi s. Klamath
Olamentke I, 329
Olmeken I, 353
Olo-kahayan II, 522
Olo-Mengkatip II, 522
Olo-Ngadschu II, 522
Olo-Pulopetak II, 522
Olo-Sampit II, 522
Olutoren oder Eluteat II, 579
Omaguá I, 436, 438
Omoken II, 581
On II, 610
Onava I, 350
Onayoteka s. Oneida
Oneida oder Onayoteka I, 310
Onondaga oder Onundaga I, 310
Onundaga oder Onondaga I, 310
Opata I, 350, 351
Orang-Benua II, 507
Orang-dagang II, 507
Orang-gunung II, 507
Orang-laut II, 507, 526
Orchoi s. Samojeden
Oregonindianer I, 289, 290, 291
Oriya II, 446
Orlam II, 38
Orma s. Wagalla
Orokoyanna I, 413
Oropia s. Uyapé
Orotina I, 373
Orotongen II, 584
Orotschonen II, 584
Orungu II, 130
Osagen I, 318

Osaka II, 130, 131
Oschabo II, 131
Oscheba II, 130
Oshebo II, 130
Osmanli oder Osmanen II, 620 ff., 645
Ossetен II, 636 ff.
Ostjaken II, 596
Ostjaksamojeden II, 592
Otamtsch II, 615
Ot-Danom II, 522
Oteibe s. Ateibe
Otomaken I, 412
Otomi oder Hiahiu I, 362
Otschi-herero II, 43, 118
Ottawa I, 309
Ottogami oder Outtagaumie I, 308
Otu oder Otoes I, 318
Otuke I, 397.
Outtagaumie s. Ottogami
Ova-kuambi II, 43
Ova-kuandschera II, 43
Ova-mbandscheru II, 43 118
Ova-mpo II, 43, 118
Oyampi I, 438

P.

Pacuris s. Bakahiri
Paduka s. Komantschen
Paharia s. Radschmahalkolh
Pahni oder Pawnees I, 321
Pahouins s. Oscheba
Pahucha s. Jowa
Pah Utah I, 347
Pakaguara I, 397
Pakälle II, 227
Pakamoro I, 396
Pakasa I, 395
Pakhpu II, 437
Palauinsulaner I, 139, 142, 149, 152—155, 156
Pali II, 447
Pallanen II, 579
Pallen II, 445
Palouseindianer I, 293
Paluan II, 526
Pambia II, 227
Pame I, 363
Pampasindianer I, 224
Pampasvölker I, 451 ff.
Panditen II, 438, 439
Pandschabi II, 446
Pangoa I, 398
Pano I, 396
Pantasmo I, 370
Papaa II, 147
Papago I, 349
Pape II, 494
Papel II, 162, 164
Papua I, 69 ff.
Paravilhana I, 412
Parbhu II, 445
Parenen II, 579
Parentin s. Pariqui
Parezi oder Pareci I, 431, 447
Paria II, 445
Pariagotto I, 412, 413
Pariqui, Parentin oder Cetai I, 437
Parrasta I, 370
Parsi oder Gebr II, 409, 458
Parsiwan II, 425
Paschtô od. Pachto II, 426
Paschtoligmiut I, 253
Passamaquoddi od. Mareschit I, 306
Passé I, 432
Passumah II, 508
Pastaza I, 397
Patagonier I, 223, 224, 463 ff.
Pata-lima II, 529
Pata-siwa II, 529
Pathân oder Afghanen II, 408, 453
Pato I, 437
Pattun s. Dschuang
Paumotu I, 162, 163, 167, 177, 182
Paute I, 397
Pawnees s. Pahni
Paya I, 370, 371
Payagua oder Payagoa I, 452
Pa-jii II, 483 ff.
Pehuentschen I, 403
Pelasger II, 649
Pelon I, 345
Peman II, 526
Penobscot I, 306
Penrhyninsulaner I, 162, 167, 175, 177, 179
Peoria I, 308
Pepehoan II, 537
Pericu I, 334
Permjäken II, 644
Permier II, 583, 643
Perser II, 408 ff.
Peruaner I, 223, 384—396
Peschcerähy I, 463 ff.
Pe-ta-ha-vah-da I, 321
Petschenegen II, 620
Peuls s. Fulah
Pe-y II, 494
Piaka s. Kabixi
Pianagotto I, 412
Piankaschah oder Pinteshaws I, 308
Pikuntschen I, 403
Pilkosmi I, 398
Pima oder Nevome I, 349 bis 350
Pimenteiras I, 432
Pinaleños I, 337
Pinaré I, 437
Pindo I, 397
Pinteshaws s. Piankaschah
Pipil I, 353, 361
Piratini II, 397
Piru s. Tschontaquiro
Pisiatari I, 398
Pitcairninsulaner I, 209 ff.
Pnom II, 501
Pochety I, 438
Pokontschi I, 369
Polynesier I, 66—68, 158 ff.
Pomo I, 329
Ponapesen I, 148, 149
Popoluka I, 366
Poragi s. Parezi
Poton oder Poté I, 444
Pottowatomi I, 309
Poya I, 370
Prakrit II, 447
Pshawen II, 631
Pueblоindianer I, 341 ff.
Pueltschen I, 453 ff.
Pu-i-su I, 329
Puntschinesen II, 547
Puri I, 445
Purjonen II, 166
Puruaye I, 395
Pu-shush s. Pu-i-su
Putumayo I, 412
Pwo II, 492

Q.

Qadawa oder Qadiwa II, 197
Qauamah II, 208
Qena II, 23
Quacoll I, 284
Quanto II, 500
Quappa I, 318
Quarr II, 501
Quaruara oder Guaraуara I, 437
Queranbi I, 453
Queres I, 342
Quiche s. Quitsche
Quichua s. Ketschua
Quijo s. Napo
Quillacinga I, 395
Quimbandi II, 119
Quiriquire I, 412
Quitsche I, 219, 367, 369

R.

Radeh II, 501
Radschmahalkolh oder Paharia II, 460
Radschputen II, 444
Rahhan'win-Somal II, 243
Rahman II, 310
Rama oder Melchoro I, 370
Ramusi II, 462
Ranqueles I, 404, 407
Rattenindianer I, 301
Rde II, 502
Reddi II, 465
Redschang II, 508
Remo I, 397
Rhaman II, 310
Rhossel II, 310
Ricara I, 322
Rind II, 430
Rom II, 651
Romäer II, 649
Romanen I, 230, 487 ff. II, 645
Rothäute I, 297
Rufah s. Abu Rof
Rukahee I, 453
Rumgâli oder Lumgâli II, 433
Russen II, 646
Ruthenen oder Kleinrussen II, 646

S.

Saan od. Buschmänner II, 11 ff.
Sabderat II, 251
Saboja I, 432
Sacha-lar s. Jakuten
Sadjeli II, 398
Sahaptin od. Nez percés I, 292 ff.
Saho, Schooho od. Schiho II, 245
Saiah II, 310
Sajaten II, 614
Sak s. Thock
Sakalaven II, 331
Sakar II, 614
Saktili II, 445
Saliva I, 412
Salomoninsulaner I, 111 ff.
Samang I, 70
Samariter II, 380
Sambal II 641
Samoaner I, 162 ff. 167, 170, 174, 175, 181 ff.
Samojeden II, 583, 592 ff.
Samreh II, 500
Sandwichinsulaner s. Kanaken
Sangurani II, 430
San-pan II, 555
Sanskrit II, 446
Santal s. Sonthal
Santi I, 323
Santiagoindianer I, 397
Saques s. Sax
Sara II, 200, 205
Saraveta I, 397
Sarrar s. Sererer
Sarten II, 424
Sarua II, 200, 204
Sary Bagisch II, 611
Saryk II, 615
Satipo I, 398
Saulteux I, 309
Savara II, 462
Sawâliheh II, 368
Saxindianer I, 308
Sayak II, 611
Sbeah II, 310
Schahni oder Shawnee I, 307 ff.
Schaïb II, 310
Schakaya I, 397
Schakschu II, 437
Schambioia od. Schimbioa I, 442
Schamikoko I, 432
Schammar od. Schomr II, 364, 394
Schamseddüriy II, 398
Schan II, 485
Schangalla II, 238
Schapsjugen II, 640
Schara oder Scharaigolmongolen II, 597
Scharif Dschafarbai II, 614
Schatebo I, 397
Schavanten oder Xavantes I, 442
Schawona s. Schahni
Schauia II, 289
Schegerai-Tam II, 641
Scheibun II, 234
Schelagen II, 581
Schellöchen s. Schuluk
Schendu s. Hling-dschu
Scherârât II, 364
Scherbro od. Scherboro II, 165
Scherenten I, 442
Scheri II, 224
Scheschaputosch s. Nehiroirini
Scheyenne oder Cheyennes I, 310
Schichez od. Schichliari II, 614
Schiho s. Saho
Schilluk II, 208, 209 ff.
Schinaki II, 432
Schinwarai II, 429
Schipibo I, 397
Schir II, 209
Schiranai II, 429
Schlangenindianer s. Schoschonen
Schobaeng od. Schombeng II, 542, 543
Schoehad II, 208
Schoho II, 241
Schombeng s. Schobaeng
Schomr s. Schammar
Schop II, 502
Schoschonen I, 346
Schowiah II, 286
Schukurieh II, 251, 252
Schuli II, 220
Schuluh oder Schlu II, 274
Schumr II, 353
Schurii-Kia-Miau II, 545
Schuschwap I, 292
Schwarzfüße od. Blackfeet I, 309
Sdama II, 310
Sebassa I, 283
Se-chlapi II, 42
Sedan II, 501
Sefidposch II, 433
Sehuan-kunny I, 455
Seko I, 370, 371
Selabâ s. Solibâ
Selanly II, 398
Selem II, 310
Selisch I, 292
Sellaua II, 310
Semang II, 482, 541
Seminolen I, 323, 325
Sena II, 43
Seneka oder Nundawaono I, 310
Senja II, 310
Serben II, 647
Serechule (Sarakulé, Serakolet) II, 166
Serekong I, 413
Sererer oder Sarrar II, 162 ff.
Seri I, 345
Se-rolon II, 42
Se-suto II, 42
Se-tschuana II, 42
Sewi I, 323
Sgau II, 492
Shan od. Shanejewzen II, 640
Shawnee s. Schahni
Shekwan II, 537
Siahposch s. Kafir
Sial II, 443
Siamesen od. Thai II, 494 ff.
Siban II, 289
Sidi Hassen II, 309
Sien-pi II, 555
Sihanaka II, 334
Si Jaheïa ben Taleb II, 310
Sikh II, 442, 443, 452
Silibawa s. Sisilbe
Simalakunja II, 127
Sindhi II, 446
Si-ndonga II, 43
Singsu s. Katschin
Singhalesen II, 459, 470
Sioux s. Dakota
Siquia I, 370, 372
Siqulab II, 251
Siriguano oder Xiriguano I, 439
Sisilbe od. Silibawa II, 176
Sissionwan od. Sussitong I, 313
Sitkinkoan I, 279
Skalzi s. Flatbows
Slidi I, 321
Skoffie oder Escopies s. Naskapit
Skraelingjar I, 232

Skypetaren od. Albanesen II, 649
Slawen II, 645 ff.
Sobab II, 251
Sojoten II, 596
Sokoro II, 200, 201, 204
Sol II, 610
Solibá od. Selabá II, 364
Solor od. Sfalyr II, 615
Somal II, 240, 241, 242
Somraï II, 200, 202
Soninke ſ. Serechule
Sonrhay II, 181 ff.
Sonthal od. Santal II, 460
Soromawa II, 176
Soſo ſ. Suſu
Souriquois ſ. Mikmak
Sova I, 370
Sſadſen od. Dſhigeten II, 641
Sſalyr ſ. Solor
Sſere II, 226
Steinindianer ſ. Aſſiniboin
Stieng II, 501
Stikinkoan I, 279
Suahili II, 87
Suanen od. Swaneten II, 624 ff.
Sultu II, 611
Suay II, 500
Subirana I, 370
Südamerikaner I, 377 ff.
Sugr II, 364
Sultan II, 310
Sulu II, 42, 49 ff.
Sulumalayen II, 537
Sumale II, 234
Sumata II, 289
Sundanesen II, 512
Suſſitong ſ. Siſitonwan
Suſu II, 167, 171
Suto (Ba-ſuto) II, 68 ff.
Swaneten ſ. Suanen
Syrer II, 375 ff.
Syrjänen II, 643, 644

T.

Ta'amireh II, 364
Tabbo II, 226
Tabi II, 236
Tadſchik II, 408, 424
Tagai II, 611
Tagalen II, 534 ff.
Tahitier I, 162 ff. 167, 170, 172, 178, 183
Takaſtämme II, 251
Takulli I, 284
Talaing od. Mon II, 493 ff.
Talatui I, 329
Talih II, 492
Talu-het I, 453
Tamanaken I, 412
Ta-Maſcheq oder Ta-Maſchirt II, 274
Tambo ſ. Tumba
Tamoyos I, 437
Tambuki ſ. Ama-Tembu
Tamulen od. Tamilen II, 463 ff.
Tanala II, 333
Tanguten II, 608
Tankey II, 334
Tano I, 342
Tao I, 342
Tapirapé I, 438
Tapuios I, 223
Tapuja I, 441
Taracones I, 337
Tarasken I, 363
Tarhumara I, 351, 352
Taru II, 492
Taruma I, 412, 413
Tasmanier I, 59 ff.
Tat II, 408, 425
Tataren II, 583, 619, 629, 645
Tatatén I, 296
Taula II, 106
Tawgy II, 592
Tawki II, 430
Tayrona I, 412
Tchoni ſ. Ak Atabai
Teda II, 269
Tedaga II, 269
Teggele od. Tekele II, 234
Tehua I, 342
Tehuelſchen oder Patagonier I, 455 ff.
Teke oder Tekinzen II, 615
Tekeenika I, 464
Tekeza II, 42
Tekles II, 253
Tekuna I, 432
Teleuten II, 597, 608, 620
Telinga ſ. Telugu
Telugu oder Telinga II, 464 ff.
Temariam II, 253
Temanánga I, 438
Temirgoi II, 640
Temiriſti I, 398
Temne oder Timni II, 165
Tepaneken I, 353
Tepehuana I, 351, 352
Tepoka I, 345
Teptjären II, 643
Teroa II, 260
Terraba I, 375
Terrawia ſ. Bele
Tetan ſ. Komantſchen
Teton ſ. Titonwan
Thai ſ. Siameſen
Thi II, 504
Thioma II, 502
Thlintit ſ. Koljuſchen
Thock oder Sak II, 492
Thukheub II, 23
Thung-lho II, 492
Tibeter II, 474 ff.
Tibbu ſ. Tubu
Tigre II, 259
Tiktitikti ſ. Atka
Timni ſ. Temne
Titonwan od. Teton I, 314
Titri II, 310
Tiuleh II, 242
Tiyab II, 279
Tlamati ſ. Klamath
Tlapaneken I, 353
Tlaskalteken I, 353
Tlatskanai I, 295
Toaka I, 370, 371
Toba I, 452
To-Bedſchauijjeh II, 250
Toboſo I, 345
Tochtamyſch II, 615
Toda, Tuda oder Tudavar II, 467
Toepun II, 503
Tolteken I, 218—219, 365 ff.
Tomaghera II, 193
Tonganer I, 162 ff. 167, 170, 178, 180—181
Toni II, 185
Tonkawa I, 345
Tonkineſen II, 503 ff.
Tonto I, 336
Totonaken I, 362
Totti II, 445
Tottiyar II, 465
Toucouleurs oder Tukulör II, 176
Towarah II, 364, 367
Trara II, 289
Trarza II, 279
Tſchachtah oder Choctaws I, 323, 325
Tſchamar II, 445
Tſchangar II, 445
Tſchango od. Chango I, 396
Tſchanguen od. Changunes I, 375
Tſchapogiren od. Chapogiren II, 584
Tſcharta I, 395
Tſcharrua oder Charruas I, 453
Tſchaudor II, 614
Tſchauwi od. Chowe I, 321
Tſchenna od. Chenna I, 406
Tſchepang II, 473
Tſcheremiſſen II, 644
Tſcherkeſſen II, 640
Tſchetiſche-het I, 453
Tſchetſchenzen II, 629
Tſchewa II, 92
Tſchiapaneken I, 353
Tſchibitſcha od. Chibeha I, 383, 384
Tſchiglit I, 253, 254
Tſchikalanken I, 353
Tſchikaſah oder Chikaſaws I, 323, 325
Tſchikiana I, 413
Tſchikito oder Chiquito I, 397, 402
Tſchilake ſ. Tſchiroki
Tſchilaſi II, 432, 434
Tſchimſian I, 283
Tſchin II, 485
Tſchinanteken I, 364
Tſchingpo oder Singfu ſ. Katſchin
Tſchino oder Chino I, 493
Tſchinuk I, 293 ff.
Tſchippeweyanindianer I, 297 ff.
Tſchir II, 209
Tſchirapa I, 397
Tſchiriguai od. Chiriguais I, 337
Tſchiriken II, 611
Tſchirwa II, 197
Tſchiroki od. Cherokees I, 323
Tſchiru I, 375
Tſchittralen od. Khyo II, 433
Tſchitſchimeken I, 353
Tſchnagmiut I, 253
Tſchoko od. Choco I, 375
Tſchol od. Chol I, 369
Tſcholo od. Cholo I, 375
Tſcholuteken oder Choluteca I, 373
Tſchon-Bagiſch II, 611
Tſchontal oder Chontales I, 374
Tſchontaquiro oder Chontaquiros I, 397, 400
Tſchorotegen oder Chorotegas I, 373
Tſchorti od. Chorti I, 369
Tſchuanen II, 66 ff.
Tſchugatſchen I, 253, 255
Tſchuguni II, 433
Tſchuktſchen I, 231, II, 575 ff.
Tſchukunaken oder Chucunaquen I, 376
Tſchura II, 445
Tſchuwaſchen II, 644
Tſchwea ſ. Khek
Tſiam II, 483
Tſiampa II, 500
Tſihaili-Seliſh I, 292
Tſoneka ſ. Tehuelſchen
Tuarik, Tuareg oder Imoſcharh II, 273 ff.
Tubar I, 350
Tubbi I, 326, 327
Tubu oder Tibbu II, 269
Tudavar ſ. Toda
Tudſcha II, 289
Türken II, 583, 609 ff.
Türkmenen ſ. Turkomanen
Tuitſch II, 209
Tukulör ſ. Toucouleurs
Tulu od. Tuluva II, 467
Tumal II, 634
Tumale II, 234
Tumba od. Tambo I, 398
Tumbla I, 370, 372
Tumbuka II, 92
Tummot II, 200, 203, 205
Tunanana II, 413
Tundſcher II, 197
Tunguſen II, 583, 584 ff.
Tupi I, 380, 430, 431, 436 ff.
Tupinambá I, 435
Tura II, 193
Turievo I, 383
Turkomanen oder Türkmenen II, 583 613 ff.
Tuscarora I, 310
Tuſchen II, 631
Twaka I, 370
Thapi II, 165
Tzendal I, 367, 369

U.

Uargla II, 289
Uaupé I, 433
Ubychen II, 641
Ubai II, 541
Ubſchayini II, 446
Ubſchurah II, 243
Uelad Sliman oder Aulad Soliman II, 271
Ugalachmiut I, 274
Ugina I, 441
Ugrer II, 583, 596, 643
Uirina I, 432
Ukiner II, 579
Uled abd el Nur II, 310
Uled abi ben Sabor II, 310
Uled Delim II, 279
Ulad Mbarek II, 177
Uled Sidi Scheich II, 310
Ulhaja II, 289
Uli-lima II, 529
Uli-ſiwa oder Pata-ſiwa II, 529
Ulua ſ. Wulwa
Ul-yang-hai ſ. Sojoten
Umbete II, 131
Umpqua oder Umkwa I, 295
Una-Kotana I, 274
Unalaſchka I, 258
Unaligmiut I, 253
Uon-Nupe II, 146
Upano I, 397
Upſaroka I, 320
Ural-Altaier II, 583
Uralier II, 583
Urankolh II, 460
Urdu ſ. Hindi
Urgema II, 310
Usbeken ſ. Oezbegen
Utſchi ſ. Odſchi
Utſchiti oder Uchitis I, 334
Uyapé oder Oropia I, 438

V.

Vaka II, 163
Vancouverinſulaner I, 289
Vazimba II, 333
Vedda ſ. Weddah
Vei II, 167 ff.
Viſayas II, 534
Vitiinſulaner I, 125 ff.
Voyageurs I, 291
Vuato ſ. Guato

W.

Waboni II, 240
Wadawa II, 205
Wadoe II, 241
Wadſcho od. Badſcho II, 526
Wagalla II, 240, 241, 244
Waganda II, 100
Waguha II, 102
Wahiau ſ. Mohiau
Wahtpatoan ſ. Wahpetonwan
Wahpekute I, 313
Wahpetonwan od. Wahtpatoan I, 313
Waicura ſ. Guaicuri
Waillaptu I, 293
Wailakki I, 296
Wakaſchindianer I, 284
Wakerewe II, 100
Wakingoli II, 90
Wakore II, 168
Wakuaſi od. Eloikob II, 238, 239 ff.
Walla-walla II, 292 ff.
Wallpatz ſ. Hualapais
Waman II, 239
Wamuera II, 90
Wandala ſ. Mandara
Wandurobo II, 239
Wané-Mpungu II, 103
Wangarawa II, 168
Wangindo II, 90
Wa-Ngwana II, 100
Wanika II, 88, 241
Wanki oder Wankees I, 370, 372
Wankurden II, 398
Wanyamwesi II, 100
Wapanachki ſ. Abenaki
Wapiſchiana I, 412, 413
Wapokomo II, 240
Wappo I, 329
Warali II, 462
Waregga II, 103
Warrau ſ. Guarauno
Warſangeli oder Wer-Singelli II, 242
Waruma II, 100
Waſchinſi II, 88
Waſcho I, 328
Waſigua II, 88
Waſirai II, 429
Waſſaniä II, 240
Waſukuma II, 100
Watſche II, 147
Wattal II, 445
Watuta II, 102
Watwa II, 105
Weddah oder Vedda II, 470, 471 ff.
Wegbe oder Crepe II, 151

Weigâli II, 433
Weiße in Nordamerika I, 475 ff.
Welad Sliman ſ. Uelad Sliman
Wenya II, 104
Whydahneger II, 147
Wihinaſcht I, 346
Winibago oder Winipeg I, 318
Winnebagoindianer I, 273
Win-tun I, 329
Wirigâli ſ. Kattigâli
Wiſh-osk I, 329
Wogulen II, 596, 643
Woloſ II, 160 ff.
Woyawai I, 413
Wotjäken II, 644
Woyunka II, 170
Wugi ſ. Bugi
Wulwa od. Uluas, Micos I, 370, 372
Wurukzai II, 429
Wyandot I, 311

X.

Xa II, 504
Xavantes ſ. Schavanten
Xicaque I, 370, 371
Xicarillas I, 337
Ximbioas ſ. Schambioa
Xiriguano ſ. Siriguano
Xong oder La-ſong II, 500

Y.

Yabipais oder Yampais I, 336
Yadina ſ. Budduma
Yakana-kunny I, 455, 464
Yakima I, 293
Yalimbongo II, 130, 136
Yamko I, 396
Yamparika I, 347
Yankees I, 476 ff.
Yapi I, 148
Yapu I, 464
Yaqui oder Hiaqui I, 350, 351
Yaruro I, 412
Ya-tſeu II, 487
Yauyo I, 396
Yokuts I, 329
Yola oder Ayamat II, 163
Yonak I, 453
Yorubaneger II, 146
Yuguarzongo I, 396
Yuki I, 329
Yumavölker I, 335 ff.
Yurok I, 328

Z.

Zabaing ſ. Jabain
Zambo I, 493
Zamora I, 397
Zamuka I, 397
Zapara I, 412
Zaporo I, 396
Zapoteken I, 364, 365
Zebeldiner ſ. Sambal
Zekri II, 310
Zenakra II, 310
Zerdeſa II, 289
Zibari II, 397
Zigeuner II, 650
Zoghawa II, 271
Zoque I, 365, 366
Zrnagorzen ſ. Montenegriner
Zuarra II, 289
Zuaua II, 289
Zuñi I, 342
Zurumata I, 413
Zutuhil I, 369

BOUND BY
THE
COMPANY
LTD